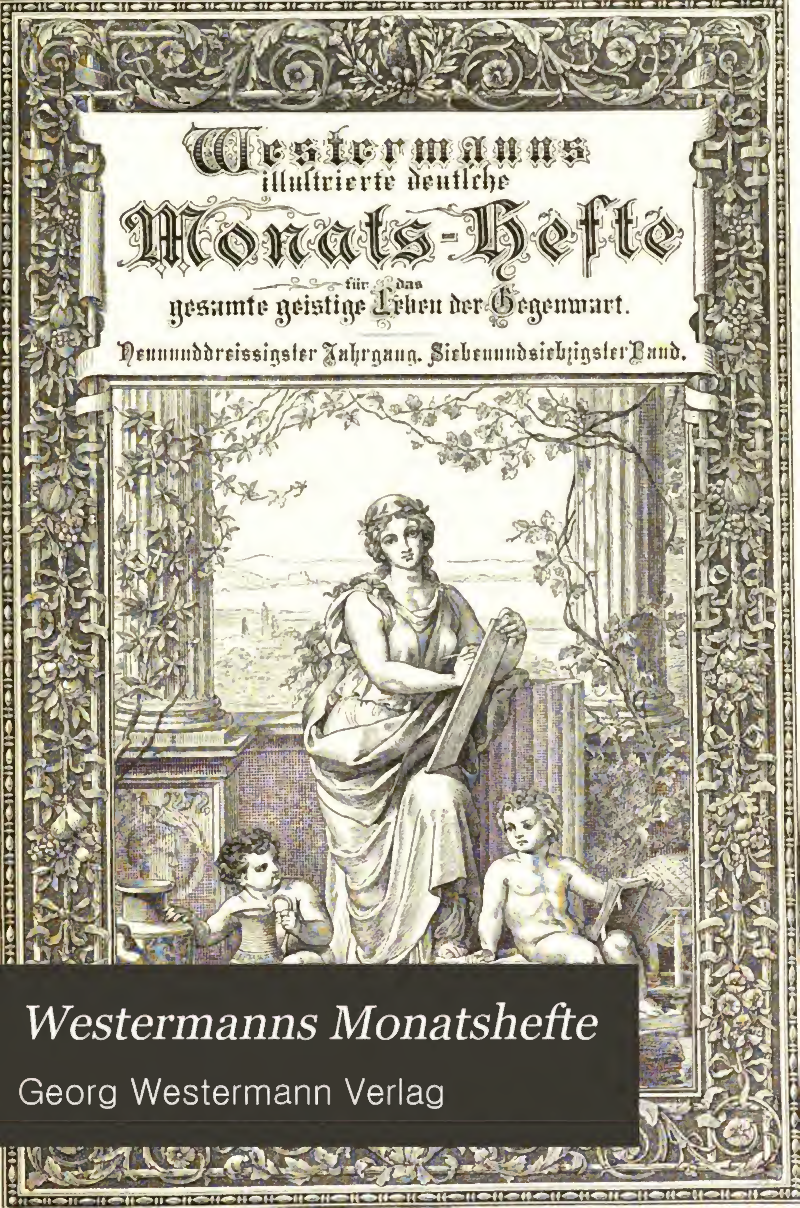
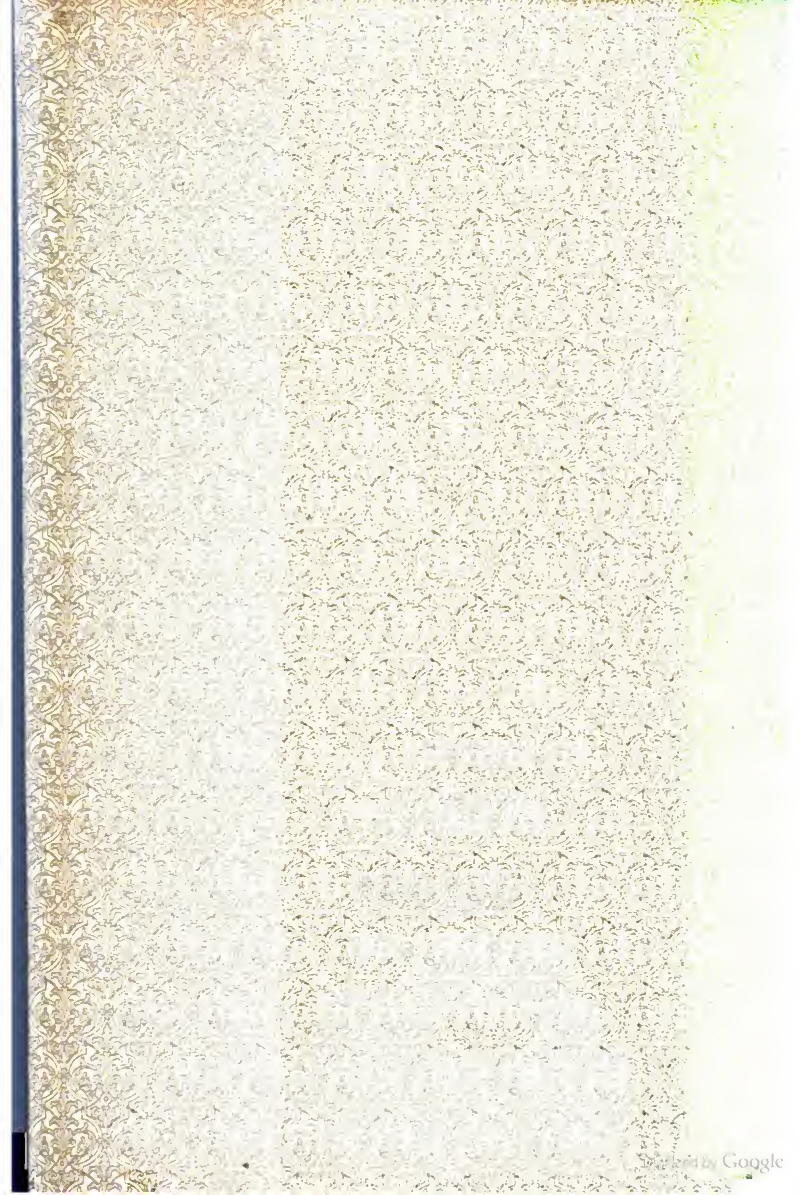

Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.
Neununddreissigster Jahrgang. Siebenundsiebzigster Band.
Westermanns Monatshefte
Georg Westermann Verlag



Westermanns

# Illustrierte Deutsche Monatshefte.

---

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

---

Siebenundsiebzigster Band.

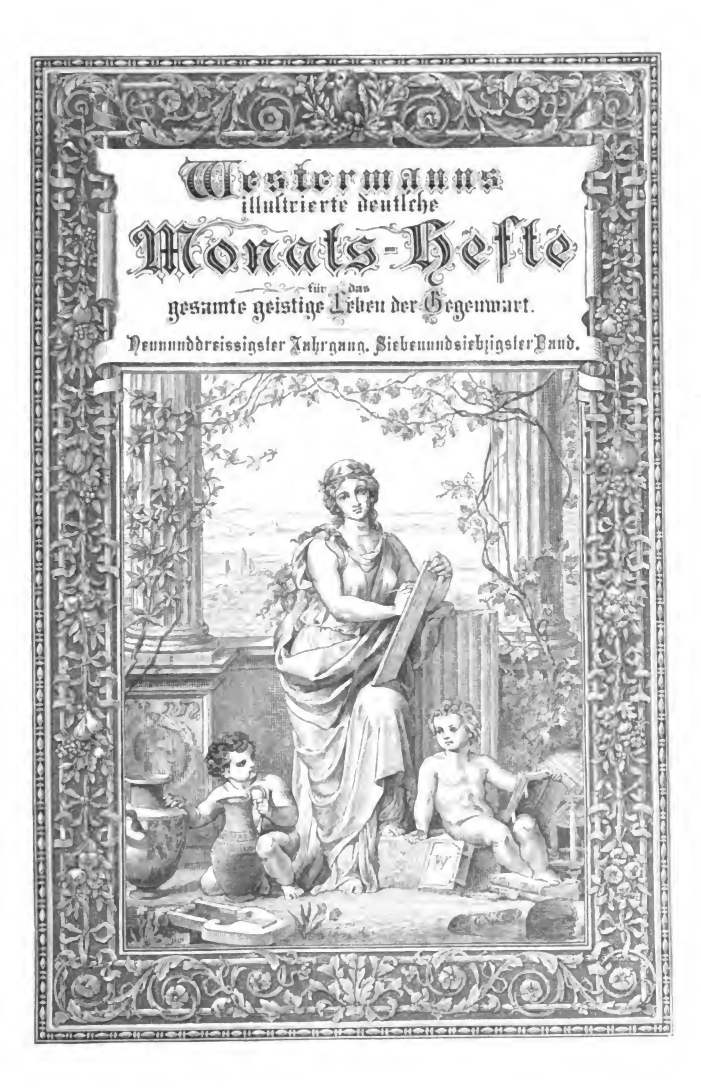
Oktober 1894 bis März 1895.

---

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1895.


Westermanns
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
für das
gesamte geistige Leben der Gegenwart.
Neununddreissigster Jahrgang. Siebenundsiebzigster Band.

# Verzeichnis der Mitarbeiter

am

## siebenundsiebzigsten Bande

der

## Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Bie, Oskar, in Charlottenburg, 615. — Binzer, C. A. L. von, in Altona, 353. — Dessoir, Max, in Berlin, 375. — Eckstein, Ernst, in Dresden, 452, 649. — Ehlers, Otto E., in Kalkutta, 15, 162, 410. — Engelnstedt, N. von, in Weimar, 109, 194. — Geiger, Ludwig, in Berlin, 80, 224, 314. — Gumprecht, Otto, in Meran, 183. — Gurlitt, Cornelius, in Dresden, 725. — Hansson, Ola, in Schliersee, 206. — Harten, Theodor, in Paris, 760. — Heiberg, Hermann, in Schleswig, 393, 521. — Heyden, August von, in Berlin, 500. — Hindermann, Adele, in Minden, 632. — Hoffmann, Hans, in Wernigerode, 48. — Hughes, Henry, in Soden, 767. — Ischreyt, G., in Dorpat, 240. — Katsch, Ferdy, in Forbach, 336. — Kleinschmidt, Arthur, in Heidelberg, 300. — Kronfeld, Adolf, in Wien, 33. — Laufen, Paula, in Ulm, 459. — Lehmann, Victor, in Schlachtensee bei Berlin, 666. — Lessing, Julius, in Berlin, 96. — Mariano-Pilar, Cecil, in Neapel, 322, 485, 598. — Möllhausen, Balduin, in Berlin, 582. — Pawel, Jaro, in Währing-Wien, 255. — Pfungst, Arthur, in Frankfurt a. Main, 310. — Pietsch, Ludwig, in Berlin, 541. — Roberts, Alexander Baron von, in Berlin, 66. — Schmidkunz, Hans, in Söcking bei Starnberg, 692. — Schröder, Bruno, in Göttingen, 562. — Schultheiß, Fr. Guntram, in München, 755. — Spielhagen, Friedrich, in Charlottenburg, 1, 137. — Steigerwald, Joseph, in Mainz, 512. — Stern, Adolf, in Dresden, 567. — Thilo, Julius, in Mühlheim, 625. — Ubl, Emil, in Klagenfurt, 698. — Wichert, Ernst, in Berlin, 265.

# Inhalt
## des siebenundsiebzigsten Bandes.

# Namen- und Sachregister
## zum siebenundsiebzigsten Bande.



# Mesmerismus.

Novelle
von
**Friedrich Spielhagen.**

I.

Den Titel des Gedichtes zu übersetzen, hatte freilich keine Mühe gemacht: Mesmerism — Mesmerismus; aber viel weiter war Roderich mit der Arbeit nicht vorgerückt, trotzdem er nun schon die halbe Nacht daran gewandt hatte. Für einzelne Worte und Phrasen glaubte er den rechten Ausdruck gefunden zu haben; diese oder jene Wendung schien glücklich herausgekommen; und das stand so nebeneinander, untereinander zwischen großen Lücken auf dem Papier, wie auf einem Baugrund behauene Steine, die man zur Errichtung eines Hauses herbeigetragen, und nur der Meister fehlt, der sie zusammenfügen könnte.

Hundertmal hatte er die Feder niedergelegt und wieder ergriffen, immer in der Hoffnung, nun werde ihm gelingen, die Teile aneinander zu reihen, deren geistiges Band er doch so fest zu halten glaubte. Robert Browning schwelgte hier, wie überall, in Dunkelheiten: halb ausgesprochenen Gedanken und Gefühlen, mystisch-bizarren Bildern, aber doch nicht ausschweifender als „In a gondola"; und das lange Poem mit den fortwährend wechselnden Metren und verschlungenen Reimen hatte er damals in so kurzer Zeit, wie im Fluge, zu Papier gebracht — für sie! für sie!

Das war's gewesen! hatte seiner Empfindung die Glut und Innigkeit, seiner Phantasie den Schwung, seiner Sprache die Kraft gegeben, daß er die einzelnen Strophen, wie er sie tags über — in den leidigen Stunden, wo er sich von ihr trennen mußte — hingeworfen, des Abends recitieren durfte, während ihre Gondel aus Licht in Dunkel, aus Dunkel in Licht lautlos durch die schweigenden Kanäle glitt vorüber an stummen Palästen, auf deren Fassaden das Mondlicht träumte. „Hand in Hand und Lipp auf Lippe!" Da freilich waren Wirklichkeit und Gedicht für ihn ununterscheidbar ineinandergeflossen; da freilich hatte es wenig Kunst gekostet, ein Poem nachzudichten, das der Meister selbst nur aus dem frischen Quell des Selbsterlebten so herrlich hatte schöpfen können.

Dennoch an der Gleichheit des im Gedicht Geschilderten und der Wirklichkeit des Augenblicks fehlte es auch diesmal nicht.

In einem einsamen Hause, das der herbstliche Nachtsturm umtost, sehnt sich der Liebende nach der fernen Geliebten; sehnt sich nach ihr so innig, so schmerzlich, daß die Bande, welche die Kreatur in den engen Kreis der Sinne zwängen, sich zu lockern beginnen, zerreißen; sie über Gebirg und Thal, die sie trennen, seinen Ruf vernimmt, seinen Schmerzensschrei; über Thal und Gebirg durch den Graus der Nacht dahergeschwebt kommt, in seinem Zimmer steht, der die Arme ausbreitet, in wahnsinnigem Entzücken die Geliebte an seine Brust reißt.

Was denn hätte hier an der identischen Situation gemangelt? Das einsame Haus — hier war es; der nächtliche Sturm — er tobte da draußen; und in dem einsamen, nachtsturmumtobten Hause — o Herr des Himmels, wilder, wahnsinniger hatte der Mann des Gedichtes sich nicht nach der Geliebten sehnen können, wie er nach ihr sich sehnte, mit der zum erstenmal die große Sonne wahrhaftiger Liebe glutvoll in sein Leben geschienen, ihm die Welt verklärend, der Welt ihr graues Alltagskleid abstreifend, daß sie vor ihm stand in paradiesischer Schönheit und Unschuld, wie die Geliebte selbst. Ein Traum! Ein holder süßer Traum, der nun nach ein paar wonnigen Tagen und Nächten ausgeträumt sein sollte für immer.

Ausgeträumt, wie bang ihm auch vor dem vollen Erwachen schauderte; wie fest er auch die Augen schloß, eine elende Minute nur weiter träumen, sich einreden zu können, daß er so weiter träume. Darum, nur darum hatte er heute nacht zu dem Browningschen Gedicht gegriffen, wie er zum Morphium seine Zuflucht nahm, die Schmerzen der alten Wunde in der Schulter einzuschläfern, wenn sie so arg tobten wie vorhin. Es war nur eine kleine Dosis gewesen und die gewohnte Wirkung nicht eingetreten. Dafür hatte sie ihm den Kopf so schwer gemacht, wie sein Herz ihm bleiern in der Brust hing. Warum packte der Sturm denn nicht noch fester zu, und das alte Haus stürzte zusammen und begrub ihn unter seinen Trümmern!

Um ein weniges und es wäre jetzt geschehen. Vor dem gewaltigen Stoß, der es getroffen, erbebte das Haus bis in den Grund. Von dem spitzen Giebel des Dachreiters prasselten einzelne Ziegel herab und fielen klatschend auf die durchweichte Erde; die Fenster in ihren wurmstichigen Rahmen klirrten; in dem Schlot des Kamins polterte es; die heisere Schelle der Gatterthür des Gartens klapperte, als risse eine ungeduldige Hand an dem eisernen Strange; die Flamme selbst der Öllampe auf dem Tisch flackerte ängstlich — Roderich nahm den Kopf aus der aufgestützten linken Hand und stieß, sich erhebend, einen dumpfen Wehschrei aus. Den Sessel mit der anderen Hand hastig zurückschiebend, hatte er nicht an den kranken Arm gedacht, durch dessen zerrissene Nerven ein wilder Schmerz schoß. Ein paar Augenblicke stand er, den Arm mit der anderen Hand stützend, durch die zusammengepreßten Zähne leise wimmernd. Der Anfall ging vorüber. Er holte den zurückgehaltenen Atem in ein paar langen Zügen nach und trat an die Fensterthür, von der er den dünnen, im scharfen Zuge, der durch die Ritzen blies, sich bauschenden und wieder zusammensinkenden Vorhang zurückschlug.

Der Blick von der Fensterthür über die niedere, schmale Terrasse, zu der ein paar flache Stufen aus dem Vorgarten heraufführten, war lieblich genug gewesen, als er an einem sonnig warmen Nachmittage des vergangenen Septembermonds, auf seiner rastlosen Irrfahrt durch Deutschland vom Zufall hierher in das thüringische Landstädtchen verschlagen, das seit Jahren leer stehende Haus mit allem Zubehör auf unbestimmte Zeit mietete. Hier glaubte er, wenn nicht Vergessenheit der Schmerzen und Ruhe der Seele, so doch Einsamkeit zu finden — die völlige Einsamkeit, nach der sich das wunde Herz so innig sehnte. Darin hatte er sich ja denn auch nicht betrogen: der Dulder auf Salas y Gomez konnte nicht einsamer sein zwischen seinen Felsenwänden als er hier in dem verlassenen Hause am Bergeshang über dem verschollenen Städtchen unten, vorausgesetzt, der Spanier hätte einen alten Diego gehabt, wie er seinen alten Christian; und der alte Diego hätte den Kummer seines Herrn so pietätvoll respektiert wie der alte Christian den seinen. Was galt die Wette? der Alte war heute nacht überhaupt nicht zu Bett gegangen, oder hatte sich in den Kleidern hingelegt und stand jetzt, von dem Sturmstoß aufgejagt, in der offenen Thür

seines Giebelzimmers, die dunkle stille Treppe hinabhorchend, wie er hier am Fenster in die heulende Nacht hineinstarrte.

Die heulende, rabenschwarze Nacht, die das liebliche Bild des friedlichen Thals mit dem sanft durch grüne Matten sich schlängelnden Flüßchen völlig ausgelöscht hatte, und durch die doch gespenstische Lichter huschten, wohl von der Sichel des Neumonds, die hinter dem Hause über dem Bergwalde stand und dann und wann den äußersten Rand der finsteren Wolken schwefelgelb färbte. Der finsteren Wolken, die thalwärts jagten über das Städtchen, dessen Lage nur ein paar helle Punkte ganz zur Linken am Fuß des langgestreckten Hügels andeuteten — Laternen des kleinen Bahnhofs, von dem eben der Sturm ein paar zerrissene Töne aus der Dampfpfeife einer Rangierlokomotive herauftrug, wenn es nicht das Pfeifen der Windsbraut um den Hausgiebel war. Oder das Winseln des Hundes in seiner Hütte am Gatterthor; oder das ängstliche Geschrei der Käuzchen aus den hohen Pappeln seitwärts im Garten, deren Äste knarrten und knackten, daß er es durch den Sturm hörte, der in dem Hochwald bergaufwärts donnerte, der Brandung gleich, mit der ein wild empörtes Meer gegen Felsenklippen rast.

Und da klatschte der Regen, der ein paar Momente nachgelassen hatte, wieder in schweren Güssen gegen die klappernden Scheiben — Roderich ließ den Vorhang fallen und trat in das Gemach zurück, schaudernd von der Kälte, mit der den Übernächtigten, fieberhaft Erregten der eisige Atem des Sturms durch die Ritzen der Fensterthür angeweht hatte. Aber nutzlos, zu Bett zu gehen. Ruhe hätte er ja doch nicht gefunden, nicht vor den bohrenden Schmerzen im kranken Arm, gegen die es, schlimmsten Falles, noch ein Gift gab, das sie bannte; und nicht vor denen da im Herzen, gegen die es kein Mittel gab: kein Gift und keinen Balsam und keine Heilquelle — nichts, nichts!

Und die nun so fortwüten würden für den Rest seines Lebens!

Er ging nach dem Kamin und warf ein paar Scheite auf die verglimmenden Kohlen. Dann trat er an das altfränkische Cylinderbureau, wo er einen Kasten aufschloß, aus dem er ein Paket Briefe nahm, mit welchem er zum Kamin zurückging. Aber das Feuer wollte nicht brennen; aus den feuchten Scheiten stieg nur erst dicker, grauweißlicher Qualm auf, die polternde Esse hinaufwirbelnd. Die Briefe verdienten, daß sie sich langsam zu Tode quälten, wie sie ihn gequält und gemartert diese letzten langen Wochen hindurch von dem ersten, noch nach Montreux, bis zu dem letzten von vorgestern, der allem die Krone aufsetzte —

Und dann kauerte er doch am Kamin in dem Urväterstuhl, den er mit all dem übrigen Gerümpel im Hause vorgefunden, auf die schwelenden Scheite starrend, das Paket Briefe in der Hand.

Wenn Georg nun doch von Anfang an klarer gesehen, von Anfang bis Ende recht gehabt und behalten hätte? Er war ein so nüchterner Kopf, ein so guter Beobachter, ihm selbst an Lebensklugheit und Welterfahrung hundertfach überlegen. Und dem die Leidenschaft kaum jemals den hellen Blick trübte, in diesem Falle gewiß nicht getrübt hatte, wo es sich um Tod und Leben handelte für den, den er mit einer mehr als brüderlichen Liebe liebte, die er im langen Verlauf ihrer Freundschaft tausendfach bewiesen. Wenn diese Briefe, die ihn so gekränkt und verletzt und die er am langsamen Feuer zu Asche machen wollte, wie sie eine Aschenschicht nach der anderen über seine erste Liebesglut gedeckt — wenn sie wiederum nur ebensoviele Beweise seiner treuen Freundschaft waren? Freilich, Georg wußte von dem einen nicht, ohne dessen Kenntnis weder was vorher geschehen war, noch was später kam, zu verstehen war. Aber die ersten Stadien des Verhältnisses hatte er doch mit durchlebt, kannte Lili, kannte den Grafen länger als er. Und, was centnerschwer in die Wagschale fiel: er hatte Lili nach der Katastrophe gesehen, gesprochen — vor wenigen Tagen erst; hatte sie gefaßt, ruhig gefunden, wie eine, deren Gewissen nichts trübt, die zum mindesten ihr Gewissen nicht trüben läßt, auch durch das Ungeheuerste nicht, das in eines Weibes Leben treten kann, und die, wenn das Kind, das sie unter dem Herzen trägt, das Licht erblickt, hingehen wird, es ihrem Gatten auf die Knie zu legen, ohne die Augen zu senken. Die Augen, die frommen Augen, die so leidenschaftlich flamm-

ten, wenn sein Bild sich in ihnen spiegelte, während seine Lippen auf den ihren brannten! So war denn auch, was die alte Brigitte ihm warnend zugeraunt, nicht wahr gewesen. So hatte sie sich nur aus den Armen des alternden Gatten in die des jüngeren Liebhabers gestürzt — der Abwechselung wegen!

Es mußte so sein. Bei all seiner friedlich frommen Gesinnung, bei aller greisenhaft verblendeten Liebe für sein junges schönes Weib — der alte Herr war doch immer ein Mann, und darüber kommt kein Mann hinweg. Und auch keine Frau, sie sei denn eine Buhlerin, die von Scham längst nichts mehr weiß. Nur so eine kann den vertrauten Freund des Geliebten, der vielleicht Kunde von allem hat — was denn vertraut der Freund dem Freunde nicht? — lächelnd bei sich empfangen; kann ruhig, gelassen —

Wie lauteten doch die verdammten Worte? Sie standen oben auf einer linken Seite.

Roderich suchte in dem Paketchen nach dem betreffenden Brief. Sie waren nach den Daten geordnet. Es mußte im vorletzten sein. Er fand die Stelle da nicht. Also der drittletzte! Auch der war es nicht, wie er sich überzeugte, nachdem er ihn mit den Augen überflogen. Mühsam bei dem Flackerlicht der gelben Stichflammen, die zwischen den zischenden Scheiten in die Höhe zu züngeln begannen. Er holte die Lampe vom Arbeitstisch und setzte sie auf das Tischchen neben dem Lehnstuhl am Kamin.

Und wie er ungeduldig und immer ungeduldiger in den Briefen blätterte, ohne, was er suchte, entdecken zu können, stieß er auf diesen, auf jenen Satz, den gelesen zu haben er sich nicht erinnerte. Kein Wunder, wenn er von Anfang an für die brieflichen Mahnungen des Freundes nur ungeduldige Augen gehabt hatte, wie man auf widerwärtige Vorhaltungen nur mit halben Ohren zu hören pflegt. Er wollte ja nichts als Gewißheit. Sie aus dem zermarterten Gehirn zu schöpfen, fühlte er nicht die Kraft. Vielleicht daß er sie fand, wenn er den Mut hatte, dies hier mit Aufmerksamkeit im Zusammenhang zu lesen.

Und der einsame Mann in dem sturmumheulten Hause am flackernden Feuer des Kamins, zurückgelehnt in den Urväterstuhl, las beim matten Schein seiner Lampe:

Mailand, den 4. September.

Zweimal bin ich heute auf dem Bahnhof gewesen — vergebens — in dem Gewimmel der den Coupés entsteigenden Menschen kein Roderich. Dafür denn, als ich eben in das Portal trete, ein Brief von ihm: „er kann sich nicht losreißen, wird in einigen Tagen kommen — spätestens."

Da muß ich denn wirklich ein ernstes Wort mit dir reden. Vielleicht, daß du jetzt der Vernunft Gehör giebst, der du, solange ich bei dir war, hartnäckig deine Seele verschlossest.

Ich will von mir nicht sprechen, obgleich ich es wohl dürfte. Seit Jahren haben wir diese Reise projektiert. Du bist dein eigener Herr, konntest von Hause fortgehen, wann du wolltest, so lange wegbleiben, wie du wolltest. Du thust es nicht, wartest geduldig auf mich, dem der Dienst immer etwas in die Quere legt, bis es mir endlich mit Aufbieten meiner ganzen Diplomatie gelingt, mir einen zweimonatlichen Urlaub zu verschaffen. Wir halten, von Paris und Berlin kommend, auf die Stunde unser Rendezvous in Lausanne; vertrödeln vierzehn kostbare Tage an den Ufern des Sees; und als ich endlich ungeduldig zum Aufbruch mahne, schickst du mich ruhig voraus unter dem Vorwand, daß du Oberitalien zur Genüge kennest und ich mir Mailand und die Certosa in Gottes Namen allein ansehen möchte.

Das mag so weit ganz bequem sein; kameradschaftlich ist es nicht.

Und auch das soll dir noch hingehen. Selbst über dein tolles Sich-Hals-über-Kopf-Verlieben in eine Frau, der ich dich zugeführt habe, die Gattin eines würdigen Greises, der mich seinen Freund nennt, will ich ein Auge zudrücken. Man ist jung, und wozu reist man, wenn nicht, um Abenteuer zu erleben! Aber, wohlgemerkt: im Fluge, en passant. Sobald man aus dem Abenteuer ein Metier, aus der Episode einen Roman machen will, fängt das Unrecht an, das positive Unrecht gegen sich selbst, gegen seinen Reisebegleiter und —

Zum Tausend, ich bin kein Tugendschwätzer und kein Kostverächter. Nur daß ich immer der Meinung war: auf dem Liebes- wie auf dem Kriegspfade giebt es gewisse Rücksichten, die schlechterdings beobachtet sein

wollen. Es gilt für barbarisch, eine unbefestigte Stadt zu bombardieren, und ich halte es für unerlaubt — ja, mon cher, für unerlaubt —, in das friedliche Gehege seiner Ehe einem Manne zu kommen, der sich, so zu sagen, nicht wehren kann und, wenn er es könnte, nicht wehren würde.

In deinen Augen existiert der Mann nicht, oder höchstens, damit du die Hände über dem Kopf zusammenschlagen darfst: wie hat er die unsägliche Frechheit haben mögen, diesen Engel zu heiraten! Seine Entschuldigung ist meiner Meinung nach die, daß der Engel ihn geheiratet hat. Du lachst natürlich höhnisch, wenn ich dich an Goethes Wort in dem Nausikaa-Fragment erinnere: „Und immer ist der Mann ein junger Mann, der einem jungen Weibe wohlgefällt.“ Du meinst: das hat ein alter Mann erfunden als Deckmantel für seine skurrile posthume Leidenschaft. Wohlgefallen! Unsinn! Sie hat ihn geheiratet, weil er immens reich und sie ein blutarmes junges adeliges Ding war, das aus einem Hause hochnasiger Verwandten in das andere gestoßen wurde und das elende Leben satt hatte. Das wäre nun freilich eines Engels nicht ganz würdig, wenn auch menschlich begreiflich; aber so steht die Sache nicht. Sie hat ihn geheiratet, als er ihr in scheuem Zagen seine Hand antrug, nicht, weil die Verbindung mit ihm sie aus ihrer mehr als gedrückten Lage zu einer glänzendsten socialen Stellung emportrug, die freilich allein schon den Ehrgeiz einer achtzehnjährigen Schönen hätte locken können, sondern weil sie der Überzeugung lebte und leben durfte, daß der vornehme Edelmann auch einer der edelsten Männer sei, wie sie unser Jahrhundert leider nur noch selten hervorbringt. Das habe ich aus ihrem eigenen Munde, und ich kann aus meinen Erfahrungen ihr liebevolles Urteil nur bestätigen. Während der zwei Jahre, die er in Paris war, bin ich in seinem Hause ein- und ausgegangen und habe, ihn genau zu beobachten, hundertfache Gelegenheit gehabt. Es giebt gewiß bessere Botschafter, einen besseren Menschen nicht. Darüber war in Paris nur eine Stimme, wie das Bedauern, als er vor einem Jahr nach Wien in das Ministerium berufen, vielmehr: zurückberufen wurde, ein allgemeines war. Und in der frivolsten Stadt der Welt während der ganzen Zeit auch nicht das kleinste Bonmot über den alten Gatten! nicht der Schatten eines Zweifels an der Tugend der jungen Frau! My dear fellow, that speaks volumes! Du weißt, ich verdanke es wesentlich seinem mächtigen Einfluß, wenn ich nach unserer Reise nur noch für wenige Wochen nach Paris zurückzugehen brauche. Ich kann hinzufügen: der mir so schon liebe Gedanke, nach Wien versetzt zu werden, wird mir noch sehr viel lieber durch die Gewißheit, wieder in dem gräflichen Hause verkehren zu dürfen, und — honny soit qui mal y pense!

Und nun, Roderich, Hand aufs Herz: Hast du den Grafen anders kennen gelernt, als ich ihn hier schildere? Kann die Liebenswürdigkeit, mit der er den Freund, den ich ihm zuführte, aufnahm, übertroffen werden? Hat der Mann in den vielfachen Gesprächen, die wir zusammen geführt, je einen Gedanken geäußert, der nicht Güte und Wohlwollen für alle Menschen, ja, alle Kreatur geatmet hätte? Lieber Freund, ein solcher Mann verdient Respekt, wenn auch Voltaire entschieden geistreicher war als er. Es laufen auf der Welt so viel schlechte Musikanten herum, die keine guten Menschen sind; die guten Musikanten und dito Menschen magst du mit der Laterne suchen.

Das ist der Mann.

Und nun die Frau!

Roderich, ich sage dir nur eines:

Sie hat eine traurige Jugend durchgemacht, eine so leidvolle, daß ihre von Haus aus zarte Natur den Pfeilen und Schleudern des Geschicks nicht völlig Widerstand hat leisten können, und eine wirkliche Herzkrankheit wenn nicht ausgebrochen ist, so doch in drohender Nähe steht. Diese drei Jahre ihrer Ehe sind für sie die Oase gewesen nach der Wanderung durch die Wüste. Willst du die Quelle trüben, an der die Durstende sich erquickt? du die Wegemüde aus dem labenden Schatten verjagen?

Das kann mein Roderich nicht wollen.

Den ich bei dieser Gelegenheit freundschaftlich daran erinnere, wie er alle Ursache hat, außer an sein Seelenheil — das hier beiseite bleiben mag — auch ein wenig an das Heil seines Körpers zu denken. Du

hast mir wiederholt gesagt: heftige Gemütserregungen wirken auf meine alte schlecht geheilte Wunde fast so empfindlich ein wie jähe Witterungsumschläge. Nun hatte mir schon bei unserem Wiederfinden dein Aussehen gar nicht gefallen; du gestandest mir, daß du in letzter Zeit mehr noch als sonst zu leiden gehabt hast und sogar das unselige Morphium wieder an die Reihe gekommen ist. Und mit jedem der Tage in Montreux habe ich deine Unruhe, deine Nervosität wachsen sehen! Wohin soll denn das führen? Zu deinem Glück wahrhaftig nicht.

Ist es des Unglücks nicht genug, daß du in den Jahren kraftstrotzender Jugend aus einem Beruf hast scheiden müssen, für den du so recht eigentlich geboren warst? Du magst keine Phrasen, und so ist es auch gewiß keine, wenn du sagst: Tausendmal lieber wäre ich einen ehrlichen Soldatentod vor dem Feinde gestorben, als so ein mit dem Kreuz erster Klasse dekorierter Kümmerer weiter durch das Leben zu schleichen. Aber, lieber Roderich, zu einem braven Soldaten gehört unter anderem auch, daß er, wie Hamlet sagt, auf alles gefaßt ist, und du wirst mir zugeben müssen, deine Würfel hätten noch ein böses Teil schlimmer fallen können. Du bist jung und kräftig; dein Leiden wird nicht inkurabel sein. Und wäre es, du bist Manns genug, auch mit einem unheilbaren Leiden fertig zu werden. Du hast es nur bis jetzt nicht richtig angefangen. Mit der Landwirtschaft war es freilich nichts. Die konnte dich nicht befriedigen, und du hast wohl gethan, sie an den Nagel zu hängen. Aber du hast Geist, Kenntnisse, Talente mancherlei Art, unter anderen eine reiche poetische Ader, die du, seltsamer Mensch, selbst vor deinen Freunden verbirgst, als wäre es ein häßlicher Naturfehler. Mit solchen Schätzen ist man kein armer Mann, auch wenn man nicht zufälligerweise nebenbei, wie du, ein halber Millionär ist. Weitere reiche Schätze der Beobachtung und Erfahrung wirst du auf unserer Reise einheimsen und alles und jedes nach Berlin in deine behagliche Junggesellenklause tragen, dort die goldenen Barren — dir und deinen Freunden zur Lust — in köstliche Schmuck- und Prunksachen umzuschmieden.

Und nun der langen Rede kurzer Sinn: Ich erwarte dich hier (NB. Hotel de Ville) vier Tage, obgleich der Himmel wissen mag, wie ich die endlose Zeit hinbringen soll. Am fünften bist du bei mir — „spätestens!"

Ich bitte, den Grafen herzlich von mir zu grüßen und der Frau Gräfin meine Huldigung zu Füßen zu legen.

Roderich ließ den Brief auf den Schoß sinken, nahm ihn dann wieder zur Hand. Wie sorgfältig die Schrift war! Offenbar jedes Wort das Resultat gewissenhafter Erwägung, darauf berechnet, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Wäre er damals dem Rate des Treuen gefolgt!

Unsinn! wäre es noch möglich gewesen, so hätte ich es eben gethan. Daß ich es nicht that, ist ja der Beweis der Unmöglichkeit. Ich habe ihm in meiner Antwort nach Mailand den Beweis geführt. Zwei mal zwei gleich vier! Aber für Leute, die in solchem Falle draußen stehen, ist es immer fünf. Natürlich. Also: zwei mal zwei ist fünf. Weiter!

Er faltete, ein hohnvolles Lächeln auf den Lippen, die Blätter zusammen und griff nach dem zweiten Brief.

Florenz, den 10. September.
Hotel Gran Bretagna.

Vier Tage habe ich redlich in Mailand gewartet, trotzdem mir schließlich vor Langerweile das Gras zwischen den Quadern des Domplatzes wuchs; am fünften statt deiner ein Brief von sage und schreibe: zehn Zeilen! Variationen über das nicht mehr ganz neue Thema: C'est plus fort que moi.

Nein, mein Bester, das kann, das will ich nicht gelten lassen. Nicht von dir! Hast du es gesagt, als du bei Vionville an der Spitze deiner Schwadron in den offenbaren Tod rittst? Ich sehe jetzt freilich klärlich, was ich immer behauptet: der soldatische Mut ist noch lange, lange nicht der höchste. Vor den Augen von Hunderten Braver nicht feig zu sein, was ist denn das? Aber brav sein im stillen Kämmerlein, die Zähne aufeinander beißen und mit der Leidenschaft, die uns angepackt hat, ringen die Nacht hindurch und nicht von ihr lassen, bis wir ihr die Knie auf die verkeuchende Brust setzen können — das, mon cher, ist wahres Helden-

tum, und es thut mir weh, zu sehen, wie weit du von ihm entfernt bist.

Ich rede wie der Blinde von der Farbe. Wie sollte ich denn nicht! „Mir ist undenkbar, wie ein Mann diese Frau sehen und nicht lieben kann.“ Freilich, wenn es dir undenkbar ist! Aber Hunderte und Hunderte von Männern haben eben diese Frau gesehen unter nicht weniger günstigen Verhältnissen wie du und haben sie nicht geliebt. Und sind gewiß tüchtige Kerle darunter gewesen.

Das gebe ich dir zu und hab es ja auch nie bestritten: sie ist liebenswert. Es ist ein wundersamer Charme in ihrer zierlich-schlanken Gestalt, ihrem kleinen Köpfchen mit der Wolke von schwarzem, sanft gekraustem Haar, dem seltsam träumerischen Blick der großen, dunklen Augen, dem weichen verschleierten Klang ihrer Stimme. Ich kann mir denken, daß es Leute wie Franz im „Götz“ giebt, die um ihretwillen den Vater ermorden würden. Aber Franz war ein Knabe. Du bist ein Mann. Nur Knaben und Greise lieben wahnsinnig. Männer haben wohl einmal eine schwache Omphale-Stunde. In der nächsten gehen sie hin und töten den nemeischen Löwen.

Und dann: wenn sie dich wieder liebte! Auf Pflicht und Gewissen: thut sie das? Welchen kleinsten Beweis hast du dafür? Eine Frau, sie müßte denn eine raffinierte Kokette sein, kann ihre Leidenschaft vor einem ruhigen Beobachter nicht lange verbergen. (Als ob eine raffinierte Kokette überhaupt Leidenschaft empfinden könnte! Doch das nebenbei.) Du kennst die tiefe, innige Hochachtung, die ich vor dieser jungen Frau empfinde. Dennoch! ich habe zu viele Beweise von dem fascinierenden Eindruck, den du auf Frauen machst, die keineswegs zur Durchschnittssorte ihres Geschlechts gehören. Ich konnte nicht ohne Sorge Zeuge deines Verkehrs mit der Gräfin sein, und ich habe sie beobachtet, sehr scharf beobachtet in den entscheidenden Augenblicken — ich meine: wann du in das Zimmer tratst; wann du, wie ein paarmal vorgekommen, vor mir davongingst. In keinem der Fälle das leiseste Erröten oder Erblassen! kein schnelleres oder langsameres sich Heben und Senken des zarten Busens! kein mindestes Vibrieren, keine noch so leichte Verschleierung der Stimme!

Nun ja! sie hat mir gern zugehört, wenn ich von dir sprach — im Anfang, als ich die Thorheit hatte, mit meinem Freunde Staat machen zu wollen, und seine Bravour vor dem Feinde, seine Ritterlichkeit gegen das schöne Geschlecht, seiner Sitten Freundlichkeit gegen jedermann, seine Großmut gegen die Schwachen, seine Hilfsbereitschaft überall, wo es etwas zu helfen giebt, mit vollen Backen pries, denen ich jetzt ob meiner Dummheit die empfindlichsten Streiche applizieren möchte. Was hatte ich, Narr, nötig bei Desdemonen für den Mohr zu plaidieren! Mochte er ihr selbst von seinen Heldenthaten renommieren! Daß du dir eher die Zunge abbeißen würdest, ist freilich richtig. Aber was ging das mich an?

Also, ihre Höflichkeit, mir freundlich zuzuhören, wenn ich von dir sprach und dein Lob sang, kein vernünftiger Mensch wird darin einen Beweis sehen, daß sie ein tiefes Interesse an dir nimmt, von Liebe nun schon gar nicht zu sprechen. Aber vielleicht hast du stärkere. Dann heraus damit! Du wirst doch vor deinem Georg keine Geheimnisse haben! Ich muß dir die Ehre lassen: du rühmst dich dessen nicht. Umsonst, daß ich in den zehn Zeilen mit Argusaugen nach einem kleinsten Wörtchen gesucht habe, durch das du mir sub rosa das süße Geheimnis erwiderter Liebe auch nur angedeutet hättest. Dafür danke ich dem Himmel. Heute im Lesezimmer fand ich in einem Sammelbuch von Sinnsprüchen — weiß der liebe Gott, wie es dahin gekommen — den folgenden:

> Liebe für Liebe — ein Kinderspiel!
> Liebe für Haß — welch hohes Ziel!
> Aber Liebe für Gleichgültigkeit —
> Sommerregen zur Winterzeit!

Ich will die Poesie nicht rühmen, aber vor der Wahrheit ziehe ich den Hut. Wenigstens sah ich keine noch so sommerheiße Liebe, die auf die Dauer gegen den Winter der Gleichgültigkeit von der anderen Seite stand hielt.

Das ist mein Trost.

Und darauf basiert auch meine sichere Hoffnung, dich trotz der unbotmäßigen zehn Zeilen nun doch in den allernächsten Tagen hier zu haben. Du kannst mir die Reise nicht weiter, wie bisher, verderben wollen. In Mailand den majestätischen Dom, das köstliche Sposalizio in der Brera, das Wun-

derwerk Leonardos, die traumschöne Certosa — ich habe alles nur wie durch einen Schleier gesehen. Und hier wieder habe ich keine Freude an dem gesegneten Thal, an den schön geschwungenen Linien der Berge, an den Herrlichkeiten der Tribuna, nicht einmal an den beiden Pfaffen heute im Dom, von denen der eine die Knochen irgend eines Märtyrers in der silbernen Urne klappern ließ, während der andere ungeduldig mahnend mit dem Glöcklein schellte, so oft die Aufmerksamkeit der Gläubigen nachzulassen schien. Immer geht mir deine Sache durch den Kopf. Ich, der ich sonst einen Bärenschlaf habe, werde jetzt durch böse Träume geschreckt. Heute nacht! Ich sah den alten Herrn und dich auf der Pistolenmensur einander gegenüber. Ihr schoßt beide zu gleicher Zeit, d. h. ich hörte den Knall nicht und war sehr verwundert, als der lange Graf vornüber auf den Boden fiel. Ich drehte ihn um und hatte eben noch Zeit, der Gräfin Platz zu machen, die mit fliegenden Haaren herbeigestürzt kam und sich jammernd über den Toten warf, der, trotzdem er tot, fortwährend die Augen rollte, was ganz greulich anzusehen war.

Kannst du das verantworten?

Und so mein cæterum censeo: Du nimmst sofort ein Billet nach Florenz. Ich halte es nicht für unmöglich, daß man so thöricht ist, dich nicht fortlassen zu wollen. Dann lüge auf mein Konto, soviel du willst: Ich bin krank; oder von den Banditen ins Gebirge verschleppt; man hat dir bereits ein Ohr von mir (per Post) zugeschickt (du brauchst es ja nicht zu zeigen). Wenn das Lösegeld (eine halbe Million — so viel bin ich doch wohl unter Brüdern wert?) nicht in acht Tagen kommt, erfolgt mein Kopf ab Florenz frei bis an den Bestimmungsort.

Ich habe mir den Palazzo Pitti aufgespart, damit doch etwas bleibt, wovor wir in trauter Gemeinschaft a tempo Mund und Nase aufsperren können. Die übrigen Herrlichkeiten machst du unter meiner bewährten Führung bequem in einer Woche ab.

Dann, Arm in Arm, fordern wir Rom in die Schranken.

Roderich hatte, während er dies las, ein paarmal ironisch gelächelt. Dieser blinde Glaube an Lili, die ihre Liebe datierte von dem ersten Augenblick, daß sie ihn gesehen! Aber freilich, er war ja selbst im Anfang über ihre Empfindungen ihm gegenüber völlig im Dunklen gewesen; hundertmal im Begriff, das Spiel, das er für ein verlorenes halten mußte, aufzugeben. Und wäre der Abend auf Glion nicht gekommen —

Er nahm den dritten Brief. Es mußte die Antwort auf den sein, welchen er nach der Scene in Glion an Georg geschrieben.

Rom, 16. September.
Albergo del' Europa an der Piazza di Spagna.

Ich bin außer mir. Mensch! Mensch! was hast du gethan? was thust du? Du, zu dem ich seit meinen Quintanerjahren als zu meinem Ideal emporgeblickt, vor dem ich mich früher und später, nah und fern, in der Stille aller Dummheiten, die ich beging, bis in das blutige Herz hinein geschämt habe! Und muß mich jetzt meiner Anbetung schämen! schämen, daß ich vor einem Götzen kniete, der nicht um ein Haar besser ist als wir! Besser? Zum Tausend, das kriegte ich nicht fertig — upon my word and honour, wie der alte Engländer neben mir an der Table d'hote versichert, so oft ich zu einer seiner wunderbaren Geschichten ungläubig lächle.

Aber was hilft das Lamentieren! Das Kind ist in den Brunnen gefallen. Ach! nicht eines! Es sind ihrer zwei! Und das arme kleine Mädchen thut mir tausendmal mehr leid als der böse Bube, der sie so nahe an den Rand gelockt hat, daß das liebe Ding wohl die Balance verlieren mußte.

Ja, beim Zeus! Hineingelockt! Ich nehme das Wort nicht zurück. Dein ist die Schuld! Einzig dein! Die Arme konnte nicht vor dir fliehen. Du konntest, du mußtest es. Als es noch Zeit war. In dem Augenblick, als du merktest, daß das süße Gift auch in ihren Adern zu wühlen begann. Nun freilich, da du aus ihrem Munde das verhängnisvolle Wort gehört und sehr wahrscheinlich — obgleich du taktvoll genug bist, es nicht auszusprechen — von ihren Lippen geküßt hast, kommt die Reue zu spät.

Aber, du Unseliger spürst ja keine Reue! keine Spur von Reue! Schwimmst in einer Seligkeit, so groß und tief wie der Genfer

See! Berührst mit deinem Scheitel die Sterne trotz der Dent du Midi!

O, dies entsetzliche Glion! Berg, vom Teufel einzig geschaffen, um von seinem Gipfel herab dem Menschensohn alle Herrlichkeit der Welt zu zeigen, einmal in natura, zum zweiten — jetzt kommt die wahre Teufelei! — im Spiegel der liebedurchglänzten Augen eines schönen jungen Weibes! Wer da nicht niederfällt und anbetet —

Arme, unglückliche Kinder, die ihr trunken von Seligkeit durch den Rosengarten eurer jungen Liebe taumelt! Wie bald, ach, wie bald werden sich die scharfen Dornen an euch festhaken! Wie bald, ach, wie bald euer Blut fließen machen! euer Herzblut!

Was soll daraus werden? So bleiben kann's ja nicht. Eine heimliche Liebschaft hinter dem Rücken des ehrwürdigen, vertrauensvollen Greises — dazu bist du zu stolz; und von Lili denke ich zu hoch, als daß ich nur einen Augenblick annehmen möchte, sie könnte sich dazu hergeben. Und wie lange würde denn auch die Heimlichkeit bestehen? Ich bin überzeugt, ein Paar Augen hat schon in das Geheimnis geblickt: die grauen, scharfen Augen von Lilis alter Kammerfrau Brigitte. Sie kennt Lili von Kindesbeinen an. Lili wird nicht nötig gehabt haben, der Alten zu beichten: für Kammerdiener existieren keine Helden und für alte Kammerfrauen keine Geheimnisse der Herrin. Dame Brigitte ist ihrem Pflegekinde sehr ergeben; so soll denn euer Geheimnis bei ihr sicher sein. Und der Graf? Es mag dir noch so mißtönend ins Ohr klingen: er liebt seine Frau, liebt sie mit der maßlosen Leidenschaft, der nur Greise fähig sind, und zu der sich die deine verhält wie ein Lustfeuer zu einem Haus und Herd verzehrenden Brande. Seine Liebe scheint sich in vornehmer Galanterie gegen die junge schöne Gemahlin zu erschöpfen; aber sie scheint es auch nur. Sie ist wie ein Löwe, der mit halb offenen Augen schläft. Ein, wie du meinst, völlig unverfängliches Etwas, ein Nichts — und die Augen unter den buschigen Brauen thun sich voll lodernder Empörung auf —

Und gesetzt, mein Florentiner Traum würde auch dann nicht zur schaudervollen Wahrheit; gesetzt, der Graf wäre jener seltene Christ, der die Worte des Herrn buchstäblich nähme und die rechte Wange hinhielte, so man ihm die linke geschlagen — wolltest du den Schlag führen? den Schlag, der nicht die Wange träfe, sondern mitten hinein in ein edelstes Herz?

Und wäre ein solches Übermaß von Opfermut denkbar und möglich, es wäre damit nicht gethan. Ein Opfer müßte noch fallen, würde unbedingt fallen. Das ist Lili.

Begreifst du denn das nicht, Mensch? Muß ich dich an ein gewisses Gespräch erinnern, in welches die Gräfin so seltsamer Weise eingriff, um sich zu Maximen zu bekennen, die ich für sehr überspannt hielt, und deren wahren Sinn und tiefe Bedeutung ich erst jetzt begreife, und in welcher Absicht sie sie damals geäußert hat?

Aber ich wette, du weißt gar nicht, wovon ich spreche. So will ich dir die Scene ausführlich schildern. Es verlohnt sich der Mühe.

Am Abend vor meiner Abreise. Das gräfliche Paar hatte die Güte gehabt, uns zum Diner einzuladen. Wir — der Graf, du und ich — saßen dann auf dem großen Balkon, du abseits von uns, den Blick starr in das landschaftliche Bild gerichtet, drüben nach den Savoyer Alpen, auf deren Firnen der matte Wiederschein der untergegangenen Sonne allmählich verblaßte. Aber ich war überzeugt, es stand vor deinen Augen ein anderes Bild: das Bild der Gräfin, die du schon über Tisch in einer Weise angeschmachtet hattest, daß mir abwechselnd heiß und und kalt wurde bei dem Gedanken, der Graf könne deinen hypnotischen Zustand bemerken. Er hatte ihn offenbar nicht bemerkt, wohl aber — was auch eben nicht wunder nehmen konnte — die Gräfin, die mit gesenkten Augen dagesessen hatte, während sich auf der eigentümlich breiten Stelle zwischen ihren Brauen ein anfangs leichtes Fältchen, je länger die Situation währte, immer mehr vertiefte. Das hatte mich gefreut; auf dich aber, mon cher, der du mich zu dieser Folter verdammtest, war ich wütend; und meine Stimmung wurde nicht milder, als ich dich jetzt da so sitzen sah, in fast unhöflicher Weise zerstreut, teilnahmslos, und — während du sonst die Spirituosen verabscheust — aus dem vor dir stehenden Flacon dir einen

Cognak nach dem anderen einschenktest, deinen Ärger zu ersäufen, daß sie, die Abendkühle zum Vorwand nehmend, im Salon geblieben war, wohin du ihr denn doch nicht zu folgen wagtest.

Der Graf hatte heute zum erstenmal — wenigstens mir gegenüber — davon gesprochen, daß der Aufenthalt in Montreux der Gräfin bis jetzt den erhofften Vorteil nicht gebracht habe und er die Übersiedelung nach Venedig wohl schon früher, als ursprünglich geplant, zur Ausführung werde bringen müssen, um, wenn das Klima sich auch dort als zu rauh erwies, weiter nach dem Süden zu gehen, vielleicht nach Palermo, am liebsten gleich Kairo, das ja doch von den Ärzten als Winteraufenthalt von Anfang an ins Auge gefaßt sei.

Während der Graf so sprach, hatte ich die bestimmte Empfindung: diese beschleunigte Abreise hat einen anderen Grund als den Gesundheitszustand der Gräfin, und die mitgeteilte Disposition der weiteren Reise ist nicht an meine Adresse gerichtet. Daß sie nicht an die deine kam, dafür sorgte deine Zerstreutheit, der ich auf jeden Fall ein Ende machen wollte.

Bereits über Tisch war von dem französischen Ehebruchdrama gesprochen worden, allerdings, um der Gräfin willen, nur im Vorübergehen. Ich nahm, wahrlich nicht zur Erbauung des Grafen, den vorhin abgerissenen Faden wieder auf und spann ihn weiter, immer ohne meine Absicht zu erreichen und dich aus deiner Lethargie aufzuschrecken, bis ich endlich die Geduld völlig verlor und dich direkt fragte, wie denn du über die Sache dächtest?

Es kam, wie ich vorausgesetzt: du hattest nichts gehört; batest um Entschuldigung und daß man dir sagen möge, um was es sich handle.

„Noch immer um das famose Tuez-la!“ erwiderte ich mit einem Lachen, das mir nicht von Herzen kam.

„Weshalb fragst du mich,“ sagtest du, „da wir wiederholt die Frage diskutiert haben und du meine Ansicht ganz genau kennst? Für mich ist dies Tuez-la eine Metzgerparole; nur das letzte Wort in einem von vornherein falsch instruierten Prozeß; der absurde Gipfel eines auf absurde Basis gestellten Verhältnisses, welches die alte schmachvolle Hörigkeit der Frau innerlich nicht überwunden, nur mit sentimentalen Flittern ausgeputzt und aus dem Lasttier des Indianers eine Salonpuppe gemacht hat, die man zu adorieren vorgiebt, um sie zu zerbrechen, sobald sie sich einfallen läßt, ein Mensch sein zu wollen, wie der Mann auch: mit Blut und Nerven und einem eigenen Willen und meinetwegen auch mit der eigenen Leidenschaft für das Rechte oder Unrechte. Stände auf der anderen Seite der Medaille: Tuez-le! so ließe sich noch eher darüber sprechen. Aber auch so bliebe es eine falsche Münze; eine zum wenigsten, die nur für Barbaren taugte und in einem Zeitalter der vorgeschrittenen Civilisation und in ihrem souveränen Rechte anerkannten Humanität außer Cours gesetzt, — was sage ich! — an den Schandpfahl genagelt werden müßte. Wenn du das barbarische Überbleibsel verteidigt hast, wie es der Fall gewesen zu sein scheint, so hast du nur wieder einmal deiner rabulistischen Lust an Paradoxen die Zügel schießen lassen, der du der letzte wärest, im gegebenen Fall nach dem brutalen Rezept zu handeln. Und“ — hier wandtest du dich zu dem Grafen, während du bis dahin auf mich eingeredet hattest — „ich bin überzeugt, der Herr Graf teilt meine Ansicht.“

„Darf ich für den Grafen antworten?“

Uns alle durchzuckte ein obligates Erschrecken: in der weit offenen Thür zum Salon stand die Gräfin. Sie hatte da zweifellos schon längere Zeit gestanden und unser ganzes Gespräch gehört. Jetzt trat sie einen kleinen Schritt vor und fuhr fort: „Im Punkte der Ungerechtigkeit, die an der Frau verübt wird, wenn man für sie gegebenen Falls ein besonderes Gesetz erfindet, das für den Mann nicht existieren soll, gebe ich dem Herrn Baron recht; nicht in dem anderen: dem der Straflosigkeit, die er einem so schweren Verbrechen zusprechen zu wollen scheint. Aber: der Tod ist der Sünde Sold. Dabei wird es schon sein Bewenden haben müssen.“

„Also doch: Tuez-la!“ rief ich.

„Das will ich nicht gesagt haben,“ erwiderte die Gräfin. „Aber wenn nun die oder der Schuldige — denn auch darin pflichte ich dem Herrn Baron durchaus bei:

es soll hinüber und herüber mit gleichem Maße gemessen werden — wenn, sage ich, nun der schuldige Teil erkennt, daß er eine Todsünde begangen und die gebührende Strafe in die eigene Hand nähme, so wäre der Gerechtigkeit genügt, ohne daß ein Unschuldiger, damit ihr Genüge geschehe, sich mit einem neuen Verbrechen zu belasten brauchte, das abermals gesühnt werden und so die Sünde weiter Sünde hervorbringen müßte."

„Sollte die Frau Gräfin hier nicht ein wenig in den Spuren meines paradoxen Freundes wandeln?" warfst du in grollendem Tone ein.

„Ich bin nicht sicher, genau die Bedeutung von paradox zu kennen," antwortete die Gräfin ruhig; „nur eines weiß ich bestimmt: ich habe meine ganz eigentliche Überzeugung ausgesprochen."

Nun du in demselben grollenden, jetzt zum Überfluß noch stark ironisch gefärbten Ton: „Nur daß ich diese nicht mit Christi Lehre in Übereinstimmung zu bringen vermag, mit der gerade Sie sich am wenigsten in Widerspruch befinden möchten."

Die Gräfin, ruhig, wie vorhin: „Der Herr hat vieles aus seiner göttlichen Machtfülle heraus gethan, was wir, so viel wir uns auch mühen, ihm nicht nachthun können."

Ich, mit dem Versuch, der Diskussion eine freundlichere Wendung zu geben, lächelnd: „Zum Beispiel die Wunder."

Die Gräfin, sehr ernst: „Zum Beispiel die Wunder."

Du, fast heftig: „Die Vergebung der Ehebrecherin ist kein Wunder."

Die Gräfin nach einer kleinen Pause: „Vielleicht doch."

Hier fiel der Graf, der sich seit dem Erscheinen der Gräfin ein paarmal ungeduldig auf dem Stuhl bewegt hatte, mit einer bei ihm sehr ungewöhnlichen Lebhaftigkeit ein, bittend, ein Gespräch abzubrechen, in welchem die Meinungen scheinbar so weit auseinandergingen, während doch alle in der Überzeugung einig seien, daß die Frage, wie er in dem gesetzten schrecklichen Falle zu handeln habe, an einen sittlichen Menschen nun und nimmer herantreten könne.

In diesem Augenblick wurde, höchst gelegen für uns alle, ein neuer Besuch gemeldet. Die peinliche Scene war definitiv zu Ende.

Sie bedarf keines Kommentars.

Ich muß diesen Brief auf die Post geben, wenn er nicht einen Tag später in deine Hände kommen soll. Und hier ist keine Stunde, keine Minute zu verlieren, wo das Schicksal dreier mir so aus Herz gewachsener Menschen auf eines Messers Schneide steht. Ich würde anstatt des Briefes kommen, aber mein nicht zu motivierendes Erscheinen würde einen Verdacht erregen, den ich um Gottes willen nicht aufkommen lassen möchte, und dir den besten Vorwand rauben, zu thun, was du jetzt unbedingt thun mußt und wirst.

Ich habe im Hotel zwei Zimmer neben den meinen für dich reserviert.

Roderich warf den Brief auf das Tischchen, sprang auf, lief ein paarmal durchs Zimmer, zuletzt an die Fensterthür, an deren kalte Scheiben er die heiße Stirn drückte. Bei Gott, er hatte die ganze Scene vergessen über dem, was folgte und in so grellem Widerspruch stand mit allem, was Lili da gesagt hatte oder gesagt haben sollte. Und das dann abermals in noch viel tollerem Widerspruch stand mit ihrem lächelnden Mutterglück von heute — dem baren, blanken Hohn auf die gewechselten Liebesschwüre in den Tagen von Venedig und ihrer Verzweiflung beim Abschied auf dem Perron der letzten Station vor Wien.

O, Licht, Licht in dieser Zweifelsnacht, grausiger als die da draußen! Er hätte winseln und heulen mögen wie das arme Tier in der Hütte am Gatterthor. Dem würde morgen die Sonne das Fell wieder trocknen, und der Graus der Nacht war vergessen. Was konnte ihn je die Schmerzen dieser Stunden vergessen machen, zu denen jeder der verdammten Briefe eine neue Qual fügte! Aber nun hatte er die Litanei einmal angefangen; er wollte sie herunterleiern bis zum Schluß. Die famose Stelle, die er suchte, hatte er ja so wie so noch nicht gefunden. Sie konnte freilich nur in einem der letzten stehen.

Er hatte sich abermals in den Lehnstuhl geworfen und zu lesen begonnen, eilender jetzt und, sobald er einen Brief durchgepeitscht, zu dem folgenden greifend.

Rom, 22. September.

Soeben dein Brief aus Genf.

Wäre ich ein böser Dämon, ich dürfte mir vergnügt die Hände reiben: das Unglück, das ich vorausgewittert, ist da, ist in vollem Gange. „Fühlbare Abkühlung in dem Benehmen des Grafen mir gegenüber ... täglich düsterer umwölkte Stirn ... Anspielung auf die sonderbaren Leute, welche die beste Zeit für Italien ungenutzt vorübergehen lassen ... gestern direkte Frage, wann ich zu reisen gedenke ...“ Ich will dir etwas sagen, mein Bester: von dem allem glaube ich auch nicht eine Silbe. Das hat dir alles nur dein böses Gewissen vorgespiegelt. Aber gesetzt, es verhielte sich so und der Graf wäre nicht der Mann mit dem Kindergemüt, der von dem Verdacht nur das Wort kennt — dann, beim Himmel, ist es mir unverständlich, wie der feinfühligste aller Menschen nur die Hälfte von dem allem über sich ergehen lassen konnte, bis er begriff, was doch mit Händen zu greifen war ohne jede Anspielung, jede warnende Miene; und zögern und zögern konnte, bis die Vertraute, am Abend im Hotelgarten an ihm vorüberhuschend, ihm zuraunt: „Meine Gräfin fleht Sie an, morgen unter irgend einem Vorwande abzureisen,“ und dir ein zusammengefaltetes Blättchen in die Hand drückt — „Angedenken, du, verklungner Freude —“

Ach, auch sie hieß Lili! Aber der das Angedenken am Halse trug, war im Grunde froh, daß die Sache schließlich diese Wendung genommen, und sein eigentliches Mitleid galt dem alten freigeborenen Vogel, der mit dem Stückchen Faden des Gefängnisses Schmach in den heimischen Wald tragen mußte. Du hast es nicht so gut, mein armer Freund. Du hast den Faden nicht gebrochen. Du wärst so gern geblieben, bist nur geflohen, weil die Geliebte es wollte, wollen mußte. Und du hast nicht den robusten Ehrgeiz der geborenen Prinzen aus Genieland. So wird die Locke der Geliebten ein stärkerer Talisman der Erinnerung sein als das berühmte goldene Herz.

Mein armer Freund! Nun, ich denke, ich bin ein besserer Kerl als der Schmachtlappen von Oktavio; und daß ich mich auf das Trocknen von Thränen mindestens so gut verstehe wie er, hoffe ich dir zu beweisen. Ja, Freund meiner Seele, wir wollen es halten wie von jeher: hatte sich einer von uns hineingeritten, hieb ihn der andere heraus, und konnte er's nicht, teilte er brüderlich sein Mißgeschick. Und eine Bowle, die wir nicht in guter Kameradschaft trinken durften, schmeckte uns nicht. So wollen wir auch diesen bitteren Kelch des Leides, mit dem die Götter dich heimgesucht haben, gemeinsam leeren.

Und sie! sie, die den heroischen Mut gehabt hat, zu entsagen, d. h. dich und sich selbst zu retten! Wenn ich die fromme Kindergewohnheit nicht leider verlernt hätte — allabendlich wollte ich sie in mein Gebet schließen.

Ich zähle die Stunden, bis ich dich wieder habe. Daß du die Reise hierher nicht in einem Zuge machen konntest! deine Kraft nur bis Genf vorhielt! Aber freilich, so eine Trennung reißt eine tiefe Wunde, und bei den Schmerzen der neuen rühren sich die alten wieder. So soll dir vergeben sein, wenn du gegen meine inständige Bitte und dein mir gegebenes Versprechen doch wieder zu dem entsetzlichen Morphium deine Zuflucht genommen hast. Nun ja, ich hatte einen äußersten Fall freigegeben. Ich will es glauben: es war ein äußerster Fall.

Du hoffst, in vier Tagen über den Anfall weg zu sein. Dein Brief, gleich nach deiner Ankunft geschrieben, ist vom 17. So wird dieser dich im Moment der Abreise treffen, wenn er dich überhaupt noch trifft. Wollte Gott, er träfe dich nicht mehr! Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß du von unterwegs telegraphierst und mir die Freude machst, dich bereits auf dem Bahnhof in die Arme schließen zu können.

Rom, 25. September.

Du hast es dir selbst zuzuschreiben: ich fange an, an deiner Freundschaft zu mir, an dir selbst irre zu werden. Nein, es muß heraus: ich bin an beiden irre geworden. Wie? Anstatt Gott zu danken, daß dir in der Stunde äußerster Gefahr ein Freund zur Seite steht, auf dessen Treue du dich unbedingt, auf dessen Klugheit hier, wo es sich nicht um ihn selbst handelt, du dich einigermaßen verlassen kannst, achtest du mich für nichts, meine Ratschläge für nichts, meine Hilfe für nichts — wahrhaftig, schon gerin-

gere Beweise von Mißachtung haben einen ganz solid gebauten Freundschaftstempel aus den Fugen geworfen! Und doch, das andere schmerzt mich noch mehr: du zeigst dich mir in einem Lichte, in dem ich nicht einmal einen Feind sehen möchte, vor dem ich im übrigen Respekt habe. Das ist sehr hart, nicht wahr? Aber quod medicamenta non sanant — und ich muß fürchten, hier helfen auch Eisen und Feuer nichts mehr. Mein Gott, welche traurigen Veränderungen müssen mit dir vorgegangen sein! Du gestehst mit einer Offenheit, um die ich dich nicht beneide, es habe dir nicht sowohl an der physischen als an der moralischen Kraft zur Weiterreise gefehlt. Du habest unmöglich noch mehr Raum zwischen dich und sie legen können, bevor du den Brief gehabt, den sie dir beklagenswerterweise am letzten Abend in Montreux durch die alte Brigitte versprochen! Und der Brief sei so spät eingetroffen, da Lili während der ersten Tage ihn zu schreiben den Mut nicht gefunden (wollte Gott, sie hätte ihn nie gefunden!) und wiederum Brigitte ebensolange keine Gelegenheit, ihn in einen öffentlichen Briefkasten zu thun, da sie dem in der Halle des Hotels nicht getraut habe. Freilich, dergleichen Briefkastenkommissionen sind nicht ganz ungefährlich!

Gut! Du hattest den teuren Brief. Sein Inhalt ist im übrigen dein Geheimnis. Eines weiß ich: es kann nicht darin gestanden haben, daß du, anstatt vorwärts zu gehen, eine Meile zurückmachen, dich in Nyon, dem alten eingeräucherten Nest, verstecken solltest. Zu welchem Zweck! Könnte man dort nach Montreux hinübersehen, so wäre es wenigstens eine Ritter-Toggenburg-Affaire per Fernrohr. Aber es laufen ja täglich so viel Dampfer hin und her, und auf der Eisenbahn ist es nimmer weit! Dampfer und Eisenbahn befördern sogar Füchslein, die einen Taubenschlag umschleichen wollen!

Gegen eine Welt will ich's verteidigen: dazu hat sie dich nicht autorisiert; das versuchst du gegen ihren Willen; das hat dir ein Dämon eingeflüstert, der dich verderben will, nachdem er dir zuvor den Verstand geraubt. Aber der Dämon war doch nur ein Tropf: an dem Mittel, das er dir ins Ohr geraunt, wirst du wieder zur Besinnung kommen. Dergleichen lichtscheu krumme Liebespfade solltest du gehen können, du, der mir oft gesagt, wie in der Schlacht dein Herz vor Ungeduld schier gesprungen sei, bis zur Attaque geblasen wurde, und nichts einen Mann so fürchterlich mitnehme, als, Gewehr bei Fuß, im feindlichen Feuer aushalten zu müssen! Nein, lieber Freund, auf Hintertreppen und durch Hinterthüren schleichen nur die traurigen Romanhelden der Maupassant und Compagnie; Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse gehen dergleichen Wege nicht.

Du siehst, ich bin außer mir; aber wenn man einen Menschen so lieb hat, wie ich dich habe, und dieser Mensch — Es wird mich noch toll machen!

Als wäre es nicht genug, daß einer von uns beiden es ist!

Freilich, freilich! Wenn ihr denn wirklich beide nicht mehr voneinander lassen könnt; wenn sie, wie ich ja nun annehmen muß, dir geschrieben hat, daß sie ohne dich nicht weiter leben will, leben kann; wenn du bei dem Gedanken, dich von dem Weibe, das du liebst, das dich wieder liebt, für immer und immer trennen zu sollen — mitten im Lärm des Lebens und der Gesellschaft von ihr geschieden, völlig, hoffnungslos, für immer, wie der Arme auf Salas y Gomez, über den wir beide als Knaben so bittere Thränen geweint haben, von dem Heimatlande und von ihr, deren Bild ihm in seinen nächtlichen Träumen erscheint — mein Gott, ich bin ja nicht von Stein und Holz; ich begreife ja: auf dem Wege liegt Wahnsinn —

Was in aller Welt, was machen wir nur? Eine Entführung? Dergleichen soll ja noch in unseren prosaischen Tagen vorkommen. Allerdings nur bei Leuten, denen ein Skandal mehr oder weniger nicht weiter verschlägt.

So bleibt denn nichts als die Zuflucht zu jener höchsten Kunst der Diplomatie, die, nach des großen Meisters Ausspruch, bekanntlich in der Offenheit besteht. Tritt vor den Grafen hin und sage ihm: so und so liegt die Sache. Was dann auch geschieht, und wie es kommt: du hast loyal gehandelt, hast kein Vertrauen betrogen, hast dich und die Frau, die du liebst, aus einer eurer völlig unwürdigen Lage befreit. Es ist ein furchtbarer Weg, und der, den Luther ging

in den Saal des Wormser Reichstages, ist ein Rosenpfad in Vergleich mit ihm; aber ich sehe keinen anderen. Ein Trost ist dabei: es sind keine Kinder da —

Ich schließe aus ein paar Worten deines Briefes, die allerdings eine mehrfache Deutung zulassen, daß du selbst bereits diesen Weg ins Auge gefaßt, und nur zögerst, ihn mutig weiter zu gehen, bis du dich mit Lili verständigt hast. Da wird denn wohl Dame Brigitte noch ein und das andere Mal den verschwiegenen Briefkasten aufsuchen und ein und das andere Mal an dem Schalter nach einem poste-restante-Brief fragen müssen, der nicht für sie geschrieben ist —

Ich seufze aus der Tiefe meiner Seele, wenn ich an diese Perspektive denke. Mag's drum sein!

Was ich aber nun von dir verlange, ist erstens: daß du mir einen ausführlichen Bericht schreibst, aus dem ich mir über den Stand der Dinge ein wirkliches Urteil bilden kann; daß du, zweitens, wenn ich zu dem Schluß gelange, meine Gegenwart könne dir von Nutzen sein, mir erlaubst, sofort zu dir zu eilen. Ich thäte es schon jetzt, nur daß ich nicht weiß, ob ich dich in Nyon noch treffen würde, und keine Lust habe, in der Welt hinter jemand her zu suchen, der nicht gefunden sein will. Das vollständige Dunkel, in welches du alles hüllst, was deine nächsten Schritte betrifft; die auffallende Sorgfalt, mit der du jeder Angabe von Zeit und Ort aus dem Wege gehst, lassen darauf einen trüben Schluß ziehen. Dein Brief ist ohne Datum; selbst das Hotel, aus dem du schreibst, nicht genannt.

Aber ich thue dir wohl unrecht. Leute in deiner Lage sind wie der römische Prätor, der sich um Kleinigkeiten nicht zu kümmern braucht. Deshalb ist es doppelt notwendig, daß Hamlet seinen Horatio zur Seite hat, den „Leidenschaft nicht macht zum Sklaven“, und der so die Augen offen behält für die Minima und ihre gelegentliche Heimtücke.

P. S. In dem Augenblick, wo ich den Brief schließen will, bringt der Kellner mir meine „Neue Freie Presse“, und während der Mensch noch im Zimmer kramt und ich mechanisch einen Blick in das Blatt werfe, lese ich, daß Graf B., da der Aufenthalt in Montreux sich für seine Gemahlin als unzuträglich herausgestellt, weiter nach Venedig gegangen sei, wo er bereits vorher am Canale Grande einen Palast auf längere Zeit gemietet habe.

Wenn sich das bestätigt, woran ich nicht zweifle — die Notiz steht unter den offiziösen Nachrichten —, so ist der Graf weltklüger, als wofür ich ihn gehalten, oder — Lili hat sich als die edelsinnige, hochherzige Frau erwiesen, die ich immer in ihr verehrt habe. Ich will hier kein Loblied auf das „Glück der Entfernung“ singen. Es wäre für dein zerrissenes Herz grausamer Hohn. Aber Zeit zum Nachdenken, zur Überlegung wird sie dir doch bringen. Montreux und Nyon waren in zu gefährlicher Nähe. Nach Venedig wirst du nicht gehen. Es wäre unerhört, unwürdig — einfach ein Verbrechen. So bleibt dir nur ein Weg: zu mir, zu deinem Freunde. Glaub mir, du wirst ruhiger werden, wenn du dich nur einmal hast aussprechen dürfen. Und um Ruhe kann der Horazische Schiffer die Götter nicht inständiger bitten, als ich um sie alle guten Geister für dich anflehe.

Ich erwarte dich in den nächsten Tagen — hoffentlich bereits am Sonnabend — mit aller Bestimmtheit.

(Schluß folgt.)





Wat Prakeo in Bangkok.

# Im Reiche des weißen Elefanten.

Von

**Otto E. Ehlers.**

Illustrationen nach Aufnahmen von G. R. Lambert.

---

Bevor wir den Verfasser selbst zu Worte kommen lassen, möchten wir einige biographische Notizen voraussenden:

Otto E. Ehlers wurde zu Hamburg am 31. Januar 1855 geboren, studierte in Heidelberg, Jena und Bonn und wurde darauf Reserveoffizier bei den Königshusaren. Später lebte er mehrere Jahre als Rittergutsbesitzer in Pommern. Dann ging er auf Reisen, zuerst nach Italien, darauf nach Ägypten. Durch die Einladung eines Freundes, des Generalkonsuls Michahelles, kam er nach Sansibar, und als kurze Zeit darauf eine Karawane von der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zum Kilimandscharo geschickt werden sollte, erbot er sich zur Führung derselben, die ihm denn auch von dem Konsul Vohsen, dem damaligen Direktor der Gesellschaft, übertragen wurde. Es gelang ihm, trotz mancher Hindernisse und Schwierigkeiten, dank der Unterstützung des englischen Generalkonsuls Sir Charles Euan-Smith, sein Ziel zu erreichen. Nahezu sieben Monate verweilte er in den Dschaggastaaten, deren mächtigsten Fürsten, Mandara, er veranlaßte, ihm eine Gesandtschaft mit Geschenken für den Deutschen Kaiser anzuvertrauen. Die Leute wurden in Berlin Gegenstand huldvoller Aufmerksamkeit, und nachdem sie, reich beschenkt, in ihre Heimat entlassen waren, kehrte Ehlers nach Ostafrika zurück, um Mandara Geschenke des Deutschen Kaisers zu überbringen und an mehreren Orten die deutsche Flagge zu hissen.

Er begleitete darauf den Major von Wißmann auf mehreren seiner Expeditionen bis zur Einnahme Kilwas. Dann kam der deutsch-englische Vertrag zu stande, demzufolge Deutschland den Engländern das Protektorat über Sansibar zusprach, ihnen Witu und andere Gebiete abtrat und dafür Helgoland erhielt.

Bald darauf erkrankte Ehlers, und der Arzt riet ihm einen Klimawechsel, eine Reise nach Indien, an. Er reiste nach Bombay und dann weiter in die Himalayas.

Nach Europa zurückgekehrt, hat Ehlers im vergangenen Winter seine Reiseerlebnisse durch Schrift und Rede veröffentlicht. Außer den einzelnen Aufsätzen, welche in Zeitschriften — darunter auch in unseren Monatsheften — erschienen, wurden auch Buchausgaben über seine indischen Reisen veranstaltet. Er verfolgt hauptsächlich den Zweck, die Vertretung Deutschlands in überseeischen Ländern würdiger zu gestalten, dann aber auch strebt er die Verwendung des afrikanischen Elefanten an, dessen Zähmung in Afrika zu befördern und dadurch der Kultur daselbst Förderung zu schaffen er trachtet.

Gegenwärtig befindet sich Ehlers abermals auf einer Weltreise. Nach kurzem Aufenthalt auf der Insel Capri ging er nach Ceylon und beabsichtigt diesmal auch die Südseeinseln zu durchforschen. Die Monatshefte werden den Lesern noch mancherlei von seinen Erlebnissen zu vermitteln in der Lage sein.

*  *

*

I.

Als ich das paradiesische Kaschmir im August 1890 im Sattel verlassen hatte, war es meine Absicht gewesen, bis zur Hauptstadt Siams zu reiten. Sirinagar-Bangkok, das war die Linie, die ich mir auf der Landkarte quer durch Asien von West nach Ost gezogen hatte. Ich war jedoch ein wenig über das Ziel hinausgeschossen, hatte Siam südlich liegen lassen und dafür Tonking durchquert, im ganzen etwa sechstausend englische Meilen auf meinem Pony zurücklegend, um nunmehr auf dem gewöhnlichen Wege über Singapore dahin zu gelangen, wo ich auf Rosses Rücken meinen Einzug hatte halten wollen.

Es zog mich mit aller Macht nach Siam, ohne daß ich mir eigentlich Rechenschaft über das Warum ablegen konnte. Jedenfalls trug der Umstand, daß ich über dieses Land weniger gehört und gelesen hatte als über andere Länder, wesentlich dazu bei, es in meiner Phantasie mit einem ganz besonderen Nimbus zu umgeben.

Die „Medusa", ein kleiner Dampfer von sechshundert Tonnen, gehört zu der, ihrer blauen Schornsteine wegen im ganzen Osten unter dem Namen Blue Funnel-Line bekannten Holtlinie, die über eine Flotte von mehr als fünfzig Dampfern verfügt. Unsere Fracht bestand aus Kokosnußöl, Kokosnußölkuchen und Stückgütern; der verbleibende Laderaum war mit gegen 20000 Kokosnüssen angefüllt, so daß auch der letzte Kubikfuß ausgenutzt wurde. Sämtliche Matrosen an Bord waren Malayen, nur die Heizer und Diener Chinesen.

Bangkok steht in der Regel nicht im Programm der Weltenbummler, und die einzige bisher vom Norddeutschen Lloyd unterhaltene regelmäßige Personenverbindung zwischen Singapore und der Hauptstadt Siams hat wegen Mangel an Passagieren eingestellt werden müssen. Ein merkwürdiger Zufall hatte es gewollt, daß die „Medusa", die eigentlich nur zwei Passagieren Bequemlichkeit zu bieten vermag und meist keinem einzigen Fahrgast solche zu bieten Gelegenheit findet, gleichzeitig mit mir sieben andere Reisende erster Klasse nach Bangkok befördern sollte.

Infolge dieser Überfüllung hatte ich die mir ursprünglich allein eingeräumte Kabine mit einem anderen Herrn zu teilen, der sich mir bei dieser Gelegenheit als deutscher Schiffskapitän vorstellte, was er gar nicht nötig gehabt hätte, da ich ihn nie für etwas anderes gehalten haben würde. Gleichzeitig mit ihm waren zwei junge Siamesen an Bord gekommen, zwei Prinzen, wie mir der deutsche Seebär geheimnisvoll mitteilte.

Ich hatte es mir kaum in einem der langen auf Deck stehenden Liegestühle bequem gemacht, als sich ein Herr neben mich legte — natürlich auf einen anderen Stuhl — und, sich bei mir über die Hitze beschwerend, auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege ein Gespräch mit mir anzuknüpfen suchte.

„Ja, ja," sagte ich, „etwas wärmer ist es hier schon als in England!"

Entrüstet fuhr mein Nachbar empor und fragte mich, ob ich ihn etwa für einen Engländer hielte. Jawohl! Er teilte mir darauf mit, er sei ebensowenig Engländer wie ich, denn er sei Irländer.

„Meinetwegen," sagte ich, wünschte ihm einen vergnügten Gladstone und vertiefte mich in die Lektüre einer Zeitung.

Wir mochten ungefähr eine halbe Stunde gefahren sein, als plötzlich die Maschine ihre Bewegungen einstellte. Natürlich versammelten sich sämtliche Passagiere auf Deck, um zu sehen, ob wir vielleicht festsäßen, ein Boot übergerannt hätten, oder was sonst los sei.



Bangkok: Häuser im Menam.

„Ich glaube, wir bewegen uns wieder,“ sagte ich nach einer kleinen Weile zu meinem nautisch gebildeten Kabinengenossen. Dieser hatte jedoch noch keine Zeit gehabt, mir zu antworten, als von hinten jemand im reinsten Berliner Dialekt sich mit den Worten: „I Jott bewahre, wir hab'n ja'n Anker runterjeschmissen!“ ins Gespräch mischte.

Ich wende mich um und sehe hinter mir einen der siamesischen Prinzen.

„Nanu!“ sagte ich, „Sie sprechen deutsch?“

„Det versteht sick, ick bin ja volle fünf Jahre in Berlin jewesen.“

Begreiflicherweise interessierte mich der kleine siamesische Fürstensohn mit dem Spree-Athen-Accent sofort weit mehr als alles andere, und ich fragte ihn daher, ob er etwa in Berlin die Universität besucht habe, was er bejahte. Auf meine Frage, was er denn studiert habe, erwiderte er: „Ick habe die Verjolderei jelernt.“

Daß sich neuerdings auch ein Lehrstuhl für Vergolder auf der Berliner Universität befand, schien mir zwar unwahrscheinlich, trotzdem das Vergolden ja schließlich auch eine Wissenschaft sein mag.

Merkwürdig erschien mir die Sache immerhin. Es wollte mir durchaus nicht in den Sinn, daß man einen siamesischen Prinzen nach Berlin geschickt haben sollte, damit er das Vergolden erlerne.

Der brave deutsche Kapitän ohne Schiff sah mich während dieser Unterhaltung mit einem treuherzig mitleidsvollen Blicke an, als wolle er sagen, in solch vornehmer Gesellschaft sei ich wahrscheinlich noch nie im Leben gereist und wisse daher die Herablassung des Prinzen gar nicht nach Gebühr zu würdigen.

Kurz nachher, als ich einmal mit meinem Kabinengenossen allein war, fragte ich ihn, ob er die Siamesen schon längere Zeit kenne.

Jawohl, er sei mit ihnen von Hamburg bis Singapore gefahren und habe an letzterem Orte ein ihm angetragenes Schiffskommando abgelehnt, da die Prinzen ihm einen vorzüglichen Posten in der königlichen Marine versprochen hätten.

„Liebster Kapitän,“ sagte ich, „ich hoffe, Sie werden sich in den Leuten und Ihren Erwartungen nicht getäuscht sehen, aber vergessen Sie nicht, daß in Siam jeder König gegen hundert Prinzen gezeugt hat und daß sich diese wiederum wie die Kaninchen weiter vermehrt haben, so daß schließlich auf die einzelne siamesische Hoheit nicht allzuviel Macht und Einfluß entfallen dürfte.“

„Ja, aber ich habe den Herren tausend Mark geliehen, da ihnen in Singapore das Geld ausgegangen war; sie sind mir zu Dank verpflichtet.“

„Um so schlimmer für Sie, Kapitän. Sie hätten lieber Ihre tausend Mark behalten und das Schiffskommando in Singapore annehmen sollen, als ohne beides nach Bangkok zu fahren.“

Übrigens schienen die beiden Prinzen neben anderen Wissenschaften die Kunst des Aufnehmens von Anleihen mit bestem Erfolge studiert zu haben; denn ich erfuhr später, daß sie auch einen mit uns reisenden jungen dänischen Offizier, der sein Glück in der siamesischen Armee versuchen wollte, um fünfhundert Mark erleichtert hatten.

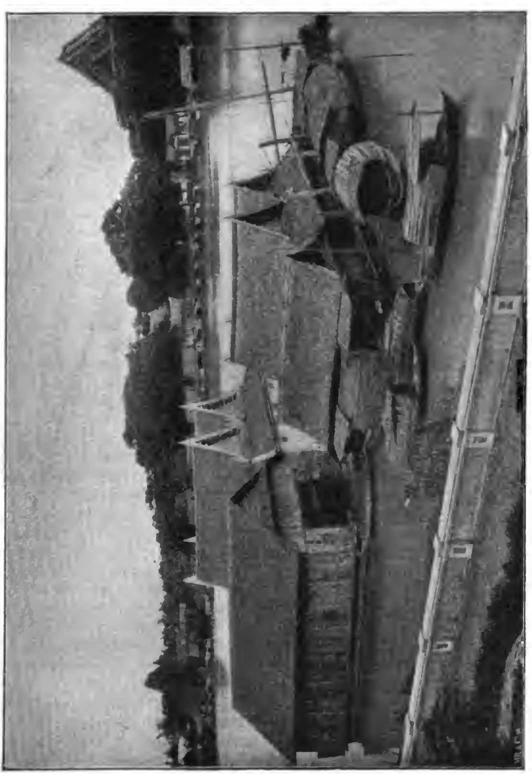
Der zweite der beiden hoffnungsvollen Fürstensöhne aus dem Reiche des weißen Elefanten gab auf Befragen an, er habe die Kunstakademie in Berlin besucht und sei unter der Leitung Anton von Werners zum Maler ausgebildet worden.

Nun befanden sich mit uns an Bord auch noch zwei Künstler aus Rom, ein Bildhauer und ein Maler, die beide vom Prinzen Damrong, einem jüngeren Bruder des Königs von Siam, der in seiner Eigenschaft als Unterrichtsminister kurz zuvor Europa bereist hatte, für 1500 Franken pro Kopf und Monat engagiert worden waren, um in Bangkok eine Kunstakademie nach europäischem Muster zu gründen. Beide Herren bewarben sich natürlich sofort um die Gunst des jungen prinzlichen Malers und baten ihn um die Gnade, ihnen einige seiner höchsteigenhändig gemalten Bilder oder Skizzen zu zeigen; doch meinte dieser errötend, so weit sei er in der Kunst noch nicht gekommen, um seine Schöpfungen zeigen zu können.

Schon damals konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß er nicht als Kunstmaler, sondern als Anstreicher und Lackierer ausgebildet worden war, was sich denn auch bald als richtig herausstellte. Vorläufig behielt ich jedoch alle meine Zweifel an der Echtheit der Prinzen für mich und amüsierte mich göttlich über ihre Großthuerei, die Schilderung ihrer Erfolge bei den Damen Berlins und über die ihnen von seiten des deutschen Kapitäns und der beiden Kunstakademie-Begründer erwiesenen Aufmerksamkeiten.

Nicht genug an unseren beiden Prinzen erster Klasse, hatten wir auch noch zwei Söhne eines malayischen Fürsten, des Sultans von Kota, als Deckpassagiere an Bord.

„Ick weeß nich," meinte der Prinz-Vergolder, „wie man als Prinz dritter Jüte fahren kann," und blickte mit Verachtung auf seine malayischen lieben Vettern herab.



Schwimmende Häuser in Bangkok.

Diese aber schienen sich da, wo sie waren, durchaus wohl zu befinden und sich viel mehr auf ihrem Platze zu fühlen als unsere zwei Siamesen. Sie hatten sich auf dem Laderaumverschluß Teppiche ausgebreitet, räkelten sich auf denselben mit ihren zahlreichen Dienern herum, rauchten die teuersten Havannacigarren und vertrieben sich die Zeit mit Violinspielen, Lesen und allerlei Kurzweil.

Für gewöhnlich waren sie mit ihren Dienern durchaus frères et cochons, sobald indessen einer der Prinzen sich irgend einen Gegenstand herbeiholen ließ, oder wenn ihnen das Essen gebracht wurde, hörte die Gemütlichkeit auf, und die Diener rutschten vor ihnen auf den Knien umher. Der jüngere

dieser beiden zweifellos echten Prinzen, ein Junge von etwa fünfzehn Jahren, hatte ein auffallend edel geschnittenes Gesicht und sah mit seiner dunkelbraunen runden Seehundsfellmütze ebenso schneidig wie vornehm aus. Sein um zwei Jahre älterer Bruder, der „Kronprinz“, hatte weniger gewinnende Züge und machte trotz seiner Jugend bereits einen welken und abgespannten Eindruck. Sie trugen beide weiße Beinkleider und Jacken nach europäischem Schnitt und um die Hüften das seidene malayische Sarong.

Wie ich durch meinen kleinen Diener Shokra, der mit ihnen Freundschaft geschlossen hatte, erfuhr, waren sie von ihrem Vater nach Bangkok geschickt worden, um daselbst die Schule zu besuchen. Shokra selbst war der zufriedenste Mensch unter der Sonne, er war die personifizierte Glückseligkeit, betrachtete mich als seinen Wohlthäter und suchte mir meine Wünsche an den Augen abzulesen. Er war der Liebling der gesamten Schiffsmannschaft und aller Passagiere, und das mit Recht; denn er war ein gottbegnadetes kleines Menschenkind, den jeder, der ihn sah, lieb haben mußte. Seine drolligen Redensarten gaben uns häufig Anlaß zur Heiterkeit.

An einem ungewöhnlich heißen Tage hatte ich ihm eine Flasche Limonade geben lassen. Nachdem er sich für dieselbe bedankt und sie getrunken hatte, sagte er mit dem ernstesten Gesicht, das er überhaupt machen konnte: „Monsieur, wenn ich einmal sehr reich wäre, würde ich jeden zweiten Tag eine Flasche Limonade trinken.“

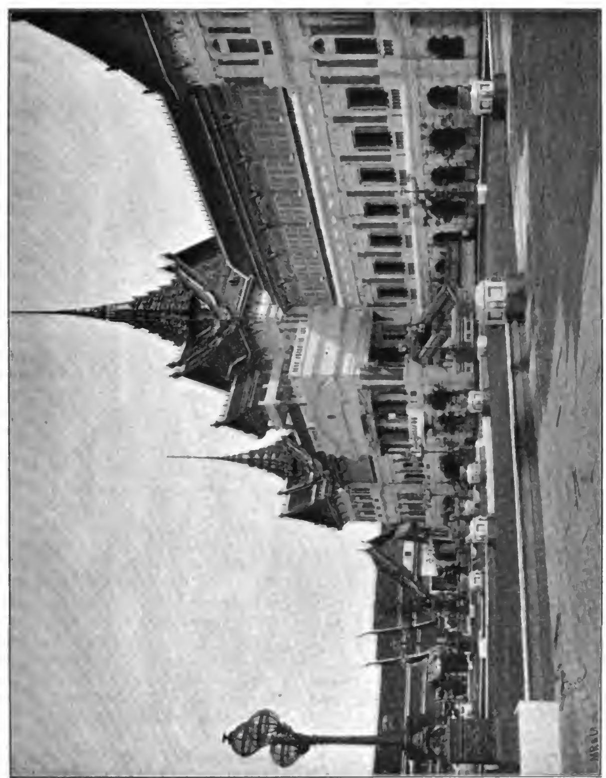
Ich hätte den kleinen Kerl daraufhin natürlich am liebsten täglich mit einer Limonade glücklich gemacht, unterdrückte diese Regung aber aus pädagogischen Rücksichten, da ich fürchtete, den Jungen dann um seine geradezu rührende Anspruchslosigkeit zu bringen.

Wunderbarerweise war ich der einzige Passagier an Bord, der seinen Durst nicht ausschließlich mit Thee, Sodawasser und Limonade löschte. Der deutsche Seemann und der dänische Offizier tranken nicht, weil sie ihr ganzes Geld an die Prinzen verborgt hatten, und diese übten Enthaltsamkeit als fromme Buddhisten, vielleicht auch, weil sie sich eventuell moralisch für verpflichtet gehalten hätten, ihre beiden Freunde germanischer Rasse frei zu halten. Die römischen Künstler sparten schon jetzt von ihren Gehältern, und der Irländer erklärte sich als grundsätzlichen Gegner aller Alkoholika, was ich begreiflich fand, als ich von dem Kapitän der „Medusa“ erfuhr, daß er ehemals in siamesischen Diensten gestanden hätte, aber wegen zu häufiger Anfälle von delirium tremens entlassen worden war und jetzt den Versuch machen wollte, eine neue Anstellung zu erhalten.

Am vierten Tage nach unserer Abfahrt von Singapore kamen wir nachmittags an einigen kleinen bewaldeten Felsinseln vorüber, von denen uns eine, Kohsi Chang mit Namen (zu deutsch Elefanteninsel), als die Sommerresidenz des Königs bezeichnet wurde, schlüpften gegen Abend über die lediglich bei Hochwasser und auch dann nur für Schiffe von nicht mehr als dreizehn Fuß Tiefgang passierbare, vor der Mündung des Menam gelegene Barre und ankerten später in dem stattlichen, hier etwa einen halben Kilometer breiten Fluß, dem sogenannten „Moskito Point“, da ein weiteres Stromaufdampfen über Nacht unserem Kapitän nicht ratsam erschien bezw. nicht gestattet war.

Warum unser Ankerplatz gerade „Moskito Point“ und nicht anders hieß, darüber sollten wir nicht lange im Zweifel bleiben, denn kaum hatte das Schiff seine Bewegung eingestellt, als jeglicher Luftzug aufhörte und gleichzeitig Milliarden von Moskitos gleich Piraten über uns herfielen und uns derartig zu peinigen begannen, daß wir thatsächlich nicht mehr wußten, wie wir uns unserer blutdürstigen Plagegeister erwehren sollten. Kein Kleiderpanzer war dick genug, ihren Waffen zu trotzen, kein Moskitonetz half gegen ihre Zudringlichkeit, und außerdem herrschte eine solche Hitze, daß man es unter einem Netze überhaupt nicht hätte aushalten können. So waren wir unseren Feinden auf Gnade und Ungnade übergeben, oder vielmehr nur auf Ungnade; denn Gnade schienen sie nicht zu kennen, solange sie Durst hatten, und Durst schienen sie zu haben, solange noch Blut in unseren Adern rollte. Dieser scheinbar nicht zu löschende Durst wirkte ansteckend auf mich, ich trank ein Glas Whisky und Soda nach dem anderen und schlief infolgedessen endlich trotz Hitze und Moskitos in-

mitten meiner in mehr oder weniger gewählten Worten den Menam, Bangkok, Siam und die ganze Insektenwelt verwünschenden Kameraden ein. Erst bei dem Geräusch des



Der königliche Palast in Bangkok.

Ankerlichtens erwachte ich in der Frühe des folgenden Morgens mit geschwollenem Gesicht, geschwollenen Händen und auch sonst am ganzen Körper zerstochen wie ein altes Nadelkissen.

Die beiden römischen Künstler, die mit nichts weniger als römischen Nasen zum Vorschein kamen und kaum aus den Augen sehen konnten, waren über Nacht ganz kleinlaut geworden und schienen zum erstenmal zu fürchten, daß das Leben eines Kunstakademiebegründers in Bangkok denn doch trotz fünfzehnhundert Franken monatlicher Einkünfte seine Schattenseiten haben könne.

Alles an Bord war in miserabelster Laune, mit Ausnahme meines kleinen indischen Dieners, der seelenvergnügt aus seinem Körbchen, welches ihm als Bett diente, hervorlugte und mit seinen großen braunen Augen die ihm unbekannte Gegend anstaunte.

Nach kurzer Fahrt zwischen mangrovebedeckten flachen Ufern passierten wir die zu beiden Seiten des Flusses angelegten weißgetünchten Befestigungen von Paknam, auf denen zum Teil ausrangierte eiserne Wasserleitungsrohre die Stelle Kruppscher Kanonen einnahmen. Auf einer Insel im Fluß grüßte uns die erste siamesische Pagode, ein zur Ehre Buddhas oder dem Andenken Verstorbener pyramidenförmiger Steinbau. Pfeilschnell schießt ein den venetianischen Gondeln ähnliches, gleich diesen von aufrechtstehenden Ruderern fortbewegtes Boot mit mehreren buddhistischen Mönchen an uns vorüber; dann erscheint die Stadt Paknam mit ihren zahlreichen Tempeln strahlend im Morgenlichte, an Stelle der Mangroven treten Weide- und Reisland, Äcker und Gärten und, unter Areka- und Kokospalmen versteckt, schauen überall auf hohen Pfählen ruhende Häuschen hervor, deren braune Palmdächer einen hübschen Gegensatz bilden zu dem hellen Grün der Felder und Bäume. Je weiter wir uns Bangkok nähern, um so häufiger werden die meist von Frauen geruderten Boote, in denen Fische und alle möglichen Früchte zu Markte gebracht werden.

Männer wie Weiber tragen das um die Hüften gewundene, zwischen den Beinen nach hinten durchgezogene und dort durch Einstecken befestigte panung, meist aus graubraun oder violett gefärbtem Baumwollstoff, dazu vielfach kurze weiße Jacken oder grellfarbige, um die Schultern geworfene Shawls, bei den Männern pakkama, bei den Weibern pahom genannt. Beide Geschlechter haben die gleiche Haartracht à la Stachelschwein. Wie bei so vielen orientalischen Völkerschaften, finden wir auch bei den Siamesen die Sitte, daß die Weiber ihre Brüste in der Jugend verhüllen und im Alter entblößen, anstatt umgekehrt.

Die Siamesen sind nichts weniger als ein hübscher Menschenschlag, sie sind klein von Statur und ungraziös in ihren Bewegungen, auch sind weder ihre Kleidung noch ihre Haartracht danach angethan, eventuell vorhandene Reize zu heben. Am vorteilhaftesten präsentiert sich der Siamese beim Rudern, und dann um so vorteilhafter, je weniger sein Körper bekleidet ist; auch beim Fußballspiel entwickelt der eine oder der andere eine anmutige Gewandtheit, ohne jedoch hierin einen Vergleich mit seinen Nachbarn, den Burmesen, aushalten zu können. Als Ausnahmen sieht man freilich, namentlich in den höheren Ständen, auch hier und da geradezu klassisch schöne Erscheinungen bei beiden Geschlechtern.

Fabrikschornsteine und Pagodenspitzen sind das erste, was der stromauf kommende Reisende von der Hauptstadt Siams zu sehen bekommt. Fabrikschornsteine! Ich war aus allen Himmeln gerissen. Also auch hier bereits neunzehntes Jahrhundert! auch hier war die alles nivellierende Dampfwalze abendländischer Kultur bereits bei der Arbeit!

Mit einigen kleinen, auf Pfählen im Fluß stehenden Zollwärterhäuschen nimmt die Stadt der Tempel und Elefanten ihren Anfang, dann folgen zu beiden Seiten des Stromes Reis- und Holzschneidemühlen, Schiffswerften und Maschinenfabriken, vor denen in vier bis fünf Reihen hintereinander Flußfahrzeuge der Eingeborenen festgemacht sind, in denen Paddy (unenthülster Reis) stromab gebracht worden ist. Unter den aus Palmblättern hergestellten gewölbten Dächern der Deckhäuschen hocken die Familien der Bootsleute rauchend und betelkauend, während meist chinesische Kulis das Löschen der Ladung besorgen. Mitten im Flusse ankern europäische Dampfer und Segler, einige siamesische Kanonenboote, an der königlichen Flagge (einem weißen Elefanten in rotem Felde) kenntlich, und eine große Anzahl chinesischer Dschunken mit riesigen gemalten Fischaugen zu beiden Seiten des Bugspriets, mit deren Hilfe diese merkwürdigen malerischen Fahrzeuge, die mit ihren fledermausflügelartigen Mattensegeln in keiner chinesischen Küstenlandschaft fehlen, in Zeiten der Not den richtigen Weg über die verräterischen Fluten des chinesischen Meeres finden sollen.

Bald waren wir von einer ganzen Flottille kleiner Dampfboote der verschiedenen



Thronsaal im königlichen Palast zu Bangkok.

Firmen, der Post-, Zoll- und Polizeibehörden umringt, die uns in allen Tonarten das abscheuliche Lied „Zeit ist Geld" vorpfiffen. Auch der Leiter des Oriental-Hotels, bei dem ich mir telegraphisch von Paknam aus Quartier bestellt hatte, war in einem dieser zur Vermittelung des Verkehres in Bangkok nahezu unentbehrlichen Fahrzeuge längsseit gekommen, um mich abzuholen.

Unsere siamesischen Prinzen hatten sich herausgeputzt wie Berliner Friseurgehilfen am Sonntage, mit Lackstiefeln, karrierten Anzügen, feuerroten Krawatten und kleinen runden schwarzen Filzhüten. Eine Ehrencompagnie war ihretwegen nicht aufmarschiert, auch hatten sie ihre beiden Gläubiger nicht eingeladen, in den Palästen ihrer Väter abzusteigen, so daß sich dieselben mir anschlossen, um im Hotel Wohnung zu nehmen. Der Irländer hatte ungezählte alte Freunde zu umarmen, die seine temperenzlerischen Grundsätze sofort über den Haufen warfen, und die römischen Künstler erwarteten in nervöser Erregung den Hofmarschall, der, wie sie überzeugt waren, erscheinen mußte, sie abzuholen.

Die an Bord gekommenen Zollbeamten beschränkten sich lediglich darauf, uns zu fragen, ob wir Waffen in unserem Gepäck hätten. Als ich diese Frage bejahte, wurde mir bedeutet, ich dürfe dieselben nicht bei mir behalten, sondern habe sie im Zollamte abzugeben und später schriftlich bei den Zollbehörden deren Auslieferung zu beantragen. Wir fuhren also zuerst zum Zollamt und dann stromauf an freundlichen Bungalows vorüber zu dem gleich den meisten europäischen Wohnungen unmittelbar am Flusse gelegenen Oriental-Hotel. Da sämtliche Zimmer nach der Wasserseite besetzt waren, stellte man mir die allerliebste Villa des gerade abwesenden Besitzers des Hotels, eines Dänen, zur Verfügung, in der ich auf das angenehmste untergebracht gewesen wäre, hätten nicht der Mangel jeglicher Brise und der Überfluß an Moskitos mir den Aufenthalt bereits am ersten Tage solcherweise verleidet, daß ich eine Einladung des englischen Ministerresidenten, Kapitän Jones, dem ich vom großbritannischen Botschafter in Berlin, Sir Edward Malet, warm empfohlen

worden war, sofort mit herzlichem Dank annahm.

Wie jede Stadt, die von zahlreichen Kanälen durchzogen ist und in der sich ein großer Teil des Verkehrs auf dem Wasser abwickelt, ein zweites Venedig genannt wird, so hat sich auch die Hauptstadt Siams gefallen lassen müssen, von einigen vergleichssüchtigen Reisenden das Venedig des Ostens getauft zu werden, trotzdem dieser Name meiner Ansicht nach Sirinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, weit eher gebührt als Bangkok. Immerhin ist eine gewisse Ähnlichkeit mit der alten Dogenstadt insofern vorhanden, als auch hier das Boot, die Barke und die Gondel die Hauptverkehrsmittel bilden. In mancher Beziehung übertrifft Bangkok sogar Venedig, denn ein bedeutender Bruchteil seiner Bevölkerung lebt nicht nur am Wasser, sondern verbringt sein ganzes Leben in schwimmenden, am Ufer oder im Flusse verankerten Häusern. Für den hier lebenden Europäer freilich kommen die Wasserwege weniger in Betracht als die Landwege, da man auf dem Flusse stets mit Ebbe und Flut und damit wechselnder Strömung zu rechnen hat und heute vielleicht eine Strecke in zehn Minuten zurücklegt, zu der man morgen um dieselbe Zeit eine halbe Stunde gebraucht. Außerdem wohnt eine große Anzahl Europäer, da Häuser am Flusse schwer zu haben sind, weiter landeinwärts und ist dadurch schon genötigt, sich Wagen und Pferde zu halten. Wie viele Einwohner die siamesische Hauptstadt thatsächlich zählt, weiß niemand mit Bestimmtheit zu sagen. 300000 sagen die einen, 600000 die anderen, und was die Bevölkerung des ganzen Königreiches anlangt, so streiten sich die größten Reisenden mit den kleinsten um Ziffern, die zwischen zwölf und sechzig Millionen schwanken. Doch sei dem, wie ihm wolle, den Charakter einer Großstadt, ja einer der lebhaftesten und interessantesten Städte des Ostens ist Bangkok nicht abzusprechen, und eine Frage, die den Fremden zu Anfang am meisten beschäftigt, ist die: „Wovon leben diese Hunderttausende eigentlich?" Was die Beamten anbelangt, so ist diese Frage ja leicht beantwortet: sie leben eben wie überall auf Kosten des Volkes; aber wovon nährt und kleidet sich letzteres, wovon bezahlt es die Steuern, von denen kein Baum, kein Strauch, kein Fisch, kein Nagel verschont ist? Man muß schon annehmen, daß sich die Residenzler von der Arbeit der Provinzler nähren, denn in Bangkok thut scheinbar niemand etwas anderes als schlafen, essen, trinken, betelkauen, lieben und spielen, und wenn man zufällig einmal jemand im Schweiße seines Angesichtes sein Brot essen sieht, so ist daran lediglich die Hitze schuld, oder aber der Betreffende ist ein Chinese. Dieser scheint in Bangkok die Arbeit geradezu monopolisiert zu haben, ihn allein sieht man die zweiräderigen, aus Japan eingeführten Personenwägelchen, die „Jinrickshaws", ziehen, er verrichtet die Kulidienste, er tischlert, schneidert, schustert und schmiedet, in seinen Händen liegt der größte Teil des Handels, er arbeitet als Clerk in den Comptoiren der Europäer und in den Banken, ihn findet man als Pächter der verschiedenen Monopole und in geradezu erschreckender Anzahl als Pfandleiher.

Als Kutscher und Pferdeknechte sieht man fast nur Malayen und Inder, letztere auch als Geldwechsler und Wucherer, während die eigentlichen Bewohner des Landes selbst höchstens einmal ein Ruder in die Hand nehmen, um ihre Früchte zu Markte zu fahren oder ihre Fischreusen zu leeren.

Fleißiger als die Männer sind in Siam die Frauen, trotzdem man auch von ihnen nicht sagen kann, daß sie sich überarbeiten. Auf ihren Schultern ruhen nicht nur die Haushaltungsgeschäfte, sondern die Männer überlassen ihnen auch herzlich gern die schwere Arbeit des Ruderns, Reisstampfens und selbst der Feldbestellung. In Bangkok sind sie übrigens nicht allzu wählerisch in Bezug auf die Art und Weise, wie sie sich ihren Lebensunterhalt erwerben.

Der Buddhismus steht in Bangkok in höchster Blüte, und nicht ohne Grund wird die Königsstadt am Menam eine Stadt der Tempel genannt. Unter der hohen Geistlichkeit scheint sich jedoch eine erkleckliche Anzahl räudiger Schafe zu befinden. Daß der Glaube Berge versetzen kann, hatte ich schon in frühester Jugend aus der Bibel gelernt, in Bangkok erst sollte ich erfahren, daß auch die buddhistische Geistlichkeit diese Kunst versteht, wenigstens sah ich in den

Pfandleihhäusern von ihr versetzte Berge von allen möglichen Tempelschätzen, Buddhabildern aus Bronze, Silber, Gold und Elfenbein, Mönchsgewändern und Bibeln.



Tempelhof in der Wat Prakeo in Bangkok mit Statuen europäischer Männer und Frauen.

Der obere Stadtteil, in dem sich auch der königliche Palast, verschiedene Tempel, das Museum, die Ministerien, Kasernen und der Exerzierplatz, auf dem auch gelegentlich die Verbrennungen verstorbener Mitglieder des Königshauses vorgenommen werden, befinden, ist von einer gezinnten Mauer umgeben, in die verschiedene Thore, auch an der Vorderseite, eingelassen sind.

Die königlichen Palastbauten nebst einem dazu gehörigen Tempel, die Wohnungen der auf mehrere Hundert geschätzten Nebenfrauen des Königs und deren Dienerinnen, sowie die verschiedenen Ministerien bilden eine besondere, in der großen Umwallung liegende, aber nochmals durch eine Mauer abgegrenzte

Stadt für sich. Hier stattete ich wenige Tage nach meiner Ankunft einem der Brüder des Königs, dem Prinzen Devawongse, Minister des Auswärtigen, meinen Besuch ab. Der Prinz empfing mich in seinem prächtig, aber zugleich wohnlich ausgestatteten, säulengetragenen Arbeitszimmer, bewirtete mich mit Thee und Havannacigarren und unterhielt sich mit mir in ungezwungenster Weise, namentlich über die kurze Zeit zuvor einem englischen Konsortium zum Bau übergebene Eisenbahn nach Khorat, von der er sich für das Land viel Gutes versprach; auch teilte er mir mit, es sei die Absicht der Regierung, durch Anlegung einer Reihe von Schleusen die Flußschiffahrt auf dem Menam und Meping zu heben. Als ich mich nach etwa einstündiger Unterhaltung von ihm verabschiedete, nahm ich die Überzeugung mit, daß dem Prinzen das Wohl des Landes wirklich am Herzen liegt und daß es in Siam bald anders aussehen würde, wenn es unter den höchsten Beamten des Reiches mehr Leute von dem Schlage des Prinzen Devawongse gäbe.

Außerhalb der Palastumwallung wohnte ich später dem Exerzieren neu eingestellter Rekruten, die größtenteils aus den nördlichen Provinzen gekommen waren, bei. Die Leute waren nicht etwa, wie man erwarten sollte, gleichalterig, sondern teils ganz junge, kaum dem Knabenalter entwachsene Burschen, teils aber auch Männer von über dreißig Jahren. Sie sahen in ihrer Uniform, bestehend aus grauen Leinwandjacken und Kniehosen, schwarzem Lederzeug und weißen Käppis mit Lederschirm keineswegs übel aus, zumal man vernünftigerweise von einer Fußbekleidung Abstand genommen hatte, so daß die braunen Beine zu voller Geltung kamen. Die königliche Leibgarde besteht aus einer Schwadron Kavallerie und zwei Bataillonen Infanterie, die merkwürdigerweise von dänischen Offizieren, die man hier zu Lande doch wohl entweder für die tüchtigsten oder für die geduldigsten halten muß, ausgebildet werden. Die Kommandos werden in siamesischer Sprache gegeben. Wie viel Linientruppen in Wirklichkeit und nicht nur auf dem Papier vorhanden sind, konnte mir niemand angeben. Die Soldaten bezogen bis vor kurzem sechzehn Mark im Monat und hatten sich dafür selbst zu verpflegen. Da sie aber all ihr Geld — wohlgemerkt, wenn sie überhaupt etwas erhielten — verspielten und dann, um ihren Hunger zu stillen, auf Raubzüge und Diebstähle angewiesen waren, ist man endlich auf den Gedanken gekommen, sie auf Staatskosten zu beköstigen und ihnen nur acht Mark Löhnung zu zahlen. Das Beste an der ganzen Armee sind unstreitig die fünf je dreißig Mann starken Musikcorps, die, solange sie vernünftig genug sind, sich nur an Märsche, Tänze und Nationalhymnen heranzuwagen, unter ihren siamesischen Direktoren wirklich ganz Überraschendes leisten.

Auf dem Rückwege zur Europäerstadt begegnete ich dem Prinzen-Vergolder zusammen mit dem deutschen Schiffskapitän in einem eleganten Landauer, und als ich den Kapitän eine Stunde später im Hotel sah, fragte ich ihn, wie es mit seiner Anstellung in der königlichen Marine stände.

„O,“ meinte er, „so schnell geht das nicht, aber mit dem Prinzen ist alles in Ordnung, er hat mir heute das Palais seines Vaters gezeigt.“

„Hat er Ihnen auch Ihre tausend Mark wiedergegeben, oder geht das auch nicht so schnell?“

Ich erfuhr nun, daß von einer Rückzahlung des Geldes bisher noch keine Rede gewesen war und daß der Kapitän das Palais des Prinzen-Vaters auch nur von außen gesehen habe.

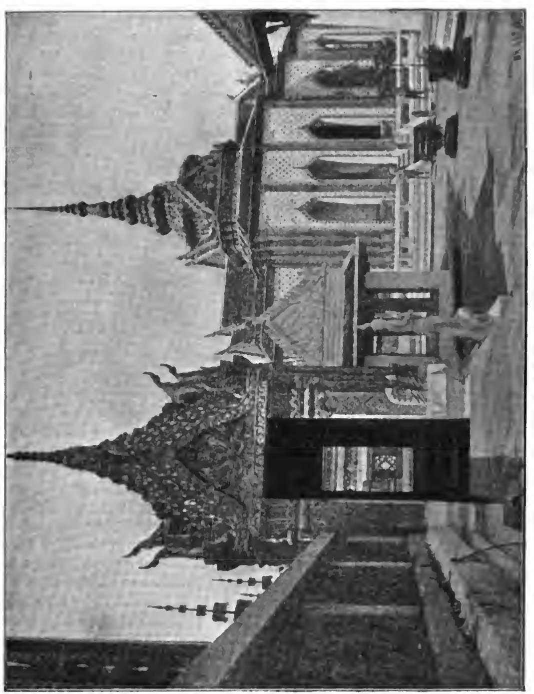
Zwei Tage darauf traf ich den biederen Seemann zufällig auf der Post. Er sah ganz verstört aus, und als ich ihn fragte, was ihm wäre, sagte er: „Sie haben recht gehabt. Ich bin ein großer Esel gewesen. Gemeine Schwindler sind die Kerle, diese Prinzen; den Palast, den mir der Schuft, der Vergolder, gezeigt hat, gehört gar nicht seinem Vater, sondern dem Prinzen Damrong. Der Vater selbst aber ist Thorwächter am Museum oder sonstwo und wohnt in einer elenden Bude, hat nicht einen Pfennig und will von seinem Jungen, namentlich aber von dessen Schulden, nichts wissen.“

Ich riet dem alten Herrn nun, sich sofort an den deutschen Konsul zu wenden, und versprach ihm, die Geschichte dem Prinzen Damrong zu erzählen.

Es stellte sich später heraus, daß die beiden

Jungen als Söhne armer Eltern auf Kosten eines siamesischen Prinzen nach Deutschland geschickt waren, um dort erzogen zu werden und ein Handwerk zu erlernen, daß sie jedoch in Berlin nichts als dumme Streiche gemacht hatten und daher zurückberufen worden waren. Jedenfalls erscheint mir dieses Resultat der deutschen Erziehung wenig geeignet zu sein, andere fortschrittlich gesinnte Siamesen zu einer Wiederholung des Experimentes zu ermutigen.

Unter der Führung eines jungen siamesischen Edelmannes und Beamten aus dem Ministerium des Inneren, Luang Daysah, besichtigte ich eines Vormittags den königlichen Palast und den zu diesem gehörenden Tempel, die Wat Prakeo. Ersterer ist ein neues Bauwerk im italienischen Renaissancestil, innen durchaus im europäischen Geschmack dekoriert, und bietet daher nur geringes Interesse. Das, was mich hier allein interessiert haben würde, die Privatgemächer des Königs, aus deren Einrichtung ich nach dem Worte le style c'est l'homme Schlüsse auf den Charakter Seiner Majestät hätte ziehen können, wurde mir ebensowenig gezeigt wie der Harem. Als ich Scherzes halber meinen Begleiter fragte, ob es nicht möglich sei, die



Hof in der Wat Prakeo in Bangkok.

Frauenstadt des Königs in Augenschein zu nehmen, meinte er allen Ernstes, dieses wäre leider nicht angänglich, da die sämtlichen Frauen zur Zeit nicht in Bangkok, sondern mit dem Könige auf der Insel Kohsi-Chang seien. Die Antwort war echt orientalisch; denn es blieb mir nachher überlassen, mich damit zu trösten, daß man sich ein Vergnügen daraus gemacht haben würde, mich zu der Frauenabteilung zu führen, falls die Bewohnerinnen anwesend gewesen wären. Übrigens besteht der königliche Harem nicht, wie der anderer orientalischer Herrscher, aus einem einzigen großen Bau, in dem die Damen alle zusammen untergebracht sind, sondern jede Frau hat ihr eigenes Häuschen und ihre eigene Dienerschaft. Genaueres über die Zahl der königlichen Frauen und Kinder zu erfahren, ist überaus schwierig, da es für taktlos gilt, Siamesen danach zu fragen, und Europäer begreiflicherweise keinen genauen Einblick in die Verhältnisse bekommen. Man weiß nur, daß jeder hohe siamesische Beamte, jeder Fürst der Vasallenstaaten in Laos ꝛc. dem Könige mindestens eine seiner Töchter schenkt und daß daher eine recht ansehnliche Gesellschaft im Laufe der Jahre zusammenkommen muß. Übrigens werden die zu Königsgattinnen bestimmten Mädchen bereits mit dem zwölften Lebensjahre im Palaste abgeliefert. Die Zahl der Seiner Majestät geborenen Sprößlinge wird auf neunundachtzig geschätzt, doch weiß man hierüber auch nichts Genaues. Nur aus den Todesanzeigen verstorbener Kinder, die mit Angabe der Nummern erfolgen, weiß man, daß die Zahl über achtzig beträgt. Thronberechtigt sind nur die Söhne von Frauen königlichen Blutes, von denen der König zwei besitzt. Beide sind Halbschwestern des Königs, alle drei sind Kinder desselben Vaters, aber von verschiedenen Müttern. Ihre Ehe mit ihrem Bruder soll eine durchaus glückliche sein, und der aus dieser Ehe entsprossene Kronprinz ist ein körperlich und geistig trefflich entwickelter, zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Knabe.

Eines Tages, als ich mit dem Thronfolger allein war, fragte ich ihn, ob er seinen Vater häufig besuche, worauf er mir erzählte, er versammele sich allabendlich mit seinen Geschwistern beim Könige, um mit diesem Lieder zu singen. Als ich weiter forschte, wie viele Geschwister er habe, meinte er treuherzig: „Nobody knows exactly, there are plenty of them."

Unmittelbar neben dem Palast liegt die Wat Prakeo, die mit ihren Arkaden, Höfen, Lotosteichen, Gärten, Grotten, Tempeln und Pagoden über einen halben Hektar Bodenfläche bedeckt. Der Tempel, in dem der König seine Andacht zu verrichten pflegt, ist eine wahre Schatzkammer. Da finden wir überlebensgroße Buddhabilder aus purem Gold, herrliche Gefäße, Lampen und, auf einem Unterbau aus Gold und Edelsteinen stehend, die größte Kostbarkeit Bangkoks, ein etwa vierzehn Zoll hohes, aus einem Nephrit oder, wie die Engländer es nennen, Jadestone geschnittenes Buddhabild. Der Boden des Tempels ist mit Bronzeplatten belegt, vor dem Altare sind große Mengen von Blumen aufgehäuft, die im Verein mit den schwelenden Räucherkerzen einen wahrhaft betäubenden Duft verbreiten. Überall Gold, Silber und Edelstein, alte siamesische Kunstschätze, in Glasschränke verschlossene, dem Tempel geweihte Geschenke; darunter neben wertvollen Münzen, Stangen massiven Goldes und Silberklumpen auch u. a. die in Gold ausgeführte Statuette eines französischen Admirals. Und zwischen all dieser orientalischen Pracht verteilt, findet man wieder Erzeugnisse moderner europäischer Kunstindustrie, Bronzekandelaber aus Paris, Berliner Porzellanvasen, Alabasterschalen und andere Dinge mehr, die dem Prinzen Damrong während seiner letzten Reise durch Europa von Kaisern und Königen zum Geschenk gemacht worden sind. Auch eine vergoldete Bronzetrommel der Karens fand ich unter den Tempelschätzen.

Erst bei dem Verlassen dieser Stätte des buddhistischen Kultus fiel mir auf, daß die Tempelthüren aus Ebenholz mit Perlmuttereinlage Kunstwerke ersten Ranges sind. Ähnliche Arbeiten sah ich auch in der getrennt vom eigentlichen Tempel liegenden Tempelbibliothek, sowie später in der Wat Poh, der bedeutendsten Tempelanlage der Hauptstadt. In den Höfen der Wat Prakeo erheben sich schlanke Pagoden aus roten, blauen, gelben, grünen und weißen glasierten Kacheln, daneben sieht man eine goldene Mosaik-Pagode,



Platz in der Wat Prakeo in Bangkok mit Statuen europäischer Personen.

zu der das Material von Salviati in Venedig geliefert wurde, sowie eine im Inneren über und über mit Spiegelscherben bedeckte Halle, in deren gewölbter Decke in bunten Glassplittern Nachbildungen der verschiedenen siamesischen Orden angebracht sind.

Nicht weit von dieser Halle befindet sich ein Modell der berühmten Tempelruinen von Angkor, die zu den großartigsten Bauwerken der Welt zählen. Schade nur, daß man diese Nachbildung nicht auch als Vorbild für die Wat Prakeo gewählt hat, die thatsächlich nichts ist als eine Aufhäufung von Prunk und Flitter, eine Schaubude von Wertgegenständen und Geschmacklosigkeiten. Die Wat Prakeo verhält sich zur Angkor Wat etwa wie eine Cirkusreiterin zur Venus von Milo.

Alles ist eitel Tand und Blendwerk, ja sogar Blendwerk in des Wortes verwegenster Bedeutung, und wem seine Augen lieb sind, dem rate ich, eine Besichtigung der Wat Prakeo entweder an einem bewölkten Tage oder mit einer Schneebrille auf der Nase vorzunehmen, denn einem solchen Glanze ist kein normaler Sehnerv gewachsen. Man muß schon ab und zu Erholung in dem schattigen, rings um die Tempelanlagen laufenden Arkaden suchen, um all den Flimmer an einem einzigen Tage ertragen zu können.

Auf welche Abwege die Bildhauerkunst neuerdings in Siam geraten ist, sieht man an einer Reihe in den Tempelhöfen aufgestellten lebensgroßen Marmorstatuen europäischer Männer und Frauen, nicht etwa berühmter oder um Siam besonders verdienter Persönlichkeiten, sondern ganz gleichgültiger Leute, wie sie dem Künstler gerade in den Weg gelaufen sind. Solange sich die siamesische Kunst mit der Darstellung sagenhafter Ungetüme befaßt, ist ihr, trotzdem sie sich entweder an die burmesische oder chinesische Kunst anlehnt, eine gewisse Genialität nicht abzusprechen. Hier aber, wo sie nach lebenden Motiven gearbeitet hat, befleißigt sie sich eines geradezu erschreckenden Realismus.

Da steht z. B. mitten zwischen all den funkelnden Pagoden, grimassenschneidenden Drachen und zähnefletschenden Phantasielöwen ein in Marmor ausgehauener jüdi-

scher Fondsjobber im Sonntagsstaate, mit kurzem Jackett, dicker Uhrkette und kleinem rundem Hütchen, in der Hand einen Spazierstock. Man sieht dem Manne an der Nase an, daß er sich in Wichs geworfen hat und daß er für gewöhnlich mit schiefgetretenen Stiefelabsätzen und ausgefransten Hosenborden herumläuft. Neben ihm langweilt sich ein Schiffskapitän mit Vollbart und Tropenhelm; diesem zur Seite sehen wir einen Regierungsbaumeister in langem Gehrock, das mähnenumwallte Haupt mit einem breitrandigen Kalabreser bedeckt, die Hand gestützt auf einen gegen den Strich gerollten Regenschirm, den er lieber seinem Nachbarn, einem Herrn in Frack und Cylinderhut, leihen sollte, denn derselbe scheint sonst rettungslos einem Sonnenstiche verfallen zu sein. Auch Damen im Frisiermantel mit aufgelöstem Haar oder mit Chignon und Krinoline fehlen nicht in diesem sonderbaren Kreise.

Daß die siamesische bildende Kunst auch da, wo sie dem Realismus huldigt, besserer Leistungen fähig ist, gewahrt man an den ebenfalls in den Höfen der Wat aufgestellten Bronzestandbildern mehrerer weißer Elefanten, die mein elefantologisch gebildetes Auge durch die Treue ihrer Darstellung geradezu entzückten.

Bevor der Besucher weiter geht, muß er notgedrungen noch den königlichen weißen Elefanten, deren Stallungen nicht weit vom Tempel liegen, seine Aufwartung machen. Vier dieser Tiere fand ich in ebensovielen getrennten Schuppen mit Ketten an vergoldeten Holzpfosten angebunden. Über jedem hing von der Decke herab ein verstaubter, schmutziger Baldachin, der böse Einflüsse von den Tieren abzuhalten bestimmt ist. Zu dem gleichen Zwecke befindet sich in jeder Stallung auch ein weißer Affe, der gleichzeitig dem Elefanten als Spielkamerad dient. Gegen ein kleines Trinkgeld an den Wärter durfte ich die heilig gehaltenen Tiere, die aber keineswegs, wie man so häufig hört, angebetet werden, mit kleinen Grasbündeln und Bananen füttern. Sie schienen sich entsetzlich in ihrer Einzelhaft zu langweilen und ihre Heilighaltung, die sie der Legende verdanken, daß die Seele Gautamas, bevor letzterer als Buddha wiedergeboren wurde, in einem weißen Elefanten gewohnt habe, von Herzen zu verwünschen.

Übrigens gehört schon viel Phantasie dazu, sie für weiß zu halten; sie sind höchstens etwas heller gefärbt als die meisten Elefanten, und diese hellere Färbung scheint nur zum Teil dadurch erzielt zu werden, daß man ihre Haut täglich mit Glasscherben oder Reibeisen schabt.

Das königliche Museum, bis vor kurzem in einem Nebengebäude des Palastes untergebracht, befindet sich jetzt in einem etwa fünf Minuten zu Wagen von letzterem entfernt gelegenen, mit hohen Fenstern versehenen geräumigen Ziegelbau. Als Privatbesitz des Königs sind die Sammlungen leider bisher dem großen Publikum nicht zugänglich und werden nur solchen Personen, die mit besonderen Empfehlungen versehen sind, gezeigt.

Der Direktor des Museums, Dr. Haase, ist ein deutscher Zoologe, der, bevor er nach Siam kam, am Museum in Dresden beschäftigt war. Seinem rastlosen Fleiße ist es zu danken, daß hier aus einer königlichen Trödelbude in verhältnismäßig kurzer Zeit ein königliches Museum geworden ist.

Als der deutsche Gelehrte vor einigen Monaten seine hiesige Stellung antrat, fand er ein gänzlich ungeordnetes Material vor. Neben den kostbaren Waffen aus den Laos- und Schanstaaten hing eine Jägersche Normalunterhose, zwischen den seltensten Porzellanen und Bronzen prangte eine Schachtel mit Hühneraugenpflaster, eine Elektrisiermaschine oder ein Paar gestickte Morgenschuhe, und in stiller Eintracht lagen Königskronen, italienische Strohhüte, Notizbücher und allerlei Schund, „made in Germany“, buddhistische Bibeln, Hosenträger, Elefantenpiken, goldene Beteldosen, Fausthandschuhe und baumwollene Regenschirme nebeneinander, während ein ausgestopfter Neufundländer sich neben dem Löwen als reißendes Tier Afrikas aufspielte.

Ein großer Teil der vorgefundenen Gegenstände wurde von Herrn Dr. Haase sofort in die Rumpelkammer geworfen, der Rest geordnet, etikettiert und in Glasschränken untergebracht; eine enorme Arbeit, wenn man bedenkt, daß dem Direktor keinerlei Hilfe beigegeben ist und daß der vom König

dem Museum gewährte Zuschuß 80 Tikal = 160 Mark pro Monat nicht übersteigt, eine Summe, die kaum zur Beschaffung des Spiritus hinreicht, der zur Konservierung der vom Direktor mit großem Eifer gesammelten Fische und Reptilien erforderlich ist.

Zweifellos wird Herr Dr. Haase auf seinem jetzigen Posten der Wissenschaft bedeutende Dienste leisten, aber er würde ungleich mehr leisten können, wenn er von der Regierung des Landes, dem er dient, thatkräftiger unterstützt würde. Vorläufig fehlt hier leider jegliches Verständnis für wissenschaftliche Forschungen, und Herr Dr. Haase ist froh, wenn er das, was er unter seinen Händen hat, festhalten kann; denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß einer der Prinzen ins Museum kommt, um sich aus den wohlgeordneten Sammlungen irgend ein Prachtstück als Zimmerschmuck oder Kinderspielzeug mitzunehmen.

Ich lernte unter den in Bangkok lebenden Deutschen, sowohl unter den Kaufleuten wie unter den in siamesischen Diensten stehenden Beamten, viele liebenswürdige Menschen kennen und habe manche vergnügte Stunde im Kreise derselben verlebt.

Auch mit meinen Reisegenossen, den römischen Künstlern, traf ich wieder zusammen. Sie hatten am Tage unserer Ankunft an Bord natürlich umsonst auf den Hofmarschall gewartet, der ihrer Ansicht nach kommen mußte, sie abzuholen, und waren schließlich, da im Oriental-Hotel kein Raum mehr zu finden war, in ein Gasthaus zweiten Ranges übergesiedelt. Am folgenden Tage hatten sie dem Prinzen Damrong, von dem sie in Rom engagiert worden waren, ihre Aufwartung gemacht und um Überweisung von Ateliers und sonstigen ihnen versprochenen Räumen gebeten.

Prinz Damrong hatte ihnen eröffnet, er sei seit seiner Rückkehr Minister des Inneren und habe sich als solcher mit der Kunst nicht mehr zu befassen; sie möchten sich nur an seinen Nachfolger im Unterrichtsministerium wenden.

Da dieser Herr sich mit dem Könige auf der Insel Kohsi-Chang befand, machten sich die beiden Römer auf und fuhren ans königliche Hoflager, wo sie denn auch nach mehreren vergeblichen Versuchen des Ministers habhaft wurden. Seine Excellenz zuckte die Achseln und meinte, wohl mit dem Unterricht, nicht aber mit Malerei und Bildhauerei zu thun zu haben, mit derartigen Angelegenheiten sei seit einiger Zeit der Prinz Sounddso betraut, der jedenfalls entzückt sein würde, die Herren Professoren zu empfangen. Man mußte also eine Audienz beim Prinzen Soundso nachsuchen, die auch, nachdem der Zeitpunkt viermal von einem Tag auf den anderen verschoben worden war, gewährt wurde. Der hohe Herr zeigte sich zwar sehr gnädig, erklärte auch, von Seiner Majestät mit der Begründung einer Kunstschule beauftragt zu sein, aber keine Lust zu haben, seine Professoren gewissermaßen aus zweiter Hand zu beziehen; er habe die Absicht, seine eigene Wahl zu treffen, und wies daher die beiden Römer wieder an den Prinzen Damrong, der ihnen seinerseits nun empfahl, ruhig im Gasthaus zu bleiben, ihre 1500 Franken pro Monat zu beziehen, sich nicht auf das Malen und Bildhauen zu kaprizieren und das Weitere abzuwarten.

Leider sind die beiden Italiener weder die ersten Europäer, denen es so in Siam ergeht, noch werden sie die letzten sein. Die siamesische Regierung glaubt den von ihr angenommenen europäischen Beamten gegenüber ihre Pflicht zu erfüllen, wenn sie ihnen ihre Gehälter auszahlt; sie liebt es, alle möglichen sogenannten Ratgeber anzustellen, die aber nie um Rat gefragt werden und sich höchst mißliebig machen, wenn sie ungefragt solchen erteilen. Daß jemand auch ein Recht auf Arbeit beanspruchen kann, ist ein Gedanke, der dem Siamesen so widersinnig erscheint, daß er ihn für einen Scherz hält.

Er betrachtet den von ihm bezahlten Europäer als nichts anderes als seinen Diener und findet es selbstverständlich, daß dieser um so zufriedener ist, je höheres Gehalt ihm gezahlt und je weniger Arbeit von ihm verlangt wird.

So leicht es den Europäern in siamesischen Diensten wird, ihre Brotherren zu befriedigen, so schwer wird es ihnen werden, Selbstbefriedigung in ihrer Arbeit zu finden; denn je ernster sie ihre Aufgabe nehmen, je mehr sie sich bemühen, dem Lande, dem sie dienen, wirklich zu nützen, um so größeren Undank werden sie ernten.

Die siamesische Regierung ist mit einem kranken Manne zu vergleichen, der sich für alle seine Leiden Specialisten hält, diese nur in den äußersten Notfällen zu Rate zieht, aber schließlich doch das Mittel nimmt, das ihm sein Schäfer empfiehlt.

Neben dem schwimmenden Teile Bangkoks hat sich eigentlich nur der „Sampeng“ genannte Stadtteil in seiner ganzen Ursprünglichkeit erhalten. Zwischen der Charurn Krung und dem Flusse gegen zwei englische Meilen sich ausdehnend, wird er im Norden von der Stadtmauer, im Süden vom Europäerviertel begrenzt. Er ist für Bangkok ungefähr dasselbe, was das Gängeviertel seligen Angedenkens einst für Hamburg war, nur daß hier neben der Armut und dem Laster auch Kleinhandel und Gewerbe ihre Stätten aufgeschlagen haben.

Hier weht uns auch nicht der leiseste Hauch abendländischer Kultur entgegen, wir befinden uns im Sampeng außerhalb des Bereiches aller Telegraphendrähte, Pferdebahnen, Postbriefkästen und, wie es mir schien, auch Polizisten, mitten in dem fesselnden Getriebe unverfälschten siamesisch-chinesisch-malayisch-indischen Volkslebens. Kein europäisches Bleichgesicht begegnet uns, aber vom Quittengelb des Chinesen bis zur Pechschwärze des Tamilen finden wir alle Farbenabstufungen, finden das Laster neben der Tugend, die bodenloseste Trägheit neben dem emsigsten Fleiße, die Spiel- und Opiumhölle neben dem Tempel, buddhistischen Kultusschmutz überall. Die Gassen sind so eng, daß weder Gefährte, noch Reit- und Lasttiere sich in ihnen fortbewegen können; man ist im Sampeng auf seine eigenen Beine angewiesen und kann sich bei trockener Witterung sogar mit Lackstiefeln in das Getriebe stürzen, ohne Furcht, sich dieselben zu beschmutzen, denn die Gassen sind fast durchweg fein säuberlich gefegt und der Schmutz liegt zu beiden Seiten in den Rinnsteinen, eines wolkenbruchartigen Regens harrend, um in den Fluß gespült zu werden. Aller Unrat wird hier abgeladen, auch tote Hunde und Katzen, falls solche nicht noch Verwendung in den chinesischen Restaurants haben finden können. Aus sanitären Rücksichten hat man durch Niederreißen einer Anzahl Häuser offene Höfe geschaffen, die mit Plankenzäunen umgeben sind. Ich bildete mir ein, man habe damit den Bewohnern Luft und Licht zuführen, oder den unzähligen Kindern Tummelplätze bescheren wollen; als ich jedoch durch die offenstehenden Thüren einen Blick in diese „Lungen der Großstadt“ geworfen hatte, wurde mir von einer zahlreichen Versammlung ad oculos demonstriert, daß es sich um Anlagen handelte, die nicht gerade für Zufuhr von Ozon bestimmt sind.

Gleich dem Chinesen ist der Siamese ein geborener Spieler, und an Spielhäusern, in denen den Leuten Gelegenheit geboten wird, ihrer Leidenschaft zu frönen und ihr Geld los zu werden, ist im Sampeng infolgedessen kein Mangel. In einem der größten und elegantesten Salons, dem ich meinen Besuch machte, fand ich des Morgens um sieben Uhr Bankhalter und Spieler, ich weiß nicht, ob noch oder schon bei der Arbeit. Es wurden Fantan und ein chinesisches Spiel mit rotweißen Würfel gespielt; die Stelle der grünbezogenen Tische in Monte Carlo vertreten hier gelbe Matten mit schwarzen eingeflochtenen Grenzlinien für die einzelnen Felder.

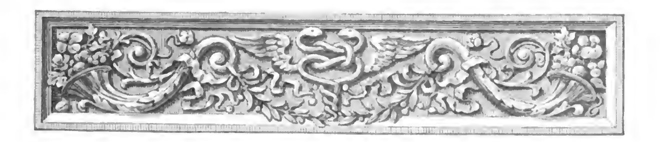
Nicht weniger als achtzehn dieser Matten lagen auf dem Boden ausgebreitet, über jeder hing eine große Petroleum-Hängelampe deutschen Fabrikates.

Auch an Schlafmatten und einer zu ebener Erde stehenden Garküche fehlt es nicht, so daß Spieler, denen das Glück lächelt und die ihr Geld nicht gleich in einer Sitzung verlieren, sich hier vollkommen häuslich niederlassen können, bis sie sich genötigt sehen, den Weg zum Pfandleihhause anzutreten. Um letzteres mit Aussicht auf Erfolg thun zu können, muß man bekanntermaßen irgend etwas zu versetzen haben, und weder Chinesen noch Siamesen sind um die Mittel und Wege, sich dieses „Etwas“ zu verschaffen, verlegen. Man macht eben Zwangsanleihen, wo immer sich hierzu Gelegenheit bietet, gleichviel, ob bei Eingeborenen oder Europäern.

(Schluß folgt.)



Theodor Billroth (1885).



# Theodor Billroth.

Von

**Adolf Kronfeld.**

Saluti et solatio ægrorum — Zur Heilung und Tröstung der Kranken. Diese stilistisch und inhaltlich für die josephinische Epoche charakteristische Inschrift ziert die Front des Allgemeinen Krankenhauses in Wien. Aus diesem ehrwürdigen Bauwerk, das 2300 Krankenbetten enthält, ging die moderne Medizin hervor; hier wurde der große Kampf zwischen mittelalterlicher Scholastik und der Naturbeobachtung ausgekämpft; hier hat die Wiener medizinische Schule zwei große Epochen der Blüte erlebt und — überlebt. Ein Denkmal Josephs II. wurde zwar in den zweiten Hof des Spitals verbannt, angeblich weil in dem ersten größten und geräumigsten Hofe kein geeigneter Platz gefunden wurde, thatsächlich weil unser reaktionär ausklingendes Säkulum liberale Emotionen und Demonstrationen scheut. Aber das große Denkmal Josephs II. ist die Widmungszeile, die er dem Hause gegeben.

Mit Franz Schuhs Tode im Jahre 1865 ging eine Epoche deutscher und Wiener Chirurgie zu Grabe; eine Epoche nüchternen, realen Wollens und Strebens. Von den Einflüssen Rokitanskys und Skodas in Wien, Johannes Müllers und seiner großen physiologischen Schule in Deutschland war unsere Chirurgie unberührt geblieben. Ebensowenig hat das Neue und Große, das die Berliner Schule mit Rudolf Virchow und anderen in die medizinischen Disciplinen getragen hat, in unseren Operationssälen einen Wiederhall gefunden. Unsere Chirurgie war — den Eingeweihten drängte sich diese Überzeugung auf — vormärzlich geblieben.

Deshalb mußte die Wahl auf Theodor Billroth fallen, als es galt, Schuhs Lehrkanzel zu besetzen; er sollte das Neue, das Große für unsere veraltete Chirurgie schaffen; er sollte die Chirurgie zur wissenschaftlichen Höhe der anderen Disciplinen emportragen.

Und Billroth hielt, was man von ihm erwartet; er errang für sein Fach die erste Stelle an unserer medizinischen Fakultät. Leider fehlte dem großen Inhalt, den er schuf, der Rahmen. Das Allgemeine Krankenhaus als Gebäude hat unter der Würde seines Alters gelitten — es ist veraltet. Ferner ist zu beachten, daß dieses Haus „zur Heilung und Tröstung der Kranken", jedoch nicht für die Zwecke des klinischen Unterrichtes ursprünglich bestimmt und eingerichtet war.

Die großen Hoffnungen, mit denen Billroth von Zürich nach Wien eilte, haben sich erfüllt, soweit es sich um den neuen Geist, um den großen Inhalt handelte, den er in das chirurgische Wissen und Können seiner Epoche trug; an den veralteten, längst unzulänglichen Formen und Einrichtungen unserer Kliniken konnte selbst diese sieghafte, von dem Glücke des Genies getragene Persönlichkeit nichts, gar nichts ändern.

In kurzen Zügen sei hier die Biographie Billroths mitgeteilt, mit Benutzung einer von ihm selbst verfaßten Skizze.

An der Ostsee stand seine Wiege. Er wurde am 26. April 1829 in Bergen auf der Insel Rügen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Wie so viele deutsche Dichter und Denker entstammt auch er dem prote-

stantischen Pfarrhause. Sein Stammbaum zeigt einen Einschlag französischer Art, da seine Großmutter mütterlicherseits eine Französin (geborene von Beaulieu) gewesen ist.

Der Umstand, daß Billroths Vater bald starb und die Mutter, eine edle und feinfühlige Frau, an einem schweren Lungenleiden laborierte, verdüsterte dem Knaben und vier Brüdern die Jugendzeit. Billroth verlor seine Mutter im Jahre 1851, sie starb an Lungentuberkulose. Auch sonst zeigte sich in seiner Familie der Würgengel der Tuberkulose, und der Arzt mußte das schwere Martyrium dieser hereditären Belastung tragen.

Seine erste wissenschaftliche Ausbildung genoß er auf dem Greifswalder Gymnasium; er zeigte hier wenig Talent für Sprachen und Mathematik; dagegen zog ihn alte und neuere Litteratur mächtig an. Er war alles in allem ein schlechter Schüler, einer von jenen, die auf der letzten Bank sitzen. Von seinen Eltern hatte er hingegen Liebe und Verständnis für Musik geerbt. Und in der That sollte die Musik für ihn die Egeria werden, bei welcher er sich Lebenskraft und Freude holte in seinem ernsten und schweren Berufe. Der Epiker Haller, der Lyriker Volkmann und der Musiker Billroth sind Charakterköpfe unter den deutschen Chirurgen. Nur der ernste Rat der Mutter vereitelte übrigens den Entschluß des Jünglings, sich Frau Musika ganz zu widmen.

Auch das erste Jahr medizinischer Studien, Greifswalde 1848 bis 1849, ging an dem musizierenden Äskulapschüler ziemlich spurlos vorüber. Zu Ostern 1849 wurde er von dem Freunde seiner Familie, Professor Baum, nach Göttingen gesendet, und hier begann das ernste Studium der Medizin. Er fand ein glänzendes Lehrerensemble: Wöhler (Chemie), W. Weber (Physik), C. M. Langenbeck (Anatomie), Rud. Wagner (Physiologie), Frerichs (innere Medizin), Lotze (Psychologie), Baum (Chirurgie), Ruete (Augenheilkunde) u. a. Der Physiologe Wagner und der Chirurg Baum haben den mächtigsten Einfluß auf Billroth ausgeübt; ersterer scheint vor allen den geistigen Wert des schönen Jünglings geahnt zu haben. Er nahm ihn auf eine Studienreise nach Triest mit, um die damals brennende Tagesfrage — das Wie und Was der Nervenendigungen — an Zitterrochen zu studieren. Auf dieser Reise berührte Billroth zum erstenmal Wien, wo er die steile Leiter des Ruhmes rasch erklimmen, den Strand der Adria, wo er von seinem Glücke, von seinen Erfolgen ausruhen und leider zu früh sterben sollte.

In Berlin beendigte er seine Studien unter B. von Langenbeck, Schönlein, Romberg und Traube und wurde am 30. September 1852 auf Grund einer Dissertation „Über Lungenveränderungen nach Durchschneidung beider Vagi" (der wichtigsten Atmungsnerven) promoviert. Im folgenden Winter, in welchem er seine Militärpflicht und sein Staatsexamen absolvierte, trat er mit dem berühmten Augenarzt A. von Gräfe in freundschaftlichen Verkehr. Zu Ostern 1853 kam er zum zweitenmal nach Wien, wo er fleißiger Hörer der drei großen Männer Rokitansky, Oppolzer und Hebra war.

Für seinen Lebensgang und für die deutsche Chirurgie wurde es entscheidend, daß Billroth, nachdem er für kurze Zeit das harte Brot des Praktikers gegessen — er pflegte oft zu erzählen, daß er in den zwei Monaten Praxis keinen Patienten gesehen —, 1853 Langenbecks Assistent wurde. In der Reihe glücklicher Zufälle, welche für die Entwickelung des bedeutenden Menschen unentbehrlich sind, ohne welche das Genie verkümmert, wie die Palme ohne Sonnenschein, war dieser Ruf an eine große Klinik wohl der wichtigste. Sehr bald erkannte er, daß ein Chirurg, der nur im realen Sinne Messer und Schere führt, nie zu jener Vertiefung gelangen kann, die aus dem Metier die Kunst macht; er wählte als Nebenfach das Studium der krankhaften Gewebe; er mikroskopierte, er beschäftigte sich mit entwickelungsgeschichtlichen Fragen. Bereits nach drei Jahren wurde er Docent für Chirurgie und pathologische Anatomie, und seit 1856 hielt er Vorlesungen über krankhafte Veränderungen der Organe, über Gewebelehre und über chirurgische Themen. Nach mehreren Studienreisen, vergeblichen Bewerbungen um eine entsprechende leitende Spitalsstelle mußte der hoffnungsvolle Chirurg, einer inneren Stimme folgend, den ehrenvollen Ruf an die Lehrkanzel für pathologische Anatomie in Greifswald ablehnen. Wie sehr er diesem Fache zugethan war, so konnte er

sich doch nicht entschließen, die chirurgische Laufbahn aufzugeben, zumal sein Lehrer und Freund Langenbeck ihn in seiner Assistentenstelle beließ, als er sich 1858 mit der Tochter des Arztes Michaelis vermählte; es war thatsächlich der Ausdruck eines ungewöhnlichen Liberalismus, daß man dem Assistenten gestattete, zu heiraten und außerhalb der Klinik zu wohnen.

Im Jahre 1859 wurde Billroth nach Zürich berufen und trat am 1. April 1860 als Professor ordinarius der Chirurgie sein neues Amt an. Durch die Züricher wissenschaftlichen Institute ging damals ein frischer großer Zug. Er arbeitete und lehrte hier siebeneinhalb Jahre und ward bald der Mittelpunkt eines schöngeistigen und wissenschaftlichen Kreises, welchem Männer wie Griesinger, Moleschott, A. Fick, H. Meyer, Rindfleisch, Vischer, Lübke, Semper, G. Keller und — last not least — Richard Wagner angehörten.

Nachdem er 1862 einen Ruf nach Rostock, dann 1864 nach Heidelberg abgelehnt hatte, folgte er der Berufung nach Wien, wo er am 20. August 1867 sein Amt antrat. Die Wiener Fakultät, die aus sich selbst heraus und ohne über die schwarzgelben Pfähle hinauszugreifen, zu so hohem Glanze gelangt war, entschloß sich nur schwer, die durch den Tod Schuhs verwaiste Lehrkanzel einem „Ausländer", der zudem noch „jung" war, anzuvertrauen. Von siebzehn Votanten im Professorenkollegium stimmten elf für Billroth. Wohl hatte ihm sein Freund Pitha versprochen, er werde „mit offenen Armen" empfangen werden, aber die Thatsachen, denen er in Wien begegnete, mögen etwas verstimmend auf ihn gewirkt haben. „Er mag ein guter Chirurg sein, aber ein guter Schriftsteller ist er nicht; man versteht ja nicht, was er schreibt," sagte der eine Fachkollege; „er mag ein großer Gelehrter sein, aber operieren kann er nicht!" der andere. So lauteten zwei Urteile über einen Mann, der als geistvoller Schriftsteller und als einer der größten Chirurgen unsterblich ist.

Mit dem Mute des Jünglings betrat er seinen Hörsaal, der in aller Eile und billig aus einem schlecht situierten Krankenzimmer in ein noch schlechteres Auditorium „umsystemisiert" worden war.

Charakteristisch für seine ideale Auffassung von der Stellung des klinischen Lehrers, charakteristisch für die großen Ziele, die er in Wien angestrebt hat, war seine Antrittsvorlesung. Die Zeiten, in denen man Theorie und Praxis in der Medizin schied, seien glücklich überwunden. Jeden Augenblick kann eine uns rein theoretisch erscheinende Spekulation, eine abstrakte mathematische Formel praktische Anwendung finden. Wenn man bedenkt, daß die von Galvani beobachtete Froschschenkelzuckung bald gewissermaßen den ganzen Erdball umkreisen wird, daß zwischen der Entdeckung des Chloroforms im chemischen Laboratorium und seiner allgemeinen Verwendung in der Medizin nur etwa zehn Jahre liegen, wie soll man da ein Urteil fällen, ob und wie bald eine vielleicht unnütz erscheinende sogenannte theoretische Spekulation im Laufe der Zeit praktisch werden kann? Die Schüler mögen deshalb nicht zurückschrecken vor Vorlesungen, die man nach früheren Begriffen als theoretisch bezeichnet, deren Inhalt aber die Grundprincipien der praktischen Chirurgie sein sollen; ihr Zweck ist, für die Klinik, für das Studium am Krankenbette vorzubereiten und den Hörern Zeit zu ersparen, d. h. ihr Leben zu verlängern, denn Zeit ist Leben. Freilich muß es dem Lehrer überlassen werden, zu beurteilen, was notwendig ist und was nicht. Was früher „Theorie" genannt wurde, ist angewandte Anatomie und Physiologie. Billroth will eine Brücke bauen von den anatomisch-physiologischen Studien zur Praxis. Die Schüler mögen sich seiner Führung vertrauen. Er glaube den Weg von der Theorie zur Praxis zu kennen, denn er gehe ihn täglich Hunderte von Malen hin und zurück und wisse, daß es mit seinem geistigen Erwerb zu Ende ist, wenn er sich ermüdet auf dem Ufer der Praxis ausruhen sollte. Diese hat einige verlockende Bäume mit goldenen Blättern, doch sie erquicke nicht, sie stille nicht den Durst, wie die Früchte des jenseitigen, immer grünenden Gestades. „Wollen Sie mir," schloß Billroth, „auf meinen Wegen, selbst wenn dieselben mühsam sind, treulich folgen, so hoffe ich, daß die Wiener Schule ihre ewige Jugend bewahren werde. Sie, meine Herren, müssen freilich das meiste dazu thun, denn die Zukunft einer Schule beruht

auf der Arbeit der Schüler, wie die Zukunft eines Staates auf der Arbeit seiner Bürger."

Doch schon die Erfahrungen des ersten Lehrsemesters in Wien ließen Schatten über den kühnen Hoffnungen und Erwartungen Billroths aufsteigen, und er gab unverhohlen seiner Verstimmung Ausdruck (Vorlesung vom 27. März 1868). In den hygienisch sehr schlecht beschaffenen Parterrezimmern seiner Klinik sei Typhus und Rotlauf epidemisch aufgetreten. Es habe auf ihn einen schrecklichen Eindruck gemacht, wie in diesen Räumen eine Anzahl chirurgisch ganz leicht erkrankter Patienten und gesunder Wärterinnen vom Typhus befallen und dadurch an den Rand des Grabes geführt worden seien.* Wie früher das souveräne Schweizervolk, so werden auch die Wiener ihn zur Verantwortung ziehen, ob er nichts unterlassen habe, um die Wiederholung eines ähnlichen Unglücks in diesem Humanitätsinstitute des Staates zu verhüten. Leider seien seine Eingaben nicht berücksichtigt worden. Gewohnt, dem überlegten Gedanken die That auf dem Fuße folgen zu lassen, sei er vielleicht zu ungeduldig in seinen Ansprüchen an die Exekutive im Verwaltungsmechanismus. Doch sei es ihm, da er nun österreichischer Staatsbürger sei, lästig, daß es ihm fortwährend im Ohre summe: „Nur immer langsam voran." Es muß in Wien mehrere Jahre hintereinander viel Bedeutendes gethan werden, damit endlich die Moquerie des Auslandes über unsere „Gemütlichkeit" verstumme. Er gebe sich der Hoffnung hin, daß auch die chirurgischen Kliniken nach und nach die Gestaltung gewinnen werden, wie sie der modernen Zeit entspricht. ... Er wisse sehr wohl, daß er nicht deshalb hierher berufen sei, um sich im Glanze der uralten und berühmten Wiener Schule zu sonnen, sondern um mit den Philistern um den Fortschritt zu ringen.

Ach, Billroth schloß sechsundzwanzig Jahre später die Augen, und der Fortschritt läßt noch immer auf sich warten.

Traurig genug sah und sieht es in den Räumen aus, welche Billroths Klinik bildeten. Über eine enge, steile Treppe, wie sie ein größeres Wirtshaus nicht besitzen darf, gelangt man in einen schmalen Gang, der in höchst naiver und primitiver Art vermittels Balken und Latten von dem Hör- und Operationssaal geschieden ist. Über diese Stiege klettern tagsüber zahlreiche Kranke, werden Tragbahren transportiert, eilt das Heer von drei- bis vierhundert Medizinern auf und ab. Von der Straße hereingetragene Verletzte ächzen beim Transport von Stufe zu Stufe; nur mit Mühe werden die Tragbahren durch all die Ecken und Winkel dieses veritablen Dachsbaues gezwängt. Der Hörsaal empfängt das Licht aus einem großen Fenster, links und rechts von diesem steigen die Sitzreihen fast bis zur Decke empor. Im Parterre zieht es jämmerlich, in den höchsten Regionen des Olymps oder des „Juchhe" herrscht eine unerträgliche Hitze. Während Billroth in diesem Raume sprach und arbeitete, drängten sich die Ambulanten im Gange, schrien die Kinder, ächzten narkotisierte Kranke. Unternehmungslustige Männer aus dem Ambulatorium wagten sich in den Hörsaal, um an Blut und Wunden das Gruseln zu lernen.

Unglücklicherweise stößt der Hör- und Operationssaal, sowie die meisten Räume der Klinik an eine viel befahrene Lastenstraße, von der Wagenlärm, Militärmusik, ja das Pfeifen des berühmten Wiener Schusterbuben heraufsönt. Billroth erzählte oft und in gerechtem Zorne, daß ihm bei Nachtvisiten Kranke, denen nach schweren Operationen einige Nachtruhe wohl zu gönnen gewesen wäre, weinend klagten, daß sie der fortwährende Wagenlärm am Schlafen hindere.

In diesem Raume hat Billroth mehr als ein Vierteljahrhundert gelehrt und gearbeitet; gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge hat er Tausende von Medizinern herangebildet, eine Reihe glänzender Schüler unterwiesen, über dreißig neue, ebenso kühne wie geniale Operationen kreiert, Vorträge gehalten, die inhaltlich und formell weit über den Rahmen des üblichen klinischen Vortrags hinausgingen, und — Generationen leidender Menschen Gesundheit geschenkt oder zum mindesten das Leben verlängert.

Wenn er nach einer großen Operation das Wort ergriff, da fuhr er oft mit der

* Durch Einführung des Hochquellenwassers und durch die Fortschritte der antiseptischen Wundbehandlung sind derartige Vorkommnisse im Allgemeinen Krankenhause glücklicherweise selten geworden.

Hand über die schöne hohe Stirn und überblickte den gedrängt vollen, unschönen Saal, aus dessen höheren Regionen die Hörer, mit Operngläsern bewaffnet, herabguckten. Die Ärmsten! Sie wollten mit Vorteil Billroths Vorträge hören, sie wollten Chirurgie und die Kunst des Operierens lernen.

In solchen Augenblicken glitt ein schmerzliches Lächeln der Resignation über sein Antlitz. Ein Löwe in einem schlecht gezimmerten Holzkäfig — das war die Vorstellung des Schreibers dieser Zeilen, als er zum erstenmal zu Füßen des großen Meisters, d. h. drei Meter über ihm saß und mit angestrengten Sinnen etwas von den Vorgängen tief unten im Parterre aufgreifen wollte. Es gab fleißige Billroth-Hörer, welche nur einmal während ihrer Studienzeit das Glück hatten, den bedeutenden, im Goetheschen Sinne bedeutenden Kopf aus der Nähe zu bewundern — bei ihrer Prüfung!

Wir übergehen jene eigentümlichen, veralteten Einrichtungen, welche sonst im Allgemeinen Krankenhause Wiens blühen und gedeihen: das Verhältnis der Kliniken zu den Abteilungen und beider zur Direktion, die Aufnahmekanzlei, die Beschaffenheit der Spitalküche und manches andere — das schöne Recht des Schweigens ist ja gar so bequem. Es geschah einmal, daß ein Abgeordneter die Frage der Spitalküche in das Parlament trug; ganz Wien kam in Aufregung; einige mitleidige Frauen weinten, Männern und Zeitgenossen der kühnen Idee einer staatlichen Nährpflicht krampften sich die Hände zur Faust. Einiges wurde abbestellt: man entwarf neue Drucksorten — die Spitalküche des Allgemeinen Krankenhauses, welche zweitausend Schwerkranke und Kranke verpflegt, ist sich gleich geblieben.

So war der Rahmen beschaffen, in welchen die Machtgestalt Billroths trat. Und als er plötzlich von uns ging, ließ er den Rahmen stehen, wie er ihn fand. Denn er war — und nannte sich gern — ein Prediger in der Wüste.

Aus diesem wenig fesselnden Milieu erklären sich Billroths Anschauungen vom Lehren und Lernen an Universitäten, Anschauungen, die, weil bitter und richtig, viel Haß und Feindschaft schufen.

In Gymnasien will Billroth Latein und Griechisch nicht missen. Er betont den Wert Xenophons, Homers u. a., weil in Ungarn das Griechische aus den Gymnasien verschwindet, weil die Ungarn, aus denen sich bisher ein großer Teil der Mediziner in Wien rekrutierte, auf den großen Bildungsinhalt des Griechischen verzichten wollen. Überhaupt fordert er vom Arzte ein Maß allgemeiner Bildung; denn es genüge nicht, Rezepte zu verschreiben und etwa die Diät zu regeln. Der Arzt, der so oft Unheilbaren und Sterbenden Trost spenden, der ihnen Freund sein soll, muß, ganz abgesehen von seinen Fachkenntnissen, ein gebildeter Mann sein.*

Bei den Mittelköpfen deutscher Nation findet Billroth den Defekt, daß sie Aufgenommenes nicht korrekt wiedergeben können. Um so bedauerlicher, als die ganze Methode unseres medizinischen Unterrichts auf der exakten Reproduktion des Gelernten beruht.

Die jungen Mediziner sollen die großen Universitäten, wo sie mit ihren Lehrern nur per — Operngucker verkehren, fliehen. Als Ärzte mögen sie von Zeit zu Zeit die große Klinik aufsuchen. Wie milde, allzu milde Billroth als Prüfer war — welche chirurgischen Leistungen hätte er unter den gegebenen Umständen eines unglücklichen Massenunterrichts fordern sollen? —, so streng geht er fern vom grünen Tische mit dem lässigen Studenten ins Gericht: „Habt ihr denn nie überlegt, ihr jungen Leute, welch schweren und verantwortlichen Beruf ihr erwählt habt? Habt ihr nie daran gedacht, daß ihr in der menschlichen Gesellschaft eine völlig exceptionelle Stellung einnehmen sollt? Daß der Staat euch nach eurem Wissen und Gewissen schalten läßt? Daß ihr für alles, was ihr mit dem kranken Menschen vornehmt, voll und ganz einstehen sollt? Der Advokat, der Richter kann über das Vermögen, die Ehre eines Menschen entscheiden, doch euch werden viele Menschen ihr Leben in die Hände geben; ist wohl ein größeres Vertrauen vom Menschen zum Menschen denkbar, als daß z. B. einer sich von einem anderen durch das Einatmen eines betäubenden

* Charakteristisch für das Handwerkmäßige vieler Ärzte ist der Umstand, daß die meisten Nekrologe über Moleschott besonders betont haben, er habe seinen Kranken und Rekonvalescenten sogar die Lektüre vorgeschrieben.

Giftes in schmerzlosen und bewußtlosen Zustand versetzen läßt und sich ihm nun so ganz preisgiebt? Und ihr wollt diese schwersten Pflichten und Rechte übernehmen, ohne euch dazu nur einigermaßen vorbereitet zu haben? Könnt ihr das vor eurem Gewissen verantworten?"

Für den Mediziner sind die Zeiten der Katheder-Vorlesungen vorüber. Einfaches Lernen und Auswendiglernen macht keinen Arzt. Der Mediziner muß vom ersten Semester an insofern produktiv sein, als er aus dem Gehörten und dem Gesehenen Bilder kombiniert. Er sieht, hört und befühlt nur Bruchstücke des großen medizinischen Wissens und Könnens. Viele Zwischenstücke muß er in den Büchern aufsuchen; seine Phantasie, sein Denken und Grübeln, sein Drang nach klarem Wissen muß einen starken inneren Strom haben, wenn er nicht verzweifeln soll.

Viele Hunderte betreten in Wien jahraus jahrein die medizinische Laufbahn; kaum mehr als sechzig Prozent erlangen das Doktordiplom; und mehr als die Hälfte der neugebackenen Ärzte geht mit Zittern und Zagen in den schweren Beruf, ihres ungenügenden Könnens noch mehr bewußt als ihres ungenügenden Wissens.

Daß auch der Staat das Seine thun müsse, um diesen haltlosen Zuständen ein Ende zu machen, um dem Kennen seiner Ärzte ein Können anzufügen — dieser Mahnruf Billroths wurde nicht gehört. „Die Mittel, welche vom Staat auf Künste und Wissenschaften verwendet werden, repräsentieren, im Verhältnisse zu denjenigen, welche auf die Wehrkraft verwendet werden müssen, immerhin sehr geringe Summen. Und doch! Kampf auf dem Schlachtfelde ist zum Glück eine Ausnahme in unseren Zeiten, während der Kulturkampf der Völker untereinander ein fortdauernder, und zwar ein fortdauernder Kampf ums Dasein ist. ... Die geistige Wehrkraft des eigenen Staates nicht unter das Niveau des anderen sinken zu lassen, ist ein fast noch höheres Verdienst, als die Wehrkraft für neue Kriege auf gleicher Höhe mit anderen gleich großen Staaten zu erhalten." An dem Tage nach dem Erscheinen seiner „Aphorismen zum Lehren und Lernen der medizinischen Wissenschaften" wurde Billroth mit Pereatrufen im Hörsaale empfangen, wie jeder Märtyrer für Wahrheit und Licht.

Von diesen und ähnlichen pädagogischen Anschauungen ging Billroth aus. Daß sie an unserer Alma mater bisher schöne Theorie geblieben, ist nicht seine Schuld. Sollte jedoch in absehbarer Zeit eine Wandlung zum Besseren eintreten, so wird dies ein nachgeborener Erfolg des großen Meisters sein. Sollte die Zeitungsnachricht der letzten Tage, es werde endlich eine neue chirurgische Klinik gebaut, auf Wahrheit beruhen, so schreibe man in Goldlettern auf den Neubau: Billroth fecit; so ist diese kulturelle That ein Sieg, den der große Feldherr nicht erlebt hat. Er hat mit Riesenhand an dem alten Bau unseres unfruchtbaren Konservatismus gerüttelt.

Und trotzdem erreichte Billroths Stern in Wien seine Zenithhöhe. Er wurde Österreicher mit Herz und Kopf; die große wissenschaftliche Arbeit seines Lebens ist in Wien geschehen, seine kraftstrotzende Persönlichkeit entwickelte sich hier zu köstlicher Reife und lebte sich hier aus; und in der Stadt der Phäaken, in der Stadt der Musik und des Gesanges wurde er der große Ästhetiker und Musiker. So spielt Österreich, trotzdem es Billroth nicht gerade mit Sammetpfötchen gestreichelt, in der Entwickelung des großen Mannes und des großen Chirurgen die erste Rolle.

War auch seiner Klinik Licht und Raum versagt, so verfügte er über ein Krankenmaterial, wie es kein zweiter Chirurg besaß oder besitzt. In dem Allgemeinen Krankenhause sammeln sich die Bresthaften aller österreichisch-ungarischen Provinzen, der Balkanstaaten und Rußlands. Die Reise nach Wien war und ist noch — wenn auch derzeit in abgeschwächtem Maße — eine Wallfahrt nach dem Orte, wo allein Rettung winkt. Es ist keine Anekdote, daß vor zwei Jahren ein star-kranker Araber im Wiener Krankenhause herumirrte und nach dem — längst verstorbenen — Professor Jäger fragte. Als er erfuhr, daß der berühmte Augenarzt tot sei, rief er weinend aus: „Jetzt bin ich verloren!"

Der Wiener Spitalarzt staunt über das Staunen der deutschen, französischen, eng-

lischen, amerikanischen Ärzte, wenn er sie durch Krankenzimmer führt, in denen ein klinisch wichtiger Fall neben dem anderen liegt und Raritäten, wie sie fremde Ärzte nur selten zu Gesicht bekommen, verpflegt und behandelt werden. Wie bemerkt, läßt der Krankenzudrang aus der Ferne in den letzten Jahren merklich nach; aber die schwersten, die für den Lernenden wichtigsten Fälle tendieren noch immer nach Wien. Ja, für die Armen und Kranken Südrußlands und der Balkanstaaten leben die Skoda, v. Hebra, Oppolzer, Duchek noch heute, und es werden noch Jahrzehnte hindurch Kranke aller Länder zu — Billroth wallfahrten.

Um ein Bild des genialen Chirurgen zu entwerfen, wäre die Aufzählung der von ihm angegebenen Operationen der schlechteste Weg zu unserem Ziel. Das Künstlerische, rein Billrothsche an seinen Operationen, das Arbeiten seiner Künstlerhand läßt sich ebensowenig in Worten schildern, wie — auf ästhetischem Gebiete — die leise Glorie einer Raphaelschen Madonna, wie die Luftstimmung eines Everdingen.

Es ist charakteristisch für ihn, daß er in jungen Jahren den Ruf an eine Lehrkanzel für pathologische Anatomie erhalten. Die intimste Kenntnis der Anatomie und Gewebelehre charakterisiert seine chirurgischen Leistungen. Die Kühnheit und das Glück seiner Hand sind eine Kombination von wissenschaftlicher Vertiefung, Energie und Vorsicht zugleich.

Als Schriftsteller war Billroth von einer erstaunlichen Produktivität, die freilich in den letzten Jahren infolge körperlichen Leidens eine starke Einschränkung erfuhr. Von etwa einhundertsechzig Arbeiten aus seiner Feder, welche von 1852 bis 1893 erschienen sind, beschäftigen sich die meisten mit anatomischen und histologischen Untersuchungen, mit Arbeiten über Krebs und sonstige bösartige Neubildungen, über Milz und Lymphdrüsen, Knochenkrankheiten, Skrophulose und Tuberkulose. Bei fünfzig Publikationen behandeln rein chirurgische Themen, besonders Krankheiten des Magens und Darmes, der Brustdrüsen u. s. w. Neue Operations- und Behandlungsverfahren sind in über dreißig Mitteilungen niedergelegt, wie Unterbindung der Blutgefäße behufs Verkleinerung des Kropfes, Arsen- und Jodbehandlung, Massage u. s. w. Ein wichtiger Teil Billrothscher Studien ist den Wundkrankheiten, dem Eiterfieber, den Operationen an Knochen und Gelenken gewidmet; schließlich verdankt die Kriegschirurgie und die Krankenpflege ihm neue Gesichtspunkte und fruchtbare Anregung.

Von größeren Werken ist seine „Allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie" (erste Auflage Berlin 1863) in zahlreichen Auflagen und Übersetzungen ins Französische, Englische, Italienische, Spanische, Ungarische, Kroatische, Polnische, Russische, Serbische und Japanische Gemeingut aller gebildeten Ärzte geworden. Seine „Chirurgischen Briefe aus den Kriegslazaretten" sollen unten gewürdigt werden. Er war Herausgeber und Redacteur des großen „Chirurgischen Handbuches" und gemeinsam mit Lücke der „Deutschen Chirurgie". Dieser treue Mitarbeiter ist einige Tage nach Billroth gestorben.

Der flüchtige Überblick auf eine übermenschliche Summe von Arbeit zeigt Billroth als Anatomen, als Mikroskopiker, als Chirurgen, als Internisten, als Frauenarzt, als Militär und als einen von den höchsten und reinsten Empfindungen der Humanität getriebenen Denker. Er war — in unserem Jahrhundert des Partikularismus und des Specialistentums — ein Lehrer und Forscher auf dem Gebiete der gesamten Medizin; er sah und beobachtete den kranken Menschen, nicht das kranke Organ, er haßte das Specialistentum, das sich mit chinesischen Mauern gegen die große, allgemeine Wissenschaft verschließt. Der Geschichte menschlicher Erkenntnis gehört sein heldenhaftes Suchen nach den Quellen des Wundfiebers, die man früher und mittelalterlich genug als imponderable Einflüsse der Elemente, der Luft, als Zornausbrüche eines überirdischen Wesens aufgefaßt hat und fatalistisch von Kranken zu Kranken Verderben tragen ließ. Zu einer Zeit, da die bakteriologischen Methoden unbekannt, da die mikroskopischen und chemischen Hilfsmittel gering genug waren, entdeckte er die für Eiterbildung so wichtigen Bakterien, die Staphylo- und Streptococcen. Wundinfektion und Wundbehandlung, Mittel zur Verhütung des Krebses und anderer Würgengel des Menschengeschlechtes — diese Fra-

gen beschäftigten ihn zeitlebens, ließen ihn nicht ruhen und rasten. Saß er ja fast bis an sein Ende noch zu mitternächtlicher Stunde vor dem Buche, vor dem Mikroskop, von großem faustischem Wollen, von Erfolg zu Erfolg, von Ziel zu Ziel, von Trugwahrheit zur Wahrheit getrieben.

Eine köstliche Frucht dieses Forschens ins Unbekannte hinaus, dieses faustischen Fragens nach Anfang und Ende ist sein Buch: „Über die Einwirkungen lebender Pflanzen- und Tierzellen aufeinander“ (Wien 1890), eine Studie, in welcher der Chirurg in dem Naturforscher aufgeht. Die Bakterien, die kleinsten und größten Feinde der Menschheit, die „männermordenden“ Pflanzenzellen sind nicht bloß Vernichter, sondern auch Erzeuger, nicht bloß Destruktoren, sondern auch Konstruktoren. Beispielsweise vermögen gewisse Bakterien die Bindegewebezellen in der Weise umzugestalten, daß eigentümliche harte Wucherungen entstehen. Eine Zelle wirkt auf die andere gestaltend, wie — um das für die Lebenserscheinung wichtigste Beispiel zu nennen — die männliche Samenzelle das weibliche Ei zum Aufbau des Keimes anregt. Bei der Pflanze, führt Billroth aus, wirkt der formative, der erste Gestaltungsreiz viel länger fort als beim Tiere (neue Jahresringe, neue Knospen). „Welches aber ist die wahre Ursache des Lebensendes bei Mensch und Tier? Wir haben uns an das Wunder des Wachstums gewöhnen müssen; wir werden uns auch in das Wunder der Wachstumshemmung finden müssen. Diese Geschehnisse liegen, eben weil sie uns als Wunder erscheinen, vorläufig außer dem Bereiche der Naturwissenschaft. Ihre Natur ist so unfaßbar für unsere bisher so dürftigen Forschungsmethoden, daß sie uns kein neues Wissen schaffen.“ Wir haben bereits erwähnt, daß Bakterien, also Pflanzenzellen, auf tierische einen gestaltenden Reiz ausüben. Umgekehrt sind tierische Zellen im stande, auf Pflanzengewebe formativ zu wirken; das lehrreichste Beispiel hierfür sind die Gallen. Diese interessante Wechselbeziehung bringt Tier- und Pflanzenwelt um einen Schritt näher. So gelangt Billroth zur (heute allgemeinen) Vermutung, daß der Krebs, diese furchtbare Geißel des Menschengeschlechtes, durch einen kleinen Organismus bedingt ist. „Nach diesem Übelthäter muß mit allem Eifer gefahndet werden.“ Im Chinin, Arsen, Quecksilber und Jod besitzen wir bereits wertvolle Mittel zur Bekämpfung specifischer Krankheitserreger. „Wir werden auch Mittel finden, die Tuberkelbacillen und die noch nicht bekannten Krebsmikroben zu töten, um den schon halb gestorbenen Körper vom Tode zu retten. Das sind die großen Aufgaben, vor denen die folgenden Generationen stehen!“

Die Laien haben Billroth oft vorgeworfen, er sei von der Leidenschaft des Operierens zu sehr beherrscht gewesen, übrigens ein Vorwurf, den jeder beschäftigte Chirurg dulden muß. Der Laie sah eben nur blasse Kranke auf den Operationstischen, Blut und Eiter, unheimlich blitzende Instrumente, Sägen und Messer. Er sah nicht, wie Billroth vor jeder großen, neuartigen Operation bis in die Nachtstunden hinein an der Leiche arbeitete, er sah nicht, wie der Feldherr im Kampfe gegen Tod und Siechtum mit pedantischer Sorgfalt alles vorbereitete, er verstand nicht, wie rasch er operierte. Der Laie sah nur den ernsten, ruhigen Arbeiter an dem kranken Mitmenschen herumschneiden, den Geist des Operationsplanes, die Künstlerschaft der Hand konnte und kann der Laie nicht würdigen.

Am 29. Januar 1881 führte Billroth sein berühmt gewordenes Meisterstück aus; er schnitt einer dreiundvierzigjährigen Frau und Mutter von acht lebenden Kindern ein krebsig entartetes Magenstück heraus und vereinigte den gesunden Magenrest mit dem Dünndarm. Die Frau genas. „Ich bin,“ schreibt er begeistert, „selbst freudig erstaunt über den so überaus glatten Verlauf ... ich hätte doch, fast möchte ich sagen, mehr Unarten von seiten des Magens erwartet. ... Ich hoffe, wir haben wieder einen guten Schritt vorwärts gethan, um die Leiden unglücklicher, bisher für unheilbar gehaltener Menschen zu heilen oder, falls es bei Carcinomen (Krebsen) zu Recidiven kommen sollte, wenigstens für eine Zeit lang zu lindern, und Sie werden es mir wohl verzeihen, wenn ich einen gewissen Stolz darüber empfinde, daß es die Arbeiten (Tierversuche) meiner Schüler sind, durch welche auch dieser Fortschritt ermöglicht ist. Nunquam retrorsum! lautet der Wahlspruch meines Mei-



Theodor Billroth (1893).

sters Bernhard von Langenbeck; er soll auch mein Wahlspruch und derjenige meiner Schüler sein."

Billroth war empört, wenn der kleinste Eingriff ausgeführt wurde, der nicht unbedingt notwendig war, wenn eine Narbe verunstaltete, die nicht hätte gesetzt werden müssen, wenn nicht — im gegebenen Falle — ohne chirurgischen Eingriff eine Heilung versucht worden war. Seine im großen Maßstabe geübte statistische Methode zur Prüfung des Wertes eingreifender chirurgischer Operationen war Kritik und Selbstkritik zugleich. Er war der erste, der über Vor- und Nachteile mancher über den grünen Klee gelobten Eingriffe objektiv nach dem Resultate der erzielten Heilung urteilte, der erste, welcher — um ein lobendes Wort Pirogoffs zu citieren — die Wahrheit gesprochen hat. Er war einer der ersten deutschen Chirurgen, der verstümmelnde Eingriffe nach Möglichkeit einschränkte, der bei Gelenktuberkulose konservativ vorging. Auch er, der tagaus tagein mehrere große, entscheidende Operationen ausführte, brachte jene Stimmung in die deutsche Chirurgie, die in dem bekannten Satze gipfelt: Es wird zuviel operiert!

Überhaupt bedeutet Billroth einen gewissermaßen physischen Höhepunkt in der Chirurgie, der für einen langen Zeitraum nicht überschritten werden dürfte. Die kühnsten und höchsten Aufgaben hat er gelöst; er entfernte den ganzen krebsig entarteten Kehlkopf, er schaltete die krebsig entarteten Magenpartien aus dem Verdauungsprozesse aus; er entfernte erkrankte und für den Organismus gefährliche Leberstücke und die Gallenblase; er suchte im lebenden Gehirn Eiterherde auf und legte den ganzen Bauchraum zu Tage, um ein Verdauungshindernis auszurotten. Physisch hat er die Höhe des chirurgischen Könnens erklommen — man wird einzelne seiner Operationsverfahren variieren, man wird sie nicht übertreffen können. Sein Mitleid, seine Barmherzigkeit lag darin, daß er die Grenzen der Chirurgie weit hinausrückte, daß er that, was andere nicht zu denken wagten. Eine österreichische Lokalbahn besitzt eine „Station Billroth". Auch die Chirurgie hat eine Station Billroth erreicht, einen Höhepunkt, der — nach den jetzt geltenden Anschauungen in Anatomie und Physiologie — nicht überschritten werden kann.

Billroth war vir nobilis. Er sprach von seinen Leistungen ohne weibische Bescheidenheit. Und doch wird es dem Schreiber dieses unvergeßlich bleiben, daß Billroth einmal in der ersten Vorlesung nach den Sommerferien, nach der üblichen Begrüßung von seiten des Auditoriums, seufzend ausrief: Er wage es nicht, nach zwei Monaten chirurgischer Unthätigkeit sofort eine größere Operation auszuführen; er wisse nicht, ob er sich auf seine Hand unbedingt verlassen dürfe. Auf uns Jünger wirkte diese Bemerkung geradezu erschütternd. Wir und das große Publikum waren ja der freudigen Überzeugung, daß man nach zehn Semestern Studierens und nach Ablegung der Rigorosen fertiger Internist, Chirurg, Geburtshelfer, Kinderarzt, Ohren- und Augenarzt und noch vieles andere ist — und Billroth traute seiner Hand nicht nach zweimonatlicher Rast!

In seinen Schülern malt sich der Kliniker; in seiner Schule zeigt es sich, ob das Originelle seiner Ideen auch wahr, ob das heute Wahre auch morgen und übermorgen wahr bleibt. Wenn der Schüler Bekanntes aus dem Unbekannten entwickeln und sich dem Meister nähern soll, muß dieser über große, lebendige, eines Ausbaues fähige Ideen verfügen. Billroth hat bedeutende Schüler herangezogen, mit individueller Färbung, ohne sie geistig zu uniformieren. Wenn sie auch in seinem Geiste arbeiten, sind sie doch nicht kleine Billroths zu nennen, sondern gehen selbsteigene Wege. Zahlreiche Universitäten bezogen Billrothschüler als Chirurgen; wir nennen hier nur Czerny, von Eiselsberg, Gussenbauer, Wölfler, Mikulicz, Winiwarter. Billroth sagt gelegentlich der Berufung eines seiner Schüler nach Lüttich: „Nun habe ich bereits den sechsten Schüler auf den chirurgischen Thron emporgehoben."

Und für die Besetzung der Billrothschen Lehrkanzel konnte nur einer seiner Schüler in Frage kommen — ein posthumer Sieg des großen Mannes. Czerny hat abgelehnt;* persönliche Motive mögen hier eine Rolle gespielt haben, aber Czerny kennt die unhalt-

* Bekanntlich hat ein hervorragender Billrothschüler, Gussenbauer in Prag, die Lehrkanzel übernommen.

baren Zustände der Klinik, er weiß, wie lange und wie sehr sein Lehrer und Freund unter diesen Verhältnissen gelitten hat. Czerny schrieb im Jahre 1889 (aus Anlaß des sechzigsten Geburtstages Billroths): „Nach langer Pause betrat ich wieder den Operationssaal, in dem ich meine Lehrjahre durchgemacht, in dem ich so viel des Anregenden und Interessanten erlebt und gesehen habe. Trotzdem seit Jahren in allen Blättern Österreichs über die Beschaffung eines neuen, den Bedürfnissen und Fortschritten entsprechenden Raumes geschrieben worden ist, hat selbst Billroths Energie an den bestehenden Verhältnissen nichts ändern können: eng wie in einer Schiffskoje sind die hundert Sachen eingeschachtelt, welche heutzutage für eine aseptische Operation nötig sind. Wie auf einem Auswandererschiffe vor der Abfahrt drängt sich, durch eine Bretterwand vom Operationsraume getrennt, die hilfesuchende Menschenmenge durcheinander."

Wir mußten uns vorbehalten, der Bedeutung Billroths für das Militärsanitätswesen einen Abschnitt zu widmen. Auch hier offenbart sich die seltene Universalität seines Geistes. Seine Anschauungen stehen im Vordergrunde des Interesses, da wir im Jahrhundert der Volksheere und des Kleinkalibers uns des Lebens freuen.

Seine Verdienste um die Kriegschirurgie sind um so höher zu stellen, als er im strikten Sinne kein Mann von Fach, kein aktiver Militärarzt gewesen, sondern unter Führung jener edlen, nationale und politische Grenzpfähle überfliegenden Humanität, welche zeitlebens sein Leitstern gewesen, als Freiwilliger mit einer Schar trefflich geschulter Jünger von Schlachtfeld zu Schlachtfeld eilte, um zu retten, dem fast sicheren Tode Opfer zu entreißen und dort, wo Lebensrettung unmöglich, Schmerzen zu lindern und die letzten Lebensaugenblicke sterbender Krieger zu verklären.

Die Bedeutung Billroths als eines Kriegschirurgen ist nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch — wie paradox es klingen mag — in Wort und That des Friedens, in seinem zielbewußten Eintreten für die Reform des Militär-Sanitätswesens zu suchen. Dem Meister des Skalpells und dem Meister der Feder hat diese Disciplin hervorragende und dauernde Erfolge zu verdanken.

Wir sprechen nicht von den Schilderungen, die er von seinen umfassenden kriegschirurgischen Erlebnissen entworfen und deren fesselnde Darstellung das höchste Interesse des Publikums für die rot in Rot gemalten Vorgänge auf dem Schlachtfelde und in den Ambulanzen wachgerufen hat, sondern von den großen fruchtbaren Ideen, die er in Bezug auf die Kriegschirurgie in seinen zahlreichen Publikationen niedergelegt, und gedenken vor allem der inhaltsreichen Delegationsrede, welche — man kann es sagen — den Zielen des Militär-Sanitätswesens mit einem Schlage eine neue Richtung gegeben hat.

Bereits während des Krieges vom Jahre 1859 bot das reiche Material an Schußverletzungen Billroth Gelegenheit, „Historische Studien über die Beurteilung und Behandlung der Schußwunden vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Zeit" (Berlin 1859) zu pflegen. Als Leiter der chirurgischen Klinik in Zürich hielt er alljährlich mit den schweizerischen Militärärzten Informationskurse über Kriegschirurgie ab. Und eine stattliche Zahl österreichisch-ungarischer Militärärzte hat an Billroths Klinik ihre höhere Ausbildung in Chirurgie erfahren.

Der deutsch-französische Krieg gab ihm und seinen Schülern Gelegenheit, aktiv und persönlich an dem Rettungswerke mitzuarbeiten. Bevor die erste größere Schlacht geschlagen, war er als Mitglied des österreichischen patriotischen Hilfvereins mit Czerny an die deutsche Grenze geeilt, und bei Weißenburg sah er das erste Schlachtfeld. Eine seiner ersten Beobachtungen: Mangel an Transportmitteln auf dem Schlachtfelde, während in der Nähe ein kompletter Sanitätszug stand, der nicht in Aktion treten durfte, weil der Befehl hierzu fehlte, machte auf ihn einen erschütternden Eindruck. Seine „Chirurgischen Briefe aus den Kriegslazaretten in Weißenburg und Mannheim" sind, trotz des geistreich feuilletonistischen Tones, eine der wichtigsten Publikationen über Kriegschirurgie.

Wir schlagen das jedem Arzte und Menschenfreunde kostbare Buch auf und lesen eine der vielen Episoden, welche Billroth in jeder

Bedeutung, als humanen Arzt, als großen Chirurgen, als feinen Beobachter und Erzähler menschlicher Art illustrieren. Ein deutscher Kavallerieoffizier, „jung, schön und stark wie der Kriegsgott selbst", erhielt bei Gravelotte einen Schuß, der unterhalb des rechten Schlüsselbeins eindrang, die Brust durchquerte und das Schulterblatt durchbohrte. Die Blutung steht auf den (damals üblichen) Charpieverband. Die Heilung der Wunde macht Fortschritte, und der Offizier soll, weil derzeit waffenuntauglich, in seine Heimat abreisen. In Mannheim, an der Table d'hote tritt am 6. September plötzlich eine Blutung aus der Rückenwunde auf. Trotz verschiedener Manipulationen, wie Eisumschläge, Druckverbände u. s. w., wiederholen sich die Blutungen. Am 8. September wird die große Schlagader hinter dem Schlüsselbein, die Arteria subclavia, unterbunden. In der drittfolgenden Nacht Blutung aus der Unterbindungsstelle.

Billroth erscheint am Krankenbette: „Das Vertrauen des Patienten auf meine Hilfe war ein unbedingtes; als ich in die Thür trat, rief er aus: ‚Gott sei Dank, jetzt bin ich gerettet.' Diese Worte schnitten mir tief ins Herz, ich höre sie immer noch! Denn ein Blick auf die Situation zeigte mir, daß hier keine Rettung wahrscheinlich sei. Es blieb nur die Möglichkeit einer neuen Unterbindung in der Wunde. Das Blut stürzte mit enormer Gewalt aus derselben hervor, sowie der komprimierende Finger sich verschob oder in seiner Kraft erlahmte. Der Faden lag noch vor; man konnte ihn etwas anziehen, um damit das Gefäß etwas hervorzuheben, und dann schnell die beiden Enden fassen; allein sowie man den Finger aus der Wunde ließ, stürzte das Blut hervor, die Blutung ließ nicht nach, wenn man den Faden anzog; alles war voll Blut, man sah nichts. Der Patient — sonst standhaft — konnte den zur Blutstillung notwendigen Druck nicht mehr ertragen, man mußte ihn narkotisieren; nun auch noch die Angst um die Narkose bei dem blutarmen Menschen. Ein Herr und eine Pflegerin leuchteten mit Wachsstöcken, ein Arzt komprimierte, ein zweiter leitete die Narkose und reichte zugleich die Instrumente, eine Pflegerin — stets mit Thränen in den Augen — die Schwämme. Hätten mich nicht alle mit seltener Treue und Ausdauer in meiner Bemühung unterstützt, ich hätte die Operation nimmer zu Ende gebracht. Offenbar mußte ich für die Unterbindung des centralen Endes oder für Kompression desselben und Unterbindung in der Wunde mir Luft schaffen. Ich spaltete also die Haut über dem Schlüsselbein, trennte einen Teil des Kopfnickers ab und ging nun mit dem Finger in die Tiefe, um womöglich hinter den Musculus scalenus anticus (einen Halsmuskel) zu kommen und hier die Arteria subclavia mit der linken Hand zu komprimieren und mit der rechten mittels der Pincette die vom Faden durchschnittenen Enden zu fassen. Als ich nun voll Sorge und Vorsicht mit dem Finger in die Tiefe drang, stürzte mir plötzlich ein Guß dunklen venösen Blutes entgegen; ich überzeugte mich bald, daß ich das Unglück gehabt hatte, die Wand der dünnen Vena jugularis int. (einer großen Vene am Halse) einzureißen; auch das noch! Es gelang mir, schnell das Loch mit der Pincette zu fassen; ich unterband oberhalb und unterhalb und schnitt in der Mitte durch. Jetzt hatte ich den Musculus scalenus anticus vor mir, riß ihn mit der Pincette von der ersten Rippe teilweise ab und sah nun endlich! endlich! die Arteria subclavia vor mir; sie wurde umfaßt und unterbunden. Als der Finger aus der Wunde entfernt wurde, blutete es aus dem peripheren Ende nur noch schwach; doch ligierte ich zur Sicherheit auch dieses. Die ganze Affaire hatte nahezu dreiviertel Stunden gedauert; um zwölf Uhr nachts waren wir fertig und hatten wenigstens einen kurzen Aufschub für das Lebensende erreicht. Die dauernden Bemühungen, den Patienten zu erwärmen, ihn durch Champagner &c. zu beleben, hatten den Erfolg, daß er wieder zu klarem Bewußtsein seiner Situation und zu klarem Denken kam. Ebenso klar war es ihm, daß er nicht mehr lange zu leben habe. Seine letzten Stunden waren erhebend: er tröstete seine weinende Schwester, verfügte über sein Begräbnis, dachte seiner gefallenen Kameraden, des großen Erfolges, welchen der Krieg für das deutsche Vaterland haben würde, dankte uns allen in herzlichster Weise für unsere Bemühungen, seinen Leib zu erhalten, empfahl Gott seine Seele und verschied als Held. Solang du solche Söhne

ins Feld schickst, ,lieb Vaterland, magst ruhig sein.' Wer diese Nacht mit mir erlebt, wird sie nie vergessen; ich habe selten mit ,Freund Hein' so um ein Menschenleben gerungen; grinsend zog er sich für wenige Stunden zurück, er hatte sein Opfer schon berührt und wußte wohl, daß ich es ihm nicht für lange entreißen würde!"

Im Jahre 1874 erschienen Billroths „Historische und kritische Studien über den Transport der im Felde Verwundeten und Kranken auf Eisenbahnen". Diese Untersuchungen wurden der feste Punkt in dem chaotischen Durcheinander, welches über die Frage des Verwundetentransportes nach den traurigen Erfahrungen des großen Krieges herrschte. Er kritisierte zum erstenmal den in leitenden Kreisen leider verbreiteten Glauben, daß im Kriege die Improvisation im Blessiertentransporte das einzige Praktische wäre: „Wie man bei gleichbleibender Konstruktion der Eisenbahnwaggons mehr oder weniger rasch Improvisationen herstellen kann, darum handelt es sich hier nicht. ... Spekulationen über solche Fälle haben keinen Nutzen; da müßte man sich immer weiter und weiter fragen: Wenn nun das und das auch fehlt, was dann thun? Ja, wenn auch das und das aus dem Grunde nicht ausführbar, was dann? Schließlich käme man zu der Frage: Ja, wenn nun auch keine Verwundeten und keine Ärzte und keine Waggons da sind, was dann? Irgendwo hört eben alles auf!"

Billroth bespricht in noch heute mustergültiger Weise die Principien, nach welchen Lazarettwaggons und Sanitätszüge zu bauen und zu verwenden sind, und stellt das wichtige Postulat auf: „Die Ärzte müssen unbedingt darauf bestehen, daß Lazarettzüge genug in der Nähe der Armeen folgen, damit sie gleich nach der Schlacht benutzt werden; sie müssen mit aller Energie dagegen kämpfen, daß der noch im letzten Kriege oft geübte Barbarismus traditionell fortgeschleppt wird, nämlich den Verwundeten erst auf einen Leiterwagen mit Stroh, dann in einen beliebigen Güterwaggon mit oder auch ganz ohne Stroh zu werfen und ihn dort hungernd und dürstend und von Schmerzen gequält liegen zu lassen, bis ein gelegentlich vorbeipassierender Zug ihn mitnimmt, wo er so zusammengerüttelt wird, daß er halb tot, halb lebendig, sein Geschick verfluchend, an seinem Bestimmungsort anlangt."

Durch die so umfang- und inhaltreiche Thätigkeit Billroths zieht sich, wie man sieht, die schwere, vorwurfsvolle Klage: Es geschieht zu wenig für das Militär-Sanitätswesen. Es wird zu viel gespart, wo es sich um Menschenleben handelt! Bezeichnend ist in seiner Besprechung eines Gurltschen Buches im „Militärarzt" der Satz: „Wir stimmen Gurlt vollständig bei, daß, ganz abgesehen von den Opfern an Leben und Gesundheit, wir demütig bekennen müssen, wie die damals (in früheren Kriegen) gebrachten Opfer hoch über denen unserer Zeit stehen."

In das Jahr 1891 fallen Billroths Untersuchungen über die fürchterlichen Wirkungen der modernen Kleinkalibergewehre, über die er am 2. Dezember jenes Jahres seine große Delegationsrede hielt, welche gewissermaßen zum eisernen Vorrat an Wissen gehört, das jeder mitteleuropäische Militärarzt besitzt.

Erschreckend wirkte Billroths Frage in dem Zeitalter des mörderischen Kleinkalibers und der Volksheere: Wird in dem Maße, als die Zerstörungsmittel vervollkommnet werden, auch dafür gesorgt, daß die Mittel, den Verwundeten zu helfen, entsprechend zunehmen? Diesen so nahe liegenden Gedanken so präcise zu stellen und zu beantworten, hat bisher niemand gewagt. Die Thatsache, daß die Kleinkalibergeschosse und das rauchlose Pulver unzählbar mehr Verwundete machen werden, als noch im deutsch-französischen Kriege gezählt wurden, steht fest. 80 Proz. der Verwundungen im letzten großen Kriege entfielen auf Gewehrprojektile — diese werden also auch im Zukunftskriege allein ausschlaggebend sein. Das neue Projektil hat nun eine kolossale Durchschlagskraft und Tragweite; im Massenkampfe wird demnach die Zahl der Verwundungen eine weit größere sein; Schwer- und namentlich Knochenverletzte werden nach dem ersten Anprall das Schlachtfeld bedecken. Auch die Zahl der Leichtverletzten, momentan Kampfunfähigen wird zunehmen und die Hilfsplätze überfluten. Früher waren nach zehn Schüssen beide Teile in eine störende und schützende Rauchwolke gehüllt; auch dieser Schutz hört im Zukunftskriege auf.

Die größere Zahl der Verwundeten wird zur ersten Folge haben müssen, daß die Zahl der Träger, die in Österreich schon derzeit eine minimale ist, bedeutend wird vermehrt werden müssen; die Hilfs- und Verbandplätze müssen der weiterfliegenden Geschosse wegen zurückgeschoben werden — folglich ein anwachsender Fahrpark von Blessiertenwagen und Pferden. Während der Massenkampf weniger Courage vom Einzelindividuum verlangt, fordert die Erstürmung fester Plätze u. s. w. Helden. Billroth gedenkt eines jungen französischen Sekondelieutenants vor Weißenburg; er hatte schon vierzehn Schüsse erhalten und stand noch immer mit Fahne und Degen da, bis ihm der Oberschenkel zerschmettert wurde, so daß er hinstürzte. Ähnliche Heldenstücke kamen zahlreich bei beiden Parteien vor. Bei Erstürmungen wird ebenfalls, da der schützende Pulverdampf nicht mehr zur Geltung kommt, die Zahl der Verwundeten und Toten zunehmen.

Das Vorpostengefecht ist für Billroth die gräßlichste, unmenschlichste Kampfesweise; das ist einfach Menschenjagd, bei der der Soldat fürchterlich verroht. Trifft hier der eine nicht, so hat er sich dem Gegner verraten und ist sein sicheres Opfer.

Die hohen Militärs wenden ein, eine der unter den neuen Verhältnissen vorauszusetzenden Verwundetenzahl entsprechende Feldsanitätsordnung würde den Train kolossal vermehren, was aus strategischen Gründen nicht durchführbar ist. Billroth kann die Unmöglichkeit nicht zugeben, auch in dieser Beziehung Wandel zu schaffen. „Der Gedanke, der jetzt im Volke allgemein rege ist, daß die Hilfe für die Verwundeten eine der Vermehrung und großen Entwickelung der Geschosse entsprechende sein muß, ist bereits so lebendig geworden, daß damit gerechnet werden muß."

Daß Billroth schließlich die Errichtung einer militärärztlichen Schule forderte und mit dem Satze schloß: Cæterum censeo, Josephinum esse reconstruendum — hat ein specifisch österreichisches Interesse.

Eine Lieblingsidee, die Schaffung eines modernen Spitals, welches für Ärzte und Wartepersonal eine Schule für den Felddienst werden sollte, machte der große Chirurg mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit und mit großen materiellen Opfern zur That. Der Erziehung tüchtiger Wärterinnen wandte er seine besondere Aufmerksamkeit zu — Beweis dessen sein Leitfaden der Krankenpflege und die zahlreichen Kurse, welche unter seiner Ägide in jenem Muster eines Feldspitales, dem Rudolphinerhause, abgehalten wurden. Die Ideen, denen dieses Institut seine Entstehung verdankt, spielen in so mancher Beziehung in das Gebiet der Kriegschirurgie hinüber.

So ist denn mit Billroth nicht bloß einer der hervorragendsten deutschen Chirurgen, eine der mächtigsten Persönlichkeiten unseres Jahrhunderts, sondern auch einer der thätigsten Kriegschirurgen und Samariter der in Waffen stehenden Zeit dahingegangen. Und speciell das militärärztliche Corps der österreichisch-ungarischen Armee hat in ihm einen seiner größten Lehrer und Meister und einen seiner mächtigsten Fürsprecher verloren.

Zum Schlusse ein Wort über Billroth als Menschen.

Wie die sagenhaften Recken kam er aus dem Norden, groß, mit hoher gewölbter Stirn, stahlblauen Augen, mit rotblondem Bart und mächtiger Brust. Seine großen Hände mit scharfer Muskelzeichnung verrieten den Künstler; man konnte an die Hand eines Bildhauers denken, der große Figuren, wildbewegte Pferde herausarbeitet. Schade, daß ein Onleß diese Hände nicht verewigt hat! Für van Dyck, van der Helst, Max und andere große Händemaler waren sie zu kräftig, zu sehr durchgearbeitet, zu wenig blutleer, transparent, aristokratisch. Sein kräftiger Organismus verriet nichts von seiner Abstammung aus tuberkulöser Familie. Die schöne männliche Außenseite seiner Erscheinung barg ein Denken und Fühlen von seltener Harmonie. Empfindsamkeit war ihm ebenso fremd wie der harte Witz des Chirurgen und Anatomen. Daß er Musiker ersten Ranges gewesen, haben wir bereits angedeutet.

Das Verhältnis der deutschen Kunst zu deutschen Ärzten und umgekehrt wäre einer näheren Untersuchung wert. Wie Schiller, Goethe, Lenau u. a. medizinische Studien betrieben, so verirrt sich der deutsche Arzt gern in das Reich der schönen Künste. In nichtdeutschen Sprachgebieten scheint das Zu-

sammenspielen der ärztlichen und der schönen Künste seltener zu sein. Ein positives Beispiel zeigt aber die Familie Flaubert, welche tüchtige Ärzte und einen Dichter erster Größe mit starker Neigung zu medizinischen Themen besitzt.

Der strenge Chirurg Volkmann ist zarter Lyriker, träumt im Schlachtensturm an französischen Kaminen und schreibt seinen kleinen Patienten liebenswürdige Verse. Billroth ist eine stark ausgeprägte musikalische Individualität. Seine Bedeutung für das Musikleben der Residenz war groß, und manche Komposition von Brahms, dem gedankentiefen Epigonen des Klassicismus in der Musik, hat von seinem gastfreundlichen Hause aus den Siegeslauf um die Erde begonnen.

Er hatte ein stark ausgeprägtes ästhetisches Gefühl. In Natur und Kunst suchte und fand er eigentümliche Schönheiten, welche die meisten stumm und gefühllos lassen. Er entdeckte gewissermaßen das stille, lorbeerumkränzte Abbazia, er errichtete sich in dem weltentlegenen St. Gilgen am Wolfgangsee sein Tuskulum.

Charakteristisch und originell war Billroths Verhältnis zu den praktischen Ärzten. Er zählte nicht zu jenen Größen, die öffentlich Wasser predigen und im geheimen Wein trinken, die unter dem Mantel der Humanität einen beneidenswerten Geschäftssinn entfalten. Er verschloß sich durch einfache Vorkehrungen gegen die Sturmfluten von mehr minder Kranken, welche die Wartezimmer der Professoren überschwemmen; er hielt nie den Hausärzten am Krankenbette gelehrte Vorlesungen zur Erbauung der anwesenden alten Tanten u. dergl. m. So kam es, daß der größte Wiener Chirurg, der ohne billige Theatereffekte arbeitete, außerhalb des Spitals und des Rudolphinerhauses nicht allzuviel molestiert wurde und daß seine Sprechstunden in idyllischer Ruhe abliefen. Er sagte oft, die Kranken sollten zu ihren Ärzten gehen und sich von diesen kurieren lassen. Nur besonders schwere Fälle, die in Auffassung der Krankheit oder in der Behandlung dem Praktiker Schwierigkeiten machen, möge dieser dem Fachmanne übergeben. Er sprach nicht viel von Humanität und Kollegialität, aber er war human und kollegial.

Der warmen Empfindung für seine vielen Standesgenossen, die ohne Titel und Mittel den Kampf ums Dasein führen, hat Billroth in einer Rede Ausdruck gegeben, die er als Mitglied des österreichischen Herrenhauses im Jahre 1891 zu Gunsten der Ärztekammern gehalten hat. Das sentimentale Verhältnis des Publikums zum Arzt sei ein großes Hindernis für den Erwerb des letzteren. Er spreche nicht von im politischen Dienste stehenden Ärzten und von Professoren, die gewissermaßen vom Staate punziert seien und dadurch eine Ausnahmestellung haben. Wenn ein Advokat seine Rechnung schickt, so findet man es in der Ordnung und es schadet dem Advokaten gar nicht. Ganz anders beim Arzte. Da kommt ein aufgeregter Patient, schüttet vor ihm eine halbe Stunde lang sein Herz aus; am anderen Tage hat er den Arzt auf der Straße allerlei zu fragen. Am nächsten Tage läßt er den Arzt holen und das Klagen und Jammern beginnt von neuem. Der Patient weiß, daß ihm nicht viel fehlt, aber er fühlt das Bedürfnis, daß ihm der Arzt alle Tage etwas sagt. Endlich fühlt er sich gesund. Wollte nun der Arzt, wie es der Advokat thut, eine detaillierte, noch so mäßige Rechnung schreiben, so würde der Mann sagen: Das ist eine Unverschämtheit; mir hat ja eigentlich nichts gefehlt, der Doktor hat es ja selbst gesagt; vier Rezepte hat er mir in drei Monaten geschrieben — ja, und dafür eine ellenlange Rechnung! Ja, die Ärzte können nichts und wissen nichts, der ärztliche Stand geht immer mehr herab u. s. w.

So ging der große Mann verständnisvoll auf die Details ein, aus denen sich Leben und Erwerb der meisten praktischen Ärzte aufbaut, und dies in einer Umgebung und vor Ohren, die bis dahin für die ärztliche Misere taub gewesen.

In dem neuen Hause der „Gesellschaft der Ärzte“ hat Billroth den 1700 Ärzten Wiens ein vornehmes Erbe hinterlassen. Daß diese wissenschaftliche Vereinigung die würdigen, aber unzulänglichen Räume der Aula mit einem schönen eigenen Heim so rasch vertauschen konnte, ist Billroths Verdienst. Die vornehme Schönheit des großen Saales trägt einen Hauch Billrothscher Ästhetik an sich. In Freundeskreisen überraschte die Hast, mit welcher er auf die Eröffnung des

kaum fertiggestellten Neubaues im Herbste 1893 drang. Es war, als ob er fürchtete, diesen Freudentag seines Lebens nicht mehr zu erreichen.

Daß er die tragende Säule dieser Gesellschaft gewesen, ersieht man aus gewissen destruierenden Vorgängen, die sich schon jetzt breit machen. Der eine will sie zu einer Akademie umgestalten, der andere eine Summe von Specialvereinen aus ihr machen. Hoffentlich wird diese Gesellschaft über die Krise hinauskommen und das sein, was Billroth angestrebt hat: ein vornehmer Rahmen mit reichem geistigem Inhalt.

Billroth erkrankte im Jahre 1887 an Lungenentzündung. Trotzdem schon damals eine chronische Affektion des Herzfleisches konstatiert wurde, gelang es seiner kräftigen Konstitution, die Krankheit zu überwinden. Eine große Zahl von ärztlichen Freunden und Schülern teilte sich damals in die Pflege des Meisters; das sonst leichtlebige Wien nahm jeden Fortschritt der Genesung mit Jubel auf. Leider hat der Meister niemals die einstige Vollkraft wieder erreicht; man sah ihn in den Abendstunden an einem Stocke und leicht vorgeneigt jenseit der Korsoseite der Ringstraße wandeln, den „armen, fetten Hamlet“, wie er sich selbst nannte. Billroth arbeitete und lehrte mutig weiter, hier und da durch Anfälle heftiger Atemnot unterbrochen. Im September 1893 besserte sich der Zustand auffallend, um im Dezember einer starken Verschlimmerung zu weichen. Zur Atemnot gesellte sich quälende Schlaflosigkeit. In Abbazia traten zu Weihnachten Stauungserscheinungen auf. „Mein Tagewerk ist vollbracht. Alles von mir Geschaffene ist so organisiert, daß der Bestand desselben gesichert erscheint —“ schrieb er in einem seiner letzten Briefe, gewissermaßen ein Abschied vom Leben. Sein Wunsch, am Meere zu sterben, sollte nur zu rasch in Erfüllung gehen. Am 6. April um ein Uhr morgens erreichte ihn in Abbazia der Tod.

Nur schwer konnten wir uns an den Gedanken gewöhnen, daß wir ihn wirklich und für immer verloren haben. Es war eine glänzende, immer zur Höhe ziehende Laufbahn, die in jener Morgenstunde ihren jähen Abschluß gefunden hat; die Wiener medizinische Fakultät hat in Billroth ihren geistigen Mittelpunkt verloren — das ist allen bewußt, seinen Freunden und seinen Gegnern.

Überreich an Erfolgen und ehrenvollen Auszeichnungen war das Leben des Dahingegangenen, das wir nur in flüchtigem Umriß zeichnen konnten. Von Wien aus hat er einen Ruf an die neu errichtete Klinik in Straßburg (1872), später an die Berliner Charité und schließlich an Stelle Langenbecks erhalten. Er lehnte ab; das letzte Mal mit der Motivierung: „Ich kann dem Gedanken, von Wien zu scheiden, nicht Raum geben.“ Er war Hofrat, Mitglied des Herrenhauses, der Akademie der Wissenschaften, Ritter des kaiserl. österr. Leopoldordens (machte jedoch von dem Rechte, sich adeln zu lassen, keinen Gebrauch) und besaß Auszeichnungen fast aller Kulturstaaten.

Die sterblichen Reste Billroths sind unter geradezu fürstlichen Ehrenbezeigungen in Wien zur letzten Ruhestätte geführt worden. Unter den Kondolationsschreiben an seine Witwe und an seine drei Töchter waren zwei von Kaisern gezeichnet. Das gebildete Wien gab ihm die letzte Ehre. Der Kondukt ging an dem Hause der Gesellschaft der Ärzte und an der Universität vorbei; er mied die sechsundzwanzigjährige Arbeitsstätte des großen Toten, das Haus unsäglicher menschlicher, den Ort specifisch Billrothscher Leiden.

Als Billroths sterbliche Reste in der Erde versanken, ging die Sonne eines schönen Frühlingstages unter — ein schmerzerweckendes Bild unseres großen, unersetzlichen Verlustes. Nun ruht er in Wiener Erde, in einem Ehrengrabe, unfern jenem Winkel, wo Mozart, Beethoven von ihren Thaten ausruhen.

Was wir an Billroth besessen, wir messen es an der klaffenden Lücke, die sein plötzlicher Hingang gerissen. Und mit dem Schmerze des Sohnes, der seinen königlichen Vater nicht mehr unter den Lebenden sieht, müssen wir sagen:

> Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem,
> Ich werde seinesgleichen nicht mehr sehn.



Blick ins Eisackthal.

# Bozen und der Rosengarten.

Von

Hans Hoffmann.

---

Es war vor etlichen Jahren gegen Ende März, das Wetter so scheußlich wie fast allemal um den spöttlich so genannten Lenzmond herum im lieben Deutschland. Da faßte mich die alte Sehnsucht nach früherem Frühling und blauerem Himmel. Unsere Habseligkeiten waren bald wohl verwahrt, und in Begleitung von Weib und Kind dampfte ich von Berlin ab gen Süden.

Wohin? das wußten wir nicht. Nach Süden! war das Stichwort, das einzige. Wir wollten es schon herauskriegen, wo es gut war zu weilen und wo am besten. Über unsere hoffenden Lippen sprudelte eine Fülle verheißungsvoller Namen: Meran und Riva, Bellinzona und Lugano, Bellaggio und Pallanza und noch viele andere, alle sonnigen Klanges.

Wir nahmen den kürzesten Weg nach der großen Wetterscheide, dem Kamme der Alpen, über München zum Brennerpaß.

Das Wetter wurde immer schlechter, je tiefer wir in die Berge kamen; doch das duldeten wir jetzt freudig. Auf dem Brenner gab es einen Schneesturm, wie er im Buche steht; und auch als wir da hindurchgeschlüpft waren, blieb es noch gediegener Winter vor unseren Blicken, bis der Abend hereinbrach. Das war so in der Gegend von Brixen; nun noch eine Stunde Fahrt durchs blinde Dunkel; dann fielen wir den Freudensprüngen eines Omnibus zur Beute.

Am anderen Morgen that ich einen einsamen Gang ins Freie. Sonnenwärme umfloß mich; Mandelbäume in voller Blüte erquickten mein Auge, immergrün ragten

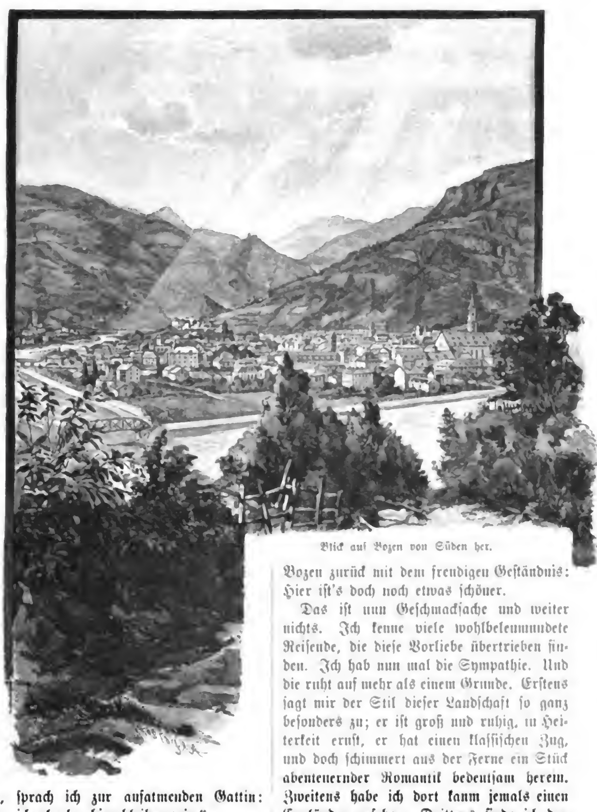


Jll. D. Monatshefte. Oktober 1894. Zu Hoffmann: Bozen u. d. Rosengarten.

Burg Runkelstein im Sarnthal.

Cypressen und Pinien, Cedern und Lorbeeren; der Himmel war wolkenlos, die reiche Thalebene, von hohen Waldbergen umschlossen, lachte in aller Frühlingswonne: als ich heimkam, sprach ich zur aufatmenden Gattin: „Du, ich glaube, hier bleiben wir."

Und wir sind da geblieben, nämlich in Bozen; wir konnten uns nicht mehr losreißen; anderthalb Jahr hausten wir in der Gegend. Wir haben nachher allen den vorerwähnten preiswürdigen Stätten einen forschenden Besuch gemacht; sie gefielen uns sehr, am besten Bellaggio; allein immer kamen wir nach Hause, will sagen, nach



Blick auf Bozen von Süden her.

Bozen zurück mit dem freudigen Geständnis: Hier ist's doch noch etwas schöner.

Das ist nun Geschmacksache und weiter nichts. Ich kenne viele wohlbeleumundete Reisende, die diese Vorliebe übertrieben finden. Ich hab nun mal die Sympathie. Und die ruht auf mehr als einem Grunde. Erstens sagt mir der Stil dieser Landschaft so ganz besonders zu; er ist groß und ruhig, in Heiterkeit ernst, er hat einen klassischen Zug, und doch schimmert aus der Ferne ein Stück abenteuernder Romantik bedeutsam herein. Zweitens habe ich dort kaum jemals einen Engländer gesehen. Drittens finde ich den Wein ganz besonders wohlschmeckend und bekömmlich. Viertens sind die Wege zu den Bergdörfern hinauf meist außerordentlich schlecht und daher nicht überlaufen. Fünf-

tens kann man in die Sommerfrische gehen, ohne die Eisenbahn zu benutzen, auf seinen Füßen in wenigen Stunden. Sechstens war mir diese Stadt und dieses Gelände vom ersten Tage an seltsam wohnlich und traulich, vollkommen heimatlich; ich bin da nicht erst zu Hause geworden, ich war es von vornherein. Das macht, ich habe hier Deutschland im Süden und den Süden in Deutschland; und zwar ist es die allereinzige Stelle, wo man das haben kann, dieser kleine Zipfel Etschland von Meran bis Bozen und ein paar Dörfer noch weiter südwärts. Ich habe deutsche Menschen und Kachelöfen, und ich habe Italiens Himmel und Formen und Farben. Es ist wirklicher hesperischer Süden; wer es nicht glauben will, der trinke einmal an einem schönen Januartage — natürlich sind sie nicht alle schön — seinen Frühschoppen auf der Weinbergsterrasse meines Nachbarn Mauracher: o Sonnenschein! o Sonnenschein! Ich rede absichtlich nicht von dem Kurgarten des Hotels Austria in Gries, denn der hat schon etwas Treibhausmäßiges an sich, obgleich er durchaus im Freien liegt; beinahe hinterlistig sind da die nackten Felswände benutzt, den Wind abzusperren und die Sonnenglut einzufangen. Herr des Himmels, wer im Sommer einmal, wie es mir geschah, aus Versehen oder Übermut in diesen Bezirk gerät! Ich schwitze noch immer, wenn ich daran denke, und vermag durch die bloße Erinnerung meine schlimmsten Katarrhe zu heilen.

Es war wirklich ein ganz sonderbarer Eindruck, den ich dort hatte, mir unvergeßlich. Man weiß ja, dieses Gries, ein weites Dorfgebiet, von der Stadt nur durch das Bett des Talferflusses getrennt, durch zwei Brücken verbunden, hat sich seit einiger Zeit zu einem gar vornehmen Winterkurort ausgebildet; großartige Gasthöfe wechseln mit reizenden Villen und hübschen Logierhäusern, die meisten umgeben von schöngepflegten sonnigen Gärten — ja, sonnigen; denn das ist ihr Lebenszweck. Diese kleine Prunkstadt ist im Winter bewohnt und recht munter belebt, zum großen Teil von Kranken freilich, aber nicht allen geht es gleich ans Leben, oder sie selber halten es doch nicht für so schlimm, und so giebt es eine ganz vergnügte Gesellschaft mit Kurhausmusik und Faschingsbällen und sogar litterarischen Vorträgen. Und auf den Straßen in der Mittagssonne kribbelt's und wibbelt's.

Und auch unter der Mittagssonne war's, daß ich damals des Weges kam: doch es war im Juli. Da war eine Stille wie auf den Gletschern des Ortler im Januar. Lang und öde reckte sich die schauerlich sonnige Straße; in den Weingärten zu beiden Seiten glaubte man die jungen Trauben bei lebendigem Leibe zu Rosinen werden zu sehen in der mörderischen Glut. Und so still war es, ein geübter Arzt hätte die verwaisten Tuberkelbacillen vor Heimweh quieken hören können. Manchmal klang es in der Ferne, als ob irgend etwas gähnte; aber Menschen konnten es nicht sein, denn so etwas gab es nicht in aller Runde, nicht einmal die Spuren menschlichen Wirkens. Alle Häuser geschlossen, alle Fenster verhüllt; die lebendigen Inschriften über den Kaufläden machten einen fast gespenstischen Eindruck, als ob man auf einem Kirchhofe ein Plakat fände mit dem Aufruf zu einem Maskenfest. Am drückendsten war die Einsamkeit in den weiten Gärten; da schienen sogar die Blumen mit ausgezogen und auf Sommerfrische gegangen zu sein; überall nur ein stumpfes, müdes Grün der verschlafenen Ziersträucher und Taxushecken.

Auf dem Rückwege geriet ich in den Kurgarten des Hotels Austria. Auch in diesem riesigen Gebäude keine Spur von Leben, verschlossen und verhangen auch das letzte Fenster. Auch der Garten natürlich war schaurig einsam. Von der roten Felswand aber und von den sauberen Kieswegen prallte eine Glut — ein ehrgeiziges Thermometer könnte hier schwelgerische Triumphe feiern. Die grausam windstille Luft zitterte in rastlosen Wellen über den geduckten Pflanzen und weit hinaus über der großen lichtglänzenden Landschaft. Und doch fand ich an diesen brennenden Felswänden das erste Leben; ein fröhlich kribbelndes, raschelndes, tänzelndes, schwänzelndes Leben. Nicht etwa Salamander, feuerfeste: aber doch verwandte Geschöpfe; Eidechsen zu Hunderten, klugblickend und schnellfüßig. Ganz geheuer waren mir diese Tierchen hier nicht, ihre Lebendigkeit paßte nicht, ihr zuckend hastiges Rascheln erschreckte in dieser Stille. Das war, als wenn die

schlafende Welt im Traum gekitzelt würde und ärgerlich ruckte und zischte. Das Auge verwirrte sich an dem krausen Gestrichel wie an einer fremdartigen Buchstabenschrift.



Blick über Gries auf die Mendel.

Wenn ein Keilschriftgelehrter bei der Sommersiesta in Assyrien träumt, sein Ziegelmanuskript beginne zu krabbeln und durcheinander zu trippeln und ihm den mühsam entzifferten Text wieder völlig zu verzerren, da mag ihm eine ähnlich beklommene Stimmung über das Herz kriechen.

Das war Gries im Sommer. Es war mir nun erst völlig klar, daß ich in den richtigen Süden gekommen war.

Man kann es den wackeren Bajuvaren gar nicht genug danken, daß sie dies eine kleine Eckchen südländischen Bodens ein Jahrtausend lang mit solider Zähigkeit behauptet haben. Die Italiener zwar sprechen gern mit dem Trientiner Gebiet auch das Etsch- und Eisackthal bis zum Brenner hinauf als ihr naturgemäßes Eigentum an, wir aber erlauben uns, das unbescheiden zu finden; so ganz pedantisch hält die Geschichte sich nicht an die natürlichen Grenzen. Sie thut es wohl, aber mit vernünftigen Freiheiten. Gerade hier bei Bozen kann man sehr schön ihr Verfahren beobachten. Im Osten wie im Westen bilden die hohen Bergkämme die scharfe Sprachgrenze: hier der undurchbrochene, mauergleiche Mendelrücken, dort die gewaltigen Dolomitgruppen, wo die niedrigsten Pässe mehr als fünftausend Fuß über dem Eisack liegen. Diese beiden wackeren Festungsmauern haben die vorgedrungene deutsche Bevölkerung vor dem zurückflutenden Welschtum geschützt, das sie zu beiden Seiten weit nach Norden hinauf umklammert. Genau an der Stelle, wo dieser Schutz aufhört, wo die Mendel jäh abbricht und das welsche Nocethal sich öffnet, beginnt auch im Etschlande die italienische Sprache zu herrschen. Und wir werden denn da auch weiter nicht vordringen wollen; wir haben es ja noch in der Erinnerung, wie übel den Goten und Longobarden auf die Länge die Ungenügsamkeit bekommen ist. Wir müssen Fühlung behalten mit unserem Norden, um uns sicher zu behaupten. Und die haben wir hier bei Bozen und Meran;

nur ein kleiner Spaziergang in eines der Seitenthäler hinein, und die lachende Anmut verwandelt sich in nordische Strenge. Ganz hart grenzen hier die beiden Welten aneinander; man steht immer mit dem einen Fuße im Norden, mit dem anderen im Süden.

Wer sich, von Norden kommend, die allervollkommenste Überraschung bereiten will, der sollte nicht auf der Eisenbahn durch das Eisackthal kommen, das allmählich herabführt und schon bei Brixen einen leisen südländischen Anhauch gewinnt, sondern bei Sterzing abbiegend den Talferbach hinabwandern. Wenn er dann aus diesem wild-öden und schauerlichen Sarnthal heraus von Burg Runkelstein aus den ersten urplötzlichen Blick in das offene Etschland thut — da kann er etwas erleben!

Überhaupt muß der Bozener Thalkessel von Norden aus gesehen werden, wenn man seine ganze Schönheit genießen und würdigen will. Denn die Berge, die ihn nördlich begrenzen, sind minder fein geformt, es sind derbe Gestalten von grobem Umriß, ohne vornehmeren Reiz. Doch soll sie darum niemand verachten; es sind eben nordische Reckennaturen, statt der Schönheit ziert sie innerliche Tugend. Denn sie gerade sind es, die das glückliche Klima dieser Ebene erst vollenden, indem sie mit ihren breiten Rücken die Nordwinde abfangen und der heizenden Mittagssonne eine empfängliche Wandfläche entgegenbreiten. Und sie auch sind es, die von ihren Hängen aus die schönsten Ausblicke über das herrliche Gelände gewähren.

Vier Thäler, in Kreuzform gelagert, münden in das breite Bozener Becken; von Osten kommt der Eisack, von Norden die Talfer, von Westen die Etsch, und nach Süden fließen die drei vereinigt weiter. Diese Lage hat die uralte Stadt geschaffen, und sie giebt ihr auch ihre charakteristische Schönheit; durch sie gewinnt der geschlossene Kessel die Mannigfaltigkeit der Formen.

Es gruppiert sich aber dem von Norden Schauenden die Fülle der Gestalten vornehmlich zu zwei großartigen Bildern, dem klassischen und dem romantischen, in wundervollem Gegensatz. Denn das enge Thal der Talfer haben wir im Rücken, auch das obere Etschthal, nach Meran zu, biegt sich nordwärts herum und kommt hier nicht zur Geltung, so daß nur nach Süden und Osten sich freie Bilder entfalten.

Nach Süden hinter der grünschimmernden Weinebene und der altertümlichen Stadt hebt sich zur Linken der Kollerer Berg, eine dunkelwaldige, schwere Masse, rundlich, in Falten schwellend, keineswegs plump, sondern von sehr edlen und feinen Linien; zur Rechten schräg verlaufend der lange Mendelrücken, herrlich geformt und gegliedert, steil abstürzend mit nackten Felswänden. Zwischen diese beiden gegensätzlich prachtvollen Rahmen schiebt sich langsam verengert die üppige Ebene, bis die Seitenkulissen sich treffen, sich in mannigfachen Vorsprüngen reizvoll überschneiden und zuletzt in den Duft der tiefen Ferne verlieren. Man hat hier immer das leise Gefühl: hinter jenen letzten verdämmernden Berggestalten, in jenem Duft im fernen Süden muß eine noch viel schönere Landschaft kommen! Daß dies in der Wirklichkeit kaum so der Fall ist, wenn man etwa wandernd nachforschen wollte, thut gar nichts zur Sache: die Ahnung selber ist es, welche die Wirkung des Augensichtlichen noch steigert und verklärt, wie man bei echten und großen Kunstwerken stets das Gefühl hat, als könne man sie niemals erschöpfen, als müßten aus ihrer Tiefe immer neue Wunder auftauchen.

Dem Fuße des Mendelrückens vorgelagert ist das niedrige Mittelgebirge, dessen schroff abfallender Rand ihn in ganz ähnlich geschwungenen Linien begleitet, eine feine Parallele, die dem Bilde vornehmlich die besondere Ruhe und Klarheit verleiht. In diesem Bilde ist nichts Gewaltsames, nichts finster Erhabenes, nichts Bedrückendes; seine Größe ist voll lichter Anmut und Heiterkeit. Auch die ruhige Breite der Thalebene trägt zu diesem Eindruck bei; ringsum ist der Blick durch kräftige Grenzen beschlossen, aber nicht beklemmt und in Enge gefangen.

In wunderbarem Kontrast hierzu steht nun der östliche Ausblick in das Eisackthal. Da ist nordische Romantik. Auch dieser Aufbau ist prachtvoll, wie nach dem Plane eines ordnenden Künstlergeistes. Den Vordergrund füllt die Stadt, das Thal dahinter verengt sich schnell, dunkle Waldberge drängen sich wuchtig herein, mit schweren, festen Linien wirkend, und nähern sich perspektivisch einander, ohne den Hintergrund zu schließen.

Dort in der hohen Ferne steigt eine schimmernde Berggestalt auf, die wie ein phantastisches Wunder aus einer fremden Welt in die weiche Bozener Thallandschaft herüberragt. Es ist die mächtige Dolomitgruppe, die den Namen Rosengarten trägt. Auch hier ein Meisterstück symmetrischer Ordnung bei sprudelnder Willkür der Einzelgestaltung. Die Natur hat eine tolle Traumphantasie künstlerisch gebändigt und mit reinem Maße umschrieben. Die herrliche Rosengartenspitze, die mit schroffen Wildwänden ein Hohlfeld einschließt, das schneegefüllt sich nach Bozen hin öffnet, bildet den hohen Mittelpfeiler, an den die beiden wirr auszackenden Flügel sich anlehnen und sich prächtig in die Breite entwickeln. Die Gruppe hat etwas von der Komposition des Bildwerkes in einem griechischen Giebelfelde.



Der Rosengarten vom oberen Tierser Thal.

Seine höchste Schönheit, seinen blendendsten Glanz entfaltet diese Felsenkette beim Sonnenuntergang. Dann treten die umrahmenden Berge des Vordergrundes in den tiefsten Schatten, fast schwarz erscheinen ihre waldigen Hänge: dazwischen aber in lichter Höhe erglühen jene märchenhaften Zackengebilde in einem mächtigen Rot, als ob rosige Flammen aus ihnen selbst als einer durchsichtigen Masse hervorbrächen.

Es erscheint sehr begreiflich und fast notwendig, daß der tägliche Anblick dieses leuchtenden Wunders, das da aus geheimnisvoller Höhe und Ferne halb schauerlich, halb sehnsuchtweckend in das beruhigte Kulturleben des gesegneten Thalbodens herniederwinkt, die Phantasie

des Volkes mit besonderen Bildern und Gestalten befruchten mußte, eines Volkes, das überdem gewohnt war, die gewaltigsten Wogen der Weltgeschichte, das Wandern und Wechseln der germanischen Stämme, an sich vorüberfluten zu sehen und damit der Erzählungslust immer neue Nahrung zu gewinnen.

Der Zwergkönig Laurin hauste dort oben mit seinen Schätzen und Zauberkleinodien in seinem duftenden Rosengarten, den kein Mensch betreten durfte, ohne sich mit dem Tode bedroht zu sehen; denn eine goldene Zauberrüstung und ein Zaubergürtel und eine Tarnkappe verliehen ihm die Stärke von zwölf kräftigen Männern. König Dietrich aber kam aus seinem nahen Bern, löste den Zauber, im Zorne feuerspeiend, gewann endlich den Sieg und vertrieb das Gezwerge.

So belebte die kühne Phantasie die geheimnisvollen Felsenzinnen.

Aber das seltsame Märchen ist wahr und wirklich bis auf den heutigen Tag. Noch immer trägt der wilde Bergkönig seine prachtvolle Rüstung, den Felsenpanzer, rotgoldig glänzend, noch immer den Zaubergürtel von Eis und Schnee, noch immer die Nebelkappe, die ihn unsichtbar macht: und auch einen Rosengarten von lieblichstem Reiz habe ich dort gefunden in seinen einsamsten Tiefen.

Dietrich von Bern aber hat vorgesorgt, daß wir den jetzt betreten dürfen in Sommerszeiten ohne sonderliche Leibesgefahr: und in seinem Auftrage hat auch der löbliche Alpenverein das Seinige gethan. Zumal die Sektion Leipzig ist hier zu preisen. Mitten in den Kern des Gebirgsstockes hat diese ihre Grasleitenhütte gesetzt, mehr als siebentausend Fuß überm Meere, kaum noch dreitausend unter den höchsten Spitzen, und von dort aus ein Netz von gangbaren Bergpfaden gesponnen.

Von der Eisenbahnstation Blumau, eine Meile oberhalb Bozen, gelangt man in etwa sechs Stunden dort hinauf, durch das Tierser Thal, anfangs auf bequemer Fahrstraße, dann auf steilen Fußpfaden. Die anderen Wege ins Innere des Rosengartens sind bedeutend weiter und von Bozen aus in einem Tage nicht wohl zu machen: es ist aber gerade das von besonderer Wirkung, so in einem Zuge aus der blühenden, weichen Welt jenes Thales in diese ungeheuerlich öden Felswildnisse zu gelangen.

Der untere Thalweg ist wenig interessant, bis zum Dorfe Tiers; bewaldete Berge ohne viel Formenreiz begleiten ihn.

Von Tiers aus steigert die Pracht der Landschaft sich schnell. Ein mäßiger Marsch noch bergauf, und man findet sich plötzlich der lange verschwundenen Rosengartenkette Auge in Auge in fast erschreckender Nähe gegenüber. Dieser Blick ist über alle Maßen groß und schön; man schaut in der gleichen Richtung wie von Bozen her, hat daher die gleiche symmetrische Ordnung der wild getürmten, wild zerrissenen Massen. Es ist eine riesenhafte, geschlossene Mauer mit Türmen und Zinnen von den abenteuerlichsten Formen. Man begreift wohl, daß hier eine Scheide ist für Völker und Sprachen, wie die Natur sie nicht mächtiger aufrichten kann.

Das letzte deutsche Haus vor dem Eintritt in die Wildnis ist das Weißlahnbad oder Tierser Badl. Es wird nur von Bauern und einfacheren Bozener Bürgern besucht, und in der That ist die Behausung an Schlichtheit nicht leicht zu übertreffen. Dafür ist die Bewirtung so übel nicht, wie man denn überhaupt in diesem Betracht im Lande Tirol nie völlig verkommen kann: ein trinkbarer Wein zum mindesten ist überall zu finden, und Knödel und Schmarrn erreichen nicht selten in den einsamsten Hütten den Gipfel der Vollkommenheit.

Die landschaftliche Lage und Umgebung übertrifft viele der gepriesensten Stätten der Alpenländer. Das große Hauptstück natürlich bleibt immer der Blick auf die Rosengartenkette im Wechsel der Beleuchtung. Wie zumal die abendliche Rosenglut in solcher Nähe aufflammt, mag sich jeder denken, der das Schauspiel von Bozen her aus der Ferne kennt. Die überschwengliche Pracht wird auch hier noch gesteigert durch das tiefe Walddunkel des früh beschatteten Vordergrundes.

Nach diesem glanzvollen Operneffekt tritt dann ein ganz jähes Erkalten der Färbung ein; ein seltsam ödes, totfahles Grau der furchtbaren Wände erweckt heimliche Schauer; die großen Formen verwischen sich und versinken schnell in gestaltloses Dunkel. Doch wieder nicht lange, so gießt sich ein neues Leuchten darüber, ein feineres, duftigeres,

silberschimmerndes; von neuem erscheinen die gewaltigen Zacken in reiner Klarheit bis in die tiefsten Risse und Klüfte; doch die Umrisse sind weicher, ein zarter Hauch umschleiert das Wilde, das Ungeheure; fast ein freundlich nahbares Aussehen gewinnt diese fremdartige steinerne Welt, wie ein grimmiger Kriegsheld in seiner sanften Stunde. Ein Wölkchen wallt vorüber an der herrlichen Pyramide des mittleren Gipfels; eine leise Bewegung kommt in das starre Bild wie ein stilles Atmen; und dann verfließt es, und wieder lagert die eherne Ruhe über den Felsen. Der Mondschein kann nirgends größere Wunder wirken als hier am Rosengarten.

Vom Weißlahnbad führt ein zunächst noch ganz guter Fußweg durch das wildenge Grasleitenthal zwischen unersteiglichen Wänden gerade ins Hochgebirge hinauf; die größere Strecke durch prächtigen Tannenwald, der doch die großartigen Umblicke selten verschließt; in der Tiefe braust der Wildbach. Eine letzte Sennhütte liegt freundlich auf einer Wiese, eine Stunde vom Badl; hier ist gut noch einmal zu ruhen, denn die Stelle hat noch ein wenig Anmut neben der sich steigernden Größe. Nun wird's immer einsamer und immer wilder; der gebahnte Pfad ist die einzige Spur von menschlichem Wirken. Wir nahen dem Bärenloch, einem Felsenkessel von schreckhafter Mächtigkeit. Der Baumwuchs hört auf, nur das nackte Gestein türmt sich rundum zu senkrechten Wänden. Es scheint ganz unmöglich, aus dieser ummauerten Tiefe einen Ausweg zu finden, einen anderen, als den wir gekommen sind. Keine Schlucht, kein Riß läßt sich entdecken, der die Wand durchbräche; man müßte sich an den glatten Stein ansaugen können wie eine Fliege, um die paar tausend Fuß noch in die Höhe zu kommen; eine Gemse, eine Katze brächten es nicht fertig.

Am Wege.

Und doch ist es eine Thatsache, die im Bädeker steht, daß von hier zwei Übergänge in das jenseitige Thal, das unbekannte, hinüberleiten, nicht solche nur für Kletterer mit Seil und Steigeisen und geprüften Führern, sondern auch für harmlose Wanderer, dafern solche nur nicht gar zu leicht dem Schwindel ausgesetzt sind. Steil genug sind diese Zickzackpfade allerdings, die sich da listig emporwinden, und sehr breit sind sie auch nicht; will man dort reiten, so wird man gut thun, sich einen Ziegenbock zu satteln, und einige kurze Strecken giebt es, wo ein starker Fehltritt im Interesse der Erreichung eines hohen Alters besser vermieden wird. Sonst aber wandert man ganz behaglich und sicher; an ein Fehlgehen und Verirren ist auch für den Einsamen nicht zu denken, nicht einmal bei starkem Nebel; der Weg ist stets deutlich erkennbar.

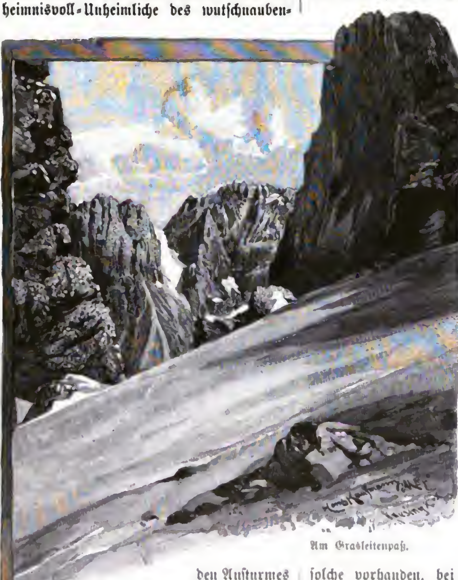
Ich schlage den Pfad zur Rechten ein; ein Wegweiser meldet „Zum Grasleitenpaß“. Rasch geht es höher, der Blick in die Tiefe gestaltet sich immer mächtiger. Hier habe ich ein seltsam schreckbares Abenteuer zur Lehre für Zeitgenossen und Nachwelt zu berichten.

Eine Hammelherde lag freudig wiederkäuend auf der Höhe eines steilen Grashanges, den der Weg erklimmt. Ich kam hinauf und freute mich des traulichen Getiers und seiner treuherzigen Blicke. Von dort geht es eine Strecke wieder ebenso steil abwärts; gelassen und ohne weiter umzublicken, stieg ich nieder. Auf einmal vernahm ich hoch über mir ein Brausen und Trampeln, verworrenes Getöse. Ich drehte mich herum

und ersah ein Schrecknis: die gesamte Herde stürzte in wilder Furie den Abhang herunter gerade auf mich Unglückseligen los. Ich stand erschaudernd, den schroffsten Felsabsturz zu meiner Seite.

Nun muß ich bekennen: Wäre hier urplötzlich ein Rudel Wölfe mit rauchendem Rachen so auf mich losgestürmt, ich würde gewißlich außer meinem guten Gewissen kein ungemischtes Behagen genossen haben. Aber doch wäre ein solches Ereignis in den Grenzen der Natur, des verständig Erklärbaren geblieben. So aber durchschauerte mich am allertiefsten die gräßliche Unnatur, das Geheimnisvoll-Unheimliche des wutschnaubenden Ansturmes einer Horde von Schäfchen. Ich dachte an die häßliche Angewohnheit der Gemsen, den armen Jäger über den Haufen und in den Abgrund zu rennen: sollte es denkbar sein, daß diese heimtückischen Hochgebirgshammel ihnen das scheußliche Kunststück abgelernt hätten?

Aber siehe, da standen sie dicht vor meinen Füßen still, betrachteten mich mit angestammtem Blödsinn und blökten erbärmlich. Da merkte ich, daß sie nicht mein Blut, sondern irgend etwas anderes von mir begehrten. Und einige Schritte weiter kam ich an eine Tränkröhre, die leider leer war und von dem armen Viehzeug vergebens umdrängt wurde. Ich konnte ihnen nicht helfen, so gern ich's gethan hätte, denn ich spürte eine merkwürdige stille Dankbarkeit gegen die guten Geschöpfe, die mein schon verfallenes Leben durch ihre Enthaltsamkeit mir gleichsam wiedergeschenkt hatten. Aber ich mußte sie stehen lassen in Durst und Traurigkeit.



Am Grasleitenpaß.

Nachdenklich stieg ich das letzte Stücklein zur Grasleitenhütte hinauf. Es ist das eine so menschenfreundliche Anstalt, wie man sich eine nur wünschen kann, ein wahres Hospiz inmitten der hoffnungslosesten Steinwüste. Großen Luxus wird niemand erwarten, kein Verständiger auch nur wünschen. Ein einziger Raum ist alles zugleich, Küche, Speisesaal, Salon, Rauchkabine, Ankleide- und Schlafgemach für zehn Gäste, ja selbst Boudoir für etwaige Damen. Es wird jedoch, wenn solche vorhanden, bei aller Gemeinsamkeit jedes Dekorum nach den gedruckt aushängenden Hausgesetzen mit furchtbarer Strenge gewahrt durch unerbittliche Trennung der Geschlechter, sobald die Glocke neun geschlagen hat: kein Herr darf mehr rauchen, keine Dame mehr plaudern, und alles übrige leistet ein grüner Vorhang, der symbolisch

eherne Wände bedeutet. Hübscher ist es aber, ehrlich gestanden, wenn wir Männer unter uns sind: man ist dann mehr Herr seiner frohen Gefühle, und der grüne Vorhang breitet nicht so bedrohlich seine faltigen Flügel. Man macht es sich leichter und hat unter der Wolldecke auf dem Strohsack der Pritsche gelassenere Träume.

In den Hochsommer-Monaten pflegt eine weibliche Vertrauens-Person hier der Wirtschaft; zu anderen Zeiten erhält man den Schlüssel unten in Tiers und anderen Dörfern und bedient sich selber. Es wird erwartet, daß man seine ganze Ehrlichkeit zusammenraffe, die Zeche ohne Abzug treu zu bezahlen, sonst aber keine Spuren der Anwesenheit hinterlasse, sondern den Besen zur Hand nehme und die angeborene Reinlichkeit seiner Gemütsart durch Thaten beweise.

Rückblick ins Grasleitenthal.

Für des Leibes Nahrung ist gesorgt durch Mehl und Eier, im vermählten Zustande Schmarrn geheißen, Erbswurst und Gulasch in Konserven; ingleichen auch Bier, Wein, Schnaps und für Liebhaber barocker Specialitäten selbst Wasser.

Ich fand in der Hütte, allein ankommend, gute Gesellschaft, und das ist allemal erfreulich, wenn man nach einsam genießender Wanderschaft sich abends behaglich ein wenig aussprechen kann. Es waren aber sehr überlegene Männer, unter die ich hier geraten war. Man teilt bekanntlich die Alpenfahrer ein in Thalhühner, Jochfinken und Spitzenfresser; ich habe mich nur zur Bourgeoisie des Jochfinkentums zu rechnen, meine Gefährten aber zählten zur besten Aristokratie unseres Sommernomadenvolkes. Es ist sehr nett, so im Angesichte der ungeheuerlichen Mauerpfeiler des Rosengartens sich erzählen zu lassen, wie man diese Riesen durch hundert Künste überlistet und ihnen sieghaft den Fuß auf den Scheitel setzt. Überblickt man von unten diese Wände und Zacken, so erscheint der Gedanke, ihre Höhe ohne Flügel oder Luftschiff erreichen zu wollen, wie der Traum eines Wahnwitzigen. Und doch zeigte mir die Hand eines Kundigen schon von der Hütte aus die Spur der geheimen Pfade, die an so einer senkrechten Mauer den Aufstieg ermöglichen. Jeder Schrund, jeder Riß, jeder winzige Vorsprung muß dem geübten Fuße als Staffel seiner Himmelsleiter dienen. Ein bißchen schauderhaft bleibt die Vorstellung zwar immer noch, aber doch nicht mehr Wahnsinn. Thatsache ist, daß zur Zeit so ziemlich alle einzelnen Felsnadeln des Rosengartens „gemacht" worden sind, selbst die drei schier übermütig aufspringenden „Türme von Vajolett" neben der Hauptspitze, daß meines Wissens aber noch kein ernsterer Unglücksfall in diesem Gebiete einen kühnen Titaniden bestraft hat. Und es ist immer erfreulich, wenn die Zeitungen und Philister keinen neuen Stoff zu moralischen Betrachtungen über den groben Unfug des Bergsportes bekommen.

Die Grasleitenhütte ist der Schlüssel zur Festung Rosengarten; sie liegt eine Stunde noch unter der Paßhöhe, in einem Felsenkessel, der nur nach Westen einen Ausblick frei läßt in das tiefe, großartige Grasleitenthal, aus dem wir emporgeklommen sind, und

darüber ganz fern die Gletscherberge der Ortlergruppe und der Ötzthaler Alpen, ein Blick, dem gerade die enge Umgrenzung und die wilde Größe des Rahmens einen besonderen malerischen Reiz verleiht, der zumal in der scharfen Morgenbeleuchtung glänzend hervortritt.

Es ist gut, in der Morgenfrische den Weitermarsch zu beginnen, denn so kalt die Nacht auf solcher Höhe auch ist, die Sonne entwickelt gewaltige Kräfte in der dünnen Luft, besonders wenn sie sich in so nackten Felsenengen verfängt und von den Steinen verdoppelte Gluten wiederstrahlt.

Bald hinter der Hütte gelangt man erst so recht in das Centrum des großen Höllenkessels, den nun auch hinter uns nach der letzten Seite Felsen verschließen und dessen öde-schauerliches Rund einen wahrhaft erlesenen Kampfplatz abgeben müßte für alles, was etwas teufels- und zaubermäßig sich anläßt, riesenstarke Zwerge und feuerspeiende Raufhelden und solche Gesellen. Der tiefe Grund ist angefüllt mit den groben Felsblöcken, die sie geschleudert haben, und mit allem wüsten Getrümmer ihres bärenhaften Getobes. Sonst aber ist nichts geblieben als ein schreckhaft feierliches Schweigen, wie ein grausames Nachsinnen jener hochgereckten, starr niederstaunenden Felsriesen, die einst die Zeugen solcher Kämpfe waren.

Was die schönen Schrecken dieses Ortes erhöht, ist die machtvolle Einfachheit der Färbung. Felsen und Himmel, Gelb und Blau prallen gegeneinander mit aller Schärfe des vollkommenen Gegensatzes und steigern jedes die Kraft des anderen. Ich habe ähnliches gesehen in den gelben Dünen der Ostseenehrungen, wo kein Grashalm wächst; die leuchten auch so gewaltsam gegen die Bläue des Meeres. Ein Blau des Himmels aber wie in dieser Höhe über dem Gelb habe ich noch niemals gesehen, auch nicht in Italien; gleich einer festen Decke ruht der tiefdunkle Sammet schön gewölbt auf den starren Mauern; der Blick zu ihm auf wirkt lösend und befreiend.

Zur Rechten führt ein steiles Schneefeld empor zur Höhe des Grasleitenpasses, der mehr als achttausend Fuß über dem Meere liegt. Wir erreichen den Kamm und staunen in eine neue Welt. Sie sieht anders aus, als wir erwarteten. Wer die Rosengartenkette von Westen kennt, stellt sie sich unwillkürlich vor als einen einfachen Grat, der nach Osten hin ebenso jäh in das Thal fallen müsse als nach der Bozener Seite. Das thut er freilich auch, ja noch schroffer und wilder, aber hinter einer mächtigen Steinschlucht türmt sich ein zweiter Grat von gleicher Höhe und gleich trotzigem Ansehen. Wir blicken in das Thal von Vajolett, das einsame Herz des Rosengartens.

Zur Rechten senkt sich der Pfad steil hinab in dessen Tiefe, zur Linken windet er sich langsam noch ein wenig höher hinauf, am Fuße einer senkrechten Felsmasse hin, vielfach über Schnee. Ich folgte zunächst dieser Lockung zur Höhe. Wenn dieser zweite Paß erreicht ist, steigt zur Rechten die rundliche Lausakuppe auf zu mäßiger Höhe und in mäßiger Steile. Etwa 9500 Fuß über dem Meere gelegen, gehört sie zu den Hochgipfeln der Rosengartengruppe, nur ihrer drei sind noch höher, ist aber leicht und gänzlich gefahrlos zu erklimmen; nur ein halb Stündchen gilt es vom Wege abseits zu biegen.

Die Aussicht von dem flachen und behaglichen Gipfel, der sich nun darstellt als der Ansatz eines langen Grates, gehört zu den Wundern dieser Welt. Zunächst lernt man hier auf einmal den ganzen Bauplan der Rosengartengruppe kennen und sieht, daß sie gar nicht ein einfacher Kamm ist wie drüben die Mendel, sondern ein centraler Stock mit weiten Verzweigungen. Das Ganze ist am besten einem Polypen vergleichbar, der von einem Kopfe her lange Fangarme ausstreckt. Der Kopf ist der Kesselkogel, ein dickleibiger Felsklotz kolossalischen Ansehens, etwa zehntausend Fuß hoch, die höchste Spitze von allen; für Kenner und Könner „beschwerlich“, aber nicht „schwierig“ zu ersteigen. Von ihm gehen sechs oder sieben mächtige Grate aus, mit scharf geschnittenem Kamme, erst langsam oder gar nicht sinkend, am Ende schroff, senkrecht abstürzend, alle etwas gekrümmt hinlaufend; dazwischen tiefe und schauerliche Thalschluchten. Nur zwei dieser Fangarme sind von der Bozener Seite sichtbar und erscheinen dort kaum so zusammengehörig, eher als zwei gesonderte Massen: zur Linken — von dort gesehen — der Schlern, massigen Umrisses gleich einem Ele-

kantenrücken, zur Rechten, was man da für den ganzen Rosengarten nimmt und was auch freilich der längste und weitaus am schönsten gegliederte aller dieser Grate ist. Die anderen recken sich nach der östlichen Seite; die Wasser gehen ins Fassathal hinunter und von dort mit dem Avisio erst viel weiter südlich in die Etsch.

Die Lausakuppe liegt recht im Centrum und giebt die trefflichste Übersicht über diese Gliederung des ganzen Stockes. Überdem aber hat sie den Blick ins Weite über alle Grate und Gipfel hinweg fast vollständig frei; einzig die Masse des Kesselkogels schneidet ein Bruchstück der Aussicht hinweg. Es ist ein endloser Kranz von schneebedeckten Bergketten, welcher wie eine ungeheure Säge den Horizont umzieht; im Norden vom Großglockner zu den Ötzthaler Alpen; im Westen ragt über dem langen Mendelrücken der Ortler mit seinen stattlichen Nachbarn bis hin zur Schweizer Berninagruppe, im Süden die Trientiner Hochgipfel; am schönsten aber, von der ausdrucksvollsten Form, auch am nächsten gelegen, im Osten die abenteuerlich-herrlichen Dolomiten, Burgen und Türmen und Zinnen und Domen und Pyramiden und sonst allerhand Wunderwerken vergleichbar.

Die Rosengartenspitze von der Ostseite.

Diese ganze weit aufgethane Alpenwelt sieht man nun zwar ebenso von manchem anderen bequemer ersteiglichen und besonders auch wirtlicheren Gipfel, dem nahen Schlern z. B., dem Rittener Horn, der Plose bei Brixen, dem Rönberg der Mendel: keiner von allen aber giebt dem großen Rundbilde einen Vordergrund von so überwältigender Majestät; dieser giebt erst den Grundton der Stimmung, des erschütterten Staunens. Unbeschreiblich ist die Wildheit dieser breit um uns lagernden Felstrümmerwelt, dieser launisch zerhackten Grate, dieser springenden Riesenzacken, dieser tief ausgewühlten Abgründe mit wirr zerrissenen senkrechten Wänden, einer Welt, aus der für ewig jedes dauernde Leben so sicher verbannt ist, wie von jenen fernen Eisgipfeln und Schneefeldern, die rings den Horizont umrahmen.

Doch zwischen dieser steinernen Nähe und jener eisigen Ferne blicken wir über die Mauern und Zinnen unserer Rosengartenfestung hinweg in das Land des Lebens und des Segens. Prächtige Waldmassen und schimmernde Almen breiten sich überall, in großen Bergwogen auf- und niedersteigend, zerstreut zwischen ihnen einzelne Dörfer mit spitzen Kirchtürmen und einzelne Gehöfte. Am lieblichsten aber ist der ferne Einblick in die tiefe Bozener Thalebene, auf die heitere Stadt selbst und das lachende Gelände. Immer wieder sucht das Auge umkehrend dies reizende Bild als den warm behaglichen Mittelpunkt der allzu einsam-erhabenen Gebirgswelt. Eine heimliche Sehnsucht will uns beschleichen nach den anmutigen Gärten und Rebenlauben da unten in der geborgenen Tiefe.

Und wir beginnen den Abstieg vom Gipfel. Wir klimmen zur Linken zurück und hinab in das Thal von Vajolett, die weiteste und großartigste Senkung im Inneren des Gebirgsstockes. Alle Schauer des Erhaben-Schrecklichen sind hier vereinigt; die Wildheit dieser Felsformen kann nicht mehr übertroffen werden. Und nun müssen Nebel wallen und sich ballen, um das Schrecknis zu vollenden, an den Zacken kleben, in die Klüfte kriechen, nach Befreiung ringen, die weite Tiefe jäh überdecken und noch jäher sich wieder zer-

reißen, die furchtbaren Hochwände rundum wieder offenbaren — hier erst ist das Schlachtfeld, wo Dietrich von Bern den grimmigen Laurin in dröhnendem Ringen besiegt hat.

Aber hier in der Tiefe liegt auch das Kleinod, um das sie kämpfen, König Laurins Rosengarten. In voller Wirklichkeit blüht der hier noch heute mit üppigster Pracht. Eine unerschöpfliche Fülle von Alpenrosen überzieht den steinigen Felsboden, mit mächtiger Leuchtkraft hebt sich ihr feuriges Rot aus den Massen ihres dunklen Laubes. Eine köstliche Erquickung dem Auge, diese überquellende Blumenpracht mitten in der grausigsten Felsenwüste; dieser lachende Farbenjubel mitten in dem gleichmäßig öden Gestein. Ein Alpenrosenbusch ist dem Wanderer allemal ein freundlicher Gruß; nie aber kommt ihre besondere Schönheit so zur Wirkung wie an solcher Stelle und in solchen Massen. Es wird begreiflich, daß König Laurin seine reizende Schöpfung mit eifersüchtigem Grimm in der lebenfernen Einsamkeit vor Entweihung behütet.

Hier scheide ich vom Rosengartengebirge, nachdem ich seiner Wunder Fülle genossen; ich scheide mit der Hoffnung auf Wiederkehr und weitere Vertiefung in seine wilden Reize.

Es ist noch eine mehrstündige Wanderung durch die steinige Schlucht abwärts ins bebaute Fassathal nach Perra und Vigo. Von dort führt der bequeme und nicht hohe Caressapaß zwischen dem südlichsten Ausläufer des Rosengartens, der Roten Wand, und dem prächtigen Latemar hindurch und zurück in die deutschredenden Thäler, deren Wässer in den Eisack und an Bozen vorüberströmen.

Aus den Wildnissen der Dolomiten kehre ich heim nach Bozen. Ich sehe das Etschland mit erfrischten Augen; es ist lieblicher noch als zuvor geworden, die warme Fülle des Südens macht sich eindringlicher geltend. Gesteigert ist die Lust, im Schatten der langen Weinlauben dahinzuwandeln und die leise schwellenden Trauben mit hoffnungsvollen Blicken zu prüfen.

Der Weinbau füllt die Bozener Ebene ganz und gar, und er steigt nach allen Seiten dicht wie Wald an den Bergen empor, dort mit Hainen von Edelkastanien wechselnd, an sonnigen Stellen bis zu tausend Fuß über dem Eisack. Die besten Lagen sind leicht herauszufinden: immer wo ein Hügel seine schräge Brust so weislich nach Süden kehrt, daß die Strahlen der Mittagssonne senkrecht darauffallen, da kann man getrost ein feuerrotes Est-Est-Est an die Pforten seiner Vignen schreiben. Man muß sich einmal in sommerlicher Mittagsstunde auf so einen Hügel wie den von Sankta Magdalena am Eisack oder den Kreuzbichl über der Talfer wagen, um ganz zu fühlen, welche furchtbar wohlthätige Macht hier an der Arbeit ist. Wie mag so einer Traube selig zu Mute sein, unter solchem Glutsegen! Dem Menschen freilich ist ganz anders zu Mute.

Der Weinbau des deutschen Etschlandes ist landschaftlich von weitaus schönerer Wirkung als der am Rhein, wo die einzelnen niedrigen, regelmäßigen Stöcke auf dem nackten, scharf durchglänzenden Boden immer etwas Schäbiges an sich behalten, wie alle Dinge, die sich gar zu deutlich ihren praktischen Zweck und nur diesen anmerken lassen. Die Bozener Rebe darf sich frei auswachsen, ein hohes und weites Laubengerüst giebt den üppigen Ranken den Spielraum, sich hinzustrecken und ihre Fülle zu entfalten. So gleicht denn zur Sommerszeit die ganze Ebene samt den Hügeln ringsum einem dunkelgrünen Blättermeer mit ruhigem Wogenschlage.

Dieser reizvolle Laubenbau ist beschränkt auf das deutsche Etschthal bis an die südliche Sprachgrenze; sogleich mit den ersten welschen Dörfern nimmt er ein Ende, wie alles mit einem Schlage sich ändert, die Bauart der Häuser, die Anlage der Ortschaften, ja selbst das Aussehen der Berge, die fortan viel kahler sind; man braucht gar nicht erst die Menschen um sich her italienisch sprechen zu hören: die ganze Landschaft redet die fremde Zunge. Sie ist nicht häßlicher, aber sie ist fremder. Zurückkehrend empfinde ich mit neuer Kraft den heimatlichen Hauch, der die Bozener Gegend mir so besonders wert macht.

Am kräftigsten wird uns der Abstand zwischen deutscher und welscher Lebens- und Wohnart entgegentreten, wenn wir die beiden Nachbarstädte Bozen und Trient miteinander vergleichen. Trient ist nach seiner ganzen Erscheinung italienisches Vollblut; wenn wohl behauptet wird, es sei ehedem und zwar noch vor Jahrzehnten eine halb-



deutsche Stadt gewesen, so kann ich das nicht glauben; ein paar hundert deutsche Beamte und Offiziere mehr machen keine deutsche Bevölkerung. Trient muß immer so echt italienisch gewesen und geblieben sein wie Verona, Brescia und Vicenza; wo Deutsche zu Hause sind, bauen sie anders. Hier haben sie immer nur zur Miete



Der Kesselkogel von der Lausa aus.

gewohnt. Die alte Bischofstadt ist höchst prächtig gebaut; eine Reihe von Palästen schönster italienischer Früh- bis Spätrenaissance schmücken ihre stattlichen Hauptstraßen. Es thut ihr nichts, daß ein Hauch des Verfalls alle diese Herrlichkeiten überwittert; das ist historischer Edelrost, der nur die Vornehmheit steigert.

Solchem architektonischen Glanz hat Bozen wenig entgegenzusetzen. Auch der landschaftliche Aspekt von Trient nach außen hin ist blendender; prachtvoll bergaufwärts sich reckend, von einem mächtigen Schloßbau gekrönt, weiß es zu repräsentieren, sich darzustellen wie jede Italienerin.

Das bürgerliche Bozen bleibt bescheiden in der Tiefe, kokettiert nicht mit dem Publikum nach außen

hin, so feine malerische Blicke es auch dem verständigen Auge gewährt. Malerisch ist die Stadt auch im Inneren und ersetzt dadurch den architektonischen Glanz, dazu heimelig und gemütlich wie alle alten deutschen Städte, wenn sie sich zu erhalten gewußt haben. Gedeckte Laubengänge begleiten die lange und enge Hauptstraße, ein kühler Spaziergang in Sonnengluten, ein trockener bei strömendem Regen. Der Durchblick ist von buntfarbigem Reiz; geht man gegen Osten, so schimmert der herrliche Rosengarten in die Straße herein. Hier pulsiert das Erwerbsleben, zum Teil nach südlicher Art sich ins Freie drängend. Jedes Haus hat seinen Kaufladen, gewölbte Räume, die sich oft bis zur nächsten Parallelgasse erstrecken, in den mittleren Teilen durch Oberlicht erhellt, das durch die hohen halbkugelig gewölbten, seitlich offenen Dachhauben gedämpft herniederfließt.

Es giebt auch öffentliche Durchgänge durch die Häuser von Gasse zu Gasse; die haben einen eigenen phantastischen Reiz mit ihren seltsamen Winkeln, Ausbuchtungen und Höfchen, geheimnisvollen Treppen und Fenstern und Thüren, schönen Eisengittern, engen, dunklen Schachten und wieder mit hochaufstrebenden lichtvolleren, immer gedeckten Räumen. Ich konnte diese winkeligen Quergänge niemals durchschreiten, ohne mir insgeheim irgend eine wunderliche und aufregende Begegnung zu erwarten. Ungemein ansprechend muß es zum Beispiel für einen liebenden Jüngling sein, in solcher Enge und halbdunklen Stille unvermutet das geliebte Wesen zu treffen. Auch das Innere dieser alten Häuser giebt der Phantasie reiche Anregung; es durchweht sie ein eigenes trauliches und angenehm schattiges Wesen; man wittert überall gern kleine, leise Wunder, sehr hübsche Mädchen, im Erker harrend und Blumen pflegend, und so etwas Niedliches. Auch von schönen verborgenen Weinfässern liegt etwas in der Luft und von großherzigen Hausherren, die dem schüchternen Fremdling daraus ein Erkleckliches herzapfen, eigenes Gewächs natürlich, das gar nicht in den Handel kommt und viele Jahre in der dunklen Tiefe schon lagert.

Noch einen Vorzug muß ich an der Stadt Bozen rühmen, den sie aber ohne Zweifel von Süden her überkommen hat: sie hat eine Piazza wie Venedig in seinem Markusplatz, wie Mailand in seinem Domplatz, wie Verona in der Piazza Brà, einen schönen und glücklich im Centrum gelegenen Platz, der doch nicht dem eigentlichen Marktverkehr dient und von dem Hauptstrome geschäftlichen Treibens nicht durchzogen wird, vielmehr einen Festsaal unter freiem Himmel zu täglichem Gebrauche darstellt, zugleich eine Art Empfangsraum für die eintreffenden Fremden. Denn gegen den nahen Bahnhof öffnet er sich in behaglicher Neugier mit einem breiteren Baumgange, während sonst nur schmale Gassen auf ihn münden, die sich wenig bemerkbar machen und den Eindruck ruhiger Geschlossenheit nicht gefährden. Architektonisch freilich kann auch dieser Platz sich jenen italienischen Vorbildern keineswegs vergleichen, ist aber immer noch stattlich genug und ganz besonders freundlich und gefällig; der gotische Dom mit dem originellen, überaus zierlichen Turme und dem hübschen musivischen Dache giebt ihm einen reizvollen Abschluß, und noch imposanter blickt aus unmittelbarer Nähe die dunkelgrüne Masse des schönen Kollerer Waldberges auf das heitere menschliche Treiben hernieder.

Spaziergänger und Spaziersitzer, wenn ich das sagen darf, sind seine wichtigste und dauerhafteste Bevölkerung. Von mehreren Gasthäusern schieben sich gedeckte Tische einladend weit in den freien Raum hinaus; wer sich dort niederläßt und Sommers gegen den Abend oder an schönen Wintermittagen etliche Stunden rastend und leise zechend verweilt, der sieht allmählich so ziemlich alles, was die Stadt an guter Gesellschaft einheimisch besitzt oder was ihr die Jahreszeit an Gästen beschert, gelassenen Schrittes an sich vorüberwallen. Wer beobachten will oder auch kritisch lästern, findet reichlichen Stoff; wer geselliger Natur ist, wird in kürzester Frist ein Opfer seiner Beredsamkeit einfangen; Jungfrauen und Junggesellen können sich begegnen und sich wider einander gebärdig stellen. Für kriegerische Musik ist genugsam gesorgt, und kirchliche Festzüge entfalten hier ihren breitesten Glanz. Kurz, jedes Lebensbehagen findet seine Stätte.

Im Gegensatze hierzu ist der malerische Obstplatz Kreuzungspunkt und Sammelbecken der großen Verkehrsstraßen und Hauptsitz



Die Haselburg südlich von Bozen.

des täglichen Marktes. Nur der müßige Fremdling mag sich auch hier einen Festtag bereiten, indem er dem lebendigen Marktwesen zuschaut und sein Auge ergötzt an der bergehohen Glanzfülle des erlesensten Obstes. Da giebt es alles, was der Süden beschert, vor allem aber Trauben, Trauben und wieder Trauben in wahrhaft verführerischem Aufbau. Und man darf sich getrost verführen lassen, ohne seinem Geldbeutel allzu nahe zu treten. Auch wer den Wein im gekelterten Zustande etwa vorzieht, kann solchen erschwingen. Zehn Kreuzer für das Viertelliter eines guten Landweines ist der Normalsatz in jedem Kneipchen; will man im Übermut einmal das Doppelte riskieren, also ungefähr eine Mark (ein paar Pfennige mehr) für die Flasche anlegen, so erringt man sich schon den würzigsten und feurigsten Tropfen. Der weisere Mann trinkt immer vom Faß; wer darüber hinausstrebt

und Flaschenweine schlemmt, der sollte wegen Verschwendungssucht unter gerichtliche Aufsicht gestellt werden. Einen ganz ordentlichen Haustrunk aus dem eigenen Fäßlein erwirbt man schon, wenn man sich etwa dreißig Pfennige für die Flasche bewilligt: es giebt auch schon solchen um ein Drittel dieses Preises: aber den zu trinken erfordert doch schon etwas persönlichen Mut; man prüfe sich ernsthaft, ehe man solch Wagnis beginnt.

Der Stätten, wo man den Wein ausschenkt, sind gar sehr viele in der heiteren Stadt Bozen; im Durchschnitt hat jedes zweite Haus seine Kneipe, und leer steht wohl keine zu keiner Stunde. Der rechte Bozener trinkt seinen Wein, wie der Münchener sein Bier, vom frühen Morgen bis zum späten Abend; der genius loci Bozen ist sehr feucht.

Wo es gerade heuer den besten um den geringsten Aufwand giebt, muß man von kundigen Bürgern zutraulich erforschen; es können die unscheinbarsten Lokälchen sein. Da ist die Schenke zum „Zallinger Buschen", gar ominös in der Rauschgasse gelegen. Ihr, die ihr eintretet, laßt jede Hoffnung draußen, außer der auf einen überaus trefflichen weißen Kreuzbichler: diese wird nicht zu Schanden werden. Laßt euch's aber nicht irren, daß ihr da meinet, in eine Räuberhöhle verfahren zu sein, voll Grauen und Finsternis: man thut euch kein Übles hier; die drohenden Riesenleiber hinten an der Wand sind nichts Böseres als mächtige Fässer, und es trinkt sich gemütlich mit denen so Auge in Auge, denn man hat doch die Sicherheit, daß man noch so bald nicht trostlos aufs Trockene gesetzt ist. Jedoch immer ist's gut, im Gedächtnis zu halten, daß man in der Rauschgasse sich niedergelassen hat.

Es giebt aber auch Weinstuben, die uns schmeichlerischer aufnehmen und doch ohne Falsch sind. Der „Löwengrube" mag jeder freudig sich anvertrauen, der auch kein Daniel ist; die Bozener Bürger geehrteren Standes, die hier gern verkehren, sind sicherlich auch nicht lauter Propheten, und sie kommen alle ganz unzerrissen wieder ans Tageslicht; etwas angerissen im schlimmsten Falle. Und dann ist da mein liebes „Batzenhäusl", von Dichtern besungen und von Künstlern mit trefflichen Gemälden geschmückt, ein Ort, wo man den nordischen Gast besonders wohl zu ehren weiß. Hier gilt das Wort:

> Das deutsche Reich kennt keinen großen Namen,
> Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.
> Und es ist vorteilhaft, den Genius
> Bewirten —

Denn er bringt meistens Durst mit und läßt gern etwas draufgehen, und seinen Namen fürs Fremdenbuch giebt er extra in Zahlung.

Alle diese netten Häuschen aber sucht man zumeist doch nur abends auf oder bei Regenwetter oder an sonnenlosen Wintertagen. Es ist dafür gesorgt, daß man seines Durstes auch im Freien pflegen kann mit der Zuthat von Aussicht. Zumal um den Nordrand der Ebene herum und überall dort an den Bergen hinauf lauert manch ein gefährlich schönes Plätzchen auf den arglosen Wanderer; sie alle zu nennen, könnte ernsteren Gemütern Anstoß erregen. Man braucht sie ja aber nicht alle an einem Tage durchzuproben.

Die Palme in Wein wie in Aussicht muß ich meinem Nachbarn Mauracher in Gries, nahe der Talfer, reichen, einem wohlgegründeten und heiteren Weinbauern. Er schenkt drei Sorten, alle rot; die erste ist gut, die zweite ist besser und feuriger; die dritte heißt „der Tüflische" und zwar mit Recht. Mit dem Teufel soll man nicht spielen; aber eines mäßigen Tropfens Fegefeuer wird ein besonnener Mann mit Nutzen Herr werden, zumal wenn es gegen Sonnenuntergang kühl wird, wo es doch am schönsten zu sitzen ist auf der prächtigen Weinterrasse. Ich schätze diese Aussicht so ziemlich als die feinste im ganzen Bozener Bezirk, obgleich man nicht einmal den Rosengarten sieht, sondern nur ein Stückchen Latemar; die Schiebung der Bergkulissen nach Süden zu scheint mir hier die glücklichste. Den gleichen Blick, noch ein wenig erweitert und gesteigert, auch im Vordergrunde verschönert, hat man von dem rundlichen Hügel dicht daneben, der den „Gescheibten Turm" trägt, ein Wahrzeichen der Gegend. Zu dessen Füßen, im alten Ansitz Troyenstein, habe ich fast ein Jahr lang gewohnt und bin des Ausschauens niemals müde geworden.

Allein ich merke, ich bin wieder einmal im Zuge, von Bozen zu erzählen; und das




Ill. D. Monatshefte. Oktober 1894. Zu Hoffmann: Bozen u. d. Rosengarten.

Grasleitenhütte.

ist schlimm, denn ich pflege dann so leicht kein Ende zu finden. Und gerade jetzt habe ich doch kaum erst angefangen, das Allernotwendigste flüchtig zu streifen. Ich habe ja noch nicht ein Wort gesagt von dem wunderbaren Örtchen Glaning hoch über Gries, das an Poesie der Lage, auf weitschauendem Bergvorsprung unter den schönsten Kastanien, und an Fülle der Aussicht unübertroffen ist. Oder von Schloß Greifenstein und Hocheppan, Sigmundskron, Runkelstein und Rafenstein, Haselburg und Karneid und was sonst von prächtigen Burgruinen an den Bergen herumhängt. Das Etschland ist das klassische Land der Burgen, mehr noch als der Rhein, und wer etwa Lust hat, sich ein dergleichen feudales Besitztum zu erstehen, kann es für wenige Gulden haben, wie man sagt, zumal wenn der Ruin recht gründlich weit vorgeschritten ist. Auch von dem luftigen Mendelpaß habe ich noch geschwiegen und von den anderen reizenden Sommerfrischen, von Oberbozen und Klobenstein, Kollern und dem Röllhof, Jenesien und Sarntheim und wie sie alle heißen, alle in wenigen Wanderstunden leicht zu erreichen.



Rückblick von Bozen auf den Rosengarten.

Aber es ist nicht anders: zu Ende komme ich doch nicht, und es ist allemal klüger, freiwillig und heldenhaft sich selbst zu bändigen, als sich betrübt den Tücken des Rotstiftes auszuliefern. Nur so viel soll noch gesagt sein: an Fülle des Wechsels, ja der schroffsten Gegensätze hat die Landschaft um Bozen nicht leicht ihresgleichen: hier wildwuchernder Kaktus und Cypressen und Lorbeer; zwei Wanderstunden darüber Alpenrosen und duftreiche Orchideen; hier rauschender Hochwald, dort wild zerrissenes Felsgeklipp; hier ein stilllieblicher Waldsee, dort ein donnernder Wildbach; es giebt nichts Gewaltiges und nichts Anmutiges, nichts Heiteres und nichts Ernstes, das hier nicht im engsten Raume beieinander zu finden wäre. Dem fleißigsten Wanderer ist es kaum möglich, all diesen Reichtum zu erschöpfen.



# Krähe.

## Eine Heldenlaufbahn.

Von

**Alex. Baron v. Roberts.**

„Nein, den wollen wir nur zu Hause lassen!" meinte der Hauptmann, als er auf den Namen von Müller IV stieß. Es war die vom Feldwebel präsentierte Liste der in das Feld Mitzunehmenden. „Ist doch gar nichts dran an dem Kerl!"

Der Feldwebel schwieg, hob seine wulstig dicke Brieftasche und hielt die Augen darauf geheftet; dies ein Zeichen, daß er mit seinem Chef nicht einer Meinung sei. Gewiß ist an Müller IV nichts dran. Ein „mückriges, krummhosiges" Subjekt, der Angstknabe bei allen Inspizierungen, wo er krank gemeldet oder in das dämmerige Souterrain der Küche detachiert wird, um ihn dem Mißfallen hoher Spürrangen zu entrücken.

„Werden in Frankreich wohl schwerlich nach der Scheibe schießen, taxiere —" murmelte der Hauptmann in die Liste hinein, irritiert durch des Feldwebels Schweigen. Eine Anspielung auf Müllers Specialität: dieser war Buchbinder von Profession und hatte das Bekleben und Reparieren der Scheiben für die Compagnie zu besorgen.

„Erweist sich aber beim Biwak sonst ganz brauchbar —" warf der Feldwebel ein und ließ die Brieftasche wieder herabsinken. Er erinnerte sich einer gewissen vorzüglichen Kohlsuppe, die der „Scheibendoktor", wie ihn die Compagnie titulierte, beim letzten Biwak den Herren Avancierten vorgesetzt. „Und dann, Herr Hauptmann" — der dienstlich-strenge Tic des rauhen Knasterbartes zögerte ein wenig — „die anderen amüsieren sich über ihn —" platzte er heraus.

„Auch ein Grund, ihn mitzunehmen!" lachte der Hauptmann. „Na, meinetwegen — mit! Und nun weiter, wir können uns nicht bei jedem Kleisterkocher aufhalten!"

Die Compagnie amüsierte sich über ihn. Nicht etwa daß sie sogenannte „Schinderei" mit ihm trieb. Müller IV war eine brave, durchaus ehrliche Haut, und die Kameraden wissen das sehr wohl von Dummheit zu unterscheiden, die zumeist störrisch ist und durch Spott geduckt werden muß. Seine Gefälligkeit war rührend; so übernahm er in den Freistunden oder an den Sonntagnachmittagen einzelne Putzarbeiten in der Korporalschaft, saß unter der tickenden Stubenuhr und lackierte, wachste und wichste, während die anderen sich im Wirtshaus oder



W. D. Monatshefte. Oktober 1894. Zu Hoffmann: Bozen u. d. Rosengarten.

Schloß Karneid.

auf dem Tanzboden lustierten. Es geschah durchaus nicht wegen des Schoppen Bieres oder des „kleinen Klaren", der gelegentlich für ihn „gepfiffen" wurde, denn er machte sich nichts aus geistigen Getränken. Auch hätte er es nicht nötig gehabt, sich traktieren zu lassen. Ein selten gutmütiger Kerl!

Man amüsierte sich also über die Unbeholfenheit seiner Gliedmaßen, über seine Geschicklichkeit, beim Turnen überall herab- und umzufallen, wo alle anderen festhielten, über seine kuriosen Antworten bei der Instruktion, über seine zungenbrechenden Fremdwörter, vor denen der Unteroffizier ratlos glotzend stand, über gewisse verschnörkelte Wendungen, welche die ganze Bande zum Kichern und, auf das Signal des Instructeurs, zum platzenden Lachen brachten. Es waren die Lesekörnlein, die er daheim in der Buchbinderwerkstatt, beim Falzen der Bücher aufgepickt.

Seine Drolligkeit hatte etwas Unartikuliertes. Zum Beispiel beim Schießen. Er war ein ganz miserabler Schütze, traf nur Blaues, das heißt die Luft, und keine Bemühung vermochte ihn über die ersten Bedingungen hinaufzuschrauben. Desto brauchbarer als Scheibenweiser. Saß ein Schuß, im Nu war er aus dem erdumwallten Schutzhänschen herausgetorkelt: „Magen!" rief er, legte den Weiser auf die zerrissene Magenstelle der Scheibenfigur, salutierte und klebte eines seiner sehr zierlich geschnittenen Papierpflaster auf die Wunde; und dann in Eile zurücktorkelnd, wobei er sich mit schmerzhafter Grimasse den Magen hielt, von den anderen mit Lachen empfangen. Ein andermal hieß es „Milz!" und er erklärte ihnen — o, er weiß genau, wo die sitzt! Oder gar: „Mausetot!" — schon von der Hütte aus ruft er es, und die Faust über die linke Brustseite krampfend, stürzt er heraus, um „Centrum!" zu markieren. Eine besondere Sorgfalt widmete er den Kopfschüssen, und die Kameraden behaupteten, die zerschossenen und von ihm wieder mit Pflastern geheilten Scheibengesichter sähen hübscher aus als vordem in ihrer farbenklecksigen Neuheit.

Es war ein Hallo bei der Compagnie, als es hieß, der „Scheibendoktor" mache mit. Sie hatten ihn alle auf „Schwamm" (d. i. Ersatz) taxiert. Sie schleppten ihn in die nächste Kantine. Hier saß er auf einer Bank, zwischen breiten Schultern eingekeilt, vor dem mit vergossenem Bier besudelten Tisch, stieß jede Minute einmal mit ihnen an und nippte an seinem Glas. Ein eigenartiges Grinsen lag auf seinem schmalen, farblosen Gesicht, das um die Lippen nur spärliche blonde Bartkeime zeigte. Es sollte wohl ein Lächeln bedeuten, aber die wider Gewohnheit großgerundeten grauen Augen, die zerstreut und abwesend ins Leere starrten, bestätigten dies Lächeln nicht; denn ihm war innerlich gar nicht lustig zu Mut.

Eine wuchtige Westfalenhand schlug ihn auf die Schulter, daß er zusammenzuckte: „Doktor, vergiß den Kleister nicht mitzunehmen, es giebt zu flicken!"

„O!" machte Müller mit einer Geste, die sagen sollte: Ich thue schon meine Schuldigkeit!

„Wieviel Franzosen nimmst du auf dich, Doktor?" fragte der Flügelmann der Compagnie, einer Namens Jochler, und er legte mit den Armen an und zielte wie mit einem Gewehr auf den Gegenübersitzenden.

Müller schlug mit der Faust auf die Herzseite und rief: „Centrum!" Es sollte recht forsch herauskommen, damit sie nicht merkten, wie es mit ihm stand, ward aber nur ein klägliches Meckern.

„Der Doktor hat schon Courage!" ließ einer am Tischende, ein rothaariger Rüpel, Namens Zimmelmann, fallen.

„Courage für zehn; nit, Doktor?" meinte der Hornist.

Alle zielten sie jetzt mit Blicken und Kichern und Bemerkungen auf Müllers Courage hin. Man stieß mit den Gläsern an, lachte und gröhlte: Müllers Courage — welch ein famoser Toast! Ein Angetrunkener, der sich vor Lachen über diesen Scherz nicht lassen konnte, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser tanzten.

Müller fühlte, wie ihm das Blut in den Wangen pulsierte. Hatten sie ihn erkannt? Eine kurze Aufwallung, dem ersten, der sich nochmals an seiner Courage vergriff, über das Maul zu fahren. Aber die Gutmütigkeit siegte. Am besten auf den Spaß einzugehen und mitzugröhlen. Er stürzte rasch ein Glas Bier herunter.

Man kam auf ein anderes Thema: der Krieg, die Zuaven, Compagnieklatsch, Frauenzimmer, Moltke, Napolium. Währenddem saß Müller mit gesenktem Kopf. Das mit der Courage wurmte ihn. Ein jeder brave Soldat hat im Inneren seiner Brust eine gewisse Stelle, Ehrenpunkt genannt. Bei manchem ist es nur ein Pünktchen; denn nicht jeder ist zum Helden geboren. Wenn nur das Pünktchen im richtigen Moment aufglimmt ... Sie hatten ihn zum besten gehalten. Vielleicht würde er ihnen demnächst das Gegenteil beweisen können, meinte das glimmende Pünktchen. Jetzt aber galt es, sich in ihrer Meinung zu rehabilitieren. Durch irgend einen Scherz, irgend etwas, das ihnen seinen Humor in dieser Stunde darthäte.

Plötzlich, über dem wüsten Durcheinander der vom Trinken erhitzten Stimmen, über der dick wogenden Wolke von schlechtem Tabaksqualm, hörte man den Ruf einer Krähe. Alles blickte verwundert auf. Eine Krähe hier im Zimmer? Hat vielleicht der Kantinenvater eine solche irgendwo in einem Käfig?

Und nochmals: „Kräh! kräh—rä—rä ...“

Wo ist sie denn?

„Dort sitzt sie!“ rief Zimmelmann, der Rotkopf, mit dem Finger auf den zusammengeduckten Müller zeigend.

Nicht möglich! Es klang doch täuschend genau wie eine Krähe. Müller machte ein dummes Gesicht, aber jetzt lachten seine Augen, und der seltsame Angstausdruck war gänzlich daraus geschwunden. Haben sie ihn vorhin zum besten gehalten, so war jetzt die Reihe an ihm gewesen. Eine Dummheit, ein unartikulierter Vogelruf, aber damit hat er die ganze Gesellschaft abgetrumpft. Von den anderen Tischen sogar drängten sie sich herzu, um die Krähe noch einmal „singen“ zu hören.

Grinsend gab Müller nach: „Kräh! käräh—ä—.“ Dazu noch das raschelnde Schwingen des Flügelschlags. Wahrhaftig, als ob man den Vogel über dem Tische mit den Flügeln schwirren hörte. Ein Deubelskerl dieser Müller! Warum hat er seine Kunst aber nicht schon längst zum besten gegeben?

Von allen Seiten wurde ihm zugetrunken, ein paar Arme hoben ihn empor und setzten ihn auf den Tisch, wo er wie ein Wundertier paradierte. Man eiferte ihn an mit Worten und freundschaftlichen Püffen: er kann gewiß noch viel mehr von dieser Sorte?! Zum Donnerkeil, heraus mit der Menagerie! Er schüttelte beharrlich den Kopf: nein, nur die Krähe, sonst kann er nichts! Selbst dies Geständnis erweckte einen neuen Jubel. Er war der Held des Abends. Niemand wagte mehr an seiner Courage zu tippen: ein Vogelruf hatte seine Ehre gerettet. Natürlich hieß er von da ab nur noch „Krähe“.

Der Feldwebel hatte recht gehabt: er amüsiert die Compagnie, und so einer ist vielleicht eine wichtigere Nummer als ein guter Centrumsschütze. Das zeigte sich zum Beispiel schon auf der Fahrt nach der Grenze. In den Eisenbahnwagen, wo sie, eine Nacht und einen Tag lang eingepfercht, mit verrenkten Gliedern gesessen, haben sie sich längst heiser gebrüllt, und die „Wacht am Rhein“ will höchstens auf den Stationen noch zünden; den Spaßmachern der Compagnie ist mit dem Tabak für die Pfeife auch der Humor ausgegangen. Da schallt plötzlich aus einer der Wagenöffnungen der Ruf: „Krähe singen!“ Pflanzt sich von Wagen zu Wagen wie ein Lauffeuer fort bis nach dem letzten. (Müller IV gehört mit seinem Minimalmaß natürlich stets zur Queue der Compagnie.) Johlen und Lärmen, mit Gestampf begleitet: „Krähe singen!“ Dafür ist er ja mit! Wie ein heißhungriges Publikum, das einen verwöhnten Virtuosen nötigt. Endlich: „Kräh! kräh ...“ Ungeheurer Applaus. Bravo! Da kapo! Der ganze Zug wie von einem Jubel erschüttert. Und in allerlei Stimmen wird der Ruf, der für die Compagnie wahrhaftig zu einer Art Losung zu werden scheint, wiederholt; ein paar Betrunkene malträtieren damit ihre lallenden Zungen. Natürlich verstärktes Hallo. Sogar das „Herren-Offiziers-Coupé“ wird von dem Jux angesteckt. „Der Kerl ist unbezahlbar!“ meint der Hauptmann. Und der Feldwebel schmunzelt.

Krähe fühlte, wie er vor sich selber wuchs. Er war etwas, und in seiner blanken Kriegsgarnitur, freilich mit dem etwas zu großen Helm, den man ihm in dem Trubel der

Einkleidung aufgestülpt, kam er sich ordentlich schmuck vor. Es wurde viel „an den Flaschen exerziert", seit Tagen befand er sich in einem rosig gefärbten Rausch, und er meinte hier unter seinen Rippen wirklich etwas wie eine Ahnung von Heldenthaten zu verspüren.

Dann auf dem Marsch. Sengende Mittagsschwüle, die Sonne wie in einer Nebelfrühe als großer weißer Ball in dem Staubdunste schwimmend, der die ganze Atmosphäre erfüllt, denn fortwährend, zur Seite der sich träg dahinwälzenden Infanteriekolonne, rasseln Batterien und traben Schwadronen vorüber, ungeheure Wolken auf der mürben Chaussee aufwirbelnd; es ist zum Ersticken. Im Morgengrauen ist man aufgebrochen, und keine Aussicht auf nahe Rast. Denn es hängt etwas in der Luft. Ein Reservist, ein kleiner fixer Teufel, Namens Gelbke, versteht sich darauf, von Sechsundsechzig her, er trägt die Medaille auf der Brust. „Es setzt was heute," meint er, seine Pfeife ausklopfend. „Wir kriegen Musike, hab vorhin schon die große Pauke gehört."

Man horcht auf; jetzt glauben auch die anderen „die große Pauke" zu vernehmen. Durch die Luft geht ein seltsames, dumpfes Zittern, und man meint unter den eigenen Schritten das Beben des Erdbodens zu spüren. Das Laub der Pappelbäume zu seiten der Chaussee raschelt wie feines Blech, und es geht doch kein Luftzug.

„Ich kann nit mehr!" ächzt einer in der letzten Sektion.

„Wat sägst du?" fährt der kleine Sechsundsechziger dazwischen. „Kann nit? Häst doch den ganzen Buckel voll Patronen stecken. Erst schieß dich satt und dann sag: ich kann nit!"

Krähe war es gar nicht geheuer zu Sinn. Er fühlte, wie er vor Ermattung torkelte. Die „große Pauke" gab ihm den Rest. Er war verschiedene Male nahe daran, sich aus dem Gliede heraus auf den Grabenrand hinzuwerfen mit einem kläglichen: „Ich kann nicht mehr!" gleich seinem Nebenmanne. Seine Sinne schwindelten, er schnappte nach Luft.

Plötzlich, konvulsivisch, ganz ohne seinen Willen, rangen sich Töne aus seiner durch den Riemendruck zusammengeschnürten Brust. Er weiß nicht, wie es geschah: „Kräh! kräh! kräh!" schmetterte es in die Luft, über die Helme der Kolonne hinweg. Eine Art Explosion der Verzweiflung. Aber einmal losgelassen, war des Krähens kein Halt mehr; es war stärker als er selbst. Die Wirkung war elektrisierend; als wenn eine wirkliche Krähe die marode Compagnie mit ihrer scharfen und frechen Stimme aushöhnte: Was seid ihr doch für Kerls! Kopf hoch! Kräh! kräh! — Die Helme wurden gerade gerückt, Scherze flatterten hin und her, über manchen kam es wie Scham: dahinten im letzten Gliede ist einer, der doch gewiß nicht nach einem Helden schlägt, aber der verliert den Humor nicht. An der Tete wurde sogar ein Lied angestimmt.

Und als nun das dumpfbebende Grollen in der Luft sich zu einem unverkennbaren, immer näher rückenden Kanonendonner verdeutlichte, da begann der Lebens-, ja der Kampfesmut in der von den heißen Märschen abgerackerten Kolonne hell aufzuflackern. „Aufschließen!" schnarrten die Zugführer. „Vorwärts, Kinder! Ausschreiten die Tete!" rief der Hauptmann, von seinem Grauschimmel aus die Seinen musternd.

„Wenn wir nur nicht zu spät kommen!" warf der Gelbke hin, jetzt an einer Priem kauend. Es machte ihm Spaß, das Kanonenfieber in den Jungen, noch „Ungetauften" aufzustacheln.

„O je, nä! Das wär schad!" rief Müller IV, noch wie berauscht von seinem eigenen Gekräh, und sein ganzes, von Staub und Schweiß bedecktes Gesicht grinste.

Spicheren — ich sollte diese Episode in der Heldenlaufbahn unseres Kriegskameraden eigentlich auslassen. Das Ehrenpünktchen war während der Aktion auf den „Berg", wie die Spicherer Höhen von da ab kurz bei den Truppen hießen, nur ganz schwach ins Glimmen geraten, um dann gänzlich zu verlöschen. Wenn künftig von dem „Berg" die Rede war, machte er sich abseits zu thun.

„Krähe, wie bist du denn naufgekommen?" Die Frage war ihm fatal.

„Wie die anderen all!" antwortete er, „mit Händ und Füß!"

Er weiß selbst nicht mehr, wie und auf welchem Weg er sich abends, als die mörde-

rische Schlacht ausgetobt, zu seiner Compagnie zurückgefunden. War aber wieder da, heil und guter Dinge. Berief sich auf Zimmelmann, den Rotkopf, neben dem er die unsägliche Steile hinangekrabbelt wäre, sich mit den Händen von Strauch zu Strauch zerrend, während der Hagel von blauen Bohnen pfeifend und sausend gegen sie anfegte, während der Himmel über ihnen wakkelte von dem Krachen der Geschütze und ein höllisches Kettengerassel aus dem Inneren des Berges zu dröhnen schien, dies waren die Mitrailleusen.

„Krähe, du kommst nimmer nauf!" hatte Zimmelmann gekeucht. „Hier in das Loch setz dich! erkrieg dich — kommst nach!"

Saß also in dem Erdloch und erkriegte sich, sah, wie sie neben ihm, über ihm krabbelten, den Schweiß wischten, torkelten, hinterrücks fielen. Torkeln und fallen, weiter sah er nichts mehr — es ward ihm wüst vor den Augen. Und nichts schien er mehr zu hören als das Gestöhn und Gejammer der Verwundeten. Nur noch das eine: ein Hurra! das nach einer langen, bangen Ewigkeit endlich aus den ballenden, flatternden Pulverwolken droben herabschallte.

Zimmelmann ist jedenfalls dabei, und wenn Zimmelmann hurra gerufen, so hat er es doch auch gethan! Zimmelmann ist ein guter Kerl, trotz seinem Rotkopf, der reißt ihn schon heraus — aber wo ist er denn?

„Zimmelmann?" sagte Jochler, der lange Flügelmann, in dem Feuerloch unter den brodelnden Kesseln stöbernd. „Wo er ist? Tot ist er."

„Jesus Maria!" kreischte Krähe auf.

„Kopfschuß — gleich unten am Berg. Ein Kobolz und mausetot," erläuterte Jochler. Und er führte den Blechlöffel, der wegen der Feuerhitze durch einen Holzstab verlängert war, an die Lippen, um die Suppe zu kosten; es war Brot in Wasser geweicht, mit ein paar Speckwürfeln, weiter gab es nichts.

Während er pustete, blinzelte er Krähe von seitwärts an: „Denk, du bist immer bei ihm gewesen, Krähe?" stichelte er.

Krähe starrte ihn wie entsetzt an.

„Salz!" rief Jochler. „Wer hat Salz?"

Niemand hatte was. Krähe kam jetzt erst zur Besinnung. „Salz ... ich hab schon!" Sehr eilfertig kramte er in seinem Brotbeutel und brachte das Dütchen hervor.

Dann sah er sich in der Runde um. Der rote Feuerschein flackerte über die Gesichter. Die kamen ihm alle so fremd vor — als wenn die alten Bekannten alle fehlten.

Und diese Gesichter waren sehr ernst; man sprach wenig — keine Spur von den üblichen Scherzen.

Hier und dort fiel eine Frage: „Und der Münich?"

„Tot!"

„Und der Mertens? — Und der Klausmann?"

„Tot!"

„Was? der Mathias, der auch?"

„Tot — war noch so lustig gestern!"

Der Adam, der Engels, der Schulte II und auch der I, der Capitaind'armes, die Einjährigen von Birch und Gröbel — wimmelnde Namen — tot! tot! alle tot ...

Krähe durchschauerte es bis ins Mark. Jetzt merkte er erst, wie wenige Kochlöcher besetzt waren gegen die früheren Biwaks. Ja, ist denn die halbe Compagnie zusammengeschossen?

„Kinder, rief er noch" — so erzählte jemand beim Nachbarfeuer — „Kinder — und auf einmal faßt er den Hornist am Arm und schlägt lang hin aufs Gesicht —"

„Kinder ..." Das kann nur der Hauptmann sein! Und sein letztes Wort war „Kinder!" gewesen. Sein Grauschimmel steht unweit davon, und die Ramsnase des alten nun verwaisten Pferdes schnuppert in der Luft, als fragte auch er.

Auch der Hauptmann tot?! — „Jesus Maria!" ächzte abermals Krähe auf. Und er schlich sich fort, warf sich abseits von den Feuern auf die blanke Erde und heulte.

Ihm war unsäglich weh. Er schämte, schämte sich so! Während er in seinem Erdloch geduckt gesessen, hatten die anderen den Sieg mit ihrem Tode bezahlt. Ach, was ist er doch für ein erbärmlicher Schuft! Er wickelte den Mantel auf und hüllte sich den Kopf darein, damit ihn die anderen nicht stöhnen hörten.

Hier unter den Rippen brannte etwas. Es war der Ehrenpunkt — sein Pünktchen. Brannte und peinigte ihn wie Feuer. Und er gelobte sich, daß er das nächste Mal ...

was doch? Nun, mitkrabbeln bis oben hinauf, mag kommen, was will, und hurra! rufen ... nein, „Kräh! kräh!" rufen wird er.

Eine ganz einfältige Idee; er meinte, wenn er die anderen mit seinem Gekräh nicht so schändlich im Stich gelassen, so wären sie schneller hinaufgekommen, weniger wären tot geblieben. O, er wollte die Schmach schon auswetzen, das nächste Mal!

Er schaute auf, das Lager war still, sie schliefen an den rot verkohlenden Bränden; vom Walde her wehte eine tauige Kühle. Die Sterne blinkten klar und seltsam groß hernieder. Mit dem Gesicht nach ihnen gerichtet, lag er und horchte. Denn die Luft war wie angefüllt mit einem ganz feinen Gewimmer; zuweilen trug eine Brise deutliches Gestöhn herauf, von den Abhängen her. Jetzt gellte durch die Nacht ein Schrei und zitterte noch lange nach in der Luft. Wieder packte ihn ein Entsetzen, und er hüllte den Kopf in den Mantel, um nicht zu hören.

Er träumte von Hause. Sah das kleine behäbige westfälische Landstädtchen mit seinen treuen, behäbigen Gesichtern; sah das etwas windschiefe Häuschen, sauber getüncht, mit dem im Winde girrenden Schild, darauf das „Joseph Müller, Buchbindermeister" in goldenen Lettern prangte; sah in der Werkstatt, wo es nach Kleister und Leder roch, seinen Vater, die Hemdärmel über den behaarten Armen aufgerollt, an dem Fenstertisch hantieren: er preßte eben die goldene Rückenschrift auf ein Gebetbuch. (In dem stark katholischen Städtchen wurde, außer ein paar Schulbüchern, sonst nichts gebunden.) Er sah sich selber als Knaben an einem Sonntagvormittag mit seinem Vater auf das große Stoppelfeld vor dem getürmten Thore hinausziehen; es war günstiger Drachenwind, und sie wollten das herrlichste Kunstwerk von einem Drachen, das die Stadt je gesehen, in die Wolken steigen lassen; und jetzt, wie der Drache mit seinem Schweif dahinsegelte, ließ der Vater seine „Krähe" los, ahmte täuschend ein ganzes Krähenheer nach, das den Drachen umflatterte, und der Knabe, in seiner unbändigen Freude, versuchte zum erstenmal den Ruf. Flugs wechselte das Bild. Er sah den alten Briefträger in die erleuchtete Stube treten. Vater und Mutter saßen bei der Abendsuppe, deren Dampf die kleine Lampe umwogte. — „Nun, was macht mein Sohn Philipp?" Der alte Briefträger zuckte die Schultern und legte ohne ein Wort den Brief auf den Tisch. „Tot ..." gellte es von zwei Stimmen zugleich durch die Stube; und er sah die Köpfe der Eltern auf dem Tische liegen, die Hände verzweifelt emporgerungen, und er hörte ihr Gewimmer lange, lange ...

Das Signal des Hornisten weckte ihn. Der Tag dämmerte dunkelgrau, mit einem blutigroten Saum am Horizont. „Eile!" hieß es. „Dallie! Dallie!" Toilette, Abkochen, dergleichen ist nicht! „In zehn Minuten muß das Bataillon zum Abmarsch bereit sein!" drängt der Adjutant. Den Franzosen nach! Frossard abfangen! Napolium abfangen! Nach Paris! Das Wort rüttelte alle Müdigkeit aus ihren Gliedern. Paris! Es wird fortan auf den Märschen wie eine zauberische Losung vor ihnen herflattern.

An den gräßlich verzerrten und verrenkten Leichen und Pferdekadavern vorüber zogen sie noch schweigend; dann aber, sobald die Chaussee erreicht war, ward ein Lied angestimmt. Zu beiden Seiten war die Straße mit weggeworfenen Waffen, Tornistern, Trommeln, Monturstücken besät; hier hatte sich die Lawine der geschlagenen Armee vorübergewälzt. Und an diesen Schlacken und Resten französischer Gloire erkannten sie erst, welch einen Sieg sie gestern errungen. Fast übermütig schmetterte ihr Lied der Morgenfrühe entgegen, und die Krähe ließ jedesmal zum Refrain ihren Ruf ertönen. Aber der Grauschimmel des Hauptmanns trappelte herrenlos, die Ramsnase immer noch mit einem seltsam fragenden Schnuppern emporwerfend, hinter der eilenden Kolonne daher.

Das nächste Mal also wollte Krähe die Schmach wegen des „Berges" auswetzen. Das war bei Gravelotte. Anfangs schien es für ihn keine Gelegenheit zu geben. Das Bataillon erhielt Order, Gepäck abzulegen und aus seiner Reservestellung in Aktion zu treten. Dies geschah diesseit eines Kammes, der mit Pappeln bekrönt war. Die Fahne wurde ihres Futterals entledigt, rasselnd wurden die Gewehre geladen.

„Die Maroden und Kranken bleiben beim Gepäck! — Müller IV!“ rief der Lieutenant, der jetzt die Compagnie führte.

„Herr Lieutenant!“

„Sie bleiben ebenfalls hier! — werden, wenn's geht, denen da Kaffee kochen!“

Die Compagnie grinste. Es war so etwas wie eine Strafe für den „Berg“. Kaffee kochen — welch ein Hohn! Es traf Krähe wie ein Hieb. Was? Während die anderen fechten und Viktoria rufen, soll er — Kaffee kochen?

Er erblaßte, stotterte etwas, brachte aber nur ein klägliches „O, Herr Lieutenant ...“ hervor.

„Ach, was da! Ich muß jemand haben, der mir die Kerle da kuriert, verstanden! Wer ein braver Musketier ist, kommt nach! — Stillgestanden!“ kommandierte der Lieutenant und zog den Säbel auf dem nervös tänzelnden Grauschimmel, den er jetzt in Besitz genommen.

Es war in der ersten glühheißen Nachmittagstunde. Wieder zitterte die Luft und wackelte der graublaue Himmel. Das Pappellaub auf dem Kamm, über den hinweg das Bataillon verschwunden war, bewegte sich heftig, mit einem zischelnden Geräusch, und die Blätter stiebten und flatterten umher. Es war nicht der Wind, sondern die Chassepotkugeln, die ins Laub einschlugen und über die Mulde hinwegfegten.

Krähe mit seinen Pflegebefohlenen saß hier im „toten Winkel“ — das heißt, vor dem Geschoßhagel gedeckt. Das Ehrenpünktchen quälte ihn gewaltig. Aber hatte er nicht gehorchen müssen? Freilich: Kaffee kochen ... und kein Wasser zur Stelle, vor allem keine Spur von einer Kaffeebohne! Nur ein paar Reste Schnaps, mit denen er die Maroden aufzurichten trachtet. Immerhin ist er also doch von Wichtigkeit an solcher Stelle! Auch giebt er sich von Zeit zu Zeit ein forsches Air den anderen gegenüber: „Wenn ihr auf dem Damm seid, marschieren wir!“ Es ist schon viel, ein Held sein zu wollen, tröstet er sich.

Einmal hatte er sich wirklich das Koppel umgeschnallt und war eben im Begriff, seine Patrontasche zu öffnen, um zu laden. Da geschah auf dem Kamm ein ungeheurer Krach. Die höchste der Pappeln, von einer Granate getroffen, barst mitten im Stamm und stürzte mit scharf ächzendem Getöse lang hin; Splitter flogen bis herüber.

Als ob ein Blitz eingeschlagen, so saßen sie alle, wie gelähmt. Krähe machte ganz mechanisch seine Patrontasche wieder zu.

Die Schlacht toste jenseit des Kammes; spät am Nachmittag fanden sich Leichtverwundete ein, die berichteten: es stände nicht gut da vorn. Das siebente Corps, zu dem Krähe gehörte, hätte einen harten Stand. „Vorrücken — Unsinn!“ meinte ein Schleswiger Kanonier, der die „rechte Patte“, wie er sich ausdrückte, mit einem blutsickernden Tuch umwunden hatte. „Wir müssen alle zurück!“

Krähe ward es seltsam weh ums Herz — und wieder meldete sich die einfältige Idee: Wenn er mit seinem Gekräh zur Stelle gewesen, so wäre alles besser gegangen ...

Nun freilich bleibt nichts anderes übrig, als geduldig zu warten und das Gepäck zu bewachen — auch das ist wichtig, nicht?

Schon lag die Mulde im blauen Abendschatten, und das von den Schüssen gelichtete Pappellaub glitzerte purpurfarben. Und noch immer nichts entschieden! Noch immer wackelte der Himmel über ihnen, vom Kanonendonner erschüttert. In Scharen stellten sich jetzt Leichtverwundete ein, die Gesichter entstellt von den Schrecken des Erlebten, und nur eine Überzeugung: „Es steht nimmer gut!“

Plötzlich, von jenseit des Wäldchens zu ihrer Rechten, kamen die Töne einer Militärmusik herübergeweht. Lauter und näher, ein frisches, lustiges, scharf accentuiertes Klingen, das so seltsam mit der bebenden Ermattung kontrastierte, die über der Walstatt ahnungsschwül plante.

Krähe nahm sein Gewehr und machte sich auf, um nachzusehen. Beim Austritt aus dem Wäldchen stieß er auf eine Chaussee, die er von seiner erhöhten Böschung aus weithin verfolgen konnte. Sie war dunkel von heranwälzenden Kolonnen. Neben ihm richtete sich eine rheinische „Blechhaube“ (d. i. ein Kürassier) aus dem bestaubten Grase auf, sein weißes Koller mit braunem Blut bemalt, und aus dem Gesicht, das einen unförmlich verbundenen Klumpen darstellte, tönte eine rauhe Stimme: „Dat sind de

Pommern! Gott verdamm mich! Zeit, dat se da sind!"

Jetzt, einen auf Bauernwagen daherschleichenden Transport von Verwundeten überholend, sprengen Reiter daher, den Kolonnen entgegen, vorn ein älterer General, eine lange Gestalt, mit einem völlig bartlosen Gesicht, das von dem nach hinten sitzenden Helm freigelassen wird; sein Rücken ist etwas gebeugt, und er reitet einen langen, hochbeinigen, weit ausholenden Braunen.

„Dat is Moltke!" ruft der verbundene Gesichtsklumpen.

„Moltke? General Moltke? Nicht möglich!" antwortet Krähe.

„Ich kenn ihm!" ächzt der Kürassier. „Gott verdamm mich! wenn ich dir sag, et is Moltke, so is et Moltke! Er holt die Pommern, und nu werden sie zusammen dreinschlagen — paß uff."

Und ob Krähe aufpaßt! Jetzt hat der hagere Reiter mit dem hochstelzigen Pferd, der Moltke sein soll, die Tete der Kolonne erreicht, und nun bricht dort ein ungeheures Hallo aus; wie ein Lauffeuer wächst es die endlosen Truppenzüge entlang, Helme werden geschwenkt und die dunklen Massen beginnen im Abendsonnenschein zu glitzern und zu blinken vor Erregung. Bis fernhin zum Horizont, wo immer neue Kolonnen heraufschwellen, spielen die Kapellen; dazu die große Schlachtmusik, die am gegenüberliegenden Horizont zum Todesreigen aufspielt, nimmer müde, nun schon acht Stunden lang.

„Moltke! Hurra, Moltke ist da!" Der Ruf übertönt jetzt all das andere Getöse. Aus zwanzigtausend Pommerkehlen schallt der Name, ein Schlachtruf eigener Art.

Moltke will die Pommern selber ins Gefecht führen. Es steht nicht glänzend hier auf dem rechten Flügel, das siebente und das achte Corps haben sich fast verblutet. Aber jetzt sind die Pommern da, die werden die Ehre des Tages wieder heraushauen! Spät kommen sie, und die Sonne will sinken, aber es ist noch hell genug für eine Siegesstunde.

Am anderen Morgen erst erfahren sie, wie selbst Moltkes Bronzegesicht in diesen letzten Abendstunden seine Ungeduld nicht ganz verbergen konnte, wie er immer wieder nach Pont-à-Mousson hin ausgeschaut, von wo die Pommern anrücken mußten. Und endlich ... endlich, ganz in der Ferne hörte man ihre Musik herübersummen. Da hielt es ihn nicht mehr; vielleicht hatte sein Strategenherz nach diesen bangen Stunden des Harrens auch einmal einen Moment menschlichen Aufjubelns. Und so sprengte er ihnen entgegen.

Jetzt rücken sie näher. Der ganze Tag war für sie ein forcierter Eilmarsch, aber nun sind alle Fibern wieder wach: — Moltke, der uns selber zum Siege führt. Und gesiegt muß werden, muß, muß! Moltke hat nun mal das feste Vertrauen in die Pommern! Wird man ihn im Stich lassen?

Vornan reitet er, ihm zur Seite der „Papa Fransecky"; sie unterhalten sich eifrig, die Karte auf dem Sattelknopf. Moltkes Arm weist nach einer weißen Wolke hin, die dort drüben aus dem wogenden Pulverdampf der Niederung höher emporragt. In der Wolke ist ein fortwährendes Aufballen, ein Brodeln und Durcheinanderwallen, und ein gewaltiges Getöse geht von ihr aus. In ihrem Inneren stecken die Fermen Moscou und Point-du-jour. Wir haben sie im Laufe dieses heißen Entscheidungstages erobert und wieder verloren, und wieder gewonnen, wieder verloren — viel Blut ist um sie geflossen; aber jetzt, ihr Pommern, müssen wir sie den Franzosen endgültig entreißen!

Neben der Chaussee trabt jetzt ein Regiment Kürassiere an der Tete vorüber, rasselnd, mit erhobenen Pallaschen und brausendem Hurra Moltke begrüßend. „Donnerkiel noch mal!" wettert der Verwundete an Krähes Seite. „Wo ist meine Plempe? Ich mach mit!" Er will sich aufrichten, sinkt aber mit einem „Gott verdamm mich!" wieder ins Gras. Und nun muß er sich begnügen, den vorbeistürmenden Bataillonen da unten seinen Gruß zuzunicken. Die erwidern ihn, winken und rufen die Böschung herauf; in einigen Sektionen wird sogar gesungen.

Plötzlich wendet sich der Verwundete an Krähe: „Was bist du denn für ein Kerl? Warum machst du nit mit?"

Krähe starrt den verbundenen Gesichtsklumpen an. Ja, warum steht er und gafft?

„Donnerkiel noch mal, ich glaub, du drückst dich?"

„Ich?!" stößt Krähe aus, und er meint von unten aus der Kolonne einen Ruf zu hören, der wie „Drückeberger!" klingt.

Plötzlich facht das Fünkchen in ihm zu einer Flamme empor. Und der Gedanke an den „Berg" und das schützende Erdloch daselbst überläuft ihn heiß wie ungeheure Scham. Mechanisch stolpert er die Böschung hinab, stolpert auf die nächste Sektion los. „Nehmt mich mit!" bittet er.

„Mit willst du? Na, dann fix!"

Ehe er sich's versieht, steckt er in der Sektion, stürmt mit ihnen vorwärts, wie fortgerissen. Es ist gerade eine Flügelsektion, lauter baumstarke Kerle, und er, der unscheinbare Knirps, mitten darunter.

Zuerst spotten sie auf ihn ein.

„Bist wohl ein Schneider, he?" Das Kerlchen macht ihnen Spaß. „Sag, kannst du auch schießen?" Und neues Hallo.

„Was da schießen!" meint einer neben ihm, ein flachshaariger Gefreiter. „Geschossen haben die anderen — wir, wir hauen!"

„Und ob! Zum Donnerkiel!" rief Krähe mit einem Grinsen und einer Geste, auf die er sich später im stillen lange etwas einbildete.

Der kräftige Westfalenfluch aus dem Munde des Kerlchens gefiel den Riesen. Man reichte ihm die Flasche, und er that, wider seine Gewohnheit, einen tüchtigen Pommernschluck.

„Du bist ein Pumpernickel, äh?" fragte einer, auf seine blaue Achselklappe tippend.

„Und ihr — Spickgans, äh?" gab er, auch wider seine Gewohnheit, schlagfertig zurück. „Gott verdamm mich, marschiert ihr aber!" prustete er dann.

„Komm, gieb mir den Arm, du Donnerkiel du!" sagte der flachshaarige Gefreite. Krähe schlug den Arm aus und forcierte seine Schritte. Er kannte sich selbst nicht mehr. Wenn seine Compagnie ihn doch so gesehen! Mag jetzt kommen, was will — mit ist mit! Er fühlte sich seltsam geborgen unter diesen baumstarken Pommern. Oder war es die Begeisterung, unter Moltke ins Feld zu rücken, die auch ihn mit fortriß?

O, er wollte schon seine Pflicht thun, schießen, hauen, alles, was verlangt würde! Sie sollen schon Respekt vor ihm kriegen — diese da wenigstens!

Plötzlich, in einem aufrichtigen Übermut, ließ er seine „Krähe" los. Sie machte ungeheuren Effekt. Wieder und wieder mußte er sein Kunststück zum besten geben. Und so, unter Scherzen und Dummheiten, rückten sie näher gegen die geheimnisvoll drohende weiße Wolke an, die „Moscou" hieß.

Kommandos unterbrachen den Scherzlärm; man formierte sich zum Gefecht. Die Faschinenmesser wurden aufgepflanzt, die Musik hinter der Front intonierte ihren scharf accentuierten Sturmmarsch; vor der Front der breiten Angriffskolonne flatterte der dunkle Fetzen von einer Fahne — und so vorwärts, auf die Wolke los, in die Wolke hinein, hinan, unaufhaltsam, im Takt des rasselnden Trommelschlags. Viele torkeln, fallen in den Gliedern — vorwärts! Die Offiziere vor der Front fallen — vorwärts! „Moscou," so hat Moltke gesagt, „muß unser sein!"

Und es ward und blieb unser. In einer Stunde war die Arbeit gethan — eine feste, tüchtige Pommernarbeit. Krähes Gewehr hatte nicht einen einzigen Schuß gegeben; der Gefreite hatte recht gehabt vorhin: Patronen würde es nicht viel kosten. Einmal in der Wolke drin, wüteten sie los mit Kolben und Bajonett, schlugen Mauern ein, schlugen Schädel ein, kein Rechts, kein Links, nur vorwärts! Pulverdampf und Getöse, ein schaurig wilder Rausch, der keinen anderen Gedanken aufkommen ließ als nur den einen: „Vorwärts! Und ein Ende! Ein Ende!"

Einigemal wollten Krähe die Sinne schwinden, da machte er sich Luft mit seinem Krähruf. Das half, richtete ihn auf. Und als wenn es auf die anderen dieselbe Wirkung übte! Andere Momente gab es, wo er sich wirklich grimmig heldenhaft vorkam. Jetzt brüllen sie: „Hurra!" Und Krähe brüllte mit. Aber seine Stimme war ganz heiser vom vielen Rufen, vom Pulverdampf, von der ungeheuren Aufregung.

„Du bist ein famoser Kerl!" meinten die Baumstarken zu dem Knirps, als er endlich Abschied nahm, um seinen Truppenteil aufzusuchen. „Schad, daß du nit bei uns bleibst!" Er bedauerte es ebenfalls. Sie

wenigstens waren Zeugen gewesen, wie er die Schande vom „Berg“ her gründlich ausgewetzt.

Spät am Abend fand er seine Compagnie wieder. Merkwürdig, daß niemand von ihm Rechenschaft forderte, was er den Tag über getrieben. Wieder kamen ihm die Gesichter fremder als je vor, viele Bekannte fehlten. Er gab es auf, nach diesem und jenem zu fragen. Der Grauschimmel schnupperte wieder mit der Ramsnase gegen den Wind, abermals war er herrenlos geworden, denn auch der Lieutenant war heute gefallen.

Trotz dieser düsteren Stimmung konnte Krähe nicht an sich halten, zu erzählen, daß er direkt unter Moltke Moscou gestürmt.

„Du?“ Merkwürdig, daß sie diesmal gar nicht einmal zweifelten! Bloß die kurze Silbe „Du?“

Und er warf ihnen ein paar Momente aus dem Moscou-Kampf hin, kam sich ungeheuer groß vor, denn denen da hatte es übel gegangen, sie hatten mehreremal retirieren müssen — er aber, er hatte mit seinen Freunden, den Pommern, unter Hurra und Gekräh „Viktoria“ gemacht.

Jetzt endlich sollte ihm auch klar werden, weshalb sie ihm von vornherein geglaubt. „Wie du aussiehst, Krähe!“ sagte einer, auf seinen Anzug deutend. Er erschrak, denn er sah fürchterlich aus, völlig beschmutzt, die Uniform an verschiedenen Stellen zerfetzt, und ein unheimlich klebriges Etwas, das sie befleckte ... Blut!

Während des großen Schlachtens bei Moscou hatte er unsäglich viel Blut fließen und spritzen gesehen, hier beim Anblick dieser Spuren wandelte ihn beinahe eine Ohnmacht an.

Auch erfuhr er, daß, während er mit den Pommern stürmte, eine verirrte Granate in den Gepäckplatz eingeschlagen war und alle seine Pflegebefohlenen zusammengeschmissen hatte.

„Mein Gott ...“ stammelte er. Und ein Gefühl überrieselte ihn, daß auch er, trotz dieses Moscou-Sieges, seine Heimat nicht wiedersähe. Wieder legte er sich abseits und hüllte den Kopf in seinen Mantel.

Am anderen Tage kritzelte er für die Kameraden Postkarten. Auch eine für die Seinen mit der großartig klingenden Notiz: „Gestern habe ich direkt unter Moltke Moskau stürmen helfen ...“

Und mit einem Schmunzeln der Befriedigung dachte er an das Gesicht, das sein Vater, der Joseph Müller, beim Lesen dieser Nachricht machen würde. Freilich das Staunen, das die seltsame Meldung in der kleinen, nach Kleister und Leder riechenden Werkstatt erregen würde, konnte er sich nicht vorstellen.

„Moskau ...“ und der Buchbindermeister starrte den Namen an. „Jesus Maria, aber Moskau liegt doch ...“

„In Rußland liegt es,“ bestätigte seine Frau. „Der Philipp flunkert,“ meinten sie, „oder ist der Name verschrieben?“ Einerlei, der Philipp ist heil und hat gesiegt — direkt unter Moltke!

Die ganze Stadt war in Aufregung über Philipps Moskau-Sieg.

Seit diesem Tage war Krähe ein anderer Kerl geworden. Auch in den Augen seiner Compagnie war er völlig rehabilitiert; denn eine zufällige Begegnung mit seinen pommerschen Schlachtkameraden hatte ihnen bestätigt, wie brav er sich benommen.

Nun begann die mühsame, unruhvolle, fast im Regen ersäufende, im Schlamm versinkende Belagerung von Metz. Und da hätte der Feldwebel, wenn er nicht im Lazarett zu Nancy an seinen schweren Wunden danieder gelegen, seine Freude an ihm gehabt. Denn Krähe erwies sich, wie voraus gesagt, als ein Kochgenie. Natürlich legte die „Herren-Offiziers-Küche“ Beschlag auf ihn. Es war freilich nur ein ganz beschränktes Menu, das er hier zu bewältigen hatte, fast jeden Tag dasselbe. „Krähe, was giebt es heute?“ — „Dito, Herr Lieutenant!“ antwortete der. Sie hatten Rindfleisch mit Reis so getauft. Aber er verstand dies wochenlang sich wiederholende „Dito“ so geschickt mit kleinen Variationen zu würzen.

So saß er monatelang und kochte, während die anderen in die Nässe hinaus auf Vorposten zogen, in unheimliche, von heimtückischen Granaten durchsauste Reviere. Er biß den Forschen heraus: „Viel lieber auf Vorposten, unter blauen Bohnen, als Erbssuppe kochen!“ scherzte er. „Gott verdamm

mich!" Seit jenem Moscou-Tag hatte er sich wahrhaftig das Fluchen angewöhnt.

Bei den Offizieren hatte er die sich täglich wiederholende ironisch gemeinte Bemerkung aufgefischt: „Gute Verpflegung ist der halbe Sieg, sagt Moltke." Damit tröstete er sich. Und so erfocht er an seinem qualmenden Rasenherd täglich zwei halbe, in Summa einen ganzen Sieg.

Später, auf dem Marsche der zweiten Armee nach Orleans hinab, sollte sich sein anderes, das Requirierungsgenie in ihm entwickeln. „Poul-Poul ..." Die anderen machten das viel zu grob, stöberten zu täppisch in den scheinbar verlassenen Hühnerställen umher; ein wirklich patriotisches Franzosenhuhn ließ sich auf diesen Lockruf nicht mehr einfangen. Ihm aber gelang es. Sehr einfach: er hatte nur sein scharftönendes Gekräh loszulassen, flugs raschelte es in den Stallecken. Und unter Lachen wurde das düpierte Huhn mit dem Faschinenmesser geköpft. Als wenn sein „Kräh! kräh!" sogar Eier von völlig imaginären Glucken hervorzuzaubern vermöchte! Jedenfalls wirkte es auf die Bauern wie verblüffend. Entstand ein Disput zwischen Pisangs und Deutschen, weil man sich nicht verständigen konnte, so gab das „Kräh! kräh!" den Ausschlag; Freund und Feind lachten, und die vergrabene Weinflasche kam wie auf Zauberwirkung hervorgewackelt.

Allmählich aber, in dem Kreuz und Quer des Loire-Feldzuges, begann der Humor weniger frisch zu sprudeln. Der bitterkalte Nordost fegte durch die zerfetzten Lücken der Montur; mit klaffenden Stiefelsohlen stapfte man über vereiste Wege. Weiche weiße Pfühle zwar gab es genug zum Lagern — das war der Schnee auf den Feldern. Von Gefecht zu Gefecht mußte das Terrain langsam dem Feinde abgerungen werden, immer lichter schmolzen die Reihen zusammen, immer ferner entschwand der Rückgedanke an die ferne Heimat mit ihren Betten, ihrer wärmenden Feuerecke, ihren dampfenden Schüsseln — nur die bange Sorge ihrer Lieben, die sie in den sternklaren Biwaknächten über sich wachend spürten ...

„Wir kommen nimmer heim," meinte Krähe, ein Stoßruf, der ihm jetzt unwillkürlich entfuhr. Zuweilen, um seine Wehmut und sein Heimweh zu bekämpfen, versuchte er es noch einmal mit seinem Gekräh. Matt und gedrückt kam es aber heraus, fast nur noch ein Hauch, der in der eisigen Luft als Wölkchen verwehte. Es paßte nicht mehr, zog nicht mehr, sein Effekt war dahin.

Wozu auch diese Nachahmung? Gab es jetzt nicht wirkliche Krähen genug? In vollen Scharen stellten sie sich ein, die melancholische Winterlandschaft noch verdüsternd. Gehörten sie nicht in diese wilde Kriegsscenerie? War nicht das ganze weite Land zwischen Paris und Orleans ein einziges großes Opferfeld? Neue Schlachten, neue Beute witternd, von einem unheimlichen Instinkt geleitet, zogen sie mit den Truppen, und schaurig klang ihr echtes „Kräh! kräh!" wie ein lakonisches Sterbelied, das mit schwarzen Fittichen über ihnen daherflatterte.

Von einem Pferdekadaver dort am Wege scheuchte eine von diesen dunklen Vogelwolken auf, mit wütendem Gekräh über die Störung durch die Vorbeimarschierenden. Krähe überlief es: wie war es möglich, daß dieser Ruf einst zur Erlustigung der ganzen Compagnie dienen konnte? Und er that ihn völlig ab und „sang" nicht mehr seitdem.

Aber der Name haftete ihm an bis ans Ende. Und so stapfte er weiter über Schnee und Glatteis, fror und darbte und flickte an seiner Montur, die ganz in Fetzen verfallen wollte — auch zu requirieren gab es nichts mehr, alles ringsum ausgesogen! — stapfte ins Gefecht und schoß und traf, oder traf nicht, und schrie hurra und retirierte und siegte und that seine Schuldigkeit als braver Musketier wie Hunderttausende andere deutsche Soldaten, ohne Murren und Klagen.

Nur einmal gab es auch für ihn noch einen Ehrentag. Es war nach der Schlacht bei Le Mans. Prinz Friedrich Karl hielt eine Revue der Armee unweit des Schlachtfeldes ab. Sie hatten die halbe Nacht beim Biwakfeuer geflickt und gesäubert und gesummelt, um einen annähernd parademäßigen Zustand herzurichten. Umsonst! Abgerissener wie diese war wohl noch niemals eine Truppe von ihrem Feldherrn gemustert worden.

Seine Königliche Hoheit — nun, seine rote Attila war ja auch gehörig ange-

bräunt! — ritt an dem ersten Bataillon des Treffens vorüber, und schweigend prüfte sein scharfer Blick die Mannschaft. Bei dem zweiten hielt er mitten vor der Front und schüttelte den Kopf, schwieg aber noch. Jetzt salutierte er vor einer Fahne, das heißt, es war einmal eine Fahne gewesen, die Stange mit einer Blechhülse in der Mitte zusammengehalten, und ein paar dürftige schwarze Strähnen flatterten daran im Winde, aber ein funkelnagelneuer Fähnrich hielt sie vor dem Feldherrn gesenkt. Der war am Abend vor Le Mans direkt aus dem Kadettencorps eingesprungen und hatte gleich seine gehörige Feuertaufe erhalten; er sah rosig und frisch aus und konnte ein kindliches Lächeln freudigen Stolzes nicht unterdrücken.

„La Tuillerie!“ meldete ein Adjutant.

„Ah ...“ Und der Prinz salutierte nochmals, hielt die Hand lange an der Pelzmütze. Die Tapfersten der Tapferen („La Tuillerie hat uns den Garaus gemacht!“ sagte Chancy) — aber wie sehen sie aus! Langsam ritt der Prinz an der Front entlang, hielt dann, schüttelte abermals den Kopf und brach zuletzt in ein herzliches Lachen aus.

Nein, dergleichen hatte er noch nicht gesehen! Eine solche Abgerissenheit einer deutschen Truppe hatte er nicht für möglich gehalten. Keiner, außer ein paar mit dem Fähnrich eingetroffenen Ersatzleuten, trug z. B. eine Uniformshose. Von Civilhosen dagegen jede Sorte und Farbe vertreten: weiße sommerliche, karrierte, gestreifte, dazu blaue Moblots und graue Franctireurs mit roten Streifen, sogar ein paar echte französische Rothosen. Stiefel gab es von jeglichem Kaliber, und glücklich, wer ein Paar leidlich geflickte sein nannte, denn die meisten machten klaffende Mäuler; mancher trug aus Lappen zusammengewickelte Sandalen. Eine Lumpenparade im wirklichen Sinne!

Der Prinz also lachte, sein Stab lachte mit, pflichtgemäß, oder weil es wirklich zu komisch wirkte. Und natürlich, über all die verwitterten, verwilderten Soldatengesichter hinter dem präsentierten Gewehr rieselte ein helles Grinsen.

Einzelne musterte der Prinz besonders, und jetzt zeigte er auf einen im letzten Glied, der ihm besonders auffallen mochte.

„Mal vortreten der Mann!“ befahl er noch lachend.

Und Krähe, von den Nebenleuten geschubst, torkelte vor, halb tot vor Schreck, und stand mit geschultertem Gewehr vor dem Prinzen und der in der Wintersonne glitzernden Suite von Offizieren. Und aller Augen auf ihn gerichtet. Eine köstliche Figur! Schon sein schmales, mit wilden Bartstoppeln bestandenes Gesicht mit den ängstlich großen Augen. Er trug unter anderem eine schwarzseidene Kniehose, die ihm ein mitleidiger Curé geschenkt, seine Waden steckten in Jagdgamaschen (ausgestopft und viel zu weit), und die ehemals eleganten, auf einem Chateau erbeuteten Lacks an seinen Füßen sperrten weite Mäuler auf; sein Rock aber eine wahre Musterkarte bunter Flicken, von dem Originaltuch nur noch einige verschabte Stellen unbedeckt. O, er verstand sich aufs Flikken, wie er sich aufs Scheibenkleben verstanden hatte!

„Wie heißt du, mein Sohn?“ schmunzelte der Prinz.

Der Angeredete bebte, wie er noch nie gebebt während dieses ganzen Feldzugs. „Krä— Krähe!“ antwortete er, nein, er rief es laut, fast wie er es früher gerufen.

Ein Lächeln und Grinsen rieselte abermals über die ganze Front hin; einige wären fast herausgeplatzt. Welch ein Spaß: Krähe, der gute Kerl, hat wahrhaftig vor Schreck seinen wahren Namen vergessen!

„Auch noch Krähe!“ geruhten Seine Königliche Hoheit zu scherzen. „Wo hast du denn deine Helmspitze gelassen, Krähe?“

Herrgott, die fehlte ja! Heiß überlief es ihn. „Ab— ab—geschossen, gestern ...“ stammelte er.

„Brav, mein Sohn!“ sagte der Feldherr. Dann sich nach seiner Umgebung umwendend: „Ich hätte gute Lust, diesen Krähe an Seine Majestät nach Versailles zu schicken. Zur Ansicht ... das heißt ...“ Und plötzlich verschwand sein jovialer Ausdruck, und die gewohnte starre, bronzene Miene war wieder da. Man rief, auf sein Geheiß, den Commandeur, einen jungen Hauptmann. „Wann haben Sie den letzten Ersatz an Montierungsstücken erhalten?“

„Überhaupt nicht, Königliche Hoheit,“ antwortete der Hauptmann.

„Was? Seit sieben Monaten dieselben Kleider auf dem Leib?“ Der Prinz hatte Mühe, seinen Unmut zu verbergen. „Man müßte Ihren Krähe wahrhaftig nach Versailles senden!“ Dann, sich fassend, grüßte er in seiner kurzen, knappen Art. Wandte sich aber noch einmal herum: „Hauptmann von M., ich danke Ihnen wegen La Tuillerie! Danke Ihnen! Guten Morgen, Krähe!“

Und dann ritt der Prinz mit der glänzenden Suite auf das nächste Bataillon zu.

Krähe stand noch immer wie gelähmt vor Schreck und Freude. „Eintreten!“ wurde ihm zugerufen. Und er stolperte, einem Betrunkenen gleich, in sein Glied zurück.

Sie beglückwünschten, sie beneideten ihn alle: er war der Held des Tages. Auch gab es wohl einiges Gehänsel: „Krähe, du bekommst sicher das Eiserne Kreuz — für mutige Flickerei!“ — „Krähe, wenn du nach Versailles zum König kommst, rekommandier uns, hörst du!“

Sofort ließ der also Gefeierte eine Meldung nach Hause los:

„Liebe Eltern, ich bin gesund. Wir haben gesiegt. Lemann“ (sie sprachen es wie „Lehmann“ aus) „heißt die Schlacht. Schanzi redderiert. Prinz Fridderich Karl hat mich vorgerufen, mit mir gesprochen hat er. Ich soll nach Versallje! Liebe Eltern, erschreckt nicht, zum König soll ich.

Es grüßt

Euer Sohn Philipp.“

Und wie er erschrak, der biedere Buchbindermeister! Die Karte fiel ihm aus der Hand. Prinz Friedrich Karl — Versailles — der König ... Jesus Maria! Was ist denn nur los? In seinem Hirn stürzten alle Begriffe durcheinander.

Die Meisterin sank totenblaß, an allen Gliedern zitternd, auf einen Stuhl. Der Philipp war immer ein braver Junge gewesen — er wird mit seinen armen Eltern in ihrer Angst um ihn doch keine Scherze treiben!

Auch in ihrem Inneren gab es etwas wie das Glimmen eines Fünkchens: eine Art Mutterstolz, den sie bisher nie gekannt.

Ihr guter kleiner Fleppi — sie sieht deutlich sein treuherziges Gesicht — vor den König in Versailles soll er! Jesus und Joseph! Wie wird er das bestehen! Er war immer schüchtern im Verkehr und unbeholfen im Antworten gewesen. Ein Held — nein, ein Held, der hat eigentlich nicht in ihm gesteckt. Wenn er nur glücklich erst zurück wäre! O, sie gäbe Versailles und alle hohen Ehrenbezeigungen, die seiner noch warten, gern darum! Wenn er doch nur erst wieder hier bei ihnen geborgen in der warmen Stube säße!

Und ein seltsames, dunkles Ahnungsweh preßte ihr am Herzen; insgeheim vergoß sie Thränen. Sie wollte und wollte nichts von einem Jubilieren wissen; denn das ganze Städtchen war über Held Philipps ungeheure Ehren wie außer sich vor lokalpatriotischem Stolz.

Wenn er nur wiederkommt!

Er soll nicht wiederkommen? Jetzt, wo der Krieg so gut wie zu Ende? Sie lachten die Gute mit ihren Ahnungen aus.

Aber ihr armes Mutterherz wußte es besser. — —

Mit Versailles wurde es nichts. Krähe, durch die Reden und Sticheleien der Kameraden bestärkt, hatte wahrhaftig selber an diese Expedition geglaubt. Statt seiner flog nach dem Hauptquartier einer jener bekannten gestachelten „Prinz-Friedrich-Karl-Berichte“ zu Ohren des Ökonomie-Departements: daß man die Armee in Fetzen laufen ließe.

Zwei Tage darauf rückte ein Detachement gegen Laval vor, um den Zustand der geflüchteten Chancy-Armee zu rekognoszieren. Natürlich war auch Krähe dabei — mußte er nicht überall dabei sein?

Es war nur eine Plänkelei, die mit einem im Rahmen des Auftrags liegenden Rückzug endigte und den Beteiligten die Ehre einbrachte, daß sie von der ganzen deutschen Armee die am meisten nach Westen Vorgedrungenen gewesen.

Krähe sollte diese Ehre nicht mit nach Hause bringen. Während des Rückzugs, als das Gefecht längst abgebrochen war und man sich anschickte, aus der zerstreuten Ordnung in die Marschformation überzugehen, traf ihn eine Kugel ins Rückgrat. Ein verirrtes, gänzlich unmotiviertes Geschoß, das durch das Geäst gesurrt kam, wer weiß,

woher, und seiner Heldenlaufbahn ein Ziel setzte. Sie fingen ihn auf, schleppten ihn eine Weile mit. Er blutete, röchelte schwach, aber kein Laut des Jammerns. Über seine Sinne wogte Dämmerung, wenige hellere Bilder grüßten zum Abschied in das beginnende Todesdunkel: er sah den Drachen steigen im Herbstsonnenschein und hörte seinen Vater „Kräh! kräh!“ rufen; er sah Moltke mit dem ausgestreckten Arm nach der weißen Moscou-Wolke zeigen; ein paar Schritte lang wähnte er mit flachshaarigen Pommern zu marschieren beim Gerassel der Trommeln; jetzt vernahm er ein Lob über sein vorzügliches Dito-Gericht, jetzt ein anderes aus dem Munde des Prinzen über seine abgeschossene Helmspitze ...

„Krähe, wie ist dir?“ fragten die beiden Kameraden, die ihn schleppten.

„Majestät —“ stammelte er stieren Auges. Sie hatten ihn gelehrt, wie er, wenn er nun nach Versailles käme, den König anzureden hätte; und er hatte sich das gehörig eingeübt. O, er wollte es schon herausbringen!

„Eure Majestät —“ stammelte er, und sein Haupt fuhr mit einem plötzlichen Ruck auf die Brust herab.

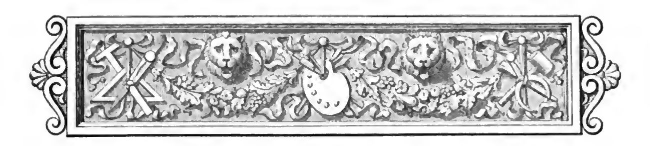
Während des nächsten Halts, außerhalb der feindlichen Sphäre, bestatteten sie ihn. Es war auf einer von alten Nußbäumen bestandenen Halde; das vom Rauhreif eingehüllte Geäst machte in der rotgoldenen Nachmittagssonne eine Art weihnachtliche Zauberwirkung. Aber keine Zeit zu dergleichen! Eile war geboten, und die Grube in dem hartgefrorenen Boden mit dem feldmäßigen Schanzzeug zu schaufeln, kostete Mühe. In seinen Mantel gehüllt, wurde er hinabgesenkt.

Adjes, Krähe! Kein ehrender Schuß übers Grab, wegen der Nähe des Feindes. Nichts als die stummen Blicke der Kameraden und das stumme Hantieren ...

Sie pflanzten eine abgerissene Planke auf den hartschollígen Hügel und schrieben mit der Quartiermacherkreide darauf: „Philippus Müller.“ Jochler aber, der Flügelmann, nahm die Kreide und setzte in seinen unbeholfenen Buchstaben darunter: „genannt Krähe.“ Ein lakonisches Dankeswort von treuer Kameradenhand; hatte er ihnen nicht so oft den bedrückten Mut aufgerichtet mit seinem unartikulierten „Singen“?

Adjes, Krähe, schlaf wohl!





# Vom alten Schadow.

Von

**Ludwig Geiger.**

## I.
## Schadow und Goethe.

(Mit zehn ungedruckten Briefen Goethes.)

Der alte Gottfried Schadow, der berühmte Bildhauer, war eine der originellsten Berliner Figuren. Sein trockener Witz, seine lebhafte, entschiedene, von Derbem nicht freie Ausdrucksweise, seine Unerschrockenheit selbst den Höchsten gegenüber machten ihn zu einer allgemein beliebten Erscheinung. Er war ein Ur-Berliner, geboren in Berlin am 20. Mai 1764, gestorben ebendaselbst am 28. Januar 1850, der mit einer einzigen Künstlerfahrt nach Rom seine künstlerische Entwickelung, soweit sie von anderen bedingt wurde, abschloß. Sonst verließ er während seines fast neunzigjährigen Lebens, von einzelnen kleinen Ausflügen und einer nach Kopenhagen und Stockholm nicht nach eigenem Willen, sondern in höherem Auftrage unternommenen Reise abgesehen, kaum seine Geburtsstadt. Vermöge seines hohen Alters durchlebte er eine an Wechselfällen reiche Zeit. Er nahm stets thätigen Anteil an seiner Zeit und zog sich niemals gleichgültig zurück. Er war kein Künstler allerersten Ranges, sondern, wie Donop gesagt hat, „durchaus ein Künstler der Übergangszeit, welcher unbefangen die verschiedenen Kunststile ohne Rücksicht auf ihre Gebundenheit an bestimmte Zeiten nebeneinander zur Anwendung brachte. Je nach Auftrag oder Einsicht arbeitete er bald im ideal-klassischen Stile, bald im modern-realistischen, oder vermischte beide mit dem Zopfstil. Hieraus mag sich zum Teil die stabile Weise seines Schaffens erklären. Störend wirkte auf seine Entwickelung vor allem der Niedergang Preußens, und als die Künste wieder erwachten, da trat Rauch auf mit höheren Zielen.“ Aber sein Name ist mit vielen hochbedeutenden Kunstwerken dauernd verknüpft. Nicht bloß der Berliner, sondern auch der Fremde, der die Reichshauptstadt besucht, muß die Bekrönungsgruppe des Brandenburger Thores betrachten, die man das Wahrzeichen Berlins nennen möchte, ein Werk strenger und ernster Schönheit, das sich in harmonischer Weise dem Charakter der Architektur anschließt. Nicht minder gern wird er verweilen bei dem populären Zietendenkmal mit seinen realistischen Zuthaten und dem Denkmal des alten Dessauers, oder bei dem wunderbaren, rührend ergreifenden Denkmal des Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche; er wird die Innigkeit bewundern, die der Künstler in den Büsten der Kronprinzessin Luise und ihrer Schwester auszudrücken wußte. Aber auch die außerhalb Berlins aufgestellten Werke verewigen den Namen des Meisters, wie sie ihm zu seiner Zeit Ehre brachten, z. B. die Statue Friedrichs des Großen in Stettin — seine Versuche, auch in Berlin ein solches Denkmal zu errichten, schlugen fehl, und als es später mit dem Berliner Denkmalsplan Ernst wurde, war er zu alt —, die Blücherstatue in Rostock, die unter Goethes Beirat ausgeführt wurde, nachdem die kurze Ent-



L. Buchhorn dir. G. Seidel sculps.

Dr. Gottfried Schadow
der Bildhauer
im Alter von 56 Jahren
nach dem Gemälde seines Sohnes
Wilhelm Schadow.

fremdung zwischen den Meistern der bildenden und redenden Künste längst ausgeglichen war, und das durch seine Einfachheit imponierende Standbild Luthers in Wittenberg. Schadow war von einem unermüdlichen Fleiß und schuf innerhalb eines Zeitraumes von etwa fünfzig Jahren gegen hundert Büsten hervorragender Männer und Frauen, Basreliefs und Friese, die noch heute den Schmuck am Inneren und Äußeren mancher Berliner Häuser und Paläste ausmachen. Zugleich war Schadow als Zeichner von außerordentlicher Fruchtbarkeit, ein bedeutender Lehrer an der Akademie der Künste, der er als einfaches Mitglied schon 1788 angehörte, deren Vicedirektor er 1805, deren Direktor er 1816 wurde. Daneben war er auch Kunstschriftsteller, der große theoretische Untersuchungen mit vielfachen Zeichnungen veröffentlichte und in kleineren Abhandlungen wie in größeren Sammlungen sein kunsthistorisches Interesse bethätigte.

Einen solchen Mann, der weit mehr als ein halbes Jahrhundert einer großen Zeit mit Bewußtsein durchlebte und mit offenem Blick nicht bloß der Entwickelung seiner Kunst, sondern auch der Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse zusah, in seinen vertraulichen, nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen zu betrachten, muß von hohem Interesse sein. Solche Aufzeichnungen finden sich bei Schadow in amtlichen Berichten und in Privatbriefen. Was die ersteren betrifft, so verwahrt gewiß die Akademie der Künste, die z. B. auch aus dem Nachlaß des Meisters cirka 1060 Zeichnungen ihr eigen nennt, in ihren Akten, Protokollen u. s. w. zahlreiche Notizen, die hier unbeachtet bleiben mögen. Aber auch das Geheime Staatsarchiv in Berlin besitzt in seinen Beständen eine große Anzahl Akten über den Meister. Der künftige Biograph Schadows, der dessen gesamtes Wirken darstellen will, und der dann auch aktenmäßig die Entstehung der einzelnen Werke, die Auftraggeber, die geforderten und gezahlten Preise und manche Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten zu erwähnen haben wird, die durchaus nicht ohne kunstgeschichtliches Interesse sind, wird viel daraus lernen können. So sei z. B. aus einem daselbst mitgeteilten Briefe Schadows über seine Reise nach Schlesien, um dort Marmor zu kaufen, die Notiz mitgeteilt, daß die Kosten seiner Reise 68 Thaler 22 Groschen und 6 Pfennig betrugen, von denen 43 Thaler 9 Groschen für Zehrung und Logis, 15 Thaler 1 Groschen und 6 Pfennig für die Stellung des Vorspannes an die Bauern ausgegeben wurden; der Rest war das Trinkgeld für 63 Vorspänner, von denen ein jeder 4 Groschen und 10 Pfennig als Trinkgeld erhielt. Auch der Nachweis dürfte nicht ohne Wichtigkeit sein, daß ursprünglich Schadow gar nicht in Aussicht genommen war, das Denkmal Leopolds von Dessau anzufertigen. Es war vielmehr der Plan gefaßt, für den Prinzen Karl Ludwig ein Denkmal zu stiften.

Über das letztere findet sich im Geheimen Staatsarchiv (R. 76, III, 385) ein merkwürdiger Aufsatz Schadows, aus dem wenigstens folgende Stelle mitgeteilt werden soll: „Auf einem vertieften Grunde sieht man in Basrelief gearbeitet den verstorbenen Prinzen schwebend in ritterlicher Gestalt. Er scheint von den Seinigen, die er hier auf dieser Erde zurückgelassen hat als Geist noch Abschied zu nehmen und zeigt mit der Rechten nach Oben, als würden sie sich dort einst wiedersehen. Unten bei seinem Sarge kniet dessen Gemalinn und bei ihr die drei Kinder. Diese vier Figuren sollten hoch herausgearbeitet sein und alle etwas über Lebensgröße von Carrara Marmor, sowie auch die Inschrifft unten am Postament decorirt mit Lorbeerzweigen. Die übrige architectonische Einfassung von schlesischem Marmor. Das gantze Monument würde eine Höhe von 18 Fuß und 12 Fuß Breite erhalten."

Nachdem dieser Plan in der Akademie hin und her erwogen und bei den Verhandlungen die Stimme Ramlers laut geworden war, dem Denkmal eine lateinische Inschrift zu geben, scheiterte der ganze Plan daran, daß der König dem Antrag Schadows nicht willfahren wollte, das Denkmal im Dom zu errichten, wo der Körper des Prinzen ruhte. Doch mag, wie aus anderen gleichfalls handschriftlichen Briefen jener Zeit ersichtlich ist, der Grund für die Aufgabe dieses Planes auch darin liegen, daß sich Schadow, freilich nach langem Sträuben, überzeugen ließ, seine Idee, den Prinzen in vollem Harnisch zum Himmel fliegend darzustellen, sei,

wenn überhaupt ausführbar, doch schwerlich geeignet, einen künstlerisch erhebenden Eindruck hervorzurufen.

Infolgedessen bat Schadow, ihm zu gestatten, unter denselben bei dem ersten Auftrage stipulierten Bedingungen (10000 Thaler bei dreijähriger Arbeit ohne irgend welche nachträgliche Forderung) eine Bildsäule auf dem Wilhelmsplatze zu errichten, als deren Gegenstand er Friedrich Wilhelm II. vorschlug. Statt dessen verfügte der König am 13. Februar 1798, daß dem Prinzen Leopold von Anhalt-Dessau ein Denkmal errichtet werden sollte. Aus den Akten lernt man ferner, daß Schadow häufig bemüht war, zu seinen Werken auch die Inschriften zu liefern. So hatte er schon bei dem erwähnten Denkmal des Prinzen von der Mark die Worte Ramlers vorgeschlagen: „Schlafe, liebenswürdiges Kind, den Waffen entrissen, ehe du sie führen konntest, und erwache zum ewigen Frieden.“ Er gab selbst die Beschreibung der Basreliefs mit den Worten: „Auf der Vorderseite sitzt Bellona, ihm die Hand reichend, um ihn in ihre Kriegsschule aufzunehmen, als eben die Zeit ihn ihr entreißt. Auf der rechten Seite des Sarges ist der Tod, und auf der linken der Schlaf nachgebildet.“ Zeigen alle diese aktenmäßigen Notizen nur den arbeitsamen Künstler, oder geben sie einige Beiträge zur Geschichte seiner Zeit, so schildert das Original eines höchst merkwürdigen „Gesprächs des Königs Friedrich Wilhelms III. mit Schadow über das Denkmal des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau 1798“ den ganzen Menschen. Leider ist dies vermutlich nicht nach dem Original des Archives, sondern nach einem im Nachlasse des Meisters erhaltenen Concepte in dem von Julius Friedländer herausgegebenen Buche „Gottfried Schadow, Aufsätze und Briefe nebst einem Verzeichnis seiner Werke“ (2. Aufl., Düsseldorf 1890, S. 39 bis 44) gedruckt und kann daher hier nicht wörtlich wiederholt werden. Aus der Unterredung mit dem König, der in freundlicher Weise die Arbeiten des Künstlers bespricht, mag nur erwähnt werden, daß der König damals den Lustgarten zwischen Schloß und Dom als Aufstellungsort in Aussicht nahm — ein paar Jahrzehnte später wurde es auf den Wilhelmsplatz gebracht. An die eben erwähnte Unterredung Schadows mit dem König schloß sich eine mit der Königin. Diese drückte den Wunsch aus, daß Schadow mit der Statue Friedrichs des Großen betraut würde; sie wünschte dieses Denkmal an Stelle des Komödienhauses errichtet; Schadow entgegnete, dann müßten auch die beiden Kirchen fort, und der Platz würde doch nicht schön werden; plaidierte seinerseits für den Lustgarten, was die Königin abwehrte mit der Bemerkung: „Das werden die Herren Exerziermeister nicht gern wollen.“ Dann sprach die Königin von den Reliefs, die sich jetzt nicht mehr am Denkmal befinden — sie wurden entfernt, als man das Marmorpostament durch ein solches von Granit ersetzte —, und fragte den Künstler, warum er dort Allegorien angebracht hätte. Schadow erwiderte: „Weil es Gegenstände sind, die mir Gelegenheit gaben, im antiken Geschmack zu arbeiten und das griechische Kostüm anzuwenden; denn wider das preußische Kostüm in der Skulptur schreit doch mancher, und besonders Dichter und Künstler.“ Darauf erwiderte dann die Königin: „Ich begreife nicht, wie es noch Menschen giebt, die darüber schreien. Wenn mein Mann griechischen oder römischen Generalen Statuen setzen wollte, dann ja; er will aber preußische, und wenn man das so machte, wie wollte man das unterscheiden?“

Auch über ein anderes Denkmal, eines der berühmtesten Schadows, das Zietendenkmal, findet sich ein höchst charakteristisches Schreiben des Meisters vor. Es ist vom 24. August 1792 datiert und an den Minister Heinitz gerichtet, den bekannten Kurator der Berliner Akademie, der schon in den letzten Jahren Friedrichs des Großen, besonders aber während der Regierungszeit seines Nachfolgers, die kläglichen Verhältnisse jener Akademie zu bessern und den Künstlern mit einsichtsvollem Rat zur Seite zu stehen eifrig und erfolgreich bemüht war. Aus dem sehr ausführlichen Schreiben (Geheimes Staatsarchiv R. 76, III, 280) mögen die folgenden Hauptstellen wiedergegeben werden, die ebensowohl den außerordentlichen Fleiß des Künstlers verdeutlichen, als für seine kräftige und natürliche Ausdrucksweise charakteristisch sind. Die Stellen lauten:

„Unter mehreren Sujets, welche mir der

Sohn des verstorbenen General v. Zieten dieserhalb mitgetheilt hat, habe ich folgende gewählt, um sie in Basreliefs am Piedestal anzubringen.

a. Der General Zieten war als Major an. 1735 mit einem Commando Husaren nebst noch mehrerer Infanterie zur Oesterreichschen Armee (mit der wir damals alliirt waren) am Rhein geschickt. Hier kam er unter den Befehlen des General Baronay eines berühmten Oesterreichschen Partei Gängers zu stehen, der sein grosser Freund wurde und ihn gantz in seine Schule nahm. In dem 1ten schlesischen Krieg an. 1741 nach der Bataille von Mollwitz bekamen die Husaren eine ernstliche affaire mit den Oesterreichern bei Rottschlott. Sie ging erst schlecht, weil der Chef der Obrist v. Wurm nichts taugte — endlich nahm sich der Major Zieten der Sache an, trieb die Oesterreicher auch gäntzlich in die Flucht — er erfuhr, daß der General Baronay gegen ihn commandire, und nun verdoppelte er alle seine Mühe, diesen zum Gefangenen zu machen, er verfolgte ihn bis aufs äußerste, aber Baronay sprang vom Pferde und rettete sich bei einer Mühle, da die Brücke bereits abgebrochen war, zu Fusse über einen schmalen Steg. Hierdurch verlor Zieten das Vergnügen seinen Lehrmeister gefangen zu nehmen. Der König erfuhr indessen, daß der Obriste Wurm sich bei dieser und andern Gelegenheiten übel verhalten, der Major Zieten aber immer die Fehler wieder gut gemacht hatte. Ersterer erhielt daher ein Garnison Bataillon, letzterer aber wurde in Zeit von 14 Tagen Obristlieutenant, Obrister und Chef der Husaren.

Hier stelle ich nun den Augenblick dar, in welchen Baronay vom Pferde gesprungen sich zu Fusse über einen schmalen Balcken rettet. Zieten der zu Pferde angesprengt kömt, hält es schnell zurück und zeigt seinen Lehrmeister die Säbelklinge.

b. Als der König im J. 1745 den Feldzug als schon beendigt ansah und zu Ende October bereits nach Berlin zurückgekehrt war, erhielt er unvermuthet die Nachricht, daß der Herzog von Lottringen durch Sachsen durchbrechen und grade auf Berlin losgehen wolle — Er kehrte daher sogleich zur Armee zurück, die schon in den Winterquartieren vertheilt war, zog sie von neuen zusammen und überfiel am 22 Nov. die lottringische Avantgarde, welche aus sächsischen Regimentern bestand, in einem Dorfe, Catholisch Hennersdorf genannt. Der General Zieten hatte mit seinen Regimente wie gewöhnlich den Vortrapp. Die Wege waren sehr schlecht, der König wurde obenein Irre geführt, und seine Colonne blieb wohl über eine halbe Meile zurück. Als der General Zieten mit seinem Regimente an C. Hennersdorf herankam, fand er sich allein, im Dorfe aber 1 Sächsisch Infanterie und zwei Cavallerie Regimenter. Ohngeachtet dieser Übermacht ließ er dem Könige melden, er wolle den Feind schon so lange in Ordnung halten, bis die Colonne herankäme. Er theilte sogleich sein Regiment in 3 Theile, mit einen Theil haut er in die Infanterie ein, die eben ausrücken wolte und nahm ihnen ihre Canonen und Fahnen ab, die andern 2 Theile mußten das Dorf auf und niedersprengen und alles niedermachen, was sich sammlen wolte. Beide feindliche Regimenter verlohren ihre Paucken. Die andern Colonnen Regimenter kamen zuletzt auch heran. Das Dorf wurde umringt und Niemand herausgelassen. Dies war die Affaire, bei welcher das Regiment Zieten seine Paucken erhielt, ein bei den Husaren höchst seltenes Ehrenzeichen. Der enge Raum, in welchen ich nun diese Sujets componiren muß, verursacht mir außerordentliche Schwierigkeiten. Hier werde ich nun einen preusichen Husaren machen der sein Pistol abfeuert. Das Pferd des feindlichen Packenschlägers stürtzt nieder. General Zieten ist hinter dieser Scene und scheint Befehle auszutheilen; Im Hintergrunde einige Husaren, die feindliche Reuter verfolgen. Dieser Vorfall ist aus den 2.ten Schlesischen Kriege.

c. Zu dieser dritten Tafel haben sich mehrere Stimmen vereinigt, um mich dahin zu bringen, die Bataille von Torgau zu wählen. Wie schwer das ist, da der Raum nicht mehr als 2 Figuren zu Pferde füglich neben einander erlaubt, werden sich Ew. Excellenz leicht denken können. Da aber die Verehrer von Zieten der Meinung sind, bei dieser Gelegenheit dem Preussischen Hause den grösten Dienst geleistet zu haben, indem der König die Armee an diesem Tage mit ihm theilte,

um die Feinde von 2 Seite zugleich anzugreifen. Der König wurde mit seinem Flügel den gantzen Tag zurückgeschlagen und Zieten konnte wegen eines faulen Grabens, der sich die ganze Oesterreichsche Fronte lang dehnte, nicht herankommen, bis man am Abend den Damm beim Dorfe Siplitz entdeckte, wo Zieten seine Armee herüberführte, die Oesterreicher von den verschantzten Anhöhen herunterwarf und auch den Flügel schlug, der den gantzen Tag gegen den König siegreich gewesen war. Dies habe ich nun so componirt. Zieten sitzt ruhig zu Pferde und theilt Befehle aus. Ein Adjutant, der den Hut abgezogen hat und eine ordre erhalten zu haben scheint, sprengt im Gallop davon. Ein Unteroffizier von der schweren Reuterei steht zu Fusse, ebenfalls mit abgezogenen Hute vor den General. Hinter ihm hält noch ein Adjutant zu Pferde. Im Hintergrunde sieht man verschantzte Anhöhen und tiefer einige Bauerhäuser. Bei jeder dieser Tafeln wird eine kurze Inschrift nötig sein.

Ich habe itzt täglich Husaren und Pferde in meinem Attelier, um vorher die nötigen Studien zu samlen, ehe ich zur Zusammensetzung und Ausführung des gantzen schreite. Unter den vielen Mouvements, die das Pferd macht, muß ich denjenigen saisiren, den ich gerade brauche. Mir ist nie eine Arbeit schwerer geworden als diese. Zur 4ten Tafel als der Vorderseite des Postaments werde ich die Tigerdecke gruppieren. Alsdann wird eine Inscription können wegbleiben."

* * *

Es ist merkwürdig genug, daß aus den Akten sich so viele persönliche individuelle Züge ergeben. Das kommt daher, daß der Meister, der eben kein Formenmensch war, auch in offiziellen Berichten nicht die amtliche Miene aufsetzte, sondern sich gehen ließ und seine eigentümliche Persönlichkeit zum Vorschein brachte.

Deutlicher zeigt sich indessen seine Individualität in Briefen. Solche Briefe Schadows waren bisher verhältnismäßig wenig benutzt. Seine Briefe an Goethe, soweit sie das Blücher-Denkmal betrafen, sind, wenn auch nicht dem Wortlaute, doch dem Inhalte nach bekannt. Aber Goethe gegenüber, mit dem andere Berliner Künstler — man denke nur an Rauch — in einer vieljährigen engen Verbindung standen, kann man eigentlich von einem Briefwechsel nicht sprechen; es war vielmehr nur ein gelegentlicher, durch ganz bestimmte litterarische oder künstlerische Vorgänge hervorgerufener Verkehr. Die litterarischen, wenn auch nicht persönlichen Beziehungen zwischen Goethe und Schadow begannen am Anfange unseres Jahrhunderts. Goethe hatte Ende 1800 für die „Propyläen" eine Übersicht über die Kunst an verschiedenen Orten Deutschlands geliefert, die Schiller eine Kunststatistik Deutschlands nannte. In dieser hatte er auch Berlin erwähnt, mit einem strafenden Seitenblick auf den Naturalismus, der dort zu Hause sei, und den prosaischen Zeitgeist, der sich dabei offenbare. Gegen eine solche Herabsetzung Berlins erhob sich Schadow, obwohl er sich durch jene Worte weder getroffen fühlte, noch getroffen werden sollte. Sein in der Berliner Zeitschrift „Eunomia" 1801 abgedruckter Aufsatz protestierte bei allem offen bekundeten Respekte vor dem Dichter Goethe gegen einzelne Behauptungen Goethes, zumal den Tadel der patriotischen Kunst, und gipfelte in dem Bekenntnis, daß über Kunstwerke eigentlich nur Künstler urteilen könnten.

Man wird wohl auch nicht irregehen, wenn man Goethe eine gewisse Mißstimmung gegen den Berliner Künstler zuschreibt, von dem er sich nicht sowohl schlecht behandelt — denn Schadow hatte mit einem förmlichen Hymnus auf Goethe geschlossen — als mißverstanden glaubte. Seinen Unwillen aber zu äußern, wie in den Zeiten der Xenien, hatte Goethe damals grundsätzlich aufgegeben. Er antwortete in einem Aufsatze schon aus dem Grunde nicht, weil sein Organ, die „Propyläen", eingegangen war, ließ sich aber auch nicht einmal zu einem Stachelverse oder einer heftigen Äußerung in Gesprächen hinreißen. Gerade diese Unempfindlichkeit, die mit einer Verachtung verwandt zu sein schien, mag Schadow gekränkt haben.

Trotzdem ließ er es Ende 1802, als er gelegentlich nach Weimar kam, an einem Besuche Goethes nicht fehlen. Goethe nahm ihn, ohne grob zu sein, nicht mit besonderer Freundlichkeit auf. Außer durch den oben-

erwähnten Artikel war er vielleicht auch dadurch peinlich berührt, daß er vernahm, Schadow sei mit der Gegenpartei, Kotzebue und Konsorten, eng verbunden. Schadow aber verdarb es nun seinerseits durch die Bitte, Goethe möge verstatten, daß er, mit dem Zirkel die Maße nehmend, seinen Kopf zeichne. Das lehnte Goethe rundweg ab; er witterte darin, statt reiner Kunstabsichten, das Bemühen, an seinem Kopf die



Denkmal des Grafen von der Mark in der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin.

Richtigkeit der Schädellehre Galls zu erweisen.

Schadow war sowohl über die Ablehnung als über die Art verstimmt, in der die Ablehnung erfolgte, und machte in seinem Berichte über diesen Weimarer Besuch aus der Mißstimmung, die ihn erfüllte, kein Hehl. Zu dieser ersten Verstimmung kam eine zweite. Er begann damals Wielands Büste zu modellieren. Er hoffte, Karl August würde ihm den Auftrag erteilen, sie in Marmor herzustellen, und beschuldigte Goethe, diesen Auftrag ihm abgenommen und dem Berliner Bildhauer Friedrich Tieck übertragen zu haben. Dieser seinerseits glaubte, daß in der journalistischen Ausbeutung dieser Angelegenheit, der Schadow wohl nicht fernstand, z. B. im Berliner „Freimütigen“, auch Böttiger seine Hände im Spiel gehabt hätte. Daher wandte sich Tieck an den eben zum Dresdener gewordenen Gelehrten mit der Bitte um Rektifikation, erhielt aber von ihm eine derbe Abweisung mit der Bemerkung, daß er mit der Sache nichts zu thun habe.

So schien es, daß der größte deutsche Dichter und der unter den damaligen deutschen Bildhauern vielleicht größte Meister fremd, ja feindlich aneinander vorübergehen würden. Ein glücklicher Zufall jedoch hob dieses peinliche Verhältnis auf.

Für das in Rostock zu errichtende Blücherdenkmal wurde (1815) Schadow ausersehen, Goethe aber um seinen Rat gefragt. Daraus entwickelte sich zwischen Künstler und Dichter ein lebhaftes Verhältnis, das durch einige Besuche Schadows in Weimar befestigt wurde. Über einen dieser Besuche schrieb Schadow an Böttiger (28. April 1816): „Es ist nicht lange her, daß ich in Weimar war wegen dem zu Rostock zu errichtenden Denkmal des Helden Blücher. Herr von Goethe ist mir recht liebreich und milde vorgekommen und behandelt die Gegenstände der Kunst mit einer Aufmerksamkeit, wie sie mir noch nicht vorgekommen. Genug, ich und der Kappelmeister Weber haben da recht angenehme Tage verlebt.“

Doch konnte die wichtige und lang andauernde Angelegenheit durch einige kurze Besuche nicht abgemacht werden. Daher trat neben den persönlichen auch ein brieflicher Verkehr. Einige wesentliche zwischen 1815 und 1819 von Goethe teils an Schadow, teils an den Kammerherrn von Preen, der als Geschäftsmann der mecklenburgischen Stände die Denkmalsangelegenheit zu führen hatte, gerichtete Briefe wurden von Schadow in seinem Buche „Kunstwerke und Kunstansichten“, Berlin 1849, veröffentlicht. Dort sind aber merkwürdigerweise einige durchaus in den Zusammenhang gehörige Briefe des Jahres 1816 ausgelassen, ferner die demselben Zeitraum angehörigen Briefe, welche persönlichen oder solchen Angelegenheiten gewidmet sind, die mit der Denkmalssache nichts zu thun haben.

Auch diese Briefe sind glücklicherweise erhalten. Sie wurden vor einiger Zeit durch die Erben G. Schadows in der Königlichen National-Galerie zu Berlin deponiert. Dort durfte ich sie, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Direktors und der Beamten der National-Galerie, benutzen. Unter den letzteren hat Herr Dr. Rich. Graul Material zur Illustrierung dieses Aufsatzes beigesteuert; in gleicher Weise erwies sich Herr O. Göritz hilfreich. Mit ausdrücklicher Genehmigung der Tochter Schadows, der Frau Luise Bendemann in Düsseldorf, bringe ich die Briefe hier zum Abdruck, mit aufrichtigem Dank für alle die, welche die Drucklegung der wertvollen Dokumente ermöglichten.*

Die Reihe der Schriftstücke wird eröffnet durch das unten an erster Stelle folgende Schreiben, das sich ausschließlich auf das zu Rostock zu errichtende Blücherdenkmal bezieht. Der in Abschrift beiliegende, schon anderweitig gedruckte Brief an Preen giebt hauptsächlich dem Gedanken Ausdruck, daß eine mündliche direkte Aussprache zwischen Künstler und Kunstfreund dem Unternehmen

* Die Briefe sind wörtlich, aber nicht buchstäblich genau abgedruckt. Schreib- und Hörfehler des Schreibers sind nicht verewigt, auch Seltsamkeiten wie Ew. Wohlgebornen und ähnliche sind nicht beibehalten. Die hier mitgeteilten Schriftstücke sollen dem Leser mühelos genießbar werden und nicht durch Eigentümlichkeiten unangenehm sein, die dem mit Briefen früherer Zeit weniger Vertrauten als Fehler, dem Eingeweihten als Pedanterien erscheinen möchten. Die Briefe sind ausnahmslos diktiert, nur der Name und die vor diesem stehende Respektsformel ist eigenhändig. Diese eigenhändigen Zusätze sind durch gesperrten Druck in allen Briefen hervorgehoben.

sehr förderlich sein würde. Diesen Wink benutzte Schadow und ging, in Gemeinschaft des Berliner Kapellmeisters Weber, der schon früher wegen der Epimenides-Aufführung mit Goethe konferiert hatte, nach Weimar. An den in Weimar Weilenden ist sicher das gleich zu erwähnende Briefchen vom 5. Februar 1816 gerichtet; auf den Weimarer Aufenthalt nehmen manche Andeutungen der folgenden Briefe Bezug. Der erste Brief lautet:

1.

Auf höhere Veranlassung nehme mir die Freiheit Ew. Wohlgeboren über einen schon bekannten Gegenstand, nämlich das Blüchersche Monument für Rostock gegenwärtig zu unterhalten. Das von Ew. Wohlgeboren verfertigte Modell ist in meinen Händen und ich darf nicht ablehnen, darüber meine Gedanken zu eröffnen. Da ich aber der Meinung bin, daß eine Unterhandlung über ein zu fertigendes Kunstwerk zwischen dem Kunstfreunde und dem Künstler unmittelbar zu veranstalten sei, so nehme mir die Freiheit dasjenige zu übersenden, was mir über das vorstehende Modell beigegangen. Entschließen Sie sich zu einem zweiten, so wünsche ich, daß Sie sowohl wegen erst bemeldter Ursache als auch der Abkürzung des Geschäfts willen unmittelbar an mich senden möchten.

Was ich Herrn von Preen geantwortet, lege ich abschriftlich bei, damit in einer so bedeutenden Sache eine wechselseitige Aufklärung nicht fehlen möge.

Der ich in Erwartung gefälliger Antwort die Ehre habe mich hochachtungsvoll zu unterzeichnen

ergebenst
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 25. Oktober 1815.

Am 26. Februar 1816 vollendete Goethe das in einem kurzen freundlichen Billet vom 5. Februar angekündigte längere Gutachten an Schadow über die Transparentgemälde, welche der Maler Kolbe Goethes Jugenddichtung „Hans Sachsens poetische Sendung“ gewidmet hatte. Schadow hielt diese Gemälde so wert, daß er Nachbildungen davon dem Atlas zu seinem oben erwähnten Werke (Berlin 1849) beifügte; das Goethesche Gutachten, das sich unter Schadows Papieren findet, ist seltsamerweise am unrechten Orte, im Goethe-Zelterschen Briefwechsel Bd. II, S. 233 bis 237, veröffentlicht worden, kann daher teils aus diesem Grunde, teils weil es nicht streng zu der hier behandelten Angelegenheit gehört, an dieser Stelle nicht wiederholt werden.

Auf dieselbe Sache bezieht sich der Anfang des folgenden Briefes:

2.

Euer Wohlgeboren

geneigtes briefliches Andenken hat mich sehr erfreut. Nur mit Wenigem will ich erwidern, daß ich jenen guten Künstlern nichts vorschreibe, sondern was sie für thunlich und nützlich halten, gern fördern möchte. Da sie sich doch wohl nach einem Verleger umsehen, so würde dieser das Technische und Mercantilische übernehmen; daß sie etwas artis[ti]sch Erfreuliches geben werden, daran zweifle ich nicht.

Wegen der Statue müssen wir nun abwarten, was die vielerlei Meinungen auf irgend einen Punkt fixieren kann. In vorigen Zeiten ließ man den Künstler gewähren, der es denn freilich am besten verstehen sollte.

Dem hier gegenwärtigen Hrn. Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin präsentire soeben die Acten über unsere Geschäfte. J. K. H. werden daraus ersehen, daß man wenigstens an Fleiß und Aufmerksamkeit nichts gespart hat.

Hofrath Meyer wird ein paar von den Nürnbergern Aposteln für Sie einpacken und zum Transport besorgen.

Mich zu geneigtem Andenken empfehlend

ergebenst
Goethe.

Weimar, den 28. März 1816.

Zeugniß.

Was die Maske des Tasso betrifft, so hat es mit derselben folgende Bewandtniß. Er starb zu Rom im Kloster St. Onofrio, wo man von seinem Gesichte nach dem Tode einen Abguß machte. Man setzte die Maske auf eine Büste, die noch in der Bibliothek benannten Klosters steht. Ich erhielt die Erlaubnis, darüber eine Form machen zu

lassen, und einen Abguß daraus habe ich sehr gern Ew. Wohlgeboren mitgeteilt. Sie ist als echt anerkannt und der Bildhauer Joseph Bader hat sie bei einer gefertigten Marmorbüste zu Rathe gezogen. Diese kam in den Besitz des Abbate Serassi, welcher das Leben des T. Tasso sorgfältig beschrieben und in Rom 1785 herausgegeben hat, ein sehr zu empfehlendes Werk.

Goethe.

Weimar, den 28. März 1816.

Der in dem Briefe erwähnte Hofrat Meyer ist der bekannte Berater und Mitarbeiter Goethes in allen Kunstsachen. Die in dem vorstehenden Briefe und in einigen folgenden erwähnten Kunstgegenstände bezeugen Goethes eifrige Sammellust, die sich auf verschiedene Zweige der Kunst, auch des Kunsthandwerks bezog, aber sie bekunden auch seine Entfernung von jeder Eifersucht des Liebhabers, vielmehr seine Freude, auch anderen, die sich an denselben Gegenständen ergötzten, einen Genuß zu bereiten. Wenige Monate später folgte wieder ein Brief.

3.

Euer Wohlgeboren
ersehen aus der Abschrift meines Schreibens an Herrn von Preen, wie ich mich über die Angelegenheit geäußert, zu deren glücklichem Fortgange ich gratulire.

Den 9. Fuß der Höhe durften wir nicht ablehnen, weil wir uns sonst wegen der Wirkung verantwortlich machten.

Daß Hr. Hofrath Hirt in dieser Sache assistirt, ist höchst wünschenswert und erfreulich. Grüßen Sie mir den wackeren Freund recht vielmals.

Zu der Giustinianischen Gallerie und andern guten Kunstwerken ist Berlin Glück zu wünschen. Der Katalog ist zu mir gekommen und frischt mir und Hofrath Meyern die alten Erinnerungen an. Leider will die Hoffnung, nach Berlin zu kommen, sich nicht recht begründen.

Zwei Vischerische Apostel, von den meinigen, warten, in Jena bereits eingepackt, auf eine glückliche Fahrt. Ich hoffe, sie sollen in diesen Tagen abgehen. Des Künstlers kleines Bild ist mir von Nürnberg versprochen, sobald es ankommt, macht es sich auf den Weg. Setzen Sie es unter Ihre Laren als Zeugen eigener bedeutender Erzarbeit.

Mit der Rückseite jener Medaille bin sehr wohl zufrieden. Verzeihen Sie die Bemühung, die Ihnen dadurch zuwächst.

Gedenken Sie mein unter Freunden und lassen mich von Zeit zu Zeit den Fortgang Ihres bedeutenden Unternehmens erfahren.

Ergebenst
J. W. von Goethe.

Weimar, den 2. Juni 1816.

Hofrat Hirt, der in dem eben mitgeteilten Briefe erwähnt ist, war Archäologe und Kunstgelehrter und spielte im Berliner Kunstleben eine sehr wichtige Rolle. Mit Goethe unterhielt er, seit ihrem gemeinsamen Aufenthalt in Italien (1786 f.), Beziehungen, die infolge verschiedenartiger Auffassung in Fragen der Kunst und auch wohl infolge mancher persönlicher Eigenheiten des Berliner Gelehrten nicht immer ungetrübt waren. (Hirts Briefe mit einigen Antworten Goethes im Goethe-Jahrbuch Bd. XV.) Um so angenehmer berührt die hier ausgesprochene Anerkennung des alten Genossen. Die Absicht Goethes, nach Berlin zu kommen, war 1816 und in den folgenden Jahren, namentlich 1818, eine sehr feste, doch wurde sie gerade in dem letztgenannten Jahre endgültig aufgegeben. Zu einem solchen Besuch lockten besonders die in Berlin angesammelten Kunstschätze. Zu ihnen gehörte die Giustinianische Sammlung, die ihren Namen nach ihrem Sammler Marchese Vincenzo Giustiniani (17. Jahrhundert) führte, war 1802 nach Paris gekommen und gelangte von dort, nachdem freilich einige ihrer Schätze veräußert worden waren, 1815 nach Berlin. Jetzt bildet sie einen Teil des dortigen Museums.

Der am Anfange erwähnte Brief an Herrn von Preen, der dem unserigen in Abschrift beiliegt, behandelte und bejahte die Frage, ob die Statue neun Fuß hoch sein solle. Die Erhöhung — ursprünglich waren acht Fuß geplant — wurde besonders im Hinblick darauf befürwortet, daß die Statue von der Ferne aus einen nicht zu kleinen Eindruck machen sollte. Auch der folgende Brief hat es noch mit dieser Frage zu thun und bespricht einige Einzelheiten des Denkmals, die keiner weiteren Erklärung bedürfen.



Nach dem Kupferstich eines unbekannten Künstlers.

Henriette Schadow
geborne Rosenstiel
gestorben 2 September 1832.

4.

Hiebei sende Ew. Wohlgeboren die Zeichnung, sowie den Brief des Hrn. Hofrath Hirts zurück. Mit der bewegteren Stellung des Schutzgeistes und des Pferdes kann ich mich gar wohl befreunden, nur würd' ich dem erstern die kurze Waffe nicht in die Hand wünschen, welche gar wohl eine schützende und segnende Bewegung annehmen könnte. Wegen dem Uebrigen kann ich nicht eben so einig werden. Der ausführende Künstler hat darin allein zu entscheiden.

Die Engländer haben Herrn Fox eine Statue gesetzt, auch zu 9 Fuß und so wären wir denn außer aller Verantwortung.

Möge Peter Vischer glücklich angekommen seyn. Die beiden Apostel gehen von Jena nächstens mit Fuhrgelegenheit ab, die freilich sehr selten nach Berlin gefunden wird.

Mögen Sie die beiliegende kleine Besorgung gefällig übernehmen. Sobald ich die Muster habe, verschreib ich eine gewisse Anzahl solcher kleinen Schaumünzen.

Ich gehe zwar an den Rhein, wollen Sie aber, was allenfalls an mich zu richten ist, an meinen Sohn den Kammerrath adressiren, so wird derselbe das Weitere besorgen.

Ich wünsche indessen recht wohl zu leben und hoffe, gegen Michael zu vernehmen, daß Ihr Geschäft recht vorgerückt ist.

Mich zu geneigtem Andenken empfehlend

ergebenst

Goethe.

Weimar, den 10. Juli 1816.

Die Reise an den Rhein, von der Goethe im Vorstehenden spricht, war für die Entwickelung seiner Kunstansichten sehr wichtig. Sie veranlaßte ihn zur Begründung einer neuen Zeitschrift, am bekanntesten unter dem Titel „Kunst und Altertum“, die, fast ausschließlich von ihm und dem getreuen Meyer geschrieben, in einem der späteren Jahrgänge auch eine Würdigung des Schadowschen Blücherdenkmals enthielt.

Zum Verständnis einiger Stellen in dem folgenden Brief sei darauf hingewiesen, daß Goethe schon am 11. Juni 1816, in einem gleichfalls ungedruckten Billet, Schadow gebeten hatte, ihm Musterstücke von Medaillen zu besorgen, wie sie der Medailleur Loos in Berlin prägte; sie sollten in Weimar zur Verteilung an Kinder als Belohnung bei ihren Fortschritten dienen, andererseits auch



Standbild Blüchers in Rostock, errichtet 1819.

Goethes Sammlung bereichern. Die Sendung traf im Dezember 1816 in Weimar ein; den Dank dafür ließ Goethe durch Zelter am 26. Dezember aussprechen; am 27. schrieb er Schadow direkt den folgenden ausführlichen Brief:

5.

Ew. Wohlgeboren

erfreuliche Sendung kam genau zur rechten Zeit, sodaß mein Sohn auf eine heitere Weise mir solche mit anderen Freundesgaben zum Christgeschenk vorlegen konnte. Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank für dieses so wohlgerathene Werk und für die Bemühung, die Sie sich im Kleinen gaben, da Sie im Großen sehr viel zu thun haben. Bei einer Medaillensammlung wie die meinige, die sich von einigen hundert Jahren herschreibt, ist es immer eine angenehme Empfindung, wenn der Besitzer sein Bildniß auch mit anfügen kann, und zu diesem Zwecke sind die Erzgüsse höchst schätzenswerth und doppelt sind sie es, weil Ew. Wohlgeboren Kunst und Geschmack hier so freundlich mitgewirkt hat.

Da aber die eigentlichen Vorzüge der Arbeit in Wachs freilich deutlicher in die Augen fallen, so wollte Ew. Wohlgeboren ersuchen, mir von dem Porträt einige Wachsgüsse zu verschaffen und zwar in Rahmen und unter Glas; dergleichen Einfassungen werden in Berlin sehr sauber gemacht, wie ich an den Porträten des geschickten ... öfters gesehen habe. Die Auslagen bitte mir gefällig zu notiren, damit ich nicht gar zu tief in Schuld gerathe. Hrn. Hofrath Hirt danken Sie schönstens für das glückliche Motto. Da ich selbst Freunden, Münz- und Kunstlustigen dieses Rund anzubieten gedenke, so wäre ein naives Wort der Art sehr wünschenswert.

Für Ihren früheren Brief vom 12. November a. c. danke aufs verbindlichste; es war mir höchst merkwürdig zu sehen, mit welchen Gegenständen sich die Künstler abgeben, und daß doch noch manches Vernünftige darunter ist; der Unsinn nach Dante ist mir auch willkommen, denn man wird nach und nach einsehen lernen, wohin uns falsche Wege führen.

In meinem zweiten Rhein- und Main-Heft, welches sich auch wohl bis an die Donau und Spree, ja in alle Flußregionen Deutschlands begeben möchte, wünschte etwas über das Blüchersche Monument zu sagen. Mögen Sie mir anzeigen, wie weit das Geschäft gediehen ist, und was Sie davon öffentlich ausgesprochen wünschen.

Von Breslau aus hat man auch bei mir wegen eines ähnlichen Monuments angefragt; ich habe die Freunde an Ew. Wohlgeboren gewiesen. Ist wohl etwas deshalb an Sie gelangt?

Einen Abguß von der Medaille den Michel Angelo vorstellend erhalten Dieselben sogleich, wenn ein geschickter Gypsgießer vorhanden ist, der uns seit Weißens unglücklichem Tode völlig abgeht.

Kann ich zu dem diesjährigen Künstlerfeste nichts leisten, so schicke künftig etwas. Mich vielmals dankbar empfehlend

ergebenst

Goethe.

Weimar, den 27. Dezember 1816.

Die letzten Worte des eben mitgeteilten Briefes beziehen sich auf Goethes bekanntes Künstlerlied „Zu erfinden, zu beschließen“, das ursprünglich die Überschrift führte: „Dem edlen Künstlerverein zu Berlin, Epiphanias 1816.“ Da er am 27. Dezember noch nicht wußte, ob ihm etwas gelingen würde, am 1. Januar 1817 aber Zelter bereits meldete, daß er das Lied an Schadow geschickt habe, so müßten wir schon aus diesen Daten die Entstehung des Liedes genau auf die letzten Dezembertage 1816 fixieren; jetzt wird durch Goethes Tagebuch (Eintragungen vom 27. und 28. Dezember 1816) das Datum genau bestimmt. — Das Blücherdenkmal in Breslau wurde gleichfalls Schadow übertragen und steht auf dem dortigen Blücherplatz.

In dem folgenden Jahre 1817 ruhte der Briefwechsel nicht ganz. Zwei kleine Billete, gleichfalls ungedruckt, sind erhalten. In dem ersten vom 29. Januar frug Goethe nach den Fortschritten der Arbeit und dankte für einen Brief des Herrn von Preen. Für eine Sendung der „wohlgerathenen Abgüsse“ dankte Goethe am 28. Februar und stellte baldige Zahlung in Aussicht. „Ich und mein Sohn,“ schrieb er ferner, „wün-

schen alles häusliche Glück der neuen Verbindung; Letzterer ist überzeugt von dem Antheil, den Sie an der seinigen nehmen." Goethes Sohn hatte sich verheiratet; Schadow hatte seine zweite eheliche Verbindung geschlossen.

Die ins Jahr 1817 fallende dritte Säkularfeier des Reformationsfestes, die Goethe mannigfach erregte, wurde auch in Berlin begangen. Schadow sandte Goethe eine dort für jenes Fest geprägte Medaille, für die Goethe dem Übersender am 1. Dezember durch Zelter zunächst danken ließ. Dann aber sprach er Schadow direkt durch folgenden Brief seinen Dank aus:

6.

Ew. Wohlgeboren

haben mir mit der Sendung der herrlich geprägten Luthers viel Freude gemacht. Meine Schuld konnte ich noch nicht abtragen, die Medaille liegt in Weimar, und ich bin seit jener Zeit in Jena, auch war bei einigen der Preis nicht beigedruckt. Mögen Sie mir gefällig sagen, was ich zu entrichten habe, es soll sogleich erfolgen.

Doch wäre ich vielleicht noch länger in Ihrer Schuld geblieben, wünschte ich nicht in meinem verspäteten dritten Heft: Kunst und Alterthum jenen früheren Aufsatz nunmehr zu bringen, wobei ich dann umständlich und genau sagen möchte, wie weit etwa Ostern Ihr großes Geschäft gelangt sein kann. Lassen Sie mich Alles wissen, was Sie wünschen, daß das Publikum erfahre.

Meine Gedanken besuchen Sie immer in Berlin. Zwei Besuche meines ältesten und jüngsten dortigen Freundes, derer Herren Hirt und Schulze, haben mir für den Augenblick doppelte Anregung gegeben, als wenn ich Sie allerseits besuchen müßte. Möge mir ein solches Frühjahr herankommen, daß dieser Wunsch nicht blos ein Traum bleibt. Erhalten Sie mir ein freundliches Andenken.

Ergebenst

Goethe.

Jena, d. 16. Jan. 1818.

Der Plan Goethes, nach Berlin zu kommen, von dem schon oben gesprochen wurde, blieb wirklich ein Traum. Von Hirt, der unter den Berliner Besuchern genannt wird, ist schon oben das Nötige gesagt; Chr. L. F. Schultz (nicht Schultze) in Berlin, Geheimer Oberregierungsrat, geboren 1781, gestorben 1834, stand seit 1814 mit Goethe in brieflichem, durch mehrfache Besuche, die er in Weimar abstattete, auch in persönlichem Verkehr (der Briefwechsel ist gedruckt Leipzig 1852).

Was Goethe zu diesem hohen Staatsbeamten hinzog, der übrigens von einem tragischen Geschick verfolgt wurde und im besten Mannesalter starb, war dessen lebhaftes Interesse und sein mutiges Eintreten für Goethes optische Versuche und seine Farbenlehre, die sonst bei den Gebildeten großer Gleichgültigkeit, bei den Fachleuten ungeteilter Verkennung und Verachtung begegneten. Der folgende Brief bezieht sich wieder ausschließlich auf das Blücherdenkmal, das besondere Thema unserer Briefe:

7.

Ew. Wohlgeboren

erhalten hierbei mit vielem Dank meine rückständige Schuld und wünsche, daß diese Sendung Sie in gutem Wohlsein antreffen möge. Für die Notiz, die Sie mir wegen Vorbereitung des Gusses geben, bin ich höchlich dankbar. Es ist sehr interessant zu sehen, wie eine solche Technik sich aufklärt und erleichtert. Wie gern möchte ich von diesem bedeutenden Geschäfte mich persönlich belehren. In meinem dritten Heft von Kunst und Alterthum gab ich diesmal nur die allgemeine Einleitung des Unternehmens, wie man von der Arbeit selbst und von der Ausführung dem Publikum Kenntnis giebt, wird erst zu überlegen sein.

Mit besten Wünschen und im Vertrauen auf Ihr fortgesetztes Wohlwollen

ergebenst

Goethe.

Weimar, den 2. März 1818.

Der Aufsatz, den Goethe hier erwähnt, führt den Titel: „Blüchers Denkmal" und wurde zuerst gedruckt in „Über Kunst und Altertum" 1. Bd., 3. Heft, S. 103 ff. Eine Fortsetzung, die Goethe in dem folgenden Briefe in Aussicht stellte, erschien als „Auszug eines Schreibens" daselbst 2. Bd., 1. Heft, S. 172 ff.

8.

Ew. Wohlgeboren

begrüße zum Schönsten durch einen alten geprüften Freund, den Herrn Dr. Seebeck, welchem Sie gewiß gern einige Blicke in die Thätigkeit Ihrer Werkstätten vergönnen mögen.

Darf ich zu gleicher Zeit Sie ersuchen, mir gefällig anzuzeigen, auf welchen Punkt der Ausführung die Statue unseres Helden gelangt ist, so würde in dem vierten Stück meiner Zeitschrift davon gebührend Erwähnung thun.

Wie sehr wünschte persönlich von dem allen überzeugen zu können, leider trübt sich die Aussicht, die ich hatte, Sie diesen Sommer zu besuchen. Eine Reise nach Carlsbad ist unerläßlich. Was der Herbst geben kann, müssen wir erwarten. Bleiben Sie, wie dem auch sei, meines aufrichtigen ununterbrochenen Antheils gewiß.

Ergebenst

Goethe.

Jena, den 21. Juni 1818.

Während in allen bisher mitgeteilten Briefen nur der Name der Unterschrift und höchstens das voranstehende Respektwort von Goethe selbst geschrieben ist, ist hier auch die Adresse eigenhändig: „Des Herren Direktor Schadow Wohlgeb. Berlin.“ Der Dr. Seebeck, der als Überbringer des Briefes genannt wird, einer der naturwissenschaftlichen Freunde Goethes, der ihn wenigstens anfangs in seinen Arbeiten und Kämpfen auf dem Gebiete der Farbenlehre unterstützte, war Thomas Seebeck (1770 bis 1831), der von 1802 bis 1810 in Jena lebte und seit 1818 Berlin als Mitglied der Akademie der Wissenschaften angehörte. Er erwarb sich durch seine Entdeckung der entoptischen Farben großen Ruhm (1813).

Der folgende Brief handelt wieder von dem Blüchermonument, auch von einzelnen anderen Kunstwerken, die so deutlich und genau beschrieben werden, daß sie keiner weiteren Erklärung bedürfen.

9.

Ew. Wohlgeboren

sehr willkommenes und erfreuliches Schreiben vom 7. Nov. v. J. schließen Sie mit den Worten: „an die schöne Medaille von Michel Angelo denkend“ und diese sind schuld, daß erst so spät wieder ein Lebenszeichen von mir zu Ihnen gelangt.

Als Künstler werden Sie gewiß dem Liebhaber und Besitzer eine gewisse Pedanterei und Philisterei verzeihen. Ich hatte früher einige sehr ärgerliche Fälle erlebt, welche mich gegen das Abgießen von älteren Dingen sehr apprehensiv machten; wie sehr ich aber wünschte, Ihnen das wirklich schätzbare Kunstwerk des Leo von Arezzo zum Andenken unseres plastischen Urältervaters in Abguß zu überliefern, ersehen Sie daraus, daß ich nicht eher ruhen konnte, als bis sich Jemand fand, dessen Gewissenhaftigkeit ich diesen bleiernen Schatz anzuvertrauen geneigt wäre. Nun erhalten Sie einen Abguß des Kunstwerks, das mir durch Ihre Aufmerksamkeit doppelt werth geworden ist. Dem blanken und farbigen Exemplar lege zur Vergleichung noch ein größeres Medaillon von dem verdienstvollen Varin gefertigt (bei), wahrscheinlich nach derselben Münze; wie weit aber bleibt solches gegen dem Original zurück. Die Abgüsse einiger geschnittener Steine, die sich seit kurzem bei mir eingefunden, lege bei; auch diese Miniaturen sind dem Künstler sehr ergötzlich.

Mögen Sie mir nächstens weitere Nachricht geben, wie unser guter Blücher fernerhin ausgearbeitet wird, so erzeigen Sie mir eine wahre Freundschaft. Nachdem die Sorge für den Guß überstanden ist, so möchte ich doch auch nun gern im Zusammenhang bleiben, wie Sie zur Vollendung vorschreiten. Mögen Sie mich auch Herrn von Preen, dem ich auch eine Dankantwort schuldig bin, gelegentlich empfehlen, so verbinden Sie mich aufs Neue.

Sagen Sie mir doch auch: was haben Sie von den Abgüssen Elginischer Marmore in Berlin? Wir haben uns hier einstweilen mit Kreidezeichnungen in wirklicher Größe, sehr brav von Haydons Schülern gearbeitet, begnügen müssen, da denn zwei von den Engländern sogenannte Fates, eine in der andern Schooße ruhend, von dem größten Werthe sind. Jeden Kunstfreund wird es freuen, daß der Plastik hierdurch neuer Succurs zukommt, da sich die Malerei, aus




Nach der Federzeichnung des Professors Kolbe.

Metallographie von F. Silber in Berlin.

frömmelndem Jammer, weder theoretisch noch practisch so leicht erholen kann.

Von Ihrem Jahresfeste habe durch Gubitz und sonst manches Erfreuliche vernommen. Wenn ich nicht selbst Einiges beigetragen, verzeihen Sie, Andrang und Zersplitterung vermehren sich in den Jahren, wo Ruhe und Einigung das Nöthigste wäre.

Erhalten Sie mir ein geneigtes Andenken und grüßen die Freunde.

Goethe.

Weimar, den 11. März 1819.

Die Sendung folgt nach.

Das Fest, von dem in den letzten Worten des vorstehenden Briefes ein Wort gesagt ist, war das Jahresfest des Künstlervereins (Januar 1819), über das die Berlinischen Korrespondenten Goethes (Schultz, Zelter) schweigen. Es war nach Schadows Zeugnis (Kunstansichten, S. 173) das gelungenste aller Feste; auch die Kolbeschen Transparentgemälde zu Goethes Gedicht kamen wieder zur Verwendung. Der darüber berichtende F. W. Gubitz, Holzschneider und fleißiger Schriftsteller auf mannigfachen Gebieten, ist vielleicht am meisten durch die jahrelang von ihm herausgegebene Zeitschrift „Der Gesellschafter" bekannt.

Die „Elginischen Marmore", von denen gleichfalls die Rede ist, the Elgin marbles, hauptsächlich vom Parthenon in Athen durch Lord Elgin 1816 angekauft und dem Britischen Museum einverleibt, wurden durch Abgüsse überallhin verbreitet. Goethe interessierte sich lebhaft dafür, wie zahlreiche Erwähnungen in Aufsätzen und Briefe bekunden.

Im Sommer 1819, am 26. August, wurde Schadows Blücherdenkmal in Rostock enthüllt. Der Künstler war selbst hingereist, erkrankte aber schwer, so daß der „Hamburgische Korrespondent" bereits die Nachricht von seinem Tode verkündete. Goethe erfuhr, wie er im nächsten Briefe meldete, die Berichte über Krankheit und Genesung zu gleicher Zeit. Sein lebhaftes Interesse an dem Berliner Künstler bekundete Goethe auch durch die an Zelter (7. Oktober 1819) gerichteten Worte: „Sage mir ja von dem Befinden Schadows das Genaueste. Er war ganz nahe daran, daß er noch vor seinem gefeierten Helden hinabgestiegen wäre; freilich ist ein solches Unternehmen zwischen Berlin und Rostock schwieriger als mitten in Paris." Da Zelter nicht bald antwortete (sein nächster Brief ist erst vom 23. Januar 1820), so schrieb Goethe an Schadow direkt:

10.

Des Herrn Kammerherrn von Preen thätige Sorgfalt hatte mich brieflich von Ew. Wohlgeboren Gesundheits-Besserung und zu hoffender völliger Wiederherstellung früher unterrichtet, als jene übereilte Nachricht in das den Zeitungen meist unzugängliche Böhmen hineindringen konnte. Ich weiß ihm also nicht genug zu danken, daß er mir einen so großen Schrecken und manche Tage des höchsten Leidwesens ersparte. Denn was hätte mir trauriger begegnen können, als wenn Sie ein Opfer so vieler geistiger und körperlicher Bemühungen hätten werden sollen. Möge das Alles zur Vorbedeutung langen Lebens und voller würdiger Thätigkeit gedeihen!

Bisher nun habe ich durch Freunde Ihre zunehmende Genesung vernommen und wünschte gegenwärtig unmittelbar von Ihnen oder den Ihrigen deshalb gewisse und umständliche Versicherung zu erhalten.

Zugleich muß ich meinen treulichsten Dank abstatten für die geneigte Weise, mit welcher Sie meiner in Ihrem Programme gedenken. Mit einem Künstler von so sicheren Grundsätzen und geprüfter, die Erfahrung so mancher Jahrhunderte redlich verehrender Denkweise ward freilich nicht schwer übereinzukommen: denn Alles beruht ja auf den Maximen, wonach man seine Handlungen und Arbeiten einrichtet; treffen Künstler und Kunstfreunde hierin zusammen, so ist das Ziel schon so gut als erreicht, weil man sich über die Mittel gewiß verständigen wird.

Ist man übrigens von der artistischen und technischen Schwierigkeit eines solchen Unternehmens durchdrungen, so sieht man es fast als ein Wunder und Märchen an, daß dergleichen bei uns zuletzt doch vollkommen gelingen könnte. Nehmen Sie daher meinen Glückwunsch und die ausgesprochene Hoffnung, daß es mit allen ähnlichen Ihren Unternehmungen noch lange Jahre gleich günstigen Gang und Vollendung haben möge.

Wie ich denn auch vom ferneren Gelingen Ihres Luthers unterrichtet sein möchte.

Wobei bemerke, daß in Paris eine schöne Medaille auf das Jubiläum geprägt worden. Sollten Sie solche noch nicht besitzen, oder sie für einen guten Freund wünschen, so steht ein Exemplar zu Diensten.

Mein Andenken in Ihrem Kreise zu erhalten bittend

treulich ergeben
J. W. v. Goethe.

Weimar, den 27. October 1819.

Das vorstehende Schreiben ist das letzte, das Goethe an Schadow richtete und, soweit bekannt, überhaupt das letzte Zeichen eines direkten Verkehres zwischen Künstler und Dichter. Gelegentlich, indessen nicht so häufig, wie man erwarten sollte, berichten andere Berliner Korrespondenten über des rastlosen Bildhauers Thätigkeit.

Der Grund des Aufhörens der Korrespondenz ist nicht etwa in einer Mißstimmung zu suchen. Der Verkehr klingt vielmehr friedlich aus. Schadow, der nicht ohne Bedenken an Goethe herangegangen war, hatte sich ihm freudig angeschlossen. „Schon die Fassung der Briefe," sagt H. Grimm, „läßt erkennen, wie bei Schadow, je länger er mit Goethe in nun intimerm Verkehre stand, der Respekt vor dessen Person und Einsicht zunahm, die zuletzt in ehrfurchtsvolle Bewunderung überging." Der Grund des Aufhörens ist vielmehr ein doppelter. Er liegt erstens darin, daß mit der Vollendung des Blücherdenkmals die unmittelbare Veranlassung des Briefwechsels fortgefallen war, zweitens darin, daß Goethe sich damals enger an Rauch anzuschließen anfing und dadurch des älteren Berliner Meisters mehr vergaß.

Schadow, der Goethe um fast ein Menschenalter überlebte, wahrte die Erinnerung an ihn. Mit seinem etwas seltsamen Altersstil verzeichnete er in seinen „Kunstansichten" (S. 261): „Einen herben Verlust erlitt die ganze civilisierte Welt am 22. März 1832 durch den Tod des Herrn von Goethe. Seine Erzeugnisse als Dilettant in der Kunst, mehr noch freilich seine Schriften, werden ihn auch dem ausübenden Künstler unvergeßlich und unentbehrlich machen."

(Schluß folgt.)






Von

**Julius Lessing.**

---

Die elektrischen Beleuchtungskörper, welche wir in den Abbildungen bringen, sind bis auf wenige Ausnahmen amerikanischer Herkunft. Sie stellen einen Teil der Sammlung dar, welche im Auftrage der königlich preußischen Staatsregierung bei Gelegenheit der Weltausstellung in Chicago erworben und zunächst im Kunstgewerbemuseum zu Berlin ausgestellt worden ist.

Die Abbildungen (sämtlich im Verhältnis von 1:10) werden mehr, als es die bisher erstatteten Berichte ermöglichten, eine Vorstellung von der außerordentlichen Mannigfaltigkeit und der Originalität dieser Arbeiten geben.

Wenn es sich bei diesen Beleuchtungskörpern um weiter nichts handelte, als um einige erfreuliche Einfälle in der Gestaltung oder lobenswerte Ausführung der Einzelheiten, so würde es kaum lohnen, sie als besondere Gruppe vorzuführen; aber diese Körper bezeichnen deutlicher als irgend eine andere Gruppe kunstgewerblicher Arbeiten einen Wendepunkt in der Entwickelung unserer Formenwelt.

An sich ist es schon bemerkenswert genug, daß wir uns veranlaßt sehen, in Amerika kunstgewerbliche Erzeugnisse zur Belehrung unserer Heimat aufzusuchen. Bisher waren wir gewohnt, von Amerika, außer Rohmaterial, nur die eigentlich technischen Maschinen zu erhalten, Nähmaschinen, Ackerbaugerät, Schreibmaschinen und ähnliches mehr; aber alle Gebiete, in welchen Ansprüche auf künstlerische Form erhoben werden, galten als Erbgut des alten Europas, dessen Erzeugnisse die unentwickelten Staaten jenseit des Oceans mit schwerem Gelde zu erwerben hätten. Man hatte sich allerdings schon daran gewöhnen müssen, daß einzelne hervorragende Fabrikanten, wie der Goldschmied Tiffany, durch ganz eigenartige Arbeiten mit Europa in Wettbewerb traten; aber diese Arbeiten galten als Besonderheiten, mit Hilfe von Italienern und Japanern für unerschwingliche Preise hergestellt. Nun tauchen aber plötzlich auf kunstgewerblichem Gebiete ganze Industrien auf mit eigentümlichen Formen, die uns gefallen mögen oder nicht, die aber jedenfalls Beachtung erheischen, da sie einen festen Platz im Erwerbsleben einnehmen, sich an Stelle des europäischen Importes in Amerika setzen und bereits anfangen, ihren Weg nach Europa zu finden. Holzstühle, Schreibtische, Aktenständer, Stellwände, Korbmöbel haben feste Verkaufslager in England und dringen bereits nach Deutschland vor. Zu diesen Gruppen werden sich

demnächst die elektrischen Beleuchtungskörper gesellen.

Wann diese Vorgänge für die Handelsbilanz eine ernsthafte Bedeutung gewinnen werden, wird sich rechnungsmäßig nachweisen lassen. Etwas verwickelter ist die Frage, welche geistige Bewegungen dahin führen konnten, daß uns, dem bildungssatten Europa, aus dem künstlerisch unentwickelten Amerika wünschenswerte Kunstformen zuströmen können.

Figur 1.

Für die Beantwortung dieser Frage ist die Gestaltung der Beleuchtungskörper eine Erscheinung, an welcher alle Symptome des Vorganges besonders klar hervortreten.

Das Kunstgewerbe Europas lebt seit Jahrzehnten von Ausgrabungen aus der Schatzkammer seiner Väter. In kurzen Zwischenräumen proklamiert man einen anderen Stil als mustergültig, Renaissance, Barock, Louis XIV, Rokoko, Louis XVI, Empire, und alle Kunstfertigkeit legt es darauf an, mit möglichster Genauigkeit bis in die Quasten und Nagelknöpfe hinein die Formen der gerade bevorzugten Periode nachzuahmen. Ganz ohne Änderungen geht es nicht ab, da Lebensgewohnheiten, Technik und Material sich mannigfach geändert haben; aber aus lauter Stilgefühl duldet man ja sogar Möbelformen, die direkt unbequem sind, oder zwängt neue technische Erfindungen in Formen, welche ihre Entwickelung hemmen.

So wird der ererbte Schatz, auf den wir so stolz sind, zur hemmenden Last, die „Wohlthat wird Plage", das „Weh dir, daß du ein Enkel bist!" zum Fluch des lebendigen Schaffens. Und um mit Goethe weiter zu reden:

> Amerika, du hast es besser,
> Als unser Kontinent, der alte,
> Du hast keine verfallene Schlösser
> Und keine Basalte.
> Dich stört nicht im Innern
> Zu lebendiger Zeit
> Unnützes Erinnern
> Und vergeblicher Streit.

Daß Amerika — wir sprechen hier selbstverständlich nur von dem eigentlichen Kulturland, den Vereinigten Staaten — in diese Vorteile jungfräulich frischen Gedeihens nicht sofort eintreten konnte und auch jetzt nicht vollständig eintreten kann, hat seinen guten Grund in dem festen Zusammenhang seiner Bildung mit der europäischen, sowie in der andauernden Einführung europäischer Kräfte und Erzeugnisse. Soweit Amerika Kunstformen nötig hat, deren Voraussetzungen dieselben sind wie in Europa, wird es dieselben zunächst von dem besser vorgebildeten Europa beziehen, seien es nun Washington-Monumente, Monumentalbrunnen oder bronzene Standuhren, Kirchengewänder, Porzellane und Spitzen.

Sobald aber andere Ansprüche an die Form entstehen — wie bei den Stühlen und Schreibtischen —, wenn andere Techniken mitsprechen — wie bei den in Maschinenarbeit hergestellten Möbeln —, oder wenn gar völlig neue Materialien zu verarbeiten sind — wie die elektrischen Flammen —, so hat der Kulturboden europäischer Tradition keine Bedeutung, und das amerikanische Reis sproßt frei in dem Neuland auf.

Für diesen eigentümlichen Vorgang ist gar nichts lehrreicher als eben die Betrachtung der Beleuchtungskörper. Es wäre eine über-

aus lohnende Aufgabe, eine Geschichte dieser Körper durch die Jahrtausende menschlicher Kultur zu verfolgen. Hier tritt uns zuerst bei der Lampe die verblüffende Erscheinung entgegen, daß die Menschheit mindestens viertausend Jahre lang sich damit begnügt hat, das Öl aus einem kleinen Napf mittels eines freiragenden Dochtes zu brennen; Alexander in Babylon, Nero in seinem goldenen Hause, Papst Leo in Raphaels Stanzen hatten technisch nichts Besseres als die Küchenlampe, wie sie bis 1860 noch in Deutschland üblich war. Daneben tritt dann schon im Altertum die Wachskerze, welche sich technisch auch nicht verändert. Und nun bedenke man, was die letzten hundert Jahre alles gebracht haben! Bei der Öllampe die Zuführung des Öles unter Druck, die Zuführung der Luft durch den Cylinder, die Stellbarkeit des Dochtes, die nach außen abblendenden und nach unten reflektierenden Schirme, sodann das Petroleum mit seinen jährlich sich verbessernden Brennern, das Ligroin ꝛc., das Paraffin, sodann das Gas und schließlich das elektrische Licht, das Bogenlicht und das Glühlicht.

Figur 2.

Figur 3.

Jede dieser neuen Beleuchtungsarten hat ganz bestimmte Grundbedingungen in der Zuführung des Brennstoffes, in der Dichtigkeit, Größe und Richtung der Flammen, in Schwere oder Leichtigkeit der nötigen Leuchtkörper: man sollte meinen, daß die Kunst sich mit freudiger Begeisterung der Aufgabe hätte zuwenden müssen, jeder solchen strahlenden neuen Erscheinung, deren Wert für das Leben man so lebhaft empfand und deren Betrieb so kolossale Summen in Bewegung setzte, ein entsprechend festliches Gewand zu geben. Aber was ist geschehen? Seit 1850 sind wir in einem wahren Fieber von kunstgewerblichem Bildungstrieb, seit 1850 sind wir von Kerzen und Öl zum Petroleum, sodann zu Gas, sodann zu elektrischem Licht übergegangen, aber der Kunstbetrieb Europas hat keine neue Form zu erfinden vermocht und hat sich fast ausnahmslos damit begnügt, die alten Formen Louis XIV, Louis XV, Louis XVI ꝛc. den neuen Flammen leidlich anzupassen, oder noch öfter die neuen Flammen in die alten Formen hineinzuzwängen.

Die traditionellen europäischen Beleuchtungskörper sind für die Öllampe oder für die Kerze berechnet, in beiden Fällen ist der Brennstoff für jede Flamme abgesondert, so daß man den Ständer für die Lampe oder den Träger für die Kerze je nach Bedürfnis und künstlerischem Belieben gestalten kann. Für die kleine antike Lampe genügt der schlanke Schaft der pompejanischen Kandelaber, für die schweren Wachskerzen der mittelalterlichen Kirchen muß ebenso wie für die großen Feuerbecken der Antike der Kandelaberschaft fest und wuchtig sein. Ob der Schaft rein ornamental, ob mit Figuren durchsetzt ist, ob gerade oder geschweift, das richtet sich nach Ort und Zeitgeschmack.

Figur 4.



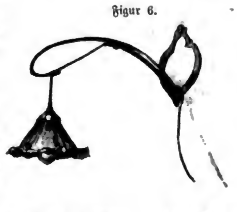
Sollen mehrere Flammen zu gemeinsamer Ausstrahlung vereinigt werden, so verzweigt sich der Kandelaber, auch erhalten mehrere Lampen ein gemeinsames Becken.

Figur 5.



Ebenfalls in das Altertum zurück reicht das Motiv der Hängelampen, die zu einem Kronleuchter vereinigt werden; der horizontale Reif (öfters auch ein Kreuzholz) hängt an der Decke und muß senkbar sein, um die Kerzen befestigen oder die Lampen frisch füllen zu können. Dieser Kronleuchter wird der Mittelpunkt des Zimmerschmuckes, an

festlichen Tagen wird er mit Blumen und Binden verschönt, Gewinde gehen von ihm aus zeltartig zu den Wänden des Gemaches. In der christlichen Kirche bleibt der frei schwebende Lichterkranz; von mystischem Glanze umflossen, ist er wie ein Mauerkranz gestaltet, die Lampen sind Türme, auf den Zinnen brennen Kerzen, er ist das Sinnbild des himmlischen Jerusalems, das hoch über den Häuptern strahlt. Auch in der weltlichen Kunst bleibt dem Hängeleuchter ein poetischer Glanz; an den Reifen schlingen sich seltene Geweihe und seltsame Figuren, die „Leuchterweibchen", mit Wappen und symbolischem Schmuck. Bis in die gotische Periode hinein überwiegt der flach liegende Reifen. Daneben entwickelt sich das Motiv des herabhängenden Schaftes mit Zweigen. Zuerst ist der Schaft ziemlich starr, in ihn eingefügt sind offene Kapellen mit Figuren, die Zweige sind in scharfen Winkeln angesetzt. Man will die Kerzen — die Lampen scheiden aus den vielflammigen Hängeleuchtern aus — in mehreren Reihen haben, hierfür lassen sich die Zweige leicht anordnen.



Figur 6.

Figur 7.

Diese Grundform bleibt bestehen, die Renaissance giebt dem Schaft die bewegte Balüsterform, die Arme sind geschwungene Ranken, nach antikem Vorbild aus Akanthus und aus phantastischen Tierleibern gebildet.

Einen wichtigen Fortschritt bezeichnet die blanke (holländische) Messingkrone des siebzehnten Jahrhunderts mit dicken spiegelnden Kugeln im Schaft und langgeschweiften, mit Reflektoren besetzten Armen, die ein herrliches Lichterspiel geben. Die Spätrenaissance, das Barock ändern die einzelnen Ornamentformen, aber nicht den Typus. Frankreich unter Louis XIV führt statt des Messings die Goldbronze ein, das Rokoko bringt ein lebendigeres Wachstum und die Durchschlingung der Zweige, man fügt Glasbehang, Porzellanblumen hinzu, aber das Grundmotiv — starker balüsterartiger Mittelschaft und Zweige — bleibt unverändert.

Jeder dieser Kronleuchter ist in seiner Wirkung erst vollständig, wenn die schlanken weißen Kerzen auf ihm stehen.

Der Klassicismus im Anfange unseres Jahrhunderts führt noch einmal auf die antike Form des horizontalen Ringes zurück. Die neue Konstruktion der Lampen, welche aus einem Ring unter besonderem Druck ihr Öl empfangen (für den Tisch in der Astrallampe ausgebildet), wird von Schinkel künstlerisch in den Kronleuchtern des Schauspielhauses und der Singakademie zu Berlin verwertet. Dies ist aber der einzige mir bekannte Fall einer selbständigen Schöpfung. Im übrigen bleibt man durch ganz Europa bei den Formen des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts. Die Entwickelung der Tischlampe können wir hier nicht verfolgen, das schwere mit Mechanismus belastete Becken bedarf eines besonderen Fußes, aber auch hier begnügt man sich zumeist mit den alten Formen des Balüsters oder der Vase.



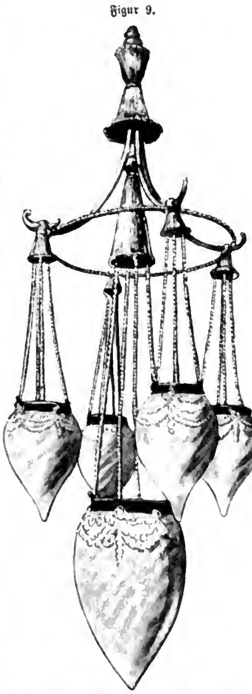
Figur 8.

Um 1850 tritt das Gas seinen schnellen Siegeszug an. Da es an bestimmte Zuführungsstellen möglichst nahe der Mauer gebunden ist und sein Licht weithin strahlt, so bekommt der Kronleuchter und der Wandarm eine Bedeutung weit über alles frühere Maß hinaus. Es ent-

wickelt sich eine Industrie mit gewaltigem Betrieb, die technisch sehr Verdienstliches bringt, z. B. die Kronleuchter mit der senkbaren Lampe in der Mitte. Aber das künstlerische Ergebnis ist verzweifelt gering. Man bleibt bei dem alten Lüstre mit Stamm, Zweigen und Kerzen. Daß hier Luft brennt, daß die Zuleitungen Röhren sind, wird unterschlagen. Auf dreiviertel des Weges kommt die alte holländische Messingkrone mit ihren röhrenartigen Armen der Aufgabe entgegen, das Modell wird auch mit Vorliebe benutzt, aber der Rest der Aufgabe, statt der Kerzen ein neues Ausstrahlungsmotiv zu schaffen, bleibt unerledigt, die Kerzen werden beibehalten, in Porzellan erlogen, zumeist sogar mit den großen Lichtertellern, die kein Wachs mehr abzufangen haben, aber nach wie vor ihren Schatten werfen.

Sehr bequem lag die Aufgabe, Gaskronen zu bilden, dem Schmiedeeisen, welches die Röhren als Gerippe benutzen und mit tragenden Gliedern und Schnörkelwerk verbinden kann. Leider ist die Farbe des Eisens für Beleuchtungskörper nicht geeignet. Bemalung und Vergoldung helfen ein wenig, geben aber auch nicht den rechten Glanz. Einen sehr schönen Kronleuchter dieser Art hat Emanuel Seidl in München geschaffen, einen einfachen Reifen mit phantastischen Blütenzweigen umwunden. Ähnliche Formen hätten sich in Messing herstellen lassen, aber man hat diese Möglichkeit nur selten benutzt. Beachtenswert sind die 1866 von Kolscher erfundenen Gaskronleuchter im Rathause von Berlin. Ein gutes Beispiel der Entwickelung aus der Gasröhre heraus bietet trotz seiner Porzellankerzen der amerikanische Kronleuchter Figur 1.

Figur 9.



Über dreißig Jahre dauerte die Herrschaft des Gases in der Industrie. Die durch das Gas bedingte Vorliebe für Kronleuchter hat den Kronleuchtern für Kerzen nicht geschadet, hat eher ihre Einführung begünstigt, da ein Zimmer ohne Kronleuchter kaum noch für vollständig gilt.

Seit etwa zehn Jahren haben wir nun das elektrische Licht. Zunächst kam die große Bogenlampe, deren übermächtige Lichtquelle nur für öffentliche Räume verwendbar ist und wie ein schwebender Feuerball kaum eine andere künstlerische Ausbildung erfahren wird, als daß man das Aufhängegerüst ausstattet. Wir sind hierbei genau bei den Bedingungen der alten Hängelaterne angelangt, nur daß man das Gestänge noch etwas höher führen muß. An den neuen Brücken Berlins ist das Motiv unter Einfügung von Figuren und symbolischen Tieren ganz verständig, aber zu schwer und massig ausgebildet.

In das Wohnhaus hat das elektrische Licht erst mit der Erfindung des Glühlichtes Eingang gefunden. Jedermann kennt die birnenförmigen Gläser, welche die feine glühende Faser einschließen. Von der Größe einer mächtigen Tafelbirne bis zu dem Rund einer Erbse läßt sich der unvergleichliche Lichtkörper gestalten. Er ist an keine Richtung gebunden. Während alle bisherigen Flammen sich senkrecht entfalten, läßt sich

die elektrische Birne nach Belieben seitwärts und nach unten strecken. Die Birnen bedürfen keiner starken Stämme und Äste, um sie zu tragen, keiner festen Röhren, um die Leuchtkraft zuzuführen, es genügt ein dünner schmiegsamer Draht, den man mit größter Leichtigkeit überall hinleiten kann. Die Flammen bedürfen keines Schutzes gegen Wind oder Zugluft, man kann sie an jeder Stelle, zwischen Thüren und Fenstern anbringen. Die Flammen entwickeln keinerlei Art von Ruß und nur eine mäßige Hitze, so daß sie hart neben empfindlichen Materialien stehen können. Sie entziehen der Luft keinen Sauerstoff, so daß ihre Zahl unbeschränkt ist; sie bedürfen auch der Luft nicht, so daß sie in verschlossenen Kästen glühen können. Sie brauchen nicht einzeln angesteckt oder geputzt zu werden, so daß sie sich an völlig entlegenen Stellen des Raumes befinden dürfen.

Figur 10.

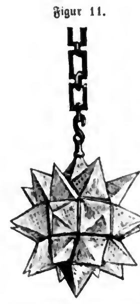
Welche Fülle von neuen herrlichen Eigenschaften! Fast alle Erschwerungen, welche die Gestalt und die Anbringung der alten Beleuchtungskörper bedingten, sind fortgefallen; man hätte meinen sollen, daß die Industrie der elektrischen Beleuchtungskörper völlig neue Bahnen hätte einschlagen müssen. Aber was ist in Europa geschehen? Man hat die alten Kronleuchterformen für Kerzen beibehalten, und nachdem man schon einmal für das Gas Porzellanlichter daraufgepfropft hat, pfropft man nun noch auf die Porzellanlichter kleine Birnen, welche die Flammen darzustellen haben! Im besten Falle fügt man in das Akanthuslaub der schweren Leuchterarme Blüten, aus denen die Birnen hervorleuchten, aber von der Grundform der schweren Schäfte und Äste kommt man nicht frei, die Birnen werden wie die Kerzen der alten Zeit in Kronleuchtern oder Wandarmen gruppiert. Allenfalls suchte gelegentlich ein Bildhauer die neuen Lichter auszunutzen und modellierte Mädchenfiguren mit Blumengewinden, aus deren farbigen Glaskelchen die Birnen hervorleuchten; ein Knabe mit einer Seifenblase und ähnliches sind genrehafte Erfindungen, die recht hübsch sein mögen, aber keinen neuen Formenkreis für die beteiligte Industrie schaffen.

Am sprödesten hat sich hierbei Frankreich bewiesen, trotz der leitenden Stellung, die es in der Bronze-Industrie einnimmt. Deutschland zeigte auf der großen elektrischen Ausstellung zu Frankfurt a. M. nur einzelne Versuche, die Wandarme und Kronleuchter wenigstens der Richtung der neuen Flammen anzupassen, aber es blieb an der alten Schwere haften. England beschritt in Europa zuerst selbständige Wege und entwickelte zunächst die leichte Zuführung der Drähte in künstlerischer Weise. Von englischer Arbeit sind in unseren Abbildungen die Figuren 2 und 3 Birnen, die wie Tropfen frei an dem Drahte schweben und über sich nur einen ganz leichten Blattkranz von dünnem Kupferblech tragen, gerade genug, um einige der nach oben dringenden Lichtstrahlen aufzufangen und mit rötlichen Reflexen zurückzusenden. Die englische Standlampe (Figur 4), durch einen langen Draht mit der Zuleitung verbunden, hat den Schaft auf einen ganz dünnen Stab, die Hülle des Drahtes, eingeschränkt; ganz besonders sinnreich ist die englische Lampe für den Nachttisch, die mit ihrer am Draht schwebenden Birne hingestellt (Figur 5) oder an die Wand gehängt werden kann (Figur 6). An diesen Lampen sind alle Teile von blankem Messing. Unter den Verbindungen mit Kupferblech ist die Wandlampe (Figur 7) mit dem großen Palmenblatt als Reflektor, von amerikanischer Arbeit, aber nach englischem Muster.

Es wäre sehr erfreulich gewesen, wenn zu der Weltausstellung von Chicago, welche

der Elektricität einen eigenen riesigen Palast erbaut hatte, alle Kulturländer ihre Beleuchtungskörper eingesendet hätten. Leider ist dies nicht der Fall gewesen, und selbst die amerikanischen Einrichtungen mußte ich außerhalb der Ausstellung aufsuchen und die Stücke für Berlin in den großen Werkstätten von New-York erwerben. Allerdings hatte dies den Vorteil, daß ich auf die Musterbücher zurückgehen und auch Stücke, welche als Einzelarbeiten nach besonderer Zeichnung für bevorzugte Bauten ausgeführt waren, für uns bestellen konnte, so daß die Sammlung, welche wir in Berlin haben, in ähnlicher Vielseitigkeit in New-York nicht beieinander zu finden wäre.

Figur 11.

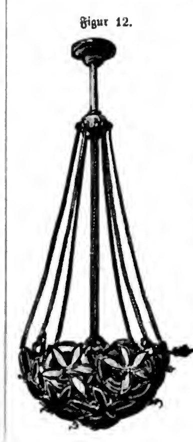


Trotzdem giebt diese Sammlung, aus der die vorliegenden Abbildungen entnommen sind, nur ein einseitiges Bild von der Art der amerikanischen Beleuchtung: die vorgeführten Stücke sind im wesentlichen nur für Wohnzimmer bestimmt.

Wenn für ein Zimmer von mäßiger Größe, wie die meisten amerikanischen Wohnräume, eine oder wenige Birnen zur Beleuchtung ausreichen, so hängt man sie ähnlich wie unsere Kronleuchter in der Mitte des Raumes auf. Das amerikanische Zimmer bindet nicht durch historische Stilerinnerungen, die künstlerische Phantasie ist für den Kronleuchter durch keine antiken Balüsterschäfte und Akanthusranken belastet. Man begnügt sich, die leichten Birnen an leichten Drähten herabhängen zu lassen. Man giebt diesen Flammen von übermäßig starkem Licht so gut wie regelmäßig einen Glasmantel von milder Farbe, aber nimmt niemals das bläulich kalte und blanke Milchglas unserer Lampenglocken, sondern ein opalisierendes Glas von gewellter Oberfläche. Da der Techniker es vorzieht, die Birnen nach unten zu neigen, so sind diese Glashüllen auch regelmäßig als hängende Körper tropfenförmig ausgebildet. Die amphoraförmige Hängelampe Figur 8 ist ein solcher dem gewöhnlichen Ladenbestande entnommener Leuchtkörper, dessen Bronzearbeit, wie die der meisten Stücke, mangelhaft, aber dessen Form mustergültig ist. Ebenso gewöhnliche Gebrauchsware ist die fünfteilige Hängelampe Figur 9 mit opalisierendem Körper. Auch die Ampel Figur 10, von besonders anmutiger Blütenform, mit einem oben in Bleifassung angesetzten Blattkranz, ist ein Stück, das mit mäßigen Kosten hergestellt und nach Belieben mit einer oder mehreren Birnen versehen werden kann.

Dieses Motiv phantastischer Blüten und Tropfen läßt sich zu künstlerischer Vollkommenheit entwickeln, wobei die Metallarbeit nur mäßig, dagegen die Glasarbeit zu einer bei uns ganz unbekannten Höhe gesteigert wird. Die Amerikaner benutzen hierbei gar nicht das Krystallglas in der bei uns beliebten Art als Behang von Stäben und Perlen in Prismenform, dagegen schleifen sie tropfenförmige Glocken mit reichen Facetten in Anlehnung an ältere englische Muster, in unvergleichlicher Schärfe.

Figur 12.



Sehr gut verwertet sind solche facettierten Glasplatten in dem von A. von Siemens in Berlin konstruierten Leuchtkörper in Form eines Morgensterns (Fig. 11). Derartige Glaskörper zerteilen das scharfe Licht in wunderbarem Glanz.

Weitaus beliebter ist aber in Amerika das farbige Glas. Man denke hierbei nur nicht an die rosa- oder rubinfarbigen Glocken unserer Stubenlampen, oder an die schreiend bunten Glaskörper unserer Konzertgärten. Der Amerikaner verwendet für diese Zwecke

kaum jemals glattes einfarbiges Glas, welches dem Zimmer eine bestimmte Färbung aufzwingt. Das Glas für Beleuchtungskörper, ebenso wie für bunte Fenster, arbeitet man von vornherein aus mehreren Flüssen von verschiedener Farbe, welche sich durchdringen wie die farbigen Schichten im Achat und Onyx, oder die schillernden Massen des Opals. Schier unendlich ist die Mannigfaltigkeit der auf diese Weise hergestellten Farbenmischungen, welche von der weichsten Tönung bis zur rauschenden Pracht die höchsten Reize entfalten. Die Natur in ihren edelsten Gesteinen und, von den Kulturprodukten, die altjapanischen Töpferwaren sind hier die Lehrmeister Amerikas gewesen. Man begnügt sich nicht mit der Herstellung der farbigen Flüsse, sondern giebt diesen noch eine ganz eigenartige Körperlichkeit. Die Gläser werden in rauhe Formen gegossen, gepreßt oder noch lieber gekniffft, so daß sich die Farbenschichten in Falten überschneiden und durch die verschiedene Dicke höchst überraschende Farbenspiele hervorrufen. Die Oberfläche wird durch künstliche Abkühlung gefurcht und geadert bis zu einer moosartigen Musterung. Aber noch weiter wird die Wirkung gesteigert. Man hämmert aus dem Glasblock Platten heraus, welche alle Bruchflächen und Kanten bewahren, so daß hier ein Farbenspiel mit scharfen, teils prismatischen Lichtern entsteht; war der betreffende Glasblock in sich gefärbt oder opalisierend, so giebt es Wirkungen, wie weder die Natur noch die bildende Kunst sie jemals auch nur annähernd erreicht haben. Zu diesem erstaunlich reichen Material fügt man dann noch halb durchsichtige Naturerzeugnisse, Schildpatt, Bachkiesel, Perlmutterscheiben und vollständige Muscheln.

Figur 13.

Mit dieser unvergleichlichen Fülle, die zunächst für die farbige Verglasung der Fenster bestimmt ist, arbeitet auch der Lampenkünstler. Die aus einer einzigen Glasmasse geblasenen oder geschliffenen Lampenhüllen dienen nur für die massenhaft hergestellte Ware. Für höhere Ansprüche wird eine ganze Skala von Glasflüssen verwendet, die einzelnen Stücke werden in Blei oder Draht gefaßt und zu zierlichen Gebilden vereint. Ein schönes Beispiel ist die Ampel Figur 12. Der Körper ist aus mehreren fünfteiligen großlappigen Blättern von achatfarbigen Gläsern gebildet, die Metallarbeit aus versilbertem Draht giebt nur die Ränder und die Aufhängungsdrähte her, sie will nichts bedeuten, sie ist, künstlerisch genommen, nichts als die rankenartige Ausweitung des elektrischen Leitungsdrahtes, eine vollkommen selbständige Gestaltung aus Technik und Material heraus. Der Erfinder dieser und vieler verwandter Stücke ist der höchst geistvolle Zeichner Coldwell, welcher für die Firmen Archer & Pancoast und Bergmann in New-York thätig ist. Die glänzendste Werkstatt auf diesem Gebiete sind die Louis Tiffany Glass Works. Ihr Leiter, der Sohn des altberühmten Goldschmiedes Tiffany, ist einer der geistvollsten Führer moderner dekorativer Kunst. In der zweckangemessenen Verwendung neuer Materialien und Techniken, in der selbständigen Erfindung neuer Formen für neue Zwecke kann ihm Europa schwerlich jemand an die Seite stellen; dazu

kommt ein souveräner Farbensinn und eine souveräne Gleichgültigkeit gegen Kosten und Arbeit, wenn ein bestimmtes künstlerisches Ziel erreicht werden soll. Findet er für diesen Zweck keine geeigneten Arbeiter, so errichtet er eine eigene Werkstatt, findet er nicht das geeignete Material, so schafft er eine eigene Fabrik oder Hütte. Wer noch die Geschichte von den Yankees nacherzählt, bei denen alle Menschen und Dinge sich lediglich in Ziffern bewerten, der mag sehen, wie in diesen Werkstätten ohne jede Berechnung lediglich auf Kunstziele gearbeitet wird, und wie schließlich die Großherren des Handels es sich zur Ehre rechnen, solche Werke ohne Ansehen des Preises zu bestellen.

Aus der Werkstatt von Tiffany stammt die vollständige Einrichtung des Kunstsammlers Havemeyer. Zu ihr gehört der Kronleuchter in Form einer Blütendolde, welcher mit Erlaubnis des Besitzers für das Berliner Museum wiederholt ist (Figur 13). Ähnlich wie bei der oben beschriebenen Ampel ist auch hier das Motiv aus dem Zuleitungsdraht entwickelt. Die Drähte steigen scheinbar von der Decke herab, schlingen sich zu besserem Halt und lösen sich unten in das Gestiel einer leichten Dolde. Die kleinen Blütenknöpfe sind aus gelb-bläulich opalisierendem Glas und bergen in ihrem Kranze die elektrischen Birnen. In dem betreffenden, mit japanischem Holzwerk eingerichteten Zimmer hängen fünf derartige Kronen von verschiedener Größe, so daß sich unter der dunkelfarbigen Decke ein leichtes Gewölk von lichtem Blütenschnee auszubreiten scheint.

Ein wahres Juwel künstlerischer Glasarbeit, ebenfalls von Tiffany, ist der Wandleuchter mit den Lotosblüten (am Schluß des Aufsatzes). Jedes Blatt der drei Blumen ist aus modelliertem geadertem Glase gebildet, auf der muschelförmigen Wandplatte setzen sich die Pflanzen in flach gehaltenem Glaswerk fort. Der Grund besteht aus gewellten Brocken von Opalglas, welches mit Goldfolie unterlegt ist; bei gleichmäßig auffallendem Licht sieht es licht-bläulich aus, bei Streiflicht wirft der gewellte Goldgrund die Strahlen in verschiedenen Winkeln zurück, so daß in phantastischem Spiele rötliche und blaue Flammen hervorbrechen. Von diesen eigenartigen Farbenwirkungen, welche für die meisten Lampen der Schlüssel der Komposition sind, läßt sich leider durch die Abbildung keine Vorstellung geben.

Figur 14.



Wenn die alte Kunst von Europa oder noch lieber die von Japan brauchbare Motive ergeben, so verschmäht Amerika dieselben nicht, aber es benutzt sie niemals mit der Verpflichtung, historisch getreu zu sein, sondern entnimmt nur gerade das lebendig Verwertbare. In dieser Art hat Tiffany das bekannte hängende mit Lampen besetzte Kreuz der Markuskirche zu Venedig für elektrisches Licht benutzt, aber nicht lediglich kopiert. Die einzelnen Lampen sind aus smaragdgrünen Glasflüssen gebildet, welche aus dem Block herausgeschlagen sind, so daß ein wahrhaft märchenhafter Glanz erzeugt wird; bei dem Venetianer Kreuz sehen wir einen Metallkörper, der mit Lichtern besetzt ist; die Öllämpchen müssen mit ihrem bescheidenen Glanz hinter der Wucht der Goldbronze zurückstehen; bei Tiffany sehen wir einen Lichtkörper, für den das Metall nur der Träger ist. Dort sind die Glaslampen mög-

lichst klar, um das Licht zu bewahren, hier sind die Glashüllen körperlich voll, da sie die Form des Ganzen zu bilden haben.

In ähnlicher Weise, nur noch stärker umgebildet sind die altchristlichen Hängekronen. Das schönste Beispiel einer solchen von Tiffany haben wir im Berliner Museum, die Wirkung ließ sich aber in einer Abbildung nicht einmal andeuten. Bei manchen älteren Typen ist eine Umgestaltung kaum nötig. Die Ampel mit sieben Glocken (Figur 14) ist eine fast direkte Nachbildung der Moscheelampen, nur ist auch hier das Metallwerk verringert und durch ein Netzwerk von Drähten ersetzt, an denen goldfarbene Tropfen hängen. Eine verwandte Nachbildung einer älteren Venetianer Ampel ist die in Berlin hergestellte Lampe Figur 15; das alte Stück hatte oben ein Ölbecken zu tragen, in dem neuen steckt die Flamme im Körper und durchleuchtet die Prismen.

Figur 15.



Bei fast allen erwähnten amerikanischen Lampen ist zu beachten, daß man auf eine vollständige Ausnutzung der Leuchtkraft zu gunsten einer malerischen Wirkung verzichtet, wie wir es ja auch thun, wenn wir im Wohnzimmer einen farbigen Schleier über die Lampe ziehen. Bei dem teuren elektrischen Licht entschließen wir uns bis jetzt zu einem solchen Opfer noch selten und verlangen, daß jede Flamme möglichst ausstrahle. An dem hübschen Berliner Kronleuchter (Werkstatt der Allgemeinen Elektricitätswerke) Figur 16 sind die Birnen dementsprechend verteilt. Dieser Kronleuchter mag zugleich zeigen, wie stark bei europäischen Stücken, wenn sie selbst eigenartig erfunden sind, die Belastung mit Reminiscenzen ist und welche Schwere daraus erwächst.

Für größere, schwerer zu erleuchtende Räume tritt in Amerika ein ganz besonderes Verfahren ein. Während wir nach wie vor in die Mitte der Säle große Kronleuchter mit vielen Flammen hängen und hierdurch übermäßig starke, häßliche Schatten werfende Lichtquellen schaffen, benutzt Amerika die leichte Teilbarkeit der elektrischen Kraft und verteilt die einzelnen Flammen derart über den Raum, daß eine gleichmäßige, von dem Tageslicht kaum zu unterscheidende Helle geschaffen wird. Bei dieser Anordnung hat die einzelne Flamme keinen Anspruch auf künstlerische Ausstattung, sondern hat sich lediglich der Architektur unterzuordnen, ja kann unter Umständen ganz hinter einem Vorsprunge verschwinden, wenn sie Wand oder Decke hinreichend beleuchtet, um durch den Reflex zu wirken. (Eine derartige Beleuchtung aus lebendigen Blumenkörben heraus hat ein Saal im Hause Edmond Rothschild zu Paris.) In den meisten Fällen wird man jedoch im großen Raume das Licht voll ausnutzen wollen und verteilt alsdann die Birnen an geeignete Punkte von Wand und Decke. In den neueren Gebäuden, wie den mit höchster Verfeinerung ausgestatteten Hotels, ist bereits bei der Dekoration der Räume hierauf gerechnet. Die Friese sind aus Ranken oder Rosetten gebildet, als deren Herzstücke Lampen eingelassen sind, in der Vorhalle werden die Kapitäle der Säulen mit leuchtenden Knäufen besetzt, oder es schlingen sich ornamentale Ranken mit leuch-



tenden Blüten um den Schaft; die Rahmen um die Kamine, die Abschlüsse der Thüren und jede sonst geeignete Stelle ist nach Bedarf mit Lampen versehen, die am Tage einen gar nicht bemerkbaren Teil der Dekoration bilden und am Abend auf einen leichten Druck hin gemeinsam aufflammen und eine so gleichmäßige Helle verbreiten, daß man ihre Anwesenheit nicht mehr bemerkt.

Von dieser für das elektrische Licht in Amerika am meisten charakteristischen Beleuchtungsart lassen sich leider keine Beispiele in eine Sammlung überführen. Das einzige transportable der Art ist die Thürfüllung, welche am Kopfe dieses Berichtes abgebildet ist. In Amerika haben die Thüröffnungen zwischen den Wohnzimmern selten Flügel, man schließt sie nach Bedarf in mäßiger Höhe durch Stellwände, der obere Teil bleibt offen, und hier wird allerlei Behang eingefügt, Stoffe, durchbrochenes Holzwerk oder metallene Ranken, denen die nach beiden Seiten hin leuchtenden Blüten entsprießen. Je größer die Thüröffnung, um desto wirksamer ist diese Dekoration.

Alle diese Flammen liegen weit über Augenhöhe. Will man eine einzelne niedrigere, von dem hoch einfallenden Licht beschattete Stelle aufhellen, so hat man sehr zierliche bewegliche Leuchtkörper aus mildem Glase, die lediglich wie ein Wandschmuck wirken. Von dieser Art ist das blütenförmige Anhängsel Figur 17, und von stärkerer Wirkung der runde Schild mit drei Flammen (Figur 18), der ebensowohl an die Wand gehängt als unter einem Thürsturz befestigt werden kann; man hat auch erleuchtete Wandkörbe, in die man Federn und ähnliches zu reizender Wirkung einsteckt.

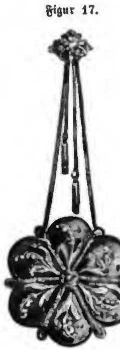
Figur 16.



Das elektrische Licht wird aber nicht nur von der Architektur angeordnet, sondern es bestimmt auch seinerseits die Architektur bis zur vollständigen Umwälzung im Grundriß der Häuser. Mit der Einführung des elektrischen Lichtes giebt es keine dunklen unbenutzbaren Räume mehr. Man meine nicht, daß wir ja auch bei uns im stande seien, dunkle Winkel mittels immerbrennender Gasflammen benutzbar zu machen. Gas oder Öl verdirbt in kurzer Zeit die Luft des Raumes bis zur Unbewohnbarkeit, und wenn man frische Luft zuführt, so flackert und erlischt die Flamme. In Amerika wird selbst ein Raum ohne irgend welches Fenster durch konstantes Abziehen und Zuführen von Luft

und durch elektrisches Licht vollkommen gesund und behaglich hergerichtet. Durch die Verteilung der Lampen wird man beim Eintritt kaum gewahr, daß man sich in einem künstlich erleuchteten Raume befindet, und um selbst dem Auge zu schmeicheln, hängt man leicht gewölbte, bunt verglaste Platten an die Wand, hinter denen die Glühlampen die Vorstellung des einfallenden Tageslichtes und vorhandener Luftöffnungen geben. In der Platte (Figur 19) besteht das Muster aus Muscheln, der Grund aus gehämmerten Brocken von opalisierendem Glase. Die Wandfläche dahinter ist mit Goldfolie unterlegt, so daß die Reflexe der verborgenen Lampen in glühenden Lichtern hindurchschimmern, die sich bei jedem Schritte des Beschauers verändern. Mit derartigen Platten sind sämtliche Logenbrüstungen des Lyceumtheaters zu New-York belegt, so daß der ganze Raum in magisches Lichterspiel getaucht ist.

Figur 17.



Ist die Luft in irgend einem Raume zu warm, so treibt die Elektricität neben der Lampe des Arbeitstisches ein Flügelrad, das wie ein Fächer Kühlung bringt, ohne das wohlgeschützte Glühlicht zu erschüttern.

So hat die amerikanische Industrie mit wundervoller Sicherheit die technischen Möglichkeiten des neuen Lichtstoffes verwertet, hat Zimmer, Haus und Lebensweise demselben angepaßt und hat zu gleicher Zeit die künstlerischen Möglichkeiten ausgenutzt. Während wir in Europa den neuen Wein auf alte Schläuche füllen, hat man in Amerika nicht nur neue Schläuche hergerichtet, sondern hat sich gefragt, ob dieses neue Getränk überhaupt des traditionellen Schlauches bedarf, und hat frisch darauf los am Draht entlang laufen lassen, was die Stützen und Röhren nicht mehr nötig hat. Ganz verwandte Vorgänge wird man in den mei-

Figur 18.



sten Industrien der Neuen Welt wahrnehmen, aber scharf nachweisen lassen sie sich nur, wenn die Grundbedingungen sich nicht allmählich, sondern in erkennbaren Absätzen ändern. Hierdurch werden die elektrischen Beleuchtungskörper Amerikas für uns ein Studienmaterial, dessen Bedeutung weit über die Freude an dem einzelnen

Figur 19.



wohlgelungenen Stück hinausgeht: sie zeigen unserem Kunstgewerbe, welches unter der Tradition erlahmt, die Möglichkeit eines frischen und freien Wachstums, sobald man

sich entschließt, vorurteilslos ohne die Krükken alter Stilvorschriften drauf los zu marschieren und lediglich im Auge zu behalten, daß jedes Kunstwerk zunächst der Ausdruck seiner Zweckbestimmung sein muß und daß jede Form zunächst dem Material und der Technik gerecht werden muß.

Die Ausstellung dieser amerikanischen Arbeiten im Kunstgewerbemuseum zu Berlin hat einen tiefen und weitgehenden Eindruck hervorgebracht und hat den Berichten, welche von der Ausstellung herübergelangten, einen festen Anhalt gegeben. Es steht kaum zu bezweifeln, daß wir auch bei uns in nächster Zeit Versuche sehen werden, in dieser amerikanischen Art zu arbeiten. Hier droht aber die nicht geringe Gefahr, daß man die vortrefflichen amerikanischen Formen lediglich als eine neue Mode auffaßt und sie äußerlich kopiert, wie man es mit der Renaissance oder dem Rokoko gethan. Auf diesem Wege würde man die Last des toten Materials lediglich um ein neues Bündel vermehren. Die Aufgabe muß tiefer gefaßt werden. Wir haben, ohne uns etwas zu vergeben, das Recht, in dem Sinne zu arbeiten, den die Neue Welt uns in ihrem naiven Schaffen erschließt, aber wir sind keineswegs verpflichtet, uns in den engen Schranken zu halten, in welchen sich drüben die Kunstformen bewegen. So sehr wir auch unter der Überfülle künstlerischer Tradition gelitten haben, schließlich ist sie doch ein Erbgut, das nur richtig bewirtschaftet zu werden braucht, um wertvollste Früchte zu tragen. Auch drüben lehnt sich die Erfindung an überkommene Formen an, aus Venedig, Byzanz, Bagdad, Japan stammen wertvolle Anregungen, ohne welche die rein konstruktive Formengebung allzu mager aussehen würde. Für derartige Befruchtungen der Phantasie haben wir in der alten Kultur Europas, in der seit Jahrhunderten überlieferten künstlerischen Erziehung einen Vorsprung, der nicht einzuholen ist, wir brauchen die Hand nur auszustrecken, um überall lebenskräftige Keime zu finden. Aber den alten Kulturen geht es wie Früchten und Blumen, die durch Zucht veredelt sind. Wenn man sie fortpflanzen will, so muß man sie auf jugendkräftige wilde Stämme okulieren. Die ornamentale Kunst findet diesen unerläßlichen neuen Stamm in der modernen Technik. Aus ihr heraus müssen frische Lebenssäfte die alten Formen erfüllen. Das ist der gemeinsame Boden, auf den wir uns mit Amerika stellen können, ohne in Nachahmung zu verfallen, und von diesem Boden aus müssen wir, was wir ererbt von unseren Vätern haben, wieder erobern, um es zu besitzen.





Ill. D. Monatshefte. Oktober 1894. Zu Engelnstedt: Die Engländer in Indien.

Bengalische Lanciers auf der Eberjagd.



Ostseite des Forts Gilgit.

# Die Engländer in Indien.

Von

**A. von Engelnstedt.**

I.

Seit Jahrzehnten ist das zielbewußte überraschend schnelle Vordringen der Russen in Central-Asien und ihr wachsender Einfluß auf die dortigen Volksstämme eine Quelle der Beunruhigung für das anglo-indische Reich gewesen, obgleich die ihm von Rußland drohende Gefahr bis zur Besetzung Merws (1884) und dem sich anschließenden Baue der transkaspischen Bahn noch nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt wurde. Als dann im folgenden Jahre (1885) auch Pendjeh besetzt und die russischen Vortruppen bis auf 180 Kilometer an die Thore von Herat vorgeschoben wurden, schien ein Zusammenstoß beider Mächte unmittelbar bevorzustehen, wurde aber unter dem Drucke der damaligen politischen Gruppierung der europäischen Mächte wie der augenblicklichen Erschöpfung des einen respektive der militärischen Ohnmacht des anderen Teiles durch ein friedliches Arrangement vorläufig noch glücklich verhütet, aber doch wohl nur vertagt.

Seit dieser Zeit hat Rußland durch Verbesserung seiner Operationsbasen — transkaspische Bahn und Besetzung der Pamir-Länder im Norden des Hindukusch, wie insbesondere durch Eröffnung des Thales des oberen Amu Darja bis zum Fuße des Hindukusch — seine Machtstellung an der Nordgrenze Afghanistans gewaltig verstärkt, aber auch die anglo-indische Regierung hat, nachdem ihr die bisher stets abgeleugnete Gefahr eines direkten Zusammenstoßes mit Rußland vor Augen geführt worden, nichts verabsäumt, um ihre Positionen im nördlichen und

nordwestlichen Indien mit allen Mitteln zu verbessern.

Allerdings scheint der gewaltige Gebirgswall, welcher die vorderindische Halbinsel von dem übrigen Asien trennt, jede nähere Beziehung zu den Nachbarländern unmöglich zu machen, dennoch hat Indien von alters her die Blicke der Eroberer auf sich gezogen. Stets hat der Ruf des unerschöpflichen Reichtums seiner Gebirge an edlen Metallen und Steinen, der Fruchtbarkeit der Ebenen des Punjab und des Ganges die asiatischen Kriegsfürsten aus den weniger von der Natur begünstigten Hochebenen Irans wie den Steppen Central-Asiens angelockt und, wie später die europäischen Westmächte, so in der Vorzeit jene veranlaßt, um den Besitz des Landes zu ringen. Nach Semiramis, Sesostris, Cyrus und Alexander drangen Parther, später zu wiederholten Malen auch die Scythen, sämtlich von Westen über Herat kommend, über den Indus vor, und im achten Jahrhundert brachen selbst die Mongolen von Turkestan aus in das nördliche Afghanistan ein, durchzogen dieses Land bis jenseit der Grenzen Kaschmirs, um über Gilgit durch Badakschan auf Samarkand zurückzukehren.

Bis in das achtzehnte Jahrhundert folgten sich dann eine lange Reihe von Raub- und Plünderungszügen eines Mahmud von Ghazni, Dschinghis Khan, Turmenchir Khan und Timur Leng, Sultan Babers und des Perser-Schahs Nadir, bis nach des letztgenannten Tode das von ihm gegründete Reich zerstört und der erste Emir Afghanistans, Ahmed Schah, dessen Selbständigkeit zurückerrang. Fünfmal war in dieser Zeit in der Ebene um Delhi bei Paniput in blutiger Entscheidungsschlacht das Schicksal Indiens entschieden, zuletzt die 1526 von Sultan Baber gegründete mongolische Dynastie 1761 durch Ahmed Schah vernichtet, Delhi verbrannt worden.

Wenn aber Arier, Parther, Scythen, Mongolen und Perser, von Westen und Norden vordringend, das Gebirge Afghanistans und Kafiristans überschreiten und siegreich bis Delhi, selbst bis Kaschmir, vordringen konnten, warum sollten dieselben Gebirgszüge den Russen unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen? Und dennoch — eine unglaubliche Verblendung — glaubte noch vor zwei Jahrzehnten in England kein Mensch an diese Möglichkeit. Erst gegen die Mitte der achtziger Jahre hat man mit derselben ernstlich zu rechnen begonnen.

Freilich liegt immer noch eine mehr als 800 Kilometer breite, aller Hilfsquellen bare und von größeren Armeen daher nur schwer zu durchschreitende Gebirgszone zwischen beiden Ländern, dennoch ist die Möglichkeit keinenfalls mehr ausgeschlossen, seit die Russen sich an den Ufern des Murghab und des Kuschk festgesetzt, in der transkaspischen Bahn sich eine neue Operationsbasis eröffnet, Kerki, Kuschk und Merw befestigt haben und Herat mit seinen an Hilfsquellen unerschöpflich reichen Umgebungen so nahe stehen, daß dessen Besitznahme ihnen schwerlich lange gewehrt werden kann, seit ferner die Einführung der Konservennahrung die Verpflegung der Heere so wesentlich erleichtert und diese selbständiger, zugleich aber unabhängiger von ihrer Operationsbasis gemacht hat.

Vermöge seiner geographischen Lage, seiner Bodengestaltung und seiner bedingungsweise kriegerischen Bevölkerung würde Afghanistan andererseits ein wertvoller Gebietszuwachs für England sein, wenn dieses in den afghanischen Kriegen nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß dasselbe überaus schwer zu behaupten ist, daher ein Dorn im eigenen Fleische sein würde. Die englische Regierung legt infolgedessen auf den Fortbestand des Landes, als Pufferstaat unter unbeschränkt englischem Einflusse, ganz besonderen Wert.

Es wird daher nötig, einen kurzen Rückblick auf die historische Entwickelung der beiderseitigen Beziehungen zu werfen. Die ersten erfolglosen Anfänge hierzu datieren schon aus dem Jahre 1809 und hatten in den nächsten drei Jahrzehnten keine günstigeren Ergebnisse zu verzeichnen, zumal sich bereits russischer Einfluß am Hofe von Kabul bemerkbar machte. Der Vice-König von Indien, Lord Auckland, fühlte sich infolgedessen, gelegentlich der Belagerung Herats durch die von russischen Offizieren beratenen Perser bewogen, unter dem Vorwande, die Nordgrenze Indiens sichern zu wollen, im Dezember 1838 eine anglo-indische Armee

von Sukkur aus über den Bolan-Paß auf Kandahar vorzuschicken und diese Stadt, sowie Ghazni und im nächsten Jahre auch Kabul besetzen zu lassen, obgleich die Belagerung des von einem englischen Offizier heldenmütig verteidigten Herats inzwischen aufgehoben worden war.

Dost Mohammed wurde ab-, eine Kreatur der Engländer, Schah Schudjah, an seine Stelle gesetzt. Sehr bald traten indessen Schwierigkeiten ein. Im Rücken des englischen Expeditionscorps erhoben sich die Khaiber-Stämme und schnitten demselben die rückwärtigen Verbindungen ab, so daß den englischen Truppen, aus Mangel an Subsistenzmitteln, nichts anderes übrig blieb, als sich nach dem Indus durchzuschlagen. Am 6. Januar 1842 verließen sie, 5000 Kombattanten mit 12000 Nichtkombattanten — Followers — stark, Kabul, aber nur ein einziger Mann erreichte Djellalabad, alle übrigen waren niedergemacht oder in die Gefangenschaft abgeführt worden. Nur die Besatzungen von Kandahar, Djellalabad und Kelat i Ghilzai hielten sich, bis General Pollock, nachdem er die Afghanen geschlagen und Kabul wieder eingenommen hatte, sie entsetzte.

Schleunige Wiedereinsetzung Dost Mohammeds in alle seine Rechte und die Räumung des Landes von seiten der Engländer war die Folge dieses zweiten Feldzuges.

Ersterer benutzte seinerseits die nächsten zwei Decennien zur Befestigung seiner Herrschaft und Eroberung Badakschans, zugleich schloß er aber 1855 einen Bündnisvertrag mit der indischen Regierung ab, der ihm bei seiner zwei Jahre später erfolgenden Erneuerung eine reiche Pension eintrug, als die Engländer durch eine Kriegserklärung Persien zur Räumung des von ihnen, im Einverständnis mit dem afghanischen Gouverneur der Stadt, besetzten Herats nötigten. Dennoch beließ der Emir die Stadt noch bis zum Jahre 1863 in der Verwaltung eines Gouverneurs und unter persischer Suzeränetät. Hätte sich England zu dieser Zeit, wo Rußland durch den Krimkrieg beschäftigt und geschwächt war, zur Besetzung des Platzes entschlossen, so würde voraussichtlich keine Macht Einsprache dagegen erhoben haben. Nachdem diese Gelegenheit versäumt worden, ist es nicht allein ein Casus belli, sondern angesichts der Entfernungen von Quettah und Pendjeh nach Herat — 800 bezw. 180 Kilometer — sogar unmöglich geworden, einer russischen Aktion zuvorzukommen.

Der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges hatte dagegen die Engländer veranlaßt 1877 Quettah zu besetzen, wodurch Shir Ali, der Nachfolger des inzwischen gestorbenen Dost Mohammeds, sich bewogen fühlte, Einspruch gegen die Besetzung dieser zu Beludschistan gehörigen Stadt zu erheben, weil er wegen der Nähe des nur 150 Kilometer von Kandahar entfernten und durch das Plateau von Pischin die Ebene bis zu dieser Stadt beherrschenden Platzes mit starker englischer Garnison (mehr als 7000 Mann) für seine Selbständigkeit fürchtete. Wenn der Emir seinerseits nichts hierdurch erreichte, so verhinderte er andererseits den Gesandten, den der Vicekönig, auf das Gerücht von dem Eintreffen einer russischen Gesandtschaft am Hofe Shir Alis, gegen den Wunsch dieses Herrschers, für Kabul ernannt hatte, seinen Bestimmungsort zu erreichen, indem er ihn unterwegs aufheben ließ. Ein englisches Ultimatum war die Folge dieser Gewaltthat und die Ursache eines neuen Krieges.

Schon im November 1878 rückten drei englische Kolonnen durch den Khaiber-, Kurram- und Bolan-Paß auf Kabul bezw. über Quettah auf Kandahar. Shir Ali verließ seine Hauptstadt, Kandahar und Kelat i Ghilzai wurden besetzt, und als der Emir bald darauf starb, gelangte der Traktat von Gandamak zum Abschluß, der seinen Sohn und Nachfolger Yakub Khan zum Vasallen Englands machte.

Doch noch in demselben Jahre war die Ermordung des Majors Cavagnari, des Vertreters der anglo-indischen Regierung am Hofe des Emirs, die Ursache eines neuen Krieges. Die Afghanen wurden geschlagen, der englische General Sir Fr. Roberts zog nochmals in Kabul ein, Yakub Khan wurde abgesetzt und die Regierung von den Engländern übernommen. Da trat aber Schlag auf Schlag ein Mißerfolg nach dem anderen ein, kurze Zeit waren sogar die rückwärtigen Verbindungen Sir Roberts' gänzlich unter-

brochen, und nur einem energischen Vorstoß des Sir Donald Stewart von Kandahar auf Kabul war es zu danken, daß er sich aus dieser schwierigen Lage zu retten vermochte.

Jetzt nahm aber ein neuer Prätendent, der Sirdar von Herat, Ayub Khan, den Kampf gegen die Engländer auf. Nachdem er den General Burrow geschlagen, griff er Kandahar an und nötigte die anglo-indische Regierung, welche Abdurrhaman, den rechtmäßigen Thronfolger, als Emir anerkannt hatte, sich nunmehr gegen Ayub Khan zu wenden. Durch einen Gewaltmarsch nötigte ihn General Roberts, zunächst die Belagerung von Kandahar aufzuheben, worauf ein glänzender Sieg den kurzen Feldzug schon am 1. September 1880 beendete.

Dennoch glaubten die Engländer abermals, das Land sofort räumen zu sollen, und schon im April 1881 übergaben sie den letzten besetzten Platz, wodurch sie sich nochmals nicht allein jedes direkten Einflusses auf Afghanistan begaben, sondern, was noch mehr sagen will, sogar das Ansehen Englands, nach den wiederholten Mißerfolgen ihrer Waffen, geradezu schädigten, insofern sie zwar durch ein siegreiches Vorrücken in allen Fällen der militärischen Ehre Genüge gethan, dagegen alle schwer errungenen Vorteile wieder aufgegeben hatten. In anbetracht des freiwilligen, aber immerhin sehr eiligen Rückzuges ihrer Truppen aus Afghanistan, beziehungsweise der Wiedereinsetzung der zunächst entthronten Herrscher Dost Mohammed und Abdurrhaman, erweckten sie in den Augen der Orientalen dadurch den Anschein, als hätten die Afghanen Siege erfochten. Da die letzte Räumung Kandahars zudem mit der Erstürmung Geok Tepes durch Skobelew zusammenfiel, so gab dies der Annahme Raum, daß England vor Rußland zurückgewichen sei — einer Auffassung, welche von seiten der Russen, speciell Skobelews selbst, geflissentlich über ganz Centralasien verbreitet wurde.

Vorgreifend wollen wir schon an dieser Stelle hervorheben, daß in neuester Zeit das Verhalten Englands, dem rücksichtslosen Vorgehen der Franzosen in Siam gegenüber, nicht dazu beigetragen hat, sein Ansehen in Asien zu erhöhen — eine Thatsache, welche sich im Kriegsfalle schwer rächen dürfte.

Trotzdem hielt man in England zu jener Zeit immer noch an der Ansicht fest, daß ein Kampf mit Rußland um den Besitz Herats oder Kandahars, selbst zur Verteidigung Indiens, nicht wahrscheinlich sei. Erst die Besitznahme Merws durch die Russen 1884 führte drei Jahre später einen Umschlag herbei, derartig, daß England jedes weitere Vorrücken derselben gegen Herat als einen Casus belli betrachten zu wollen schien; dennoch gelang es einer Grenzregulierungskommission nochmals die Kriegsgefahr zu beschwören.

Dagegen suchte die indische Regierung ihr Verhältnis zu Afghanistan zu klären, doch beschränkte sich der Emir in dem im März 1885 zu Rawal Pindi abgeschlossenen Vertrage auf mehr oder weniger nichtssagende Freundschaftsversicherungen, obgleich jene ihm eine Jahrespension von etwa zweieinhalb Millionen Mark, außerdem eine einmalige Lieferung von insgesamt 379 Kanonen und 50000 Gewehren bewilligte und englische Offiziere die Befestigungsarbeiten bei Herat und anderen mächtigen Grenzplätzen leiteten. Nach wie vor verhält sich der Emir mißtrauisch und ablehnend gegen die indische Regierung, welche ihre Vertretung in Kabul nur einem Eingeborenen übertragen, weder Eisenbahnen noch Telegraphenlinien auf afghanischem Gebiet erbauen darf. Selbst die Einfuhr englischer Waren wird durch hohe Schutzzölle erschwert.

Andererseits ist es ihm trotz fortgesetzter Eroberungszüge in die schwer zugänglichen Länder am oberen Amu Darja, wohin die Truppen Dost Mohammeds niemals gelangt waren, doch nur eben gelungen, seine Stellung im Lande notdürftig zu befestigen. Aufständische Bewegungen sind immer noch an der Tagesordnung, und angesichts des schwankenden Gesundheitszustandes des Emirs ist vorauszusehen, daß ein Thronwechsel sich nicht ohne größere innere Unruhen vollziehen werde, zumal neben seinen Söhnen eine größere Zahl von Prätendenten, Nachkommen Shir Alis, Yakub Khans und andere vorhanden sind.

Mit der Annexion von Merw und der sich an diese anschließenden Grenzregulierung



Generalmajor Sir George Stuart White, Oberstkommandierender in Indien.

ist zwar das Vorrücken der Russen in Transkaspien vorläufig zum Stillstand gelangt, dagegen wurden alle Vorbereitungen getroffen, um die zum Teil herrenlosen Länder im Osten Afghanistans, die Pamirländer, zu erforschen und dem russischen Reiche einzuverleiben. In seiner Gesamtheit hat das Auftreten Rußlands im Norden und Nordosten Afghanistans endlich bewirkt, daß man in England mit einer russischen Invasion ernstlich zu rechnen und Gegenmaßregeln zu treffen begonnen hat. Unverändert wird der Grundsatz festgehalten, sich durch den Fortbestand Afghanistans einen Schutzwall gegen den mächtigen nordischen Nachbar zu schaffen; wird doch die Erwerbung Afghanistans durch Rußland nicht minder gefürchtet wie ein Angriff gegen die Induslinie selbst.

Selbst eine Teilung des Landes unter beide Nebenbuhler, für welche einzelne Stimmen in England neuerdings laut geworden, müßte für Rußland immer nur die erste Etappe auf dem Vormarsche nach Indien bedeuten; denn England von dort zu verdrängen, den Indischen Ocean zu erreichen, ist die Vorbedingung der russischen Vormachtstellung in Asien, das Ziel seiner Politik.

Seit die Pamirländer auf dem rechten Ufer des Amu Darja in den letzten zwei Jahren in die Gewalt Rußlands übergegangen sind, ist dieses in unmittelbare Grenznachbarschaft zu Indien getreten und steht nunmehr am Fuße der wichtigen, vom Pamir über den Hindukusch nach dem Indus führenden Pässe. Zum Schutze Indiens haben daher die Engländer ihrerseits begonnen, ihre Herrschaft über die Gebiete am Südabhange des östlichen Hindukusch auszudehnen. Sie wahren sich dadurch die Möglichkeit, den Russen durch Sperrung jener Pässe nicht allein das weitere Vordringen gegen Süden zu verwehren, sondern auch die Möglichkeit, den russischen Einfluß von den stets zu Unruhen geneigten Grenzstämmen des nordwestlichen Indiens fern zu halten.

Die hier in Betracht kommenden Landschaften sind: Kandjut, Jassin und Tschitral auf dem westlichen Ufer des oberen Indus. Sie bestehen aus einer Reihe von wohl bevölkerten Hochthälern, bis hinauf zu den schneebedeckten Gipfeln des Hindukusch. Die kleinen, aber kräftigen und kriegerischen Völkerschaften beschäftigen sich vorzugsweise mit der Viehzucht, unternehmen aber nicht selten räuberische Einfälle in die umliegenden Gebiete. Von alters her haben sie verstanden, ihre schwer zugängliche, von gewaltigen Bergen umschlossene Heimat gegen eindringende Eroberer zu verteidigen. In neuerer Zeit — seit 1860 — befinden sie sich in loser Abhängigkeit vom Königreich Kaschmir, welches seinerseits unter britischer Oberhoheit steht.

Als Ausgangs- und Stützpunkt für die englischen Unternehmungen in diesen Gegenden diente der ehemals zu Kaschmir gehörige Ort Gilgit, doch war für alle Fälle zugleich ein Reservecorps in dem befestigten Lager von Rawal Pindi zusammengezogen. Bei Gilgit, einem in letzter Zeit vielgenannten Orte in einem Seitenthale des Indus, am Flusse gleichen Namens und nur wenige Meilen von jenem entfernt, laufen sämtliche nach den Hindukusch-Pässen führende Straßen, welche den Flußthälern der Landschaften Kandjut und Jassin folgen, zusammen. Aus diesem Grunde hatte die anglo-indische Regierung vor einigen Jahren Gilgit in Besitz genommen und hier seit 1889 einen befestigten, mit europäischen Truppen unter dem Oberstlieutenant Durand belegten Posten errichtet. Die Stadt liegt strategisch ungemein vorteilhaft, doch machen klimatische und örtliche Verhältnisse den Aufenthalt daselbst für den Europäer zu einem äußerst gefährlichen, denn im Sommer ist das Thal infolge der regelmäßigen Überschwemmungen der Monate Mai und Juni sumpfig und ungesund, nicht selten daher, wie ganz Kaschmir, ein bedenklicher Choleraherd. Namentlich im Jahre 1892 soll diese Epidemie den in Gilgit und Umgegend befindlichen englischen Truppen schwere Verluste zugefügt haben.

Im Winter ist der Verkehr über die Berge nach Gilgit durch Schneeverwehungen meist gesperrt; man hat deshalb von englischer Seite begonnen, die Verbindung Gilgits mit Sirinagar, welches demnächst an die große Eisenbahnlinie Kalkutta-Peschawer angeschlossen werden wird, besser sicher zu stellen. Bisher bedingte die Verbindung zwischen beiden Städten, in dem aller Hilfsmittel baren Lande, einen zweiundzwanzigtägigen Marsch, bei dem zwei hoch gelegene, den schwersten Schneestürmen ausgesetzte Pässe zu überschreiten waren. Die indische Regierung übertrug infolgedessen einem Unternehmer den Bau einer strategischen Verbindung zwischen beiden Städten, welche kontraktmäßig bis 1. Juli 1893 fertig gestellt sein sollte, im Herbst 1891 auch schon zu zwei Dritteln beendet war. Die Weiterführung derselben von Gilgit nach dem etwa fünfzig Kilometer weiter oben im Hunzathal belegenen Fort Chalt durch den Oberstlieutenant Durand war indessen für die, trotz ihrer Zugehörigkeit zu Kaschmir, den Engländern ab-, dagegen den Russen zugeneigten Bergvölker dieser Gegenden, die Hunza-Nagaris, Veranlassung, sich dem zu widersetzen, weil sie in den Straßenbauten eine Gefahr für

sich selbst erblickten. Da ihr Gebiet ohnedies die Handelsstraße von Leh nach Yarkand und dem Karakorumpasse beherrscht, so zögerten die Engländer nicht, die für ihre vollständige Unterwerfung nötigen Operationen sofort energisch zu eröffnen. Dadurch erhielten sie in der Landschaft Kandjut schon im Dezember 1891 feste Stützpunkte, wogegen sich die Verhältnisse in Jassin und Tschitral erheblich schwieriger gestalteten, weil sich hier bereits der russische Einfluß und Umtriebe des Emirs von Afghanistan fühlbar machten.

Beide Landschaften sind seit 1867 unter dem Khan von Tschitral zu einem Königreiche vereinigt und befanden sich, mehr dem Namen als der That nach, unter der Oberhoheit Kaschmirs. Dennoch unterhielt die indische Regierung, in anbetracht der schwierigen örtlichen politischen Verhältnisse, einen politischen Agenten (General Lokkart) in Tschitral, dessen Einfluß es zuzuschreiben ist, daß der Herrscher von Tschitral seinen dritten Sohn Affsul ul Mulka zur militärischen Ausbildung nach Kalkutta schickte. In diesem schuf sich England einen Prätendenten für den Thron von Tschitral, der eintretenden Falles seinen beiden älteren Brüdern, welche zu Rußland hinneigten, als Thronfolger gegenübergestellt werden könnte.

Im August 1892 trat der Tod des Khans von Tschitral ein, und Affsul ul Mulka drang, von England insgeheim unterstützt, in Tschitral ein und bemächtigte sich des Thrones. Der rechtmäßige Nachfolger des verstorbenen Khans wollte nach Pamir, auf russisches Gebiet, flüchten, sah sich aber, da er die Pässe über den Hindukusch besetzt fand, genötigt, bei dem englischen Residenten Schutz zu suchen. Dagegen gelang es dem zweiten Sohne, nach Afghanistan zu entkommen. Hier wurde er vom Emir, der sich zur Zeit gerade in den Pamirländern befand und sich seiner zur Begründung des afghanischen Einflusses in Tschitral bedienen zu können hoffte, freundlich aufgenommen. Anfang November 1892 drang dieser Prätendent dann mit afghanischen Truppen in Tschitral ein und eroberte die Hauptstadt, Affsul ul Mulka mußte fliehen und wurde auf der Flucht getötet. Ein kleines englisches Hilfscorps kam zu spät und mußte sich damit begnügen, Jassin zu besetzen. Ganz Tschitral blieb dagegen in Händen des von Afghanistan unterstützten Prätendenten, der die Oberheit des Emirs anerkannte.

So standen die Dinge in Tschitral noch im Herbst vorigen Jahres durchaus nicht günstig für die Engländer, denn ihr Einfluß in diesem strategisch wichtigen Gebiete war nahezu aufgehoben. Es lag sogar die Befürchtung nahe, daß der Emir mehr und mehr in eine russenfreundliche Politik gedrängt werden würde, was für England um so unbequemer gewesen sein würde, als befürchtet werden mußte, daß er Rußland für England unbequeme Zugeständnisse machen könnte.

Um diese und andere Fragen zu regeln, hatte die anglo-indische Regierung sich schon lange bemüht, eine Zusammenkunft des Höchstkommandierenden der englisch-indischen Truppen mit dem Emir herbeizuführen, doch hatte sich derselbe diesem Ansinnen bis vor kurzem mit großer Geschicklichkeit stets zu entziehen gewußt. Da wird im September 1893 die Welt plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß der Empfang einer englischen Botschaft durch den Emir, an deren Spitze Mr. Durand steht, gesichert ist. Ja, noch mehr! wenige Wochen später läuft die Nachricht ein, der Emir habe öffentlich ausdrücklich erklärt, daß alle zwischen Afghanistan und Indien schwebenden Fragen auf das befriedigendste geregelt seien. Später sind diese Nachrichten noch durch die Meldung vervollständigt, daß England dem Emir eine entsprechende Erhöhung seiner Jahrespension bewilligt, außerdem die Verpflichtung übernommen habe, Afghanistan gegen einen Angriff von Norden zu verteidigen. Es ist nun hochwichtig und von besonderem Interesse, ob bei den Unterhandlungen zwischen dem Emir und dem englischen Bevollmächtigten die Eisenbahn- und Telegraphenfrage berührt worden und ob der erstere die bisher hartnäckig verweigerte Bau-Erlaubnis nunmehr endlich erteilt hat; denn einerseits steht fest, daß diese Forderung in den älteren dem General Roberts erteilten Instruktionen Aufnahme gefunden hatte, und andererseits dürfte mindestens die Weiterführung der Bahnen von Dschumrud nach Kabul, beziehungsweise von Tchamen nach Kandahar

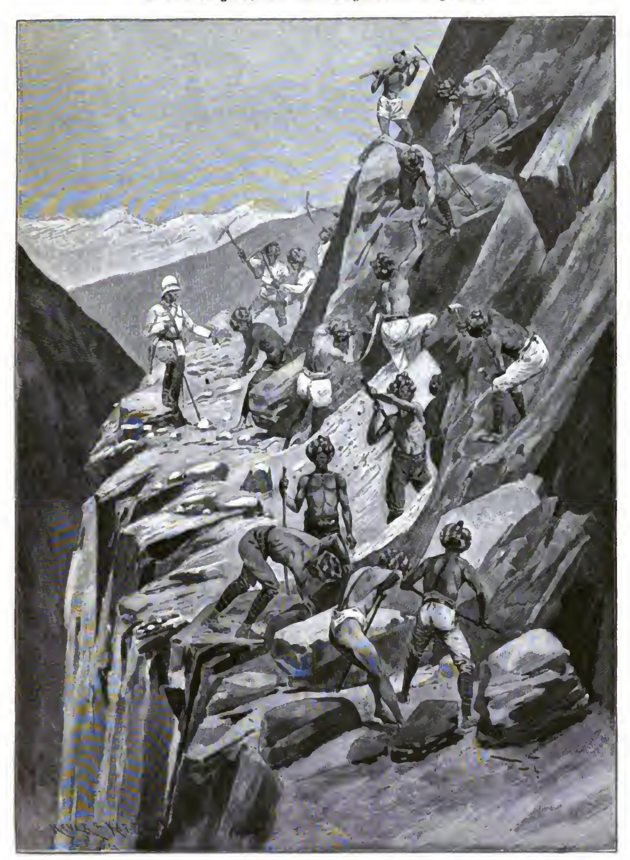
eine Vorbedingung der von England Afghanistan gegenüber übernommenen Verpflichtung sein. Hat der Emir thatsächlich diese Erlaubnis erteilt, dann können, wie wir später sehen werden, beide Linien schon innerhalb weniger Monate dem Betrieb übergeben und damit ein weiterer, unendlich bedeutsamer Schritt zur offensiven Verteidigung der Induslinie gethan sein.

Während die vorerwähnten Ereignisse sich auf dem rechten Flügel der letzteren, im Süden des Hindukusch, abspielten, durch welche die englische Regierung ihre rechte Flanke sicherte, vollzog sich auf dem linken Flügel, in Beludschistan, ein ähnlicher Akt. Hier besitzt England in dem unfruchtbaren, teils wüsten, teils felsigen Lande schon seit dem Jahre 1854 in den Staaten des Khans von Kelat das Recht, Garnisonen zu halten. An und für sich zwar wertlos, ist Beludschistan durch seine geographische Lage zu Persien und Afghanistan wichtig, weil es, in Feindes Hand, die weit vorgeschobene Position der Engländer auf dem Plateau von Pischin und damit die linke Flanke der Indusstellung bedroht. Hier wurde der der indischen Regierung durch russische Intriguen verdächtig gewordene Khan, angeblich seiner Grausamkeit halber, plötzlich nach Quettah abgeführt, Kelat von anglo-indischen Truppen besetzt, und erwartet man nun entweder die Einsetzung seines Sohnes und legitimen Nachfolgers oder, falls dieser nicht die nötigen Garantien bieten sollte, die Annexion Beludschistans.

Ein Blick auf die Karte lehrt uns, daß die Nordwestgrenze Indiens im Süden am Arabischen Meere in der Nähe des Hafenplatzes Karatschi beginnt und im Norden unweit Peschawer endet. Sie folgt im allgemeinen dem unter dem Namen „Suleimangebirge" vom Ocean zum Himalaya streichenden Gebirgsrücken und wird im Osten in mäßigem Abstande vom Indus begleitet, der nur bei Attok und Sukkur feste Brücken besitzt, im Sommer regelmäßig stark anschwillt, breit und reißend wird und zu keiner Jahreszeit auf der Strecke von Attok bis zur Mündung ohne Anwendung künstlicher Hilfsmittel überschritten werden kann. Nordwestlich des Suleimangebirges liegt das afghanische Bergland, südwestlich die Hochebene von Beludschistan, deren südlicher Teil bis zum Arabischen Meere von den wasserlosen Wüsten von Kirwan und Mokran eingenommen wird, welche für stärkere Truppenabteilungen überhaupt unpassierbar sind. Im Südwesten des fruchtbaren Industhales erstreckt sich die große indische Wüste, im Nordosten bis zum Fuße des Himalaya ein breiter Streifen fruchtbaren Landes, das Punjab, das gegen Südosten in die rauhe Gangesniederung übergeht. Für einen Angriff kann nur die Strecke zwischen Sukkur und Peschawer in Frage kommen. Hier schmiegt sich die Nordgrenze in ihrem nördlichen Teile, zwischen Peschawer und Dera Ismael Khan, eng an den Fuß des Gebirges an, um weiter südlich, auf der Strecke bis Jacobabad, das Plateau von Pischin mit dem am Nordwestende des Bolanpasses gelegenen Quettah einschließend, in scharfem Winkel weit gegen Nordwesten, gegen Kandahar, vorzuspringen. Eine große Zahl von Pässen — wohl gegen fünfzig — durchschneidet auf der Strecke zwischen Peschawer und Jacobabad das Gebirge, doch sind über ihre Gangbarkeit, vom militärischen Gesichtspunkte aus betrachtet, nur ziemlich mangelhafte Angaben vorhanden.

Der wichtigste ist der in der Geschichte Indiens bedeutsame Khaiberpaß im Norden des Suleimangebirges, besonders wichtig durch eine in gutem Zustande erhaltene Straße, welche von Kabul aus durch eine Reihe von Engpässen über Peschawer und Rawal Pindi nach Lahore führt und am Ostausgange derselben durch das zehn Kilometer von Peschawer gelegene Fort Dschumrud, zugleich Endstation der Eisenbahn, beherrscht wird. Die zweite Hauptstraße von Kabul nach dem Indus führt über den Schutargardompaß durch das Kuramthal und wird auf indischer Seite durch das Fort von Tulja und die befestigte Stadt Kohat mit starker Garnison gesperrt.

Weiter führen zwei bessere Straßen von Ghazni, die eine über den Totschipaß durch das Hambelithal nach Bannu, die andere über den Sarjopaß durch das Gomalthal und über den Gwalaripaß nach Dera Ismael Khan. Bannu und Dera Ismael Khan sind befestigt, ersteres mit mehreren Regimentern belegt, letzteres eine der Hauptmilitärstationen des Punjab.



Straßenbau bei Gilgit.

Es folgen alsdann im Süden die den Weg nach Kandahar eröffnenden Pässe von Khaura, Lundi, Ghisinar und der wichtige Bolanpaß.

Politisch betrachtet liegt zwischen Indien und dem eigentlichen Afghanistan ein breiter neutraler Saum Gebirgslandes, welcher von freien kriegerischen Stämmen, den Afridi, Miranzai und anderen bewohnt wird. Durch eine versöhnliche Politik, Geschenke ꝛc. hat

England zwar versucht, dieselben für sich zu stimmen, dennoch scheint der Erfolg, nach den neuerlichen Aufständen der Miranzai zu urteilen, ein einigermaßen zweifelhafter zu sein. Immerhin ist das Verhältnis dieser Völkerschaften zu Anglo-Indien nicht ohne Bedeutung, da sich die sämtlichen wichtigen Pässe, mit alleiniger Ausnahme des Bolanpasses, in ihren Händen befinden, auch nur die südöstlichen Ausgänge derselben durch Forts und durch starke Garnisonen in mehr oder weniger befestigten Plätzen gesichert werden.

Das stark befestigte Peschawer mit dem weit vorgeschobenen Fort Dschumrud bildet den rechten, Quettah den linken Flügel der englischen Verteidigungsstellung. Quettah selbst ist nicht befestigt, es liegt in einem langgestreckten schmalen Thale, und sind die Verteidigungswerke bis an den Höhenrand der die weite Ebene bis Kandahar beherrschenden Hochebene von Pischin vorgeschoben. Daneben ist die Garnison, wie früher schon erwähnt, eine außergewöhnlich starke, und dürften die dortigen Positionen um so schwerer einzunehmen sein, als die Heranführung des nötigen Belagerungsmaterials kaum ausführbar sein wird.

Quettah flankiert die Linie Kandahar-Ghazni-Kabul, während die Verbindung zwischen beiden Flügelstellungen Quettah und Peschawer durch die vordere Verteidigungslinie der Engländer am Ostrande des Suleimangebirges mit den umstehend erwähnten Befestigungsanlagen gebildet wird, die Befestigungen bei Attok und Sukkur aber die beiden einzig vorhandenen festen Übergänge über den Indus decken. Der Fluß selbst, der als eine Hauptverteidigungslinie angesehen wird, entspricht, wie jeder Wasserlauf, den an eine solche zu stellenden Anforderungen indessen nur wenig. Es würde daher als eine wesentliche Verbesserung der militärischen Stellung der Engländer in Indien anzusehen sein, wenn sich das Verhältnis zu Afghanistan so gestalten möchte, daß die Verteidigung der Induslinie in der Linie Quettah-Ghazni-Kabul geführt werden könnte, weil dieselbe nicht allein um rund dreihundert Kilometer kürzer ist als die Linie Quettah-Peschawer, sondern weil die sich auf jene stützende Verteidigung auch gleichzeitig gegen Herat oder Balkh, die wichtigsten Anmarschstraßen einer Invasionsarmee, Front machen zu können in der Lage sein würde. Dafür sprechen ferner alle moralischen Rücksichten, denn nicht mit Unrecht wird betont, daß die Engländer die Herrschaft über die zahlreiche indische Bevölkerung nur vermöge ihres moralischen Übergewichtes erhalten haben, daß dieses aber durch das Erscheinen einer europäischen Armee direkt vor der Induslinie einen gewaltigen Stoß erleiden würde. Dadurch wird auch die Energie erklärt, mit der die Engländer sich den Besitz Kafiristans, der Landschaften Tschitral, Jassin und Kandjut zu sichern suchen, denn deren Thäler eröffnen den Zugang zu der Linie Kabul-Peschawer, bedrohen mithin die rechte Flanke und den Rücken der Linie Kandahar-Ghazni-Kabul.

Wenn diese Gefahr auch vorläufig noch nicht so dringlich ist, solange der Vormarsch einer russischen Armee über das Pamir-Hochland für unmöglich anzusehen ist, so wird sie solches doch mit demselben Tage werden, wo die Russen entsprechende Verkehrsstraßen im Thale des oberen Amu Darja bis Sarhad angelegt und ihren Armeen damit den Zugang zu den Hindukuschpässen eröffnet haben werden; daß aber die Russen nicht zögern werden, mit dem Bau einer solchen ungesäumt vorzugehen, zumal ihre Dampfschiffe den Amu bereits bis zur Landschaft Darwaz befahren, darf man wohl annehmen.

Daß endlich die Engländer wirklich beabsichtigen, die Verteidigung Indiens in der Linie Kandahar-Ghazni-Kabul zu führen, dafür sprechen die neuesten Eisenbahnbauten und Projekte im nordwestlichen Indien, sowie die Vorbereitungen für die Weiterführung der Hauptmarschlinien von Peschawer nach Kabul beziehungsweise von Quettah nach Kandahar.

Bisher waren bei Anlage der Mehrzahl aller indischen Eisenbahnlinien Verkehrsrücksichten allein bestimmend gewesen. Strategische Rücksichten waren bis zur zweiten Hälfte der achtziger Jahre mehr oder weniger in den Hintergrund getreten, und nur die durchgehende Linie Kalkutta-Cawnpur-Delhi-Rawal-Pindi-Attok-Peschawer hatte bedingungsweise zugleich auch strategischen

Zwecken gedient, insofern sie die wichtigsten militärischen Stationen Inner-Indiens mit der West- und Nordgrenze verbindet. Dennoch war sie bis zum Jahre 1890 in ihrer ganzen Ausdehnung eingleisig geblieben und erhielt auch zu dieser Zeit nur auf der kurzen Strecke Saharanpur-Lahore ein zweites Gleis. Überhaupt bestanden bis zum Jahre 1886 nur dreizehnhundert Kilometer zweigleisige Bahnen, welche zum größeren Teil auf die Küstenbahnen entfielen. Die Zunahme seit dieser Zeit ist nur eine verschwindend geringe gewesen.




Von noch geringerer strategischer Bedeutung war die zweite durchgehende Linie von Madras über Bombay durch Mittelindien

nach Raewind bei Lahore und von hier aus über Multan nach Sukkur und Quettah beziehungsweise Karatschi. Sie hatte früher nur bis Bombay normales Gleis und führte von hier als Schmalspurbahn weiter. In den letzten Jahren hat sie indessen durchgehends normale Spurweite, auf der Strecke Lahore-Multan sogar ein zweites Gleis erhalten.

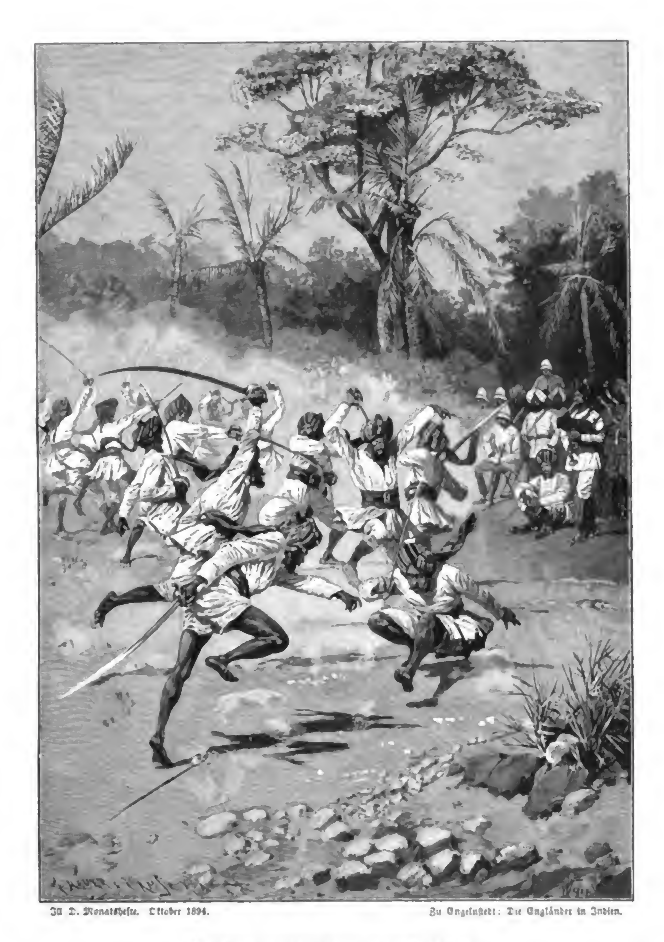
Weiter auf die einzelnen Linien des indischen Bahnnetzes einzugehen, würde uns zu weit führen, wir verweisen dieserhalb auf die beigefügte Übersichtskarte (S. 119), aus der alles Weitere zu ersehen ist, und beschränken uns auf einige weitere, die Leistungsfähigkeit einzelner Linien charakterisierende Mitteilungen.

Eine besondere Bedeutung für die Verteidigung Indiens hat in den letzten zehn Jahren die Eisenbahn Sukkur-Quettah erhalten. Sie wurde erst während des letzten afghanischen Krieges begonnen und unter dem Drucke der Verhältnisse mit Nichtachtung der erwachsenden beträchtlichen Kosten bis Juni 1880 bis Sibi fertig gestellt. Dagegen stellten sich der Weiterführung so erhebliche Schwierigkeiten entgegen, daß eine solche vorläufig nur provisorisch, im Bette eines Bergstromes, ausführbar war. Später gestattete die politische Lage noch nicht, eine Änderung eintreten zu lassen; man beschränkte sich daher darauf, die Bahn auf normale Gleisbreite auszubauen, einzelne Übelstände, wie gar zu starke Steigungen und zu enge Kurven, nach Möglichkeit abzuschwächen und in anbetracht ihrer geringen Leistungsfähigkeit von Sibi aus eine zweite Linie über das Harnaigebirge zu legen, welche bei Bostan, nördlich Quettahs, wieder mit jener zusammentrifft und sie entlastet. Von Bostan aus führt sie zwischen Kala Abdullah Khan und Tchamen durch den 4150 Meter langen Kojaktunnel bis zu der letztgenannten Endstation, bei der das gesamte Baumaterial für die Weiterführung der Linie bis Kandahar für den Bedarfsfall dauernd bereit gestellt ist. Der Bau wurde 1891 beendet, und nimmt man an, daß die Strecke bis Kandahar, da das Gelände keinerlei Schwierigkeiten bereitet, in Zeit von zwei Monaten dem Betrieb wird übergeben werden können, sobald die Zustimmung des Emirs erlangt ist.

Ähnlich wie auf der Strecke Sibi-Bostan und bei Tchamen sind ferner auch auf dem rechten Flügel der Induslinie, auf der Strecke Rawal-Pindi und bei Dschumrud die Steigungen und Kurven der Bahn verbessert, auch das Baumaterial zur Weiterführung der Bahn von hier bis Kabul bereit gestellt, und erwartet man auch hier, wo die Bahn neben der in vortrefflichem Zustande befindlichen Straße durch den Khaiber und die übrigen Pässe geführt werden soll, daß ihre Vollendung nur kurze Zeit in Anspruch nehmen wird.

Im Laufe der Zeit sind indessen auf der Bahnstrecke im Bolanpasse alljährlich infolge der Regenzeit so zahlreiche und bedeutende Zerstörungen eingetreten — im Jahre 1890 wurden allein elf Kilometer Bahngleise mit vier Brücken vollständig zerstört, drei andere Brücken stark beschädigt —, daß die Unterhaltungskosten der Linie in durchaus keinem Verhältnis zu ihrer Leistungsfähigkeit stehen. Man hat sich daher in neuerer Zeit entschlossen, das Bolangebirge von Sibi aus im Thale des Maschkef zu umgehen und den Neubau bereits begonnen.

Im engsten Zusammenhange endlich mit den aus der anliegenden Karte ersichtlichen Eisenbahnneubauten auf dem rechten Indusufer und dem Landesverteidigungsplane steht die in neuerer Zeit wiederholt angeregte Frage einer dritten Überbrückung des Indus auf der Strecke Attok-Sukkur, doch ist man in dieser Angelegenheit noch zu keinem abschließenden Resultat gelangt, weil sie die Verlegung der vorderen Verteidigungslinie in die Linie Kandahar-Ghazni-Kabul mit der Weiterführung der beiden Hauptmarschlinien von Tchamen nach Kandahar beziehungsweise von Dschumrud nach Kabul zur Voraussetzung haben würde. Solange dieserhalb eine Einigung mit dem Emir nicht erzielt worden, scheute man sich, die Bedeutung des Indus als Fronthindernis abzuschwächen. Nachdem verschiedene Vorschläge, welche sich auf die Wahl einer Übergangsstelle im Süden von Attok bezogen, naturgemäß verworfen worden, weil sie dem minder bedrohten rechten Flügel der Stellung zu nahe lagen, zumal der Schwerpunkt der Verteidigung auf dem linken Flügel liegt, trägt man sich gegenwärtig mit der Absicht, den Flußlauf bei



Jll. D. Monatshefte. Oktober 1894. Zu Engelnstedt: Die Engländer in Indien.

**Kriegstanz indischer Reiter in einem Bivouac.**

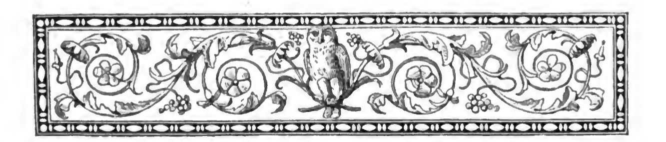
Dera Ismael Khan bis auf tausend Meter Breite einzudämmen und hier provisorisch — bis eine feste Brücke fertig gestellt werden kann — eine Dampffähre einzurichten, was späterhin eventuell auch bei Dera Ghazi Khan geschehen soll.

Bei alledem wird der strategische Wert der indischen Eisenbahnen durch ein wenig zahlreiches rollendes Material und der Mangel an Übung des Personals für Truppentransporte unter Kriegsverhältnissen um so mehr beeinträchtigt, als auch die großen Entfernungen schwer ins Gewicht fallen.

Es darf eben nicht übersehen werden, daß das weite anglo-indische Reich, einschließlich der Tributärstaaten, sich über einen Flächenraum von mehr als dreieinhalb Millionen Quadratkilometer erstreckt, also größer als ganz Europa, ohne Rußland, ist und ohne Kaschmir, Nepal, Ceylon resp. Birma eine Bevölkerung von 254 Millionen zählt, daß hiervon ein Gebiet von 2300000 Quadratkilometern mit 198 Millionen Einwohnern der englischen Regierung direkt unterstellt ist, daß endlich das ganze Land durch eine Armee von wenig über 200000 Mann gegen innere und äußere Feinde gesichert werden soll, welche nach ihrem organisatorischen und taktischen Werte mehr eine militärisch organisierte Polizeitruppe, als eine Feldarmee für kriegerische Operationen gegen äußere Feinde ist. Und doch ist der Besitz Indiens eine Lebensfrage für England. Unendliche Summen überflüssigen englischen Kapitals finden hier einträgliche Anlageplätze, und der englischen Industrie bietet die volkreiche Halbinsel ein ebenso gewaltiges wie kaufkräftiges Absatzgebiet. Der einträgliche Londoner Zwischenhandel stützt sich vornehmlich auf Indien, in dessen Staatsdienste der ganze Überschuß der gebildeten Klassen überdies Arbeit und große Gehälter findet. Der Besitz Indiens endlich hebt das Ansehen Englands über ganz Asien und leistet dadurch seinem Handel mit jenem Erdteile den größten Vorschub. Ohne jenen würde er sich kaum auf seiner jetzigen Höhe erhalten können, ja mit dem Verlust Indiens würden sogar die Hauptstützen des künstlichen Aufbaues englischer Macht fallen, und leicht dürfte Großbritannien zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken.

(Schluß folgt.)





# Litterarische Mitteilungen.

## Das „Shakespeare-Geheimnis".

Die Frage, ob wirklich der Schauspieler William Shakespeare oder Shakspere, wie die Namensform in seinen eigenhändigen Unterschriften lautet, von dessen geistiger Persönlichkeit wir sonst so wenig wissen, die Dramen gedichtet hat, die seinen Namen tragen, oder nicht vielmehr der größte Denker seiner Zeit und seines Volkes, der Philosoph und Staatsmann Francis Bacon von Verulam — diese „Shakespeare-Bacon-Frage" ist seit vier Jahrzehnten in England und Amerika Gegenstand der lebhaftesten litterarischen Diskussion. Schon vor zwölf Jahren konnte ein Bibliograph das stattliche Verzeichnis von 255 Büchern und Aufsätzen, die darüber handeln, zusammenstellen, und wie groß die Teilnahme des Publikums, wie stark die „Bacongemeinde" drüben ist, zeigte sich sechs Jahre später, als ein neues Buch des Amerikaners Ignatius Donally, das eine endgültige Entscheidung des Streites zu gunsten des Philosophen verhieß, trotz des hohen Preises von sechzig Mark den ungeheuren buchhändlerischen Erfolg hatte, daß binnen drei Monaten 20000 Exemplare verkauft wurden.

Demgegenüber verhielt sich Deutschland, die zweite, fast noch heimischere Heimat des Shakespearekultus und der Shakespeareforschung, lange Zeit vornehm ablehnend: noch 1876 hatte Elze in seiner Shakespeare-Biographie keine der 651 Seiten für die „Frage" übrig. Überhaupt wurde sie, abgesehen von dem tollen Einfall Reichels, zu Shakespeare und Bacon einen dritten Mann zu erfinden als den großen Unbekannten, der der wahre Verfasser der Werke beider gewesen sein sollte, bei uns zum erstenmal ernstlich zur Debatte gestellt durch das vor nunmehr sechs Jahren erschienene Buch des Grafen Vitzthum von Eckstädt „Shakespeare und Shakspere", das die Ergebnisse Donallys und seiner Vorgänger im guten Glauben an ihre Wahrheit dem deutschen Publikum vermittelte. Aber Donallys „großes Kryptogramm" — eine nach einem unkontrollierbaren Systeme aus der ersten Gesamtausgabe der Shakespeareschen Dramen von 1623 herausgerechnete Geheimschrift, in der unter anderem Bacon sich selbst als der wirkliche Dichter zu erkennen giebt, seine Strohpuppe aber, den Schauspieler Shakspere, als einen wüsten und ungebildeten Burschen an den Pranger stellt — dies Kryptogramm enthüllte sich dem nüchternen Leser doch gar zu bald als ein heilloser Yankeehumbug. Und da jetzt auch die deutsche Shakespeare-Philologie auf dem Plane erschien und in den nächsten Jahren in einer Reihe von Gegenschriften, von denen ich besonders die des Wiener Professors J. Schipper „Zur Kritik der Shakspere-Bacon-Frage" hervorhebe, scharf und großenteils schlagend antwortete, so ward es allmählich wieder still, und der Mann von Stratford behielt in deutschen Landen unangefochten seinen Ehrenplatz als der größte eigenwüchsige Dichtergenius aller Zeiten bis — nun, bis vor wenigen Monaten der scheinbare Friede sich plötzlich als ein Waffenstillstand herausstellte, während dessen die Baconpartei (denn von einer solchen darf man nach allerhand zustimmenden Kundgebungen der letzten Wochen auch bei uns reden) einen neuen Führer gewonnen und sich in eine neue glänzendere und bedrohlichere Rüstung geworfen hatte. Und um die Überraschung zu vervollständigen, war der Mann, der wie ein Gott aus der Wolke sprang, um das zerstreute Fähnlein zu sammeln und zu neuem siegesgewissem Sturme gegen die feindlichen Verschanzungen zu führen, kein anderer, als Edwin Bormann, den das deutsche Publikum bis dahin nur als liebenswürdigen Humoristen von kaffeesächsischer Färbung kennen und schätzen gelernt hatte.

Bormanns umfangreiches und prächtig ausgestattetes Buch **Das Shakespeare-Geheimnis** (Leipzig, im Selbstverlage, 343 Seiten mit 64 Bild- und Faksimiletafeln) giebt sich als die Frucht eines mehrjährigen Studiums, und man glaubt dem Verfasser diese Versicherung gern, wenn man die endlose Reihe von Einzeluntersuchungen auch nur flüchtig überschaut, welche ihn zu dem Resultate geführt haben, das er die „Lösung des Shakespeare-Geheimnisses" nennt: „Francis Bacons ‚Große Erneuerung der Wissenschaften' besteht aus zwei Hälften; die eine schrieb er in der Form von

wissenschaftlicher Prosa, unter seinem eigenen Namen, die andere, die parabolische, für die Zukunft der Menschheit bestimmte, in Form von Dramen unter dem Pseudonym ‚William Shakespeare'." Wie weit Bormann für diese seine Parallelisierung und Harmonisierung der Baconschen Philosophie und der streitigen Dramen, die sich bis auf die unscheinbarsten Kleinigkeiten des Ausdrucks erstreckt, im einzelnen ausländische Vorarbeiten hat benutzen können, entzieht sich meiner Kenntnis; jedenfalls gebührt ihm die Anerkennung und soll hier vorweg ein für allemal ausgesprochen sein, daß er mit unermüdlichem Fleiß und einem ganz erstaunlichen Spürsinn alles zusammengesucht und -getragen hat, was irgend von Beziehungen beiderseits sich auffinden ließ, so daß mit seinem Buche in der That die Bacontheorie steht und fällt. Auch das Lob einer frischen und lebhaft bewegten Darstellung und das zweite, bedenklichere einer ungemeinen dialektischen, um nicht zu sagen advokatorischen Geschicklichkeit sei ihm gern zugebilligt. Damit aber sind denn auch die Ruhmestitel des Buches erschöpft, man müßte denn das große, aber unfreiwillige Verdienst in Anrechnung bringen, daß es mit all jenen Mitteln von dem, was es bewiesen haben will, vielmehr das Gegenteil beweist.

Allerdings nicht dem gutgläubigen Leser, der sich mit der Durchwanderung dieser parabolischen Sphinxallee von Gegenstücken und Spiegelbildern zufrieden giebt. Wer aber von dem phantastischen Zauber dieser erstaunlichen Dinge und dem Enthusiasmus ihres Entdeckers ungerührt Punkt für Punkt nüchtern nachprüft, indem er nicht bloß Shakespeare, sondern auch Bacon selber und zwar gründlich zu Rate zieht, der wird und muß gerade durch Bormanns in ihrer Art abschließende Materialsammlung zu der sicheren Erkenntnis und damit zu der wahren Lösung des „Shakespeare-Geheimnisses" kommen: Nun und nimmermehr hat der Lordkanzler und „Erneuerer der Wissenschaften" die Dramen gedichtet, und seinetwegen mag der Schwan vom Avon stolz und gelassen allen Pfeilen und Schleudern der Widersacher zum Trotz seine erhabene Bahn weiter durch die Jahrhunderte ziehen!

Der persönliche Gewinn dieser wohlbegründeten Überzeugung lohnt die aufgewandte Mühe reichlich: einmal steckt ja unleugbar in dem, was wir von dem Schauspieler Shakspere haben und wissen, und mehr noch in dem, was wir nicht wissen und nicht haben, allerhand Problematisches, so daß man sich mitunter schwer eigener und fremder Zweifel erwehren kann, zumal in einer so zweifelsüchtigen Zeit, die allenthalben alte Götter stürzen und alte Werte umwerten möchte; dann aber handelt es sich bei der ganzen Frage doch nicht bloß um ein noch so schätzbares litterarhistorisches Wissen von diesen Dichtungen und von diesem Dichter, sondern im Grunde um das Wesen und insbesondere um die Grenzen des genialen Schaffens überhaupt, die eben, wenn der Stratforder Kleinbürgerssohn den Lear und den Hamlet gedichtet hat, gar nicht weit genug gezogen werden können. Wer sich also noch einen Hauch von Heroenverehrung im Sinne Carlyles bewahrt hat, der muß seine reine Freude daran haben, gerade dieses Genie sich auch ferner gerade so vorstellen zu dürfen, wie es in der bisherigen Überlieferung dasteht.

Je größer der Gewinn dieser selbsterworbenen Zuversicht, desto lebhafter auch der Wunsch, sie anderen zu vermitteln — soweit das möglich ist. Denn Absatz für Absatz in Bormanns Buch durchzugehen, wie man es beim eigenen Studium gethan, und gar Beweisstück für Beweisstück zu entkräften, dazu gehörte, von Zeit und Weile ganz abgesehen, das Drei- und Vierfache von dem Raume, den er seinen Darlegungen gegönnt hat. Wenn ich daher im folgenden versuche, zu Nutz und Frommen der Leser der Westermannschen Monatshefte das künstliche Gewebe Bormanns zu zerfasern, so wolle man nicht erwarten, daß jeder einzelne Faden als brüchig nachgewiesen wird. Ich muß vielmehr und kann mich auch getrost damit begnügen, die Unhaltbarkeit der Bormannschen Methode und ihrer Ergebnisse typisch an einer Reihe besonders wichtiger und interessanter Punkte darzuthun, wo dies ohne allzu großen Apparat und möglichst unmittelbar einleuchtend geschehen kann. Daß die Kritik nicht in grauen Abstraktionen verlaufe, dafür können wir die lebendige Mannigfaltigkeit des Grundstoffes sorgen lassen und — den Verfasser des „Shakespeare-Geheimnisses".

Bormanns A und O, das wir oben schon in der Schlußformel kennen lernten, ist der Satz: Bacon hat die Grundgedanken seines Systems und zahllose Einzelheiten aus seinen philosophischen Prosaschriften in den Dramen nicht etwa bloß anspielend berührt oder gelegentlich eingeflochten, sondern er hat die Dramen überhaupt nur geschrieben, um darin diese seine Philosophie in mannigfaltiger parabolischer Verkleidung einer besseren Nachwelt zu überliefern. Für diesen Satz bildet das ganze Buch e i n e n großen Beweis, den Ausgangspunkt aber die Betrachtung des kurzen Abrisses einer Poetik, den Bacon im dreizehnten Kapitel des zweiten Buches seiner Encyklopädie de augmentis scientiarum gegeben hat. Der Philosoph bezeichnet hier die Poesie als diejenige Gattung menschlichen Wissens und Könnens, welche in den Worten meist gebunden, im Inhalt frei und schrankenlos, der Seelenkraft der Phantasie entspricht, und nennt sie hinsichtlich ihres Inhalts „willkürlich zusammengedachte Geschichte". Dann folgt mit der unzweideutigen Bestimmtheit, die Bacons Partitionen auszeichnet: „Die wahrste und ihrer Eigentümlichkeit am meisten entsprechende Einteilung der Poesie ist die, daß sie e n t w e d e r erzählende o d e r dramatische o d e r parabolische Dichtung ist." Hier schlägt Bormann den ersten Haken ein: nach seiner Überzeugung sind Shakespeares Werke z u g l e i c h Dramen u n d parabolische Dichtungen, der Philosoph aber scheidet beide Gattungen durch „entweder — oder"; folglich — muß die Interpretation leisten, was der Text versagt! So lesen wir denn bei unserem Ausleger: „Bacon stellt nebeneinander:

erzählende, dramatische, parabolische Poesie." (Das „entweder — oder" Bacons ist schon in dem vorhergehenden wörtlichen Referat zu „und" verblaßt!) „Die Abteilung der parabolischen Poesie ist aber nimmermehr eine, die neben der erzählenden und dramatischen Poesie zu stehen hat (!). Ihr Begriff wird von ganz anderen Gesichtspunkten aus gewonnen, sie hat entweder über oder unter der Einteilung in erzählende und dramatische Poesie zu stehen, nicht daneben. Erzählende Poesie schließt dramatische aus und umgekehrt. Nicht so parabolische Poesie. Denn kann nicht parabolische Poesie, diese Poesie der wissenschaftlichen Erleuchtung und Verheimlichung, sowohl Vergangenes darstellen wie Gegenwärtiges, erzählend oder dramatisch sein? Sie muß sogar eins von beiden sein. Kurz, ich (!) kann die parabolische Poesie wiederum einteilen in erzählend-parabolische Poesie und in dramatisch-parabolische Poesie." Ja, „ich" kann das sogar vorerst mit einem guten Schein logischer Berechtigung, aber die neue Einteilung ist eben eine Bormannsche, nicht die Baconsche. Die seinige Bacon unterzuschieben, dürfte Bormann erst dann wagen, wenn sich aus dem, was Bacon weiter über die parabolische Poesie im besonderen ausführt, und namentlich aus Beispielen, welche der Philosoph selber giebt, deutlich erkennen ließe, er habe sich bei der Einteilung gegen seine Gewohnheit ungeschickt und seiner eigentlichen Meinung zuwider ausgedrückt. Das ist aber nicht der Fall. Zwar läßt ihn Bormann von der parabolischen Poesie sagen, sie diene zum Erleuchten und zum Verhüllen, „ist also eine Lehrmethode und ein Kunstgriff für Verheimlichung", womit die Gattung zu einer Behandlungsweise herabgedrückt würde; allein bei Bacon steht statt dessen: „in diesem letzteren scheint eine Art von methodischer Lehre, in jenem eine künstliche Verdunkelung bezweckt zu werden." Im übrigen aber erhellt selbst aus Bormanns Referat, daß Bacon auch hier seine parabolische Poesie generell von den beiden anderen Gattungen scheiden will; ganz besonders aber ergiebt sich dies aus den Beispielen parabolischer Poesie, die der Philosoph hier und an anderen Stellen ausdrücklich anführt. Als Proben erleuchtender Parabolik, durch die man zumal in älteren Zeiten neue Erfindungen und Schlüsse des menschlichen Geistes der geringeren Fassungskraft des Volkes habe nahebringen und sinnfällig machen wollen, nennt er die Losungen der Pythagoräer, das Rätsel der Sphinx, Äsops Fabeln, die Sprüche der alten Weisen, die Fabel des Menenius Agrippa. Die verhüllende Parabolik aber, durch die man ehrwürdige Geheimnisse der Religion, politische und philosophische Arkana dem profanen Verständnis habe verschleiern wollen, findet er namentlich in den Mythendichtungen der Alten, von denen er drei, den Mythos vom Pan, den vom Perseus und den vom Dionysos, als Proben und Wegweiser zu einer wünschenswerten „Philosophie nach den alten Fabeln" ausführlich wiedergiebt und ausdeutet; 1609 ließ er selbst diese drei Fabeln mit achtundzwanzig anderen vereinigt unter dem Titel „Von der Weisheit der Alten" als Buch erscheinen. Im achten Buche der Encyklopädie werden als Parabeln ferner vierunddreißig Sprüche Salomonis zusammengestellt und ausgelegt; im Anschluß daran handelt Bacon nochmals von der Parabolik der Alten und weist dann als auf ein Muster moderner Parabolik über politische und bürgerliche Themata auf Machiavellis Diskurse hin.

Nirgends aber findet sich auch nur der geringste Anhaltspunkt, anzunehmen, er habe daran gedacht, dramatische und parabolische Dichtung zu verschmelzen, geschweige denn, daß er in der dramatischen Parabolik, wie sein Leipziger Ausleger, das Höchste gesehen hätte, was der Poesie erreichbar ist. Vielmehr erkennen wir beim Überblicken seiner Beispiele, daß er unter parabolischer Dichtung im wesentlichen dasselbe verstand, was eine nüchternere Poetik didaktische Poesie genannt hat, eine Gattung, die wir freilich heute nicht als solche gelten lassen und an deren Stelle sich längst die Lyrik gesetzt hat. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß auch der Keim dieser richtigen und streng logischen Einteilung in jener älteren insofern enthalten ist, als ihre Parabolik oder Didaktik den Teil der Lyrik in sich schließt, dem die gelehrten Männer von damals allein einigen Wert beimaßen, die Reflexionslyrik mit lehrhafter Tendenz.

Aber kann denn nicht auch das Drama thatsächlich eine eingekleidete Lehre enthalten? Gewiß kann es das, und Bacon hat das auch wohl gewußt und ausdrücklich in dem Abschnitt, der vom Drama handelt, ausgesprochen und zwar in einer Reihe von Sätzen, die so wichtig, ja entscheidend für unsere Frage sind, daß es einfach unbegreiflich ist, wie Bormann sie in seinem Referate unterdrücken konnte. Hinter dem von ihm wiedergegebenen Eingangssatze: „Dramatische Poesie, die das Theater zur Welt hat, kann von großem Einflusse auf die Sitten sein" (genauer: „ist ausgezeichnet von Nutzen, vorausgesetzt daß sie wäre, wie sie sein sollte = si sana foret) folgen nämlich drei inhaltschwere Sätze bei Bacon, die bei Bormann ausgefallen sind: „Denn nicht gering könnte des Theaters erziehliche Wirkung sein. Und zwar ist Verderbliches in dieser Art massenhaft da, das Erziehliche (disciplina) aber ist in unseren Zeiten ganz und gar vernachlässigt" — wohlbemerkt, das schrieb Bacon zu einer Zeit, wo Shakespeares oder nach Bormann seine eigenen „parabolischen" Dramen, die bessere Hälfte seines philosophischen Lebenswerkes, die führenden Bühnen Londons beherrschten, das ließ er drucken in demselben Jahre 1623, in dem er nach Bormann diese seine Dramen in der kostbaren Folioausgabe für alle Zeiten sammelte! Doch weiter in Bacons Text: „Mag aber auch in den modernen Staaten das Bühnenspiel für einen bloßen Spaß gelten, wenn es nicht allzu viel von der Satire übernimmt und beißend wird, so haben doch die Alten (!) Sorge getragen, daß es die Menschen zur sittlichen Tüchtigkeit unterwies (ut animos hominum ad virtutem institueret)." Und nun

erst folgen die von Bormann in unmittelbarem Anschluß an jenen Eingangssatz angeführten Sätze, wonach das Drama die Herzen rührt, wie das Plektrum die Saiten der Lyra u. s. w. Man sieht, welche Aufgabe Bacon dem Drama neben der rein poetischen stellt: es soll durch Erschütterung des Gemütes zur sittlichen Besserung der Zuschauer beitragen, eine unmittelbare moralische Wirkung üben, wie die antike Tragödie es gethan hat, aber nichts weiter! Auch hier und gerade hier kein Wort davon, daß es zum Vehikel wissenschaftlicher Belehrung in parabolischer Form gemacht werden könne und solle, und noch viel weniger ein Hinweis darauf, daß dies durch irgend wen bereits geschehen sei oder geschehen werde.

Eigentlich ist damit bereits die ganze Theorie des neuen Baconpropheten hinfällig geworden: unterscheidet Bacon scharf und generell die dramatische von der parabolischen Poesie, weiß er nichts von einer wissenschaftlich-parabolischen Dramengattung, so ist es von vornherein fast undenkbar, daß er selber gerade diese abstruse Zwittergattung so geflissentlich und erfolgreich angebaut haben sollte, zumal da er die gesamte zeitgenössische Dramatik in Bausch und Bogen als korrumpierend verwirft. Aber sehen wir uns immerhin auch das bei aller Kolossalität recht luftige parabolische Bauwerk etwas näher an, das Bormann nun auf so wackeligen Fundamenten, viventibus et posteris salutem bietend, errichtet.

Das erste Drama, das er behandelt, ist „Der Sturm": es steht in der Folioausgabe voran und korrespondiert eben von diesem Platze nach Bormann mit dem jedesmaligen ersten Stück in einer ganzen Anzahl von Baconschen Schriften- und Gedankenreihen, z. B. mit dem ersten naturwissenschaftlichen Traktat „von den Winden", mit der ersten „Bewegungsart" der Natur, mit dem ersten naturwissenschaftlichen Aphorismus und so auch mit der ersten der vorhin erwähnten Fabeln, dem Mythos vom Pan. Pan selber soll parabolisch im Prospero wiedergegeben sein: Pan personifiziert das All — Prospero „ist ein mächtiger Naturzauberer, wohlerfahren in allen Dingen, die die Natur betreffen. Pan ist behaart und mit langem Bart geschmückt — auch Prospero erscheint noch heute auf der Bühne mit langwallendem Haupt- und Barthaare. Pan hat als Zeichen seiner Herrscherwürde einen Hirtenstab, Prospero einen Zauberstab. Pan hat einen Königsmantel, Prospero einen Zaubermantel" u. s. w. Erstaunlich in der That! Aber wie wäre es daneben mit folgender Parallele: Goethes Faust ist die dramatische Parabel zu Bacons erzählender Parabel Pan. Das ganze Gedicht dreht sich um Beherrschung der Natur und das Wissen von dem, was die Welt im Innersten zusammenhält — also um das oder den Pan. Mephisto beherrscht nicht bloß die Natur bis zu einem gewissen Grade, sondern er ist selbst ein Stück von ihr; ex confusis rerum seminibus ist Pan entstanden, Mephisto heißt eine Spottgeburt von Dreck und Feuer. Er hat mit Pan nicht bloß das bißchen Haar und Bart gemein, sondern kann als nordisches Phantom haarig am ganzen Leibe auch Hörner, Schweif und Klauen zeigen, den hochwichtigen Tierfuß nicht zu vergessen; er hat auch einen Zaubermantel und gebraucht den Fliegenwedel der Hexe zu herrischem Taktschlagen; gar schön leitet er den Gesang der Kleinen von den Seinen; Höhlen und Wildnis sucht er gern mit Faust auf, und vollends auf dem Blocksberg ist er zu Hause und führt den Reigen des lustigen Nymphengesindels. Panische Schrecken zu erregen, versteht er aus dem Grunde, von Auerbachs Keller bis zu der Schlacht des Kaisers gegen die Rebellen. Hat Pan Schwestern in der Tiefe der Erde, so verfügt Mephisto ebendaselbst über die „Mütter". Freilich geht es dem armen Teufel wie Macbeth: er hat keine Kinder! Und von Bacons Pan berichtet uns Bormann wörtlich: „Pan hat nur ein einziges Kind (was wunderbar ist — quod mirum est — fügt Bacon hinzu), eine Tochter Jambe; Prospero hat auch nur ein einziges Kind, gleichfalls eine Tochter: Miranda (die zu bewundernde). — So weit die Pan-Parabel." Hier scheint in der That Mephisto um eine volle Nasenlänge geschlagen; aber wiederum nur von dem Bormannschen Pan, denn von dem Hauswesen des Baconschen lesen wir im Original etwas ganz anderes: „Liebschaften des Pan werden keine überliefert, was wunderbar ist," so beginnt dieser Bericht, und nachdem dann doch Echo und Syrinx und sogar Luna genannt sind, heißt es wörtlich weiter: „Auch hat er keinerlei Nachkommenschaft erzielt (was gleichermaßen wunderbar, da doch die Gottheiten, namentlich die Götter, gar kinderreich waren), außer daß ihm wie eine Tochter ein dienendes Weiblein beigegeben wird (nisi quod ei attribuatur tamquam filia muliercula quædam ancilla), Jambe mit Namen, die mit lächerlichen Geschichten die Gäste zu ergötzen pflegte, und daß von einigen angenommen wird, er habe ein Kind von seiner Gattin Echo." Das klingt denn doch erheblich anders, und ich müßte mich sehr irren oder Mephisto geht siegreich aus der Konkurrenz hervor: dieses dienende Weiblein Jambe, das die Gäste mit derben Späßen und Zoten ergötzt — denn Bacon spielt auf ein wohlbekanntes Abenteuer der Demeter an, bei dem in der Sage Jambe mit der alten Baubo, wiederum faustischen Angedenkens, wechselt — wem sieht sie gleich, dem süßen Kinde Miranda oder der Hexe, die ihren Herrn und Meister Mephisto und seinen Gast Faustus in ihrer Küche so trefflich ridiculis narratiunculis bewirtet?

Selbstverständlich wird es niemandem einfallen, Goethes Faust und Bacons Pan im Ernste zusammenzubringen; die Parodie soll nur zeigen, daß parabolische Parallelen dieser Art — und ein guter Teil aller Bormannschen sind von ähnlichem Schlage, wohlfeil wie Brombeeren — alles und darum nichts beweisen, und zweitens nebenher, daß man bei Bormann auch ganz bestimmte Anführungen aus Bacon mit Vorsicht aufnehmen

muß. Weitere Belege dafür liefert der „Sturm“ auf Schritt und Tritt: er soll eine wissenschaftliche „Geschichte der Verirrungen der zeugenden Natur“, eine historia prætergenerationum, die Bacon unter die wünschenswerten Arbeiten der Zukunft rechnet, parabolisch vertreten und damit „die Welt der Zwischenformen“ darstellen. Aber mit jenen Geschöpfen der prætergeneratio, singulären Abweichungen jeder Art, haben diese Zwischengattungen der Ratten, Fledermäuse, Seekälber, Korallen, die Bormann frischweg auch unter die monstra rechnet, bei Bacon nicht das Mindeste zu schaffen. Dämonische Zwischenformen von Mensch und Tier (!), im „Sturm“ durch Caliban und Ariel vertreten, kommen in Bacons Naturlehre überhaupt nicht vor; vielmehr erklärt er alles, was man von „langlebigen Nymphen und Luftgeistern“ erzähle, und was antike und moderne Leichtgläubigkeit angenommen habe, seinerseits für „Fabeln und Träumereien, zumal es eine Sache ist, die sich weder mit der Philosophie, noch mit der Religion verträgt!“ Bormann führt die Stelle natürlich nicht an, obwohl sie in einer von ihm massenhaft citierten Schrift, dem Buche „vom Leben und Tode“, steht (Sp. 515 der Frankfurter Ausgabe von 1665). Daß die musikalischen Geräusche der Insel, wie Caliban sie aufzählt, in den naturgeschichtlichen Aphorismen des „Waldes der Wälder“ durchaus nicht in derselben Ordnung und „sechsfachen, wissenschaftlichen Steigerung“ behandelt werden, wie das Bormann behauptet, zeigt schon ein Blick auf die Einteilung derselben in Aphor. 101 und 102, wo gleich die toni musici den non musici vorausgehen.

Doch lassen wir jetzt den „Sturm“, sein „Liedchen vom Stoffwechsel“ und andere Raritäten mehr in Frieden und gehen wir zum Hamlet über, recht eigentlich der pièce de resistance in Bormanns Gastgebot. Denn hier überschüttet er den Leser mit einer solchen gedrängten Fülle der wunderbarsten und überraschendsten Beziehungen und Übereinstimmungen, daß es kein Wunder ist, wenn dieser ungewarnt und ungerüstet widerstandslos erliegt. Aber auch hier kann der echte Bacon rasch und gründlich vom falschen kurieren.

Hamlet soll eine „dramatische Parabel im Sinne von Bacons Anthropologie“ sein. Im Vordergrunde des Interesses steht zunächst der Geist des ermordeten Königs und was ihn angeht. Bormann findet darin die „Spirit-Theorie“ Bacons wieder, ein schillernder Ausdruck, der nach heutigem Sprachgebrauch, wie er durch den Spiritismus gängig geworden ist, von den Lesern nur dahin verstanden werden kann, als habe Bacon eine Theorie über die entkörperten spirits, wie der Geist von Hamlets Vater einer ist, in seiner Philosophie gegeben. Und thatsächlich meint dies Bormann selber. Demgegenüber ist einfach zu konstatieren, daß Bacon unter dem spiritus, von dessen Wesen und Eigenschaften er oft und eingehend handelt, überall nur die mit den Körpern verbundene Lebenssubstanz versteht, niemals den entkörperten Geist. Diese Lebenssubstanz ist er geneigt mit dem zeitgenössischen Philosophen Bernardino Telesio ihrem eigentlichen Wesen nach als selber körperlich anzusehen; doch sei sie durch Wärme — und zwar immer und überall, nicht bloß durch besondere Hitze dann und wann! — verdünnt und unsichtbar: von einer Möglichkeit des Sichtbarwerdens ist nirgends die Rede. Sie ist mit dem Körper überzogen und wohnt bei den vollkommenen Tieren im Kopfe, läuft aber in den Nerven durch den ganzen Körper. Sie bedarf — immer im Körper — der Nahrung, Bewegungsfreiheit und Erfrischung durch Luftzufuhr: wird ihr eine dieser Existenzbedingungen entzogen, so stirbt sie in und mit dem Körper. Eine selbständige Fortexistenz des individuellen spiritus nach dem Tode seines Körpers, wohl gar in der Gestalt desselben, ist danach von vornherein undenkbar, und deshalb hat Bacon auch kein Wort darüber verloren. Wohl zu unterscheiden von dieser tierischen Seele jedes Lebewesens ist erstens ein schwer definierbarer spiritus mortualis, der auch den leblosen Dingen zugeschrieben wird, jedenfalls hier nichts zur Sache thut, auch von Bormann nicht weiter benutzt wird. Zweitens die vernünftige und, weil direkt von Gott stammend, unsterbliche Seele, die der Mensch von allen Lebewesen allein besitzt; ihre Schicksale nach dem Tode des Leibes berührt Bacon in seiner Philosophie nicht: diese transscendentalen Fragen liegen eben außerhalb des Bereiches seiner Empirie, von ihnen hat die geoffenbarte Religion zu handeln, die mit der Vernunft zu vermengen, wie das z. B. Paracelsus thut, eine Ruchlosigkeit und ein Betrug zugleich ist. Nur gelegentlich läßt er sich einmal zornig aus über den auf einem groben Mißverständnisse beruhenden Irrwahn derer, die von einer Seelenwanderung und einer „Läuterung der Seelen in einem gewissen Kreise von Jahren“ fabeln, „eine abergläubische und ganz verderbte Lehre, die die Würde der menschlichen Seele auf das schnödeste mit Füßen trete“ (Sp. 78). Endlich werden noch spiritus immundi, „unsaubere Geister“, im Anschluß an die Kirchenlehre neben den Engeln erwähnt; es sind aber nicht Geister verstorbener Menschen, sondern Lucifer und seine Gesellen, denen der rechtgläubige Bacon als wirklichen Mitgliedern der physischen Welt einen Unterschlupf in der natürlichen Theologie gewährt.

Das ist, soweit es unser Thema angehen kann, in nuce alles, was Bacon von „Geistern“ lehrt, und man sieht leicht, daß darin für Vater Hamlets Geist absolut kein Platz ist; Bacon wird für ihn, wenn er ihn gekannt hat, nur die Bezeichnung superstitio et fabula „abergläubisches Märchen“ gehabt und das Stück schon darum zweifellos als „unerziehlich und verderblich“ verworfen haben. Bormann ist anderer Meinung, er identifiziert — Geschwindigkeit ist keine Hexerei! — kurzfertig den „Hamlet-Geist“ mit dem „Bacon-Geist“ und zwingt wirklich den armen vielgequälten Spuk noch in das Prokrustesbett des ganzen Schemas der Baconschen Lebenssubstanz. Ein unglaubliches Durcheinander von schillernden Halb-

heiten, Widersprüchen, logischen Erschleichungen ist das unvermeidliche Ergebnis. Nur ein paar davon zur Probe. Nach Bacon ist der spiritus vitalis „aus der Natur der Flamme und der Luft zusammengesetzt"; das soll für den „Hamlet-Geist" parabolisch ausgedrückt sein in des Prinzen Anruf: Seist du ein guter Geist oder ein verdammter Kobold, bring Himmelslüfte mit dir oder Höllenglut —! Wenn der Geist „tags gebannt ist im Feuer zu fasten", so wird aus dieser vulgären Fegefeuervorstellung unter Bormanns Händen ein Beleg für den angeblich Baconschen Satz, daß der „Spirit" „durch Hitze unsichtbar wird". Deswegen muß er auch vor der „Wärme des Morgens" Reißaus nehmen! Ich lasse es dahingestellt, ob es in einer dänischen Winternacht um ein Uhr so warm zu werden anfängt, daß der Geist (wie bei Bacon Konstantins Gattin im überhitzten Bade) wegen Mangel an Abkühlung — ja nach dem Philosophen würde er dann sterben müssen, bei Bormann hat er's etwas besser, er wird bloß unsichtbar, also — verschwinden muß. Allerdings fängt auch der Glühwurm an zu erbleichen, und der ist in einer nordischen Winterlandschaft eine solche naturwissenschaftliche Kuriosität, daß etwas Unwahrscheinlichkeit mehr dem Dichter-Philosophen nichts zu verschlagen brauchte. Aber der Geist geht ja auch durch das Zimmer der Königin, für Hamlet sichtbar — sollte es da wirklich nicht wärmer sein als nachts um eins draußen auf dem Walle? Und wie ist's mit Banquos Geist bei Macbeths Tafel und mit Cäsars Geist im Felde von Philippi? Sind die Geister überhaupt an gewisse Temperaturen gebunden, und hätte ein schwarzer Vater Hamlet in den Äquatorialgegenden aus diesem physikalischen Grunde nicht spuken gehen dürfen? Ich dächte, wir hätten genug von der ganzen pseudophilosophischen Spiritlehre: kein Spuk erscheint bei Shakespeare, der nicht nach Zeit und Umständen volksmäßig glaublich wäre; der Volksglaube allein ist die hier maßgebende „Theorie", keine des Bacon, und auch keine des Paracelsus, des Telesius, des Severinus Danus oder sonst eines Naturphilosophen der Zeit.

Denn ein besonderes Gewicht legt Bormann auf die Namen und Reden derer, die den Geist beobachten und sich dabei „wie Naturforscher betragen": er sieht in ihnen die hauptsächlichsten Vorgänger und Gewährsmänner, die Bacon in seiner „Spirit-Theorie" anführe, und zwar sei Marcellus = Paracelsus, Barnardo = Bernardino Telesio, Hamlet = Severinus Danus (von Bormann parabolisch „Der schwermütige Däne" übersetzt); außerdem soll die Nebenfigur des Francisco niemand geringeres als Francis (Ba)co(n) selbst und Horatio = ratio, die Vernunft, sein! Wenn Bacon, als Dichter des Dramas angenommen, die genannten drei Gelehrten, neben denen allerdings „die Vernunft" von vornherein eine sonderbare Position hat, um den Geist versammelt, so muß er sie jedenfalls das reden und thun lassen, was ihren „Theorien" oder „Ideen" entspricht. Bormann versichert auch, dies sei der Fall; aber sehen wir lieber selbst zu und fangen wir mit dem großen Paracelsus an: er hat dem Menschen thatsächlich außer dem göttlichen einen siderischen Geist beigelegt und, wenn anders es sein Ernst war, behauptet — wie Platos Sokrates und viele andere vor ihm —, dieser Geist lebe nach dem Tode seines Leibes noch eine geraume Zeit fort und lasse sich mit Vorliebe an Stellen sehen, wo sein Herz etwas Liebes oder Leidiges habe, der Geizhals über seinen vergrabenen Schätzen, der Verliebte im Hause seines lebendigen Schatzes u. s. w. Wäre nun Marcellus wirklich der parabolische Statthalter des Paracelsus, so müßte ihm erstens das Umgehen des toten Königs gar nicht befremdlich, sondern ganz natürlich erscheinen; er könnte seine Theorie als trefflichst bezeugt zum besten geben und den Spuk selber höchstens noch um den besonderen Grund fragen, warum er hier auf diesem Walle sich sehen lasse. Eine solche Frage wird auch thatsächlich gestellt, aber nicht von Marcellus, sondern — von Horatio, der leibhaftigen Vernunft! Von diesem hätten wir alles andere eher erwartet, z. B. daß er es wäre, der mit der Partisane auf den Spuk einschlägt — aber nein, das thut umgekehrt wieder Paracelsus-Marcellus und beweist damit die kläglichste Unkenntnis der von ihm vertretenen „Idee". Aber auch das fromme Geschwätz des redlichen Alten von der weihevollen Natur der Adventszeit hätte Bacon sicherlich nicht dem freigläubigen Manne, den seine Gegner einen Atheisten schalten und unser Philosoph selbst einen heiligtumsschänderischen Betrüger nennt, in den Mund gelegt. Bernardino Telesio kann sehr kurz abgethan werden: diesem Sensualisten ist es gar nicht eingefallen, wie Bormann behauptet, die „Theorie des Paracelsus zu erweitern". In seinen neun Büchern von der Natur der Dinge finde ich nichts Transscendentales, geschweige denn Kabbalistisches. Wie Bacon kennt er den spiritus nur als Lebenssubstanz, und Bacons Lehre stützt sich zum Teil auf ihn. Der Mann hat also hier gar nichts zu suchen oder er müßte sich begnügen, von seinen drei Principien, dem stofflichen, der Materie, und den beiden Kräften Kälte und Wärme zu reden. Statt dessen ist er es, der die Erscheinung als böses Vorzeichen für Staat und Land deutet, womit er freilich wieder nur Horatio — der Vernunft! — sekundiert, der diese vernünftige Idee schon früher verlautbart hat. Und nun der edle Hamlet selber — Petrus Severinus Danus! Erstens heißt Severinus gar nicht „der Schwermütige", sondern allerhöchstens „der Gestrenge"; sodann aber ist dieser Severinus in der Philosophie nur das sanftere Echo seines groben Meisters Paracelsus, dessen „Eselsgeschrei" nach Bacons Ausdruck (Sp. 740) er in seiner systematischen Darstellung der Paracelsischen Philosopheme in eine „liebliche Harmonie", dessen „widerwärtige Lügen" er „in ergötzliche Fabeln" verwandelte. Entspricht dieses Verhältnis im entferntesten dem Hamlets zu Marcellus oder auch Hamlets Stellung zu der Geisterfrage überhaupt? Nein! Wozu also die ganze Gaukelei?

Der einzige „Naturforscher", der in dieser Scenenreihe wirklich mit wenig Strichen ad vivum porträtiert sein könnte, ist Bacon selber, wie schon oben bemerkt, der Francisco des Dramas; aber wahrlich nicht darum wohlgetroffen, weil der ehrlichen Schildwache „schlecht zu Sinne ist" und Bacon, wie Bormann findig aus einem Briefe seiner Mutter erweist, am Magen litt und Nachtwachen nicht vertragen konnte, sondern einfach darum, weil er dem ganzen Naturforscherkongreß in Geisterangelegenheiten im voraus den Rücken kehrt und ihn nicht mitmacht. Das entspräche, wie wir wissen, in der That Bacons Philosophie, und wir werden gut thun, ihr zu folgen.

Doch halt, noch einen kleinen Appendix zu den Namen der Geisterseher im Stück, deren auffälliger Anklang an die Philosophennamen trotz alledem noch einen Zweifel in schwachen Gemütern lassen könnte. Man bedenke doch aber nur, wieviel wunderlicher der Zufall in historischen Namen und Daten spielt, wie uns in der Geschichte allenthalben nomen et omen und die seltsamste Parabolik entgegentritt, wenn wir sie nur suchen und sehen wollen! Wenn ein Sagenforscher des vierten oder fünften Jahrtausends von der Findigkeit unseres Shakespearedeuters die dann längst mythisch gewordene Geschichte unserer Zeit durchstudiert und findet nacheinander die Namen der Attentäter Blind und Kullmann, Hödel und Nobiling — was liegt näher, als daß er, anknüpfend vielleicht an das durch einen günstigen Zufall aufbewahrte Wort Bismarcks vom blinden Hödur, in alledem nur Spiegelungen des urgermanischen Baldermythus sieht und überzeugend nachweist, wie die schichtenweis weiterbildende Sage den „blinden" „Hödur", der wie ein finsterer „Nibelung" zum „Mordmann" (englisch to kill) an dem lichten Sonnengotte wird, in vier Gestalten zerlegt hat! Sitzt nicht auch sonst insbesondere dem Reichsbaumeister die ganze mythologische Herrlichkeit des Nordens wie angegossen? Ist der „Markverdoppler" nicht in „Schönhausen" = Walhalla geboren und haust dermalen, wie der verdrängte Heidengott, im „Sachsenwalde"? Trägt er nicht den auf Odin weisenden Namen „Otto", nicht den Schlapphut in die Augen gezogen, nicht den wallenden Kürassier- und Regenmantel? Und langt die Reihe der Reichshunde nicht vollständig als Ersatz für das Wolfspaar aus? Hat er nicht den Riesenkampf gegen die Vertreter des roten Feuers und die des nächtigen Dunkels geführt? Und droht nicht schließlich hinter ihm die allgemeine Götterdämmerung?

Man wolle auch diese Art von Parodie nicht als einen müßigen Scherz auffassen: vielmehr ist es gerade diejenige Form indirekter Widerlegung, die den Nerv des Bormannschen Buches trifft. Es geht eben dem Verfasser wie einem Menschen, der mit aufgeregten Sinnen in tiefer Nacht schlaflos liegt: er hört tausend Geräusche und verbindet damit eine Kette von Vorstellungen, die nur in seiner Phantasie vorhanden sind; aus einem Fenster, an dem der Wind rüttelt, erwächst ihm das Schreckbild eines Einbruchs, nun wird der Tropfenfall zu Fußtritten, eine raschelnde Maus, ein knackendes Möbel verrät das Hantieren des Diebes — und doch war alles das nur eine Reihe von Zufälligkeiten, die unter sich in keiner Verbindung stehen. So sieht Bormanns überreizter Scharfsinn überall geheime Beziehungen und Anspielungen, wo keine sind, und ein Gewebe aus tausend Spinnwebfäden seiner kombinierenden Phantasie erscheint ihm als das bloßgelegte Nervengeflecht der Baconschen Parabolik. Wenn es überhaupt ein parabolisches Drama großen Stils giebt, und der zweite Teil des Faust, auch Lessings Nathan, mag den Namen führen, so muß der Held der deutlich erkennbare Träger der Parabolik und die Handlung des Stückes die Parabel sein, nicht bloß dies und jenes Wort so oder so gewandt für den Adepten einen parabolischen Sinn haben können. Das allein dürfte parabolische Dramatik heißen, das allein ist auch eine dichterische Möglichkeit: so, wie Bormann seinen Bacon im Hamlet aus Spiritlehre, Medizin, Kosmetik, Athletik u. s. w. ein poetisches Filigran künsteln läßt, hat nie ein Dichter ein Kunstwerk geschaffen und schaffen können — auch Goethe im zweiten Teil des Faust nicht, trotz Louvier, mit dessen kabbalistischer Auslegungsweise die Methode Bormanns im einzelnen oft eine verzweifelte Ähnlichkeit hat, ohne im ganzen ihre relative Berechtigung und ihre Konsequenz zu besitzen.

Über den „Lear", der der — Wirtschaftslehre Bacons parallel gehen soll, nichts weiter als dies: wer den Teiltitel Bacons de occasionibus sparsis trotz der Definition des Philosophen: (doctrina) altera universam negotiorum varietatem complectitur et vitæ communis tamquam Amanuensis est statt mit „allerhand gelegentlichen Vorkommnissen des Alltagslebens" mit „zerstreuten Geschäften" übersetzen kann, um die Teilung des Königreichs unter Lears Töchter dazu in Beziehung zu bringen, wer überhaupt den Gedanken fassen kann, Bacon habe das absolute Meisterwerk menschlicher Tragik mit der erbärmlichen Nebententenz gedichtet, daß der eingeweihte Hörer darin die Leitmotive des Kapitels von der bürgerlichen Lebensklugheit aus dem achten Buche der Encyklopädie wiederfinden solle, dem ist nicht zu helfen!

Und nun endlich aus den Nebelregionen der nordischen Tragik ins sonnige Land des Lustspiels! „Der Liebe Müh umsonst" heißt unserem Ausleger „eine Parabel im Sinne von Bacons Lehre vom Licht und den Leuchtstoffen". Bormann geht davon aus, daß in dieser Dichtung „der Gedanke ‚Licht' alle und jede Scene vom Anfang bis zum Ende durchdringt", und stellt zunächst auf zehn Seiten — später kommt noch eine dazu — alle auf Licht, Dunkel, Sehen, Farbe, Gestirne, Edelmetalle und Juwelen, Feuer, Blumen u. dgl. bezüglichen Ausdrücke zusammen — in der That eine wahrhaft augenblendende Galerie! Doch blendend nur darum, weil man nicht gewohnt ist, beim Lesen der Dichter auf solche Besonderheiten zu achten, geschweige denn sie statistisch zu

summieren. Als ich mich etwas von dem Glanz erholt hatte, nahm ich aufs Geratewohl Calderons „Leben ein Traum" in der Westschen Bearbeitung zur Hand, und siehe da — gleich die erste Scene überzeugte mich, daß, wenn Shakespeares Lustspiel, dann auch dies Schauspiel des Spaniers unbedingt von Bacon oder einem Baconkenner zur illustratio oder als involucrum seiner Optik geschrieben sein müsse. Abgesehen davon, daß die Lichtnamen Rosaura und Clarin — welche Parabolik schon hier, und Rosaura führt später gar den falschen Namen Asträa! — je dreizehnmal darin vorkommen, enthält diese Scene in sechsundsiebzig Verszeilen nicht weniger als siebenunddreißig Ausdrücke, die auf Licht Bezug haben: 6 sehen, 1 zusehen, 1 hinsehen, 1 schauen, 1 Blick, 2 Licht, 1 zweifelhaftes Licht, 1 matter Schein, 1 trüber Schein, 1 zweifelhafter Schimmer, 1 Truggeflimmer, 1 Dämmerung, 1 Dunkel, 2 Nacht, 1 Feuer, 1 schimmern, 1 aufflackern, 1 brennen, 1 bleich, 1 düster, 1 dunkel, 1 dämmernd, 1 Stern, 2 Sonne, 1 Wetter, 1 Eis und 1 gebläut! Jawohl, so durchforscht man heute Shakespeare und an solche Kindereien hängt man den Namen Bacon! Aber wir sind noch nicht zu Ende: der Sicherheit halber begnügte ich mich mit Calderon nicht, sondern griff, um weit genug zu greifen, zu Grabbes „Don Juan und Faust". Was ich fand, überstieg meine kühnsten Erwartungen: einen Reichtum an Lichtphänomenen und eine so intime Kenntnis der Baconschen Optik, wie sie der Philosoph selber in seinem lichtvollsten Lustspiele nicht bewiesen hat. Da jeder die Arbeit, wenn er will, selbst vornehmen kann, so verzichte ich auf das statistische Additionsexempel und beschränke mich auf ein paar ganz besondere Raritäten. Bormann kann von Himmelskörpern und -erscheinungen Sonne, Mond, Stern, Fixstern, Begleitstern und die zwölf Himmelszeichen aus dem Lustspiel aufweisen; Grabbe hat die beiden letzteren nicht, dafür aber noch den Nordstern, auch als Polstern vertreten, Kometen und Kometenschweife, Planeten, Milchstraßen (sogar im Plural), ferner Regenbogen, Morgenrot und falbes Abendlicht. Legt Bormann Gewicht auf Feuerwerk und Schnuppe, so kann Grabbe dafür nicht bloß mit Lampen und Raketen, mit Pulver, einem Fünkchen und einer Pulvermine, sondern sogar mit einer „Lunte" aufwarten. Bei Shakespeare ist das leuchtende Holz kümmerlich durch „Klötze" vertreten, bei Grabbe flammt doch wenigstens „ein Eichwald in seliger Vernichtung" auf, von einer trivialen „Winters Ofenglut" gar nicht zu reden. Der „geriebene Zucker" als Lichtquelle fehlt mir allerdings, aber ich neide Bormann um seinen Besitz nicht; denn die Art, wie er ihn aus „zerkratzten Sprachbrocken" bei Shakespeare durch Vermittelung einer anderweitigen Stelle in einem anderen Stück, wo die Sprache das Beiwort „honigsüß" hat, herauskrystallisiert, ist vielleicht das Ungeheuerlichste, was Interpretationskunst je geleistet hat. (Nebenbei bemerkt, der Schnee als Lichtquelle, der bei Shakespeare natürlich in dieser Eigenschaft auch nicht vorkommt, ist von Calderon-West toll aber schön in der sechsten Scene des zweiten Aktes so verwandt: „Laß mich küssen diese zarte Hand, woraus der Tag mit gier'gen Strahlen die Klarheit trinket, wie aus Schneepokalen." Schade, daß Bacon-Shakespeare den Einfall nicht gehabt hat!) Bacons Sätze von der Vermehrung und Verminderung des Lichtes, für die Bormann aus dem Lustspiel nur schwächliche Scheinparabeln anführt, finden bei Grabbe an drei verschiedenen Stellen (S. 23, 26 und 62 der Reclamschen Ausgabe) eine erstaunlich adäquate poetische Wiedergabe. Aber das Allerseltsamste ist folgendes: Bormann weist zum Schluß seiner Beweisführung noch auf eine Stelle in Bacons Atlantis hin. Da wird eine utopisch musterhafte Akademie geschildert und insbesondere ihr optisches Kabinett, dessen Meister unter anderem durch verschiedene Mittel „weit entfernte Objekte den Augen nahe bringen, wie solche am Himmel oder an entfernten Plätzen". Zu dieser Akademie stellt Bormann den Hof der drei Freunde im Lustspiel in Parallele. Nun nennt freilich der König diesen seinen Hof a little Academy „der Kunst stiller Beschaulichkeit ergeben", die sich in der folgenden Unterredung als philosophisches Bücherstudium entpuppt. Außer diesem Namen jedoch stimmt nichts mit der Akademie der neuen Atlantis überein, namentlich geschieht, trotz Bormanns entgegengesetzter Behauptung, schlechterdings nichts von all den Künsten jenes physikalischen Kabinetts. Und nun werfe man einen Blick in die großartige Anfangsscene des dritten Aktes von Grabbes Dichtung: auf dem Gipfel des Montblanc — ein wundervoller Platz für ein optisches Observatorium! — hat Mephisto dem Faust ein Schloß gebaut; der Magier — Salomons house heißt die Akademie der Atlantis, und Salomon war der älteste und größte Magier des Morgenlandes! — der Magier führt Donna Anna ans Fenster und zeigt ihr die Landschaft:

„. . . Blicke weiter (meine Kunst
reißt dir die Fern' in den Gesichtskreis):
dort zieht die Rhone hin . . .
und dort, wo, um dein Auge nicht zu hemmen,
der Pyrenäen Kett' ich auseinandersprenge,
erscheint Hispania . . ."

Stände diese Stelle in einem Shakespeareschen Stücke, welch ein Triumph für Bormann und die Seinen! Denn dies ist ja das veritable perspective house samt seinen Wundern, parabolisch erhöht über die wissenschaftliche Nüchternheit der Baconschen Prosa. Aber Grabbes Dichtung ist noch viel inhalts- und bedeutungsvoller, wahrhaft unerschöpflich: wir haben darin nicht bloß das farbenreichste und lichtvollste Liebesgeschwätz, wie in Shakespeares Lustspiel, sondern auch den „Naturzauberer" mit dem langen Bart, der den Winden gebietet, wie Prospero im Sturm — Don Juan und sein Diener werden auf Fausts Befehl vom Montblanc direkt nach Rom geweht; wir haben ferner einen Geist, wie im Hamlet, und die tiefgründigsten Spekulationen über das Wesen der Seele und ihren Zustand nach dem

Tode als Zugabe; wir haben mit einem Wort Gott und die ganze Welt darin, wie in Bacons Philosophie, und nichts hindert uns, die erstaunlichsten Parallelen zu ziehen, bis dies Gedicht als das Grabbesche Plagiat an einem seither verloren gegangenen Baconschen Original und zwar der Krone seiner parabolischen Dichtungen erscheint.

Doch genug und übergenug von Grabbe, der wahrscheinlich nie eine Zeile Bacon zu Gesicht bekommen hat, und nach Bormanns Vorbild wieder einmal zur „Summierung des Gefundenen". Licht und Liebe stehen freilich in engster Beziehung, und jedes geistreich und schönrednerisch, mit einem Wort euphuistisch gefärbte Liebespoem verbraucht Augen, Sterne, Feuer und Farben in Menge. „Ein so verliebter Narr verpufft euch Sonne, Mond und alle Sterne zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft" — das gilt auch von der Liebessprache. Da sich nun zugleich die wissenschaftliche Lehre vom Licht mit diesen Dingen befaßt, so bietet jede Liebesdichtung unter anderem auch Beiträge zur Optik; denn der Dichter sieht seine Bilder und Vergleiche derselben Natur ab, die auch die Quelle der wissenschaftlichen Erkenntnis ist. Überhaupt aber entspricht die Dichtung als theatrum mundi der Wissenschaft als palatium animi, und ein Philosoph von so universell-empirischer Richtung wie Bacon — man vergleiche Goethes wundervolle Charakteristik des Mannes im historischen Teil der Farbenlehre — muß notwendig mit Shakespeare, dem dichterischen Weltspiegel seiner Zeit, tausendfältig in Anschauungen und selbst in Ausdrücken zusammentreffen, ohne daß einer des anderen Muster oder Quelle oder gar beide dieselbe Person wären. Denn auch die größten Genies wurzeln doch im gemeinsamen Boden ihrer Zeit und tragen die Früchte, zu denen er ihnen den Grund- und Rohstoff giebt.

Ich übergehe den sechsten Abschnitt „Die Bacon-Parabolik der übrigen Shakespearedramen" — er enthält, mit der zur Genüge gekennzeichneten Methode gewonnen, noch einige Dutzend oder Schock ähnlicher Bezüge und Beweise — und wende mich zu dem interessanteren siebenten Abschnitte „Bacons Heinrich VII., eine Ergänzung der Shakespearehistorien".

Bormann geht von der Thatsache aus, daß die einzige Lücke in der Reihe von Shakespeares Königsdramen durch ein prosaisches Geschichtswerk Bacons aus dessen letzten Lebensjahren The history of the raigne of King Henry the Seventh gewissermaßen ergänzt wird und daß dieses genau da einsetzt, wo das Drama Richard III. endet, nämlich auf dem Felde von Bosworth, wo Heinrich Bolingbroke die Krone gewinnt. Er sucht dann weiter nachzuweisen, daß es zahlreiche Parallelen zu Shakespeares dramatischer Sprache enthalte, namentlich aber daß sich aus der Prosa eine Masse von „heimlichen Versen", Blankversen Shakespeareschen Charakters, ausheben lassen. Er führt deren nahezu fünfzig aus den ersten vierundzwanzig Seiten an und aus den folgenden unter anderen ein Bruchstück von etwa zwanzig Zeilen, die Rede des Perkins Warbeck vor dem Schottenkönige. Auch hier muß und kann ich mich mit der Entkräftung eines Teils der Argumentation begnügen und nehme zunächst, da die zu Anfang angegebenen Thatsachen feststehen, aber auch nichts beweisen, die „heimlichen Verse" in Angriff. Bormann legt darauf das größte Gewicht. Allein einmal sind diese Verse, sobald sie über das Distichon hinausgehen, formell voll schwerer Anstöße: die Rede Warbecks besteht aus fünf unvollständigen, vier guten, vier leidlichen, drei kaum erträglichen und sechs schlechten oder ganz unmöglichen Versen. Von den letzteren eine Probe, die ich zu skandieren bitte:

> To the direfull prison, from the prison
> to the hand of the cruel tormentor!

Andererseits neigt die englische Sprache gerade im gebildeten und etwas pathetischen Geschichtsstil derart zum jambischen Tonfall, daß es nicht schwer halten dürfte, bei beliebigen Autoren dieser Art aus älterer und neuerer Zeit eine gleich große Zahl „heimlicher Verse" auf gleichem Raum zu finden. Bieten doch selbst schon Norths Plutarch und Holinsheds Chronik, die beiden Hauptquellen der historischen Dramen Shakespeares, trotz ihrer breiten und bequemen Darstellung die schönsten Beispiele:

> So when he came into the market-place,
> the people made a lane for him to run
> at liberty and he came to Cæsar and
> presented him a diadem wreathed about
> with laurel,

so berichtet der Übersetzer nach seiner griechischen Vorlage und der Chronist erzählt von John Cade:

> After this abstinence of war agreed,
> the lusty Kentish captain hoping on
> more friends brake up the goals of the Kings-Bench
> and Marshallsea and set at liberty
> a swarm of galants both meet for his service
> (and apt for his enterprise).

Von modernen Historikern habe ich die Probe lieber gleich mit Macaulay gemacht, dessen romanischer Wortschatz den Jambenfall am meisten erschweren muß. Trotzdem finden sich bei ihm und sogar in einem kritischen Essay auf zwei Seiten (Tauchnitz-Ausg. Bd. IV, S. 108 ff.), beginnend mit den zugleich eine Bühnenmetapher enthaltenden Worten

> The man, who bore the chief part in effecting
> this revolution, was Philipp the Fourth
> of France, surnamed the Beautyful, a despot ...,

nicht weniger als zwanzig Verse von angemessener Korrektheit. Namentlich wo Gedanke und Ausdruck sich hebt, geht Macaulay aus der unrhythmisch abstrakten Tonart in Jamben über, so in der berühmten Stelle von dem Neuseeländer auf der London-Bridge, so in dem folgenden Periodenschluß (S. 131):

a solemn service
is consecrated to her memory
and her statue placed over the holy water
strikes the eye of every stranger, who
enters St. Peters.

Eher als die heimlichen Verse könnten die Theateranspielungen, von der Bühne entlehnte Bilder und Ausdrücke, die bei Bormann etwas über zwei Seiten füllen, ins Gewicht zu fallen scheinen. Und doch sind sie nur natürlich in einer Periode, die wie keine andere der Welt- und Kunstgeschichte einer allverbreiteten Lust an Schauspielen und Maskenfesten, öffentlichen und privaten Aufführungen jeder Art huldigte, und bei einem Manne, der selbst allerhand dilettantische Schäfereien hatte in Scene setzen helfen. Wir werden darin um so weniger finden dürfen, als selbst in unserer Zeit, die ganz anders geartet ist, Historiker, sobald sie wie Bacon einen geistreich rhetorischen Stil schreiben, solche Bühnenmetaphern mit Vorliebe verwenden. So finden sich z. B. bei Mommsen, zu Beginn des achten Kapitels im fünften Buch der römischen Geschichte, auf knapp fünf Seiten sieben derartige Ausdrücke und zwar immer durch längere Textstücke voneinander getrennt, darunter Prachtexemplare, wie „eine der tollsten politischen Grotesken ward aufgeführt, die jemals über die Bretter der Weltgeschichte gegangen sind" oder „Protagonist auf diesem politischen Lumpentheater" oder „ein toller Gesell staffierte sich noch einmal mit des Propheten Mantel und Stab und noch einmal gingen Caius Gracchus' große Ideen parodisch verzerrt in Scene". Eine schöne Auswahl bietet auch Johannes Scherr, und doch haben beide meines Wissens nie mit der Bühne in Verbindung gestanden, noch eine Zeile für sie geschrieben. Wenn endlich Bacon S. 146 eine seiner Nebenfiguren im Jahre 1493 den Wunsch aussprechen läßt, es möchte die Geschichte Warbecks durch einen guten Dichter geschrieben werden, so weiß ich nicht, welche besondere Bedeutung Bormann diesem Anachronismus beilegt für eine Zeit, die die halbe Reichshistorie auf den Brettern sah. Mir scheint das für eine eigene dramatische Thätigkeit Bacons durchaus nichts in die Wagschale zu werfen. Ebensogut könnte man wegen des famosen Anachronismus in Konrad Ferdinand Meyers Pagen Leubelfing, wo Wallenstein vor Nürnberg inkognito in Gustav Adolfs Zelte „diese Scene einem Dramatiker empfehlen möchte", Meyer für den Dichter von Schillers Wallenstein erklären.

Claudite iam rivos! Endlich genug von Einzelheiten, die zahllos wie Hydernköpfe doch sofort doppelt nachwachsen werden, sobald man einen abgehauen hat; besser Leib und Herz der Sache getroffen, die verkehrte Grundanschauung und die noch viel verkehrtere Methode! Das ist, hoffe ich, zur Genüge geschehen, und wenn in dem nun noch ausstehenden historischen Abschnitte bei Bormann das eine und das andere beigebracht wird, das nicht unter die Methode und mit ihr fällt, sondern beinahe wie ein halber, viertel, zehntel, tausendstel Beweisgrund erscheinen könnte, so machen in solchen Fragen nicht, wie in der Mathematik, ein Halb und zwei Viertel zusammen ein Ganzes: sie bleiben ewig accessorische und können, noch so zahlreich, nie prinzipale Beweisstücke werden.

Ich gebe gern zu, daß die fünf uns erhaltenen Namenszüge Shakspere's durch ihre Verschiedenheit, ihre altfränkische Form, ihre zitterige Unbehilflichkeit jedem Beschauer zunächst ein Kopfschütteln der Verwunderung abnötigen. Und doch, wenn der kleinstädtische Schulmeister aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts seinen Schülern noch nicht die schöne Antiqua der Renaissance, sondern seinen eigenen mittelalterlichen Duktus beigebracht hat, wenn der Dichter unter dem Drucke eines lähmenden körperlichen Leidens diese Unterschriften leistete, wie das bei dem Testamente selbstverständlich der Fall ist — was bleibt Unerklärliches? Ich leugne ferner nicht, daß Bacons Haltung in dem Essexprozesse, sein augenscheinliches Interesse daran, die Tragödie Richard II., deren Aufführung der Aufruhr vorausging, als alt und harmlos hinzustellen, auffällig ist, wenn wirklich in einem heute nur trümmerhaft erhaltenen Sammelbande aus Bacons Nachlaß einst ein handschriftlicher Richard II. und Richard III. sich unter einem Deckel mit Baconschen Schriften befunden haben sollte, wie das Inhaltsverzeichnis anzudeuten scheint. Aber gerade daß der Schreiber dazu die Namen „Fraunci̇s Bacon" und „William Shakespeare" in kritzelnder Wiederholung durcheinander malte, würde doch eher darauf hinweisen, daß dies Manuskript der Dramen bereits den Verfassernamen William Shakespeare trug, als daß der Schreiber etwa um das „Shakespeare-Geheimnis" gewußt und wohl gar seine Lösung symbolisch angedeutet hätte. Kein Richter könnte auf solche verzwickte Indicien hin ein Schuldig aussprechen; er müßte und würde dagegen vor allem verlangen, daß neben dem belastenden Material auch das entlastende zu seinem vollen Rechte käme, ich meine hier die positiven zeitgenössischen Zeugnisse für den Schauspieler-Dichter, die Bormann, soweit sie nicht künstlich und gewaltsam auf Bacon umzudeuten sind, einfach unberücksichtigt läßt. Der Leser findet sie vollständig und übersichtlich zusammengestellt, sowie alles, was in dem Leben und Charakter der beiden Männer für Shakespeare und gegen Bacon spricht, in der schon eingangs erwähnten vortrefflichen Schrift von Schipper, die mich der Ausführungen im einzelnen überhebt.

Eins aber glaube ich denen, die meiner Kritik bis hierher gefolgt sind, doch zum Schluß noch schuldig zu sein: auf Grund jener Zeugnisse und Bormanns eigener vermeintlicher Ergebnisse ein doppeltes argumentum ad hominem, das gewiß nicht neu ist, aber gerade durch Bormanns Buch, statt widerlegt zu werden, nur ein neues Gewicht erhalten würde. Erstens, wie ist es denkbar, daß alle Bekannten, ja alle Zeitgenossen des Schauspielers Shakspere ausnahmslos ihn

für den Dichter der Dramen angesehen haben, wenn sie ihn nicht dahin kannten, daß er der Mann war, sie zu schreiben, wenn er gar der öde Geselle gewesen wäre, zu dem die Baconianer ihn zu stempeln suchen? Er lebte doch unter ihnen, sie sahen sein Wesen, sie hörten seine Rede, er studierte seine Stücke ein, die vor ihren Augen — Ben Jonson über das Ausstreichen! — entstanden waren, er spielte seine Rollen; der Haß der von ihm überwundenen Konkurrenten um den Dichterlorbeer und sicherlich auch der Neid der „Kollegen" beobachtete ihn mit den scharfen Augen der persönlichsten Feindschaft; wir hören gelegentlich — in der Nachlaßschrift des armen Green — die Stimme dieses Neides und Hasses: Hochmut, Hartherzigkeit, Nachahmung seiner Vorgänger werden ihm indirekt, aber deutlich genug zum Vorwurf gemacht — aber nirgends auch nur der Schatten eines Verdachtes oder einer Verdächtigung, als schreibe er seine Dramen nicht selber. Und nach seinem Tode in der Folioausgabe, wie auf dem Stratforder Epitaphium nur Huldigungen vor seinem Genie, wie sie die Mitwelt nie und nirgends lauter und mit einem stärkeren Gefühl der Unwidersprechlichkeit wirklichen geistigen Größen dargebracht hat, darunter an erster Stelle solche aus der Feder Ben Jonsons, eines der drei angeblichen Mitwisser des großen Geheimnisses. Damit kommen wir zu der anderen Seite des Arguments. Bacon soll seine Gründe gehabt haben, obwohl wir sie nicht einsehen, sich nicht als der Dramendichter zu bekennen, solange er seine hohe Staatsstellung bekleidete — meinetwegen, wenn auch andere ebenso hochstehende Männer des Zeitalters es nicht unter ihrer Würde gefunden haben, für die Bühne zu schreiben. Aber was in aller Welt kann ihm nachher für alle Zeit den Mund versiegelt haben? Man denke: 1623, sieben Jahre nach Shakespeares Tode, läßt er (nach Vormann) mit großem Kostenaufwande die erste Gesamtausgabe der Dramen drucken und setzt vorn — das Bild des Schauspielers, seiner „Strohpuppe" hinein, läßt von Ben Jonson zwei Gedichte dazu machen und sie künstlich so einrichten, daß mehr als zweihundert Jahre kein Mensch etwas anderes herauslesen konnte, als daß der darin gefeierte „Schwan von Avon" eben jener Schauspieler aus Stratford sei, dessen Bild daneben steht, und zugleich der Dichter der folgenden Dramen. Er sieht zu, wie man diesem Manne, seiner Strohpuppe, in der Stratforder Kirche ein prunkvolles Denkmal errichtet, das ihn als den Meister der Poesie und Weisheit aller Zeiten preist — und schweigt. Er schließt sein Testament mit einem Satze von so studierter Bescheidenheit und immensem Selbstgefühl, wie nur je ein Mann, der sich bewußt war, im Weltganzen eine klaffende Lücke zu lassen: „Meinen Namen und mein Gedächtnis vermache ich der milden Nachrede der Menschen, fremden Völkern und den nächsten Zeitaltern" — und schweigt immer noch, schweigt nicht bloß von seinen Dramen als solchen, denn um poetische Werke beliebigen Wertes und zweifelhafter Schätzung handelt es sich ja nach Vormann nicht mehr, sondern um die zweite, recht eigentlich der Nachwelt bestimmte bessere Hälfte seiner philosophischen Lebensarbeit! Obwohl die Dramen, immer nach Vormann, in ihren philosophischen Absichten erst durch die Erkenntnis ihrer Zugehörigkeit zu Bacons Philosophie verständlich werden, obwohl diese Philosophie ohne die Dramen unvollständig ist, schweigt der große Mann und betrügt durch ein künstliches Versteckenspiel sich um den vollen Ruhm und die Nachwelt, von der er ihn erhofft, um sein Vermächtnis; ja, er thut noch mehr: er vereidigt seine drei Mitwisser durch einen fürchterlichen Schwur — denn anders ist die Sache unerklärlich —, auch nach seinem Tode nie zu verraten, wem eigentlich der Kranz der Unsterblichkeit gebühre, den Mit- und Nachwelt der albernen Strohpuppe aufsetzt, und sie schweigen auch!

Dieser Berg von Unwahrscheinlichkeit, gegen den alle kleineren und größeren Probleme der Shakespeare-Überlieferung vollständig verschwinden, scheint mir einstweilen unübersteiglich, und bis einer kommt, der ihn wegräumt, gedenke ich diesseits zu bleiben. Ich hoffe, der Leser auch!

W. Brandes.

---

# Neue Romane.

Ohne Zweifel macht sich seit einigen Jahren eine Stiländerung in den deutschen Romanen geltend. Man bezeichnet sie als Naturalismus. Aber diese ungeschickt darauf geklebte Marke kennzeichnet nicht den Inhalt: denn nicht um einen Widerspruch gegen frühere Unwahrscheinlichkeit, um naturgetreues Abschildern von Wirklichkeitsausschnitten handelt es sich, sondern um eine neue, zeitgemäße Technik des Romanes. Da nun jede Verschiebung in der dichterischen Technik und im Geschmacke sich erst allmählich durchkämpfen muß und wir noch jetzt in solcher Übergangszeit stehen, so treffen wir auf vielfältige Abstufungen, deren Zahl noch durch die mitbestimmenden persönlichen Eigentümlichkeiten des Dichters erhöht wird. Wir haben jugendliche Dichter mit altem Instrumentarium und greisenhafte Schreiber mit den neuesten Apparaten, Angehörige der alten und Parteigänger der modernen Schule.

Zu den letzteren rechnet Karl von Perfall mit seinem dreibändigen Roman **Verlorenes Eden — Heiliger Gral.** (Köln, Albert Ahn.) Diese bedeutsame Auseinandersetzung beschäftigt sich einerseits mit dem Zwiespalt, der innerhalb wie außerhalb der Ehe zwischen den sinnlichen Regungen und dem Wunsche nach seelischer Lebensgemeinschaft besteht, andererseits mit dem Gegensatze, der zwischen norddeutschem und süddeutschem

Wesen fortdauert. Was der Verfasser über beide Punkte sagt, ist immer fesselnd, manchmal tief. Aber geistreiche Erörterungen machen noch kein Kunstwerk. Wenn bei der Lektüre niemals Musik an unser Ohr schlägt, niemals ein Farbengewoge vor unseren Augen auftaucht, wenn nach der Lektüre die Erinnerung sich an Ansichten, nicht an Menschen hält — dann haben wir keine Dichtung gelesen. Und so ist es hier. Perfall hat wohl die Fähigkeit, unser Verstandesinteresse für drei Bände wach zu halten, aber er pflanzt keine wirklichen, bluterfüllten Menschen vor uns hin, mit denen wir als mit guten Freunden verkehren könnten. Nur einmal blitzt echte Dichterkraft hervor: da, wo die erste Liebe der siebzehnjährigen Sophie in starken und warmen Worten geschildert wird. Aber seltsam: gerade diese wahrhaftige Menschengestalt erscheint für ein paar Augenblicke und verschwindet dann durch die Versenkung. Überhaupt halten sich die Personen nicht lange auf Perfalls Bühne auf, sondern sie kommen paarweise, sagen ihr Sprüchlein auf und ziehen wieder paarweise ab, ja selbst gegen den Schluß treten noch neue Gestalten auf den Plan, was einem Kenner dichterischer Technik nicht hätte begegnen dürfen. Erst die Geschlossenheit des Kunstwerkes erzeugt eine einheitliche Wirkung; an Konzentration und Selbstbeschränkung fehlt es indessen hier.

Ein Meister dagegen im Zusammenhalten ist der Verfasser der **Novellen aus Österreich**, Ferdinand von Saar (Heidelberg, Georg Weiß), obwohl er an Ideenreichtum und Kenntnis des Außenlebens hinter Perfall zurücksteht. Keine dieser Geschichten ist länger als siebzig Seiten, und doch gleicht jede einem eingerahmten Bildchen. Wenn der genießende Leser sich in den Kritiker umgewandelt hat, dann wird er wohl bemerken, daß mancher Satz in unverfälschtem Papierdeutsch geschrieben, diese oder jene Wendung stark geschwollen, der Briefstil in der zweiten Novelle nicht persönlich genug ist. Auch mag die Erzählung von der Geigerin nicht jedem zusagen. Aber wie die Probleme von dem Liebeskampfe des Priesters oder des jungen und dann weltentsagenden Mädchens, von der Sklaverei freudloser Ehe, von der Macht der unglück-entstammenden Liebe kräftig angefaßt und plastisch herausgearbeitet werden, das ist echt künstlerisch.

An einen Epiker der guten alten Schule reihen wir einen Lyriker. Denn an Wilhelm Jensens dreibändigem Roman **Auf der Feuerstätte** (Leipzig, Carl Reißner) ist der Lyrismus das hervorragendste Merkmal. Jensen kann oder will seine phantasieerzeugten Geschöpfe nicht mit beleidigender Klarheit konturieren; er umzieht sie mit jener schweren Frühlingsluft, die uns alljährlich wieder zu Träumern macht. Eine der Personen des Romanes hat als Findelkind den Namen Hedda Nebel erhalten, doch auch alle anderen gehören zur Familie „Nebel"; einmal ist von dem „traumartigen Vierteljahr" die Rede, doch die ganze geschilderte Zeit trägt den Charakter des Traumartigen. Die Handlung spielt in den Jahren 1841 und 1842 und führt von einem verfallenen Hause im Hannöverschen, das den Namen „Up de Füersted" hat, zu dem großen Hamburger Brande. Mit vortrefflichem Lokalkolorit, zu dem übrigens die Vignetten nur selten passen, sind die Nebenfiguren umzogen: die beiden hannöverschen Pastoren, der grimmige Sergeant, die köstliche Mamsell Lehmputten und der junge Großkaufmann Oskar Godewald. Während in diesem Beiwerke die feste Hand des geübten Baumeisters sich zu erkennen giebt, haben die Hauptpersonen etwas Zeit- und Raumloses an sich, sowohl Hans Straßer oder richtiger Hartwig Godewald, der einst aus grundloser Angst und ohne zu wissen, daß seine Mutter vergiftet war, das Vaterhaus verlassen hatte, als auch die Freifrau von Schrannen oder richtiger von Pogerellen, der weitgereiste Hans Armleder oder richtiger Jasiek von Pogerellen und Hedda oder richtiger Mellina. Man sieht: von dem Mittel der Namenmystifikation hat der Dichter ausgiebigen Gebrauch gemacht, mehr sogar, als die Geduld des Lesers verträgt. Indessen läßt sich wohl auch der widerwillige Schnellleser schließlich einspinnen in den Zauber des Geheimnisvollen und in die Behaglichkeit der Darstellung.

Einen starken Band bietet uns Otto Felsing: **Im Sturmesbrausen**, ein Künstler-, Liebes- und Strike-Roman vom Nordostsee-Kanal. (Berlin, Freund u. Jeckel.) Die Aktualität des Inhaltes kann nicht eindringlicher gemacht werden, als es durch den Untertitel geschieht. Der Verfasser schildert uns die Arbeiterheere am Nordostsee-Kanal in aufrührerischer Bewegung und entwickelt eine bemerkenswerte Kunst, durch Charakteranalysen einzelner Arbeiter, eines Aufsehers und eines socialdemokratischen Agitators dem Leser den erforderlichen Masseneindruck zu verschaffen. Daneben freilich steht viel psychologische Falschmünzerei und äußerliche Mache: im besonderen ist zu tadeln, daß die Liebesgeschichte nicht organisch aus dem Aufbau des Ganzen herauswächst, sondern einfach angeleimt ist. Herrn Felsing fehlt die Andacht für seine Kunst; hierin sollte er von Marie Ebner lernen.

Was Frau von Ebner-Eschenbachs Werke auszeichnet, ist der strenge Ernst künstlerischer Arbeit. Man merkt, daß diese Dichterin nicht schreibt, um sich und anderen die Zeit zu vertreiben, sondern aus innerer Notwendigkeit; daß ihr Sinn auf die Sache gerichtet ist und doch die Form nicht vernachlässigt, welche zwar an sich wenig bedeutet, ohne die aber kein Kunstwerk bestehen kann. **Glaubenslos** heißt die eine ihrer Erzählungen (Berlin, Gebrüder Paetel) und schildert den Kampf eines jungen Priesters mit sich. „Einen solchen Kampf hat noch keiner gekämpft, meint ein jeder. Es ist nicht wahr. Hunderte, Tausende haben ihn durchmachen müssen." Aber unser Freund überwindet ihn wahrhaft, weil innerlich; er widersteht sogar den Verlockungen des Ehrgeizes, lebt und stirbt, ungekannt, ungenannt im bergenden Schatten. Der ist einer der Größten, der solches über sich vermag, und die

Hand der Dichterin hat hier an das tiefste Geheimnis des persönlichen Lebens gerührt. Und doch nur gerührt. Der gute Kooperator Leo ist nicht in allen seinen Zügen wahr, und manchmal schütteln wir den Kopf, weil es uns versagt ist, ganz mit ihm zu fühlen und zu denken. Der gleiche bescheidene Einwand muß gegen die Heldin der zweiten Geschichte **Lotti die Uhrmacherin** erhoben werden. Noch ein klein wenig mehr Vertiefung in Einzelheiten der Wesensentwickelung — und wir hätten ein vollkommenes Meisterwerk vor uns. Allein, wir wollen uns nicht zu jenen Leuten schlagen, von denen Frau von Ebner in ihren Aphorismen so treffend sagt, daß sie am ganzen Achilles nur die Ferse sehen; freuen wir uns vielmehr, daß solche Erzeugnisse edelster Prosadichtung in unseren Tagen möglich sind. Manchem Leser wird es ergehen wie dem Berichterstatter: er wird Thränen der Wehmut und der Freude weinen, wenn die schlichten Worte ausgeklungen sind.

Ob auch anderen einmal wie uns die Zornesröte ins Gesicht steigt, wenn sie ein ursprüngliches Talent sich verschludern sehen? Heinz Tovote hat ungewöhnlichen Spürsinn für Subtilitäten der Geschlechtsempfindung und ein erstaunliches Geschick, Stimmungen der Großstadt aufzufassen. Nun ist es gewiß eine der Aufgaben gegenwärtiger Dichtkunst, die Millionencentren der Neuzeit in ihrer Einwirkung auf Lebens- und Gefühlsweise der Insassen künstlerisch zu verwerten. Aber es kommt ausschließlich auf das Wesentliche dieses Verhältnisses, nicht darauf an, daß man z. B. erzählt: „sie gingen die Rathenowerstraße entlang, den öden Weg durch Moabit und blieben im Café Gärtner." Goethe soll zu Eckermann (I, 189) gesagt haben: „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem ‚Hermann und Dorothea' gemeint sei. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie." Und das ist keine eingefrorene Schulregel, sondern eine ästhetische Norm; damit hat Goethe, dessen Technik uns keineswegs mehr maßgebend zu sein braucht, eine bleibende Erkenntnis ausgesprochen. Was den anderen Punkt anbetrifft, so liegt wiederum ein richtiger Gedanke zum Grunde, der Gedanke nämlich, daß die sinnliche Liebe in den freien Vereinigungen, deren Zustandekommen die Großstadt erleichtert, eine ganz besondere Färbung erhalten muß. Diese Nuance mag in der ungebundenen Gebundenheit bestehen. Was aber macht Tovote daraus? Ein unerträgliches Hin- und Herzerren, das uns an die Nerven greift und dazu langweilig ist. Der neue Roman **Das Ende vom Liede** (Berlin, F. Fontane) zeigt, daß der Verfasser nur eine einzige Farbe verreiben kann, und an der haben wir uns nachgerade satt gesehen. Großspurig steht am Schlusse:

GESCHRIEBEN:
I. TEIL: BERLIN IM MÄRZ XCI.
II. TEIL: IM JUNI XCII UND IM JULI XCIII.

Wen soll das kümmern!

Gehen wir von Tovote über zu Frau Anna Croissant-Rust und ihren **Lebensstücken** (München, Dr. E. Albert u. Co.), so heißt das, wir machen den Schritt vom Feminismus des Mannes zur Viraginität der Frau. Herr Tovote und Frau Croissant-Rust nehmen beide ihre Vorwürfe aus dem Leben der Gegenwart, schildern mit Vorliebe abnorme Menschen und Zustände, setzen die seelischen Vorgänge in Beziehung zur Umgebung und beherrschen einige Mittel des jetzt sich bildenden epischen Stiles; aber Tovote hat etwas Weibliches, Frau Rust etwas Männliches an sich. Frau Rust verfügt über eine ans Rohe grenzende Wucht der Darstellung und ahnt nicht, daß sie die Brutalität abstreifen müßte, anstatt sie immer weiter auszubilden. Nicht weniger als elf Skizzen bietet sie uns diesmal, aber bekanntlich machen selbst hundert graue Pferde noch keinen einzigen Schimmel. Unter diesen „Lebensstücken" ist keins aus dem Erlebnis einer dichterischen Seele geflossen, das eine und das andere jedoch ein erbärmlicher Abklatsch. Da die Verfasserin ehrlich nach der neuen Kunst ringt und urwüchsige Veranlagung besitzt, so halte sie sich folgendes vor Augen: die moderne Prosadichtung muß den Kern der sich gleichbleibenden Menschennatur unversehrt lassen, aber sie hat ihn mit einer neuen Schale zu umkleiden. Denn da die Menschen auch geschichtliche Wesen sind und mit der wechselnden Ordnung der Dinge, der Verschiebung des Gesichtskreises, den Änderungen in der Kulturlage neue Formen des Lebens und neue Anschauungen vom Wert und Sinn des Daseins sich schaffen, so hat die Dichtkunst diesen Wandlungen zu folgen. Es sind ewige Probleme, um die es sich im Grunde dreht; nur erscheinen sie uns heute in anderer Beleuchtung als den Märchenerzählern des alten Indiens oder den Weimaraner Genossen. Wer nun die Dinge mit den Augen der Gegenwart anzusehen und das Geschaute in der uns entsprechenden Form auszudrücken vermag, der allein ist modern. Die wirklich naturalistischen, d. h. das Wesen unserer Welt spiegelnden Romane haben der Theorie des Naturalismus den Totenschein ausgestellt. D.

**Gebrochene Flügel.** Roman von Ossip Schubin. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) — Niemand wird diesem Roman abstreiten können, daß er auf dem Boden der naturalistischen Richtung steht. Ein junges schönes Mädchen aus einer verarmten österreichischen Adelsfamilie geht nach Paris, um sich ihr Brot selbst zu erwerben. Nach mancherlei einleitenden Erlebnissen kommt sie in das Haus eines gefeierten Bildhauers. Eitelkeit, Sinnlichkeit und Schwärmerei führen sie in die Arme des verheirateten Mannes, der sie dann verläßt und in Paris ihrem Schicksale preisgiebt. Die Mutter kommt zu ihr in dem Augenblicke, da die Tochter, angesichts der zu erwartenden Mutterschaft, sich das Leben nehmen will. Anfangs haßt sie das Kind, dessen Existenz die traurige Wahrheit verkörpert, daß der Mann frei ausgeht, wenn das Leben des Weibes durch ihn zerstört ist. Die Großmutter sucht

das Enkelkind nach einiger Zeit auf, wird durch dasselbe gerührt und versöhnt dann auch die Mutter. Darauf beginnt ein stilles Leben in der Einsamkeit, bis der Zufall einen Mann in den kleinen Kreis führt, der sich für das reizende Kind interessiert, ohne zu ahnen, daß das ernste Mädchen die Mutter ist. Es kommt zur Erklärung und, trotz des Abratens der alten Dame, zur Ehe, die aber leider kinderlos bleibt, so daß das kleine Mädchen die einzige jugendliche Gestalt in dem einsamen Leben bleibt, welches das Ehepaar von da an führt. Und nun entwickelt sich ein ungemein tragisches Verhängnis. Es entsteht eine leidenschaftliche Liebe zwischen dem Vater und der herangewachsenen Stieftochter; anfangs unklar und mißverstanden, kommt das vernichtende Gefühl bei dem Manne schließlich zum Bewußtsein und führt ihn zum Selbstmord, während das Kind in einer Art dumpfer Betäubung auf seltsame Weise gleichfalls den Tod findet und die Mutter am Schlusse, gebrochen an Leib und Seele, zu ihrer Familie zurückkehrt. Diese dürftig hier wiedergegebene Skizze ist von Ossip Schubin in wirklich bewundernswerter Weise mit einer Fülle der feinsten psychologischen Einzelheiten ausgestattet und poetisch verklärt. Alles geht in natürlicher Entwickelung ohne Gewaltmaßregeln oder gewagte Sprünge vorwärts, und der Leser ist ergriffen und gefesselt bis zum Schlusse. Aber es ist auch nichts verschleiert oder mit falscher Rücksicht behandelt; nur daß der Naturalismus Ossip Schubins nicht einen Augenblick trivial oder roh wird und daß durch die Erregung des tiefsten Mitgefühls alles, was menschlich bei den geschilderten Vorgängen ist, in die ethische und künstlerische Region gehoben wird. — Schade, daß Ossip Schubin sich im Stil nicht frei machen kann von unglaublichen Austriacismen. S. 285 heißt es: „Es drosselte ihn an der Kehle", dann wird wiederholt „bis" für „wenn" gebraucht und dergl. mehr. Sollte es denn nicht möglich sein, daß der Autor vor dem Druck die Manuskripte irgend jemand zur Durchsicht anvertraut, der solche Provinzialismen entfernt?

Inzwischen ist auch der Roman von Ossip Schubin **Woher tönt dieser Mißklang durch die Welt?**, dessen sich unsere Leser ohne Zweifel von seinem ersten Erscheinen in den Monatsheften erinnern werden, in Buchausgabe (Braunschweig, George Westermann) erschienen. Die große Begabung Ossip Schubins hat sich in diesem größeren Werke wieder einmal glänzend bewährt; Menschenkenntnis, vereint mit Milde und Mitleid, treten in der Schürzung der Verwickelung bis zum teilweise tragischen Abschluß ergreifend und innerlich befriedigend hervor. G.

# Litterarische Notizen.

Im Verlage der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, erscheint gegenwärtig ein nationales Prachtwerk von großer künstlerischer Bedeutung und zugleich von hervorragendem Werte für die Geschichte des Deutschen Reiches. Es ist eine längst anerkannte Wahrheit, daß auch die zeichnenden Künste durch Porträts und Gruppenbilder ihren großen Anteil an der historischen Überlieferung für die Zukunft haben. Somit darf das Lieferungswerk **Unser Bismarck** von C. W. Allers, mit Text von Hans Krämer, nicht nur vom künstlerischen, sondern auch vom Standpunkte der Geschichtskunde als höchst beachtenswert hervorgehoben werden. C. W. Allers hat schon früher durch sein Werk „Fürst von Bismarck in Friedrichsruh" große Anerkennung gefunden; er ist durch andere Werke, namentlich aus dem Soldatenleben und dem süditalienischen Volksleben, sehr populär geworden. Sein scharfer Blick für das Charakteristische in jeder einzelnen menschlichen Physiognomie, die nie versiegende Sicherheit in der Wiedergabe wirklicher Zustände bis in die feinsten Züge und Einzelheiten, der gesunde, oft etwas derbe, aber immer das Charakteristische treffende Realismus, alles dies macht ihn ganz besonders geeignet, Scenen und Persönlichkeiten aus der unmittelbaren Gegenwart festzuhalten und der Zukunft zu überliefern. Das Milieu, diese neuerdings so oft gebrauchte Bezeichnung für die äußeren Umstände und Verhältnisse, aus denen sich Charaktere und Zustände entwickeln, tritt bei Allers besonders kräftig in die Erscheinung und bildet die Eigenschaft, welche seinen Zeichnungen im Unterschiede zu photographischen Aufnahmen den großen künstlerischen Wert persönlicher Auffassung verleiht. Das vorliegende Werk ist auf vierzehn Lieferungen angelegt; es soll 280 Seiten Text, zweihundert Textillustrationen und mehr als vierzig Vollbilder bringen. Schon jetzt bei den ersten Lieferungen kann man sagen, daß die vorliegenden Illustrationen alle Erwartungen erfüllen, wenn nicht übertreffen. Es ist unser Bismarck, den wir hier im Kreise seiner Familie wie inmitten der Zeitereignisse in echt deutscher Kerntüchtigkeit vor uns sehen. Auf Einzelheiten kommen wir nach der Vollendung des schönen, auch sonst durch vornehme Ausstattung hervorragenden Werkes noch einmal eingehender zurück. G.

* * *

**Sieben kleine Dramen** von Heinrich Kruse. (Leipzig, S. Hirzel.) — Nur wenigen ist ein so heiterer und zugleich fruchtbarer Lebensabend beschieden, wie dem auf verschiedenen Gebieten mit rühmlichem Erfolge rastlos thätigen Dichter Heinrich Kruse, der, 1815 geboren und 1884, nach

vieljähriger Wirksamkeit als Redacteur der „Kölnischen Zeitung", in den wohlverdienten Ruhestand getreten, von der einst so eifrig getriebenen Politik abgewandt, auf seinem schönen Tuskulanum zu Bückeburg lebt. In frischer Schaffenskraft hat er seit 1887 alljährlich im Herbst ein neues Werk veröffentlicht; diesmal bietet er, zu einem stattlichen Bande vereinigt, sieben kleine Dramen auf einmal. Die Sammlung wird nach Inhalt und Form nicht nur Lesern und ständigen Bühnen, sondern auch manchem Liebhabertheater hochwillkommen sein. Denn neben Lebenswahrheit, scharfer Charakterzeichnung und edler Sprache haben die meisten Stücke noch den Vorzug der Kürze und einer mäßigen Anzahl der Personen. „Frau Christine" und „Die Frauen von Helgoland" sind vortreffliche historische Lustspiele; „Der Tod des Crassus" und „Ferdinand von Schill" sind beide ernst, ebenso das dem wirklichen Leben entnommene Nachtbild „Der elternlose Sohn"; auch die recht lustigen Stücke „Der Wettlauf" und „Johann" beruhen auf wahren Begebenheiten, und gerade „Johann", das der Verfasser selbst bescheiden für „wenig mehr als eine Posse" hält, entbehrt bei allen drolligen Zügen eines tiefen Ernstes nicht und müßte, gut gespielt, nach unserer Meinung ausgezeichnet wirken. Die Krone geben wir freilich, und wohl nicht nur durch Vaterlandsliebe bewogen, „Schill" und den „Frauen von Helgoland". F.

* * *

**Geschichte des Volkes Israel.** Von Ernest Renan. Deutsche autorisierte Ausgabe, übersetzt von E. Schälsky. Bd. I. und II. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — **Les juifs russes.** Extermination ou émancipation? Par Léo Errera. (Bruxelles, C. Muquardt.) — Schon die Titel der beiden zur Besprechung vorliegenden Werke erinnern uns an den gewaltigen Abstand, der die geschichtlich-gesellschaftliche Stellung der heutigen Juden von der einstigen Stellung des auserwählten Volkes trennt. Wer die große Zeit der Juden kennen lernen will, hat bekanntlich in Renan einen geistreichen Führer; die neue Übersetzung der beiden ersten Bände ist ausreichend, die Ausstattung vorzüglich; über das Buch selber brauchen wir hier nicht zu sprechen. Aber geht man dann zu Erreras Schrift über, liest man, nachdem man sich eben der Heldentage Israels erinnert hat, wie furchtbar die Nachkommen Davids von der russischen Regierung heutzutage mißhandelt werden, dann ergreift einen unendliches Mitleid. Ist es menschlich, irgend jemand deshalb zu verachten und zu quälen, weil er einer bestimmten Religion oder Rasse angehört? Oder ist das nicht vielmehr ein Zeichen der Roheit? Die statistischen Nachweise über die Lage der Juden in Rußland, die der Verfasser mit dankenswerter Vollständigkeit giebt, sind von brutaler Beredsamkeit.

* * *

**Schlummre, Schwert, unter Myrten.** Neue Gedichte von Oskar Linke. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) — Diese Sammlung berührt uns inmitten der schwülen Lyrik unserer „Modernen" wie ein erfrischender Luftzug, der viel zarte Blüten und keine ungesunden Keime mit sich führt. Die Verse sind von einschmeichelndem Wohlklang, der Inhalt anmutig, teilweise originell. — Ein zu gleicher Zeit erschienenes Bändchen desselben Autors, **Chrysothemis erzählt:** Griechische Geschichten (Leipzig, A. G. Liebeskind), könnte man Gedichte in Prosa nennen. Die kleinen Erzählungen, zu denen der fremdartige Zauber hellenischer Landschaft einen passenden Hintergrund bildet, verlangen förmlich nach gebundener Sprache. Beide Bändchen eignen sich vortrefflich zu Geschenken für Freunde duftiger Poesie. D.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



# Mesmerismus.

Novelle
von
**Friedrich Spielhagen.**

II.

Paris, 28. Oktober.

Die Übersetzung des Gedichtes von Robert Browning, die mir heute in deiner Handschrift — ich vermute als Probe deiner augenblicklichen Studien — übrigens ohne Kommentar — zugeht, habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen. Daß ich dem Poem viel Geschmack abgewonnen hätte, kann ich nicht sagen. Wollte ich es mir in Farben und Gestalten denken, käme so etwas wie ein Gemälde von Makart heraus — für mich der Typ einer Kunst, die nur im Sinnenrausch lebt, will sagen: der mir am meisten unsympathischen, und die in meinen Augen überhaupt gar keine Kunst ist.

Ich kann denn auch unmöglich annehmen, du habest mir in diesem schlüpfrig glatten Spiegel ein Bild deines Lebens zeigen wollen während der nun vollen vier Wochen, daß ich — dein letztes Briefchen war aus Nyon d. d. 20. Sept. — kein Wort von dir gehört habe. Stimmen doch auch glücklicherweise die Thatsachen nicht mit dem Inhalt des Gedichtes. Da diese deine Sendung aus einem thüringischen Landstädtchen kommt — das ich mir nebenbei erst mühsam auf einer Specialkarte aufsuchen mußte —, hast du entschieden nicht auf einer venetianischen Treppe dein Blut zu den Füßen einer Geliebten verspritzt, was sich auch meiner Meinung nach für den Helden von Vionville so wenig schicken würde, wie die Heldin des Gedichtes — Gott sei Dank — der Gräfin B. gleicht.

Für den Fall, daß du neben deinem Studium englischer Dichter Zeit und Muße zu einem Briefe in Prosa an einen alten Freund fändest, bitte ich, ihn an unsere Botschaft in Wien zu adressieren, wohin ich übermorgen abgehe. Einer meiner ersten Besuche wird dem Grafen gelten, von dessen lebensgefährlichem Sturz mit dem Pferde im Wiener Prater du seiner Zeit gelesen haben wirst. Der gemeinschaftliche Aufenthalt des gräflichen Paares in Venedig hat nur zwei Tage gedauert, da der Graf bereits am dritten Hals über Kopf — in der bulgarischen Angelegenheit — nach Wien zurückbeordert wurde. Die Gräfin ist dann noch ungefähr eine Woche in Venedig allein ge-

blieben, bis die Schreckensnachricht aus Wien kam, worauf sie sofort an das Schmerzenslager des Gatten geeilt ist. Die Zeitungen sind voll des Lobes, mit welcher opferfreudigen Sorge sie den Kranken umgiebt. Als ob sich das nicht von selbst verstände! Übrigens weiß ich aus sicherer Quelle, daß die Gefahr beseitigt ist und die Rekonvalescenz in befriedigender Weise fortschreitet. Ich hoffe, wie gesagt, mich in wenigen Tagen persönlich davon überzeugen und bei der Gelegenheit der Frau Gräfin meine Ehrfurcht bezeigen zu können.

Die Übersetzung des Browningschen Gedichtes schließe ich bei in der Annahme, daß sie dem Verfasser wertvoller ist als mir, der von Natur und Berufs wegen zu den matter-of-fact-men gehört, welche sich in den phantastischen Hyperbeln eines verstiegenen Poeten nur schwer zurechtfinden. Und bei der undankbaren Mühe trauernd an das Wort Sallusts denkt, das mir ein gewisser Jemand in das Primaner-Album schrieb: „Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, darin besteht die wahre Freundschaft.“ —

Die Abschrift des Gedichtes hatte noch in dem Briefe gelegen. Roderich nahm sie zur Hand. Thränen wollten ihm in die Augen steigen. Mein Gott, mein Gott! die Seligkeit jener Morgenstunden, als er, noch umweht von dem Hauch ihrer Küsse, diese Verse schrieb! Wie war ihm dies alles als reinste, heilige Natur erschienen, nur noch geadelt durch die Weihe der Kunst! Und er hatte es dem Freund geschickt — einen poetischen Vorboten dessen, was er ja doch einmal erfahren mußte und in prosaischen Worten niederzuschreiben, Hand und Herz sich weigerten. Dann, als Georgs Antwort kam — er hatte mitleidig die Achseln gezuckt über einen Geist, den das banale Welttreiben gegen den süßesten Zauber der Liebe und Poesie so hoffnungslos abgestumpft. Und hatte ausgerufen: So fahre denn dahin! Ich bin reich genug, wenn sie mir bleibt!

Und nun!

Von all dem Überschwang des Glücks und der Wonne nichts, nichts geblieben als ein mit Versen bekritzeltes Blatt!

Er hatte es an beiden Seiten gefaßt, es zu zerreißen, und hielt wieder inne.

Nein! Du sollst nicht dafür büßen, und dich geht es nichts an. Du lebst dein unsterbliches Leben fort, himmelhoch über dem Wust der Gemeinheit, in dem wir ersticken. O, einmal, nur noch einmal einen Labetrunk aus der Himmelsluft!

Er hatte das zusammengelegte Blatt entfaltet und las mit brennenden Augen, während ihm jetzt der Atem stockte, jetzt seine Brust hoch aufwogte, wie eines, der nach langer dunkler Kerkerhaft das goldne Licht der Freiheit trinkt:

### In einer Gondel.

Er singt.

Ich sende mein Herz, alle Lust und Weh
Zu dir auf in diesem Gesange.
Mir helfen die Sterne, mir hilft die See;
Es lauschet dem Lautenklange
Venedigs Nacht, so dunkel und dicht,
Daß mein einziges Licht
Vom Balkone herab dein süßes Gesicht.

Sie spricht.

Nun will ich, daß mein Liebster singt
Die Worte mein, als wären sie
Ein Ton nur von der Melodie,
Die ihm im eignen Herzen klingt:
„Ihr Herz und jeden Tropfen Blut
Giebt diese Frau mit freiem Mut
Mir, wie das Kettlein, das geruht

Auf ihrer Brust; ob ich's zur Zier
Nun trage, oder werf es hier —
Ein wertlos, ganz verächtlich Ding,
Hinein ins Wasser, Ring für Ring."
Und jetzt noch einmal — Nein, kein Wort!
Was sollen Worte! Rudre fort!

Es sei denn, du rufst inniglich
Bei meinem Kosenamen mich,
Den nur die drei zu hören brauchen,
Um ihre Dolche, Stich um Stich,
In dein geliebtes Herz zu tauchen.
Was soll ich thun für dich? O, sprich!
In deine Seele meine tauchen?
O, reiß ihn ein, den Prunk der Welt,
Der zwischen dich und mich sich stellt!
Den drei'n gehör ich. Nimm mich hin!
Dein bin ich! Dein mit jedem Sinn.
Man sagt, im weisen Orient
Der Magier den Edelstein
(Die Quintessenz will er allein!)
Im Tigel ganz zu Asche brennt.
Den drei'n die Asche! Magier mein,
Die Seele dir! Dein Element!

Er singt.

Rudern sacht, wie Mondlicht fließt.
Dies Zanobis Haus, des grauen,
Wo man just die Läden schließt.
Ließ sich mit jung Agnes trauen —
Wir durch bräutlich holde Nacht
Rudern sacht.

Rudern sacht, wie Mondlicht fließt.
Aus des Pucci-Palasts Fenstern
Sich ein Lichtermeer ergießt.
Drehn im Tanz sich, gleich Gespenstern
Wir vorbei der öden Pracht
Rudern sacht.

Sie singt.

Küß mich, der Abendmotte Braut!
Küß mich, als wärst du sicher nicht,
Ob deine Blume, mein Gesicht,
Zum Monde, ob zur Erde schaut
Mit ihrem Kelch; so, da und hie
Mit weichem Flügel streife sie —
Der Abendmotte keusche Braut!

Nun küß mich mit der Biene Kuß!
Küß mich, als wär es Mittagszeit,
Mein Herz, ein Sommergarten, weit
Dir aufgethan zum Vollgenuß.

Und jede Blume haucht den Duft
Für dich nur in die weiche Luft —
Nun küß mich mit der Biene Kuß!

Er singt.

Wüßte gern, was wir sind!
Ich trag dich geschwind
Durch endlose Weiten im Sturmeswind
Zu dem Fest meines Clans,
Wo sie leben des Wahns,
Der Teufel, der plagt sie. Beim Krähen des Hahns
Muß er trinken dein ... Teufel! so laß mich in Ruh!
Ich bin wieder ich; du bist du.

Wer wir sind, wüßt ich gern!
Ein irrender Stern,
Mit Dämonskraft lock ich dich fern und fern;
Und hast du keine Wahl,
Bis ein hellerer Strahl,
Als mein bleicher, erglänzt aus dem himmlischen Saal
Und trinkt deine ... Engel, o, gieb dich zur Ruh!
Ich bin wieder ich; du bist du.

Er sinnt.

Weiß nicht, was mag das Beßre sein
Zur Sommernacht, beim Mondenschein:
Der Erde Schoß? Des Wassers Brust?
Zu rudern in die See hinein?
Am Land zu dehnen sich in Lust?
Der Amseln Sang? Der Möwen Schrein?
Meeralgen oder Rosmarein?
Das hätt ich wahrlich gern gewußt.

Er spricht sinnend.

Lieg still! Könnt dir's die Schönheit heben?
Ich hefte ein Paar Flügel hier
An deine zarten Schultern dir.
Nun auf Flügeln sollst du schweben,
Deren Weiß das Auge blende,
Weißer nicht als deine Hände.
Aber, wo sie gehn zu Ende,
Tauch ich sie in Goldes Glanz.
Sollen so umhüllen ganz
Dich in Mondessichelweise.
Und die Strahlen klirren leise —
Tausend Damascenerklingen
Von den stolzen Seraphschwingen.

O, hilf mir doch von dieser Qual!
Verscheuch ein kind'sches Ideal,
Das mir so kam und will nicht weichen. —
Dank! Du bleibst immer ohnegleichen!

Er sinnt weiter.

Wenn sie, die drei, nun doch zuletzt
Umsonst die Dolche nicht gewetzt?
Paul hat das Wild ins Garn gehetzt;
Gian knebelt's; und er selber jetzt
Stößt zu, stößt zu ... Ich taumle hin
Und — lächle, daß bei dir ich bin.

Sie schleifen mich, die büb'schen drei,
An heil'gen Kirchen nun vorbei
Bis wo des Teufels Klerisei
Am Lido heult die Litanei.
Ein Grab gehöhlt! Nun an den Rand!
Hinab! und — ist das deine Hand?

Sie antwortet, sinnend.

Tauch den Arm ins Wasser tief, recht tief,
Wie ich! Sag, wer da unten schlief —
Der Tod vom Feu'r, vom Stahl, vom Gift ist fürchterlich;
Vom Wasser — fühl! wie greift so lind es sich!

Greif bis zum Grund! Im Dunkel, sieh, wie licht!
Vom Bandgras pflücke mir ein langes Blatt!
Du priest mein Haar. Wohl! an des Schmuckes Statt,
Den fort ich warf, es in das Haar mir flicht!
Ich kann fortan, was unschön, tragen nicht.

Er spricht.

Nach Hause rudern? Muß es sein?
Ob der Giudecca schaut es drein
So stolz zufrieden, ruhig, schlicht —
Fenster streng an Fenster passend,
Thür die Thüre schicklich fassend —
Vornehm wie ein Kindsgesicht.
Doch da hinten, ach, wie weit
Von der Schlichtheit und Reserve,
Schöngeschwungner Linien Verve
Und der keuschen Kindlichkeit!
Thüren, Fenster schief und schrag
Schielen auf den Wasserlauf.
Glitt mein Boot am Herbstestag
Da vorbei. Ich sah hinauf.
Bausch'ger Vorhang, flattre zu!
Dann ein leiser Schrei; dann du!
Wolltest dir das Papchen haschen.
Floh — just heut von allen Tagen! —
An der Palme Frucht zu naschen,
In den Himmel mich zu tragen.
Konnte Atem schöpfen kaum:
Bogst so weit, so weit dich vor,
Daß nicht an dem schlanken Baum
Papchen oben sich verlor.

Nun der Haare flüssig Gold
Von dem schönen Haupte rollt,
Überfel'gen Schlangen gleich,
Denen in dem röm'schen Reich,
Heißt's, an Sommertagen schwül
Frauenbusen ward zum Pfühl.

Sie spricht.

Und morgen, wenn gar säuberlich —
Du kennst sie — eine Frauenhand
Für den Jasmin am Fensterrand
Das Harfenbandelier sich wählt —
Sieh, daß dein Zorzi nicht verfehlt
Die Zanze! Ist es schwarz, das Band —
Die drei, sie wachen: wahre dich!

Und daß dein Zorzi wieder schlingt
Um deine Gondel Wasserkraut,
Als hätt der leichtgesinnte Fant
An einen Dallen sie gerannt,
An einer Brücke Algenwand,
Weil er nicht sorgsam vorgeschaut —
Dann weiß ich, was das Vöglein singt.

Da, Zanzes wachsam Licht, und sicher wir.
Es kommt zu bald der Trennung Stunde dir?
Wie? Unsre Lieb ist einen Mond erst alt!
Sei wieder der bescheidnen Ritter Zier;
Ich bin die Dame, wie der Schnee so kalt.
Nun neig dich, wie sich's ziemt! Faß meine Hand
So zart, wie deine ich, steig ich ans Land!
Und sage „Dank Siora!“ —
Liebster mein,
So! Lipp auf Lippe bei des Mondes Schein!
Du, mein für immer; ich auf ewig dein!

(Er wird überfallen und erdolcht.)

Der Schluß des Schicksals, Holde! Höchste Lust:
So, unter deinem Aug, an deiner Brust.
Küß mich! Und sorge um die Schurken nicht!
Sorg nur, daß nicht dein Haar, so golden licht,
Mein Blut bespritzt! Die drei für meinen Haß,
Sie lebten nie. Ich aber hab gelebt.
Küß mich noch einmal, eh mein Geist entschwebt! —

Roderich ließ dann mit einem tiefen Atemzuge die Blätter in den Schoß sinken und saß eine Weile so, verloren in die schmerzliche Erinnerung an das verklungene Glück.

Nun hob er sie langsam empor, im Begriff, sie an die Lippen zu drücken. Seine Hand stockte, die Lippen verzerrten sich zu einem bitteren Lächeln.

Und sie war so glücklich über meine Arbeit! So begeistert von dem Gedicht — pah!

Er schlenderte die Blätter in den Kamin und griff abermals nach dem Paket auf dem Tischchen.

Wien, 7. November.

Mein Brief aus Paris hat dich verletzt und betrübt. Ich kann nicht sagen, daß ich deshalb Reue empfinde: er war nicht geschrieben, dir Freude zu machen. Daß du es über das Herz gebracht, mich vier Wochen hindurch in dieser fürchterlichen Ungewißheit zu lassen — mir müßte Fischblut in den Adern fließen, hätte mich das nicht empören sollen. Jetzt darf ich es ja sagen: als du nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt, in dem thüringischen Landstädtchen, aus dem du jetzt schreibst, vor aller Welt verschwunden warst; keiner deiner Freunde über dein Verbleiben die mindeste Auskunft geben konnte; dein Gutsverwalter selbst, an den ich mich wandte, einen verzweifelten Brief zurückschrieb: er habe keine Ahnung, was aus dir geworden — da sind mir Augenblicke gekommen, wo ich das Schlimmste fürchtete.

Nun, was inzwischen geschehen, ist gerade schon schlimm genug. Du hast den traurigen Mut gehabt, der Gräfin nach Venedig zu folgen! Jedenfalls nicht eher, als bis der Graf hatte abreisen müssen, und die Gräfin in einer Lage war, deren Schutzlosigkeit du doppelt hättest respektieren müssen. So galt dir also der Ruf der Dame, die du zu lieben behauptest, nichts; dachtest du nicht an den Versucher, den unsichtbaren dritten von der Partie, der sicher in der Lagunenstadt von früher und später her so manch verschwiegenes Plätzchen kannte, wie es für seine Zwecke nicht bequemer sein konnte. Und ist es etwa dein Verdienst, wenn — darauf will ich schwören — die Burg zu erobern, in der die Tugend eines Weibes wohnt, dir in Venedig so wenig gegeben war wie in Montreux? Dein Verdienst, daß ein Pferd, welches vor einem vorüberjagenden Tramwaywagen scheut, sich überschlägt und seinen Reiter unter sich begräbt, als deus ex machina kommen mußte, deiner Versucherrolle ein schnelles, trauriges Ende zu bereiten?

Und in dem Moment, wo du aus den Zeitungen oder einer anderen Quelle erfahren hattest, daß ich im Begriff stand, nach Wien zu gehen, ein erstes Lebenszeichen des beinahe schon Totgeglaubten! Ja, mein Bester, man darf die Absicht nicht so deutlich merken lassen, wenn sie nicht verstimmen soll! Ich werde dir plötzlich wieder wichtig, weil du mich brauchen zu können glaubst zu einem Dienst, den man im gesellschaftlichen Leben mit Namen bedenkt, die für den damit Betrauten nicht gerade schmeichelhaft sind. Mußtet du nicht erwarten, daß ich die Zumutung empört zurückweisen würde?

Ich thue es nicht, einfach, weil ich dir einen wirklichen Dienst zu leisten hoffe, an dem du allerdings eine ausschweifende Freude nicht haben wirst.

Heute also, ganz, wie du gewünscht hast, fuhr ich beim Grafen vor und wurde sofort angenommen — ausnahmsweise, wie mir der alte Kammerdiener sagte, derselbe, der die Herrschaften auch nach Montreux begleitet hatte. Ich wurde in das Arbeitskabinett geführt, unter dem du dir ein saalartiges, vierfensteriges Gemach vorstellen willst, dessen Wände mit kostbar eingebundenen Büchern in prachtvollen Schränken, ausgesuchten Gemälden, Marmorbüsten von Philosophen und Dichtern und sonstigen schmuckhaften Dingen überdeckt sind; ebenso wie diverse, durch den weiten Raum verteilte Tische mit Albums, Atlanten, Kupferstichmappen und exquisiten Nippes aus Elfenbein und Bronze. Fenster und Thüren mit Vorhängen und Portieren aus schwerem Damast. Ein fürstliches Gemach.

Der Graf saß, deckenumwickelt, in einem Stuhl, den der leise Druck auf eine Feder, je nach Wunsch und Bedürfnis des Kranken, diese oder jene Form annehmen läßt. Er konnte mir den Mechanismus nicht genug rühmen, vielmehr den Erfinder, der so an der leidenden Menschheit zum Wohlthäter geworden sei, in dankbarer Rührung preisen. Die entsetzlichen Leiden, die er ausgestanden, lassen mich diese Rührung wohl begreifen. Er hat den rechten Arm und das linke Bein gebrochen gehabt, abgesehen von einer langen Reihe geringerer, aber teilweise sehr schmerzhafter Verletzungen, und in der That vierzehn Tage lang zwischen Tod und Leben gekämpft. Der Kampf hat in das vornehme liebe Gesicht tiefe Spuren gegraben. Auch das noch immer volle Haar, das, als wir ihn zuletzt sahen, doch einen Anstrich von Grau hatte, ist völlig weiß geworden. Während unserer Unterredung hatte er wieder-

holt sichtlich mit Schwächeanfällen zu kämpfen. Dennoch hielt er mich, trotzdem ich wiederholt bat, mich beurlauben zu dürfen, über eine Stunde fest. Daß zwischen zwei Diplomaten, nachdem das Laufende absolviert, in erster Linie von Politik gesprochen wird, findest du begreiflich. Indessen entging mir nicht, daß der Graf trotz scheinbaren Eifers nicht recht bei der Sache war und ihn fortwährend innerlich ein anderes Thema beschäftigte, zu dem er den Übergang scheute, oder nicht finden konnte. Endlich — ich hatte mich bereits erhoben und stand da mit dem Hut in der Hand — kam es doch: wie meine italienische Reise ausgefallen sei? Da ich auf diese Frage seit einer Stunde gefaßt und vorbereitet war, ging mir die Antwort glatt genug von der Zunge; und — ja, mon cher, das kommt nun auch auf deine Rechnung — ich that, was ich für mich selbst in Fällen äußerster Not nicht fertig bringe — ich log! Log, so zu sagen, das Blaue vom Himmel herunter; sprach niemals von „mir", immer nur von „uns"; und wie eine so schöne Reise, wenn man sie mit einem alten Freunde mache, doppelt schön und ersprießlich sei, sintemalen man alles, anstatt mit zwei, mit vier Augen sehe u. s. w. Unser „Zusammentreffen in Mailand" datierte ich zwei Tage nach deiner Abreise von Montreux. Es war ein notwendiger Faden des Lügengewebes. Wenigstens hielt ich ihn für notwendig. Dein Name war, so oft auch die Veranlassung dazu sich bot, nicht ein einziges Mal über die Lippen des Grafen gekommen. Das konnte nicht Zufall sein. Hier lauerte eine Wolke in seiner Seele, die zerstreut werden mußte. Ich hatte meine Absicht erreicht. Das alte Gesicht war während der ganzen Zeit, bei aller Freundlichkeit, eigentlich recht traurig gewesen. Plötzlich erhellte es sich zusehends.

„Und wo hält sich Ihr Freund jetzt auf?"

„In Berlin!" war meine prompte Antwort.

„Sie korrespondieren miteinander, natürlich?"

„Äußerst selten. Wir Menschen fin de siècle haben ja alle das Briefschreiben so ziemlich verlernt."

„Darf ich bitten, bei nächster Gelegenheit ihm meinen freundlichen Gruß zu vermelden?"

„Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, Herr Graf."

Er hatte etwas auf den Lippen, das aber unausgesprochen blieb. Anstatt dessen: „Sie werden der Gräfin guten Tag sagen wollen?"

„Ich wollte eben um die Erlaubnis nachsuchen."

„Ich hoffe, sie kann Sie empfangen."

„Die Frau Gräfin ist leidend?"

„Ihre Gesundheit war nie stark, wie Sie wissen. Und jene ersten vierzehn Tage, während deren sie Tag und Nacht nicht von meiner Seite gewichen ist und mich gepflegt hat mit einer Sorgfalt, einem Opfermut —"

Seine Stimme zitterte, und die Hand zitterte, mit der er sich über die buschigen Brauen fuhr. So konnte er denn glücklicherweise das alberne Gesicht nicht bemerken, welches ich zweifellos in diesem Augenblick machte, und das nun ebenfalls auf dein Konto kommt. Er fuhr dann auch alsbald, offenbar die Rührung zu überwinden, nun wieder im Gesprächstone fort:

„Sie werden meine Schwester, Comtesse Blanda, bei ihr finden. Ich mußte sie hierher citieren: die Kräfte der Gräfin waren erschöpft —"

Das konnte ich leider konstatieren, als ich dann zur Gräfin geführt wurde, die ich in ihrem Boudoir auf einer Chaiselongue fand. Wie durchsichtig die kleine weiße Hand, die sie mir mit freundlichem Lächeln zum Kuß reichte! Wie blaß die feinen, durchgeistigten Züge des holden Gesichtes! Und über den dunklen, märchentiefen Augen wie ein Schleierflor, der sich nur einmal voll hob, um mich in einen Himmel von unergründlicher Tiefe blicken zu lassen: als ich während des Gespräches, ein bekanntes Wort von Goethes Vater etwas frei citierend, sagte: Wer einmal in Italien gewesen, könne nie wieder ganz unglücklich werden.

Ich werde ihn nie vergessen, diesen Blick!

Du siehst, mein Freund, ich bin auf dem besten Wege, mich für die Gräfin zu begeistern, und bekenne es frank und frei, um dir den Beweis zu liefern, daß man ein schönes, liebenswertes Weib wunschlos und neidlos anbeten kann. Und wenn du fragst: warum erst heute? erwidere ich: ich habe sie heute

zum erstenmal wirklich gesehen. Die Banalität eines Hotelsalons, eines Speisesaales — das war kein Rahmen für ein Frauenbildnis, wie es Carlo Dolce so lieblich nicht hat schaffen können. Und auch der weite See und die himmelragenden Alpenwände boten nicht den rechten Hintergrund. Der ist es für robustere Schönheiten mit sportmäßig trainierten kräftigen Beinen und Armen und entsprechenden gesunden Farben. Für dies ätherische Wesen eignen sich besser ein lauschiges Boudoir mit seinen niedlichen Bibelots und dem diskreten Clair obscur, wie es zugezogene rosaseidene Vorhänge schaffen —

Übrigens währte unsere Unterhaltung leider höchstens eine Viertelstunde, von der noch der Löwenanteil auf die Comtesse fällt: eine ältere, sehr hochgewachsene, sehr magere Dame mit einem sehr aristokratischen, sehr energischen Gesicht — eine Welt zu energisch für meinen Geschmack. Und ich müßte mich sehr irren: auch für den der Gräfin, der ich von Herzen eine freundlichere Gesellschaft wünsche als diese Dame, die mir ganz aus Knochen, Sehnen und steifstelliger Tugend zu bestehen scheint.

Als treuer Berichterstatter darf ich zu erwähnen nicht vergessen, daß dein Name während der ganzen Unterredung nicht ein einziges Mal genannt wurde. Mich hielt, ihn zu nennen, eine Scheu zurück, die du erklärlich finden wirst bei dem schlechten Gewissen, das ich für dich habe, seitdem ich von deinem venetianischen Pagenstreich weiß. Ich habe sogar das bestimmte Gefühl, es würde nicht von dir gesprochen sein, wären wir allein gewesen und die Spüraugen der Steifleinenen nicht fortwährend mißtrauisch von ihr zu mir, von mir zu ihr gewandert. Die Steifleinene selbst aber, nehme ich an, weiß von der Existenz eines gewissen Rittmeisters a. D. nichts; und ich vermute: das ist sehr gut. Niemand dürfte sich besser zur Gebärdenspäherin und Geschichtenträgerin qualifizieren als sie.

Da habe ich nun wieder einmal eine halbe Nacht an dich gewandt. Hoffentlich wirst du mir den Dank in einem ausführlichen Briefe abstatten, aus dem ich endlich einmal erfahre, wie es dir geht, was du treibst. Ich nehme an, du bist sehr fleißig und benutzt deine Thüringer Einsamkeit zur Abfassung eines grundgelehrten oder — was mir sehr viel lieber wäre — hochpoetischen Buches, in welchem zu sagen, was du leidest, dir ein gütiger Gott gab.

Denn was du gelitten haben und noch leiden mußt — ich weiß es erst seit heute.

Ihr armen Kinder! Ihr seid getrennt; ihr habt entsagt. Menschenlos! Wen trifft es nicht? Und ich habe wahrlich nichts vor anderen Leuten voraus. Denke an meine wahnsinnige Leidenschaft für die schöne Ellen P.! Ich will nicht sagen: und Patroklos war mehr als du. Gott bewahre! Er war gerade, wie du, ein Mensch, der lieben und leiden konnte — der Himmel mag wissen, warum das identisch sein muß! — und nicht daran gestorben ist, sondern heute, als ein mittelmäßiges Geschöpf Fortunas, jetzt eine Stunde froh, jetzt eine betrübt, so weiter lebt, im übrigen wie ein Kassierer, der zu dem Gold, welches durch seine Hände läuft, in keiner anderen Relation steht, als daß er es richtig zählt.

Du und die Gräfin, ihr seid von anderer Art — ich weiß es wohl; und wie eure Seelen schneller in Schwingung zu bringen sind, so dauert es auch länger, bis sie ihr Gleichgewicht wieder gefunden haben. Aber — ich kann es dir nicht ersparen — glaube mir: die Gräfin hat das Gleichgewicht ihrer Seele wiedergefunden. So ruhig, so gelassen blickt keine, spricht keine; so freundlich und gütig lächelt keine, in deren Herzen nach dem Sturm der Leidenschaft der Friede nicht wieder eingekehrt ist. Ich bitte die Götter, er möge nicht, er möge nie wieder gestört werden. Wenn du Lili wahrhaft geliebt hast, du kannst kein anderes Gebet haben.

Und auch kein anderes, wenn du sie, wie ich wohl annehmen muß, noch liebst.

Der Graf hat mich mit seiner gewohnten Liebenswürdigkeit aufgefordert, ihn zu besuchen, so oft es meine Zeit erlaubt. Ich werde natürlich Folge leisten und dann auch wohl Gelegenheit haben, die Gräfin von Zeit zu Zeit zu sehen. Du sollst von allem getreulich unterrichtet werden, vorausgesetzt, daß es nicht Nahrung für deine Wunde ist. Dann um keinen Preis. Fordert sie doch ohnedies die ganze Heilkraft deiner starken Natur heraus!

P. S. Ich vergaß zu erwähnen, daß, als

der Diener mich über den Flur bis an die Thür begleitete, die alte Brigitte an mir vorüberkam. Sie wußte offenbar von meiner Anwesenheit in Wien nichts; denn sie sah mich so erstaunt, ja erschrocken an — warum das letztere, weiß ich nicht —, daß sie meine Begrüßung kaum erwiderte. Ich kann die Alte nicht leiden. Sie hat sich mit ihren Durchstechereien einen schlechten Dank um euch verdient. —

Als Roderich den Brief zu den anderen gelegt und bereits nach dem folgenden griff, fiel ihm erst ein, daß er die Stelle enthielt, nach welcher er gesucht: die Stelle, in der von dem wiedergewonnenen Seelenfrieden Lilis so emphatisch gesprochen wurde. Und hatte jetzt über sie weggelesen, als ob ihm nicht, da er sie zum erstenmal las, das Herz fast gesprungen wäre vor Jammer und Zorn! Warum auch nicht? In dem, was noch restierte, stand ja mehr von der bitter herzkränkenden Sorte! Warum es überhaupt noch einmal lesen? Weil er damit aufräumen wollte einmal und für immer; es aus seiner Seele haben wollte, wie die Kugel, die man ihm aus der zerschmetterten Schulter geschnitten hatte! Die Seelenoperation würde radikaler sein als die an seinem Leibe. Verflucht wollte er sein, wenn nach fünf Jahren die Schmerzen im Herzen noch so wühlten, wie jetzt wieder im Arm, daß er schon wiederholt seine ganze Willenskraft hatte wachrufen müssen, um nicht aufzuspringen, nach dem Schrank zu eilen und —

Vielleicht nachher! nachher! Erst wollen wir mit diesem hier zu Ende kommen. Wieviel sind's denn noch? Eins — zwei — drei — vier! Wie sauer er sich's hat werden lassen! Es sind doch immer nur die allerbesten Freunde, die einen durch solche Liebesdienste zu ewigem Dank verpflichten! Warum er nur in die Diplomatie gegangen ist? Er hätte als Bußprediger Furore gemacht. Also weiter in der Kapuzinade! Es wird immer lustiger. So gewiegte Leute sparen sich ihre besten Trümpfe stets bis zum Schluß auf. Zum Exempel:

Wien, 12. November.

Also das die Wirkung meines letzten Briefes! Weniger als je bist du gesonnen, von Lili zu lassen, wie du ebenso überzeugt bist, daß sie nicht von dir lassen kann und wird!

Ja, lieber Freund, da muß ich dann freilich, wenn keine schmerzlosen Medikamente mehr anschlagen, zu Eisen und Feuer meine letzte Zuflucht nehmen. Sie werden ihr Werk etwas rauh thun. Der Himmel weiß, wie gern ich dich schonte; aber du läßt mir keine Wahl.

Ich hatte heute einen offiziösen Besuch bei dem Grafen zu machen. Er hat zwar die Geschäfte selbstverständlich noch nicht wieder übernehmen können, aber meinem Chef war daran gelegen, seine Meinung in einer gewissen Angelegenheit zu erfahren, mit deren Details ich dich nicht behelligen will. Wir besprachen die Sache, wobei der Graf eine Klarheit und Weite des politischen Blickes an den Tag legte, die ich ihm nicht zugetraut hatte. Er ist darum vielleicht noch immer kein großer Staatsmann; aber, wie im Leben, so in der Staatskunst triumphiert der ehrliche Wille, sich ins Rechte zu denken, oft über den glänzenden Geist, dem es weniger um die Sache zu thun ist als um das Vergnügen, sein Licht leuchten zu lassen vor den Leuten.

Da ich es eilig hatte, wieder zum Chef, der nach Berlin depeschieren mußte, zurückzugelangen, entschuldigte ich mich, wenn es mir heute nicht möglich sei, der Frau Gräfin meine Aufwartung zu machen.

„Ich fürchte, sie würde Sie auch nicht empfangen können," sagte der Graf.

„Doch nichts Ernsthaftes hoffentlich?"

„Die Ärzte versichern mich, daß durchaus kein Grund zur Besorgnis vorliegt. Indessen sie haben für einige Zeit die möglichst große Schonung empfohlen, und die Gräfin wird wohl auf Wochen an die Chaiselongue, auf der Sie sie, glaube ich, schon neulich fanden, gebannt sein."

Nun weiß ich nicht, welcher Dämon mich jetzt zwickte, daß ich auf diese doch recht unverfänglichen Worte im wohlwollend ermutigenden Ton, ein überlegenes Lächeln auf den Lippen, antwortete:

„Es ist lästig, freilich, dieses Chaiselongue-Regime. Aber gerade junge Frauen, denen man von Herzen das freieste Leben gönnt, kommen wohl einmal in die Lage, es über sich ergehen lassen zu müssen."

Mein Lächeln erstarb sofort: der Graf sah mich mit einem so sonderbar fragenden Blick an. Mein Gott! wie absurd ich mir plötzlich vorkam! Der alte Mann da vor mir! Das Bild greisenhafter Schwäche! Und dann machte mein Herz einen Sprung bei einem schlimmen Gedanken, der mir in demselben Moment durch das Gehirn zuckte und den ich nicht niederzuschreiben wage. Warum auch hast du mir das abscheuliche Gedicht geschickt, das zügellose, phantasievergiftende? Auf den Knien bitte ich dem Engel von Frau den schändlichen Gedanken ab. Nein, mein Freund, und schwöre eine Welt, die Geschichte des Gedichtes ist die deines Freundes und der Gräfin während der Tage in Venedig — gegen die ganze Welt würde ich's verfechten: Lug und Trug ist's und schimpflichste Verleumdung! Nein! und tausendmal nein! Möglich, daß ihr eine gemeinschaftliche Lagunenfahrt „in einer Gondel" gemacht habt, und Mondschein und ein bißchen Mondscheinschwärmerei mag auch dabei gewesen sein. Aber diese Frau ist kein lüsternes, venetianisches Dämchen, die, wenn die Sterne flimmern und ihr der leichte Sinn danach steht, die Kappe über die Dächer wirft. Und du, mein Freund, wärst der letzte, die Ehre einer schutzlosen Frau, die Ehre eines ehrwürdigen Greises, die eigene Ehre der Wallung eines heißen Blutes zu opfern.

Ich rede nur von Möglichkeiten. Gewiß! Aber, so oder so, ich halte an einer Vermutung fest, in welcher mich die Situation der Gräfin bestätigt und mehr, viel mehr: der Ausdruck, den ich neulich in ihrem holden Gesicht beobachtet und dir zu schildern versucht habe. Und den ich heute als den Wiederschein der Dankbarkeit bezeichnen möchte, welche die Menschenseele durchsonnt, wenn sie ein langersehntes legitimes Glück nun endlich in Erfüllung gehen sieht.

Mein armer, armer Freund, ich weiß für die brennende Wunde, die ich dir schlagen muß, keinen anderen Balsam als unseres großen Dichters wehmütig-trotziges Wort: „Ich sollte das Leben hassen, in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blütenträume reiften?" Es war ein holdester Blütentraum, zu hold, als daß er hätte reifen können. Und längst, wenn der Lenz für alle Welt wieder eingezogen, wird es noch winterlich um dein Herz sein. Ich will dich auch nicht mit dem banalen Trost beleidigen, daß die Zeit alle Wunden heilt. Ist es doch nicht einmal für die körperlichen wahr. Oder kann man eine Wunde geheilt nennen, in welcher, wie in der deinen, bei jedem jähen Witterungswechsel, jeder heftigen Gemütsbewegung grausame Schmerzen rumoren, der man in besonders schlimmen Fällen nur mit dem entsetzlichen Morphium Herr werden kann? Aber nicht wahr, Liebster, nur in den schlimmsten Fällen, zu denen wohl sicher der Empfang eines Briefes wie dieser gehört.

Ich bitte dich: antworte mir bald! Man ist es einem ehrlichen Boten schuldig, ihm zu zeigen, daß man ihn von seiner herzkränkenden Botschaft zu trennen weiß.

Wien, 17. November.

Seit gestern schon könnte deine Antwort auf meinen letzten Brief hier sein, wenn du, wie ich dich doch so dringend bat, sofort geschrieben hättest. Wärst du wirklich weniger großmütig, als wofür dich zu halten ich tausend Gründe zu haben glaubte? Aber das kann nicht sein. Du bist krank, kannst nicht schreiben. So sollte ich denn vielleicht mit dem, was ich heute zu melden habe, zurückhalten. Nur daß mir ich weiß nicht welches dunkle Gefühl sagt: es ist besser, du bleibst, krank oder gesund, über die Lage der Dinge hier unterrichtet, wie völlig du auch außer stande bis, nur das mindeste daran zu ändern.

Gestern abend hat eine alte Frau in meiner Wohnung nach mir gefragt. Nach der Schilderung meines Dieners kann es niemand anders gewesen sein als Dame Brigitte, die vertraute Kammerfrau der Gräfin. Sie hat gesagt, daß sie mich unbedingt sprechen müsse; wann ich zu sprechen sei? Jean hat ihr die Mittagsstunde heute zwischen zwölf und ein Uhr genannt. Die Stunde ist vorüber. Sie ist nicht gekommen. Möglicherweise hat sie nicht kommen können.

Ich weiß nicht, ob ich diesen Versuch der Frau, mich zu sprechen, mit einem anderen Ereignis richtig kombiniere. Während sie bei mir vorsprach, war ich im Klub, wo ich zum erstenmal Marquis d'Orgebac von der französischen Botschaft traf. Ich kenne ihn von der Pariser Zeit her sehr gut; er ist

auch ein guter Bekannter des Grafen, ebenfalls von Paris her. Natürlich kamen wir auf den Grafen und die Gräfin zu reden. Er erwähnte dabei — erschrick nicht, Liebster! —, daß er dich und die Gräfin zusammen in Venedig gesehen habe; allerdings nur ein einziges Mal, auf dem Markusplatz, ziemlich spät abends — was in seinem Munde ungefähr ein Uhr morgens heißt — bei Gelegenheit, ich weiß nicht, welches Festes. Ich äußerte, ohne mich in chronologische Details einzulassen, meinen bescheidenen Zweifel an dem Faktum; und glaubte das wohl thun zu können, da, wenn er auch die Gräfin natürlich sehr gut kennt, du ihm doch jedenfalls völlig fremd bist. Er gab das letztere zu. Dennoch sei ein Quiproquo völlig ausgeschlossen: er sei von Herrn von Malten, der in seiner Begleitung gewesen und der dich Dutzende von Malen in Berliner Gesellschaften getroffen, auf dich aufmerksam gemacht. Herr von Malten hatte noch einige Details aus deinem Leben hinzugefügt — er scheint während der Campagne wiederholt in deine Nähe gekommen zu sein —, die der Marquis mir wiederholte, vermutlich mich zu überzeugen, daß sein Freund durchaus der Mann gewesen sei, dich zu rekognoszieren.

Nun erinnerst du dich; der Graf hatte mich gleich bei meinem ersten Besuch gefragt: wann ich mit dir in Mailand zusammengetroffen, und daß ich ihm ein Datum genannt, welches die Möglichkeit deiner Anwesenheit zur Zeit des Aufenthalts der Gräfin ausschloß, vorausgesetzt, wir hatten uns nachträglich nicht wieder getrennt. Und in der That — ich glaube, ich habe das in der betreffenden Relation des Besuches zu erwähnen vergessen — hatte er eine diesbezügliche Frage an mich gestellt, die von mir im Sinne der Unzertrennlichkeit lebhaft beantwortet worden war.

Du magst dir nun denken, wie peinlich ich es empfand, mich so in eine Unwahrheit verstrickt zu sehen, die denn doch ein böser Zufall an den Tag bringen konnte; und wie ernstlich ich erschrak, als der Marquis lachend fortfuhr:

„Übrigens ist es merkwürdig für mich, meine unschuldige Notiz des Zusammentreffens mit Ihrem Freunde in Venedig nun bereits zum zweitenmal ob ihrer Richtigkeit angezweifelt zu sehen. Auch der Graf, dem ich gestern meine Aufwartung machte und mit dem ich zufällig darauf zu sprechen kam, erklärte, daß hier ein Irrtum obwalten müsse; er wisse auf das bestimmteste, daß Baron W. in jenen Tagen nicht in Venedig gewesen sei. Der Graf werde lachen, wenn er ihm bei nächster Gelegenheit das Kuriosum mitteile."

Ich gestehe, ich hatte nicht den Mut, ihn zu bitten, das lieber zu unterlassen. Es hätte den jungen Mann nur stutzig gemacht, während jetzt zu hoffen steht, daß er auf eine Sache, die ihm ja im übrigen völlig irrelevant sein muß, nicht wieder zurückkommt. Dennoch — ich bin für meinen nächsten Besuch beim Grafen nicht ohne eine Sorge, die du mir nachfühlen wirst. Hätte mich doch nur die Brigitte zu Hause getroffen! Daß sie heute noch vorspricht, ist nicht mehr anzunehmen. Es ist bereits zwei Stunden über die ihr von Jean gesetzte Zeit. Ich muß auf die Botschaft und dieser Brief auf die Post.

Wien, 17. November.

Bereite dich auf etwas Unliebsames vor, wenn du diesen Brief zu lesen beginnst, den ich noch an demselben Abend schreibe und der vielleicht noch mit dem von heute nachmittag zusammen bei dir eintrifft.

Soeben geht die alte Brigitte von mir.

Ich hatte heute abend bei Prinz R. sein sollen. Eine Ahnung sagte mir, daß die Brigitte nicht bis morgen warten, sondern bereits noch heute wiederkommen werde. So schrieb ich denn gleich vom Klub ein Billet, in welchem ich mich mit einem plötzlichen Unwohlsein entschuldigte, und fuhr direkt nach Hause. Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Die Alte war bereits seit einer halben Stunde da. Mein Diener hatte ihr gesagt, daß ich bestimmt gegen neun Uhr kommen würde, mich zur Gesellschaft umzukleiden. So erwartete sie mich in zitternder Angst: sie habe sich heimlich aus dem gräflichen Palais weggestohlen; ein längeres Ausbleiben würde unvermeidlich entdeckt werden.

Die alte Frau war in der größten Aufregung, am ganzen Leibe zitternd, kaum imstande, vernehmlich zu sprechen. Ich ließ sie ein Glas Madeira trinken, das dann ihren

Kräften so weit wieder aufhalf. Leider ist es ja die Art dieser Leute, fortwährend von der Hauptsache abzuschweifen, um so weiter, je wichtiger die Sache ist und je knapper die Zeit, die sie für ihre Mitteilung haben. Du mußt schon verzeihen, wenn ich, um nicht in denselben Fehler zu verfallen, nach keinen Verschleierungen der Thatsachen suche.

Die unglückliche Schwatzhaftigkeit des Marquis hat die von meinem ahnenden Gemüt erwarteten Früchte getragen. Der Graf hat offenbar, trotz des Anscheins vom Gegenteil, die Richtigkeit seiner Angabe, dich zwischen dem 20. und 27. September in Venedig gesehen zu haben, von Anfang an nicht in Zweifel gestellt. Es ist mir unerfindlich, weshalb er nun alsbald seine Schwester, die Comtesse, ins Vertrauen gezogen hat. Wollte er nun durch sie sich die Thatsache von der Gräfin bestätigen lassen, wie man fast annehmen muß, so hätte er eine schlimmere Vermittlerin nicht wählen können.

Um das Folgende, so empörend es bleibt, wenigstens zu begreifen, mußt du wissen — was auch ich eben jetzt erst durch die Brigitte erfahren habe —, daß die alte Comtesse bereits bei der Schließung der gräflichen Ehe Gift und Galle gespien hat, weil ihr Bruder, wenn er in seinen Jahren denn doch noch heiraten wollte, statt des armen jungen Freifräuleins die von ihr protegierte steinreiche verwitwete Gräfin Gisela Osten hätte heimführen sollen. Sie ist dann auch jeder persönlichen Berührung mit der jungen Frau sorgsam aus dem Wege gegangen, selbst bei der Hochzeit nicht zugegen gewesen, so daß sie sich faktisch jetzt, als sie den Bruder zu pflegen kam, zum erstenmal gesehen haben. Nun, es scheint, daß Bruderliebe eben auch blind ist, sonst hätte der Graf sie wohl auf ihrem einsamen böhmischen Schlosse sitzen lassen, die alte Hexe. Nach Brigittes Schilderung ist sie eine richtige, die mit Argusaugen in jeden Winkel des Hauses, hinter jede Falte späht, keine Müdigkeit kennt, Tag und Nacht auf den langen Beinen ist und die arme Lili nur, um nach dem Bruder zu sehen, auf Minuten allein läßt, obgleich sich die Damen schlechterdings nichts zu sagen haben, und Stunden vergehen, ohne daß zwischen ihnen ein Wort gewechselt wird.

Woher Brigitte das letztere weiß, ist insofern unerklärlich, als sie behauptet, seit der Ankunft der Comtesse aus der Nähe ihrer jungen Herrin verbannt zu sein.

Wie es sich nun damit auch verhalte, heute, als der Graf die Comtesse hat zu sich rufen lassen und sie die Gräfin allein weiß, will sie sich zu ihr schleichen. Im Begriff, aus dem Schlafzimmer, in das sie durch eine Nebenthür vom Korridor aus gelangt ist, das Boudoir der Gräfin zu betreten, hört sie bereits die Comtesse zurückkommen. Sie hat eben nur noch Zeit, hinter die Portiere zu flüchten, wo sie in bebender Angst regungslos stehen bleibt und so aus nächster Nähe, wenn nicht Augen-, so doch Ohrenzeuge der abscheulichen Scene werden muß.

Die Comtesse kommt hereingestürmt, rennt ein paarmal durch das Gemach, wirft sich in einen Fauteuil und ruft in brutalem Ton: „Mein Bruder erfährt soeben, daß Sie mit dem Baron W., den Sie bereits von Montreux her kannten, in Venedig zusammen gesehen worden sind. Ist das wahr?"

„Wie kann ich das wissen?"

„Keine Winkelzüge, wenn ich bitten darf? Es handelt sich darum, ob Sie mit ihm gesehen sein können."

„Hat der Graf Sie zu mir geschickt, mir diese Frage vorzulegen?"

„Allerdings."

„Und in diesem Ton?"

„Der Ton thut nichts zur Sache."

„Doch. Ich bin nicht gewohnt, daß in diesem Ton mit mir gesprochen wird."

„Ich werde in einem noch ganz anderen mit Ihnen zu sprechen haben."

„Dann jedenfalls ein anderes Mal. Für jetzt ersuche ich Sie, mich allein zu lassen."

„Sie weisen mir die Thür? Sie, die mein verblendeter Bruder so gut wie von der Straße aufgelesen hat? Um sich mit Ihnen eine Frau ins Haus zu nehmen, die nicht weiß, was Anstand und Sitte ist? seine Güte, seine Langmut in schnöder Weise ausbeutet? hinter seinem Rücken, vor seinen Augen sogar, mit fremden Männern kokettiert, immer natürlich mit der scheinheiligen Miene — das einzige, was man im Kloster gelernt hat —? die Frechheit endlich so weit treibt, sich mit ihrem Galan in einer fremden Stadt ein Rendezvous zu geben, wäh-

rend der Gatte hundert Meilen weit entfernt ist? Wo wollen Sie hin?"

„Zu meinem Gatten."

„Ah!"

Hier hat Brigitte gehört, wie sich die Gräfin vom Sofa erhoben und die Comtesse ihr wohl den Weg nach der Thür vertreten hat, rufend:

„Sie wissen, daß Sie sich nicht bewegen dürfen; daß die Ärzte es streng verboten haben; daß es Ihr Tod sein kann!"

„Und wenn es mein Tod ist, ich will zu meinem Gatten."

„Freilich! dem kann man ja alles vorreden. Der gute Mann glaubt ja alles. Der glaubt am Ende auch —"

Hier kommt eine solche Infamie, daß ich keine Feder habe, sie niederzuschreiben, und nur inbrünstiglich hoffe, der Teufel, wenn er sie einmal in seinen Klauen hat — was ja bloß eine Frage der Zeit ist —, werde der Megäre, die im stande war, sie über die schändlichen Lippen zu bringen, dafür ein Extrafeuer anheizen lassen.

Dann ist die Gräfin aus dem Zimmer gewesen, in welchem die Megäre unter greulichen Verwünschungen noch ein paar Minuten auf- und abstampft, um es dann auch zu verlassen, die Thür krachend hinter sich zuschlagend.

Die alte Brigitte ist nun aus ihrem Versteck hervorgekommen, entschlossen, auch wenn die Megäre wieder hereinbrechen sollte, die Rückkehr der Gräfin abzuwarten.

Sie weiß nicht, wie lange sie so allein gewesen ist — eine halbe Stunde, meint sie; es könne auch länger gedauert haben.

Dann ist die Gräfin zurückgekommen, sehr bleich, aber völlig ruhig; nur ihre Hände seien eiskalt gewesen. Sie hat sich von der Alten wieder auf das Sofa legen lassen und so still dagelegen, den Blick nach oben gerichtet, bis sie sich nach der Getreuen, die, ohne eine Frage zu wagen, still vor sich hin geschluchzt, gewandt und lächelnd gesagt hat:

„Weshalb weinst du denn? Ich habe mich mit dem Grafen ausgesprochen. Es ist alles gut zwischen uns. Die Comtesse wird morgen abreisen, ohne daß ich sie vorher noch einmal zu sehen brauche."

Die Alte hat vor Freude die Stelle, wo unter dem Shawl die Hände der Gräfin lagen, geküßt. Als sie den Kopf wieder emporrichtet, sieht sie zu ihrem Schrecken, daß die Gräfin ohnmächtig geworden ist.

Die Ohnmacht ist sehr schwer gewesen. Man hat nach dem Arzt schicken müssen, der dann noch längere Zeit gebraucht hat, bis er — vermutlich mit Anwendung heroischer Mittel — des Anfalles Herr geworden.

Seitdem ist der Zustand der Gräfin wie vor der greulichen Scene. Sie hütet wieder ihre Chaiselongue, spricht sehr wenig; scheint aber völlig ruhig und hat für die Alte, die jetzt wieder in ihre früheren Rechte eingetreten ist, jederzeit ein freundliches Lächeln.

Die Comtesse ist programmmäßig heute morgen abgereist.

Dies der Inhalt der kaum halbstündigen Unterredung mit Weglassung von allem, was nicht unmittelbar zur Sache gehört. Ich ließ dann, die Zeit abzukürzen, einen Wagen für die alte Frau holen und schreibe dir nun dies in — wie ich dir gestehen muß — völliger Ratlosigkeit.

Weshalb ist die Brigitte zu mir gekommen? was hat sie von mir gewollt? Ich habe sie selbstverständlich nicht einmal, sondern wiederholt danach gefragt, ohne eine befriedigende Antwort aus ihr herausbringen zu können. Ob sie im Auftrag der Gräfin bei mir sei? — Nein. — Ob sie selbst wünsche, daß ich dir Mitteilung von dem Vorgefallenen mache? — Ich möge es damit halten, wie ich es für gut befände. — Ob die Gräfin wisse, daß der Graf mich nach dir gefragt habe und was ich darauf geantwortet? — Sie könne es nicht mit Bestimmtheit sagen, glaube es aber.

Ich muß annehmen: hier ist denn doch der springende Punkt. Ohne Zweifel ist in der Unterredung der Gatten die Sache zur Sprache gekommen, und die Gräfin hat zu ihrem Schrecken erfahren, daß ich — nun ja! — daß ich gelogen habe. Sie will mir die Beschämung ersparen, mich noch weiter in das Lügengewebe zu verstricken. Ich bin ihrer Güte deshalb nicht weniger dankbar, weil ihr ja selbst daran gelegen sein muß, daß durch mein Benehmen kein falsches Licht auf eine Angelegenheit fällt, über die sie sich mit dem Gemahl, wie sie selbst sagt, vollkommen ausgesprochen hat.

Wie ich mich aus der heiklen Affaire ziehe,

weiß ich freilich nicht; aber das steht in zweiter Linie.

Für mich ist die Hauptsache: die doch möglicherweise recht üble Nachwirkung deines tollen Streiches, nachdem er nun einmal aus seinem bisherigen Geheimnis ans Licht gezogen war, ist durch die Bravheit der Gräfin paralysiert worden; die für einen Moment getrübte Entente der Gatten wiederhergestellt.

Das ist das eine.

Und das andere?

Ja, lieber Freund, wenn du, wie ich aus einigen Äußerungen deiner Briefe schließen muß, dich trotz alledem mit schmeichlerischen Plänen für die Zukunft getragen hast — Plänen, in denen die Gräfin eine große, dich beglückende Rolle spielte —, so hat jetzt die Natur selbst ein strenges Veto gesprochen, gegen das ein Appell nicht existiert.

In deinem Interesse, im Interesse der Gräfin kann ich nicht anders als mich freuen, daß es so gekommen. Es ist, gebe ich zu, ein leidlich prosaischer Ausgang eines Verhältnisses, dem es an Poesie wahrlich nicht gefehlt hat. Aber ich war immer der Meinung, die Poesie gehört in die Bücher und nicht in das Leben, für das nun einmal andere Gesetze gelten, die man respektieren muß, soll der durch so viel tausendjährige Arbeit geschaffene Kosmos der Gesellschaft nicht in das alte Chaos zurücksinken.

Nenne mich deshalb meinetwegen einen Philister; aber behalte mich ein wenig lieb!

Ich schmeichle mir, es um dich verdient zu haben.

Wien, 18. November.

Soeben komme ich vom Grafen — leichteren, viel leichteren Herzens, als ich gegangen bin. Die Wolken fangen an, sich zu zerstreuen. Ich würde sagen: der Himmel sei vollkommen heiter, wenn nicht du es wärst, dem ich es sagte — du, dem die Sonne des Lebens wohl noch auf lange Zeit verschleiert bleiben wird, ja, der sicher behauptet, sie werde ihm nie wieder scheinen. Das nun liegt, wie die frommen Griechen sagten: auf den Knien der Götter. Lassen wir es da geruhig liegen! Sie sehen mit den unsterblichen Augen weiter als wir. Pfuschen wir ihnen mit unseren kurzen Sinnen nicht in ihr göttliches Handwerk!

Also: ich fuhr zum Grafen — heute nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr — die Stunde, von der er mir gesagt hat, daß er immer für mich zu sprechen sei. Als ich aus meinem Coupé stieg, war der Sanitätsrat Herzinger — Pardon: von Herzinger! — gerade im Begriff, in das seine zu klettern. Der Sanitätsrat, mußt du wissen, ist der Arzt der upperst thousand in Wien, speciell in Damensachen. Ich habe ihn hier im Klub kennen gelernt, dessen sehr beliebtes, stets mit einem Bonmot ausgerüstetes, als Oberpriester der eleusinischen Geheimnisse der Residenz hochverehrtes und vielbeneidetes Mitglied er ist. So war es selbstverständlich, daß ich ihn zuerst nach dem Befinden der Gräfin fragte. Da das Lächeln, mit dem er seine Antwort: „den Umständen nach vortrefflich" begleitete, nichts Überraschendes mehr für mich hatte, lächelte ich verbindlich zurück. Hielt er nun meine Intimität mit der gräflichen Familie für größer, als sie schließlich in Wirklichkeit ist, und fühlte sich infolgedessen mir gegenüber nicht unter dem Druck der obligaten Diskretion; oder, wie ich aus meiner späteren Unterredung mit dem Grafen beinahe schließen möchte, hatte man ihn von dieser Diskretion entbunden — genug, mich am Paletotknopfe festhaltend, fuhr er in vertraulichem Tone fort: „Ein ungeheures Glück, Verehrtester! Denken Sie: nach drei Jahren! Das kolossale Vermögen, das sonst an Seitenverwandte gefallen wäre!"

„So darf man, wenn es sich schicklich macht, dem Herrn Grafen gratulieren?"

„Zum Kondolieren ist wahrhaftig keine Veranlassung. Mindestens nicht mehr seit heute."

„Weshalb seit heute?"

„Verehrtester! irren ist menschlich, und wir Ärzte sind, so zu sagen, auch nur Menschen. So habe ich mich wohl gehütet, mit meiner Weisheit herauszurücken, bis ich meiner Sache ganz sicher war. Weshalb dem alten Herrn mit einer Hoffnung schmeicheln, an deren Realisation er selbst nicht glaubte — er am wenigsten! ja, deren Insinuation er zurückwies, als enthielte sie für ihn eine Beleidigung! Noch gestern! Aber heute triumphiert die Wissenschaft und ihr ergebenster Diener. ‚Ihr' groß und klein geschrieben! Eine Doublette! ha! ha!"

Damit hüpfte der witzige Herr in seinen Wagen. Ich stand noch eine Minute, in Nachdenken versunken. Also des Grafen neuliche Äußerung über das Befinden der Gräfin hatte wirklich eine schwerwiegende Nebenbedeutung für ihn nicht gehabt, und ich blindes Huhn hatte das richtige Korn sofort gefunden! Ein ungeheures Glück hatte der Sanitätsrat gesagt. Freilich! Und das eine gewisse Entdeckung nicht trüben würde, zu welcher dem Grafen just in den letzten Tagen die Schwatzhaftigkeit des Marquis verholfen hatte?

Hier nun hätte ich am liebsten kehrt gemacht; aber das empfand ich als eine Feigheit, unwürdig eines braven Freundes und Korrespondenten.

Ich trat in das Palais, ließ mich melden und wurde sogleich vorgelassen.

Dasselbe Gemach, dieselbe Situation wie die anderen Male, und was mir das Herz wohl noch schwerer machte, ein besonders freundlicher Empfang. Warum ich mich so lange — notabene seit sechs Tagen! — nicht habe sehen lassen! Man sei einem alten kranken Mann doch vielleicht eine Extrarücksicht schuldig. — Natürlich protestierte ich gegen die beiden Epitheta, die er sich beigelegt: ich fände ihn heute so viel wohler und kräftiger aussehen — was nebenbei keineswegs der Fall war —, und was das Altsein anbetreffe — Hier brach ich ab und erwähnte in dem Tone jemandes, dessen Gedanken einen unwillkürlichen Sprung machen, daß ich vor dem Portal dem Sanitätsrat begegnet sei. Nun geschah, was ich erwartet hatte: der Graf lächelte zerstreut, worauf ich mir erlaubte, ihm die linke Hand, neben der ich saß, sanft zu drücken.

Zu meinem Erstaunen hielt er meine Hand fest, und mein Erstaunen wich einem gelinden Gruseln, als er, die alten guten Augen für einen Moment auf die meinen heftend, der ich, sicher, daß der gefürchtete Moment jetzt gekommen sei, mit rührender Unbefangenheit den Blick erwiderte, in leisem Tone anhob:

„Sie haben sich, lieber Freund, neulich in der Angabe eines gewissen Datums, nach dem ich Sie fragte, geirrt. Dergleichen kleine Irrtümer sind begreiflich, will sagen: entschuldbar, vielleicht obligatorisch, wenn man in sie zu gunsten eines lieben Jugendfreundes verfällt. Nur daß leider die Welt so bedenklich klein und in der kleinen Welt die Akustik so unbequem groß ist!“

Damit hatte er meine Hand losgelassen.

Ich war entschlossen gewesen, im gegebenen Falle nichts mehr abzuleugnen. Daß mir die Ausführung des Entschlusses so leicht gemacht werden würde, hatte ich freilich nicht erwartet.

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, Herr Graf,“ fing ich an, „daß Sie mir meine kleine —“

„Vergeßlichkeit,“ schaltete er ein. Ich hatte „Notlüge“ sagen wollen; verbeugte mich und fuhr fort:

„— nicht nachtragen. Seien Sie versichert, sie hat mich tief genug gereut.“

„Aber, lieber Freund,“ erwiderte er, freundlich abwehrend, „Sie nehmen die Sache wirklich zu tragisch. Wir sind, wie verschieden auch an Jahren, doch beide Männer von Welt! Was ist denn geschehen, das in der Welt — der Welt, in der wir leben — nicht alle Tage vorkommt? Ein junger Mann findet eine junge schöne Frau liebenswürdig und verliebt sich ein wenig in sie. Meinetwegen: ein wenig stark. Ich habe das in meinen jungen Jahren auch durchgemacht und nichts dagegen gehabt, wenn die betreffende schöne junge Dame mich nicht abscheulich fand. War sie verheiratet, so wurde die Affaire darum gewiß nicht weniger interessant. In jedem Falle folgt man ihren Spuren, ist von ihrem Gruß beglückt. Nun, und sie — wofür ist man denn jung und schön! — fühlt sich deswegen nicht unglücklich, kommt dem Anbeter entgegen, soweit es der Etikette enggezogene Grenzen verstatten, thut auch vielleicht einmal einen Schritt über diese Grenzen hinaus.“

Das alles hatte der Graf in einer leichten Manier, die mich bei ihm als ganz fremdartig berührte, im Salonplauderton, möchte ich sagen, gesprochen. Jetzt wischte er sich mit der weißen zitternden Hand über die Augen, und der Mann, der nun weiter sprach, war wieder der, den ich kannte.

„Einen Schritt über diese Grenzen hinaus. Was heißt denn das? Ich bin nie ein Libertin gewesen, aber stets geneigt, mich in dem Kampfe zwischen Natur und Etikette —

sagen wir meinetwegen Sitte; es kommt in tausend Fällen auf dasselbe heraus — auf die Seite der Natur zu schlagen. Man zwängt sie ein, knebelt sie und wundert sich dann, wenn sie in ihrer Verzweiflung sich aufbäumt und die Bande zerreißt. Und wohl gar, hat sie sie zerrissen, das nicht als ihr gutes Recht betrachtet, sondern sich von einer ungesunden, in der Maßlosigkeit ihrer Prätensionen schwelgenden Hypermoral einreden läßt, sie habe ein todeswürdiges Verbrechen begangen. Erinnern Sie sich einer Unterhaltung, die wir in Montreux über dasselbe Thema hatten, und bei der Ihr Freund mir völlig aus der Seele sprach, während die Gräfin —"

Es war mir peinlich, die Erregung zu beobachten, in welche sich der alte Herr hineingesprochen hatte; um so peinlicher, als ich zu bemerken glaubte, daß er zugleich von heftigen physischen Schmerzen gequält wurde. Ich versuchte abzulenken; er aber fuhr, ohne darauf zu achten, jetzt fast leidenschaftlich redend, fort:

„Mich durchläuft immer ein Schauder, wenn ich dergleichen drakonische Maximen formulieren höre und mir dabei sagen muß: Ist die Möglichkeit ausgeschlossen, daß die Wirklichkeit dich beim Wort nimmt? Und willst du, armes Geschöpf, das nichts verbrochen hat, als der Natur gefolgt zu sein, dich einem zelotischen Gesetz zum Opfer bieten? Und sehen Sie, dieser Fanatismus der moralischen Rigoristen erzeugt dann wieder, als notwendigen Gegensatz, bei den Mildgesinnten eine Denkungsart, die an Schwäche grenzt, vielleicht Schwäche ist. Es wurde damals auf den Herrn exemplifiziert, der der Sünderin vergab. Die Gräfin nannte diese Vergebung ein Wunder. In ihren Augen muß es eines sein. In ihren Augen ist da etwas geschehen, das durch nichts gesühnt werden kann, von Menschen nicht vergeben werden kann. Aber wenn er sich jemals als des Menschen Sohn bewährte, so war es in dem Augenblicke, als er nicht dulden wollte, daß man ein armes Weib steinigte, weil — weil —"

Ich erschrak aufs heftigste. Bei den letzten Worten war er in Thränen ausgebrochen, die er hinter der vorgehaltenen gesunden Hand vergebens zu verbergen suchte. Plötzlich sank er in den Stuhl zurück, totenbleich, offenbar mit einer herannahenden Ohnmacht kämpfend. Ich sprang nach der elektrischen Klingel, worauf denn zu meinem Glück alsbald der alte Kammerdiener erschien, dem ich den kranken Herrn überlassen mußte, da ich hier beim besten Willen nicht hätte helfen können.

Das war das Ende der merkwürdigen Scene, zu der du dir den Kommentar selber liefern magst.

Und während ich das Geschriebene überlese, wird mir peinlich klar, was ich all die Zeit dunkel empfand, daß ich dir, mein armer Freund, mit dieser Relation Schmerzen bereitet habe, im Vergleich zu denen alles körperliche Leid verschwindet. Und daß mein Bestreben, der Sache eine freundliche Seite abzugewinnen, verlorene Liebesmüh gewesen ist.

Aber Liebesmüh doch!

Das wolle bedenken, während vielleicht ein Wort der Verwünschung gegen den Peiniger dir auf den Lippen schwebt!"

Roderich hatte den Brief, den letzten, aus der Hand fallen lassen, vor sich hinstierend.

Ein Wort der Verwünschung! Ja, beim Himmel! Verwünscht seist du! Und verwünscht, dreimal verwünscht das Gaukelspiel der Liebe, mit dem uns ein Teufel narrt, bis er uns in seiner Hölle hat und in den Flammenqualen der Verzweiflung an dem, was uns einst heilig war; in dem Schwefelpfuhle des Ekels an unserem entgötterten Dasein martern kann nach seines Herzens böser Lust!

Er raffte die Briefe von dem Tischchen zusammen, von dem Boden auf, schleuderte sie in das Feuer und lachte höhnisch laut, als das jetzt zu voller Glut entfachte sie gierig verzehrte.

Nun riß er an den Kleidern nach dem goldenen Medaillon mit ihrem Haar, das er seitdem beständig am Halse trug. Es wollte mit der Rechten allein nicht gelingen, und als er mit der Linken ungestüm nachhalf, zuckte der Schmerz durch seine kranke Schulter mit so wahnsinniger Gewalt, daß er laut aufschrie und weiter geschrien hätte, nur daß er fürchten mußte, der alte Christian oben möchte es hören und herabkom-

men. Und er konnte jetzt kein Menschenantlitz sehen.

So biß er denn die Zähne aufeinander und raste, leise wimmernd und stöhnend, durch das Gemach nach der Fensterthür, an deren Scheiben Guß auf Guß klatschte, während durch die Ritzen der Sturm höhnend pfiff, zum Kamin zurück, in dem die Flammen lustig knatterten, als würden sie von pausbäckigen Teufeln angeblasen, eine arme Seele darin zu peinigen. Und wieder hin zur Fensterthür, von der Fensterthür nach dem Kamin und — noch gab es ja ein Teufelsmittel gegen die Höllenqual!

Er hatte die Dosis noch einmal so stark genommen als die stärkste je zuvor. Mochte kommen, was wollte, und wär's der Tod! So hatte die Marter ein für allemal ein Ende.

Im Lehnstuhl, in den er sich wieder geworfen, halb sitzend, halb liegend, starrte er in die Flammen. Die Schmerzen rasten weiter. Er kannte das. Noch ein oder zwei Minuten; dann kam der Schlaf. Er würde heute lange währen, auch wenn es der Todesschlaf nicht war.

Und unterdessen wird das Feuer ausgehen. Wenn ich mir die Decke da vom Sofa holte!

Ebensogut hätte ich die Kraft, nebenan zu Bett zu gehen.

Und auf dem Deck eines Dampfers kann man doch nicht zu Bett gehen.

Nicht wahr, Georg, das mußt du einsehen, Skeptiker, wie du bist! Weshalb blickst du mich so sonderbar an? Ich habe wieder einmal das Teufelszeug im Leibe? Ja! ja, ja!

Aber wahrhaftig nicht deshalb erscheint mir la petite Comtesse so schön. Da auf dem Hinterdeck sitzt sie zwischen den beiden Misses Crawford. Wunderlich! die blonden Misses so rot! und die dunkle Comtesse so bleich! So atemlos bleich muß die Prinzessin ausgesehen haben, die den Asra fragte nach seinem Namen, seiner Heimat, seiner Sippschaft. Laß mich den Saum ihres Kleides küssen und sterben! Was geht der graue Gatte mich an? Seit wann ist es nicht mehr erlaubt, auf dem Deck eines Dampfers zu den Füßen einer schönen, jungen Frau zu sterben, der man rite vorgestellt ist? Da! die blonden Misses stehen auf — in the nick of time! Halte mir den alten Herrn hier vorn fest und nenne ihm alle Ortschaften am savoyischen Ufer, eine nach der anderen! Und wenn du fertig bist, fange von vorn an! —

Ja, der Genfer See ist schön in dieser sonnigen Vormittagsstunde. Aber wissen Sie, gnädige Gräfin, was noch tausendmal schöner ist, und tausendmal tiefer und blauer? Das sind Ihre Augen. Ich darf es Ihnen nicht sagen — freilich! Aber denken darf ich es doch. Sie denken auch mancherlei, was Sie nicht aussprechen. Ich sehe es an Ihrem kleinen Munde, um den es manchmal so eigen zuckt, und noch mehr an der Stelle Ihrer Stirn — da zwischen den Augen. Sie glauben nicht, wie mich just diese Stelle fasciniert, daß ich wieder und immer wieder meinen Blick darauf wenden muß. Sie ist so seltsam breit, diese Stelle! Da können sich tausend und tausend Gedanken tummeln, bequemer als die tausend und tausend Engel auf der bewußten Nadelspitze. — —

Sie wollen schon hinein? Lassen Sie mich Ihnen ein Tuch aus dem Salon holen! Sehen Sie, da bin ich schon wieder. Excellenz und mein Freund sind noch eifrig bei ihrer Partie Pikett. Wir können ruhig ein Viertelstündchen hier draußen weiter plaudern, bis das Abendrot von der Dent du Midi ganz verblichen ist. Wir sprachen von Ihrer Mädchenzeit. Ich möchte nur immer zuhören. Alles, was Sie sagen, ist so klug und sinnig und Ihre Stimme ist so sanft und süß — so unsäglich süß! Sie hatten nach dem Tode Ihrer Eltern nur den einen Wunsch: in ein Kloster gehen und Nonne werden zu dürfen. Ich könnte Sie mir wohl so denken: wie Sie den Kreuzgang dahergeschritten kommen, gesenkten Hauptes, die Augen tief niedergeschlagen, daß die seidenen dunklen Wimpern die zarte Wange fast berühren, den Rosenkranz in den weißen kleinen Händen. Oder zwischen den Beeten des Klostergartens. Die Morgensonne liegt wonnig auf den Hügeln drüben, während noch blaue Schatten im Thal träumen, durch das sich das Flüßchen zwischen Wiesen und Busch so friedlich windet. Das sanfte Plätschern des braunen Wassers über die großen weißen Steine dringt bis zu Ihnen empor und Sie denken an Goethes „Ach, wüßtest

du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund." Und jetzt kommt's von hoch her — ein paar fröhliche, im weiten Äther verklingende Töne. Und Sie schauen empor und seufzen: „Wenn ich ein Vöglein wär!"

Sie lächeln und spielen mit dem großen Diamanten an Ihrem kleinen Finger. Ach! man kann große Diamanten tragen und eine Gräfin sein, und das Leben ernst, sehr ernst nehmen. Das ist es ja, was mich so allmächtig zu Ihnen zieht: daß ich in Ihrer Seele, der scheinbar so stillen, ruhigen, Tiefen ahne, unergründlich, wie sie der See da vor uns bergen soll. Kennen Sie die Blaue Blume Heinrichs von Ofterdingen? Ich habe sie, wie er, mein Leben lang gesucht und nicht gefunden. Wenn sie nun auf der Tiefe Ihrer Seele blühte, die Blaue Blume?

In dem Walde über Glion, vertrösten Sie mich? Ja, aber nun laufen wir doch bereits zwei Stunden in dem Walde umher, und ich sagte gleich: die Partie würde zu anstrengend für Sie sein. Ihr Herr Gemahl scheint verdrießlich. Es ist doch nicht meine Schuld, daß er den Wagen so weit unten hat halten lassen. — Herr Graf! Herr Graf! Er hört nicht. So gehen wir ihm langsam nach! Stützen Sie sich auf meinen Arm! Nein! fester, fester! Ich fühle Ihre Hand ja gar nicht. Und wie blaß Sie sind! Sie zittern! Lili, kann es denn sein? Lili! du liebst mich! Und ich dich! Vom ersten Blick in deine Augen! Dich! dich!

Um die Lippen des Träumenden spielt ein wonnesames Lächeln. Seine Lippen haben zum erstenmal ihre weichen, kühlen Lippen berührt, trinken die unermeßliche Seligkeit der ersten Küsse, während über ihnen aus der Krone der alten Eiche die Amsel ihr süßes Abendlied singt und aus dem Waldthal unter ihnen, eben noch hörbar, die Stimme des Grafen kommt, der nach dem Kutscher ruft.

Dann schwindet das Lächeln und verwandelt sich in finsteren Ernst. Sie, die er liebt mit jedem Schlage seines Herzens, jedem Tropfen seines Blutes; die ihm ist, was dem Verwundeten auf dem Schlachtfeld der Labetrunk, den ihm ein Kamerad an die verdörrten Lippen bringt; der Duft, der dem Seefahrer aus den Blumenwäldern der ersehnten Küste entgegenweht; sie, in deren holder Nähe er zum erstenmal gelebt hat; ohne die ihm das Leben nicht eines Strohhalmes Wert noch hat — sie ist ihm entrissen — er ist allein.

Und steht, düstere, verregnete Tage lang, am Fenster seines Hotels in Genf und sieht auf dem breiten Strom die großen lateinischen Segel der Fischerboote durch den grauen Nebel an sich vorüberschweben.

Endlich, endlich der sehnsuchtsvoll erharrte Brief — ein paar traurig-süße Zeilen: „Geliebter! zürne mir nicht! Es mußte sein. Ich durchweine meine Nächte. Jeder Gedanke gehört dir, jeder Pulsschlag dir. Ich strecke meine Hand aus und denke, du müßtest sie ergreifen. Ich starre auf die Thür und meine: sie wird sich öffnen, und er steht auf der Schwelle und stürzt sich in deine Arme. Wo ich auch bin, das Gedenken deiner umgiebt mich wie eine wonnige Luft; ich trinke dich mit jedem Atemzuge. Ich liebe dich! Ich liebe dich! Und dennoch, Lieber, Geliebter, es mußte sein!"

Dann ist es nicht mehr das Hotelzimmer in Genf. Über ihm rauschen im Abendwind die Wipfel der uralten Kastanien auf der Wallpromenade von Nyon. Von den wenigen Vorübergehenden achtet keiner auf ihn; und gewiß thut das auch nicht das junge Liebespärchen, welches da hinten, wo die Schatten noch dunkler lagern, auf einer der Bänke, die Arme verschlingend, voneinander Abschied zu nehmen scheint. Der Bursche sucht das Mädchen mit leisen Worten zu trösten, obgleich es ihm wohl selbst an Trost gebricht. Denn wiederholt versagt ihm die Stimme; das Mädchen schluchzt; sie pressen sich noch inniger aneinander und küssen sich die Thränen von den Wangen.

Er muß immer wieder nach dem Paare blicken: bietet es ihm doch ein Bild des eigenen Leides, nur daß seines um so viel größer ist. Sie hier dürfen voneinander Abschied nehmen, und für sie giebt es auch wohl ein Wiedersehen. Seinen Abschied hat er genommen in Gegenwart des alten Mannes mit ein paar höflichen, nichtssagenden Phrasen, einer letzten stummen Verbeugung; und daß sie einander nicht wiedersehen sollen, er hatte es ja schwarz auf weiß in dem Briefchen da in der Tasche, das er zerknittert hat in wildem Zorn.

Und nun trotzdem wieder hervorholt und, dicht an der Brüstung stehend, im letzten Schein des Abends liest zum hundertstenmal wie eine wichtige Handschrift, die man nicht enträtseln kann.

Und steht doch da ganz leserlich: „Wir reisen morgen nach Venedig. Ich beschwöre dich: folge uns nicht!“

Er hat das Blättchen zerrissen, die Fetzen über die Brüstung geschleudert und starrt auf See und Gebirg, über die sich der Schleier der Nacht senkt.

Auf einmal, rechts hin, in der Ferne, am äußersten Horizont flammt es auf in glühendem Purpur: der Gipfel des Montblanc, der von dem Eisschild seiner Firnen das Licht der Sonne, die längst von der Erde geschieden ist, glanzvoll zurückstrahlt.

Ihm ist der herrliche Anblick eine Offenbarung. Dunkel war es in ihr, als sie die trostlosen Worte schrieb; dunkel in ihm, als er sie las. Aber hoch und hehr aus der Nacht der Verzweiflung leuchtet das Himmelslicht der Liebe, das, einmal geboren, nicht wieder erlöschen kann. Ich folge dir, und ob du, verzweifelt, wie du bist, es mir tausendmal verbietest! Ich folge dir bis an das Ende der Welt!

Und er ist ihr gefolgt und quält sich nun im Traum hin auf der unendlichen Fahrt von Genf nach Venedig, von Station zu Station, immer allein im Coupé, ruhelos, schlaflos; und martert von neuem seine träumende Seele, wie er damals die wache zermartert in Reue über sein wahnwitziges Beginnen und fürchterlicher Sehnsucht nach ihr und Zweifel an ihrer Liebe und Hoffnung, die sich nicht töten lassen will.

Dann ist er nicht mehr allein im Coupé. Sie sitzt ihm gegenüber; er hält ihre beiden kleinen Hände in den seinen und fühlt die Kälte der Finger durch die Handschuhe hindurch. In dem Schein der Lampe über ihnen ist ihr Gesicht totenbleich. Und aus dem bleichen Gesicht blicken ihn die großen Augen unverwandt traurig an. Und dann und wann rinnt eine Thräne aus den großen Augen über das bleiche Gesicht. — Wie soll es nun werden, Geliebte? — Ich weiß es nicht. — Und wenn — wenn der Graf sterben sollte? — So bin ich seine Mörderin. — Wie seltsam redest du, Herz? — Habe ich es nicht gewünscht? War es nicht mein erster Gedanke, als ich heute morgen das Telegramm las? Das kann mir Gott nimmer verzeihen. — Gott ist barmherzig. — Für die schlaffen Herzen, die sich alles selbst verzeihen. — Geliebte, auf meinen Knien flehe ich dich an: kehre nicht nach Wien, nicht zu ihm zurück! — Während er vielleicht im Sterben liegt? — Er ist dir gestorben, als ... — Um Christi Blut erinnere mich nicht daran! — Lili, geliebte Lili, es war die Verklärung meines Lebens; für dich der Schritt, den du über meine Schwelle thatest, die Grenze, die dein früheres Leben von dem jetzigen schied. Ich habe es dir nicht gesagt; jetzt muß ich es dir sagen: ich war entschlossen, am nächsten Morgen abzureisen. Ich sagte mir: sie spielt mit dir trotz alledem. Wenn sie dich wahrhaft liebte, sie würde, um ganz dein zu sein, allen Gefahren trotzen. Und welche Gefahren sind denn hier? Brigitte kennt unsere Liebe und ist verschwiegen wie das Grab. Die italienische Dienerschaft hat den fremden Signor, der ein paarmal vormittags die Signora zu besuchen gekommen ist, nicht beachtet, und zu der Seitentreppe nach dem kleinen Kanal hat Brigitte allein den Schlüssel. Und ist es ihr nicht einsam genug in dem einsamen Palast — venetianische Gondoliere sind die Schutzpatrone Liebender. Ein Dutzend Ruderschläge, und die Gondel liegt an der schmalen Plattform vor dem halbverfallenen Häuschen, in dem niemand wohnt als du. Sie steigt aus, huscht die paar flachen Stufen empor — Und wie ich das denke, höre ich leises, ganz leises Ruderplätschern. Und wie ich nach der Thür stürze und sie öffne, stehst du da und wirfst den Mantel ab und ich halte dich in meinen Armen. Lili, du kannst dich nicht wieder aus diesen Armen lösen — es ist unmöglich. Mein Weib bist du. Unser Bund ist heilig, ob auch kein Priester den Segen darüber gesprochen hat. Laß die Toten ihre Toten begraben! Da ist das Signal! In einer Minute sind wir an der letzten Station vor Wien. Steige mit mir aus! Es gilt dein Leben und meines. Thust du es nicht, scheidest dich jetzt von mir — eine fürchterliche Ahnung sagt mir: wir sehen uns im Leben nicht wieder. — Wir werden uns wiedersehen. — Du meinst in jenem

Leben, an das ich nicht glaube. — Ich glaube daran. — Lili, schwöre mir, daß du nicht sterben willst! — Ich schwöre dir: ob lebend oder tot, du sollst mich wiedersehen. — Das soll mein Trost sein in dem namenlosen Weh dieser Stunde? — Ich habe keinen anderen. — So wollte ich, der Zug stürzte hier von der Brücke hinunter in den Abgrund und begrübe uns beide unter seinen Trümmern.

Und der Wagen, in welchem sie sitzen, schwankt wie ein steuerloses Boot, das von Welle zu Welle geschleudert wird. Ein furchtbarer Krach, Wagen schmettert in Wagen hinein. Die Lampe erlischt und flammt plötzlich wieder als flackerndes Kaminfeuer auf. —

Von dem furchtbaren Sturmstoß, der das Haus getroffen, war der Träumer von seinem Stuhl in die Höhe gefahren, stierte mit irren Blicken um sich und strich sich ein paarmal über die brennende Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt ist.

Es dauerte Minuten, während er, ohne sich zu regen, still vor sich hinblickte, bis er sich in die Wirklichkeit zurückfinden konnte. Schlimm, sehr schlimm: das Morphium brachte keinen Schlaf mehr, machte ihn nur noch träumen. Er hatte das alles nur geträumt — natürlich! Aber wie seltsam deutlich es gewesen war! Und lange konnte es auch nicht gewesen sein — ein paar Minuten höchstens, vielleicht nur eine Minute: die brennenden Scheite lagen noch genau so wie vorhin; auf den Spitzen der gelben Flammen, die gierig zur Esse empor züngelten, wirbelten noch leichte Aschenfetzen der verbrannten Briefe genau so wie vorhin. Die kleinste Spanne Zeit war groß genug gewesen, das Leben von drei Wochen einzuschließen mit all seinen Schmerzen und Wonnen!

Und das Mittel, das seine volle Wirkung heute schuldig geblieben, die Schmerzen hatte es getilgt, die seelischen, wie die des Körpers. In der Schulter kein Nagen und Bohren mehr, in dem Herzen kein Grollen und Wüten mehr der wilden Leidenschaft, mit der er die Briefe gelesen und in die Flammen geschleudert hatte. Was denn auch wäre Georgs Verbrechen gewesen? Was denn hätte er gesagt, gethan, was er selbst, im umgekehrten Falle, nicht vermutlich ebenso gesagt und gethan haben würde? Der Narben lacht, wer Wunden nie gefühlt. Und wenigstens, wie tief diese seine Wunde war, das konnte Georg nicht wissen.

Er sah nach der Uhr; es ging stark auf drei. Da die Schmerzen sich ausgetobt hatten, würde auch wohl der Schlaf kommen. Aber den Karo draußen wollte er erst hereinnehmen. Der würde ihn mit seinem Winseln und Heulen doch vielleicht nicht schlafen lassen. Da mochte denn der arme Köter am Feuer sein nasses Fell trocknen, und ihm selbst würden ein paar frische Atemzüge die Dumpfheit nehmen, die noch immer auf seinem Gehirn lag.

Er setzte sich die Mütze auf und öffnete die Fensterthür. Der Regen hatte für den Moment ausgesetzt, nur der Sturm wütete weiter. In dem Windstoß, der durch die geöffnete Thür fuhr, drohte die Lampe auf dem Tisch zu erlöschen. Eilig schloß er die Thür und tastete sich in der matten Helligkeit, die aus dem Zimmer kam, von der Terrasse die paar Stufen in den Garten hinab. Im Garten war es völlig finster; doch hatte er mittlerweile die wenigen Wege gut kennen gelernt: den schmaleren, der um das Rondel, und den breiteren, der von dem Rondel nach dem Gatterthor führte. Von dem Hochwalde her hinter dem Hause kam der Donner des Orkans — die Kanonen von Vionville hatten so laut nicht gebrüllt; oben in den Lüften raste die wilde Jagd dahin; in den hohen Pappeln, die unsichtbar neben ihm in die Finsternis aufragten, knarrte und knackte es, als hielten sich da Riesen in tödlichem Ringkampf umkrampft; ein paarmal stolperte er über herabgeschlagenes trockenes Geäst, wie über Leichen auf einem Schlachtfeld; aus der Hütte an der Gatterpforte heulte ihm Karo entgegen, der ihn hatte kommen hören und nun, als er herantrat, die Kette zu lösen, in ein Freudengewinsel ausbrach, um dann, winselnd, bellend, in tollen Sätzen, seine Dankbarkeit auszutoben.

Ja, ja, Karo, 's ist eine Nacht, die keinem Gutes bringt, weder Mensch noch Tier. Laß es gut sein! Hab es gern gethan. Spring nur voraus! Ich komme gleich nach.

Der Hund war nach dem Hause zu vorausgesprungen; er lehnte noch an dem nie-

deren Gatterthor, nach dem Licht zu blicken, das, von der halben Höhe des Hügels etwa, durch die Finsternis zu ihm heraufschimmerte. Aus einer Laterne jedenfalls, mit der jemand sich den Hügel heraufleuchtete, denn das Licht schien näher zu kommen. Vielleicht aus dem Gehöft oben am Waldesrand einer, der in die Apotheke hinab gemußt hatte — es sollte ein Kind da todkrank sein — oder mit dem Zuge gekommen war, der vom Süden her um diese Stunde das Städtchen passierte; wohl schon passiert hatte: die Lichter unten am Bahnhof, die eben noch hell gebrannt, erloschen plötzlich, und linksher von dem Tunnel, den der weiter eilende Zug passieren mußte, kam auf den Schwingen des Sturmes ein geller Pfiff.

Gleichzeitig mit einem neuen Regenguß. Roderich schlug den Rockkragen in die Höhe und schritt eilig durch den Garten zurück, geleitet jetzt von dem matten Schein der Lampe, der ihm durch die Fensterthür entgegendämmerte.

Nun war er wieder im Zimmer. Karo hatte sich vor dem Kamin hingestreckt, von den langen Vorderbeinen die Nässe leckend. Er war an dem Schreibtisch stehen geblieben und blickte verwundert auf das große Blatt mit seinen Versuchen der Übersetzung des Gedichtes von Robert Browning. Hatte denn er das gekritzelt, wie ein Schulbube, der mit dem deutschen Aufsatz nicht fertig werden kann und nun so ein Wort und das andere, wie sie ihm durch den wirren Kopf gehen, außer dem Zusammenhang hinschreibt? Mesmerismus! Sie haben ja hinterher gesagt, es solle nur Schwindel gewesen sein. Sie nennen alles so, was sie nicht fassen und begreifen. Ihnen ist auch der Glaube Schwindel; und doch, wer ihn hat, er versetzt Berge mit ihm. Ich hatte den Glauben verloren an dich und deine Liebe; den Glauben an die holden Worte, die du so leise sagtest — leise wie das Plätschern der Ruder —, als ich dich in jener Nacht zurückbrachte, dein geliebtes Haupt an meiner Brust lehnte und mein Arm deinen süßen, reinen Leib umschlang: Ich wußte nicht, was Liebe war, bevor ich dich gesehen. In meinem Gatten habe ich stets nur einen Vater verehrt, er hat an mir nur eine geliebte Tochter in seinem vereinsamten Alter haben wollen von der ersten bis zu dieser Stunde. — Lili, kannst du mir vergeben? Wir Männer, wir verlieren den Kopf in solchem Irrsal, weil unser Herz nicht gut und rein ist. Du bist gut und rein, und was du auch beschließen mögest, uns zu lösen aus dieser gräßlichen Verstrickung, es soll das Rechte sein und ich will es heilig halten.

Da hatte sich Karo von seinem Lager halb erhoben, unwillig nach der Fensterthür hin knurrend.

Es mußte jemand im Garten sein.

Roderich war an die Fensterthür getreten. Durch den Garten, rechts um das Rondel herum, kam ein Licht, das ein Mann in einer Laterne am Gürtel zu tragen schien. Jetzt verschwand er um die Ecke des Hauses. In demselben Moment hörte Roderich auch schon den Schritt des alten Christian die steile Treppe herabpoltern.

Ein jäher Schrecken rieselt ihm eisig durch Mark und Bein, und dann ist es, als ob ihm alles Blut in den Kopf schösse, wo an den Schläfen die Adern zu hämmern beginnen, als wollten sie ihre Wände sprengen.

Es kann nur von Georg sein! Kann sich nur um Lili handeln!

Alle seine Sinne haben sich in Ohr und Auge konzentriert: in das Ohr, das nach dem Korridor lauscht, von wo die Schritte der Kommenden schon ganz nahe der Thür ertönen; in das Auge, das nach der Thür starrt, die sich im nächsten Moment öffnen wird.

Die Thür öffnet sich langsam, geräuschlos.

Ihr ewigen Mächte! Lili!

Sie schreitet herein. Der schwarze Mantel fällt von ihrer Schulter. Sie steht da in weißem Gewande, wie in jener seligen, venetianischen Nacht, lächelnd in holder Verschämtheit, die strahlenden Augen auf ihn gerichtet.

Lili! Meine Lili!

Ja, deine Lili! Ich habe dir geschworen, zu kommen, wenn dein Herz nach mir schrie, wie meines nach dir geschrien hat, bis es stillstand. Es hat nicht weh gethan. Ich konnte nur nicht weiter leben ohne dich, und mit dir leben durft ich nicht. Da sind wir denn lieber gestorben, ich und dein Kind.

Die Stimme ist leiser und leiser geworden in dem Maße, wie die holde Gestalt ge-

schwunden ist, so daß jetzt nur noch ihre Augen durch den Nebel schimmern. Dann sind auch die erloschen.

Abermals thut sich die Thür auf, diesmal mit dem häßlichen Knarren der verrosteten Angeln, an denen Christian Mühe und Öl bisher verloren hat. Hinter dem Christian auf der Schwelle steht der Mann mit der Laterne.

„Eine Depesche, Herr Baron," sagt der Mann, vortretend.

Der Baron antwortet nicht, aber in dem seltsamen Blick, mit welchem er die Depesche entgegennimmt, glaubt der Mann einen Vorwurf zu lesen, als habe er sie früher erwartet.

„Sie wäre auch schon früher hier gewesen," sagt er; „nur die Leitung zwischen hier und Suhl hatte der Sturm unterbrochen. Da hat sie der Schnellzug von Suhl mitgebracht. Sie ist dann sofort expediert. Ich habe mich geeilt, was ich konnte. Unter einer Viertelstunde macht keiner den Berg herauf bei der Dunkelheit und dem Unwetter."

Ob den Herrn Baron die Antwort befriedigt hat, kann der Mann nicht wissen, denn der steht noch immer unbeweglich, mit demselben unheimlichen Blick ihn ansehend. Auch das Markstück, das Christian ihm jetzt in die Hand drückt, hat der Alte ohne des Herrn Barons Geheiß von etwas losem Gelde auf dem Tisch genommen. Der Herr Baron und der Alte müssen wohl sehr gut miteinander stehen.

Der Mann ist gegangen. Noch immer regt Roderich sich nicht; Christian hat sich noch an dem Tisch zu schaffen gemacht, im Falle der Herr einen Befehl für ihn haben sollte. Aber es kommt nichts. So wendet er sich wieder nach der Thür und hat bereits den Drücker in der Hand, als er seinen Namen hört.

„Gnädiger Herr?" sagt er, sich mit einem Gefühl der Erleichterung wendend. Gott sei Dank! so hat doch der Herr wenigstens dies grauliche Schweigen gebrochen.

„Christian, das war ein Mensch von Fleisch und Blut, der da eben zur Thür hinausgegangen ist?"

Dem Alten läuft ein Schauder über den Rücken. „Ja, freilich, gnädiger Herr!" stammelt er.

„Und du bist sicher, daß du da stehst — da neben dem Tisch — und nicht oben in deinem Bette liegst?"

„Ach, du mein Gott, gnädiger Herr!"

„Brauchst nicht gleich zu jammern, Alter! Es ist nur: ich habe heute nacht im Lehnstuhl so sonderbare Sachen geträumt. Da könnte ja das eben —"

Er bricht jäh ab, ein Zucken fliegt durch seinen Körper. Nein, dies war kein Traum! Ein Mann war hier im Zimmer gewesen, der hatte ein Telegramm gebracht. Er selbst hält es ja hier in seiner rechten Hand.

Und abermals zuckt er zusammen.

„Komm! komm!" murmelt er fast unhörbar. „Du bist ein verständiger alter Mann und hast deine Sinne in Ordnung. Mach's auf! und lies es mir!"

Er hat Christian, der herangetreten ist, das zusammengefaltete Blatt hingereicht, und Christian es mechanisch entgegengenommen, sich in seiner Angst erst jetzt darauf besinnend, daß seine Brille oben auf dem Tischchen an seinem Bette liegt und daß er ohne Brille nicht lesen kann.

Er stammelt es durch die bebenden Lippen. Roderich streicht sich über die Stirn.

Der Alte hat recht. Es wäre auch grausam, von dem treuen Menschen zu verlangen, daß er seinem Herrn das Todesurteil vorlesen soll.

„Gieb!"

Er nimmt dem Alten die Depesche ab und will sie öffnen. Die zuckenden Hände versagen den Dienst. In dem Augenblick erlischt die Lampe, die während der letzten Minuten nur noch einen trüben Schein um sich gebreitet hat.

„Ich will ein Licht holen," sagt Christian. „Ich habe ins auf dem Flur."

„Es ist nicht nötig. Nimm's und leuchte dir wieder damit hinauf. Brauchst auch hier keines anzuzünden — das Feuer brennt hell genug. Ich finde dabei schon zu Bett. Die Depesche kann ich zur Not auch noch lesen. Es ist nichts Wichtiges — von Herrn von Massow. Er wird sich für einen der nächsten Tage anmelden — schrieb er mir schon in dem letzten Briefe. Du kannst morgen das Zimmer auf dem anderen Giebel zurechtmachen. Er wird gern vorlieb nehmen. Wieviel Uhr haben wir? Halb vier? So

spät schon? Nun, Alter, mach, daß du zu Bett kommst! Ich bin zum Umfallen müde. Gute Nacht! Und laß mich morgen ausschlafen! Ich hab's wirklich nötig. Gute Nacht!"

Er hat Christian die Linke gereicht, während er die Rechte, in der er noch die Depesche hält, an den zum Gähnen verzogenen Mund führt. Der Alte ist beruhigt. Der gnädige Herr hat wieder einmal eine zu große Portion von dem Gift genommen gehabt; aber die schlimme Wirkung ist vorüber. Er spricht jetzt ganz vernünftig und hat auch wieder sein gewöhnliches Aussehen.

„Aber der gnädige Herr legen sich auch wirklich gleich hin?"

„Ja, ja!"

Es hat etwas ungeduldig geklungen. Der Alte wagt nicht länger zu zögern. Er wirft nur noch einen Blick auf das Feuer im Kamin: es brennt wirklich hell genug; bei seinem Schein kann er ganz gut in sein Bett nebenan finden.

Er ist gegangen.

Roderich starrt nach der Thür, die sich hinter dem Alten geschlossen: die Thür, in der sie erschienen ist, ihm ihren Tod zu verkünden. Es war eine Hallucination — natürlich! in der Konsequenz der Träume, die er in dem Morphiumrausch geträumt. Und die so viel konsequenter gewesen sind als sein waches Denken. Hätte er ihr Bild und Wesen sich nur einmal im Wachen so deutlich machen können wie jetzt im Traum, er würde gewußt haben, daß sie sterben mußte; daß sie weder auf ihr Recht, sich dem geliebten Mann ganz zu eignen, verzichten, noch bei dem Greise von seiner alles verzeihenden Gnade weiter leben konnte, in dem Bewußtsein ihrer Schuld, mit dem Zeugen ihrer Schuld unter dem Herzen, in dem Verdacht ihrer Schuld, der sich in dem finsteren Gemüt der gräflichen Schwester schon zu regen begonnen hatte und nun so weiter um sie her in der Gesellschaft zischeln und höhnen würde. Gemeine Seelen mochten so weiter leben; sie konnte es nicht und — sie mußte sterben.

Er hat sich wieder in den Lehnstuhl am Kaminfeuer geworfen und öffnet die Depesche mit fester Hand: „Es ist besser, du erfährst es gleich und durch mich. Die Gräfin ist heute abend zehn Uhr am Herzschlag sanft verschieden. Geheimerat Herzinger brachte die Nachricht selbst in den Klub. Er fürchtet für das Leben des Grafen. Ich beschwöre dich: nimm deine ganze Kraft zusammen! Ich reise morgen früh mit dem ersten Zuge und bin in der Nacht drei Uhr bei dir."

Er läßt das Blatt auf die flammenden Scheite fallen, von denen alsbald ein paar graue Aschenfähnchen in den Schlot emporwirbeln. Ein schmerzlich lautes Stöhnen kommt aus seiner Brust. Der Hund, der ruhig geschlafen hat, hebt den Kopf und blickt ihn fragend an.

„Ja, du gutes Tier, so sieht ein Mörder aus. Einer, der aus wahnsinniger Leidenschaft ein holdes Weib gemordet hat, dem er nicht wert war, auch nur an den Saum ihres Kleides zu rühren. Und siehst du, wenn das nun so weiter auf meiner Seele brennen sollte, so wäre mein Leben elender als das des elendesten Hundes. Verdient hätt ich's ja. Aber dazu hat sie mich denn doch zu lieb gehabt und hat sicher gewußt, daß ich's thun würde, und so darf ich es thun. Du wirst ein bißchen erschrecken, aber du bist ein gutes dummes Tier und wirst dann ruhig weiter schlafen. Der Alte oben! Er wird's nicht hören vor dem Spektakel da draußen, oder denken, es ist ein morscher Ast vom Baum geschlagen. Es stimmt ja auch; nur daß es einer vom Baum der Menschheit ist. Der hat keinen Teil mehr an dem dürren Ast und der dürre Ast nicht an ihm. So denn: weg damit." —

Der alte Christian hatte es nicht gehört vor dem Sausen und Heulen des Sturmes um sein Giebelzimmer und dem Klappern der Ziegel auf dem Dache. Aber nach einem kurzen Morgenschlummer hatte ihn doch die Sorge um den Herrn geweckt. Er war auf leisen Sohlen die Treppe hinabgeschlichen und hatte sich über das laute Knarren von ein paar Stufen geärgert. Denn in dem Hause war es totenstill und draußen auch: der Sturm mußte sich in den paar Stündchen, die er geschlafen haben mochte, völlig gelegt haben, und der Herr, wenn er nicht gerade das Teufelszeug im Leibe hatte, schlief, seitdem er von der Unglücksreise zurück war, so erbärmlich, daß man es schon gar nicht mehr schlafen nennen konnte.

Damit hatte er denn ganz sacht die Thür zum Wohnzimmer halb geöffnet. Ob er sich's nicht gedacht! Er war wieder einmal nicht zu Bett gegangen! Da saß er noch in dem Lehnstuhl am Kamin, in dem doch sicher die letzte Kohle jetzt längst erloschen war, während das blasse Morgenlicht schon durch die Fensterthür dämmerte!

Der Hund am Kamin richtet sich auf, krümmt den Rücken, streckt sich, wedelt mit dem langen Schweif, kommt an die Thür, beschnuppert den Alten und kehrt dann wieder zu dem Schlafenden zurück, dem er die herabhängende Hand leckt.

„Ja, ja!" brummt der Alte; „wir müssen ihn aufwecken. Er erkältet sich ja auf den Tod."

Er tritt vollends ein und an den Schlafenden heran, der, den Kopf vornübergeneigt, dasitzt.

„Herr Bar—"

Das Wort stockt ihm in der Kehle. Das Gesicht ist so grausam bleich, und die halbgeschlossenen Lider heben sich nicht, trotzdem der Hund plötzlich jämmerlich zu winseln beginnt.

Dem Alten schlottern die Knie; auf dem Kopfe sträubt sich ihm das bißchen graue Haar; er prallt entsetzt einen Schritt zurück. In dem Moment stößt sein Fuß an etwas, das unter der herabhängenden Hand auf dem kleinen Teppich gelegen und das ihm der Karo bis jetzt verdeckt hat: eine Pistole von den beiden über dem Sofa an der Wand, wo jetzt nur noch die andere hängt, wie er sich mit einem irren, rat- und hilflosen Blick überzeugt.

Als ob es hier noch etwas zu raten gäbe! hier noch zu helfen wäre!

Der Alte hat schon dem gnädigen Herrn weiland die Augen zugedrückt; jetzt muß er auch dem Sohne den letzten Liebesdienst thun. Dann faltet er die welken Hände und beginnt das Vaterunser zu murmeln.

Als er zu dem „Und vergieb uns unsere Schuld" gekommen ist, kann er nicht weiter. Es ist, als wolle er den Herrn anklagen. Dazu hat er kein Recht — er nicht, der alte Diener nicht — einen so lieben, so gütigen Herrn, der immer ein Herz gehabt hat für die Unglücklichen und selber nun zuletzt so grenzenlos unglücklich hat werden müssen.

Er sinkt in die Knie und drückt sein Gesicht auf die bleiche kalte Hand, die im Schoß des Toten liegt.

Dann erhebt er sich mühsam und tritt an den Tisch, auf dem er schon gestern abend einen großen weißen Bogen Papier hat liegen sehen. Gewiß hat der Herr, ehe er's that, einen letzten Befehl darauf geschrieben.

Er nimmt das Blatt auf; aber, ob er es gleich in Armeslänge von sich hält, er kann von den durcheinandergewirrten Worten keins entziffern.

Und das eine, mit großen lateinischen Buchstaben an den Kopf des Bogens geschriebene, das er endlich mühsam zusammenbuchstabiert hat, versteht er nicht.





Tempelgebäude beim Palaste in Bangkok.

# Im Reiche des weißen Elefanten.

Von

**Otto E. Ehlers.**

II.

Beim Tiffin, das wir um zwei Uhr einzunehmen pflegten, fragte mich eines Tages mein liebenswürdiger Wirt, der englische Ministerresident, ob ich die Wat Chang bereits gesehen habe. Als ich verneinte, wurde mir der Vorschlag gemacht, gegen Abend einen Ausflug zu derselben zu unternehmen.

„Lieber Herr Minister," bat ich, „thun Sie mit mir, was Sie wollen, führen Sie mich in Cholera- und Pesthospitäler, wenn es sein muß, aber lassen Sie mich aus mit der Wat. Ich bin den Tempelschwindel satt, und wenn ich nur an eine Wat denke, so flimmert's mir bereits vor den Augen."

Aber kein Widerstreben half: mir wurde bedeutet, man müsse, wie in London die Pauls-Kathedrale und Westminster-Abtei, wie in Köln oder Mailand den Dom, so in Bangkok die verschiedenen berühmten Wats gesehen haben, bevor man sich mit anderen Sachen beschäftigen könne. Da die Fahrt dorthin außerdem im Boot unternommen werden sollte, dachte ich, die Mittel heiligten in diesem Falle den Zweck, und fügte mich in das über mich verhängte Schicksal. Um fünf Uhr bestiegen wir die mit vier, nach Matrosenart gekleideten siamesischen Ruderern bemannte Gondel des Ministers und glitten, da wir die Flut mit uns hatten, schnell stromauf.

Derjenige Teil der siamesischen Königsstadt, den wir bereits vom Lande aus er-

forscht haben, bietet zwar mannigfache Reize, aber wir sehen hier doch schließlich eine Stadt wie andere mehr im Orient; jener Stadtteil aber, den wir während einer Flußfahrt kennen lernen, das schwimmende Bangkok, ist etwas so Eigenartiges, wie wir es auf dem ganzen Erdball nicht wiederfinden. Auf einem mehrere Fuß dicken Bambusfloß, hier und da auch auf eisernen Pontons ruhend, reiht sich ein schwimmendes Haus an das andere; alle sind nach der Wasserseite zu offen, einerlei ob Wohnhäuser, Läden, Polizeistationen oder Zollbureaus, Restaurants oder Pfandleihhäuser, so daß man wie im Sampeng auch hier einen vollkommenen Einblick in das siamesische Familienleben gewinnt. Vor den als Wohnung oder Geschäftslokal dienenden Räumen befindet sich eine schmale Veranda, auf der selten einige Kübel mit Blumen oder Ziersträuchern, meist zur Gattung der Crotons gehörend, fehlen. Wie die Flöße, auf denen sie ruhen, sind auch die Häuser meist aus Bambus gebaut, nur die der wohlhabenderen Leute bestehen aus Teakholz. Giebeldächer aus Palmblattstreifen sind allgemein, und zwar haben alle größeren Häuser deren zwei, die miteinander parallel laufen.

Nicht nur an beiden Ufern des Menam, sondern auch an denen der rechts und links sich abzweigenden Kanäle sind Tausende und Abertausende dieser schwimmenden Wohnstätten verankert, und wenn ich annehme, daß etwa hunderttausend Menschen in Bangkok auf dem Wasser leben, so glaube ich eher eine zu niedrige als zu hohe Zahl gegriffen zu haben.

Unstreitig haben diese Wasserwohnungen ihre großen Vorzüge gegenüber den Häusern am Lande. Abgesehen von ihrer luftigen und daher gesünderen Lage, abgesehen von der Möglichkeit ihrer leichteren Sauberhaltung und der verringerten Feuersgefahr, bieten sie den unschätzbaren Vorteil, daß man, ohne die Wohnung zu wechseln, seinen Wohnort ändern kann, sobald einem die Nachbarschaft nicht mehr behagt. Man lichtet einfach die Anker, läßt sein Haus mit der Flut oder Ebbe stromauf bezw. stromab treiben und begiebt sich an einen anderen Platz.

Zur Vermittelung des Verkehrs in diesen schwimmenden Stadtteilen dienen Barken, Gondeln, winzige, einruderige Boote und neuerdings auch Dampfbarkassen, von denen mehrere Hundert auf dem Flusse gehalten werden, meist von reichen Siamesen, denen es nicht gelungen ist, ihr ganzes Geld am Spieltisch zu verlieren. Die Bewohner der sich gegenüber liegenden Häuser statten sich nicht selten schwimmend gegenseitig Besuche ab, auch sieht man die Kinder im Wasser spielen, genau wie sonstwo auf der Straße. Solange sie noch nicht schwimmen gelernt haben, bedienen sie sich eines Bambus, um sich über Wasser zu halten, auch werden den ganz Unbeholfenen Schwimmringe aus luftdicht verschlossenen Blechröhren unter den Armen befestigt. Gegen Abend plätschert die halbe Bevölkerung dieses schwimmenden Stadtteils in den schmutzigen Fluten des Menam herum, so daß man bei einer Flußfahrt die Empfindung hat, sich in einer meilenlangen Badeanstalt zu befinden. Zwischen den Plätschernden drängen sich Boote aller Art, vielfach gerudert von Weibern mit großen napfkuchenförmigen Palmblatthüten auf dem Kopfe. Jeden Augenblick prallen ein paar Boote aneinander, die hin und her huschenden, beständig pfeifenden winzigen Dampfboote rennen die ihnen nicht ausweichenden Fahrzeuge über den Haufen, und es ist ein wahres Wunder, daß in diesem Wirrwarr nicht täglich einige Dutzend Menschenleben zu Grunde gehen. In der Mitte des Flusses verankert liegen drei weiß angestrichene Kanonenboote der aus vierundsechzig Fahrzeugen einschließlich der Vergnügungsdampfer und Dampfbarkassen bestehenden königlichen Flotte; eine soeben einfahrende siamesische Dschunke feiert das Ereignis ihrer glücklichen Ankunft durch Gongschlagen und durch Abbrennen von Feuerwerk, sogenannten Crackers, ohne die eine chinesische Festlichkeit nicht denkbar ist und von denen allein in Bangkok jährlich für über 120000 Mark verpufft werden. Dieselben werden ebenso wie Opferpapiere und Räucherstäbe, die von den Chinesen in ihren Tempeln verbrannt werden, von Singapore oder Hongkong eingeführt, und zwar diese im Werte von etwa 100000, jene von 80000 Mark.

Auf dem Wasser zeigt sich der Siamese von seiner besten Seite, und man könnte, wenn man ihn nur von der Wasserseite

kennen lernt, sich leicht verführen lassen, anzunehmen, daß er sogar fleißig ist, während er thatsächlich mehr seinem Vergnügen als seinem Geschäfte nachgeht. Er rudert meist auch nur, weil er das Rudern nicht als Arbeit ansieht. Sobald er es aber als solche auffaßt, überläßt er die Sache seinen Weibern und sieht betelkauend zu, wie diese sich abmühen. In besagtem Falle führt jedoch die Siamesin nicht das Ruder, sondern auch das Wort, und wem es gelüsten sollte, ihre Redegewandtheit auf die Probe zu stellen, der versuche nur einmal, ihr mit seinem Boote in die Quere zu kommen. Das Berliner Marktweib ist ein Fisch im Vergleich zur Siamesin, wenn es sich ums Schimpfen handelt, im übrigen aber ist die Siamesin ungleich liebenswürdiger.

Im Hintergrunde der schwimmenden Häuserreihen erheben Areka- und Kokospalmen stolz ihre Kronen, Laubbäume aller Schattierungen grüßen uns aus den bis zum Fluß herantretenden Gärten der Prinzen und Großen des Landes; rechter Hand gewahren wir zwei prächtige Gebäude europäischen Stiles, die uns als Schulen bezeichnet werden, die beide dem Andenken einer vor fünfzehn Jahren ertrunkenen Lieblingsgattin des Königs, Sunandalaya mit Namen, errichtet sind. Die betreffende Dame hatte das Unglück, beim Besteigen eines Bootes ins Wasser zu fallen und ihren Tod in den Fluten zu finden, da es niemand wagte, eine so geheiligte Person wie eine Gattin des Königs zu berühren, sie selber wahrscheinlich des Schwimmens unkundig war und ihr Gatte, der sie nicht nur besehen, sondern auch anfassen durfte, erst erschien, als der Menam sein Opfer bereits verschlungen hatte.

Weiter stromauf gelangen wir zu den königlichen Palastbauten, deren gehörnte Giebeldächer und zahllose Pagoden im Abendlichte funkeln. Die siamesischen Pagoden unterscheiden sich von den burmesischen dadurch, daß ihnen der jede burmesische Pagode krönende „Ti“ fehlt, ein meist aus durchbrochenem Schmiedeeisenwerk hergestellter, reich vergoldeter und nicht selten edelsteinbesetzter Aufsatz in Form eines Schirmes, wie ihn auch die berühmte goldene Pagode zu Rangun in Burma zeigt, sowie durch ihre ungleich schlankere Bauart.

Siamesische Pagoden haben ungefähr die Form der jedermann bekannten kegelförmigen, langhalsigen Ölkännchen, die den Nähmaschinen beigegeben werden; manche von ihnen enden in nahezu nadelförmigen Spitzen. Man findet sie nicht nur in den Höfen der Tempel, sondern auch unabhängig von diesen zu vielen Tausenden über das ganze Land verstreut, da es als ein verdienstliches Werk gilt und infolgedessen auch für jeden vermögenden Mann zum guten Ton gehört, zu Ehren Buddhas eine Pagode zu errichten. Wie viele ihrer in Bangkok zu finden sind, weiß niemand, und bis heute ist daher die Frage, ob es in der Stadt mehr Pfandleihhäuser oder Pagoden giebt, noch eine unentschiedene. Ohne sonderliche Anstrengung unserer vier Ruderer gleiten wir weiter, die schwimmende Stadt hinter uns lassend. Endlich kommt Wat Chang in Sicht, die mit ihren vom Purpur der untergehenden Sonne übergossenen Pagoden wirklich einen großartigen Anblick gewährt. Mein Wirt hat recht gehabt mit seiner Behauptung, daß man Wat Chang gesehen haben muß, bevor man den Entschluß faßt, mit den Tempelbesichtigungen ein Ende zu machen; aber man darf sich nicht mit der Besichtigung vom Flusse aus begnügen, da man dann nur ergriffen sein wird von der Pracht der scheinbar aus dem kostbarsten Mosaik zusammengefügten Pagoden, während sich bei näherer Besichtigung die Ergriffenheit in ein Gefühl der Überraschung darüber verwandelt, mit welchen Mitteln hier eine so wunderbare Wirkung erzielt worden ist. Vermittels einer Bambusleiter und eines elenden Holzsteges klettern wir ans Ufer, wo wir unter schattenspendenden Pichulbäumen (ficus religiosa) neben allen möglichen phantastischen Tiergestalten auch zwei in Stein gehauene riesenhafte Thorwächter in der Uniform unserer Landwehrmänner aus den Freiheitskriegen, Grotten, künstliche Felspartien und sonstige Gebilde von Menschenhand bewundern können, bevor wir die inneren Tempelanlagen betreten.

Durch ein wahres Labyrinth von Gängen, Priesterwohnungen, Hallen und Gärten kommen wir schließlich in einen rings von Gebäuden eingeschlossenen Hof von quadratischer Form. In der Mitte desselben erhebt sich

eine achtkantige, sich in vielen Abstufungen nach oben verjüngende, von schlanker, kegelförmiger Spitze gekrönte Pyramide von zwei- in allen Farben des Regenbogens bedeckt, und man hat vor sich die Pagoden der Wat Chang nicht als das, was sie vom Flusse



Tempelturm in Bangkok.

hundert Fuß Höhe. Diese fünf gemauerten Riesenkegel denke man sich nun von oben bis unten mit Muscheln und Scherben zerschlagener Teller, Tassen, Schüsseln und Schalen aus zu sein scheinen, sondern als das, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich Denkmäler der zerbrecherischen Thätigkeit Tausender siamesischer Dienstboten.

Die mit so eigenartigen Mitteln erzielte Wirkung ist eine in jeder Beziehung großartige, und man kann, nachdem man Wat Chang gesehen hat, nur bedauern, daß bei uns das hier mit so wunderbarem Erfolg zur Anwendung gebrachte Material durchweg vor die Säue geworfen wird.

Auf einer steilen und namentlich ihrer etwa achtzehn Zoll hohen Stufen wegen recht unbequemen Treppe kann man die große Pagode bis etwa zur halben Höhe besteigen und wird sich für seine Mühe durch einen Blick auf die Stadt und den Fluß reichlich belohnt sehen. Einen noch besseren Überblick über Bangkok und seine nächste Umgebung gewinnt man freilich von der Wat Sekket, der wir, da wir doch einmal auf der Tempelreise waren, noch selbigen Tages einen Besuch abstatteten.

Wir mußten zu diesem Zwecke wieder ans linke Flußufer hinüberrudern und dann dem Laufe eines schmalen, durch die zu beiden Seiten verankerten schwimmenden Häuser noch mehr beengten Kanals folgen.

Wat Sekket liegt auf dem Gipfel eines künstlichen Hügels, der, da er in verschiedenen Absätzen von Mauerwerken umschlossen ist, von weitem den Eindruck einer kleinen Feste macht. Auf breiten bequemen Steinstufen gelangt man zur Wat empor, erfrischt sich an einer köstlichen Brise, erfreut sich an dem wirklich herrlichen Rundblick und bedauert, daß dieses einzige luftig gelegene Gebäude Bangkoks ein Tempel und kein Restaurant ist, in dem man neben Brise und Aussicht auch noch andere gute Dinge genießen kann.

Am Fuße des Hügels liegt, von einer hohen Mauer umgeben, aber jedermann zugänglich, der Leichenverbrennungs- und Leichenverzehrungsplatz. Nervenschwache seien vor einem Besuche dieser schauerlichsten Stätte, die ich in meinem ganzen Leben gesehen habe, ausdrücklich gewarnt, und selbst Nervenstarken sei empfohlen, sich mit Eau de Cologne, Cigarren und einem Fläschchen Cognak auszurüsten, bevor sie ihre Schritte nach diesem Campo Santo lenken.

Wir gelangen durch das offenstehende Thor in einen vernachlässigten, aber darum nur um so stimmungsvolleren Tempelhain, über den die ersten düsteren Schatten der Nacht sanft ihre Schwingen breiten. Alles ist still ringsum, leise zittert das goldgrüne Blattgefieder eines Riesenbambus unter dem glühenden Kusse der Tropennacht, in Zickzacklinien huschen lautlos blaugrün leuchtende Insekten durch die Luft, selbst die Moskitos scheinen in diesem von den Siamesen so poetisch „Wald des ewigen Friedens“ genannten Hain den Atem anzuhalten.

Wir gehen weiter und kommen an einem unter Bäumen versteckten Tempelchen vorbei. Über uns tönt der schwere Flügelschlag eines Vogels; wir blicken empor und gewahren in den Baumkronen unförmliche schwarze Klumpen — Aasgeier, die nach üppigem Mahle der Ruhe pflegen. Durch Händeklatschen suchen wir sie zu erschrecken und zum Auffliegen zu bringen, aber sie verharren unbeweglich, denn der Mensch ist nicht das Wesen, das ihnen Furcht einjagt. Einige Schritte weiter und vor uns liegt ein freier Platz gleich einer Lichtung im Walde. Auf dem Boden stehen eiserne Roste mit Aschenresten. Auch hier herrscht tiefstes Schweigen; die Feuer sind erloschen, und nur aus einem der Aschenhäuflein steigt ein letztes weißes Rauchwölkchen auf.

Plötzlich ändert sich die Scene, mit der Ruhe des Friedhofs ist's vorbei, heulend stürzt sich ein Rudel räudiger abgemagerter Pariahunde aus einem Winkel hervor, uns entgegen, während gleichzeitig die zu Hunderten in den Bäumen und auf dem Tempeldache hockenden Geier ein heiseres Gekrächze anstimmen.

Vergeblich versuchen wir uns unserer Angreifer mit Drohungen und Stockhieben zu erwehren. Da gewahre ich vor mir am Boden einen schwarzen Gegenstand, den ich für ein angekohltes Holzstück halte, greife danach, erkenne es im selben Augenblick schaudernd als den halbverbrannten Beckenknochen eines Menschen und schleudere ihn mit aller Gewalt zwischen die kläffende Schar, die nach diesen und anderen wohlgezielten Würfen endlich das Feld räumt. Auf dem Platze selbst ist nichts anderes zu sehen als abgenagte, angekohlte oder bleichende Gebeine. Wir sind zu spät gekommen. Des Nachts wird auf dieser grausigen Stätte nicht gearbeitet.

Am folgenden Morgen erschien mein lie-

benswürdiger, mir vom Prinzen Damrong zuerteilter Edelmann, um mich zu einer Besichtigung des Gefängnisses zu begleiten, zu der ich nach vielen Schwierigkeiten die Erlaubnis erhalten hatte.

Nach halbstündiger Fahrt mit flottem Zweigespann hielten wir vor dem von Soldaten bewachten Thore des erst vor fünfzehn Monaten den geehrten Herren und Damen der Verbrecherwelt von außen geöffneten, von innen aber verschlossenen Etablissements.

Bevor diese nach europäischem Muster mit allem Komfort der Neuzeit ausgerüstete Anstalt dem Verkehr übergeben wurde, soll das Gefängnis der Königsstadt am Menam — allerdings auch nur nach abendländischen Begriffen — für die armen Verbrecher eine Hölle auf Erden gewesen sein, und lediglich den absprechenden Urteilen, die in der europäischen Presse über die Behandlung der Gefangenen in Siam gefällt wurden, verdankt der neue Verbrecherpalast sein Dasein. Wie wenig den Herren Gefangenen mit dieser Anteilnahme der occidentalen Humanitätssimpler gedient war, erhellt daraus, daß sie sich nicht nur einer Überführung aus ihren Schmutzlöchern in ihr neues prächtiges Heim energisch widersetzten, sondern auch seit der Übersiedlung verschiedentlich revoltiert haben, was früher nie vorgekommen sein soll.

Ihnen lag nichts daran, als einzige Siamesen filtriertes Wasser zu trinken, nichts an regelmäßiger Nahrung, luftigen Schlafsälen, ärztlicher Aufsicht, Badeanstalten und Bekleidung auf Staatskosten, solange von ihnen gleichzeitig regelmäßige Arbeit verlangt wurde. Bisher hatten sie, wenn auch in Ketten, im Freien bei sogenannten öffentlichen Arbeiten um die Wette mit freien Leuten faulenzen und mit ihren Freunden und Verwandten verkehren können. Das war jetzt alles anders geworden; sie saßen, wenn auch in ungewohnter Bequemlichkeit, so doch abgeschieden von der Bevölkerung hinter Schloß und Riegel, und was das schlimmste war, man mutete ihnen zu, von morgens früh bis abends spät zu arbeiten, wie sie es sonst nur von Chinesen gesehen hatten.

Im Hofe wurde ich von den höheren Gefängnisbeamten und einem Bruder des Königs (Seine Majestät hatte nicht weniger als dreiundsiebzig Geschwister), den mir mein junger Führer als Lordmayor der Residenzstadt vorstellte, bewillkommnet und dann durch sämtliche Räume und Höfe der Anstalt geleitet. Nach dem mir überreichten Rapport befanden sich 1169 Männer und acht Weiber in Gefangenschaft, die meisten wegen Diebstahls. Das Lazarett, in dem vier siamesische Ärzte unter Aufsicht des europäischen Leibarztes Seiner Majestät beschäftigt sind, war mit neunundzwanzig Kranken männlichen Geschlechts belegt. In großen, offenen Schuppen wurden die Leute mit Korbflechten, dem Polieren messingener Speiseschalen, dem Anfertigen kleiner Boot- und Hausmodelle, sowie mit Gold- und Silberarbeiten beschäftigt. In den Schmieden, Tischlereien, Schneiderwerkstätten und der Waschanstalt sah ich ausschließlich Chinesen. Alles war leidlich sauber gehalten und zweckmäßig eingerichtet. In den Schlafsälen hing über dem Bette jedes Sträflings ein Fächer, allen Leuten wurde morgens und abends Gelegenheit zum Baden gegeben, und die ihnen täglich in drei Mahlzeiten gereichte Kost, Reis mit Curry, ist reichlich und schmackhaft. Die Kosten für den Unterhalt gab man mir auf acht Abd (gleich fünfundzwanzig Pfennigen) pro Tag und Kopf an. Beim Abschiede wurde ich ersucht — ich glaube als erster — meinen Namen und einige Worte meiner Befriedigung über das Gesehene in ein dickleibiges Buch einzutragen, und dann von dem Direktor zu einem außerhalb des Gefängnisses gelegenen Magazin geleitet, wo ich namentlich von den mir vorgelegten hübschen Erzeugnissen der Korbflechterei eine ganze Sammlung erstand. Auf meine Frage, ob viele Hinrichtungen in Bangkok vorkämen, erzählte mir der Direktor, daß der König die zum Tode Verurteilten in den meisten Fällen begnadige, und Enthauptungen, die früher in Siam jährlich zu Hunderten vorgekommen seien, neuerdings zu den Seltenheiten gehören.

Der Dolmetscher unserer Ministerresidentur, Herr Trinkaus, der vor einigen Jahren Zeuge einer Hinrichtung in Bangkok war, erzählte mir Folgendes:

Jeder zum Tode Verurteilte erhält, bevor er enthauptet wird, neunzig Stockhiebe aufgezählt, davon eine größere Anzahl, bevor

er das Gefängnis verläßt, den Rest auf dem Richtplatze selbst. Zu diesem, einem Felde außerhalb der Stadt, marschiert er zu Fuß mit einem einer Leiter ähnlichen Joche auf den Schultern, schwere Ketten an den Beinen schleppend und einen Blumenstrauß in den gefesselten Händen haltend, unter militärischer Bedeckung. Nachdem er den Rest der neunzig Hiebe erhalten hat und ihm das Holzjoch abgenommen worden ist, erscheinen die beiden in einen blutroten Trikotanzug gekleideten Scharfrichter und bitten den Delinquenten, während demselben stark mit Opium versetzter Thee gereicht wird, um Vergebung, daß sie, dem Willen des Monarchen gehorchend, ihres Amtes zu walten und ihm den Kopf abzuschlagen genötigt seien. Der vom Opium in kürzester Zeit stark berauschte Todeskandidat wird dann in kniender Stellung, mit auf den Rücken gelegten Händen, an ein zuvor errichtetes niedriges Holzkreuz gebunden, die Ohren werden ihm mit Lehm verstrichen, damit er nicht hören kann, was um ihn her vorgeht; die Augen zu schließen, bleibt ihm selber überlassen. Die für das Schwert am besten sich eignende Stelle im Genick des armen Sünders wird durch Betasten festgestellt und mit einem Kreidestrich markiert.

Sind diese Vorbereitungen beendet, so ergreifen die Scharfrichter ihre Schwerter und führen hinter dem Rücken des Verurteilten einen grotesken Tanz auf, der damit enden soll, daß einer der Tänzer im Tanze seinem Opfer mit einem wohlgezielten Hiebe den Kopf vom Rumpfe trennt. Heutzutage, wo das Köpfen nur selten vorkommt, fehlt es begreiflicherweise den Scharfrichtern an der zu einem solchen Tanze nötigen Übung, so daß nicht selten der zweite Scherge die Arbeit, die der erste begonnen hat, vollenden muß.

Zur bequemeren Loslösung der um die Knöchel geschmiedeten Ketten werden dem Leichnam die Füße abgehackt. Der Kopf des Enthaupteten wird schließlich auf einen in den Boden geschlagenen Bambuspfahl gesteckt, der Kadaver daneben gelegt, um mit dem Kopfe zusammen nach drei Tagen eingescharrt zu werden.

Auf der Rückfahrt zur englischen Ministerresidentur überholten wir kurz vor dem Eingange zum „Walde des ewigen Friedens“ vier mit Ketten beschwerte Sträflinge, die auf einem Bambusgerüst die Leiche eines soeben verstorbenen Kameraden trugen. Ich ließ unseren Wagen halten, und als ich sah, daß der kleine Zug in das offenstehende Thor einbog, um der Stätte zuzustreben, die ich am vergangenen Abend, mit Entsetzen erfüllt, verlassen hatte, konnte ich der Versuchung, den Leuten zu folgen, nicht widerstehen und schloß mich mit meinem Begleiter dem Zuge an.

Kurz darauf standen wir auf dem Verbrennungsplatze, auf dem zwei bereits halb niedergebrannte Scheiterhaufen in Flammen standen. Mit den Einzelheiten des nun folgenden scheußlichen Schauspiels will ich den Leser verschonen.

Mein siamesischer Begleiter, der Ähnliches in seinem Leben nicht gesehen hatte, war von der ganzen Scene so überwältigt, daß ich es im Interesse seines Wohlbefindens für geraten hielt, einen kleinen Rundgang durch die Anlagen anzutreten. Kaum sahen die zwischen den Scheiterhaufen unbekümmert spielenden Kinder uns fortgehen, als zwei derselben uns nacheilten und wohlerhaltene gebleichte Menschenschädel als Erinnerungszeichen zum Kauf anboten, genau wie die Kinder in der Schweiz den Reisenden mit Edelweiß zu verfolgen pflegen.

Wir besichtigten nun die unter hohen Schuppen stehenden gemauerten Verbrennungsherde der reicheren Leute. Diesen Stätten unmittelbar gegenüber liegt ein Theater, in dem während der Verbrennungsfeierlichkeit auf Kosten der Hinterbliebenen lustige Stücke aufgeführt werden. Die ganze Anlage machte einen recht ärmlichen und verwahrlosten Eindruck, da zufällig weder eine Verbrennung stattgefunden hatte noch vorbereitet wurde. Anderenfalls würde die Schäbigkeit der Baulichkeiten durch Gold- und Silberflitter, Blumenschmuck und sonstigen Firlefanz gänzlich verdeckt gewesen sein; denn der reiche Siamese läßt sich eine Leichenverbrennung etwas kosten, und die Verbrennungsfeierlichkeiten für verstorbene Mitglieder des Königshauses verschlingen sogar jährlich viele Hunderttausende. Übrigens wird nicht für jede einzelne Prinzen- oder Prinzessinleiche eine besondere Verbrennungsfestlichkeit veranstal-

tet, vielmehr wartet man, bis man mehrere Leichen beisammen hat, so daß es keine Seltenheit ist, daß zwischen dem Todes- und Verbrennungstage ein Zeitraum von mehr als einem halben Jahre liegt.

Leichenverbrennung ist in Siam die allgemeine Art der Bestattung; da jedoch die ärmeren Leute nicht in der Lage sind, selbst den billigsten Satz von fünf Tikal (gleich zehn Mark) für eine regelrechte Verbrennung



Goldene Pagode in Rangun.

zu zahlen, so lassen sie, um Holz zu sparen, den Leichen das Fleisch von Geiern und Hunden abfressen und verbrennen nur die Knochen, und auch diese nur teilweise.

Die in Burma beobachtete Verbrennungsart der höheren Priester (Pungi), deren Leichen man in einen Sarg legt, welcher, im Inneren eines aus Bambus und Papier hergestellten Riesenelefanten, durch Raketen in Brand geschossen wird, kommt hier nicht vor.

Als wir beim Verlassen der Anlage nochmals am Verbrennungsplatze vorbeikamen,

wurde wieder eine Leiche herangebracht; ein halb verbranntes Skelett ragte aus der Asche des vorhin angezündeten Scheiterhaufens hervor, und zwischen den einer neuen Mahlzeit harrenden Geiern vergnügten nackte Kinder sich damit, sich tot zu stellen und zu versuchen, die sich auf diese Weise getäuscht auf sie niederlassenden Vögel zu greifen.

Eine grausige Stätte fürwahr, aber eine Stätte, die in ihrer Art interessant ist wie wenige in der Welt!

Mein junger Begleiter war ganz außer sich über das Erlebte. Er meinte, er habe bisher keine Ahnung davon gehabt, daß solche Scheußlichkeiten in Bangkok vorkämen, und erklärte, ich sei sicherlich der letzte Europäer, der im „Walde des ewigen Friedens" Ähnliches gesehen habe; denn derartige Zustände seien eine Schande für das Land, und Prinz Damrong, dem er die Sache erzählen wolle, werde schon dafür Sorge tragen, daß dieser barbarischen Leichenbestattung ein Ende gemacht werde. Voyons!

Thatsache ist, daß die wenigsten Siamesen jemals mit eigenen Augen gesehen haben, was in dem Hain der Wat Sekket vorgeht, daß dagegen kein nach Bangkok kommender Europäer der Versuchung, sich hier einmal gründlich den Appetit zu verderben, widerstehen kann. Niemand ist gezwungen, den geschilderten Greueln beizuwohnen, und es liegt daher durchaus kein Grund vor, aus Rücksicht auf die Nerven weniger Reisender hier die Thore zu schließen. Die lediglich aus Gruselbedürfnis hierher gehenden Europäer machen sich lächerlich, wenn sie hinterher der siamesischen Regierung einen Vorwurf daraus machen, daß dieselbe ihnen überhaupt die Möglichkeit bietet, Dinge zu sehen, wie sie allerdings schauerlicher nirgend in der Welt dem Menschenauge geboten werden.

Mit Dunkelwerden kamen wir todmüde von der Hitze und von den Anstrengungen des Tages nach Hause.

Schon in aller Frühe des folgenden Morgens machte mir mein junger Edelmann wieder seine Aufwartung.

„Guten Morgen, Baron! Was giebt's Neues?"

„O, ich komme nur, Sie zu einer Besichtigung der Wat Poh abzuholen."

„Aber ich habe ja schon alle sehenswerten Wats abgethan: Wat Chang, Wat Sekket, Wat Prakeo und weiß der Himmel was für Wats sonst noch."

„Ja, aber die Wat Poh müssen Sie unter allen Umständen besuchen, da sie die sehenswerteste von allen Tempelanlagen Bangkoks, die größte und reichste des ganzen Königreiches ist. Sie werden dort den berühmten schlafenden Buddha von hundertsechzig Fuß Länge sehen." (Als ob die Buddhas, die ich gesehen hatte, nicht lang genug gewesen wären!)

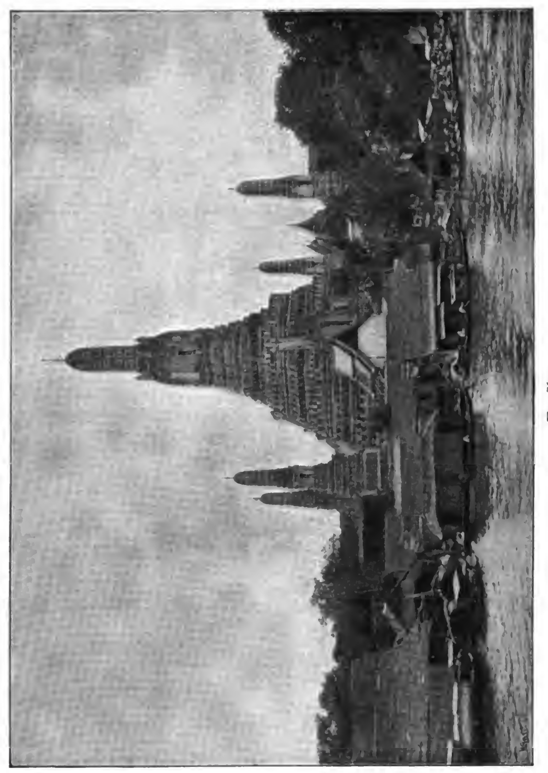
„Nun," stöhnte ich, „wenn es durchaus sein muß, dann lassen Sie uns ohne Zeitverlust aufbrechen, denn ein Sonnenstich ist mir Ihr Buddha nicht wert, und wenn er selbst sechzehnhundert Fuß lang wäre. Kommen Sie!"

Nach kurzer Fahrt hielten wir vor dem Thore der Wat und traten durch dasselbe in einen weiten Hofraum; diesen durchschreitend, erreichten wir einen zweiten Hof, dann einen dritten mit umlaufenden Gängen, in denen zusammen gegen neunhundert mit übergeschlagenen Beinen dasitzende vergoldete Buddhas in dreifacher Lebensgröße an den Wänden entlang aufgestellt sind. Gezählt habe ich sie nicht und interessiert haben sie mich auch nicht, da sie einander glichen wie ein Ei dem anderen und da ich schon mehrere Tausend gleich langweiliger Figuren in den anderen Wats gesehen hatte.

Dagegen entdeckte ich in einem kleinen Tempel eine mir in ihrer Form neue Darstellung Buddhas. Der vergoldete Heilige sitzt hier auf einer silbernen, stellenweise vergoldeten, vierfach aufgeringelten Schlange, die sich hinter ihm aufrichtet und sein Haupt mit ihren sieben Köpfen beschirmt. Das ganze Bildwerk ist etwa sechzehn Fuß hoch und wird von einem hinter ihm stehenden künstlichen Baume beschattet.

In den verschiedenen, durchweg mit Steinplatten gepflasterten Tempelhöfen — es sind ihrer so viele, daß man ohne einen Führer das Hauptthor nur durch Zufall wieder erreicht — finden wir mehrere Hundert Pagoden in allen Farben und Formen, phantastische Ungetüme aus Stein und glasiertem Thon, Fischteiche, Bäume, Sträucher und Blumenbeete. Das Ganze ist für siamesische,

überhaupt für orientalische Verhältnisse vortrefflich gehalten, und läge die Wat Poh in einer gemäßigten Zone, sagen wir z. B. neben dem Ausstellungspark in Moabit, so würde langen schlafenden Buddha links liegen lassen, wenn mein Begleiter mich nicht daran erinnert hätte, daß wir überhaupt jener Statue wegen nach Wat Poh gekommen waren.



Wat Chang.

ich ihr sicher mehrere stundenlange Besuche abstatten; so aber eilte ich, wie von Furien gejagt, an all diesen teils wunderlichen, teils schönen Bauwerken und sonstigen Schätzen vorüber und hätte (fast schäme ich mich, es einzugestehen) sogar den hundertsechzig Fuß

Das Riesenbild, welches den Heiligen liegend, das Haupt auf die rechte Hand gestützt, darstellt, ist in einer von vierundzwanzig vierkantigen buntbemalten Säulen getragenen Halle untergebracht, in die vier Doppelthüren aus Ebenholz mit Perlmutter-

einlage führen. Diese Thüren ebenso wie die Perlmuttereinlagen in den über siebzehn Fuß langen und entsprechend breiten Fußsohlen Buddhas, mit Scenen aus dem Leben des Heiligen, sind Kunstwerke allerersten Ranges, wie sie leider heutzutage nicht mehr in Siam hergestellt werden, ebensowenig wie in Anam oder Tonking, wo noch bis vor zwanzig Jahren die Inkrustierkunst in höchster Blüte stand. In den letztgenannten Ländern ist diese Kunst heute zum Handwerk herabgesunken, in Siam aber fast gänzlich erloschen.

Ich hatte mir — um die Wahrheit zu sagen — vorgenommen, mir von dem langen Buddha in keiner Weise imponieren zu lassen; als ich aber jetzt, nachdem die Tempeldiener gegen ein kleines Geldgeschenk sämtliche vier Thüren geöffnet hatten, dieses enorme Bauwerk im Dämmerlichte vor mir sah, einem goldenen Kolosse gleich, da kam doch wider Willen eine ganz eigenartige Stimmung über mich, und es war mir, als ob aus einem der hinteren Winkel der Kommandoruf ertönte: „Helm ab zum Gebet!"

Es ist nun einmal nicht anders: der Mensch — und mag er noch so kritisch beanlagt sein — läßt sich immer und immer wieder von dem Ungewöhnlichen beeinflussen, und wenn das Ungewöhnliche auch nur in den Dimensionen liegt. Es ist überall dasselbe, bei den Pyramiden, beim Eiffelturm und beim schlafenden Buddha der Wat Poh.

Wenn ich die Statue vorhin ein „Bauwerk" nannte, so treffe ich damit thatsächlich das Richtige, denn die ganze Figur ist aus Ziegelsteinen aufgebaut und mit einer Kalkschicht überzogen. Um diese Kalkschicht legt sich ein dicker Mantel von Laoslack, dieser erst dient dann der ungewöhnlich starken Vergoldung als Unterlage, die ganz ungeheure Summen gekostet haben muß.

Später unternahmen wir eine Fahrt auf dem Menam im Boote. Die uns rudernden Siamesen empfahlen uns unterwegs angelegentlich den Besuch eines hauptsächlich von Chinesen besuchten Tempels, der Wat Kalaya. Ihrem Drängen nachgebend, landeten wir an der zur Wat führenden Treppe, fanden aber außer einem riesenhaften vergoldeten aufrechtsitzenden Buddha nichts Sehenswertes im Inneren des Tempels. Unsere Bootsleute, die uns gefolgt waren, schienen freilich auch weder aus Frömmigkeit noch aus Bewunderungstrieb gekommen zu sein, denn ohne sich irgendwie um den goldenen Buddha zu kümmern, ergriffen sie einen auf dem Altar aufgestellten Bambusbecher, in dem die Würfel durch etwa ein Dutzend Holzstäbchen mit in Punkten aufgezeichneten Zahlen ersetzt waren, schütteten die Stäbchen durcheinander und zogen je eins derselben, um nachher, wie sie uns sagten, auf die gezogene Nummer in einem der Spielhäuser zu setzen.

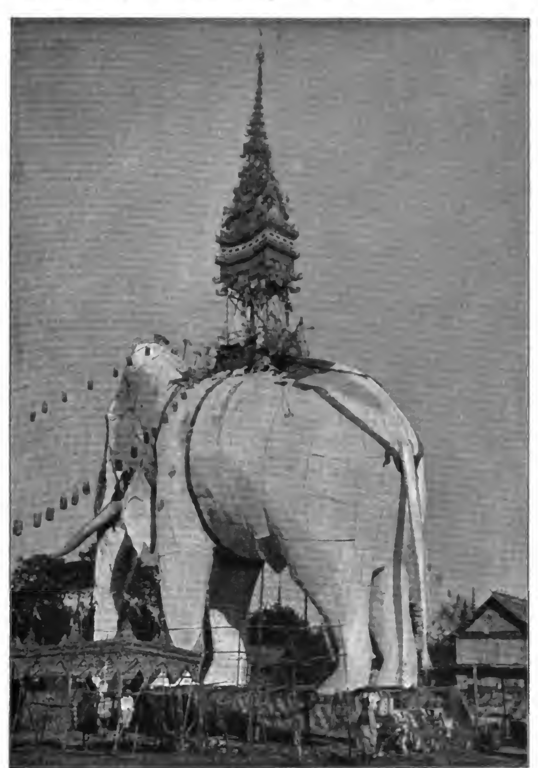
Einen der letzten Abende in Bangkok hatte ich mir für den Besuch einer Vorstellung im Prinzen-Theater frei gehalten.

Eine Theatervorstellung in Siam beginnt in der Regel um sieben Uhr abends und erreicht gegen zwei Uhr morgens ihr Ende. Man kann sich daher denken, welch angenehme Nachbarschaft solch ein siamesischer Musentempel bildet. Zum Segen der Nachbarn stehen die Pforten desselben nur während der Hälfte des Monats offen, denn es wird nur an den sieben Abenden vor und den sieben Abenden nach Vollmond gespielt. Lacon Phya Ma Hin — unter diesem Namen ist das Theater den Eingeborenen bekannt — ist für die Besucher sowohl von der Fluß- wie von der Landseite erreichbar. Wählt man, wie wir es thaten, den Landweg, so gelangt man durch das Thor einer Mauer in einen von Verkaufsständen und allerhand schmutzigen Gebäuden beengten Hof. Zwischen Schränken, Cigarrenläden und chinesischen wie siamesischen Garküchen sich hindurchdrängend, steht man endlich vor dem Theater, das hier gekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge zwischen ungezählten Buden mit flackernden und qualmenden Öl- und Petroleumlampen mir nicht gerade der Idealbau für eine Feuerversicherungsgesellschaft zu sein scheint.

„Ei, ei!" sagte ich zu meinem Begleiter, auf eine leiterähnliche, schmale, an der Außenwand des Theaters angebrachte Stiege deutend, „also eine Nottreppe haben Sie doch auch schon. Man sieht hier wieder einmal, daß in Bangkok nach berühmten Mustern gearbeitet wird."

„Was glauben Sie? Eine Nottreppe? Die Stiege, die Sie hier sehen, ist überhaupt

die einzige, die zu den oberen Rängen führt. Eine Nottreppe? Das ist sie allerdings, weil man sich, der Not gehorchend, ihrer bedienen muß, aber gleichzeitig ist sie auch es-



Riesenelefant aus Bambus und Papier zur Verbrennung der Leiche eines Pungi (Priesters) errichtet.

calier d'honneur, und in ihrer Eigenschaft als letztere bitte ich, sie heute anzusehen."

Ich kletterte also die Ehrenstiege hinauf und gelangte in eine mit Stühlen besetzte, nach europäischer Art eingerichtete Loge. In der vordersten Reihe derselben saßen bereits einige siamesische swells in Gesellschaft zweier ganz reizender junger Siamesinnen, die, ihren funkelnden Edelsteinen nach zu schließen, zu den ersten Familien des Landes gehören mußten. Eine der beiden Damen begrüßte meinen Begleiter in anmutigster Weise, und dieser erzählte mir dann auf mein Befragen, wer das holde Geschöpf sei,

einen ganzen Roman, in dem ein hingerichteter Vater, eine leichtfertige Mutter und ein junger anamitischer Prinz eine große Rolle spielten. Nachdem ich mich an den Reizen unserer beiden Logengefährtinnen satt gesehen hatte, wendete ich dem Musentempel und dem dasselbe bis auf den letzten Platz füllenden Publikum meine Aufmerksamkeit zu.

Das Auffallendste am siamesischen Theater ist zweifellos die Lage der Bühne. Sie befindet sich nämlich nicht, wie in den europäischen und mir bis dahin bekannt gewordenen übrigen asiatischen Theatern, auf erhabenem Unterbau, an einem Ende des Hauses, sondern gleich der Arena im Cirkus zu ebener Erde, mitten im Gebäude. An drei Seiten ist sie vom Zuschauerraum umschlossen, nach hinten aber durch einen Verschlag abgegrenzt, durch den zwei mit Teppichen verhängte Thüröffnungen in die Garderobe führen. Zwischen den beiden Thüren hängt eine bemalte Rollleinwand, auf der die jeweilige Örtlichkeit, in der die Scene spielt, dargestellt ist. Die Leinwand wird nach Bedürfnis während der Scenen gewechselt. Damit ist aber auch die ganze, an die Anspruchslosigkeit Shakespearescher Zeiten erinnernde Ausstattung erschöpft. Höchstens werden noch einmal Tische, Stühle und Tierfiguren auf die Bühne gebracht. Das Orchester, in der Hauptsache aus Flötenbläsern, Gong- und Paukenschlägern bestehend, hat seinen Platz zwischen den Zuschauern und neben dem Eingang zur Bühne. Die Schauspieler selber singen weder noch sprechen sie, sondern überlassen dieses den Mitgliedern des Orchesters, während sie dazu die nötigen Gesten und Bewegungen ausführen.

Wie der Gefängnis-, so ist auch der Theaterdirektor ein Prinz von königlichem Geblüt, ein Onkel Seiner Majestät oder etwas Derartiges. Er ist ein liebenswürdiger älterer Herr und zweifellos einer der beneidenswertesten Theaterdirektoren beider Hemisphären. Die sämtlichen Bühnenmitglieder sind nämlich seine Sklaven oder vielmehr Sklavinnen; denn sie sind, siebzig an der Zahl, alle weiblichen Geschlechts. Kontraktbrüche kommen höchstens einmal vor, wenn eine der Damen sich hat entführen lassen, und daß solche Vorfälle zu den größten Seltenheiten gehören, dafür sorgt der Prinz-Direktor, der über seine Schar mit Argusaugen wacht und derart jede Versuchung von ihnen fernhält, daß er selbst mich nicht einmal in die Garderobe hineinlassen wollte.

Der Zuschauerraum faßt an achthundert Menschen, die für ihre Plätze vierzig Pfennige bis vier Mark bezahlen. Da das Theater stets vorzüglich besucht ist und der Direktor Gagen nicht zu zahlen hat, so kann man sich leicht ausrechnen, daß seine Ausgaben hinter den Einnahmen weit, weit zurückbleiben müssen, selbst wenn man eine nicht unbeträchtliche Summe für die Beschaffung neuer Kostüme in Anrechnung bringt; denn daß seine Sklavinnen etwas Ordentliches auf dem Leibe haben, dafür sorgt Seine Hoheit vom Standpunkt des Zuschauers aus vielleicht sogar in etwas zu väterlicher Weise. Möglich auch, daß der gute Herr zu denken scheint, in Siam komme niemand ins Theater, um sich an der braunen Haut der Schauspielerinnen und Tänzerinnen zu erfreuen. Man versteht diesen Standpunkt vollkommen, wenn man von oben auf die das Parterre füllende halbnackte schwitzende Menschenmenge hinunterschaut und hier und da Kinder erblickt, deren ganze Kleidung in einem Jasminblütenkränzchen, das um das auf sonst kahlrasiertem Schädel stehen gebliebene Haarschöpfchen gewunden ist, und einem das paradiesische Feigenblatt ersetzenden herzförmigen kleinen Silberschild besteht.

Unbekleidet sind bei den Schauspielerinnen stets die Hände und Füße, und in Verrenkungen derselben liegt eigentlich ihre Kunst. Jedes Stück ist mehr oder weniger ballettartig, aber das Tanzen besteht nicht wie bei uns aus allerhand gewagten Sprüngen, Pirouetten und schwindelerregenden Drehungen, sondern aus einem langsamen Marschieren mit nach außen gebogenen Beinen und gleichzeitigem Anziehen der Füße gegen die Schienbeine. Nicht etwa ein gestreckter Fuß mit gestrecktem Bein bildet zusammen nach siamesischen Begriffen eine schöne Linie, sondern das gerade Gegenteil. Ebenso ist es mit Arm und Hand, und von einer Primaballerina wird zum mindesten verlangt, daß sie die Handgelenke so weit zurückbiegen kann, daß die äußere Handfläche den Arm berührt. Zum Überfluß schmücken einzelne

Tänzerinnen ihre Hände mit zwei bis drei Zoll langen künstlichen Fingernägeln, um so die Handbewegungen noch grotesker erscheinen zu lassen. Ich kann nicht sagen, daß ich mich für diese Art Tanzerei habe begeistern können, aber vielleicht gewöhnt man sich mit der Zeit ebenso an dieselbe wie an Wagnermusik, Böcklinsche Bilder und Grätzer Bier.

Mit den Leistungen des siamesischen Orchesters könnte ich mich schon eher befreunden als mit denen des Ballettcorps; denn ab und an hört man sogar recht ansprechende Melodien. Bei Theatervorstellungen wird allerdings meist ein ganz ohrbetäubender Lärm vollführt, aus dem man überhaupt nichts als Getöse heraushört.



Eine der Königinnen von Siam.

Über den Gang des Stückes, dem ich beiwohnte, kann ich wenig mehr berichten, als

daß ein gold- und silbergekleideter Prinz mit einer drei Fuß hohen pagodenförmigen vergoldeten Holzkrone sich, nachdem er vorerst eine halbe Stunde lang die blödsinnigsten Hand- und Fußkrümmungen vorgenommen hatte, zwölfmal in eine auf die Leinwand gemalte Felsschlucht stürzen wollte und ebenso oft durch zwei herbeieilende barfüßige Menschenfreunde oder Schutzleute in langen schwarzen Tuchhosen, Attilas der sechsten Husaren und Infanterie-Pickelhauben als Kopfbedeckungen hieran verhindert wurde, worauf alle drei zusammen einen Tanz aufführten, bis ein zweiter Prinz mit Gefolge erschien und seinerseits allerhand Allotria trieb. Den Schluß des Stückes bildete ein großer militärischer Umzug, bei dem die verschiedenen Waffengattungen der tonangebenden europäischen Mächte vertreten waren. Überhaupt beschäftigt man sich auf der siamesischen Bühne mit Vorliebe gerade mit Europäern; denn das nächstgespielte Stück bestand in der Hauptsache aus einem vortrefflich dargestellten Zechgelage, bei dem es vollkommen natürlich, nämlich anfangs recht gesittet, später lärmend und zum Schluß hochgradig ungemütlich, zuging. Fast alle aufgeführten Stücke sind von dem Prinzen-Direktor selbst verfaßt worden.

Nach zweistündigem Aufenthalt in dem entsetzlich heißen Theaterraum glaubte ich ein gewisses Recht dazu zu haben, mich zurückzuziehen, und das that ich denn auch mit dem befriedigenden Gefühl, einer Vorstellung beigewohnt zu haben, wie man sie so eigenartig eben nur im Lande des weißen Elefanten sehen kann.

Mit Einkäufen aller Art, Abschiedsessen und Besuchen wurden die letzten Tage meines Aufenthaltes in Bangkok ausgefüllt, bis ich mich am Nachmittag des 11. Juli nach einem letzten Trunke im Kreise lieber Freunde an Bord des der Scotch Oriental Steamship Co. gehörenden Dampfers „Chowfa“ begab, um mich von demselben, einer Einladung des Königs folgend, nach dessen Sommerresidenz, der Insel Kohsi-Chang, entführen zu lassen und von dort später, ohne Bangkok wieder zu berühren, nach Hongkong weiter zu fahren.

Eine Anzahl meiner Landsleute begleitete mich noch eine Strecke den Menam hinunter, dann nahmen auch sie Abschied, und ich war mit meinem kleinen Diener allein. So leid es mir that, mich wieder einmal von so vielen liebenswürdigen Menschen trennen zu müssen, der Abschied von Bangkok selbst wurde mir nicht allzu schwer, trotzdem ich dort eine überaus interessante Zeit verlebt hatte. Die fürchterliche Hitze, die Moskitos und die vielen schlaflosen Nächte hatten mich mehr heruntergebracht als die Anstrengungen und langen Entbehrungen während meines Marsches durch die Schanstaaten nach Tonking; die Fieberbacillen begannen sich wieder zu rühren, und außerdem war es mir klar, daß Bangkok mit seinen reichbesetzten Tafeln und sonstigen Verführungen mir zu einem Capua werden mußte, wenn ich noch länger in seinen Mauern geweilt hätte.

Nach vierstündiger Fahrt passierten wir die Barre und warfen außerhalb derselben Anker, um erst am folgenden Morgen weiterzufahren und die etwa vierzig Kilometer von der Flußmündung gelegene Insel bald darauf zu erreichen.

Kohsi-Chang ist das jüngste Spielzeug des Königs, nachdem die kostbaren Palastanlagen in Bang-Pa-in oberhalb Bangkok den Reiz des Neuen für Seine Majestät verloren hatten. Daß der König sich in letztgenanntem Palaste trotz aller Pracht und Herrlichkeit nicht wohl fühlte, finde ich ebenso begreiflich, wie es mir unverständlich ist, daß ein Mensch je hat auf den Gedanken kommen können, sich in der sumpfigen Menam-Ebene anzubauen. Kohsi-Chang ist thatsächlich der gegebene Platz für eine Sommerresidenz; das hatten auch längst verschiedene Europäer eingesehen und den gutherzigen König veranlaßt, zu ihrem Nutzen dort ein kleines Sanatorium zu bauen. Im übrigen führten auf der Insel nur einige Fischerfamilien ein friedliches Leben. Ein einziger Sommeraufenthalt des Königs hat genügt, auf diesem von den saphirblauen Fluten des Golfes von Siam umspülten stillen Eiland eine Stadt entstehen zu lassen. Anfangs hatte Seine Majestät nur einige Dutzend seiner Frauen mitgenommen, in deren Mitte er sich aber bald wie verwaist vorkam und daher auch den Rest seiner vielköpfigen besseren Hälfte nachkommen ließ. Wegen Mangels

an Wohnungen durften die Damen nur die allernotwendigsten Dienerinnen mitbringen, denn mehr als zweitausend Menschen wünschte der ruhebedürftige Monarch nicht in dieser Einsiedelei unter seinem Dache zu haben.

Mit dem König kamen selbstverständlich die meisten seiner Brüder und eine ganze Anzahl von Würdenträgern, Hofbeamten, Quacksalbern, Soldaten und Händlern. Gleich Pilzen schossen die cottages aus dem Boden hervor, vorläufig meist leichte Holz- und Bambuskonstruktionen, da niemand weiß, wie lange die Laune des Königs vorhalten wird, oder hübsche schmucke luftige Bungalows, die im Inneren zum Teil mit einer gewissen Eleganz eingerichtet sind. Ein gro-



Der König von Siam mit drei Kindern.

ßer Park mit Reit- und Fahrwegen, nach dem ersten Seiner Majestät auf Kohsi-Chang geborenen Prinzen „Asdang-Park" getauft, ist mit viel Geschick aus der Wildnis herausgearbeitet worden; breite Straßen, nach allen möglichen einflußreichen Persönlichkeiten des Landes benannt und mit großen Namensschildern versehen, durchziehen die Insel nach verschiedenen Richtungen. In der vorzüglich geschützten Hafenbucht ankert der größte Teil der aus im ganzen vierundsechzig Fahrzeugen bestehenden königlichen Flotte, durchweg weißgestrichene, sauber gehaltene, in Europa gebaute Kanonenboote und Dampfjachten, die mit schmucken, nach Art der europäischen Marinemannschaften gekleideten Siamesen bemannt sind. Unter Führung des Befehlshabers der Flotte, des Commodore Richelieu, eines Dänen, stattete ich mehreren der Schiffe einen Besuch ab und war erstaunt über die ausgezeichnete Haltung der Leute, meist junger Burschen von der Westküste der malayischen Halbinsel, die, da sie es versäumt haben, sich gewissermaßen als freiwillige Sklaven unter einen Prinzen oder Edelmann zu stellen, als herrenloses Gesindel aufgegriffen und in die Marine eingestellt worden sind. Dem Gesetze nach ist die Sklaverei, auch die sogenannte Schuldsklaverei, seit dem Jahre 1868 in Siam zwar aufgehoben, in der Praxis aber existiert sie weiter, und wer nicht selber Herr ist, hat sich einem solchen zu unterstellen, falls er nicht als mehr oder weniger vogelfrei angesehen werden will. Desertierungen von den Schiffen sollen häufig vorkommen, nicht etwa, weil die Leute sich an Bord unglücklich fühlen oder schlecht behandelt werden, sondern weil sie den ihnen versprochenen Sold in Höhe von zwei Mark pro Woche oft monatelang nicht ausgezahlt erhalten. Es ist nämlich des Landes Sitte und der Brauch, daß die Beamten, durch deren Hände die Gehälter an die richtige Stelle abgeführt werden sollen, die ihnen überwiesenen Summen noch in eigenem Interesse eine Zeit lang gegen hohe Zinsen ausleihen.

Der König und einige seiner Brüder wie die Prinzen Devawongse und Damrong haben den besten Willen, jedermann zu seinem Rechte zu verhelfen, aber sie sind ohnmächtig gegenüber der Korruption ihrer Beamten. Man weiß, daß die nötigen Gelder vom Könige den einzelnen Ressorts richtig und rechtzeitig zugestellt werden, aber ebenso weiß man, daß jeder Soldat, jeder Polizist, jeder kleine Beamte im Lande aus dem angegebenen Grunde mit seinem Sold und Gehalt im Rückstande ist.

Ich war dem Könige Chulalonkom (dessen ganzen Namen zu nennen ich hier unterlasse, da derselbe so lang ist, daß man, während ich ihn niederschreibe, bequem eine Partie Ecarté erledigen könnte) persönlich von hochgestellter Seite empfohlen und auf diese Empfehlung hin von Seiner Majestät nach Kohsi-Chang geladen worden.

Ich traf die Verhältnisse hier insofern ungünstig, als die zweite Königin wenige Tage zuvor einem Prinzen das Leben gegeben hatte und, trotzdem derartige Ereignisse gewissermaßen zu den Alltäglichkeiten gehören, alles aus dem Häuschen war. Eigentlich sollte ich lieber „in dem Häuschen" sagen, denn das Anormale bei einem solchen Familienzuwachs besteht darin, daß sich sämtliche königlichen Prinzen vier Tage vor und acht Tage nach der Entbindung der Königin im Palaste aufhalten müssen, so daß alle die ihrerseits an mich ergangenen Einladungen widerrufen werden mußten und in Kohsi-Chang gewissermaßen saison morte war. Auch meine Audienz wurde infolge verschiedener Fieberanfälle, welche die hohe Wöchnerin zu bestehen hatte, von Tag zu Tag verschoben, denn Seine Majestät ist der besorgteste Familienvater von der Welt, und trotzdem man annehmen sollte, daß bei einem so ungewöhnlich hohen Divisor nicht allzuviel Gatten- und Vaterliebe auf die einzelnen Familienmitglieder entfallen könnte, liebt er seine Frauen und Kinder auf das zärtlichste. Selten sieht man den König, selbst bei Haupt- und Staatsaktionen, ohne einen oder mehrere seiner kleinen Nachkommen auf dem Schoße. Der Leibarzt des Königs ist ein Deutscher. Dieser genießt das volle Vertrauen Seiner Majestät, was aber keineswegs ausschließt, daß auch allerhand Pfuscher mit ihren Geheimmitteln dem deutschen Jünger Äskulaps Konkurrenz machen. So wurde während meines Aufenthaltes am Hoflager eines Abends in Fahr-

zeugen der Flotte eine Anzahl von Boten — unter diesen sogar ein Gouverneur — nach verschiedenen Inseln wie nach dem Festlande entsandt, um dreizehn unterschiedliche Kräuter zu sammeln, aus denen auf Rat eines Quacksalbers der fiebernden Königin ein Thee gebraut werden sollte. Ich konnte mich bei dieser Gelegenheit des Wunsches nicht erwehren, daß einer der Boten als vierzehntes Kraut dem Könige das ebenso seltene wie bittere Kraut der Wahrheit mitbringen möchte.

Übrigens vergingen mir die Tage in Kohsi-Chang in angenehmster Weise, hauptsächlich dank der Liebenswürdigkeit des Erziehers des Kronprinzen, eines Engländers, Mr. Morant, in dem ich einen Mann von ungewöhnlichen Herzens- und Geistesgaben kennen lernte.

Mr. Morant ist ein selbstlos aufrichtiger Berater der Siamesen, ein väterlicher Freund seines Zöglings, aus dem er sicher etwas Tüchtiges machen wird, wenn es ihm gelingt, allen Palastintriguen zum Trotze, beim Könige durchzusetzen, daß der Kronprinz lediglich seiner Obhut anvertraut bleibt. In Kohsi-Chang wohnte der Erbe des siamesischen Thrones mit seinem Erzieher in einem vom Palaste getrennten Holzhäuschen, und sobald die acht Tage, die er des jüngsten Bruders wegen unter dem Dache des Königs zubringen mußte, vorüber waren, hatte ich mehrfach Gelegenheit, mich eingehend mit ihm zu unterhalten. Der kleine, jetzt fünfzehnjährige Prinz Chowfa Maha Vagirunhis (dies ist der Name, den er mir auf sein Bild geschrieben hat) ist ein wohlentwickelter Knabe von ungemein zuthunlichem, anschmiegendem Wesen. Er ist nicht schön, aber anmutig, aufgeweckt, fleißig und sehr bescheiden, trotzdem er gewohnt ist, daß alle Siamesen und sogar hier und da ihre Würde vergessende Europäer sich auf allen vieren kriechend vor ihm im Staube bewegen. Ich schenkte ihm eine kleine Dampfspritze und einige seltene Briefmarken — denn auch hier treibt bereits der Teufel der Philatelie sein Wesen — und ergötzte mich an der kindlichen Freude des kleinen Mannes, der hoffentlich berufen ist, dereinst sein Land einer glücklicheren Zeit entgegenzuführen.

Mr. Morant klagte mir, daß er große Schwierigkeiten habe, seinen Zögling für irgend etwas zu interessieren, wofür der König selber kein Interesse zeige, daß er vielmehr alles, was letzterer nicht liebe, auch seiner unwürdig erachte. Da der König nicht reite, wolle auch er nicht in den Sattel u. s. w. Vor kurzem bekam er aus England zwei Hunde geschickt, um die er sich jedoch gar nicht bekümmerte, da sein Vater keine Hunde hielt. Auf Mr. Morants Bitten nahm der König nun einen der Hunde zu sich, und von dem Augenblicke an ist auch der Kronprinz der zärtlichste Hundefreund.

Er erkundigte sich bei mir eingehend nach den kleinen kaiserlichen Prinzen in Berlin und war höchlichst überrascht, zu erfahren, daß dieselben alle als Offizier in die Armee eintreten müßten. Daß aber unser Kaiser und seine Brüder in der Jugend sogar ein Handwerk haben erlernen müssen, wollte ihm durchaus nicht in den Sinn.

Mein Empfang beim König fand eines Abends kurz nach Sonnenuntergang statt. Der als introducteur des ambassadeurs fungierende dreiundeinenhalben Centner schwere Gouverneur von Paknam, Phya Shmud, hatte mich in einem königlichen Wagen aus meinem Bungalow abgeholt und mich an dem vor dem Palastthore weit ins Meer hinausgebauten, mit drei hübschen Pavillons gezierten Landungssteg des Königs abgesetzt. Hier mußten wir eine halbe Stunde warten, während dessen Hunderte von Palastsklavinnen und -sklaven herbeiströmten, um von den verschiedenen Treppen des Landungssteges aus ihr Abendbad in den salzigen Fluten der Hafenbucht zu nehmen. Unter den jungen Damen war fast kein einziges hübsches Gesicht zu finden, unter den Männern sah ich eine große Anzahl Laos, wie ich an ihrer eigenartigen Lendentättowierung erkannte.

Endlich erschien Commodore Richelieu, der am Hafen ungefähr die Stellung eines Mädchens für alles bekleidet, denn er ist nicht nur Admiral, sondern auch Garten-, Wege- und Bauinspektor, Dolmetscher, Hofmarschall, Eisenbahnbau-Sachverständiger und muß den König, wenn derselbe badet, hier und da in das Wasser begleiten. Seine Mußestunden füllt er, wie man mir sagte, mit Deutschenhaß aus. Lediglich seinem Einfluß auf den

König ist es zuzuschreiben, daß sich unter den europäischen Beamten des Landes mehr Dänen als Deutsche und Engländer befinden und daß fast alle Offizierstellen mit ihnen besetzt sind. Übrigens sind die Dänen keineswegs schlechtere Beamte als die Söhne anderer europäischer Nationen, und außerdem ist Dänemark ein Land, dessen Einfluß den Siamesen nicht gefährlich erscheint. Begleitet von Herrn Richelieu und dem wie eine dampfablassende Lokomotive pustenden dicken Phya Shmud, trat ich durch das sich sofort wieder hinter uns schließende Palastthor, während die Wache ins Gewehr trat. In dem von Gartenanlagen, Teichen, Springbrunnen und kleinen Lusthäuschen geschmückten, von Gebäuden und Schuppen umgebenen Hofraum bildeten fackeltragende Marinesoldaten Spalier bis zu einem in der Nähe des Palastes stehenden matt erleuchteten achteckigen Pavillon, in welchem der König mich erwartete.

Seine Majestät kam mir bis zur obersten Treppenstufe entgegen und reichte mir die Hand, während Herr Richelieu an der untersten Stufe stehen blieb und der dicke Phya „khorab“ machte, d. h. sich auf Knien und Ellbogen niederließ und, das Haupt senkend, die Handflächen wie zum Gebet zusammengelegt gegen die Stirn führte.

In dem Pavillon befanden sich einige Ottomanen, ein Tisch mit wunderbaren goldenen Dosen, Tellern und Kästchen, sowie einige Stühle.

Der König, der nicht nur in seiner Baulust, sondern auch in seiner äußeren Erscheinung lebhaft an den unglücklichen König Ludwig II. von Bayern erinnert, ist heute ein Herr von vierzig Jahren, schlank gewachsen und gilt mit Recht für einen der schönsten Männer seines Landes. Mehr aber noch als durch seine äußere Erscheinung fesselt der König seine Gäste durch seine herzgewinnende Liebenswürdigkeit und die Vornehmheit seines Auftretens. An ihm ist wirklich jeder Zoll ein König, und niemand wird sich dem Zauber seiner Persönlichkeit entziehen können.

Er trug die siamesische Hoftracht, weißseidene Wadenstrümpfe, Schnallenschuhe, das um die Hüften geschlungene, zwischen den Beinen durchgezogene und bis zu den Knien reichende panung aus dunkelfarbiger Seide und ein kurzes weißes Ärmeljäckchen mit goldenen Knöpfen. Das Haar trägt Seine Majestät gescheitelt in der Art seines Vorbildes aus Bayern.

Nachdem der König mir sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß ich, wie ihm zu Ohren gekommen sei, in seinem Lande mehrfach vom Fieber zu leiden gehabt habe, kam er auf seinen Freund, den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, zu sprechen, der vor mehreren Jahren auf einer Reise um die Erde während fast vier Wochen sein Gast gewesen war und, wie überall, so auch in Siam die Herzen von hoch und niedrig im Sturme gewonnen hatte.

Ich wurde dann gefragt, wie mir Bangkok gefallen und was ich daselbst gesehen habe. Als ich auf das vorzüglich gehaltene Gefängnis zu sprechen kam, konnte ich nicht unterlassen, auf den Vorteil hinzuweisen, welcher der Bevölkerung der Hauptstadt aus der Anlage einer Wasserleitung, wie sie im kleinen bereits im Gefängnis eingeführt sei, erwachsen würde; dann sprach ich vom Museum und pries die Thätigkeit meines Landsmannes, des Dr. Haase, wobei sich herausstellte, daß Seine Majestät weder wußte, daß das Museum vor sechs Monaten aus seinem Palaste in eine Tempelanlage übergeführt worden war, noch daß ein Haase seit fast einem Jahre in seinem Lande sein Wesen trieb.

Nicht unbekannt war es dem König dagegen, daß ein Deutscher einst versucht hatte, eine wunderbare alte Bronzestatue der brahminischen Gottheit Schiwa aus Siam zu entführen, worauf ich dem hohen Herrn empfahl, möglichst bald eine Expedition auszurüsten und die herrlichen Bronzen, die unter den Trümmern Chieng Sens am oberen Laufe des Mekong lägen, nach Bangkok zu bringen. Selbstredend mußte ich von meiner Reise durch die Schanstaaten und vor allem über das, was ich in Tonking gesehen hatte, berichten. Seine Majestät nahm schon damals in richtiger Vorahnung dessen, was kommen sollte, ein ungemein lebhaftes Interesse an seinen Nachbarn, den Franzosen, und schien von dem, was ich über die mangelnde Disciplin der Truppen und die teilweise Korruption der Offiziere

zu berichten hatte, auf das angenehmste berührt zu sein.

Meine Frage, ob er nicht beabsichtige, einmal Europa einen Besuch abzustatten, wurde dahin beantwortet, daß die Lust dazu schon vorhanden sei, aber doch mancherlei Bedenken vorlägen.

Des Pudels Kern ist — entre nous soit dit —, daß die Königin von England auf eine bezügliche Anfrage erklärt haben soll, unter keinen Umständen einen Mann empfangen zu wollen, der seine eigene Schwester geheiratet hat.



Der König von Siam im Festkleide.

Der König sprach fast während der gan-

zen Unterhaltung siamesisch, welches von Herrn Richelieu ins Englische übertragen wurde. Nur ab und an warf er einige englische Brocken ein; so entschuldigte er beispielsweise die Einfachheit seiner Umgebung mit den Worten: „Here in Kohsi Chang is everything pic nic."

Der König ist ein großer Musikfreund, und auch während der Audienz spielte irgendwo im Park versteckt das Marinemusikcorps.

Als ich mein Bedauern aussprach, bisher keine vollständige Sammlung siamesischer Musikinstrumente gesehen zu haben, rief er aus den Reihen der in zwei Gliedern neben dem Pavillon aufmarschiert stehenden Prinzen einen seiner Brüder, den Chowfa Bauronsi, der zugleich als Kriegsminister den Titel „Oguoi" führt, heraus, stellte mir denselben als den größten Musikkenner des Landes vor und empfahl mich seinem besonderen Wohlwollen.

Zum Schluß richtete ich an Seine Majestät die Bitte, mir einen Teil der königlichen Nachkommenschaft vorführen zu lassen. Auf einen Wink des liebenswürdigen Monarchen trippelten sofort zwei kleine Prinzen und ein Prinzeßchen — alle aus dem Jahrgange 1885 stammend — herein, um erst dem König, dann mir die Händchen zu reichen. Die beiden Prinzen erschienen barfuß mit nackten Beinchen und in siamesischer Tracht, mit Jasminblütenkränzchen auf dem Scheitel, den Haarschopf mit rotseidenen Bändchen umwunden, die Prinzessin dagegen trug ein langes Goldbrokatkleid nach europäischem Schnitt, dazu einen riesenhaften taubengrauen Rembrandthut mit wallenden weißen Straußenfedern. Das war zwar für ein siebenjähriges Kind keine sonderlich geschmackvolle Toilette, aber das kleine Dämchen lugte mit seinen tiefschwarz glänzenden runden Augen so entzückend unter dem Hute vor, daß ich fast vergessen hätte, mich einer celestial princess gegenüber zu befinden und der reizenden kleinen Maus beinahe einen Kuß gegeben hätte.

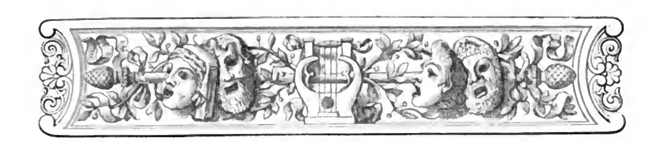
Als ich nach etwa zweistündiger Audienz mich von Seiner Majestät verabschiedete und zwischen den spalierbildenden Fackelträgern wieder dem Palastthore zuschritt, nahm ich die Überzeugung mit, in dem Herrscher von Siam einen der liebenswürdigsten Monarchen der Welt kennen gelernt zu haben.

Tags darauf verließ ich Kohsi-Chang und damit zugleich das Land des weißen Elefanten, um auf einem kleinen Dampfer der Scotch Oriental Co. der chinesischen Küste zuzusteuern.





Hans von Bülow.



# Hans von Bülow.

Von

**Otto Gumprecht.**

Nur die Schöpfer im Reiche des Schönen, nicht die Darsteller der Dicht- und Tonwerke pflegen fortzuleben in der dankbaren Erinnerung der kommenden Geschlechter. Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Zu den Künstlern, bei denen die Regel nicht zutrifft, zählt der, welchem die folgenden Zeilen gelten. Eine der charakteristischsten Erscheinungen im Tonleben seiner Zeit, hat er mit kräftigen Zügen seinen Namen in die Blätter der Kunstgeschichte eingeschrieben. An ihm wird nicht schweigend vorübergehen können, wer sich zur Aufgabe gestellt, ein Bild zu entwerfen von den musikalischen Dingen in Deutschland während der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Hans von Bülow ist in Dresden den 8. Januar 1830 zur Welt gekommen. Sein Vater war der 1853 verstorbene, den Spuren der romantischen Schule folgende, mit Ludwig Tieck eng befreundete treffliche Novellist Karl Eduard von Bülow, Herausgeber des „Simplicissimus" und der „Selbstbiographie des armen Mannes von Toggenburg", durch die Gustav Freytag zu einem der die Seele des Lesers so tief ergreifenden kulturgeschichtlichen Kabinettstücke in den Bildern aus der deutschen Vergangenheit angeregt worden. Man weiß, daß keine andere Anlage so frühzeitig sich zu verraten pflegt als die musikalische, daß Wunderkinder fast zu den alltäglichen Erscheinungen in unseren Konzertsälen gehören. Doch mit dem Klavierunterricht, den der Knabe nach allgemeiner deutscher Gepflogenheit empfing, als er kaum lesen und schreiben gelernt, wollte es nicht vorwärts. Widerwillig plagte er sich noch mit den Anfangsgründen in einem Alter, in welchem Anton Rubinstein bereits mit seinen auf den Tasten verrichteten Wundern alle Welt verblüffte. Als er das zehnte Jahr erreicht hatte, wurde sein Verhältnis zu den Tönen plötzlich ein innigeres. Er holte nun an der Hand des ausgezeichneten Klavierlehrers Friedrich Wieck, Vaters der Klara Schumann, das bisher Versäumte im Sturmschritt nach und ließ sich sogleich angelegen sein, so viel wie nur möglich von den massenhaften Darbietungen des mannigfach bewegten Opern- und Konzertwesens der sächsischen Hauptstadt zu erraffen. Seine Teilnahme war unersättlich, seine Aneignungsfähigkeit kannte keine Grenzen. Er war schon damals ein heißer Verehrer Richard Wagners, der seit 1842 den Taktstock im Dresdener Hoftheater schwang und rasch festen Boden in der Gunst des Publikums gewann. Nicht wenig that er sich darauf zu gute, ein Blatt mit einem von jenem verzeichneten Gedenkspruch als kostbarste Perle des sorgfältig gepflegten Stammbuches aufweisen zu können.

Bülows Gymnasialjahre gelangten in Stuttgart zu ihrem Abschluß. Er hatte schon dort als Klavierspieler mit dem öffentlichen Vortrag des Mendelssohnschen D-moll-Konzertes und einer Phantasie von Raff Lorbeeren gepflückt. Wir finden ihn dann in Leipzig als Studiosus juris und als Moriz Hauptmanns Schüler in der Komposition. Auch in der preußischen Hauptstadt, die ihn 1849 unter ihre akademischen Bürger auf-

nahm, wurde die Beschäftigung mit der Musik eifrig fortgesetzt. Er ließ sich daneben in der Tagespresse gelegentlich vernehmen, bot in der ultraradikalen, wenn ich mich recht besinne, von Arnold Ruge geleiteten Abendpost die ersten Proben seiner spitzigen, stets streitbaren, stets streitsüchtigen Feder. Allein nicht lange konnte er sich der Einsicht verschließen, daß so zwiespältiges Hin und Her zwischen Wissenschaft und Kunst nur einen unfruchtbaren Dilettantismus großziehen müsse. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Leichten Herzens kehrte er den Lehrsälen der alma mater den Rücken, packte seine Siebensachen und reiste gegen den Willen der Eltern nach Zürich zu Richard Wagner, der mit offenen Armen den jugendlichen Berufsgenossen empfing, ihm mit Rat und That zur Hand ging, indem er ihn bei Gelegenheit der im städtischen Theater veranstalteten Opernabende an die Spitze des Orchesters rief, den tastenden Versuchen des im Dirigieren noch gänzlich unerfahrenen Neulings durch Wort und Beispiel Weg und Ziel weisend. In Weimar bei Liszt, dessen ältere Tochter Cosima er später als Gattin heimführte, holte sich 1851 bis 1853 der Klavierspieler die letzte Weihe. Seine Lehrjahre waren jetzt zu Ende, wenigstens äußerlich betrachtet, denn im Grunde genommen erstreckten sie sich durch sein gesamtes Leben.

Ausgedehnte Kunstreisen, die ihn nach Wien, Ungarn, Karlsruhe führten, machten Bülows Namen zum erstenmal in weiteren Kreisen bekannt. Dem Berliner Publikum stellte er sich im Dezember 1853 vor. Er spielte das gewaltige, alle anderen Werke der Gattung überragende Es-dur-Konzert von Beethoven. Ich wohnte der Aufführung bei und erinnere mich ziemlich genau des Eindruckes. Noch fehlten zwar dem Vortrag der quellende Fluß, der makellose Adel, die selbst in stürmischster Bewegung, durch alle Mannigfaltigkeit der Gegensätze gewahrte innere Ruhe und Harmonie, lauter Kennzeichen völlig ausgereifter Meisterschaft. Trotz seiner Schneidigkeit, seiner gehäuften Superlative des Ausdrucks haftete ihm eine gewisse Trockenheit an. Immer wieder glaubte der Hörer, etwas von der Absicht zu verspüren, ihm über den Bau, den geistigen Gehalt des Tonstückes ein ganz neues Licht aufzustecken. Aber das geübtere Ohr mußte doch in dem kaum mittelgroßen jungen Mann mit den so scharf geschnittenen Gesichtszügen, der am Flügel saß und in seinem ganzen Gebaren ein seltenes Maß selbstbewußter Sicherheit an den Tag legte, einen Pianisten ersten Ranges sofort erkennen.

Nicht als flüchtiger Gast war Bülow in Berlin erschienen, es wurde für die nächsten zehn Jahre seine Heimat. Er übernahm am Sternschen Konservatorium die oberste Leitung der Klasse für Klavierspiel, hielt für den Lauf jedes Winters eine Reihe von Kammermusikvorträgen bereit, trat gelegentlich als Konzertdirigent auf und schrieb in einem vielgelesenen Montagsblatt die musikalische Wochenschau. Bei dieser ebenso mannigfaltigen wie einflußreichen Wirksamkeit war er vor allem bestrebt, seine beiden geliebten Meister, Wagner und Liszt, die damals an den Ufern der Spree nicht viele Freunde zählten, zu Ehren zu bringen. Tannhäuser hatte erst 1856 seinen Einzug in das königliche Opernhaus gehalten, und drei Jahre verstrichen, bevor ihm Lohengrin folgte. Ein von Julius Stern 1855 gemachter Versuch, den Orchester- und Chorwerken Liszts eine Stätte zu bereiten, war teils auf Gleichgültigkeit, teils auf heftigen Widerspruch gestoßen. Da mußte Wandel geschafft, die gröblich irregeleitete öffentliche Meinung eines Besseren belehrt werden. Die von den Massen gläubig umdrängten Götzenbilder samt den falschen Priestern und Propheten zu zerschmettern, an der Stelle der gestürzten Altäre die einer neuen, wie sie von sich rühmte, durchgeistigten Kunst aufzurichten, es war eine Aufgabe so recht nach dem Herzen des ungestümen Stürmers, der das Fürchten nie gelernt, welchem der Kampf stets gebieterisches Bedürfnis, höchster Lebensgenuß gewesen. Einen bevorzugten Platz nahm in seinem Programm die sogenannte Zukunftsmusik ein; dieser dienten seine Klavierfinger, sein Taktstock, seine Feder. Unter ihren Pionieren war er der weitaus rührigste, tapferste, erfolgreichste.

Ich muß zunächst noch einen Augenblick bei der Thätigkeit des musikalischen Schriftstellers verweilen, die ihn uns als Meister zeigt in der Kunst, sich unversöhnliche Feinde zu erwerben. Fast jeder seiner Berichte über

das Berliner Tonleben war ein Blutbad, eine kritische Bartholomäusnacht. Sie spien Feuer und Flamme gegen die Mehrzahl der Musiker, gegen das Publikum und zumal dessen Wortführer. Unter den Konzerten waren die vornehmsten die der Singakademie und die Symphoniesoireen der königlichen Kapelle. Die einen — sie haben sich seitdem in erfreulichster Weise verjüngt — wiesen in der That ein recht greisenhaftes Antlitz auf. Engherzige Abkehr von der zeitgenössischen Produktion hielt an der Schwelle der anderen strenge Wacht. Beide wurden mit Spott und Hohn überschüttet, desgleichen die musikalischen Vertreter der Tagespresse, die fast ohne Ausnahme kein Heil von der neudeutschen Schule erwarteten. Nur Erzphilister oder boshafte Verleumder erblickte in ihnen der junge Heißsporn, und dem entsprach die Maßlosigkeit seiner Polemik. Aber so schnöde, so gehässige Worte auch fielen, sie flossen doch wenigstens aus keiner unlauteren Quelle, waren ihm durch sein heißes Blut, seine innersten künstlerischen Überzeugungen, durch einen ungebändigten Idealismus auf die Lippen gelegt. Die Anhänger der ihn heilig dünkenden Sache, welcher er sich zu Schutz und Trutz gelobt, bildeten zu jener Zeit nur eine sehr kleine Gemeinde, erfüllt von dem jeder ecclesia militans innewohnenden zornmütigen Bekehrungseifer.

Wagner, dessen Glücksstern mit der Thronbesteigung Ludwigs II. von Bayern endlich aufgegangen, rief 1864 den getreuesten seiner Getreuen als zuverlässigsten Gehilfen nach München an seine Seite. Bülow trat an die Spitze der königlichen Kapelle und der königlichen Musikschule. „Tristan und Isolde“ wurde unter seiner Leitung eingeübt und dargestellt. Er dirigierte ohne Partitur, seinem unfehlbaren Gedächtnis vertrauend. Um ungefähr zu ermessen, was es damit auf sich gehabt, muß man das Werk etwas genauer kennen, wohl das dornenreichste, welches je das Licht der Lampen erblickt hat. Sein gewaltiger Umfang — nahezu fünf Stunden beansprucht die Aufführung — war noch das Geringste. Aber die tausendfach verschlungenen Fäden des um die Leitmotive sich ausbreitenden instrumentalen Tongespinstes und das unorganische Gebröckel des widerspenstigen Sprechgesanges — welche staunenswerte Kraft und Zähigkeit des Willens und des Gedächtnisses, um alles das bis hinab ins kleinste sich anzueignen und als gesicherten, jeder Zeit zur Verfügung stehenden Besitz mit sich im Kopfe umherzutragen!

Von Feinden umringt, hat Bülow, eine vorübergehende Unterbrechung abgerechnet, seine Münchener Doppelstellung bis 1869 behauptet. Man haßte in ihm den Fremden, den verwegenen Neuerer, den rücksichtslosen Spötter, der an allem sein Mütchen kühlte, namentlich auch aus seiner Verachtung des Publikums kein Hehl machte, ihr in zahlreichen von Mund zu Mund gehenden stacheligen Epigrammen Ausdruck lieh. Ein häusliches Ereignis ließ ihn zum Wanderstab greifen. Die Frau, die ihm drei Töchter geschenkt, trennte sich bekanntlich von ihm und reichte Wagner ihre Hand. Er verlebte die nächsten beiden Jahre in Florenz, dort um die Verbreitung und das Verständnis der deutschen Musik bemüht, zog dann als konzertierender Weltfahrer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land — auch den Boden Amerikas hat er betreten — und wurde 1877 zum Hofkapellmeister in Hannover ernannt. Die Bühne war hier wiederum die vornehmste Stätte seiner Thätigkeit. Überall Hecht im Karpfenteiche, allen Kompromissen mit Menschen und Dingen abhold, machte er es seiner Umgebung herzlich schwer, am meisten freilich sich selber. Ein Fegefeuer für das gesamte Personal war jede der gehäuften Proben. Ja, er pflegte sogar während der Aufführungen im Angesicht des verehrlichen Publikums bei unliebsamen Vorkommnissen seine Unzufriedenheit sinnfällig zu äußern, fuhr sich, wenn ein Sänger nicht ganz rein intonierte, entsetzt nach den Ohren, als ob er sie zuhalten wollte, gebot mit unwirsch aufklopfendem Taktstock abzubrechen und die Sache zu wiederholen, wenn das Orchester oder der Chor es an irgend etwas fehlen ließen. Auf meine an die dortige Primadonna gerichtete Frage, wie ihr und den Kollegen der neue gestrenge Kapellmeister behagte, bekam ich zur Antwort: O, der wird uns bald alle verrückt machen.

Die Oper, die gemischteste unter sämtlichen Kunstgattungen, entsprach wenig Bülows innerster Neigung. Diese war der reinen, selbstherrlichen Musik zugewandt, der an

keine Worte gebundenen, mit keiner Handlung verknüpften Sprache der Töne. Nichts konnte ihm darum erwünschter sein, als ein Antrag, der ihn seinem eigensten Beruf zurückgab. Er sollte als herzoglich meiningischer Intendant der Musik die Leitung der Hofkapelle übernehmen und zögerte keinen Augenblick, Folge zu leisten. Hier hatte er nichts mit der Oper zu schaffen, lediglich die instrumentalen Schöpfungen unserer Meister einzuüben und aufzuführen. Je bescheidener die ihm zur Verfügung gestellten Mittel und Kräfte waren, um so größere Bewunderung verdient, was er ausgerichtet. Von 1880 bis 1885 seines Amtes waltend, ist er gleich dem meiningischen Hoftheater mit seinen Leuten mehrfach auf Reisen gegangen, hat mit ihren Thaten in Berlin und Wien Ehre eingelegt. Ich war Ohrenzeuge der von ihm in der deutschen Reichshauptstadt veranstalteten Konzerte. Konnten sie sich auch, was die rein sinnliche Wirkung, die Schönheit und Fülle des Klanges betrifft — diese Dinge hängen weit weniger vom Dirigenten, als von der Güte der Instrumente und der Virtuosität der Spieler ab —, mit den Leistungen der hochbesoldeten königlichen und kaiserlichen Kapellen nicht messen, so ließen sie doch in Rücksicht auf die Zucht des Vortrages, seine Straffheit und Einhelligkeit, auf die Festigkeit des rhythmischen Gefüges, sinngemäße Auffassung, Feinheit und Mannigfaltigkeit der Ausdrucksschattierungen alles bis dahin Gehörte weit hinter sich. Die Primgeiger gaben bei Gelegenheit der vom gesamten Streicherchor ausgeführten, ursprünglich dem großen B-dur-Quartett als Finale zugedachten B-dur-Fuge op. 133 von Beethoven, eines seiner dunkelsten, dornigsten, weltfremdesten Gebilde, das Kunststückchen zum besten, ihren Part auswendig zu spielen. Nur ein sehr spärliches Publikum hatte sich zum ersten Konzert eingefunden. Mit einem bitterbösen Blick die zahlreichen klaffenden Lücken in den Sitzreihen streifend, rief Bülow einem Bekannten zu: „Ei, das sieht ja aus wie eine alte, sehr alte Zahnbürste. Berlin ist zwar noch nicht so weit wie Meiningen, aber es wird auch noch dahin kommen."

Die kleine, stille Thüringer Residenz nimmt einen sehr bemerkenswerten Platz im Lebens- und Entwickelungsgang unseres Künstlers ein. Dort fand er in der Hofschauspielerin Marie Schanzer seine zweite Gattin. Sie schied aus dem bisherigen Wirkungskreis, um ihren neuen, nicht immer ganz leichten Pflichten ungeteilt sich zu widmen. Erst in Meiningen hat sich Bülow die Kunst des Dirigierens völlig angeeignet. Es galt da zunächst, das Instrument herzurichten, auf dem er spielen sollte, den in seine Hand gegebenen rohen Stoff zu formen. Dann mußte er sein Geschöpf beseelen, mehr und mehr vom eigenen Blut und Geist ihm mitteilen, dessen Vermögen durch immer anspruchsvollere Aufgaben stärken und steigern, es gewöhnen, auch dem Schwierigsten und Höchsten wohlgemut die Stirn zu bieten und nicht abzulassen vor allseitigem Gelingen. Solchergestalt unermüdlich andere drillend, belehrend, aneifernd, hat er sich selber zum hervorragendsten Orchesterpädagogen seiner Zeit, zum unübertroffenen Ordner und Lenker musikalischer Heermassen erzogen. Eine bedeutsame Wandlung und Läuterung that sich in seinen künstlerischen Anschauungen und Überzeugungen kund. Die leidenschaftliche Parteinahme für die vor allem durch Wagner und Liszt vertretene Richtung machte ruhiger, jedem wirklichen Verdienst gerecht werdender Unbefangenheit Raum. Mendelssohn kam zu Ehren, ja sogar der vom Bayreuther Meister so gründlich gehaßte, so laut geschmähte Meyerbeer, und mit Brahms wurden immer inniger sich gestaltende Beziehungen angeknüpft.

Nach der Lösung seines dienstlichen Verhältnisses ließ sich Bülow in Hamburg nieder, um, wie es im Testament heißt, „ruhig und angenehm im Kreise seiner Freunde zu leben". Ja gewiß: ruhigere und angenehmere Tage als Berlin mit seinem rastlosen geistigen Getriebe, seiner von Beginn des Herbstes bis tief hinein in den Frühling brandenden und brausenden Tonflut verhieß dem Vielumhergewanderten, bereits den Sechzigen sich Nähernden der Hafen, in welchen er eingelaufen. Vor anderen deutschen Großstädten hat Hamburg mancherlei voraus: die begünstigte Lage, den allgemein herrschenden Wohlstand, die demgemäße behagliche Fülle und Breite des Daseins. Der genius loci, die öffentlichen Einrichtungen,

der Zuschnitt der Gesellschaft gönnen jedem einzelnen zwangloseste Bewegung. Immer glaubt man, etwas vom Atem des Meeres zu verspüren, fühlt man den Antrieb, die Blicke ins Freie und Weite schweifen zu lassen.

Die unmittelbare Nachbarschaft des Sachsenwaldes hat sicherlich bei der Wahl des Wohnorts ihr Wort mitgeredet. Bülow, nichts weniger als autoritätsgläubig, eine durchaus kritisch veranlagte Natur, der verkörperte Geist des Widerspruchs, der Ironie, der Satire, hat dennoch stets den gebieterischen Drang empfunden, bewundernd vor fremder Größe sich zu neigen. So waren ihm ehedem Wagner und Liszt höchste Ideale gewesen, so erschien ihm jetzt Bismarck als der Herrlichste von allen. Diesem eignete er — bei Gelegenheit eines der von ihm geleiteten Berliner philharmonischen Konzerte — in einer das Publikum höchlich überraschenden Standrede die unmittelbar vorher zur Aufführung gelangte, wie allbekannt ursprünglich von Beethoven auf dem später ingrimmig zerrissenen Titelblatt dem ersten Konsul der französischen Republik gewidmete Eroica zu. Er war kurz darauf am 1. April 1892, dem siebenundsiebzigsten Geburtstag des Altreichskanzlers, dessen Gast in Friedrichsruh und dirigierte des Abends in Hamburg abermals die Symphonie. Die Hörer empfingen beim Eintritt in den Saal mit Bismarcks lorbeergeschmückter Büste auf dem Podium eine seltsame Gabe, die uns den ganzen Bülow zeigt mit all seiner Begeisterung und seinen Wunderlichkeiten. Sie bestand in einem Blatt, auf welchem einige Takte des Werkes zu lesen waren, dabei die Worte:

Des Volkes Hort,
Heil dir, o Held,
Es schuf dein Wort
Die neue deutsche Welt!
Bis in des Reiches Mark
Fortan gen jeden Feind
Gewappnet stark
Hast du uns geeint!

Oben, über dem Namen „Bismarck“, der Name „Bonaparte“, dick durchstrichen. Ganz unten die Anmerkung: „für Korrektur bürgt der Abschreiber Hans von Bülow. April 1892.“

Das in einem der schönsten Stadtteile belegene Heim des Künstlers bot ihm die Aussicht auf die Lombardbrücke und die breite, stets von kleinen flinken Dampfern, den Hamburger Wasseromnibussen, von Kähnen und Gondeln jeder Art und Größe belebte Fläche der Alster. Die Einrichtung war ebenso prunklos wie stilvoll. Auf dem Bechsteinschen Flügel stand die Büste Beethovens, auf dem großen Schreibtisch von Eichenholz Bismarcks Statuette. Die ansehnliche Bibliothek, in der neben der poetischen Produktion aller Völker und Zeiten fast sämtliche Gebiete der Wissenschaft vertreten waren, gab Zeugnis von den litteraturfreundlichen Neigungen des Hausherrn. Bücher bildeten stets einen beträchtlichen Teil seines Reisegepäcks. Ein geräumiger Käfig mit zahlreichen gefiederten Insassen trug die Aufschrift: „Konzerthaus für das Bülowsche Hausorchester.“ Den Vogel Bülow zeigte das Petschaft, dessen sich der unermüdliche Briefschreiber zu bedienen pflegte.

Die doppelte Thätigkeit des Klavierspielers und des Dirigenten beschränkte sich keineswegs auf Hamburg. Namentlich in dem öffentlichen Tonleben Berlins hat er bis zum Winter 1892/93 die erste Stelle eingenommen. Die großen Aufführungen des Philharmonischen Orchesters, jeden Winter zehn an der Zahl, verdanken ihre höchste Blüte seiner Leitung. Nachdem er diese niedergelegt, wurden sie durch die von ihnen jahrelang völlig in den Schatten gestellten Symphoniesoireen der königlichen Kapelle sehr rasch aus der Gunst des Publikums verdrängt. Keine Einseitigkeit, keine Vorliebe für die Stürmer und Dränger der neudeutschen Schule machte sich in den Programmen bemerklich, die, fiel auch wie billig auf Beethoven der Löwenanteil, eine mustergültige Auslese aus den bis zum Rande gefüllten Schatzkammern der in Tönen denkenden und dichtenden Kunst darboten, den Klassikern nicht minder gerecht wurden als den Romantikern und auch dem zeitgenössischen Schaffen liebevollste Beachtung schenkten. Neben den symphonischen Werken gönnten sie Raum dem künstlerisch berechtigten Virtuosentum.

Nicht bloß an diesen musikalischen Festabenden hat Bülow — Volks-, nicht Hofkapellmeister zu sein, gereichte ihm zum Stolz — den Taktstock in der Philharmonie ge-

schwungen, auch in den allda dreimal wöchentlich veranstalteten, dank dem niedrigen Eintrittsgeld den weitesten Kreisen zugänglichen, sogenannten populären Konzerten ist er bisweilen am Dirigentenpult erschienen. Als bei einem Anlaß der Art nach dem Vortrag von Meyerbeers Struensee-Ouverture die nicht enden wollenden Beifallsbezeigungen ein Dakapo begehrten, rief er der Kopf an Kopf gedrängten Menge zu: er würde ihr das Vorspiel zum „Propheten" vorführen, aber nicht wie es im „Cirkus Hülsen" (dem königlichen Opernhause) zu Gehör käme. Wegen dieses unbesonnenen Wortes entzog man ihm den Titel eines königlich preußischen Hofpianisten. Auf die Rückseite des Erlasses, der ihn davon in Kenntnis setzte, warf er allerlei von der Stimmung des Augenblicks eingegebene, nicht sehr ehrerbietige Glossen. Einige Zeit war inzwischen vergangen, der Generalintendant von Hülsen gestorben, an dessen Stelle Graf Hochberg getreten, jenes Schriftstück durch das Spiel des Zufalls in fremde Hände geraten. Im März 1887 fand die erste Aufführung der Rüferschen Oper „Merlin" statt. Bülow, der sich nichts Neues entgehen ließ, wollte ihr beiwohnen; doch eben im Begriff, seinen Parkettplatz einzunehmen, wurde er von einem Beamten des Hauses bedeutet, dasselbe sofort zu verlassen. Er hatte damals eine Reihe von Beethovenvorträgen angekündigt und trat am folgenden Abend in der Singakademie auf. Vor Beginn jedes einzelnen der im Programm verheißenen Stücke pflegte er ein paar leise, das Auditorium zu erneuter Aufmerksamkeit mahnende Griffe in die Tasten zu thun. So geschah es auch, als der pathetischen Sonate die kleine seelenvergnügte in B-dur folgen sollte. Es waren aber die Anfangstakte der mutwilligen F-dur-Arie des Figaro „se vuol' ballar il signor contino", die sich diesmal vernehmen ließen. Die meisten der Anwesenden überhörten die Sache und erfuhren erst nachträglich durch die Berichte der Zeitungen, von denen keine den ausgesuchten Leckerbissen sich entgehen ließ, welche Bewandtnis es damit gehabt.

Das schöne Sinnbild mit der brennenden Kerze und dem Motto „aliis serviens consumor", die Mehrzahl der Künstler, zumal der darstellenden, darf es für sich beanspruchen. Mark und Nerven der Freudenspender zahlen die Kosten für die uns von der Bühne herab, im Konzersaal gebotenen Genüsse. Bülow hat sich verzehrt in den mit seinem Beruf unzertrennlich verbundenen Anstrengungen und stürmischen Aufregungen. Immer wieder mußte er an ärztlichen Beirat sich wenden, klimatische Kurorte, Wasserheilanstalten, die verschiedensten Zufluchtsstätten müder, kranker Menschen aufsuchen. Als gar nichts mehr anschlug, schickte man ihn Ende Januar 1894 nach Ägypten. Er ist in Kairo den 12. Februar, wenige Tage nach seiner Ankunft, seinen Leiden erlegen. Die Leiche wurde nach Hamburg gebracht und letztwilliger Verfügung gemäß dem Feuer übergeben.

Der kürzlich verstorbene Philipp Spitta, der im Lehrplan der Berliner Universität und der königlichen Hochschule für Musik die Geschichte der Tonkunst vertrat, konnte seinen Schülern gar nicht genug die Mahnung einschärfen: das Talent sei etwas, aber der Fleiß sei alles; und Bülow äußerte einmal, da ihm die Natur kein Talent in die Wiege gelegt, habe er sich eins gemacht. Zu stolz, um eitel zu sein, zu klug, um sich mit Dingen zu befassen, denen er sich nicht völlig gewachsen fühlte, ist er als Komponist sehr einsilbig gewesen. Er hat sich als solcher durch eine Ouverture zu Julius Cäsar, eine Ballade für Orchester „Des Sängers Fluch", eine symphonische Dichtung „Nirwana", eine Frucht seiner Beschäftigung mit Schopenhauer, auch durch etliche Klavierstücke bethätigt, wohl hauptsächlich um den Beweis zu liefern, daß er, wie es jedem Berufsmusiker, ob Spieler, Kapellmeister, Lehrer, geziemt, das Handwerkszeug der Satzkunst in seiner Gewalt gehabt. So oft er auch öffentlich am Flügel erschienen, eine eigene Komposition hat man nie von ihm gehört. Nach dem Grunde gefragt, meinte er, es gäbe ja Besseres in Hülle und Fülle.

Wir verdanken ihm mehrere Studienwerke. Er hat die letzten Sonaten von Beethoven, Clementis Gradus ad Parnassum, ausgewählte Cramersche Etüden mit Vortragsbemerkungen herausgegeben. Im Gegensatz zu Liszt, der bis in die letzten Tage stets eine Schar von Schülern und Schülerinnen um sich gehabt, ließ er sich in den späteren

Lebensjahren nur ausnahmsweise herbei, Klavierunterricht zu erteilen. Bloß wenn ein Talent seine besondere Teilnahme gewann, schenkte er ihm einige Stunden, und zwar im buchstäblichen Sinne des Wortes, gleich dem weimarischen Meister, ohne Entgelt. Etwas treuer blieb er einer anderen Jugendgenossin: der Musikschriftstellerei. Er hat diese allerdings bei weitem nicht in dem Umfang geübt wie Schumann, Wagner, Liszt, sondern nur gelegentlich, sprunghaft, durch irgend welchen Anlaß unwiderstehlich gereizt. Als bedeutsamer Beitrag zu seiner Charakteristik würde eine Sammlung seiner in einer Menge von Zeitungen und Zeitschriften zerstreuten Artikel höchlich willkommen sein. Was den objektiven Wert betrifft, so bieten sich uns in bunter Reihe fruchtbare Gedanken, feinfühlige Bemerkungen, scharfsinnige Urteile, ungestüme Übertreibungen, geistreiche Paradoxen. Ein polemisches Element tritt beinah durchweg zu Tage: Schreiben war für Bülow ungefähr gleichbedeutend mit Kämpfen.

Wie sehr auch unsere Zeit an schöpferischem Vermögen hinter der begnadigten Vergangenheit zurücksteht, fast auf sämtlichen Gebieten der ausführenden Kunst, vielleicht mit einziger Ausnahme des Sologesanges, darf sie sich unermeßlicher Fortschritte rühmen. Welche breite tiefe Kluft zwischen dem Virtuosentum alten Stils und dem heutigen! Ausschließlich am Herzen lag jenem das eigene liebe Ich. Seine Konzertprogramme waren überaus armselig, schal, fade. Die zum Vortrag gebrachten Stücke pflegte es sich regelmäßig selber herzurichten, dabei lediglich auf sein unersättliches Bravour- und Beifallsbedürfnis bedacht. Ließ es sich wirklich einmal zu Gediegenerem herbei, so war, was aus den Tönen sprach, nicht die Seele des Komponisten, sondern der Herren eigener Geist. Ja noch mehr, sie fälschten nicht bloß den Stimmungsgehalt der in ihre Hände geratenen Werke, sie hatten auch gegenüber den ihnen schwarz auf weiß vorgeschriebenen Noten ein sehr weites Gewissen. Ich bin vor vierzig Jahren noch Zeuge gewesen, wie einer der hervorragendsten Geiger seiner Zeit, Vieuxtemps, dem wehmütig innigen zweiten Hauptmotiv im letzten Satz der Kreutzersonate ein kokettes Bärtchen, dem Fis den Vorschlag DE anheftete.

Das ist jetzt ganz anders geworden. Die bloße Fingerfertigkeit feiert keine Triumphe mehr. Wir sehen unsere Klavier- und Violinspieler wetteifernd geschäftig, nur Gutes und Bestes ihrem Publikum darzubieten, überall das innerste Wesen der Aufgabe zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen bestrebt. Ihr heißes Bemühen um volles Verständnis mag sich auch nicht das Kleinste entgehen lassen. Kein Philologe versenkt sich gewissenhafter in den Sinn seines zu erläuternden griechischen oder lateinischen Textes, als sie in die Deutung ihrer geliebten Meister.

Die Orchesteraufführungen in Betracht gezogen, gelangen wir bei einer Vergleichung zwischen sonst und jetzt zu ganz ähnlichen Ergebnissen. Haydns, Mozarts, zumal Beethovens Symphonien werden dem lebenden Geschlecht in einer vordem unerreichten Vollkommenheit geboten. Der Grund liegt teils in der, dank unseren zahlreichen Konservatorien so weit verbreiteten, so hoch gesteigerten Tüchtigkeit der Spieler, aber noch um vieles mehr in dem gediegeneren Wissen und Können der Dirigenten. Früher handelten diese nach dem Worte: Der Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt. Sie verließen sich auf ihre musikalische Empfindung und auf ihre technische Gewandtheit. Ihnen genügte, ihre Leute zu pünktlicher Beachtung der hinsichtlich des Zeitmaßes, der dynamischen Schattierungen vom Komponisten ausdrücklich gegebenen Vorschriften anzuhalten. Solcher Naivetät ist die große Mehrzahl unserer Kapellmeister entwachsen. Sie vertiefen sich mit unermüdlichem Eifer in das Studium ihrer Partituren, haben gelernt, nicht bloß in, sondern auch zwischen den Zeilen zu lesen, sind angethan mit dem gesamten Rüstzeug der Kompositionslehre, der Kunstgeschichte, der Ästhetik, sind bewandert in den Biographien aller hervorragenden Musiker, wissen sehr gut, unter welchen Bedingungen jedes Werk entstanden, und verwerten diese ganze Summe von Einsicht und Kenntnissen für ihre Thätigkeit.

Bülows Persönlichkeit ist darum so typisch, weil sie uns das Musterbild des modernen Virtuosen und des modernen Orchesterleiters

vor die Augen stellt. Der ersten, in manchem Betracht noch unfertigen öffentlichen Leistungen des Klavierspielers habe ich schon gedacht. Ihre lehrhafte Vordringlichkeit, ihr demonstratives Wesen, die gleichsam mit dem Seciermesser den Knochenbau, das innerste Adern- und Nervengeflecht jeder Komposition bloßlegende, das Ganze in lauter Einzelheiten zerschneidende Absichtlichkeit, die übermäßige Betonung der Gegensätze, namentlich das aus den unwilligen Saiten herausgestochene gewaltsame Forte und Fortissimo — soll doch der Spieler das Instrument genau wie ein ihm teuerstes lebendiges Geschöpf behandeln, in die Tasten greifen, als drückte er die Finger der Geliebten oder die seines besten Freundes — alles das ließ den Hörer zu keinem rechten Genuß kommen. Doch im Verlauf der Zeit gesellten sich mehr und mehr zur durchgeistigten Auffassung das mütterliche Urelement aller Kunst: die sinnliche Schönheit zur Schärfe der Zeichnung, zur bunten Mannigfaltigkeit der Farben die ausgleichende und versöhnende Harmonie. Nie hätte man den kleinen, zarten, scheinbar kaum eine Oktave spannenden Händen so eiserne Kraft, so siegreiche Ausdauer, so ausbündige Bravour zugetraut. Jeder Stilgattung wurden sie in mustergültiger Weise gerecht, der im Vollgenuß ihres Vermögens schwelgenden, im wildesten Wirbeltanz blitzschneller Passagen und wuchtiger Accordmassen sich tummelnden Virtuosität, der Anmut süßen, melodischen Geplauders, freundlich das Ohr liebkosenden Tonspiels, vor allem den Idealgebilden Bachs und Beethovens. Das Ende der mehrstündigen, nur durch kurze Pausen unterbrochenen Konzertabende fand sie noch ebenso rüstig und thatenfroh, als ob sie sich eben zur Arbeit anschickten.

Vor dem Publikum hat Bülow nie anders als aus dem Gedächtnis gespielt, und das ist seitdem erfreulicherweise allgemeine Sitte geworden. Wer sich öffentlich hören läßt, soll die Noten im Kopfe, nicht den Kopf in den Noten haben. Denn nur einer, der seine Sache auswendig weiß — die französische Bezeichnung par cœur ist ungleich zutreffender als die deutsche —, hat sie auch ganz inwendig.

Viel ist gestritten, ob Bülow oder Rubinstein der Größere sei. Mich dünkt, sie halten sich, jeder der beiden in seiner Totalität betrachtet, durchaus die Wage. Ich möchte den einen den vornehmsten Klassiker, den anderen den ersten Romantiker nennen unter sämtlichen Klavierspielern, die uns im letzten Menschenalter begegnet. Ihre höchsten Triumphe feiert die ausführende Kunst, wenn sie wie eine begeisterte Improvisation auf uns wirkt, und keiner hat uns die holde Täuschung häufiger bereitet als Rubinstein. Stets fühlte man sich unwiderstehlich hingerissen, war der Genius des Augenblickes ihm besonders gewogen, oder brachte er Stücke seiner Lieblinge zum Vortrag. Was da die Finger den alles gewährenden Tasten entlockten, glich einem ununterbrochenen elektrischen Glühen und Sprühen. Zum einheitlichen, von wärmstem Leben durchströmten Organismus verwachsen, schien das Klavier mit dem Spieler, Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut, jede Saite ein vibrierender Nerv. Aber: gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie — es stand nicht in seiner Macht. Manchmal mußten wir gewahren, daß er die Komponisten, statt ihnen als treuester, liebevollster Anwalt zu dienen, ungefähr behandelte, wie ein herrischer, launenhafter Gebieter seine Leibeigenen. Bei Bülow blieben derlei Heimsuchungen dem Hörer gänzlich erspart, wurde dieser nie aus dem wohlthuenden Glauben an eine mit unfehlbarem Gelingen alles und jedes erfassende und gestaltende Sicherheit aufgestört.

Die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Meistern des Klavierspiels zeigen uns das Bild gegenseitiger neidloser Anerkennung. Als der deutsche Künstler im April 1864 in Petersburg auftrat, dirigierte der russische, und als dieser gegen Ende des nämlichen Jahres in München sich hören ließ, fand der umgekehrte Fall statt, schwang der andere, der die unentgeltliche Mitwirkung der königlichen Kapelle zur Kabinettsfrage gemacht, den Taktstock. Sie haben sich auch damals zur gemeinschaftlichen Ausführung der genialen Schumannschen B-dur-Variationen für zwei Klaviere vereinigt. „A. R.s Persönlichkeit hat mich bei jedem neuen Zusammentreffen stets lisztgleich fasciniert, mich imponierend-sympathisch berührt. . . . Unter den

wenigen immakulirten satisfecits, die ich mir auszustellen habe, steht obenan meine künstlerische Zeitgenossen-Pflichterfüllung gegen den genialen, einzigen successeur von Liszt am Flügel." So heißt es in einem der Briefe Bülows. Er hat auch mehrfach dem Komponisten Rubinstein öffentlich das Wort geredet. Dessen Stil sei Beethovenscher als der Mendelssohnsche, durchsichtiger als der Schumannsche, geschmackvoller und tiefer als der Hillersche.

Vielleicht noch bewundernswürdiger denn als Pianist war Bülow als Leiter des Orchesters. Die Kunst des Dirigierens setzt eine Vereinigung sehr mannigfaltiger Eigenschaften voraus. Mit der Kenntnis und dem Verständnis der Partituren, mit der Feinfühligkeit der nachempfindenden Phantasie ist es da keineswegs allein gethan. Man kann ein recht guter Musiker, sogar ein hochbegnadeter Komponist sein und doch in der Handhabung des Taktstockes von dem ersten besten, der Handwerksgriffe kundigen Kapellmeisterlein bei weitem in den Schatten gestellt werden. Schumann war bekanntlich ein sehr übel beratener, sehr unbeholfener Dirigent. Ihm fehlte nicht bloß die Schärfe der sinnlichen Wahrnehmung, sondern auch die Fähigkeit, immer und überall die Fühlung mit seinen Leuten zu gewinnen und zu behaupten, ihnen zu imponieren, ihrem Begriffsvermögen seine Absichten verständlich, ihren Willen dem seinigen unterthänig zu machen, mit einem Wort, die Eignung zum Lenker musikalischer Massen, zum Feldherrn im Reich der Töne.

Für jeden Sachkundigen war es überaus genußreich, wie Bülow in den Proben und den Aufführungen seines Amtes waltete. Was auch die Komponisten in ihre Noten hineingeheimnist, nichts entging seinem untrüglichen Spürsinn. Straffste Mannszucht herrschte im Orchester, das ihn zugleich fürchtete und liebte. Zu unermüdlicher Wachsamkeit des allgegenwärtigen Ohres gesellte sich eiserne Willenskraft und zähe Ausdauer. Er hat auch das Publikum Mores gelehrt. Wenn jemand sich beikommen ließ, im Verlaufe eines Musikstückes den Saal zu betreten oder zu verlassen, wenn eine Dame Unfug mit ihrem Fächer trieb oder der Nachbarin leise etwas zuflüsterte, dann trafen die Sünder und Sünderinnen Blicke, deren stumme Sprache, in Worte übersetzt, Grund zu einer Klage wegen schwerer Beleidigung gegeben hätte. Als nach einer Aufführung von Liszts symphonischer Dichtung „Die Ideale" die große Mehrzahl der Hörer gegen den von einigen langhaarigen Jünglingen erhobenen unmäßigen Beifallslärm Widerspruch einlegte, herrschte ihr Bülow zu — auch er selber war damals noch jung an Jahren —: Die Zischer möchten sich entfernen.

Oberstes Gebot war ihm bei der Wiedergabe jedes Werkes das suum cuique. In den der Kammermusik noch so nahe stehenden, das ruhige, behagliche Sichgenügen einer von der Unrast, der Erregbarkeit der kommenden Geschlechter unberührten Zeit uns vor die Seele bringenden Haydnschen Symphonien erschien alles, die Behandlung der Tempi, der dynamischen Schattierungen weniger vordringlich, um vieles ausgeglichener als in den Sachen neueren und neuesten Datums, das Allegro minder atemlos, das Adagio minder schwer gewogen, das Forte schwächer, das Piano kräftiger. Wie schäumte und sprudelte, jauchzte und klagte es dagegen aus den Schöpfungen unserer Romantiker, z. B. aus der Euryanthe-Ouverture! Zu überzeugendstem, hinreißendstem Ausdruck gelangten ihr Schwung und ihr Feuer, ihr ritterlicher Glanz und ihre minnigliche Verzückung, ihr Schwertergeklirr und ihr süßes Liebesgeflüster. Die Ouverture reiht sich, wie man weiß, aus Stellen der Oper zusammen. Die ihnen in ihr das Geleit gebenden Worte schien das Orchester auf den Lippen zu tragen. Hier glaubte man, „ich bau auf Gott und meine Euryanthe", dort „o Seligkeit, ich faß dich kaum" aus dem Munde der Instrumente zu vernehmen. In dem die Geheimnisse eines Grabes verratenden H-moll-Satz durchschauerte das geisterhafte Pianissimo Mark und Nerven der Hörer. Und hinwiederum Beethoven mit seiner allgewaltigen und doch heldenhaft gebändigten Leidenschaft, seinem zum Ethos geläuterten und verklärten Pathos!

Zu belehren ist die Aufgabe der Kunstwissenschaft, aber die Kunst selber will nur erfreuen, allerdings im edelsten Sinne des Wortes. Dem nach Anblick und Genuß der Schönheit durstigen Menschen deren holdes

Antlitz enthüllend, erhebt sie uns himmelhoch über den gemeinen Kampf ums Dasein, über die alltägliche Not und Plage, befreit sie die im engen Käfig des eigenen Ichs mit seinen kleinlichen Sorgen und Bedürfnissen eingesperrte Seele, auf daß sie die Schwingen entfalte, erlöst emporschwebe zu einem erträumten besseren Jenseits. Freilich unsere superkluge, der sie beschränkt dünkenden Schillerschen Gedankenwelt entwachsene Zeit hat solchen Idealismus als zugleich naiven und sentimentalen Wahn unter die Kinderkrankheiten der Ästhetik, unter die längst abgethanen Jugendeseleien verwiesen. Von irgend welcher Selbstherrlichkeit der schöpferischen Phantasie will sie nichts mehr wissen. Wert und Bedeutung hat für sie alle Kunst, die in Formen und Farben bildende, die in Worten, ja sogar die in Tönen redende, nur wenn sie als treue Magd der Wirklichkeit deren Konterfei dienstfertig auffängt und uns vorhält.

Doch wohin bin ich geraten! Hier sollte bloß an einige die Grenzen zwischen Kunst und Kunstwissenschaft verwirrende Erscheinungen in unserem öffentlichen Tonleben erinnert werden. Dahin gehören die historischen Konzerte, die uns über Charakter und Entwickelungsgang der Produktion innerhalb einer bald weiter, bald enger gefaßten Periode durch eine Musterlese aus deren Schöpfungen belehren wollen und damit der Musikgeschichte ins Gehege kommen. Es geschieht ferner sehr häufig, daß man Werke, einzig für das Studium, das Bildungsbedürfnis des Berufsmusikers bestimmt, dem großen Publikum auftischt, das oft genug, um an seiner Kennerschaft keinen Zweifel zu lassen, gute Miene zum bösen Spiel macht. Zwitterhafter Natur sind auch die nach dem Arbeitsfeld des Biographen schielenden Komponistenabende. Der Reiz des Wechsels, der Mannigfaltigkeit, der Gegensätze gehört notwendig zum Wesen alles künstlerischen Genießens. Den einzigen Beethoven ausgenommen, erträgt es kein Instrumental-, zumal kein Klavierkomponist, nicht Brahms, nicht Schumann, nicht Chopin, ausschließlich die Kosten zu bestreiten für die Ausführung eines auf die Dauer mehrerer Stunden berechneten Programmes. Den zu solcher Ehre erkorenen Tondichter und nicht minder den Hörer vergewaltigen alle Veranstaltungen derart.

Man kann Bülow nicht den Vorwurf ersparen, daß er die Aufgaben des Konzertgebers und die des musikalischen Lehrers und Erziehers bisweilen verwechselt und miteinander vermischt hat. Aus seiner Behandlung der dargebotenen Stücke war gewiß der didaktische, professorenhafte Zug mehr und mehr verschwunden, aber nicht immer aus seinen Programmen. Jeder wird es sicherlich in der Ordnung finden, wenn er ganze Vortragscyklen lediglich den Beethovenschen Sonaten gewidmet, denn diese umspannen und durchmessen das ganze überhaupt der Gattung zugängliche Ausdrucksgebiet. Das Üble war nur, daß er sie in chronologischer Reihenfolge, nach den drei Stilperioden geordnet zum Vortrag brachte. Namentlich die völlig erdenentrückten, gleichsam körperlosen fünf Spätwerke, ohnehin viel mehr geeignet zum Gebete im einsamen Kämmerlein als für die weite, zerstreuende Öffentlichkeit, konnten nimmermehr, solchergestalt heruntergespielt, zu der jeder von ihnen gebührenden Geltung gelangen. Höchstens ein einziger dieser höheren Friedensboten aus einer besseren Welt hat Raum in dem Rahmen eines Konzertes, und nachdem er die Lippen geschlossen, darf kein anderer mehr zu Worte kommen. Als hohe Schule für das Verständnis Beethovens war sicherlich die Sache von unschätzbarem Wert, und darum pflegten auch die Klavierlehrer und -lehrerinnen samt ihren Zöglingen immer in großer Zahl zur Stelle zu sein. Wohin sich der Blick wandte, überall aufgeschlagene Notenhefte und emsig kritzelnde Bleistifte.

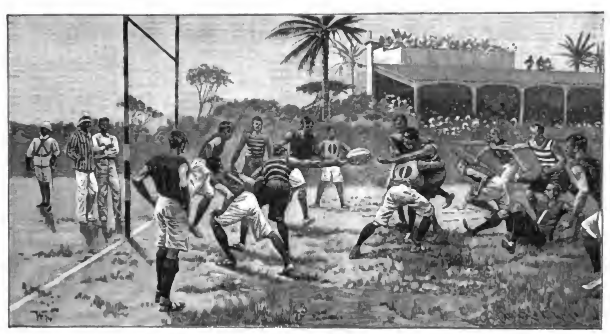
Hier gleich noch ein ähnlicher Fall. Bülow brachte zweimal hintereinander in einem der Berliner philharmonischen Konzerte die neunte Symphonie zur Aufführung. Allen, die gekommen, um zu lernen, die eigene Auffassung des Werkes durch die Vergleichung mit der des Dirigenten zu befestigen, zu vertiefen, zu berichtigen, war zweifellos damit höchlich gedient, aber den naiven, nicht nach Belehrung, sondern nach Genuß begierigen Hörer konnte die Sache nur ernüchtern und abkühlen. Es gilt das in gewissem Maße von jedem Dakapo. Seine stimmungsfeindliche Wirkung erklärt sich aus dem innersten Wesen der künstlerischen Illusion, zu deren Faktoren auch der Reiz der Überraschung ge-

hört. Was wir im Theater, im Konzertsaal vernehmen, soll uns ergreifen wie eine plötzliche Offenbarung, wie eine Art Wunder. Die unmittelbare Wiederholung zerstört notwendig den holden Zauber. Und nun gar wo es sich um die gigantischste Tonschöpfung Beethovens handelte, in ihrem Empfindungsgehalt der C-moll-Symphonie verwandt, nur noch in viel tiefere Abgründe hineinreichend, zu unendlich höheren Regionen sich aufschwingend! Beiden könnte man die Überschrift geben: per aspera ad astra, durch Kampf zum Sieg, aus Nacht zum Licht, aus Irrungen und Wirrungen zur Wahrheit und Klarheit. Wer die Neunte in der rechten Weise hingenommen, wahrlich, der begehrt nichts weiter zu hören und am allerwenigsten zum zweitenmal sie selber. Raum ist in ihm bloß noch für einen Wunsch, für ein Verlangen: die empfangenen Eindrücke in seligem Nachgenießen harmonisch ausklingen zu lassen.

Bülow, der als Klavierspieler und als Orchesterleiter seine stürmische Natur so siegreich gezügelt und bemeistert, in Rücksicht auf ruhige Objektivität des Vortrages dem Berufsgenossen ein leuchtendes Vorbild gewesen, er pflegte im täglichen Leben der Stimmung des Augenblickes, jeder Schwingung der so leicht erregbaren Nerven, jedem Ungestüm des so rasch aufwallenden heißen Blutes widerstandslos zu gehorchen. Von seiner schriftstellerischen Thätigkeit, dem in ihr stark hervortretenden subjektiven Zug war schon die Rede. Noch um vieles mehr zeigten diesen Stempel des rein Persönlichen seine brieflichen und mündlichen Äußerungen mit ihrem im guten und üblen Sinn geistreichen Wesen, der Fülle an eigenen Gedanken, an scharfen Beobachtungen, an mannigfachstem Wissen, mit ihren wunderlichen Gedankensprüngen und massenhaft gehäuften Antithesen, den verschwenderisch gepfefferten und gesalzenen Ausfällen nach jeder Richtung, den fast ununterbrochenen, keineswegs lauter rauchloses Pulver verpuffenden Feuerwerken des Witzes. Dazu die Unrast, das Flimmernde und Schillernde des Ausdruckes, das krause Satzgefüge, die kühnen Wortbildungen, die verwegenen Wortspiele, der stets dem übermäßigen Gebrauch der Fremdwörter entströmende vordringliche Moschusduft.

Zu Bülows zahlreichen Absonderlichkeiten gehörten auch seine vom Podium an das Publikum gerichteten Standreden. Er hätte gewiß besser gethan, nur in Tönen zu diesem zu sprechen. Manches überflüssige, ja unziemliche, den vom Musiker stets aufs gewissenhafteste beachteten Geboten des Taktes gröblich zuwiderlaufende Wort — so das bereits erwähnte vom „Cirkus Hülsen“ — ist bei solchen Gelegenheiten gefallen und hat viel unnützen Staub aufgewirbelt. Eines muß indessen hervorgehoben werden: eigennützige Berechnung, der Wunsch, Aufsehen zu erregen, in den Mund der Leute zu kommen, kurz, Reklame zu machen, ist dabei nie im Spiele gewesen. Jene von der Gegenwart längst vergebenen und vergessenen Herzensergießungen waren zumeist unbesonnene Kinder des Augenblickes, wurden gewöhnlich durch irgend welchen zufälligen Anlaß hervorgerufen.

Zwei der häßlichsten Eigenschaften, gemeinhin von allem Virtuosentum gezüchtet und großgefüttert und darum auch so häufig den Helden der Bühne und des Konzertsaales anhaftend: sich spreizende Gefallsucht und nimmersatte Habgier — sie hatten überhaupt gar keinen Teil an dem Wesen unseres Künstlers. Wie viel des Seltsamen, des Befremdlichen, des Anstößigen auch dasselbe auf seiner Oberfläche zeigte, der Kern war echt, edel, gediegen. Die Natur der meisten Menschen, zumal der bedeutenderen, läßt sich eben nicht einfangen in ein paar dürftige Prädikate, nicht durch eine einfache algebraische Formel sich veranschaulichen, sondern hat Raum für mannigfaltige Widersprüche und Gegensätze. Reichlichen Beitrag zu dieser uralten, ewig neuen Erfahrung liefert auch Bülows Persönlichkeit, die deshalb neben der rein ästhetischen auch die psychologische Betrachtung in hohem Maße anzieht und fesselt. Hier konnte sie nur mit wenigen knappen Strichen skizziert werden. Ihr von berufener Hand ausgeführtes, lebensgroßes Konterfei wird vermutlich nicht lange auf sich warten lassen.



Fußball spielende Soldaten.

# Die Engländer in Indien.

Von

## A. von Engelnstedt.

II.

England hat sich, namentlich seitdem die Regierungsgewalt von der Indischen Compagnie an die Krone übergegangen, unendliche Verdienste um das indische Reich erworben. Während Seuchen, Hungersnot und Kriege ehedem entsetzliche Verwüstungen anrichteten, religiöse Verirrung ungezählte Opfer verschlang, erfreut es sich unter englischer Regierung heute einer wohlgeordneten Verwaltung und steigenden Wohlstandes. Allein in den letzten dreißig Jahren hat Indien mehr als 328 Millionen Lstrl. oder 6560 Millionen Mark in Gold und Silber aufgespeichert. Ein stellenweis dichtes Netz von bis vor wenigen Jahren lediglich nach Verkehrsrücksichten angelegten Eisenbahnen, Straßen und Kanälen überzieht das Land. Schulen und Universitäten sind überall gegründet, und die großen Städte — Kalkutta, Bombay und Madras — können als Muster wohlverwalteter Städtewesen gelten. Trotzdem fühlt sich England neuerdings in dem Besitze des Landes weniger sicher als je zuvor, nicht etwa weil sich Rußland besonderer Sympathien in der indischen Bevölkerung erfreut, deren gebildeterer Teil das russische Reich kaum mehr als dem Namen nach kennt, sondern weil einerseits Engländer und Inder sich noch genau so schroff, wenn nicht schroffer, gegenüberstehen als vor zweihundert Jahren, andererseits aber das Ansehen Englands in Asien durch seine schwächliche Politik den Afghanen und Russen, in neuester Zeit auch den Franzosen in Siam gegenüber, unendlich zurückgegangen ist. Ohnehin stehen die Engländer und Inder in denkbar schärfstem Gegensatz zueinander, denn die ersteren fühlen sich als Vertreter der höchsten europäischen Civilisation, die letzteren der höchsten asiatischen Kultur und sind noch dazu durch religiöse Vorurteile beherrscht. Beide sind so von dem Gefühle ihrer eigenen Überlegenheit durchdrungen, daß von keinem ein Entgegenkommen zu erwarten ist.

Stolz, durchfahrend und schroff, nur auf die Wahrung der eigenen Interessen bedacht,

ist der Engländer nicht geeignet, Sympathien einzuflößen. Da zudem ein geselliger Verkehr zwischen den Angehörigen beider Nationen nicht besteht, kommen eben jene rauhen Außenseiten in seinem Charakter weit mehr zur Geltung als die großen inneren Vorzüge. Noch heute ist der Brite ein Fremder in dem seit Jahrhunderten eroberten Lande. Ja, die Annäherung zwischen Engländern und Indern ist heutzutage noch geringer als in früheren Zeiten. Vor Übernahme der Regierung durch die Krone war es nicht ungewöhnlich, daß ein Beamter für ein Vierteljahrhundert ohne Unterbrechung in Indien verblieb. Er wurde dadurch angeleitet, Indien als seine zweite Heimat zu betrachten, sich mit dem Volke eins zu fühlen und an seinen inneren Angelegenheiten Anteil zu nehmen. Er hatte Zeit und Gelegenheit, seine Zuneigung zu gewinnen. Jetzt dagegen eilt er mit Hilfe von Eisenbahnen, Schnelldampfern und des Suezkanals nach England, selbst wenn er nur vier Monate Urlaub hat, um nach dreiwöchiger Reise zwei Monate daheim zuzubringen und dann ebenso rasch nach dem Lande seiner Verbannung zurückzukehren.

Besonders schwer fällt allerdings die Thatsache ins Gewicht, daß die Zahl der in Indien lebenden Engländer, im Vergleich zu der Masse der Eingeborenen, so verschwindend klein ist, daß überhaupt der einzelne, der Kaufmann, der Beamte, der Offizier, nur für einige Jahre nach Indien kommt, um in die Heimat zurückzukehren, sobald er aus Handelsgewinn, fetten Gehältern und Pensionen ein entsprechendes Vermögen angesammelt hat. Freilich ist das Klima im allgemeinen für eine Massenansiedelung von Europäern nicht geeignet, dennoch finden sich weite Strecken, wo Engländer sich ohne Schädigung ihrer Gesundheit dauernd niederlassen könnten.

Haben wir bei vorstehend Gesagtem ausschließlich die Hindus im Auge gehabt, so bleibt uns noch der früheren Beherrscher Indiens, der Mohammedaner, zu gedenken, welche von vielen Seiten als das gefährlichste Element in Indien angesehen werden. Von den fünfzig Millionen Moslemin Indiens wohnen einunddreißig Millionen in den nordöstlichen und nordwestlichen Grenzprovinzen, und zwar achtzehn Millionen im eigentlichen Bengalen, dreizehn Millionen im Punjab und Sindh. In allen übrigen Teilen des Reiches leben noch etwa neunzehn Millionen Anhänger des Islams in den sogenannten Nordwest-Provinzen um Delhi, Agra, Allahabad und Audh unter einer unendlich überlegenen Zahl von Hindus zerstreut. Dennoch kommen gerade diese letzteren wegen ihres religiösen Zusammenhanges mit den Afghanen, beziehungsweise wegen ihres Einflusses im oberen Gangesthal vorwiegend in Betracht. Der Stolz auf ihre Rasse, ihre Religion und die Erinnerung an ihre große Vergangenheit machen sie zu Gegnern der Engländer. Sie werden daher nur so lange treu bleiben, als ihre eigenen Aussichten auf eine herrschende Stellung gering sind.

Direkt feindselig gesinnt sind zunächst die zahlreichen militärischen Abenteurer und Glücksritter — meist Mohammedaner —, die seit Jahrhunderten in den indischen Heeren und an den indischen Höfen die allgemeine Verwirrung für ihren persönlichen Ehrgeiz auszunutzen suchten. Die feste Ordnung englischer Herrschaft hat ihrem Treiben ein Ende gemacht, und nur der Sturz derselben kann ihrer Thätigkeit wieder das frühere Feld eröffnen. Mit ihnen macht der Pöbel der Großstädte, der Verwirrung um jeden Preis wünscht, ebenso die Brahmanen, deren Einfluß auf die Massen des Volkes mit der zunehmenden Bildung und Aufklärung schwindet, gemeinsame Sache.

Die fortschreitende Bildung, für welche England in Indien so viel thut, hat unter den einheimischen Fürsten und den höheren Ständen einerseits ein starkes Selbstbewußtsein gezeitigt, andererseits ein gebildetes Proletariat, einen gefährlichen Stamm von unzufriedenen Wühlern großgezogen, welche nicht genug gelernt haben, um für die den Indern jetzt offenen Verwaltungsstellen brauchbare Staatsdiener abzugeben, aber genug, um in den ungebildeten Massen ein dunkles Gefühl erduldeter Unbilden wachzurufen. Dieses Gefühl gipfelt, wie seiner Zeit in Amerika, so jetzt auch hier in der Ansicht, daß über Indien weder England noch Rußland gebieten dürfen, sondern daß Indien den Indern selbst gehören müsse.

Hieraus eine brennende Gefahr für das Bestehen der englischen Herrschaft herleiten zu wollen, wäre ebensowenig berechtigt wie die Unterschätzung jener Bewegung, welche sich seit Jahren fühlbar macht. Die Stärke der Gewohnheit und die ausgesprochen passive Richtung im Charakter der meisten indischen Stämme, nicht zum wenigsten auch die zur Zeit vortreffliche englische Verwaltung, werden die schlummernden Gegensätze wohl noch lange ruhen lassen, sofern nicht äußere Verwickelungen, Kriegsunglück und fremde Agitation die Leidenschaften aufregen bezw. die Bewegung zum Ausbruch bringen, denn eine selbständige Erhebung ist fast ausgeschlossen. Wenn aber die vorstehend erwähnten gefährlichen Elemente sich ruhig verhalten, so geschieht es nur, weil sie allein, ohne fremde Hilfe, nicht im stande sind, das fremde Joch abzuschütteln.



Geschütz einer Elefantenbatterie.

Treten dagegen ernste Verwickelungen mit einer europäischen Macht, wie Rußland, ein, dann unterliegt es auch keinem Zweifel, daß die Agitation, möge sie von russischen oder französischen Agenten ausgehen, zunächst unter den Gebirgsvöllern der Grenzländer einen günstig vorbereiteten Boden finden wird; sind dieselben doch selbst in Friedenszeiten zum Aufstande nur zu geneigt. Die von hier ausgehende Bewegung wird sich aber, sobald der geringste Mißerfolg der englischen Waffen eintreten sollte, nur zu leicht über das Innere Indiens, einschließlich der Tributärstaaten, verbreiten.

Die meisten derselben sind Gründungen aus der Zeit der allgemeinen Verwirrung nach dem Zusammenbruch des mongolischen Kaiserreiches und werden von Dynastien regiert, welche der Masse ihrer Unterthanen vollständig als Fremde gegenüberstehen und nur mit Hilfe von Söldnerscharen ihre Herrschaft aufrecht erhalten. Andere Staaten, die älteren Ursprungs sind und von wirklich einheimischen Fürsten regiert werden, verdanken ihre Erhaltung, den Mahratten und Sikhs gegenüber, meistens dem Schutze der englischen Regierung. In Mysore hat die letztere sogar die durch mohammedanische Eindringlinge gestürzte Dynastie wieder eingesetzt. Demnach kann man im allgemeinen sagen, daß die Herrscher dieser Staaten zuverlässige Anhänger der englischen Regierung sind, entweder aus Dankbarkeit oder aus richtiger Erkenntnis, daß der Bestand ihrer eigenen Herrschaft nur durch den Bestand der englischen Herrschaft gewährleistet ist. Ob sie aber genügenden Einfluß auf ihre Söldner und Unterthanen haben, um sie gegebenen Falls vom Anschluß an eine Erhebung auf englischem Gebiet abzuhalten, ist bei den meisten überaus zweifelhaft.

Vorteilhaft ist es für die Engländer, daß gerade die mannhaftesten Rassen Indiens — im Punjab und Radschputana — ihre treuesten Anhänger sind, zumal diese Provinzen

der gefährdeten Nordwestgrenze nahe liegen. Dagegen stehen Bengalen und Madras am meisten unter dem Einflusse politischer Wühler. Wenn indessen die Engländer, wie dies aus einzelnen militärischen Maßregeln hervorgeht, auf die gegenseitige Eifersucht der Hindus und Mohammedaner mehr oder weniger zuversichtlich bauen und der Ansicht sind, daß diese einen allgemeinen Volksaufstand unmöglich macht, sollten sie durch die Erfahrungen des Jahres 1857 (Aufstand der Seapoys) doch eines Besseren belehrt sein, denn damals einigten sich Brahmanen und Moslemin in dem gemeinsamen Hasse gegen ihre englischen Herren.

Die Aufrechterhaltung der englischen Herrschaft in Indien selbst wird also immer die vornehmste Aufgabe der anglo-indischen Armee bleiben. Daß dies bei einer unterworfenen Bevölkerung von zweihundertfünfzig Millionen durch 72000 Mann englischer Truppen und 145000 doch nicht immer zuverlässiger eingeborener Söldner geschehen kann, zeigt einerseits, wie geschickt die englische Regierung geführt wird, andererseits, wie günstig, dank dem schwächlichen Charakter der Bewohner und ihren inneren Spaltungen, in Indien die Verhältnisse für eine Fremdherrschaft liegen. In Verbindung mit den früher beschriebenen inneren Zuständen Indiens geht aber ferner daraus hervor, daß ein nicht unerheblicher Teil der anglo-indischen Armee an Ort und Stelle gebunden ist, daß daher für militärische Operationen außerhalb Indiens, selbst an der fernen Indusgrenze, nur auf einen kleinen Bruchteil der Gesamtstärke gerechnet werden kann.



Verladung einer Feldbahn auf Elefanten.

Der Grund zu einer anglo-indischen Armee wurde schon im Jahre 1700 gelegt, als die erste Ostindische Compagnie sich für ihren geringen dortigen Besitzstand eine militärische Schutzwache von zwei- bis dreihundert Eingeborenen mit einigen wenigen Europäern schuf, aus denen sich nach und nach die bis zum 1. April dieses Jahres bestandenen drei Armeen von Bengalen, Madras und Bombay mit einer Kopfstärke von 24500 Europäern und 184000 Eingeborenen zu Anfang dieses Jahrhunderts herausbildeten. Als dann aber die indischen Kriegszüge hauptsächlich auf der Armee von Bengalen lasteten, wurde deren Bestand erheblich verstärkt, auch irreguläre Truppencorps und ähnliche Formationen mit schwächeren englischen Stämmen in den Tributärstaaten errichtet.

Da brach 1857 der Aufstand der Seapoys aus, die große Mehrzahl der regulären nebst einigen irregulären Regimentern der Armee von Bengalen, sowie diejenigen der Lehns-

fürsten meuterten, und nur mit Mühe vermochte, mit Hilfe der treu gebliebenen irregulären Regimenter des Punjab und der Regimenter der Armeen von Madras und Bombay, eine ernste Gefahr für die englische Herrschaft in Indien abgewandt zu werden.

Die nächste Folge des Aufstandes war der Übergang der Regierung Indiens aus den Händen der Compagnie in diejenigen der Königin. An die Spitze der Regierung trat ein Vicekönig, der mit Hilfe eines Kriegsrates zugleich den Oberbefehl über die indische Armee ausübt, seinerseits aber dem Central-Gouvernement und dem Staatssekretär für Indien des englischen Ministeriums unterstellt ist. Zugleich wurden national-englische Truppen, bis zu einem Drittel der Gesamtstärke der anglo-indischen Armee, in geschlossenen Verbänden aus der Armee des Mutterlandes dorthin abkommandiert; dagegen die Eingeborenen-Formationen um fast die Hälfte vermindert, die Eingeborenen-Artillerie gänzlich aufgelöst.

Seitdem ist infolge des Vorrückens der Russen gegen die afghanische Grenze die anglo-indische Armee nochmals durch national-englische Truppen und Eingeborenen-Formationen erheblich verstärkt worden, und vollzieht sich, aus allgemein militärischen Gründen, gegenwärtig ein Systemwechsel rücksichtlich der Zusammensetzung der Regimenter. Während nämlich seit dem Seapoy-Aufstande bisher nur die Sikhs- und Ghoorka-Regimenter gleichmäßig aus ein und derselben Nationalität zusammengestellt, in allen anderen, den sogenannten gemischten und Klassen-Regimentern, dagegen aus politischen Rücksichten alle Nationalitäten entweder, wie in den erstgenannten, gemischt, oder, wie in den letzteren, compagnieweise vereinigt waren, hat man in neuester Zeit begonnen, auch aus den übrigen Nationalitäten geschlossene Regimenter aufzustellen, benutzt diese Gelegenheit aber zugleich, um die weniger kriegerischen Volksstämme zu beseitigen und durch die besonders kriegerischen mohammedanischen Nationalitäten der Nordwestgrenze, des Punjab, Afghanistans und Beludschistans zu ersetzen.

Die anglo-indische Armee zerfällt in zwei Hauptteile, die national-englischen und die Eingeborenen-Truppen-Formationen, welche letzteren bis 1. April 1894 noch die drei gesonderten Armeen von Bengalen, Madras und Bombay bildeten. Politische Rücksichten und die Gefahr eines Zusammenstoßes mit Rußland haben die schon lange geplante Vereinigung der drei Armeen beschleunigt.

Vom obigen Zeitpunkte beginnend werden vier Armeecorps und die birmanische Division mit vier Corps und einem Divisionscommandeur unter einheitlichem Oberbefehl bestehen. Von diesen werden zwei Armeecorps, die bisherigen Armeen von Bombay und Madras mit einer Gesamtstärke von 57000 Mann, einschließlich 20000 Engländern, die Südarmee, die beiden anderen Armeecorps, von Hindostan und des Punjab, in denen die Armee von Bengalen aufgegangen ist, mit einer Kopfstärke von 126000 Mann, worunter 46000 Engländer, die Nordarmee bilden.

Die national-englischen Truppen, 53 Infanterie-Bataillone, 11 reitende, 42 Feld-, 13 Gebirgs- und 22 Garnison-Batterien, sowie neun Kavallerie-Regimenter, zählen insgesamt 72424 Mann mit 396 Feldgeschützen und 11312 Pferden.

Alle diese Truppenverbände sind integrierende Teile der europäischen Armee Großbritanniens und gewöhnlich auf die Dauer von zwölf Jahren aus der Heimat abkommandiert. Während dieser Zeit sind Beurlaubungen der Mannschaften nur in Krankheitsfällen statthaft, dagegen haben die Offiziere in bestimmten Zeiträumen gesetzlich Anspruch auf Urlaub. Den Ersatz erhalten die Truppenteile in dieser Zeit aus den heimischen Depots und bedingt dieses, wie der Wechsel der Truppenteile, alljährlich ziemlich bedeutende Transporte nach Indien und von dort zurück. Im Laufe des Jahres 1893 wurden beispielsweise nicht weniger als 15894 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften mit 540 Frauen und 602 Kindern nach Indien übergeführt, während 13350 Leute aller Chargen mit 506 Frauen und 1072 Kindern nach England zurückkehrten.

Während seines Aufenthaltes in Indien ist der englische Soldat pekuniär sehr günstig gestellt, zwar bezieht er keine höhere Löhnung als in der Heimat, dagegen sehr hohe

Zulagen und Verpflegungszuschüsse. Da zudem militärische Sparkassen für die Truppen eingerichtet sind, so ist es keine Seltenheit, daß der einfache Soldat sich im Laufe seiner zwölfjährigen Dienstzeit in Indien bis tausend Mark erspart.

Daneben wird durch Kantinen, Lese- und Schreibzimmer, Ballspiel-, Lawntennis-, Cricket- und Polo-Spielplätze, welche Einrichtungen sämtlich in der Verwaltung der betreffenden Truppenteile stehen, ausgiebigst für Komfort und Unterhaltung gesorgt. Da indessen trotz aller gegen die Erkrankungen der Soldaten getroffenen Vorsichtsmaßregeln der Gesundheitszustand, des ungünstigen Klimas wegen, meistens ein wenig befriedigender ist, so sind in den Gebirgen Sanatorien für europäische Soldaten eingerichtet, und es wird außerdem der Grundsatz festgehalten, diesen nach Möglichkeit zu schonen, um ihn gesund zu erhalten, zumal jeder einzelne der Regierung etwa zweitausend Mark kostet und daher einen zu hohen Kapitalwert repräsentiert, als daß derselbe unnötigerweise auf das Spiel gesetzt werden dürfte. Jeder Truppenteil besitzt dieserhalb eine bestimmte Zahl eingeborener Handwerker und Diener, denen die gröberen Arbeiten übertragen werden, so daß für den europäischen Soldaten nur ein Minimum von Arbeitsleistung bleibt.

Die Zahl dieser sogenannten Native Followers ist eine sehr bedeutende, denn bei einem Kavallerie-Regiment zu vier Schwadronen beträgt sie 868, bei einer reitenden Batterie 302 und bei einem Infanterie-Bataillon 65 Mann. Auf Friedensmärschen tritt hierzu noch eine bestimmte Zahl von Kamelen, Zugochsen oder Elefanten, so daß der Soldat nichts zu tragen hat wie seine Schußwaffe und die zugehörige Munition. Alles übrige wird bei der Bagage mitgeführt. Hiernach ist es leicht begreiflich, in welchem Maße die Trains der englischen Truppen im Kriege anschwellen, und welche Verlegenheit für die Operationen wie für die Ernährung der Armeen notwendig hieraus hervorgehen müssen.

Außer diesen nur vorübergehend nach Indien kommandierten englischen Truppen befindet sich daselbst eine große Zahl von englischen Offizieren, teils bei den Eingeborenen-Truppen eingeteilt, teils in anderen militärischen oder Civil-Dienststellungen angestellt. Auf diese letzteren einzugehen, würde uns zu weit führen, wir wenden uns daher sofort der eingeborenen indischen Armee zu.

Dieselbe zählte nach dem Budget von 1889/90 1574 Offiziere und 147 Unteroffiziere englischer Nationalität, gegenüber 2779 Offizieren, 140883 eingeborenen Unteroffizieren und Soldaten mit 20790 Pferden, und war in 129 Bataillone, 157 Schwadronen, 8 Gebirgsbatterien, 1 Festungsbatterie und 22 Compagnien Pioniere formiert. Nur wenige Infanterie-Bataillone sind zu Regimentern zu drei und zwei Bataillonen, die Schwadronen in vierzig Regimenter zu vier und drei Schwadronen zusammengefaßt. Die Mehrzahl der Bataillone ist selbständig. Die fehlende Artillerie ist nach dem Seapoy-Aufstande nicht wieder aufgestellt worden und wird durch nationalenglische Batterien ersetzt.

Die beinahe tausend Mann starken Bataillone zählen acht Compagnien mit 251 Offizieren, von denen ein Drittel Engländer, die übrigen Eingeborene sind.

Die Kavallerie-Regimenter zu vier Schwadronen zählen zehn englische, siebzehn eingeborene Offiziere und sechshundert Mann, jede Schwadron zwei englische und vier eingeborene Offiziere.

Bei den wenigen Eingeborenen-Batterien besteht die größere Hälfte der Offiziere aus Engländern.

Die eingeborenen Offiziere ergänzen sich aus dem Unteroffizierstande, sie rangieren ganz für sich, leben auch ganz abgeschlossen von den englischen Offizieren, denen sie ohne Rücksicht auf Alter stets subordiniert sind, können auch niemals in höhere Stellen aufrücken als zum Compagniechef bei der Infanterie oder zum Commandeur einer Halbschwadron bei der Kavallerie. Selbst die Gemeinen der englischen Armee haben ihnen keine Honneurs zu erweisen.

Der Ersatz der Eingeborenen-Formationen erfolgt durch freiwilligen Eintritt auf mindestens drei Jahre im sechzehnten bis vierundzwanzigsten Lebensjahre; doch kann diese Zeit bis auf eine Gesamtdienstzeit von zweiunddreißig Jahren verlängert werden. Bei der hohen Besoldung ist der Andrang der Freiwilligen ein sehr bedeutender, die Regie-

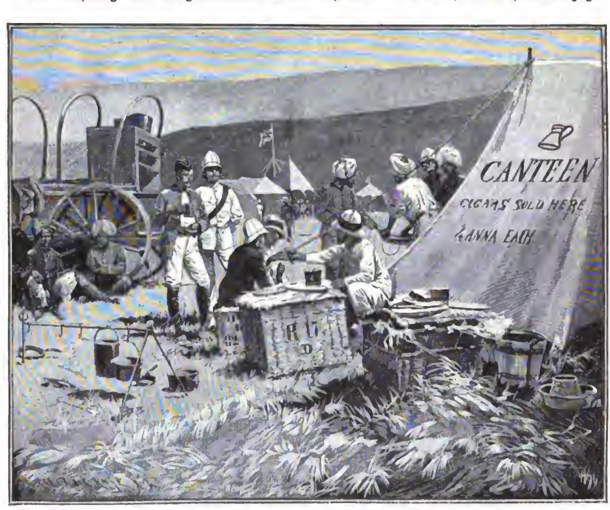
rung ist daher in der Lage, von jedem sich zur Kavallerie meldenden Freiwilligen eine Einzahlung von 580 Mark zur Beschaffung seines Pferdes, seiner Bekleidung und Ausrüstung fordern zu können, da jeder indische Soldat nicht allein hierfür, sondern im Frieden auch für seine und des Pferdes Verpflegung zu sorgen hat. Jeder eingeborene Offizier oder Unteroffizier und je zwei Gemeine (Sovars) haben überdies einen Pony oder Maultier zu beschaffen und einen Seys (Grasschneider für die Pferde) zu unterhalten; sechs Monate jeden Jahres ist nämlich die Grünfütterung, sechs Monate die trockene Fütterung reglementarisch. Je zwei Sovars mit ihren Pferden, dem Seys und dem Pony bilden eine sogenannte Jorée.

Die Löhnung der Eingeborenen-Armee liegt bei der Infanterie zwischen etwa 135 und 1920 Mark jährlich für den Soldaten bis zum Offizier, bei der Kavallerie zwischen 518 und 5750 Mark, wozu bei dem Infanteristen noch 48 Mark für die erste Ausrüstung und alljährlich Rock und Hose hinzutreten.

Die Remonten für die indische Kavallerie, größtenteils orientalischer Abstammung, werden im Inlande beschafft, für die nationalenglischen Regimenter aus Australien bezogen. Zur Ausführung von Sendungen befinden sich außerdem bei jedem Regiment sechs Kamele.

Alle Kommandos werden in englischer Sprache erteilt, obgleich dieselbe nur den wenigsten Indern geläufig; dagegen ist für die englischen Offiziere das Verständnis des Hindostani obligatorisch; daneben wird indessen in neuester Zeit auch auf die Erlernung des Russischen besonderer Wert gelegt.

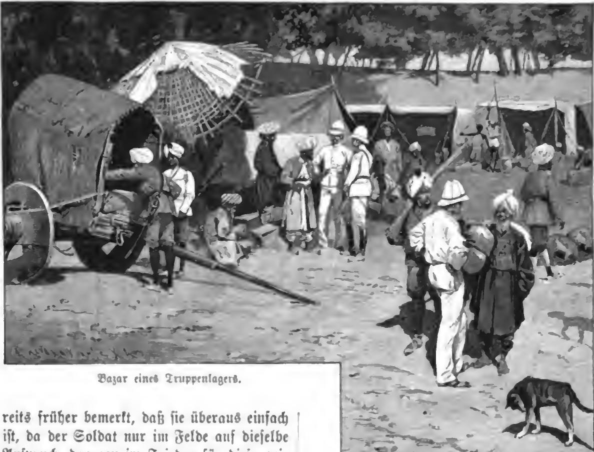
Die Uniform der indischen Truppen besteht aus einem meist roten Paradeanzuge,




Regimentskantine.

und einem leichten Marschanzuge aus einem „Kaki“ genannten hellen Stoffe. Ersterer ist für das Klima sehr unpraktisch, der letztere dagegen in jeder Hinsicht zweckmäßig.

Die Verpflegung betreffend haben wir be-



Bazar eines Truppenlagers.

reits früher bemerkt, daß sie überaus einfach ist, da der Soldat nur im Felde auf dieselbe Anspruch, dagegen im Frieden für diese, wie für die Bekleidung und Ausrüstung selbst zu sorgen hat. Selbst die Unterkunft wird ihm gegen eine entsprechende Geldvergütung übertragen, da Casernements für eingeborene Truppen überhaupt nicht existieren. Mit Hilfe dieser Geldabfindung errichten die Truppenteile daher in der Regel recht geräumige Lager in bestimmten Abständen von den Garnisonorten.

Eine weitere Vergrößerung des jeder Truppe folgenden Trosses durch herumziehende Händler, Frauen und Kinder ist die notwendige Folge der Selbstverpflegung der Mannschaften. Um indessen die Ordnung bei jenen aufrecht zu erhalten, sind sie als wandernde Bazare organisiert und einem durch das Truppenkommando ernannten Kommandanten, dem Chowdry, unterstellt.

Ein wunder Punkt der anglo-indischen Armee war bisher der gänzliche Mangel an Trainformationen, welche noch in den afghanischen Kriegen durch gemietete Träger und Tragtiere, Elefanten, Kamele, Maultiere, auch Zugochsen ersetzt wurden, aber zu den bedenklichsten Unzuträglichkeiten Veranlassung gaben, weil die Eigentümer bei jedem Gefecht bestrebt waren, ihr Material in Sicherheit zu bringen. So kam es vor, daß in den afghanischen Kriegen in Zeit von vier Monaten nicht weniger als allein sechstausend Kamele verschwanden und die Operationen infolge fehlender Transportmittel eine Unterbrechung erleiden mußten. Gegenwärtig werden aus diesem Grunde, wenigstens für die in Punjab und dem Distrikt von Peschawer stehenden Truppen, schon im Frieden meistens die Hälfte aller für das Kriegsverhältnis erforderlichen Trains bereit gehalten. Für weitere Formationen des I. und II. Armeecorps wird Ähnliches beabsichtigt, sobald das Budget dies gestattet.

Als Waffen führen die national-englischen Truppen das neue Lee-Metford-Magazingewehr, die indischen Regimenter das von jenen abgegebene Henry-Martini-Gewehr, die Artillerie ein zwölfpfündiges Hinterladegeschütz, dessen Kriegsbrauchbarkeit vielfach beanstandet wird; von der Kavallerie sind etwa ein Viertel der Regimenter Lanzenreiter.

Reserven der eingeborenen Truppenteile

sind nur für die Infanterie vorhanden, von denen die erste Reserve, etwa hundert Mann pro Bataillon, sich aus fünf bis zwölf Jahr gedienten Leuten ergänzt, die zweite Reserve solche Mannschaften enthält, welche nach zwölf- bis einundzwanzigjähriger Dienstzeit entlassen sind. Von diesen werden die ersteren alljährlich, die letzteren alle zwei Jahre zu einmonatigen Übungen einberufen.

Ferner hat die anglo-indische Regierung, seit sie in neuester Zeit sich der Einsicht nicht mehr verschließen konnte, daß ein russischer Angriff gegen Indien in den Bereich der Möglichkeit gerückt sei, begonnen, auch die Truppen der im Lehensverhältnis stehenden einheimischen Fürsten in Rechnung zu stellen. Die Mehrzahl derselben, welche in ihrer Gesamtheit sich wohl auf 300000 Mann Infanterie, 70000 Reiter und 11000 Mann Artillerie belaufen mögen, ist allerdings nur als irreguläre Truppe ohne entsprechende Bewaffnung und Ausbildung anzusehen, dennoch mögen sich vielleicht 80000 Mann Infanterie und 15000 Reiter darunter befinden, welche als ausreichend organisiert betrachtet werden können. Neuerdings hat nun die Regierung begonnen, auf die Organisation dieser Massen Wert zu legen, und hatten infolgedessen bis zum Jahre 1889 einundzwanzig indische Staaten, darunter der Nizam von Haiderabad und der Maharadschah von Gwalior, derselben ein Corps von 27000 Mann Infanterie mit 4700 Reitern, eine Batterie, einen Zug Mitrailleusen und tausend Ponies nebst fünfhundert Kamelen für den Kriegsfall zur Verfügung gestellt.

Hierzu treten noch die nach englischem Vorbilde aus den in Indien ansässigen National-Engländern gebildeten Freiwilligencorps mit etwa 19168 Mann. Dagegen ist auf die sehr zahlreiche eingeborene Polizei, welche englischen Offizieren unterstellt ist, für den Kriegsfall nicht zu rechnen, weil die innere Lage, wie früher ausgeführt, eine kriegerische Verwendung derselben von vornherein ausschließt.

Bundesgenossen dürfte England nur im günstigsten Falle in Afghanistan finden, mit Sicherheit ist aber auch hierauf nicht zu rechnen, denn eine feste monarchische Regierung hat es niemals besessen, die Landesbevölkerung besteht aus einer Sammlung von mehr oder weniger unabhängigen Stämmen, deren Hauptzug ein starkes zügelloses Freiheitsgefühl ist. Selbst wenn der Emir, was nach den neuesten Vorgängen nicht unbedingt ausgeschlossen ist, treu zu England halten wollte, so würde das an und für sich nicht maßgebend sein, sofern nicht die Masse seiner Unterthanen nach derselben Seite hinneigt. Jedenfalls ist der taktische Wert der 60000 Mann, 45000 Mann Infanterie mit 16000 Reitern und 220 Geschützen starken, ziemlich wohl organisierten und gut bewaffneten afghanischen Armee nach ihren Leistungen den Russen gegenüber nicht sehr hoch anzuschlagen, obwohl sie andererseits für einen Guerilla-Krieg in den heimischen Bergen und für den eigenen Herd als ein nicht zu unterschätzender Gegner angesehen werden darf.

Was endlich Persien anbetrifft, so ist das Beste, was England von diesem seinem westlichen Nachbar erwarten kann, Neutralität, wahrscheinlicher ist es dagegen, daß sich Persien auf Rußlands Seite stellen wird.

Die Verteilung der englisch-indischen Armee über das gewaltige Gebiet des indischen Reiches ist, aus politischen und militärischen Gründen, eine sehr ungleiche. Auffallend ist zunächst die Anhäufung verhältnismäßig starker Garnisonen in den Nordwestprovinzen, mit Audh 35300 Mann. In diesen Gebieten liegt der Schwerpunkt der Herrschaft über Indien; hier leben die Nachkommen der früheren Herren des Landes, und hier fand der Aufstand von 1857 seine Hauptnahrung. Bengalen, welches der englischen Herrschaft am längsten unterworfen ist und die bei weitem weichlichste und schlechteste Bevölkerung besitzt, hat auf 66000000 dieser letzteren noch nicht 10000 Mann Besatzung; Assam, Mittelindien und Sikkim 2700, 10500 und 2400 Mann. Es kann demnach nicht bezweifelt werden, daß Gesichtspunkte der inneren Politik nicht minder wie militärische Rücksichten für die Verteilung der Truppen maßgebend gewesen sind. Wenn diesen aber im Inneren des Landes Aufgaben gestellt sind, dann werden sie naturgemäß zum größeren Teile nicht zur Verwendung gegen äußere Feinde verfügbar gemacht werden können. Thatsächlich würden nach einem im Jahre 1884 veröffentlichten offiziellen Rapport, nach Ab-

zug der für obige Zwecke unentbehrlichen Truppen nicht mehr als 55000 Mann der regulären englischen und indischen Truppen worden, dagegen aber wieder neue Ländergebiete, wie Birma und am oberen Indus, dem englischen Besitz hinzugetreten, wodurch auch der Bedarf an Besatzungstruppen ein entsprechend größerer geworden ist und man daher wohl kaum fehlgehen wird, wenn man in diesem Augenblicke auf nicht mehr als 60000 bis 65000 Mann für Operationszwecke rechnet.

Auf Verstärkungen aus dem Mutterlande ist nur in

Patrouille des bengalischen Kamelreitercorps.

für Operationszwecke bereitgestellt werden können. Allerdings sind inzwischen nicht nur die englischen um 5000, sondern auch die indischen Truppen um 15000 Mann verstärkt beschränktem Maße und in dem Falle zu rechnen, daß ernstere Verwickelungen in Europa mit Sicherheit nicht zu erwarten sind, oder daß mindestens ein Bündnis mit

anderen europäischen Mächten die Möglichkeit der für diesen Fall allein in Betracht zu ziehenden französischen Invasion ausschließt. Es muß daher als eine Folge der zeitigen Gruppierung der europäischen Mächte, vornehmlich aber als ein an die Adresse des Dreibundes gerichtetes Vertrauensvotum und eine direkte Widerlegung der Sir Charles Dilkeschen Behauptung, daß der Dreibund nichts zur Verteidigung Indiens thun könne, angesehen werden, wenn England in demselben Augenblicke, wo die Annäherung Rußlands an Frankreich in Toulon besiegelt wird, eine kriegsstarke Division für auswärtige Expeditionen dauernd bereitzustellen und weitere zwei Divisionen (des I. Armeecorps) für gleiche Zwecke als Nachschub zu designieren vermag.

Unter der Voraussetzung, daß der Verkehr durch den Suez-Kanal offen bleibt, können also unter jetzigen Verhältnissen in Zeit von vier Wochen — so lange dauert die Überfahrt von Plymouth nach Karatschi — mindestens eine kriegsstarke Division national-englischer Truppen am Indus ausgeschifft werden, spätestens innerhalb der nächsten vier Wochen zwei Divisionen folgen. Allerdings ist immer mit der Möglichkeit einer Sperrung dieser Schiffahrtsstraße zu rechnen, welche einerseits durch eine überlegene feindliche Flotte — vereinigte russische und französische Mittelmeer-Geschwader —, andererseits durch maritime Unglücksfälle im Kanal selbst oder durch Dynamit-Sprengungen daselbst bedingt werden kann.

Die Tüchtigkeit und militärische Ausbildung der national-englischen wie der eingeborenen Truppen, namentlich der Sikhs- und Ghoorka-Regimenter, verdienen volle Anerkennung.

Die Hauptkraft der anglo-indischen Armee liegt indessen in ihrem Offiziercorps, welches einen ganz anderen Charakter hat als die Offiziercorps der übrigen Armee. Längst ist die Zeit vorüber, wo in der indischen Armee fast ausschließlich jüngere Söhne der aristokratischen Familien mit besonderen Vorrechten dienten. Die Reorganisation der Armee nach dem Seapoy-Aufstande, die Vergrößerung des Ländergebietes und die Hinzuziehung der Offiziere zu verschiedenen Civilstellungen vergrößerten den Bedarf, und man findet jetzt alle Schichten der besseren englischen Gesellschaft unter denselben vertreten, denen indessen durch das stete Leben im engsten Kameradenkreise ein durchaus gleichartiges Gepräge verliehen wird.

Die Gehälter der höheren Offiziere sind sehr hoch, der jüngeren in Anbetracht der dortigen Lebensbedingungen nicht sehr bedeutend. Ein großes Anziehungsmittel für den Dienst in Indien sind indessen die Pensionen, denn schon nach dreißigjähriger Dienstzeit erhält ein Offizier mit Oberstenrang eine Jahrespension von 9000 Mark, der unter Umständen noch besondere Zulagen hinzutreten können.

Der in England so hoch entwickelte Sport findet auch in Indien in den mannigfaltigsten Gestalten die ausgedehnteste Verwendung. Abgesehen von den schon früher erwähnten Fußball-, Lawntennis- und Cricket-Spielen, pflegen denn auch verschiedene andere Races (Wettkämpfe) stets den Beschluß der Lagerübungen zu machen, an denen sich sowohl die Offiziere als auch die Mannschaften der englischen wie der Eingeborenen-Regimenter zu beteiligen pflegen. Zu den beliebtesten zählen das Tent piggin, Sheep cutting und vor allen Dingen das Polo-Spiel, bei welchen die einzelnen Regimenter gegen einander nicht selten Konkurrenzen ausfechten. Auch die Jagd, insbesondere die Eberjagd, bei der das Schwarzwild von dem berittenen Jäger mit der Lanze zu erlegen ist, wird fleißig ausgeübt.

Die Beziehungen der Vorgesetzten zu den Untergebenen sind denn auch so festgewurzelte, daß die äußeren Rangabzeichen nur wenig Bedeutung haben. Außerhalb des Dienstes wird auch stets Civilkleidung getragen, dagegen ist eine Mischung von Uniform und bürgerlicher Tracht streng untersagt. In der Mess (Speiseanstalt) wird, wie im Mutterlande, eine besondere Kleidung angelegt.

Den eingeborenen Offizieren fehlt jede theoretische Vorbildung, dagegen besitzen sie praktische Erfahrung und im Frieden sind sie ausgezeichnete Dienstthuer, haben sich auch in den bisherigen Kämpfen gegen uncivilisierte Völkerschaften durchaus bewährt. Ihnen eine höhere militärische Ausbildung, wie sie der Neuzeit entsprechen würde, zugänglich zu machen, erscheint den Engländern aus poli-

tischen Gründen nicht nützlich, vielleicht sogar bedenklich.

Entspricht die anglo-indische Armee als solche somit allen berechtigten Anforderungen, so kann dasselbe denn doch von den höheren Führern nicht behauptet werden. Ihnen geht, wie allen höheren englischen Offizieren, infolge gänzlichen Mangels an höheren Truppenverbänden der Friedensformation, im Mutterlande wie seither auch in Indien, die nötige Übung in der Führung größerer Massen durchaus ab, wogegen die im Kampfe gegen wilde Völkerschaften gesammelten Erfahrungen einem europäischen Gegner gegenüber leicht zu verhängnisvollen Fehlern verleiten können. Unter diesen Umständen ist nicht zu übersehen, daß die russischen Generale schon bei den Friedensübungen Gelegenheit gehabt haben, sich die ihnen fehlende Praxis anzueignen, daß aber auch eine größere Zahl solcher vorhanden ist, welche ihre Befähigung auf den Schlachtfeldern des letzten orientalischen Krieges mit Auszeichnung dargethan haben. Ob die mit dem ersten April dieses Jahres in der indischen Armee in Kraft getretenen Neuerungen in dieser Richtung eine Wendung zum Besseren herbeiführen werden, bleibt abzuwarten.

Dagegen hat sich allem Anschein nach noch vor Schluß des verflossenen Jahres in politischer Richtung eine bedeutsame Wandlung zu Gunsten der Engländer in Indien vollzogen, welche wohl geeignet ist, den bisherigen Vorsprung der Russen auszugleichen, vielleicht sogar zu überbieten, denn das mit dem Emir getroffene Übereinkommen muß notwendig ein einwandfreies Defensivbündnis beider Mächte, also auch eine entsprechende Verstärkung der anglo-indischen Armee und für den Kriegsfall die Zustimmung des Emirs zum Einrücken der Engländer in die günstige Linie Kandahar-Ghazni-Kabul, von denen erstere Orte zugleich Knotenpunkt aller aus Turkestan nach Indien führenden Straßenzüge sind, einschließen. Dann kann aber auch der Emir nicht länger die Erlaubnis zum Bau der Eisenbahnen Quettah-Kandahar und Peschawer-Kabul versagen.

Unter Anrechnung der afghanischen Armee, deren Unterstützung, sobald es sich um Verteidigung des heimischen Herdes handelt, in dem gebirgigen Teile des Landes nicht zu unterschätzen sein möchte, sowie der aus England zu erwartenden drei Divisionen würde die anglo-indische Armee auf eine Stärke von mindestens 160000 Mann gebracht werden können, also der von russischer Seite mit Hilfe der kaukasischen Truppen in Turkestan bereit zu stellenden Invasionsarmee durchaus ebenbürtig sein. Von der politischen Lage Europas, in erster Linie von der Stellung Rußlands zum Dreibunde wird es dagegen abhängen, ob jenes in der Lage sein wird, seine asiatischen Truppen vom europäischen Rußland aus verstärken zu können, während eine weitere Verstärkung der anglo-indischen Operationsarmee von vornherein ausgeschlossen bleiben muß. Es wird dieses um so sicherer der Fall sein, als wohl angenommen werden darf, daß auch die Franzosen in Cochinchina einem englisch-russischen Konflikte nicht unthätig zuschauen, vielmehr auch ihrerseits ihre Grenzen gegen Nordwesten weiter vorzuschieben suchen werden. Hierbei wird ihnen die Armee des Königs von Siam, welche zwar auf dem Papier gegen 10000 zählen soll, von denen aber thatsächlich nicht die Hälfte organisiert und bewaffnet ist, kaum ein Hindernis in den Weg legen können.

Ob endlich den Engländern in diesem Falle nicht auch in Ägypten Schwierigkeiten erwachsen können, wo französischer Einfluß im geheimen noch immer thätig ist, zumal auch Rußland nicht umsonst Beziehungen zu Abessinien angebahnt hat, lassen wir dahingestellt.

Wenn trotz allem etwaige Schlüsse auf den Ausgang des Kampfes zwischen beiden Rivalen in das Gebiet müßiger Kombinationen zu verweisen sind, so möchte andererseits doch aus unseren Ausführungen unzweifelhaft hervorgehen, daß ein Ausgleich Rußlands und Frankreichs mit den Dreibundmächten nicht im Interesse Englands liegt, daß dieses dagegen gegründete Veranlassung hat, in allen die centralasiatische wie überhaupt seine Weltstellung betreffenden Fragen den Anschluß an den Dreibund zu suchen.



# Amors Rache.

Novelle
von
**Ola Hansson.**

Um drei Uhr, eines Nachmittags im September, ging ein junger Mann in der blauen Studentenmütze quer über die Felder auf den kleinen Plattlandflecken Hannarp zu. Er hat gerade das Weidengehege erreicht, das den Hügelrücken entlang läuft — den letzten vor der Ebene, man konnte von da das Meer weit in der Ferne sehen — und der die Wiesen Hannarps von denen des benachbarten Kirchspiels scheidet. Er setzte mit einem Sprung über den Graben, kletterte den Erdwall hinauf, blieb stehen und schob die Mütze in den Nacken. Es war noch ganz warm wie in der Mittagsstunde, obgleich man schon ziemlich weit im September war. Nach allen Seiten, soweit der Blick reichte, lagen die Felder in ihrer stoppelgelben Einförmigkeit; das Getreide war schon unter Dach gebracht und das Pflügen hatte noch nicht begonnen. Bloß hier und da eine Viehherde, klein unter den unendlichen Horizonten; das war alles, was sich bewegte und mit seinen bunten Farben hervorhob. Es war so still ringsum, daß der junge Mann nichts anderes hörte als seine eigenen Pulsschläge und diese doppelt merkbar. Spinngewebe glitten lautlos durch die unbewegliche Luft, Faden auf Faden, glänzten einen Augenblick in der Sonne, glitten weiter, leuchteten wieder auf und verschwanden. Ein Hahn hob plötzlich an zu krähen drunten in Hannarp, das vor ihm lag mit langen Häuserreihen am Wege und großen weißen Höfen zwischen Baumgruppen; und der Ton schnitt ihm ins Ohr auch nachdem er verklungen war, so still war es — unbeweglich und still auf den Feldern und in den Kirchdörfern, bis weit hinaus in die Horizonte, wo die Umrisse in einem blauen Nebel verschwammen. Aber wenn man da so stand und stand, wie der junge Mann auf dem weidenbestandenen Erdwall, von wo aus man das ganze Plattland überblicken konnte, ganz hoch von den Wäldern im Norden her und bis hinab zur Ostsee im Süden, wenn man da so stand und lauschte, ohne zu wissen, daß man lauschte, so still wie alles war an dem weichen, schwermütigen Herbsttag, da empfand man etwas wie eine beständige Erschütterung in der Luft, bald stärker, bald schwächer, aber ununterbrochen, bald von hierher, bald von daher, von überall und von nirgend her,

ein unbestimmtes Surren wie von einer Riesenfliege, die ihre Beine aneinander rieb, ein dumpfes Grollen wie von einem sehr entfernten Gewitter: — es waren die Dampfdreschmaschinen, deren Rauch man nah und fern, gerade und schwer in die bleiche stille Herbstluft emporsteigen und in ihr verschwinden, sich auflösen und spurlos verteilen sah unter dem blaßblauen, wolkenlosen Himmel, an dem die bleiche Herbstsonne schon tief gen Süden stand.

Der junge Mann in der blauen Studentenmütze hatte seine Wanderung fortgesetzt. Er schritt langsam über die Stoppelfelder zur Landstraße und ging in den Flecken hinein. Der lag still und unbeweglich wie die Felder, wie die Luft, in dem bleichen, kühlen Sonnenschein. Auf einer Haustreppe saßen einige Kinder, und als er an dem Schulhaus vorüberging, drang das gellende Gesurr des Auswendiglernens zu ihm heraus. Er war schon die ganze lange Straße hinabgegangen, ohne einen Menschen gewahr zu werden, als er endlich vor der Schmiede, wo geklopft und gehämmert wurde, den Schmied entdeckte, der mit Schurzfell und berußtem Gesicht vor einem Pflug stand und ihn untersuchte.

„Guten Tag, Meister Kamp," grüßte er im Vorbeigehen.

„Guten Nachmittag, Doktor," entgegnete der, indem er sich aufrichtete und an die Mütze griff. „Halten der Doktor sich noch auf dem Lande bei uns auf?"

„Ja, einstweilen; aber jetzt geht auch das zu Ende. Morgen heißt's wieder nach Lund hinein, für dies Semester."

„Aha! Da geht's heute wohl zur Braut, kann ich mir denken, um Abschied zu nehmen."

„Stimmt, Meister Kamp. Adieu, Meister Kamp."

„Adje, adje, Herr Doktor."

Hinter dem Flecken ging der Weg eine Strecke abwärts. Zur Rechten standen ein Paar grün und weiß angestrichene Holzpfosten mit einer Pforte zwischen sich; und hier bog der Wanderer ab. Er ging erst über eine niedrige Wiese mit einem Bach und knorrigen Erlen, schritt über eine Brücke und kam in einen Park mit verschiedenartigem Baumschlag, der schließlich in einen Ulmenhain überging, dessen gelichtete Kronen dicht mit schwarzen Saatkrähen besetzt waren. Dahinter lag der Hof, im Viereck gebaut und strohgedeckt, altmodisch und niedrig. Er sah ganz abgeschlossen und unzugänglich aus mit seinen kleinen Guckfenstern, seinen dem Wege zugekehrten Ställen und Scheunen und den beiden großen geschlossenen Thorflügeln der Einfahrt.

Der Wanderer setzte indessen seinen Weg fort und bog um die Ecke. In der hochgewachsenen, von Silber- und Pyramidenpappeln eingefaßten Hecke war ein Pförtchen; er öffnete es und trat in einen altmodischen Garten mit geraden Gängen zwischen mannshohen Buchsbaumhecken, knorrigen Obstbäumen, an denen der gelbe und rote Segen hing, und einem Reichtum von Georginen und Astern auf den Beeten. Er ging den Gang, der an dem langen, niedrigen Wohnhaus mit seinen weißen Wänden, grünen Fensterläden und unregelmäßigen Fenstern hinlief, entlang, auf die kleine grüngestrichene Doppeltreppe in der Mitte zu; da blieb er plötzlich stehen und horchte: drinnen wurde ein Klavier angeschlagen. Während der kleinen Pause, die folgte, ging er zu einer Bank, die um den dicken Stamm eines mächtigen Walnußbaumes lief, und setzte sich. Dort blieb er sitzen und lauschte, etwas vorgebeugt, die Hände zwischen den Knien, während ein Lächeln über seine fast allzu weichen Züge glitt und seine sanften melancholischen Augen gerade vor sich hinblickten, träumend und mit einem seltsamen Ausdruck von — man könnte sagen — Verlegenheit und Verschämtheit.

Es war eine Mädchenstimme, die sang, zu Klavierbegleitung und nach der Melodie „Und Jungmaid ging zur Quelle":

> Jetzt welken meine Blumen,
> Der Sommer ist vorbei.
> Jetzt kommt der Herbst mit Tagen grau
> In endlos langer Reih.
>
> Und jeder Spatz und Rabe,
> Der hat sein sichres Nest.
> Doch er, der meine Ruhe nahm,
> Er hält mein Herz noch fest.
>
> Und jeder kleinste Vogel
> Hat seine Winterkost.
> Mein Herz allein muß darben gehn
> In Winters Schnee und Frost.

Er blieb noch eine Weile auf der Bank unter dem Walnußbaume sitzen, nachdem der Gesang drinnen aufgehört, in derselben Stel-

lung, mit demselben Gesichtsausdruck wie vorher, unbeweglich und stumm. Dann stand er rasch auf, als risse er sich aus seinen Gedanken, schritt auf die Treppe zu und trat durch die offene Gartenthür in einen langen Gang mit Kleiderhaken an der einen Wand. Er hing Rock und Mütze auf, fuhr sich mit den Händen durch das gelbe krause Haar und ging auf eine Thür am Ende des Korridors zu, hinter der er sprechen hörte.

Drinnen, in einem langen schmalen Zimmer, dessen eines Fenster auf den Hofplatz und dessen anderes auf den Garten ging, saßen zwei junge Mädchen, eine Blonde am Klavier in der Ecke, in der es schon dämmerig war, und eine Brünette in einem Schaukelstuhl mitten in der Stube.

„Sieh, da haben wir den Poeten und Bräutigam in einer Person!“ rief die Braune sehr laut, wie er in der Thür sichtbar wurde.

Er ging auf die Blonde zu, die bei seinem Anblick aufgestanden war, nahm sie in die Arme und küßte sie auf den Mund. Dann wandte er sich zur Braunen und reichte ihr die Hand.

„Guten Tag, Per Bränner,“ sagte sie unbefangen und schüttelte seine Hand tüchtig. „Schade, daß du nicht ein bißchen früher kamst,“ fuhr sie fort, nachdem der Ankömmling Platz in dem lederbezogenen Sofa von gebeiztem Ulmenholz genommen. „Du kannst dir nicht denken, was Johanne eben für ein rührendes Lied gesungen hat. Man wird ganz zerknirscht von so viel treuer Liebe.“

Der junge Mann lächelte und schien nicht auf den Tonfall dieser neckenden Worte acht zu geben. „Ich habe ja alles gehört,“ sagte er bloß leise.

„Hast du die Worte wieder erkannt?“ fragte die Blonde verliebt, kokett.

„Ja, natürlich,“ erwiderte er.

„Ja, denk,“ fiel die Braune ein, „Johanne sagt, du hättest das schon für sie in eurem ersten Verlobungsjahr gedichtet.“

„Ach ja,“ antwortete er; „das war, als ich nach Lund zum Herbstsemester fahren sollte, am Tage vorher, gerade wie jetzt, vor fünf Jahren. Ich war sehr schwermütig wegen der Trennung.“

„Gerade wie jetzt,“ ahmte sie ihm nach, mit trockenem Humor. „Fünf Jahre! und da singt sie dies Lied, weil sie weiß, daß du sie morgen wieder verlassen mußt für die ganze lange, lange Zeit bis Weihnachten.“

„Nein, aber schäm dich, Mathilde,“ fiel die Blonde ein. „Du brauchst auch nicht immer die Überlegene zu spielen.“ Sie stand auf und kam mehr nach vorn, wo das Licht vom Gartenfenster hell auf sie fiel. Eine lange, schlanke, biegsame Gestalt wie ein Weidenzweig; ein Gesicht mit weicher Haut und fast allzu zarten Farben; ein kleiner Mund und große Augen von der Gattung, die zwischen dem farblosesten Blaßblau und dem tiefsten Schwarz wechseln können und in diesem Wechsel ihren einzigen Ausdruck haben. „Jetzt geh ich und schaff dir was vorzusetzen,“ sagte sie und schritt nach der Thür. „Unterdessen könnt ihr euch unterhalten. Das Gute hat wenigstens Mathilde an sich, daß man auf sie nicht eifersüchtig zu sein braucht.“

Es entstand eine Pause, als sie verschwunden war. Per Bränner betrachtete seine Nachbarin mit zusammengekniffenem Mund und sarkastischen Augen unter emporgezogenen Brauen und schüttelte dazu den Kopf, als gäbe er es auf, sie zu verstehen.

Sie begegnete seinem Blick mit dem ihren, einem zugleich wachen und gleichgültigen Blick, einem unzugänglichen, uneinnehmbaren Blick, in dessen verschanzte, ungetrübte Selbstsicherheit nicht hineinzukommen war.

„Immer dieselbe,“ sagte sie und lehnte sich im Schaukelstuhl vor. „Nicht wahr? Das wolltest du doch sagen?“

„Ja,“ antwortete er. Und nach einer Pause: „Du bist doch das sonderbarste Mädchen, das mir vorgekommen ist.“

Sie ließ sich zurück an die Lehne gleiten; der Stuhl kam ins Schaukeln. „Das finde ich selbst gar nicht,“ erwiderte sie ruhig und trocken.

„Aber er muß doch einmal kommen!“

„Warum muß er denn durchaus einmal kommen?“

„Weil du trotz allem dafür geschaffen bist.“

„Das habe ich nie selbst an mir gemerkt.“

„Daran glaub ich nicht.“

„Weil ihr Männer zu viel Eigenliebe habt, um das zu glauben, was das Natürlichste unter der Sonne ist.“

„Das sagst du nur, weil du dir selbst nicht

eingestehst, was du sehr gut weißt; du sprichst so nur aus einer Theorie."

„Und das sagst du, weil du dir nicht gern einräumen möchtest, daß das etwas ist, was du nicht verstehst."

„Du bist stärker in der Theorie als ich," sagte er spitz.

„Eher weiter in der Psychologie als du," versetzte sie gelassen.

„Das ist keine Psychologie," schnitt er trocken ab.

„Jeder hat seine," erwiderte sie, „in sich selbst. Und danach, wie man ist."

Es entstand eine Pause. Er saß in der Sofaecke in seiner gewöhnlichen Stellung, etwas vorgebeugt, die Hände flach zwischen den Knien, in seinem Ärger verlegen lächelnd. Sie lag ganz im Schaukelstuhle zurückgelehnt, die ungetrübteste, fast muntere Gleichgültigkeit in Haltung und Antlitz.

„Sag mir, Per Bränner," sagte sie schließlich, „hast du mich je bitter gesehen? Siehst du, ein Mädchen, das keine Bitterkeit fühlt, wenn sie das Glück anderer Frauen vor Augen hat, sie fühlt kein Entbehren. Denn das fühlen die allermeisten, das ist wahr; selbst da, wo sie gar keine Beeinträchtigung für ihr eigenes Teil erlitten haben." Sie schaukelte einige Male stark auf und nieder. Und wie er stumm da saß und nichts antwortete, fuhr sie munter fort, indem sie den Stuhl anhielt und aufrecht in ihm saß: „Ich war doch damals, als du, neugebackener Student, um mich anhieltest, achtzehn Jahre alt, das heißt: gerade in dem Alter, wo wir Mädchen am schwärmerischsten und kritiklosesten sind und uns in den ersten besten verlieben. Und du weißt wohl noch, was ich dir damals sehr deutlich und nüchtern antwortete: daß ich nichts für dich fühlte; ich glaube sogar, ich teilte dir dies Faktum in solchen Ausdrücken mit, daß du dich sowohl schämtest, wie ärgertest, denn die Antwort war ebenso prosaisch, wie deine Erklärung hoch poetisch gewesen war. Und das war ja ein Glück: denn damit war ich dich los — ich glaube, alle deine zärtlichen Gefühle für mich erloschen sofort. Nicht wahr? Stärker wurden sie gewiß nicht. Und als du dich darauf, einige Jahre später, mit Johanne verlobtest — ich erinnere mich noch sehr gut an den Abend, wo ich in Stockholm deine Karte bekam —, weißt du, da war auch nicht so viel wie ein Schatten von Eifersucht in mir, was doch bei neun von zehn Mädchen der Fall gewesen wäre. Ich war ganz gleichgültig, vollständig — ganz ebenso wie später, als die anderen, die im Lauf der Jahre um meine Hand und mein Herz anhielten, und denen ich nicht helfen konnte, an anderer Stelle Balsam für ihr verwundetes Selbstgefühl gefunden — ich habe sie mit kühlem, ruhigem Gemüt alle glücklich werden sehen — oder unglücklich — und habe keine Rancune gegen alle die Mädchen gefühlt, welche die Männer bekommen hatten, die ich hätte haben können."

Ihr Zuhörer schob unruhig seine Füße vor und zurück. „Du bist so sonderbar hart," sagte er.

„Weder hart, noch weich," erwiderte sie, fast ausgelassen. „Nur ich selbst. So wie ich bin. Ich bin immer recht und schlecht natürlich gewesen." Sie schaukelte sich wieder kräftig; darauf fügte sie mit einem frohen Seufzer hinzu: „Und da ich schon siebenundzwanzig Jahre alt bin, bleibe ich wohl auch in Zukunft, wie ich gewesen. Und da ich sogar älter aussehen soll, als ich bin, so lassen mich die Herren Eheaspiranten wohl auch nach und nach sitzen. Wie du hörst, stimmt auch das mich nicht im geringsten bitter."

Eine Thür ging, draußen im Korridor hörte man Schritte, und ein Dienstmädchen kam mit dem Kaffee. Ihr folgte die junge Braut. Die Braune setzte sich im Stuhl auf: „So, Johanne," sagte sie, „gieb mir jetzt eine Tasse Kaffee, dann gehe ich gleich meines Weges und lasse euch allein in der Abschiedsstunde. Mein Bruder ist wohl auch schon längst ungeduldig; ich hatte ihm gar nicht gesagt, daß ich so lange wegbleiben würde."

Sie schritt langsam durch den Park, in dem es zu dämmern anfing und der still und ausgestorben war, sogar für den Augenblick von den Saatkrähen verlassen. Auf dem Weg nach dem Flecken bog sie ab, vertiefte sich in einen schmalen Gang zwischen zwei Hausgiebeln und ging auf ein niedriges und schwarzes Häuschen zu, das aussah wie eine Baracke. Sie öffnete die quergeteilte Thür, bückte den Kopf und trat in den Flur.

Eine üble Luft schlug ihr entgegen, und auf der Schwelle zu einem kleinen Raum voller Betten krabbelten einige gelbe, schmierige Bälger. Sie wünschte einer Frau guten Abend, die zwischen den Betten stand und mit einem schreienden Säugling hantierte.

„Ist dein Mann heut zu Hause, Kersti?“ fragte sie.

„Ja, er sitzt in der Werkstatt,“ antwortete die Frau kurz, ohne sich aufzurichten oder aufzusehen.

Die Fremde blieb einen Augenblick stehen, als wollte sie noch etwas sagen, und sah die Frau an; aber da diese sie gar nicht zu bemerken schien, kehrte sie sich plötzlich um und trat durch eine Seitenthür.

Dort saß in einer geräumigen, verräucherten Werkstatt ein Mann und arbeitete an ein paar Messerschneiden unter einer kleinen, schlecht leuchtenden Lampe mit großem grünem Schirm. Er saß ganz über seine Arbeit gebeugt, als sei er kurzsichtig, und sah nicht auf, als sie eintrat — er gab ein fast phantastisch groteskes Bild ab, wie er dasaß in dem grünen Licht und dem schwarzen Raum mit seinem großen gelben Gesicht, dem zottigen schwarzen Bart und dem buschigen schwarzen Haar, das sich wie eine schwarze Wolke um eine fast kahle Rundung am Hinterkopf sträubte.

„Guten Abend, Meister,“ grüßte sie. „Es sind wohl ein paar Sachen von meinem Bruder hier, die ich abholen möchte.“

Der Mann arbeitete weiter, ohne aufzusehen oder Antwort zu geben. Erst nach einer Weile legte er das Werkzeug weg, richtete sich auf und fing an, unter dem Kram herumzuwühlen, der durcheinandergeworfen auf dem Tische lag. Nach langem Suchen zog er einige Drechslerarbeiten und ein Rasiermesser hervor. Letzteres öffnete er, riß sich ein Haar aus und probierte, ob es zog — man sah an der Bewegung, daß das eine Gewohnheit war, und begriff, wie der kahle Flecken entstanden. Stumm, wie vorher, wickelte er die Sachen in ein schmutziges Zeitungspapier, das sich auch auf dem Tisch umhertrieb, und reichte ihr das Paket.

„So!“ brach sie das Schweigen, „und was hab ich zu bezahlen?“

Der Mann machte eine Handbewegung, als wollte er sagen, davon hätte er gar keine Vorstellung. „Eine Krone,“ kam es dann plötzlich, sehr entschieden.

„Aber, lieber Anders, es ist doch ganz unmöglich, daß das nicht mehr kosten sollte.“

Er sah auf, langsam, als hörte er wunderliche Worte, und richtete zwei tiefe träumende Augen auf sie, in deren Ausdruck gar kein Zusammenhang mit der Angelegenheit, die eben verhandelt wurde, zu finden war.

„Meint Mathilde das?“ fragte er abwesend.

„Ja, natürlich, unbedingt! Nun, das kann ja mein Bruder selbst abmachen. — Wie geht es sonst?“

Es kam plötzlich Leben und Helle in sein Gesicht. „Diesmal geht es sicher sehr gut! Gestern sandte ich dem Professor die Zeichnung meines neu konstruierten Pfluges ein, und sobald ich seine Antwort habe, suche ich um das Patent nach.“

„So!“ antwortete sie kurz. „Aber das habe ich eigentlich nicht gemeint, sondern: wie geht es Euch?“

Seine Schultern sanken gleichsam herab und er setzte sich wieder an den Tisch zu seinen Messern, den grotesken Kopf weit vorgeschoben unter den grünen Lampenschirm.

„Danke, gut,“ antwortete er scheu.

Sie stand eine Weile stumm und betrachtete ihn, gleichsam überlegend. „Hör mal, Anders,“ fing sie dann an, „du solltest doch je eher je lieber in ein anderes Verhältnis zu deinem Alten zu kommen suchen.“

Er feilte sehr eifrig an seiner Messerschneide. „Das ist seine Sache, nicht meine.“

Sie blieb noch immer stehen, und es funkelte in ihren braunen Augen auf, als ob sie, trotz des Mißmuts über seinen Eigensinn, sich doch über ihn amüsierte. „Du solltest die Sache ganz ruhig nehmen, weißt du — eines schönen Tages fährst du zu deinem Alten hinaus und sagst ihm ungefähr Folgendes gerade ins Gesicht: Ich komme nicht, Sie um Verzeihung zu bitten, Vater, sondern um zu sagen, daß wir beide dumm gewesen sind, besonders Sie. Sie ließen mich nicht studieren, und dafür war ich allein veranlagt; und als ich mich dann mit Kersti verheiratete, jagten Sie mich weg wie einen Hund. Nun bin ich sechs Jahre lang eigensinnig gewesen und könnte auch sehr gut damit fortfahren bis an das Ende meiner

Tage. Aber da ich weiß, daß es Ihnen schon längst leid gethan hat, und da Sie wissen, daß es mir sehr schlecht geht, so denke ich, wir könnten uns beide als vernünftige Menschen wieder die Hand reichen."

Er saß ganz in seine Messerschneiden vertieft, als hätte er kein einziges ihrer Worte gehört und wisse überhaupt gar nicht, daß sie da sei. Da nun keine Antwort erfolgte, so fügte sie nach einigem Abwarten leise und vorwurfsvoll hinzu: „Du solltest es schon um Kerstis willen thun."

„Ich glaube kaum, daß sie mich dafür so besonders hochachten würde," sagte er mit angenommener Gleichgültigkeit. Plötzlich schlug er um und schrie: „Aber ich ließ mir's schon gefallen, wenn einer von allen denen, die finden, daß das so grundverkehrt ist, hinginge und dem Alten das rein heraussagte und ihm den Kopf zurechtsetzte!"

Sie schwieg und schluckte verlegen. „Ich glaube, das Einfachste wäre — er käme einmal selbst hier herein," erwiderte sie dann kurz. „Da brauchte ihm wohl keiner mehr den Kopf zurechtzusetzen!"

Da er darauf nichts erwiderte, bewegte sie sich verdrießlich, wickelte das Paket fester zusammen und zog den Shawl enger um den Leib. „Ja, also gute Nacht."

„Gute Nacht."

Es war unterdessen Abend geworden. Als sie den Ort hinter sich hatte, war die Sonne schon untergegangen; und der Hof des Bruders lag vor ihr wie eine ausgeschnittene Silhouette auf dem Hintergrund der grellen, kalt-gelben herbstlichen Abendröte. Kein Mensch war auf den Wegen sichtbar; sie ging ganz einsam in der Dämmerung dahin, die in einem Augenblick so scharf leuchtend war, um im anderen zu erlöschen und desto rascher zum Dunkel zu werden. Nur die Saatkrähen feierten Feste in der durchsichtigen Luft; sie schwebten hoch, hoch oben wie ganz, ganz kleine schwarze Punkte, unbeweglich, auf ihren Flügeln ruhend — dann kam auf einmal Bewegung in die Masse, und sie schossen blitzschnell durch den Raum hernieder, daß der Luftzug pfiff in dem stillen Abend.

Sie blieb stehen und blickte hinauf zum lustigen Spiel der Krähenschwärme; und wie sie so das von einem schwarzen Baschlik umrahmte Gesicht aufwärts wandte nach dem hellen Himmel, sahen ihre Züge noch regelmäßiger aus als gewöhnlich, die blanken braunen Augen noch einmal so blank und ihre mattgelbe Haut schien fast durchsichtig. Es wurde immer kühler; sie zog den Shawl fester um sich, und die etwas knochigen Formen ihres hochgewachsenen Körpers schienen noch eckiger als sonst in der glanzdurchtränkten Luft.

Wie sie ihre unterbrochene Wanderung fortsetzte, gewahrte sie, gerade vor sich auf der Anhöhe am Wege, sich scharf am gelben Abendhimmel abzeichnend, die Gestalt eines Mannes. Sie konnte deutlich unterscheiden, daß er einen weichen Filzhut, hohe Stiefel und eine im Rücken durch ein Zugband anschließende Joppe trug. Er bog auf den Weg ab, der zum Gut ihres Bruders führte, und verschwand in der Allee; aber sie hatte den Ingenieur erkannt, der Grundmessungen für das große Entwässerungsunternehmen in der Gegend aufnahm und den sie mit seinem Stativ und wassergefüllten Rohr dann und wann auf den Feldern hatte herumwandern sehen.

Der Kettenhund bellte wütend, so daß sie ihm zureden mußte, um ihn zum Schweigen zu bringen. In der Gesindestube war es leer und dunkel; in der Küche waren die Mägde mit dem Abendessen beschäftigt, und die Knechte besorgten die Kühe und Pferde. Sie hörte Gespräch in der Stube und trat ein; durch das Dunkel und den Rauch leuchteten ihr drei brennende Cigarren entgegen, und sie unterschied drei Männergestalten, die sich erhoben, als sie eintrat.

„Nun, da bist du!" sagte der eine, der Bruder, „wir wollten uns eben einen Toddy zu einer Preference verschaffen."

Sie blinkte mit den Augen, der Rauch that ihnen weh, und trat näher, in das raucherfüllte Dunkel hineinspähend, wer die anderen sein könnten.

„Ach, das ist wohl der Inspektor," sagte sie und reichte die Hand hin.

„Ja," antwortete der Bruder, „und hier: Ingenieur Jonsson — meine Schwester."

Sie verneigten sich beide stumm voreinander im Dunklen; und sie ging hinaus, die Lampe zu holen.

* * *

Mathilde öffnete das Fenster weit, um all den Cigarrenrauch hinauszulassen. Der Mond war aufgegangen, und es war so hell wie mitten am Tage. Sie sah die drei Männer, den Bruder und die beiden Fremden, langsam durch den Garten schreiten, der sich mit braunen Schatten und weißem Licht vor ihr erstreckte. Die Bäume warfen ihre Schattenumrisse auf die gekalkten Wände und den kiesbestreuten Gang — jedes Blatt und jeder Zweig deutlich gezeichnet —, unbeweglich, unbeweglich wie der Mondschein, unbeweglich wie die Nacht, in der kein anderer Laut zu hören war als die Schritte der drei Männer, die sich entfernten.

Sie blieb am offenen Fenster stehen, ohne es zu wissen. Die Nachtluft drang kalt herein, aber sie merkte es nicht. Die drei Männer waren verschwunden, ohne daß sie dieselben hinter der Hecke verschwinden gesehen.

Etwas war da, wonach sie suchte, irgendwo in sich selber. Sie weiß nicht recht, was es ist, auch nicht recht, wo es ist; aber irgendwo in sich fühlt sie dieses Etwas, nach dem sie sucht. Es fährt durch sie hin, dieses Etwas, ungefähr wie eine sehr alte Erinnerung, die Empfindung einer Erinnerung, die weit, weit zurückliegt, wie wir manchmal vor einer Landschaft oder einem Gesicht uns einbilden, diese selbe Landschaft oder dieses selbe Gesicht schon einmal früher gesehen zu haben, obgleich das unmöglich ist. So durchfuhr es sie — und blieb in ihr liegen. Es verschwand nicht wieder, es blieb da; sie konnte es nicht sehen, nicht greifen; aber sie fühlte, daß es da in ihr lag.

Sie suchte und suchte in ihrem Leben herum; manchmal glaubte sie ihm ganz nahe zu sein, so daß der dunkle Deckel gleich fallen und das Bild im hellen Licht dastehen würde; aber im nächsten Augenblick fühlte sie sich entfernter als je davon. Wieder war die Ungewißheit da. Aber sie war nicht von der peinlichen Art, die man sonst empfindet, wenn das gesuchte Wort, das man vergessen, einem schon auf der Zunge sitzt und doch nicht hervor will. Es war eine frohe Ungewißheit, gleich jener, die man in jungen Tagen fühlt und in der die Fülle des Lebens liegt; gleich der, in welcher das junge Mädchen zu seinem ersten Ball fährt. Sie fühlte sie in sich wie eine Wärme; und sie wußte von nichts, wußte nicht, wie lange sie so gestanden. Sie erwachte wie aus einem körperlichen Schlafe, da jemand ihr im Garten entgegen gegangen kam. Erst nach einer ganzen Weile kam es ihr zum Bewußtsein, es sei ihr Bruder, der zurückkam, nachdem er seine Gäste ein Stück Weges begleitet. Sie hatte das schon alles vergessen; er lag gewissermaßen schon weit, weit hinter ihr, der ganze Abend, wie die Fahrt zum Ball und dessen Anfang, wenn man am anderen Morgen von ihm heimfährt.

Sie schloß das Fenster und fing an, ein bißchen in der Stube aufzukramen. Als der Bruder hereinkam, räumte sie den Toddytisch ab. Ganz mechanisch; ihre Finger thaten die gewohnte Arbeit, aber nichts in ihr war mit dabei. Sie war wie in zwei Teile geteilt, sie wußte gar nicht, was sie that, und als sie fertig war, wunderte sie sich, daß es gethan war. Es kam ihr vor, daß fremde oder unsichtbare Hände es besorgt hatten; daß sie es selbst gethan, war ihr ganz entfallen.

Der Bruder sprach mit ihr — ihr war es, als käme die Stimme irgendwo weit her aus der Ferne und gehöre einer fremden Person. Sie betrachtete das Gesicht, aus dem die Worte kamen, und fand in großer Entfernung einige undeutliche Züge, obgleich sie sich sagte, sie kenne sie ja, es verstehe sich ja von selbst, daß das Nils war, ihr Bruder. Aber zugleich kam es ihr so sonderbar vor, daß es sich auch wirklich so verhalten konnte. Sie fuhr sich über das Gesicht, wie um besser zu sehen. Ihr war, als hätte sie Wasser in die Augen bekommen, wie es manchmal den Badenden geschieht. Er richtete ein paar Fragen an sie über gleichgültige Dinge, Haushaltsangelegenheiten, und gab ihr einige Anweisungen für den morgenden Tag. Sie antwortete richtig auf alles und behielt alles im Gedächtnis, aber es blieb alles wohlverwahrt unter der Bewußtseinsschwelle, und erst lange nachdem die Worte ausgesprochen waren, tauchten sie nach und nach in ihrem Bewußtsein auf. Sie hätten sicher in Übereinstimmung mit ihnen gehandelt, aber auf dieselbe Art, wie ein Hypnotisierter nach dem Erwachen den im Schlaf empfangenen Befehl ausführt.

Ihr Schlafzimmer war voller Mondschein,

und sie kleidete sich aus, ohne Licht anzuzünden. Sie ließ die Gardinen herab, ging zu Bett und blieb liegen, unbeweglich, mit großen, blanken, starren Augen in die helle Nacht hinausblickend. Der Schlaf kam, aber sie erkannte ihn nicht wieder, denn es war nicht der gewöhnliche Schlaf, wie sie ihn sonst zur Nacht kommen fühlte, der Schlaf, der sich mit einem Schlage über den Menschen wirft und ihn, inhaltslos und brutal, in ein totes Ding verwandelt. Nein, er kam nicht von draußen her in dieser Nacht, sondern er war in ihr wie etwas Leichtes und Helles, das ihr ganzes Wesen durchdrang, ein Ruhen voller Kraft, ein frohes Gefühl, das ihr ganzes Wesen durchströmte, ein Warten auf gute Träume und ein Ahnen, daß sie, wenn sie morgen erwachte, sich fragen würde: was für etwas Ungewöhnliches und Feierliches erwartet mich heute und liegt mir wie Sonne im Sinn? Es breitete sich aus um sie, es erfüllte sie, sie fühlte, wie es sich ausbreitete und sie erfüllte; wie sie darin versank, darin verschwand, sich darin auflöste. Und während ihre Augen sich schlossen und die ersten leisen Atemzüge einer Schlafenden hörbar wurden, hatte sie selbst bloß das Gefühl einer in ihr immer mehr wachsenden und schwellenden Seligkeit.

Wie lange das dauerte? Für diesen Zustand giebt es keine Zeit, ihr Maß ist aufgehoben. Aber wie sie dalag in diesem neuen Schlaf voller Helle, Klarheit, Stille, schlug auf einmal, ungewiß woher wie aller Ursprung, aus jener dunklen Tiefe, die fortfährt zu leben, ob der Mensch schläft oder wacht — schlug eine Welle auf in die Stille, eine Trübung in die Klarheit, ein Schatten in die Helle. Es war ein Nichts, aber hervorgegangen aus dem Organischen, es stieg und stieg und breitete sich aus, wurde in der Seele zu einer unbestimmten Unruhe, einer wirren Ungeduld, einer keuchenden Angst, einem klopfenden Fieber; die Atemzüge der Schlafenden wurden kurz und unregelmäßig, die Gesichtszüge gespannt in Starrheit. Aus all den unklaren Empfindungen löste sich plötzlich e i n e bestimmte, ein Ton, ein Ton, den sie hundertmal früher gehört, während sie so in ihrem Bett in der Nacht lag, gehört in Wirklichkeit und in der Vorstellung; ihr Körper zog sich zusammen in einem Zucken, und mit einem Ruck saß sie aufrecht im Bette und starrte vor sich hinaus mit Augen weit offen vor Entsetzen, schlaftrunkenen und doch klaren Augen —

Es hatte geklungen wie das Rollen eines Wagens, der sich näherte, weit, weit aus der Ferne.

Sie saß aufrecht im Bette und horchte, die Hände zusammengezogen wie im Krampf und jeden Nerv gespannt, unter dem gehörten Laut zu vibrieren. Es war noch so hell im Zimmer wie während ihres Einschlafens; hinter der Gardine stand der Mondschein atemlos und unbeweglich, neben ihr drang ein langer Strahl herein, legte sich über die Diele, brach sich an der Wand und lief halb zur Decke hinauf.

Hörte sie etwas, oder hörte sie nichts? Es summte und sauste ihr in den Ohren. Oder war es nur der Mondschein, der zitterte? Sie legte den Kopf auf die Seite, der Mondschein stand still um sie herum wie gefroren. Sie strich sich mit der Hand über das Gesicht, atmete auf, setzte sich zurecht und horchte wieder. Das Sausen war ihr plötzlich von den Ohren gefallen und alles war stumm und still, die Nacht, der Mondschein, alles. Nicht ein Laut, weder nah noch fern.

Sie legte sich mit einem Seufzer der Erleichterung zurück auf das Kopfkissen. Es war nur eine Fiebererregung gewesen, der Ton eines Wagens, der sich näherte, ganz fern auf dem Wege. Wie so häufig früher — aber es war lange her, seit sie es zuletzt gehabt. Wann war es zuletzt? Sie konnte sich kaum mehr daran erinnern; aber w i e es war, daran erinnerte sie sich noch. Es kehrte noch immer so überlebendig wieder, wenn sie es nur in sich heraufkommen ließ; und besonders heute nacht, wie sie dalag und die Phantasieempfindungen noch in ihren zitternden Nerven Echo gaben und zu greifbaren Bildern, zum Klang von Stimmen, zum Anblick von Gesichtern und ganzen Auftritten wurden —

Sie lag in ihrem Bett, ganz wie jetzt; und die Mutter schlief drüben, an der anderen Wand. Die Mutter warf sich hin und her; auf einmal wurde es still, als läge sie mit verhaltenem Atem und horchte.

„Mathilde!“

„Ja, Mutter."

„Hörst du nicht fahren?"

„Das kommt Ihnen nur so vor, Mutter. Sie haben nur geträumt. Schlafen Sie nur wieder ein, Mutter. Es ist nichts zu hören."

Aber wie die Mutter ihren unruhigen Schlaf weiter schlief und eine Weile vergangen war, während sie selbst gelegen und gehorcht hatte, hörte sie deutlich in der Ferne fahren. Sie spannte jeden Nerv, nicht bloß ihre Ohren an, um schärfer zu hören: das war ihr Wagen, sie kannte sein Rollen auf eine Viertelmeile Entfernung. Nun kam er die Anhöhe herauf, die Bränninger Höhe, nun ging es abwärts; jetzt fuhr er durch Hannarp mit einem besonderen Ton vor den Häusern und einem anderen, wenn er die offenen Stellen zwischen ihnen passierte, jetzt um das letzte Haus, auf den Feldweg, jetzt ist er in der Allee — die Hofhunde setzen ein mit Gebell und Geheul — näher kommt er, näher — Jesus Christus, das ist fast gestreckte Carriere, noch ist er auf dem Kiesweg, aber im nächsten Augenblick rollt er auf das Steinpflaster — jetzt, jetzt ... sie krümmt sich zusammen, ein Peitschenknall, ein Stampfen von Pferdehufen und Poltern von Wagenrädern — plötzlich Stille, und jetzt ein Schnaufen der schweißigen Pferde und lärmendes Reden vieler Stimmen.

Die Mutter war schon aus dem Bette.

„Nein, bleiben Sie, Mutter, ich werde aufstehen."

Sie warf das Notwendigste über, aber der Vater war schon im Nebenzimmer, sang und fluchte, sprach mit sich selbst, kicherte und polterte, warf Stühle um, fingerte am Schlüssel und taumelte zu ihnen herein — der alte Per Olsson in Hannarp, der Großgrundbesitzer, der Saufbruder, der beste und der schlechteste Mensch unter der Sonne, aller Welt Freund, nur sein und der Seinen Feind.

Er saß baumelnd auf der Kante vom Bett der Mutter und tastete nach ihren Händen und nach ihrem Gesicht. „Nu, Mutter, tischst du uns was Gutes auf?"

„Lassen Sie Mutter in Frieden, Vater. Sie hat Schlaf nötig."

„Höhö, piepst das Küchel!" Und der Riese kam auf sie zu, langsam, unsicher, mit vorgestrecktem Kopfe.

Die Mutter weinte still im Bette. „Schlag sie nicht, Vater, du wirst es bereuen."

„Nä — nä, nä—ä! Die Henne gackelt auch. Na, so soll euch der Teufel ..."

Sie hielt die Arme über den Kopf, um den Schlag abzuwehren, und stürzte aus dem Zimmer, aber sie hörte noch die Mutter drinnen wimmern, als hätte er sie an den Haaren aus dem Bett gerissen. —

In einer Nacht im Spätherbste, einer pechschwarzen Nacht, erwacht sie plötzlich davon, daß ein Wagen draußen unter dem Fenster stillhält. Mit einem Satz ist sie aus dem Bett und in den Kleidern. Es ist so sonderbar still, will ihr scheinen. Die Pferde schnauben und schütteln das Geschirr, aber sonst kein Laut. Sie hält plötzlich inne im Ankleiden und horcht mit offenem Munde. Alles bleibt still. Sie ist allein, der Bruder ist auf der Hochschule, und das Bett der Mutter ist nicht mehr in der Stube, seit sie selbst nicht mehr ist. Ein Schauer durchfährt sie; es ist so unheimlich, daß draußen alles so still bleibt. Drunten im Hof wird eine Stallthür aufgemacht, Holzschuhe klappern über das Steinpflaster, und der Schein einer Laterne fällt ins Zimmer. Darauf wieder alles still, eine kurze Zeit; dann klappern die Holzschuhe die Haupttreppe herauf. Sie läuft besinnungslos durch die Zimmer, halb angekleidet, wie sie ist, strauchelt und steht wieder auf, stößt an, aber läuft weiter, hinaus ins Vorzimmer, reißt die Thür auf ...

Da steht der Großknecht, ein alter treuer Diener, mit seiner Laterne in der Hand, weiß im Gesicht wie ein Laken.

„Es ist wohl ein Unglück geschehen," sagt er mit zitternder Stimme und läßt das Licht der Laterne auf den Wagen fallen, der seitwärts überhängt und zerschlagen ist.

Der ganze Hof wird geweckt und kommt auf die Beine. Alle Knechte und Mägde gehen mit Laternen die Allee absuchen. Dunkel und Stille. Keine Helligkeit, kein Windstoß. Keiner sagt ein Wort. Die Laternen werfen phantastische Schatten auf das aufgeackerte Feld. Und an der Wegbiegung zur Auffahrt findet man den Alten mit dem zerschmetterten, blutigen, grauen Kopf auf dem spitzen gekalkten Stein. —

Früher, wenn diese Schreckbilder der Erinnerung sie aus ihrem Schlaf aufschreckten,

hatte sie, sobald sie wieder zu sich selbst gekommen, sich kaltblütig klar gemacht, daß es nur ein böser Erinnerungstraum gewesen, und einfach abgewartet, bis ihr aufgeregtes Gemüt sich beruhigte. Darauf war sie wieder in ihren inhaltslosen, toten Schlaf zurückgesunken. Aber in dieser Nacht ging es anders. Als es ihr klar geworden, daß sie nur gefiebert, und daß das alles vergangen und nicht mehr da war, da geschah es nicht in der bekannten Weise. Aus neuen Quelladern in ihrem Inneren schoß ein warmer Strom hervor, der alles in einem Nu wegspülte. Die Stimmung vom Abend, in der sie eingeschlafen, kehrte wieder. Und sie gab sich ihr hin, drückte sie an sich, als sei sie etwas Warmes, Lebendiges an ihrer Seite, in dessen Schutz sie ruhig schlafen konnte wie ein Kind; die Gegenwart einer neuen Wirklichkeit nahm den alten Erinnerungen und Phantasien ihre Macht und löschte sie aus als das leblose Schattenspiel, das sie waren.

* *
*

„Dies wäre also des Ingenieurs Zimmer, wenn der Herr Ingenieur damit vorlieb nehmen wollen."

Sie hatte die Thür zur Gaststube des Hauses geöffnet, wo noch alles stand wie zu den Zeiten der Eltern: weißblaue großblumige Tapeten, lange weiße Gardinen und hellpolierte Möbel. Alles glänzte von Reinlichkeit und verriet, daß eine weibliche Hand darüber geglitten war; die Fensterbretter standen voller Blumen in Töpfen und auf dem Tisch eine Vase mit Georginen und Astern, die noch nach Tau dufteten.

„Ach, Fräulein," antwortete der Gast, „das ist mehr, als ich sonst gewohnt bin. Wenn man so das ganze Jahr herumzieht, oft in fremden neuen Gegenden, dann lernt man sich ohne Komfort begnügen. Man gewöhnt sich so an die Gasthauseleganz, daß man sich wider Willen fast geniert fühlt, wenn man es mal so rein und gemütlich trifft. Oft bleibt man ja nur eine Nacht, und da denkt man nicht viel daran, wie es aussieht. Aber hier wird's einem, wenn man eintritt, als käme man, um lange zu bleiben. Tausend Dank, Fräulein."

Sie wagte nicht aufzusehen, aber empfand seine Augen und daß er lächelte; und sein Blick leuchtete und brannte auf ihrem Gesicht. Sie sah scheu und verstohlen auf den Bruder und zog sich eiligst zurück, die beiden Männer allein lassend. Sie fühlte ihre Füße nicht unter sich, wie sie ging; ein unerträgliches Gefühl von Scham kam über sie: sicher hatte sie sich verraten. Es war ja überall an ihr zu lesen, in ihren Bewegungen, in ihrem Gang; und nun hatte sie es noch recht deutlich gemacht durch dies Ausputzen seines Zimmers, *seines* Zimmers, mit Blumen und allem Möglichen. Hatte er nicht über sie gelächelt; das hieß so viel wie: er wisse schon, wie es mit ihr stehe. Und der Bruder? Der Bruder hatte so einen besonderen Ausdruck im Gesicht gehabt ... oder nicht? Sie versuchte sich zu erinnern, wie er ausgesehen und was für ein Ausdruck das gewesen, während sie in ihrem Zimmer am Fenster stand, matt in den Knien, mit brennenden Augen, aber sie konnte nichts festhalten. Endlich machte sie eine ungeduldige Bewegung, warf den Kopf mit einem verächtlichen Lächeln über sich selbst auf und ging wieder an ihre Beschäftigungen.

War *das* nun das Glück, was sie jetzt hatte? Es war ja so ganz anders als alles Frühere und alles, worunter sie sonst das Glück verstanden: Frieden im Gemüt, Ruhe in den Sinnen, gute Gesundheit und gesunder Schlaf, Beschäftigungen im Hause und zuweilen Zusammensein mit befreundeten Menschen, die ungebrochene Zufriedenheit der Seele, die nicht Stumpfheit ist, sondern unbewußtes Wohlbefinden. Sie war, seelisch betrachtet, wie ein Mensch gewesen, der nicht weiß, was Krankheit ist, da er nie krank gewesen. Und jetzt war das andere gekommen, auf einmal an einem Abend, sie konnte nicht sagen wie oder auf welche Weise, und hatte sie von innen nach außen verwandelt und sie zu einem ganz anderen Wesen gemacht, so daß sie sich selbst nicht mehr kannte. War *das* das Glück, das, was man unter Glück verstand, die Liebe —? Das war Wohlsein, aber nicht mehr wie früher, sondern ein Wohlsein, das von Leben pulste, von Sonne strahlte, Wohlsein und Siechsein zugleich, ein Gefühl von Überfülle, das keine Ruhe gab, ein neues Wesen in ihr, das sich wand

in süßen Schmerzen, in Jubel und Angst, Scham und glühender Freude — eine Sehnsucht, so krank wie die erlöschende Abendröte, Stimmungen schwellend von Thränen, und Gefühle, still und warm, wie die der jungen Mutter.

Am Morgen nach jenem merkwürdigen Abend war sie früher als gewöhnlich erwacht. Sie stieg aus dem Bette mit derselben Empfindung, als wäre sie aus dem Bade gestiegen. Sie ging ans Fenster und rollte die Gardine auf, betrachtete die Blumenstöcke, einen nach dem anderen, und fühlte eine eigene Liebe für jede einzelne Blüte. Und als sie in den Garten hinausblickte, wo die Sonne auf dem Tau leuchtete, schien es ihr, als sähe sie jetzt zum erstenmal dies Bild, wie es wirklich war. Sie genoß es wie etwas noch nie Gesehenes, das plötzlich da war und ganz intim zu ihrem Herzen sprach. Es war ihr alles so viel näher gekommen, es war alles jetzt so viel persönlicher für sie da als früher. Die Sonne schien heller und der Tau glitzerte blanker und alles schien ihr zuzurufen: Komm, du hast uns ja tausend Heimlichkeiten zu vertrauen, du brauchst sie nicht laut zu sagen. Aber komm nur heraus und geh zwischen uns herum, dann wirst du es schon fühlen, daß wir alle verschwiegene Mitwisser sind von dem, was in dir neugeboren worden, und wirst dich ganz leicht und glücklich dabei fühlen, daß du dich so hingeben kannst ohne Zwang. Und wie sie da stand und hinaussah in diese neugeborene Welt mit dieser neuen wunderlichen Stimmung, entdeckte sie plötzlich, daß sie in sich selber blickte und dort dieselbe wunderliche Stimmung wiederfand. Und plötzlich wurde es hell in ihr und sie wußte, was es war. Und sie erkannte dasselbe, was in ihrer Kindheit den Sonntag von den übrigen sechs Wochentagen unterschied.

In der Hagedornhecke, die an der einen Seite des Gartens hinlief, war eine Öffnung, und von der Steinumhegung hinter ihr hatte man eine weite Aussicht über die Felder bis nach der Bränninger Höhe. Sie schlüpfte durch die Öffnung, hielt die Hand gegen die Sonne über die Augen und blickte nach dem Horizont mit den weichen Wellenlinien des ansteigenden Landes. Dort hatte er seine Arbeit. Aber nichts war zu sehen. Einmal auf das andere kehrte sie zurück, schlich sich heimlich aus dem Hause und durch die abgelegensten Gänge des Gartens, als hätte sie etwas Unerlaubtes vor. Und schließlich befand sie sich immer auf dem Platze hinter der Heckenöffnung, wo niemand sie sehen konnte. Endlich, schon spät am Nachmittag, sah sie ganz fern, auf dem Kamm der Anhöhe, in scharfem Schattenriß gegen den weißblauen Herbsthimmel, das hohe dreibeinige Stativ mit dem Wasserrohr und seine Gestalt, die bald darüber gebeugt stand, bald sich hin und her bewegte. Es gab einen Stoß in ihr vor heimlicher Freude. Sie sah sich instinktiv um, ob niemand sie beobachte, blieb stehen und folgte dem Silhouettespiel, bis plötzlich der Gedanke mit Schrecken über sie kam, er selbst könne sie vielleicht gewahr werden, wie sie da stand und nach ihm schaute. Sie verschwand durch die Hecke und ging mit fieberheißen Pulsen und nervösen Schritten zurück, und dabei versuchte sie sich selbst wegen ihrer Furcht auszulachen. Sie schämte sich vor sich selbst, daß sie sich so närrisch betrug. Außerdem war sie gar nicht sicher, ob nicht auch jemand außer ihr selbst sie ertappt hatte.

Am Tage darauf, als sie beim Mittagsessen saßen, sagte ihr Bruder: „Es ist eine Einladung heute von Bränninge gekommen. Ich muß auch mit dem Ingenieur sprechen. Du kommst wohl mit?“

Es ging ihr heiß durch und durch bei diesen Worten, und ihr Herz stand still vor Freude bei der Aussicht, den Abend mit ihm zusammen zu sein. Aber mit einem Widerspruchsgeist, der ebenso wunderlich wie gewöhnlich ist, kehrte sie eine kalte Gleichgültigkeit nach außen und sagte trocken: „Ach, ich weiß nicht. Muß ich denn?“

Er sah sie erstaunt an. „Warum denn nicht?“

„Ich war ja erst vor kurzem da.“

„Dummheit! Du kommst ja sonst gern mit.“

Sie antwortete nichts, aber war froh, daß er darauf gedrungen hatte. So war er es, der es gewollt, nicht sie. Sie sprachen nicht weiter darüber, aber als die Zeit zur Abfahrt kam und der Bruder ging, um sich umzukleiden, verschwand auch sie, um

Toilette zu machen, wie es selbstverständlich und verabredet war.

Im Festhause war es schon voll von Gästen, als sie anlangten. Sie sah niemanden, hörte nichts, sah und hörte alles, aber wie durch einen Nebel; ihr ganzes Wesen war wie eine einzige selige Erwartung, ihn plötzlich in dem Gewimmel auftauchen zu sehen. Sie ging umher in einer chaotischen Masse von Leuten und Bewegungen, in der sie ganz allein war mit dem Antlitz, das sie dicht neben sich sah und fühlte, obgleich es nur erst in ihrer Erwartung vorhanden und doch tausendmal deutlicher war als alle diese vielen anderen Gesichter, die wirklich um sie herum standen. Sie ging durch das Kaffeezimmer, aber da war er nicht. Der Toddy kam und die Karten; aber an den Spieltischen war er auch nicht. Sie wanderte umher, mehr mit ihren Augen als mit ihrem Körper, und mehr mit ihrer Sehnsucht als mit ihren Augen. Vielleicht kam er erst später, redete sie sich ein; vielleicht hatte er eine Arbeit, die sich nicht aufschieben ließ. Aber die Zeit verging und der Abend kam, ohne daß er sichtbar wurde. Es wurde ihr unerträglich, die Ungewißheit machte sie krank, sie mußte Bescheid haben. Die Worte kamen ihr auf die Zunge bei jeder Gelegenheit, die sich zum Fragen darbot, aber sie konnte sie nicht hervorbringen, bis einmal die Wirtin sich zu ihr setzte. Ihr wurde ganz kalt und sie schloß die Augen, während sie rasch, um sich selbst keine Zeit zur Besinnung zu lassen, sagte: „Ihr habt ja jetzt Besuch im Hause."

„Ja, aber er ist heute abend nicht hier. Er ist nach Aggarp gefahren, in einer notwendigen Angelegenheit, sagte er."

Eine Enttäuschung kam über sie, so schwer und bodenlos, wie sie sie nie früher gefühlt. Sie fühlte sich so einsam, so heimlos, so verlassen und war nahe daran, in Thränen auszubrechen. Alles erlosch gleichsam um sie herum, und ein bitterer Überdruß an den Menschen und ihrem Geschwätz ergriff sie so stark, daß sie Lust hatte aufzustehen, hinauszugehen, ganz wegzugehen und allein mit sich selber zu weinen.

Sie hatten auf der Heimfahrt schon den halben Weg zurückgelegt, als sie in dem starken Mondschein einen Einspänner gewahrten, der sich ihnen in schlankem Trabe auf dem geraden, ebenen Wege näherte. Sie hatte gleich erkannt, wer das war; aber der Bruder erst, als die beiden Wagen fast beieinander waren. Er zog die Zügel mit einem plötzlichen Ruck an, der andere Fahrende that dasselbe, und die beiden Wagen hielten Seite an Seite.

„Guten Abend, Herr Ingenieur."

Der Angeredete beugte sich vor, wie um besser zu sehen. „Ah! ich hätte Sie fast nicht wieder erkannt. Guten Abend! Guten Abend, Fräulein!"

„Wir waren auf der Gesellschaft in Bränninge. Ich möchte auch mit Ihnen über meine Angelegenheiten sprechen, Herr Ingenieur. Wann darf ich Sie bei uns in Hannarp erwarten? Es ist ja auch recht viel dabei zu thun."

Der andere überlegte eine Weile. „Ja, spätestens um vierzehn Tage."

„So? ausgezeichnet! Wollen der Herr Ingenieur nicht auch bei mir wohnen? Ich hoffe, meine Schwester bringt ein gutes Zimmer für den Gast in Ordnung."

„Danke verbindlichst."

„Also auf Wiedersehen. Spätestens um vierzehn Tage also!"

„Um vierzehn Tage spätestens, bestimmt!"

„Wünsche gute Nacht."

„Gute Nacht. Empfehle mich, Fräulein."

Und die beiden Wagen fuhren rasch auseinander, jeder in seiner Richtung auf dem mondhellen Wege.

Sie hatte während der Unterhaltung ganz still gesessen; aber es schwoll in ihr von Empfindungen, die ihr den Atem raubten.

„Du hörtest, wovon die Rede war," sagte der Bruder, während die ungeduldigen, schnaubenden Pferde sie in raschem Trabe Hannarp zuführten, dessen Mauern schon vor ihnen im Mondschein leuchteten. „Du nimmst es wohl auf dich, ihn einige Tage als Gast im Hause zu haben?"

„O ja, das denk ich doch!" antwortete sie fast schalkhaft, als bekäme sie Lust, den Bruder aufzuziehen, der da so dumm saß und nichts ahnte.

Aber als sie nach Hause kamen und sie in ihr Zimmer ging und allein war, setzte sie sich still im Mondschein ans Fenster und weinte vor Glück.

Und es kamen jetzt Tage stillen Glücks,

Tage, die kamen und gingen, ohne daß sie recht wußte, daß sie gewesen und wie sie gewesen; nur das wußte sie, daß jeder eine Zahl mehr von den vierzehn Tagen abstrich, nach denen er kommen würde. Das äußere Leben, von dem sie sonst ausgefüllt wurden, glitt an ihr vorbei wie ein bleiches nichtiges Schattenspiel, das nichts bedeutete im Vergleich zu dem anderen Leben, das sich reich und voll in ihr entwickelte. Das neue Wesen in ihr schien gleichsam zu wachsen. Sie fühlte, daß etwas Geheimnisvolles in ihr vorging; aber sie konnte sich nicht sagen, was es war. Sie fühlte es bloß, in ihrem Körper nicht weniger als in ihrer Seele; aber sie wußte nicht, daß auch ihr Äußeres sich veränderte, sichtbar für alle, außer für sie selbst, daß Rundung über die Formen ihrer Gestalt kam, daß ihr Gang elastisch war, daß ihre Gesichtszüge weicher, ihre Lippen voller wurden und neue Linien erhielten, und daß in ihre blanken braunen Augen ein neuer Ausdruck sinnlicher Seele kam. Bis der Bruder eines Tags sitzen blieb und sie mit nachdenklichem Erstaunen betrachtete, als seien ihm plötzlich auch die Augen aufgegangen für die Veränderung, die sich unter ihnen vollzogen.

„Hör du, Mathilde," sagte er lächelnd, „es ist sonderbar, aber ich erkenne dich nicht recht wieder. Du wirst wieder so rund und voll, so, wie die Mädchen nur einmal in ihrem Leben sind; gerade so, wie du selbst mit sechzehn Jahren warst."

„Ach, was du dir einbildest," antwortete sie mit gemachtem Lachen, stand auf und ging in ihr Zimmer. Dort sah ihr ihr heiß errötetes Gesicht aus dem Spiegel entgegen.

* * *

Eines Montags kam er bei ihnen an, richtete sich eilig ein und ging rasch wieder weg zu seiner Arbeit. Am Nachmittag kam Johanne zum Besuch, und die beiden Mädchen nahmen den Bruder mit und machten einen Spaziergang über die Felder. Der Nebel lag gelb und dick über dem Plattland; nachdem sie eine Strecke gegangen, sahen sie den Ingenieur und seine Gehilfen sich in ihm wie dunkle Flecken bewegen.

Sie gingen näher, um seiner Arbeit zuzusehen. Er empfing sie etwas kurz, sagte das Notwendigste und machte sich wieder über seine Untersuchungen her.

„Der Herr Ingenieur könnte uns auch ein bißchen erklären, wie das gemacht wird," sagte Johanne kokett gekränkt.

Er sah das junge Mädchen an und lächelte, stellte sich in schulmeisterlicher Gottergebenheit auf und fing an zu erklären, sah durch das Rohr, rückte an der Meßstange und erklärte vermittels der vielen Ziffern auf dem Papier und plus und minus.

Mathilde stand dabei, hörte zu, folgte mit und nahm, halb kokett, halb kindlich, die Miene eines unterthänigen lernbegierigen Schulmädchens an. Einmal, als alle drei ihre Aufmerksamkeit wo anders hin richteten, machte sie sich die Gelegenheit zu nutze und strich mit der Hand vorsichtig über die Blecheinfassung des Rohres, strich darüber hin wie eine Liebkosung, die sie gab und empfing — und sie fühlte dabei, wie die ganze Wärme eines anderen Wesens von ihm zurück- und durch sie hinströmte.

„Wenn ich kein Mädchen wäre," sagte sie scherzend, mit einem schwachen Erröten, als sie Abschied nahmen, „so würde ich Messungen machen lernen — ich glaube bestimmt, ich würde es sehr weit darin bringen."

Der Ingenieur lächelte ihr verbindlich zu. „Die Abende sind so lang," sagte er, „und ich könnte Fräulein ja in die Geheimnisse meiner Kunst einweihen, wenn Fräulein Lust dazu haben."

Sie ging nach Hause, das Gemüt voller Sonne, und betrug sich wie ein ausgelassenes Kind, dem ein Vergnügen in Aussicht gestellt worden. Den ganzen Tag ging sie nur herum und wartete auf den Abend, mit dem Fieber des Kindes, für das der Weihnachtsbaum im verschlossenen Zimmer angezündet wird.

In derselben Stimmung stand sie noch, als es dämmerte, in der Küche und bereitete das Abendessen für den Gast, die weiße Schürze vorgebunden, mit roten Wangen. Im Herd knisterte und knackte es munter, und der flackernde Schein des Feuers fiel hierhin und dahin im Dunkel, während die Mägde hin und her liefen in ihren Aufträgen.

Da öffnete sich eine Thür, und der Bruder streckte den Kopf herein. „Mathilde," rief er.

„Ja," antwortete sie und ging auf ihn zu. „Du brauchst dir keine Mühe mit dem Abendessen für uns zu machen. Wir gehen gleich aus. Wir sind zum Abend zu Nachbars gebeten."

„Ach so!" antwortete sie mit anscheinend munterer Gleichgültigkeit, während dieselbe Stimmung sie überwältigte wie auf dem Fest in Bränninge. Sie ging zurück zu ihren Pfannen und Töpfen und fingerte eine Weile mechanisch zwischen ihnen umher.

„Ach," sagte sie zu sich selbst und warf den Kopf auf. „Er kann ja nichts dafür. Er muß natürlich gehen, wenn er eingeladen wird."

Sie hörte, wie sie sich zum Weggehen im Vorzimmer rüsteten, strich über ihr Haar und ihre Schürze und trat auf die Treppe hinaus. Die beiden Männer standen schon am Pförtchen zur Allee.

„Gute Nacht, Mathilde," rief der Bruder zurück. „Du brauchst nicht aufzusitzen und auf uns zu warten. Wir kommen wahrscheinlich spät nach Hause."

„Gute Nacht."

„Gute Nacht, Fräulein," rief der andere, nahm den Hut ab und folgte seinem Wirt, der schon in der Allee war.

Sie blieb stehen und sah ihnen nach in der wachsenden Dämmerung mit den Lichtern, die im Ort angezündet wurden. — Er hatte alles vergessen! Sie allein hatte sich an seine Worte gehängt und eine Meinung drin gefunden. Aber das war eine Kränkung! Sie richtete sich auf, ihre Nasenflügel weiteten sich, ihre Augenbrauen zogen sich zusammen — mit einer entschiedenen Bewegung kehrte sie sich um und ging ins Haus zurück. Es kam ihr so leer und ausgestorben vor, als läge eine Leiche darin.

Der Dienstag ging und der Mittwoch. Sie sah wenig von ihrem Gast, außer zu den Mahlzeiten; dann aß er in der größten Eile und kehrte gleich an seine Arbeit zurück. Sie ging umher in ihrem stolzen, stummen Eigensinn, und er schien darauf ebensowenig acht zu geben wie überhaupt auf etwas an ihr. Das kränkte sie und regte sie auf, und eine unbestimmte Angst fing an, in ihr zu erwachen. Ging sie nicht da um ihn herum, ihm immer so nah, in seiner Atmosphäre, die sich immer fester und undurchdringlicher um sie herumschloß; kreuzte sie nicht um ihn, nicht bloß mit ihrem äußeren Wesen, sondern mit jenem geheimnisvollen inneren Etwas, das von dem Weibe zu dem Manne geht, den es liebt, und von dem Manne zu dem Weibe, das er begehrt — und doch war keine Leitung zwischen ihnen, und keine Anziehung von ihr zu ihm schien da zu sein.

Ein dunkles Vorgefühl von etwas Unbegreiflichem, Unabwendbarem, Unabhelfbarem, Unwiderruflichem stieg in ihr auf wie ein starrendes Grauen; es kam wie die unbestimmte Ahnung von etwas, das geschehen muß, das sich nicht abwehren läßt, etwas, das sich weit in der Ferne nähert und näher und näher kommt, das schon draußen steht und anklopft — das Schicksal mit den leeren Augen, den steinernen Zügen und dem undeutbaren Munde — —

Der Bruder und der Gast waren ausgegangen wie gewöhnlich. Es war spät, der ganze Hof lag schon dunkel und still, und sie allein war noch auf. Die Stille wuchs und wuchs, die Schlaguhr tickte immer lauter und lauter, und sie fing an, aufmerksam, mit zurückgehaltenem Atem auf das dumpfe rasche Klopfen ihrer Pulse zu horchen. Dann schüttelte sie mit einer Willensanstrengung die Fieberlähmung ab, stand auf, nahm das Licht und ging in ihre Stube. Es war so schwül da, und sie öffnete das Fenster zum Garten weit. Das Dunkel stand draußen, stumm und undurchdringlich, vom Dach und den Zweigen tropfte es laut. Sie ging auf und nieder, mit raschen Schritten und nervösen Bewegungen, mit dem unerträglichen Gefühl, daß sie fast an etwas rührte, was um sie herumirrte. Plötzlich kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie schon lange so hin und her gewandert sein müsse; sie empfand auf einmal die Nachtkälte, schloß das Fenster, kleidete sich hastig aus, löschte das Licht und ging zu Bett.

Sie lag mit weit offenen Augen und horchte hinaus in das Dunkel — sie wußte nicht warum, aber sie wagte nicht zu atmen und konnte sich von der wunderlichen Lähmung nicht freimachen, obgleich sie sie peinigte. Sie lag und lauschte; sie hörte nur ihr Herz klopfen und die Tropfen vom Dach fallen. Nach und nach erhielt dieser Laut das Übergewicht; das monotone, einschlä-

fernde Aufklatschen glitt auflösend mit seiner weichen Wärme in ihre gespannten, zitternden Sinne und beruhigte sie. Sie versank in einen Zustand, der weder Schlaf noch Wachen ist, zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit liegt und in dem nur die Nerven leben, allein — —

Bis sie plötzlich wahrnahm, daß sie überwach dalag, mit klaren scharfen Sinnen. Sie hatte es deutlich gehört, hatte es gehört mit ihren eigenen körperlichen Ohren — eine Stimme, sie konnte nicht sagen wessen? eine bekannte Stimme und doch nicht die einer bestimmten Person — aber doch die Stimme eines Menschen. Sie hatte — dicht an ihrem Ohr — deutlich, ruhig und hart gesagt: „Worauf wartest du denn?"

Sie lag einen Augenblick ganz wach und hörte die Worte noch deutlich in ihren Ohren: „Worauf wartest du denn?" Alles andere war wie mit der Hand plötzlich aus ihr weggestrichen; nur diese vier Worte fielen mit ihrem harten klaren Klang hinab in die Leere ihres Wesens. Einen Augenblick lang — dann fuhr sie auf, zündete das Licht an und starrte angstvoll um sich ins Zimmer, wo nichts zu sehen oder zu hören war, außer einer Motte, die ums Licht flatterte.

Sie blieb im bloßen Hemde sitzen auf der Bettkante, die Ellenbogen auf den Knien, den Kopf zwischen den Händen, sich mechanisch hin und her wiegend. „Worauf wartest du denn? ... worauf wartest du denn ...?"

Ja, worauf wartete sie?

Auf etwas, das nicht kam — nie kam! Nie ... In einigen Tagen war es vorbei, — aus, als wäre es nie gewesen! In drei, vier, fünf Tagen — aus, vorbei — — er war weg, und sie würde ihn nie mehr wiedersehen! ... Sie schrie auf wie ein leidendes Tier und sprang auf ihre Füße mit irren Augen. Nein! dann lieber ein Ende machen, gleich, auf der Stelle, im Augenblick, lieber das, als dieses Grauen vor dem Weiterleben; sie hätte laut schreien können vor Angst bei dem Gedanken, da zu sein. Vernichtung — der Drang danach stieg blind und wahnsinnig in ihr auf: den Kopf gegen die scharfe Bettkante schlagen, schlagen und schlagen, bis der letzte Rest dieses beharrlichen, verhaßten Etwas, das Lebenskraft hieß, zerschmettert war ... Nur nichts sehen, nichts denken, nichts fühlen; alle Sinne verstopfen ... sie löschte das Licht und kroch schauernd wieder ins Bett.

Und das hetzende, lautlose Fieberspiel fing wieder in ihr an, wie sie so dalag mit geschlossenen Augen und unregelmäßigen Atemzügen; Gesichter standen plötzlich vor ihr in so greller Beleuchtung, daß es ihr weh that, und erloschen gleich darauf — Stimmen, die durcheinander, aufeinander einschrien, sich verflochten und wieder auseinanderfuhren — immer mehr neue Gesichter, neue Stimmen, ein einziges, ununterbrochenes, jagendes Durcheinander. Weit, weit in der Ferne singt jemand. Es ist Johanne. Sie kann die Worte noch nicht unterscheiden; aber die Melodie erkennt sie deutlich wieder; es ist: „Und Jungmaid ging zur Quelle." Der Gesang kommt immer näher ...

„Jetzt welken meine Blumen,
Der Sommer ist vorbei."

Und immer wieder von vorn, immer wieder von vorn; einmal aufs andere dasselbe; es endet und fängt gleich wieder von neuem an:

„Jetzt welken meine Blumen,
Der Sommer ist vorbei."

Sie kann die Melodie und die Worte nicht los werden; sie singen in ihr; sie will sie abschütteln mit einer Willensanstrengung ihres Bewußtseins; aber sie liegen fest auf ihr wie ein Alpdruck, sie krallen sich an sie; jemand anderes singt inwendig in ihr — oder ist es nur ein Teil von ihr selbst, über den sie nichts vermag? Und immer näher kommt es, es wird überlaut, wird Geschrei, Gepolter ... auf einmal wird es ihr klar: es sind ja die Hunde, die bellen. Ein beharrliches, nervenerschütterndes, schlafzerstörendes Hundegebell, und etwas anderes, das wächst und sich nähert, erst dumpf, dann polternd — ein Wagen rollt rasselnd auf das Steinpflaster durch die Pforte ...

Sie ist mit einem Sprung aus dem Bett und steht mitten auf der Diele, zitternd am ganzen Körper. Draußen auf dem Hof reißen die Hunde an ihren Ketten; sie hört Gespräch, und Schritte kommen die Stufen herauf. Sie sagt sich: das ist der Bruder und der Gast, die heimgekommen sind. Sie hört ein paar deutliche Gute Nacht, eine Thür wird zugeworfen, und alles bleibt still. Still wie im Grabe: nur in ihren Ohren

klingt es. Stille und Dunkel; und sie ist allein ...

Allein ...

Schrecken ergreift sie; sie kommt sich lebendig begraben vor in all der Stille und Finsternis. Fort! Gleichviel wohin! Nur nicht hier bleiben, nur nicht allein sein. Sie greift nach den Kleidern, wirft sie über sich mit zitternden Händen, findet mit schlafwandlerischer Sicherheit etwas, um sich einzuwickeln, tastet sich vorwärts und tappt sich zur kleinen Hinterthür, die nach dem Garten führt, hin.

Die kühle, regenfeuchte Nachtluft schlägt ihr stark entgegen, und eine große Ruhe kommt auf einmal über sie. Sie schleicht sich langsam an der Mauer hin und kommt zum Hauptgang: ein breiter Lichtstreifen fällt aus einem Fenster und glänzt schlüpfrig auf dem nassen Boden. Sie geht vorsichtig bis zur Lichtgrenze drunten im Garten vor: ein Fenster steht weit offen, und dort am Tisch sitzt er, die Pfeife im Munde, und blättert in Papieren, augenscheinlich ganz davon in Anspruch genommen. Sie wickelt sich fester in ihr Tuch und bleibt stehen, unbeweglich wie eine Bildsäule, die Blicke auf das Licht und den Mann gerichtet, wie gebannt. Sie steht und steht und weiß selbst nichts davon, daß sie da steht, oder wie lange sie gestanden, bis plötzlich das Fenster klirrend zugeschlagen wird und die Gardine herabrollt und ein Licht gewissermaßen auch in ihr erlöscht und sie wieder zu sich selbst kommt mit einem Gefühl des Verlassenseins, und merkt, daß sie friert.

Am Tage darauf geht sie umher mit einem wunderlichen Gang, als sei etwas körperlich in ihr zerbrochen, mit leidenden scheuen Augen und mit jener Ruhe in ihrem Wesen, die der hat, welcher weiß, nun hat er nichts mehr zu verlieren.

Am Nachmittag, wie sie den Kaffeetisch herrichtet, kommt der Bruder eilfertig durch den Garten mit einem blauen Papier in der Hand. Er läßt alle Thüren hinter sich offen stehen, geht atemlos auf sie zu und reicht ihr das blaue Papier: ein Telegramm.

„Tante liegt im Sterben. Sie wollen dich dort haben. Sofort! Aber spute dich, sonst kommst du nicht mehr zum Zug."

Er rennt wieder hinaus, um anspannen zu lassen. Sie kleidet sich an, der Wagen fährt vor, noch ehe sie ganz fertig ist, sie muß das Letzte in Hast abthun; es ist alles so rasch gegangen, und wie die Pferde sie in gestrecktem Lauf davontragen, ist sie noch nicht recht zur Besinnung gekommen. Aber wie sie durch die Allee fahren und sie plötzlich merkt, daß es weggeht, kommt es über sie, dies Fortgehen, und sie wendet den Kopf zurück. Da geht er mit seinem Stativ, gerade da, wo sie sich's gedacht hatte. Sie bleibt sitzen mit zurückgewandtem Kopfe und sieht unverwandt nach der immer kleiner werdenden Gestalt hin, bis der Wagen auf die Landstraße abbiegt und er hinter dem Hügel verschwindet, erst die Füße, dann der Körper, dann der Kopf ... und dann ist er verschwunden, ohne sich auch nur nach der Wegfahrenden umgesehen zu haben.

Drei Tage später kommt sie zurück, den Hügel wieder herauf und durch die Allee. Sie späht über die Felder: sie liegen leer, ohne einen Menschen. Der Wagen rollt auf den Hof: sie hat ein Gefühl, als sei alles ausgestorben. Der Bruder kommt heraus und empfängt sie, und sie gehen zusammen ins Haus: sie weiß nicht warum, aber es kommt ihr so kalt und leer vor, es ist ihr, als sei etwas daraus weg. Sie geht aus einem Zimmer ins andere, ohne zu wissen warum; sie sucht mit den Blicken, sie späht, stumm und bleich.

„Suchst du etwas?" fragt der Bruder.

Sie bleibt vor der Thür des Gastzimmers stehen. Sie hat nichts geantwortet, aber jetzt kehrt sie sich um und sieht ihn an.

Ihre ganze Seele liegt in diesem Blick, aber er merkt nichts davon; er merkt bloß, daß der Blick eine Frage enthält, und antwortet: „Er ist schon wieder weg. Er reiste am selben Tag wie du, am Abend. Er bekam Order, sich augenblicklich zu einer anderen Arbeit zu begeben. Wir bekommen einen anderen Ingenieur an seiner Stelle, schon in den nächsten Tagen."

Sie wurde ganz weiß im Gesicht und blickte ihn an, als hätte er etwas Wahnsinniges gesagt. Darauf senkte sie langsam die Augen, kehrte sich wie nachdenklich um und ging still in ihr Zimmer.

* * *

In der Dämmerung, eines Tages im Oktober, saßen im Salon der Doktorwohnung in Bränninge der Wirt selbst, Per Bränner, und seine Frau, sowie der Instrumentenmacher von Hannarp und dessen Frau gemütlich beisammen. Der Doktor war, trotz der Jahre, die verflossen, wenig verändert; er sah noch ganz jung aus mit seinem blonden Kopf und dem sanften, melancholischen, sonnverbrannten Antlitz. An Frau Johanne dagegen hatte sich das Mädchen vollständig in die Mutter verwandelt, wie es bei den meisten Frauen mit dieser hysterisch zarten, verletzlichen und äußerlichen Schönheit zu geschehen pflegt: all das Wechselnde und Farbenfeine war gleichsam erloschen, die Augen immer gleich klar und blau, die Haut immer gleich farblos bleich; übrig geblieben war nur ein hübsches Gesicht ohne Ausdruck und eine feine, schwächliche Gestalt, deren Linien anfingen hart zu werden wie die Gesichtszüge. Das andere Paar trug deutliche Anzeichen eingetretenen Wohlstandes. Er selbst, der nun seit Jahren in einer großen Werkstatt mit vielen Gesellen arbeitete, hatte noch denselben grotesken Kopf wie früher, aber das große gelbe Gesicht war reingewaschen und der mächtige buschige Haar- und Bartwuchs gepflegt. Kersti sah aus wie eine Frau, welche sich von ausgestandenen schweren Zeiten erholt, deren Spuren doch unverwischbar ihrem Äußeren aufgedrückt bleiben.

Es war ein trüber, nebeliger Tag, und die Dämmerung kam zeitig. Die dunkle Schwermut des schonenschen Spätherbstabends berührte sie alle.

„Sing uns etwas vor, Johanne," sagte Kersti.

„Was soll ich singen? Es kommt jetzt so selten vor, daß ich das Klavier berühre. Ich habe schon fast alles vergessen."

„Etwas, das in die Stimmung an solch einem Abend paßt."

Die Wirtin überlegte einen Augenblick, stand dann rasch und lächelnd auf, ging an das Klavier, öffnete es, setzte sich, schlug an und sang:

„Jetzt welken meine Blumen,
Der Sommer ist vorbei.
Jetzt kommt der Herbst mit Tagen grau
In endlos langer Reih.

Und jeder Spatz und Rabe,
Der hat sein sichres Nest.
Doch er, der meine Ruhe nahm,
Er hält mein Herz noch fest.

Und jeder kleinste Vogel
Hat seine Winterkost.
Mein Herz allein muß darben gehn
In Winters Schnee und Frost."

Der Doktor hatte sich an eines der drei Fenster des Zimmers gestellt. Er blickte durch die Scheibe, die anfing zu betauen, in den kahlen Garten hinaus, wo der Nebel und die Dämmerung schon zwischen den Baumspitzen herabhingen. Eine weibliche Gestalt, den Oberkörper in einen Shawl gewickelt, einen Baschlik um den Kopf, kam durch das Pförtchen und ging langsam auf das Haus zu. Sie war auf dem halben Wege, als der Gesang drinnen anfing. Sie blieb plötzlich stehen und hörte zu. Am Wege wuchs eine langstengelige Gruppe verspäteter Astern; sie streckte die Hand aus, brach eine der Blumen ab und zupfte langsam, halb abgewandt ein Kronblättchen nach dem anderen ab und ließ es zur Erde fallen. Als der Gesang zu Ende war, warf sie den nackten Blumenstengel weg und setzte ruhig ihren Weg nach dem Hause fort. Aber da hatte der Doktor schon seinen Platz am Fenster verlassen und kam ihr durch die glasgedeckte Veranda entgegen.

Sie trafen sich auf dem Gartenweg und gaben einander die Hand.

„Willkommen, Mathilde," sagte er; „bist du allein?"

„O nein. Mein Bruder kommt gleich nach. Er hatte nur erst eine Besorgung im Ort."

Er sah sie an. „Dir ist nicht wohl. Ich kann es dir ansehen."

„Bist du heute Doktor?" lenkte sie lächelnd ab.

„Nein. Es ist nicht der Doktor, der fragt," erwiderte er sanft und ernst. „Du siehst so traurig aus."

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Ich stand am Fenster und sah dich kommen," fügte er hinzu, „während Johanne sang. Es kam mir vor, als gäbe es eine Art Zusammenhang zwischen dir und meinem dummen, alten Lied."

Sie sah an ihm vorbei in die graue Luft hinaus. „Ja," antwortete sie kurz, „es weckte eine alte Erinnerung in mir."

„Erinnerung!“ rief er mit etwas bitterem Lachen. „Hast du Erinnerungen? solche Erinnerungen?“

„Das haben wohl die meisten Menschen.“

„Ja,“ erwiderte er wie vorher. „Vielleicht alle, außer dir.“

Der Nebel verdichtete sich zwischen den Zweigen und fiel in großen schweren Tropfen. Sie gingen die Treppe zur Veranda hinauf und blieben in der Thüröffnung stehen, der Abendlandschaft zugewandt.

„Erinnerst du dich nicht eines Abends vor vielen Jahren? Am anderen Tage solltest du nach Lund. Sie sang mir dieses selbe Lied vor. Und du saßest draußen im Garten und hörtest zu.“

Er schüttelte den Kopf. „Das ist doch wohl nicht deine Erinnerung?“

„Nein. Aber der Tag.“ Und da er nichts zu erwidern fand, fuhr sie fort: „Um diesen Tag kreist mein Leben, früher wie nachher. Dem Tag ging ich entgegen, ohne es zu wissen; und er wird es sein, der als der letzte in mir aufflammt, ehe ich verlösche.“ Sie stand stumm und blickte in die Dämmerung hinaus, wo die Tropfen immer dichter fielen. Dann fuhr sie fort: „Ich kam von euch, wo Johanne eben ein sentimentales Lied gesungen hatte, bloß weil du nach Lund reisen mußtest; dann ging ich bei Anders vor, wo sie saßen und hungerten um ihrer Jugendliebe willen. Ich fand das eine lächerlich und das andere dumm, und als ich allein in der Dämmerung nach Hause ging, sagte ich mir das in meiner Selbstgerechtigkeit. Aber als ich heim kam, da saß er da.“

„Er?“

„Ja, der Mann. Der Mann für mich.“ Es entstand eine kleine Stille.

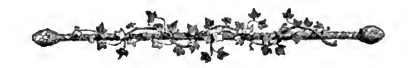
„War also doch ein Mann mit in deinem Leben?“ fragte er sanft neckend. „Kam er doch einmal?“

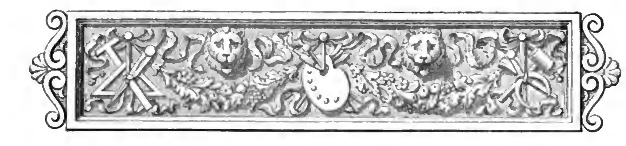
„Ja, er kam. Und wie er kam, so ging er. Und keiner wußte, daß er für mich gekommen war und wieder gegangen war, weder du, noch Johanne, noch mein Bruder — noch er selbst. Keiner wußte es, außer mir. Und für mich war es, als sei es kein menschliches Wesen, welches über meinen Weg ging. Ich habe mir später nie seine Züge vorstellen und zu mir sagen können: so sah er aus. Das einzige, was blieb und mit der gleichen Stärke noch heute in mir lebt, das ist der Eindruck von ihm, die Wirkung, die von seiner Nähe ausging, das, was ich schon in jenem Augenblick empfand, als wir einander zum erstenmal im Dunkeln begrüßten. Er ging durch vierzehn Tage meines Lebens nicht gleich einem Menschen wie die anderen, sondern wie eine Kraft, wie eine sausende Flamme, in deren Wirbel ich gezogen ward. Und darum kann er jetzt tot und begraben sein — was er auch ist — und wird doch in mir leben in dem, womit er mich erfüllt hat; denn es ist eins mit mir und es läßt sich nicht mehr voneinander trennen und kann erst sterben mit mir.“

Er stand ganz still und wagte kaum zu atmen und wußte ihr nichts zu sagen. „Das ist eine seltsame Geschichte, deine — Geschichte,“ äußerte er endlich leise, und seine Stimme zitterte.

„Sie ist vielleicht nicht so ungewöhnlich, wie man glauben sollte,“ antwortete sie ruhig. „Viele Frauen haben keine andere Geschichte. Vielen von uns giebt das Leben nicht mehr als das. Und man könnte noch weniger bekommen. — Sieh, da ist Nils.“

Der Bruder trat durch das Gartenpförtchen und kam den Gang herauf. Gleichzeitig wurde aus dem Salon gerufen: „Aber kommt ihr denn gar nicht?“ Die Thür ging auf, und neben Frau Johanne sprangen ihre Kinder heraus. Der Gast kam die Stufen herauf, man begrüßte einander, der Doktor schloß die Verandathüren, und alle gingen in die Stube, deren Fenster bald freundlich in die immer dichter werdende Herbstdämmerung hinaus leuchteten, die erfüllt war vom Fall der Tropfen.





# Vom alten Schadow.

Von

**Ludwig Geiger.**

## II.

## Schadow und Böttiger.

Während es sich in der vorhergehenden Abhandlung wesentlich um Briefe an Schadow handelte, die, wenn auch durch ihren Inhalt und die Persönlichkeit ihres Schreibers gleich bemerkenswert, nur Streiflichter auf Wesen und Thätigkeit des Empfängers, unseres Meisters Schadow, werfen, haben sich auch Briefe Schadows selbst, diese besten Zeugen für seine ganze Art, sich zu geben, in ziemlicher Anzahl erhalten.

Ein glücklicher Zufall verschaffte mir nun den Einblick in eine ziemlich umfangreiche Korrespondenz oder richtiger eine große Anzahl von Briefen Schadows, die fast durch drei Jahrzehnte gehen, 1804 bis 1832. Allerdings sind diese Briefe in den letzten Jahren ziemlich selten. Ihre Hauptfülle gehört der Zeit bis 1820 an. Sie sind an den Archäologen und fleißigen Publicisten Böttiger gerichtet und werden unter seiner reichhaltigen Briefsammlung in der königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden verwahrt.*

C. A. Böttiger ist ein wissenschaftlichen und wissenschaftlich gebildeten Lesern in gleicher Weise wohlbekannter Mann. Er war, solange Wieland lebte, dessen eifrigster, fast unentbehrlicher Genosse und Mitarbeiter, mit Herder eine Zeit lang aufs innigste vertraut, bis die Vertrautheit einen derben Stoß erhielt, ward von Goethe geschätzt und seiner gelehrten Kenntnisse wegen, sowie aus Anlaß seiner geschäftlichen Gewandtheit vielfach in Anspruch genommen. Durch litterarische Veruntreuungen jedoch, die er sich gegen Goethe und Schiller erlaubte, verdarb er es mit den Heroen vollständig. Dazu kam seine Lust, gerade den Großen gegenüber zu beweisen, daß er auch ein Mann sei, seine Neigung zu kleinen Hinterhältigkeiten und Zwischenträgereien, journalistische Kniffe, die er heimlich übte, da er offen aufzutreten nicht immer den Mut hatte, sein Hang zum Klatsch, der ihn zu bösen Indiskretionen verleitete und ihn, wenn diese entdeckt wurden, in schwierige Lagen brachte. Durch mannigfache Zwischenfälle wurde ihm daher sein Aufenthalt in Weimar verleidet. Goethe und Schiller züchtigten ihn in ihrer Korrespondenz als den Herrn „Ubique“. Goethe stellte ihn in heftigen Invektiven, deren Druck Böttiger glücklicherweise nicht mehr erlebte, neben Kotzebue an den Pranger, nannte beide „die gründlichsten Lumpen, die Gott erschuf“, und zeichnete ihn als den Rädelsführer, als „unermüdlich unverschämten Präger papierener Münzen“ und brauchte von ihm die höhnenden Worte:

> Herr überall in Tag- und Monatstempeln
> Den Lumpenbrei der Stutzer und der Schmierer
> Mit B×r zum Meisterwerk zu stempeln.

Doch verdient Böttiger nicht, ausschließlich in dieser Beleuchtung auf die Nachwelt zu kommen. Obgleich er unter dem Schutz der Anonymität giftige Pfeile gegen persönliche Feinde und gelegentlich gegen nahe-

* Der Verwaltung dieser Bibliothek sage ich für die mir erteilte Erlaubnis zur Benutzung der Briefe auch an dieser Stelle besten Dank.

stehende Genossen schleuderte und dann mit edler Dreistigkeit Aufsätze ableugnete, die man ihm, da seine Schreibart durchsichtig genug war, auf den Kopf zusagte; obgleich er ferner von dem häßlichen Streben erfüllt war, Großes herabzuziehen, um Kleines an dessen Stelle zu setzen, so wird man seine Verdienste nicht leugnen können. Denn er war ein ungemein kenntnisreicher Mann, dessen archäologische Werke noch heute mit großem Respekt genannt werden. Er war ein hervorragender Philologe und Schulmann, dessen Anregung und Lehre Schüler, Genossen und Freunde lebenslang anerkennend gedachten. Er genoß Verehrung und Anerkennung in den weitesten Kreisen, und es lag nur an ihm, daß er 1803 nicht nach Berlin ging, wohin ihn eine höchst ehrenvolle Berufung einlud und wo ihm eine ausgedehnte Wirksamkeit in Schul- und Erziehungsfragen zugedacht war. Er war häufig bereit, sehr wohl geneigt und fähig, jüngere Talente zu unterstützen und ihnen durch sein Wort Förderung angedeihen zu lassen. Dieses sein Wort erscholl allerdings ungemein häufig, aber diese journalistische Betriebsamkeit setzte nicht bloß durch ihre Fülle, sondern auch durch die große Gewandtheit in Erstaunen, über die Böttiger verfügte. Wer Gelegenheit hat, den umfangreichen Briefwechsel, den Böttiger mit peinlicher Sorgfalt aufhob, zu mustern, der erkennt, was alles für Männer sich um ihn drängten. Das waren nicht bloß Streber, die nicht wünschten, auf ihrer Bahn von einem Kläffer angebellt oder von dem einflußreichen Gegner gehindert zu werden, sondern Künstler und Gelehrte, Poeten und Litteraten, Staatsmänner und vornehme Adelige. Ein Mann, der z. B. von F. A. Wolf, um nur einen aus der vielgestaltigen Zahl, freilich einen der bedeutendsten zu nennen, in zahlreichen Briefen als „teuerster Freund" angeredet und mit vielen Lobsprüchen nicht nur wegen seiner Dienstfertigkeit, sondern wegen seiner wissenschaftlichen Leistungen überschüttet wird, ein Mann, dessen innige Gemütsbeziehungen und treue, dauernde Neigung mit manchem Trefflichen durch unwiderlegliche Zeugnisse bewiesen sind, verdient doch, daß man von ihm nicht bloß als von einem Lumpen und Schmierer redet.

In der Zahl der Böttigerschen Korrespondenten nimmt Gottfried Schadow einen hervorragenden Platz ein. Daß zwischen dem Berliner Bildhauer und dem Kunstgelehrten Beziehungen bestanden, scheint bisher unbekannt geblieben zu sein. Wohl wußte man, daß in C. A. Böttigers Aufzeichnungen, welche sein Sohn unter dem Titel „Litterarische Zustände und Zeitgenossen" (Leipzig 1838) herausgab, sich auch ein Abschnitt (II, 121 bis 137) über Schadow fand, aber gerade dieser Aufsatz, geschrieben während eines Aufenthalts in Berlin oder unmittelbar nach diesem (1797), mochte die Wissenden eher in der Meinung bestärken, daß zwischen beiden Männern kein näheres Verhältnis bestand, als daß er sie etwa zur Annahme einer besonderen Intimität veranlaßt hätte. Denn in jenem Aufsatze sprach Böttiger zwar von einem Besuche in des Künstlers Atelier, aber sowohl in der Schilderung dieses Besuchs als in der Kritik mancher fertigen und unfertigen Werke des Bildhauers, als endlich in den Bemerkungen über Schadows Wesen und Stellung, bekundete der Schriftsteller durchaus keine besonders wohlwollende Gesinnung für den Meister. Dies zeigt namentlich der Schluß des Aufsatzes: „So viel ist gewiß, daß Schadow in Rom von keinem seiner Landsleute geliebt wurde und auch jetzt in Berlin mit seinem Künstlerstolz viele zurückstößt. Er genießt, wie mir scheint, viel Achtung, aber wenig Liebe."

Trotzdem muß einige Jahre darauf eine Annäherung seitens Böttigers stattgefunden haben. Den Grund dafür kann man vielleicht darin sehen, daß Böttiger in Dresden, wohin er sich grollend, nachdem es mit Goethe zu offenem Bruche gekommen war, zurückgezogen hatte, sich eine mächtige Position zu schaffen suchte. Bei diesem Suchen mag er sich in erster Linie an die gewendet haben, die etwas abseits von Goethe standen und zu denen er damals (vergleiche oben) Schadow rechnen durfte.

Der eigentliche Anlaß zu dem Anknüpfen Böttigers mit Schadow lag in dem Plan des ersteren, ein neues Kunstjournal herauszugeben, womit höchst wahrscheinlich die mit dem Stuttgarter (Cottaschen) Morgenblatte verbundene Kunstbeilage gemeint ist, denn

das in Verbindung mit Heinrich Meyer herausgegebene „Archäologische Museum“ hatte wohl mit dem ersten Heft 1801 sein Ende erreicht und wurde 1804 nicht mehr aufgenommen. Auf diese Aufforderung antwortete Schadow in seinem ersten Briefe (18. Januar 1804):

„Aus Ihrem letzten Schreiben ersehe ich welchen Antheil Sie an meinem Ruf nehmen, und dies freut mich dermaßen, daß ich die Nachricht, oder vielmehr die eigentliche Veranlassung drüber vergesse; Sie meinen ich möchte darüber schreiben und drucken lassen; wäre ich so recht durchgebracht, so wollte ich mich auch daran machen, da ich aber noch nichts gelesen habe, und die A. L. Z. nicht lese, die Classe Menschen deren Meinung von mir ich brauche, sie auch nicht liest, wirds wol fürs erste unterbleiben.

Gern möchte ich den Beifall eines so großen Mannes erlangen als Herr von Göthe ist, wird mir das aber durch schreiben gelingen? ich zweifle.

Den Beifall gewisser Leute kann man nur heutigen Tages dadurch erhalten, daß man sich zu einer Partie hält, nämlich zu der ihrigen; thut man das, dann ist es gleichgültig, ob man gut macht oder schlecht.

Hat denn Tieck die Büste Wielands gemacht? es scheint mir aus Ihrem Schreiben zu erhellen, und dann wärs möglich, daß sie besser ist als die meinige, — denn ich habe die Büste der Demoiselle Jagemann von ihm gesehen, die würcklich gut gemacht ist; dies ist aber auch seine erste gute Arbeit, das bleibt unter uns; er selbst wird das mit der Zeit wol einsehen.

So müssen Sie es auch niemanden wiedersagen, daß die Ausstellung bei Ihnen eine Cloake ist, über die ich mich erschrocken habe, da paßt auch das:

lustig, lustig, Schachermacher
wenig Wolle und viel Geschrei,

aus dem Herodes von Bethlehem.

Wahrscheinlich wissen Sie schon die gantze Geschichte des Herrn von Kotzebue mit dem Fürsten Hatzfeld; der ihn wegen eines Aufsatzes im Freimüthigen verklagt hatte, und außerdem in allen großen Häusern erklärt hatte, daß wenn und wo man K. aufnähme, Er nicht erscheinen würde. K. fordert den Fürsten auf Pistolen. Der F. verweigert wegen Ungleichheit des Standes. Der russische Minister erklärt den Adel Ks. für so gut als irgend eines deutschen Edelmanns. Der F. ist General, er frägt den Feldmarschall Möllendorff, dieser meint: ein F. H. brauche sich nicht einem Mann zu stellen, der für Geld Bücher schreibt. Nun ist diese Sache friedlich beigelegt; indessen ist ein großer Theil des Publicums wegen der Expectorationen gegen ihn erbittert, und diese Duell Geschichte ist ihm in der Rücksicht à propos gekommen, daß er gezeigt hat, er wisse auch seine Ehre, wenn es darauf ankömmt, mit seinem Blute zu vertheidigen.

Auch ich freute mich Ihres Hierherkommens und Bleibens und noch sehe ich nicht ein, warum Sie Dresden vorgezogen haben, es ist mir ein Beweis, daß Sie Berlin nicht kennen, es kann in der jetztlebenden Welt keinen schönern und angenehmern Ort geben, und es fehlt uns nur so ein lebendiger Gelehrter wie Sie sind. Gedicke todt, Engel todt, Nicolai halbtodt. Zoellner halbtodt, Jenisch halbtodt. Oho miseria!

Freilich auch Dresden, das teutsche Rom ist schön, und Sie werden sich das wohl überlegt haben — auf jeden Fall meinen Glückwunsch dazu, daß Sie Weimar los werden. Meinen ehrerbietigen Gruß an Wieland, meinen Dank für seine lieblich lieblichen Erzählungen, in den kleinen Taschenbüchern. Sagen Sie ihm; den Papst hielte ich nicht für infallibel, aber Ihn: in Ausspendung des Schönen und Anmuthigen 2c.

Lust hätte ich wol an Ihrem künftigen Kunstjournale mitzuarbeiten, aber wie viel Zeit wird mir bleiben; wie wenig hab ich für den Freimüthigen thun können, und doch habe ich Kotzebue so lieb. Sollten es gewisse Leute zu toll machen, daß sie mich aufbringen — nun dann könnte es wol geschehen, daß anch' io son pittore — mitrede; und dazu wird die schicklichste rostra Ihr Kunstblatt sein.“

Eine besondere Erwähnung — denn alle in dem Briefe erwähnten Dinge und Personen können nicht einzeln hervorgehoben und besprochen werden — verdient der Hinweis auf Schadows Beziehungen zu Kotzebue, die bisher unbeachtet geblieben sind. Die fast zärtliche Art, in welcher der Künstler von dem vielgewandten Dichter und Zeitungsschreiber

spricht, beweist eine ziemliche Intimität. Ein sehr lobpreisender Artikel über das Denkmal des Grafen von der Mark („Der Freimütige", 1803, Nr. 190) thut andererseits dar, daß es auch Kotzebue in seinem Blatte nicht an dem Lob des Künstlers fehlen ließ. Da es nicht Schadows Art war, anonym zu schreiben, so wird man nicht annehmen dürfen, daß einer der vielen ohne Namensunterschrift erschienenen Kunstartikel von ihm herrührt. Mit seinem Namen unterzeichnet sind nur drei Artikel: Nummer 28 (18. Februar) „Über Helena und Paris, ein Gemälde von Herrn Hetsch in Stuttgart", bei welcher Gelegenheit der Künstler eine kurze, ziemlich abfällige Besprechung der damaligen Berliner Kunstausstellung liefert; Nummer 87 (2. Juni) „Kunstnachrichten"; Nummer 127 (11. August) „Beitrag zu der Nachricht von der vorjährigen Kunstausstellung, besonders über Puhlmanns großes Bild ‚Pyramus und Thisbe'". Ein Passus in einem an zweiter Stelle genannten Aufsatz, dem eine Kunstbeilage beigegeben ist, und zwar eine Zeichnung von Schadows Büste Wielands, mag trotz seiner Ausführlichkeit mitgeteilt werden, weil er für Schadows Kunstauffassung ebenso wichtig ist wie für seine Ansicht über Litteratur. (Das Letzte ist ein Stich gegen Goethe, der, wie wir sahen, bei dem Zusammentreffen mit dem Künstler die von diesem ausgesprochene Bitte kühl ablehnte.) Er lautet:

„Hierbei lege ich einen Umriß meiner im vergangnen Herbste zu Weimar verfertigten Büste Wielands; ich mußte sie in nassem Thon dort zurücklassen, überließ das Formen Andern daselbst, und erschrak vor dem Ausguß in Gips, den man mir davon hieher schickte, weil er bewies, daß man so schlecht als es nur möglich ist, die Büste geformt hatte. Ich bilde mir ein, durch meine nachmalige Retouche alles wieder hergestellt zu haben. Die Büste selbst machte ich mit all' der Liebe, die enthusiastische Verehrung und persönliche Zuneigung hervorbringen. Nie werd ich das Entzücken vergessen, worin ich in früheren Zeiten bei Lesung der Werke dieses Dichters versetzt wurde. In einem Französischen Hause erzogen, in welches kein gedrucktes deutsches Werk kam, und wo man folglich alles Deutsche mit souverainem mépris behandelte, fühlte ich im Stillen, beim Lesen von W's Schriften, daß auch wir Deutschen Mahler sind. Damals war nur Eine Stimme über ihn bei uns; jetzt ist ein Theil des Publikums durch elendes Kunstgewäsch benebelt, ekel und preciös geworden — und undankbar und — — Für diejenigen, denen die äußere Gestalt des Schädels bedeutend ist, muß Wielands Kopf Interesse haben. Wenn das große Volumen des Stirnbeins und die örtlichen Protuberanzen desselben auf intellektuelle Fähigkeiten schließen lassen, so entspricht dieser der Idee des größten Geistes. Dicht über den Wangenbeinen wird die Stirn sehr breit; die Lippen liegen in der Lage des leichten spöttelnden Lächelns, und seine Gestalt, wie ich ihn im Hause zu Aßmannstädt fand, hat recht etwas Mahlerisches. Ein breiter Gurt um den Leib, ein schwarzes Käppchen, und jener ungezwungene Anstand, den das Gefühl von Verdienst, mit Bescheidenheit gepaart, hervorbringt. Mehrere Versuche haben mich glauben gemacht, daß Menschen von größeren Geistesgaben Stirnbeine von größerem Umfange haben; und meine Erfahrungen zu vervielfältigen, hatte ich mir vorgenommen, während meines Aufenthaltes in Weimar, mit dem Zirkel und dem Faden Beobachtungen zu machen. Was mir hier zu Lande Vornehme und Geringe, Türken, Juden und alle Nationen ohne Bedenken gestatteten, wurde dort mit großem Bedenken nicht gestattet; es war aber vielleicht meine eigne Schuld, indem ich den à propos verfehlte."

Über seinen Freund und Redacteur Kotzebue kam Schadow nur sehr selten in späteren Briefen zu sprechen. Nur einmal, am 21. April 1804, meldete er, daß Kotzebue mit seinen Kindern nach Livland abgereist sei, und daß er, Schadow, eine Büste von Kotzebues jüngst verstorbener Frau gemacht habe.

Die Fortdauer der freundschaftlichen Verbindung zwischen Kotzebue und Schadow wird unter anderem durch einen Brief Canovas an den letzteren (13. Oktober 1805) bezeugt,* in dem Canova dem Schriftsteller seinen Dank abstatten läßt für die freundliche Art, in der jener in seiner Reisebeschreibung

* Dieser und der folgende Brief ist dem Schadow-Nachlaß der Königl. Nationalgalerie in Berlin entnommen.



der Werke des italienischen Bildhauers gedacht. Auch Kotzebue wandte sich nach einigen Jahren, am 27. September 1811 an den Berliner Freund, hauptsächlich um ihm einen seiner Neffen zu empfehlen. In diesem Empfehlungsbriefe aber findet sich folgende bemerkenswerte Stelle: „Mein geliebter alter Freund. Sie werden stutzen, einen Brief von mir zu empfangen. Sieben Jahre sind es nun fast, seit wir uns weder gesehen noch geschrieben haben, und was ist in diesen sieben Jahren nicht alles umgestürzt und zertrümmert worden. Glücklicher Weise hat der schreckliche Zeitgeist keine Macht über befreundete Herzen und — da ich für Sie noch immer die alte Liebe und Achtung hege — so gebe ich auch der angenehmen Hoffnung Raum, daß Sie mir noch so gut sind wie vormals. Wie oft habe ich während dieser Zeit, wenn ich vor der Büste meiner guten verstorbenen Frau oder vor der der holden Königin stand, die nun auch nicht mehr ist, — wie oft habe ich Ihrer da mit Dank und Liebe gedacht! Beide Büsten stehen in meinem Saale einander gegenüber und über jeder schwebt ein Genius mit einem Sternenkranze von einem guten Künstler gemalt. Diese Denkmäler, mein theurer Freund, verdanke ich Ihnen, und wenn es mir auch möglich würde, den Biedermann zu vergessen, den ich in Ihnen so hoch schätzte, so würden doch Ihre Kunstwerke Sie mir täglich ins Gedächtniß rufen. Wir haben so manche frohe Abende miteinander verlebt, so frohe, daß mir trotz meiner 50 Jahre die Augen voll Wasser treten, wenn ich daran denke."

Auch die Hochschätzung Kotzebues durch den Berliner Meister hörte nicht mit des ersteren Entfernung aus Berlin, ja nicht einmal mit seinem Tode auf, der auffälligerweise in unseren Briefen nicht erwähnt wird, während er doch sonst in den Korrespondenzen des ersten Viertels unseres Jahrhunderts eine wichtige Rolle spielte. Vielmehr schrieb Schadow, am 8. Juli 1823, als er einer romantischen Tragödie „Innocentia" von Levezow gedachte, die bis elf Uhr dauerte (eine für jene Zeit unerhört lange Dauer) und ausgezischt wurde, die Worte nieder: „Wenn man gehört hätte, wie verächtlich von Kotzebue diese Leute reden! Aber manches hätten sie sich doch sollen von ihm bemerken; einzeln ist jede Phrase schöner als jenem seine, und doch will es nicht wirken."

Zu den häufigen Gegenständen der Korrespondenz gehörten, ebenso wie die litterarischen Angelegenheiten, Logensachen. Doch bleiben diese besser unerörtert, teils, weil sie nur einem kleineren Kreise von Interesse sein dürften, teils, weil die daselbst erwähnten Personen und Dinge zu viele Erklärungen nötig machen würden.

Persönliches wird, wie in einer Korrespondenz von Freunden natürlich ist, häufig angeführt. Schadow meldete von der Einweihung seines Hauses (Kl. Wallstraße 11), die zusammen mit dem Geburtstage seiner Frau gefeiert wurde, „wobei wir Künstler einige Possen vorbringen, die man sonst nicht zu sehen bekommt". Er war sehr ärgerlich darüber, daß seine kurze Erklärung der „von den Leuten auf der Straße angegafften" Basreliefs an den Thüren seines Hauses (von Levezow entworfen, von Hirt berichtigt) nicht in den Zeitungen erscheinen konnte, denn Hirt, der sie machen wollte, lieferte statt der kurzen Erklärung eine Abhandlung, die für die Zeitung zu lang wurde; sie sollten statt dessen in einer Zeitschrift veröffentlicht werden.

Von seiner amtlichen Wirksamkeit sprach Schadow weniger; die einzige Darstellung aber, die er giebt, ist so instruktiv für die damaligen akademischen Verhältnisse, daß sie hier folgen soll (4. Februar 1812):

„Es geht mir grade nicht wie Zauner in Wien, aber dennoch giebt mir mein Amt bei der Academie zu thun, denn außer meinem Vicedirectorate, habe ich auch von Genz das Secretariat geerbt, der dabei zuweilen geschwitzt hat und wird es mir leichter wie ihm; in der Conferenz konnte er kein Protocoll schreiben, machte solches zu Hause und brachte es dann in der nächsten Conferenz. Nun Sie müssen sich ja noch der breiten und immer breiter werdenden Gestalt erinnern. Obgleich wir nicht die Kunstschätze Dresdens haben, so bin ich doch der Meinung, daß unsere Academie besser im Stande ist, einen Kunst Anfänger in die ersten Elemente einzuführen als die Ihrige. Für die erste Zeichenclasse besitzen wir Originale, nämlich männliche und weibliche Acte, worunter von Mengs, Lesueur und andern guten Meistern. Zum Studium des Nackten haben wir drei

lebendige Modelle, auch wird privatim nach einem weiblichen Modelle gezeichnet. Für die Handwerkerclasse besitzen wir gantz treffliche Zeichnungen von Ornamenten und natürlichen Blumen. Unser Landschaftsmahler Lütteke ist zugleich Botaniker und Gärtner."

Im Juni 1804 empfahl Schadow dem Dresdener Freund seine beiden Söhne, welche die sächsische Hauptstadt besuchten. Diese Söhne, von denen der eine, Rudolf, später gelegentlich selbst als Korrespondent Böttigers auftrat, kommen mehrfach vor. Der genannte Rudolf war im Jahre 1807 wieder in Dresden, und der Vater schrieb damals über ihn: „Wenn Sie meinem Sohne einige Funken prometheischen Feuers beibringen könnten! Nicht wahr, er hat etwas Stumpfes und Kaltes? aber einen eisernen deutschen Fleiß. Er liebt die Einsamkeit, faßt langsam auf, bedarf viel Schlaf, er hat Ähnlichkeit mit dem Rustico des Theophrast, der, den Speiseschrank selbst öffnet, sich stehend sättigt und mit seinen Knechten lieber als mit seinen Verwandten sich von seinen Haus- und Familienangelegenheiten unterhält. Sein Bruder, ein Maler, ihm ähnlich zum Verwechseln, ist von Allem der Gegensatz." Aber demselben Sohn widmete er dann am 17. November 1807 lobende Worte, fand seinen Paris, eine Kopie, allerliebst und dankte Böttiger dafür, daß er dem Sohn den Rat gegeben, sie nachzuformen. Ein andermal entwarf er von seinem Zusammenarbeiten mit beiden Söhnen folgendes hübsche Familienbild: „Ich muß fleißiger sein wie jemals, denn ich und mein Sohn und noch ein Arbeiter, dem das sogenannte Punktiren obliegt, sind die Ausführer der Brustbilder, und Vater und Sohn hämmern um die Wette und kritisiren einander. Mit Recht darf ich sagen, kritisiren, denn wir haben uns noch nie einander gelobt. Überhaupt habe ich an meinen beiden Söhnen zwei tadelnde Kameraden, wovon der jüngere, nämlich der aufkeimende Maler, mit viel Scharfsinn begabt ist, dabei weit excentrischer als der ältere, ein wenig im modernmystischen Geschmack, welches manchen Streit veranlaßt." 1811 gingen beide Söhne nach Italien, zunächst nach Rom, wo sie in Rauchs Atelier hausten. Von Wilhelm, dem Maler, bekam der Vater aus Florenz eine Skizze „Gretchen in der Kirche", eine Scene aus Goethes Faust. Von dem Bildhauer konnte er melden, daß er für den Kronprinzen von Bayern eine Winckelmann-Büste arbeite; sehr betrübt dagegen wurde er über die innere Entwickelung, die der Maler nahm. Am 2. November 1813 schrieb er: „Ein angeborener Hang zur Schwärmerei, der Umgang mit ein paar jungen, geschickten Malern ähnlicher Stimmung, mit denen er viel zusammen war, hatte ihn glauben gemacht, er müsse katholisch werden; er war aufrichtig genug, es mir zu schreiben, und ich erlangte von ihm das Versprechen, es nur mit meiner Zustimmung zu thun. Da ich die Sache anders sehe und abscheulich finde, habe ich es ihm geschrieben. Biester, der rüstige Kämpfer dagegen, hat es an seinem Sohne müssen erleben." Bekanntlich trat auch bei Schadows Sohn das von dem Vater Gefürchtete ein. Von dem anderen Sohne, dem Bildhauer, berichtete er 28. Juni 1811: „Er wohnt mit Thorwaldsen in einem Hause, und knetet emsig in Thon. Man hat, wie er schreibt, jetzt den Grundsatz, statt des vielen Angaffens, Räsonnirens und Analysirens, ein Stück Thon zu nehmen und damit Faust und Seele voll erdacht zu modeln. Jedoch sage ich, einer jeden Partie sei Recht gelassen, Alles zu prüfen und das Gute davon aufzunehmen." Die Studienzeit der Söhne in Italien dauerte sehr lange. Nicht immer waren die von ihnen nach der Heimat gesendeten Resultate der Reise zur vollen Zufriedenheit des Vaters. Doch erkannte er stets den Eifer der Söhne an und verfolgte ihre Entwickelung mit größtem Interesse. Am 13. Dezember 1817 berichtete

Selbstbildnis von J. G. Schadow.

er: „Von meinen wackeren Söhnen meldet mir der älteste, er sei krank und müsse es büßen, vergangenen Sommer schweißtriefend von Morgen bis Abend gearbeitet zu haben. Es ist wahr, der Trieb und Eifer zur Kunst artet in eine Furia dort aus. Si fa onore ist dann der Lohn daselbst. Der Maler ist wieder Portraitist geworden und hat insbesondere die Familie Humboldt's zum Vorbild, deren Haupt jetzt in England ist. Mir ist das lieb, denn das Fach der Portraits ist eigentlich sein Fach und wird ihn vielleicht in eine wohlthätige prosaischere Stimmung versetzen. Er hat überdem bei dem historischen Wettkampf mit Cornelius und Overbeck Verdruß gehabt, und diese Herren, die recht geschickt aber keine Koloristen sind, haben sich wollen eine Superiorität anmaßen."

Nach ihrer langen Abwesenheit wurden die Söhne im Sommer 1818 zurückerwartet. Sie sollten ihre Rückreise über Dresden nehmen. Im März 1818 meldete der Vater, daß der Kronprinz von Bayern dem Maler ein Bild abgekauft und bei dem Bildhauer eine Büste Händels gesehen habe. So wenig expansiv er in dem Ausdruck seiner Neigung und Zärtlichkeit sonst ist, so merkt man doch der Äußerung vom 29. Mai 1818 die väterliche Zärtlichkeit an. Er schreibt nämlich: „Meine Söhne erwarte ich bald von Italien. Der Älteste wollte gewiß kommen, um mich einmal wiederzusehen. In Wien soll im Palast Esterhazy eine Figur von ihm stehen im Zimmer mit einer andern von Canova. Ein Fremder, der mich von da kommend besuchte, sagte, man gebe der meines Sohnes den Vorzug. Se non è vero è ben trovato." Endlich kamen die beiden Söhne wirklich zurück. Der Vater mußte den Tod des Bildhauers Rudolf erleben (31. Januar 1822), dessen künstlerische Erbschaft der im Atelier des Meisters ausgebildete Neffe Schadows, Emil Wolff, übernahm. Wilhelm, der Maler, ging nach Düsseldorf. Bei der Reise dahin überbrachte der Sohn einen am 9. Juli 1825 geschriebenen Brief: „Er hat genug zu thun, er soll sich erholen," schrieb dabei der Vater, und an einer anderen Stelle: „Von meinem sonstigen Treiben wird Ihnen mein Sohn erzählen, obwohl er sich wenig darum bekümmert." Einige Jahre später berichtete der Vater zum letztenmal dem Dresdener Freund über den Sohn und begleitete diese Notiz mit einer Betrachtung, die für den frohmutigen Künstler höchst kennzeichend ist (27. Januar 1827): „Der Sohn lebt an den Ufern des Rheins, zwei Enkelchen dazu und manche Einladung außerdem, und ist es bei mir zu Hause auch gar angenehm, sodaß ich immer meine Behauptung bestätigt finde, daß es der Freuden zu viele giebt, und es an Zeit mangelt, sie zu genießen."

Böttiger wurde jedoch nicht allein aufgefordert, persönliche und Familienmitteilungen zu lesen, sondern häufig genug dazu, Rat zu geben und Hilfe zu schaffen. Vielfach war er der Vermittler für Schadows überaus zahlreiche Niederschriften, die im Verein mit seinen Zeichnungen durch Böttiger in verschiedenen Kunstzeitschriften und Zeitungen allgemeiner Art untergebracht wurden. Bald sollte er Ornamente von einem Bekannten Schadows in irgend einer Zeitschrift recensieren, denn — so meinte Schadow gelegentlich — Böttiger sei ein „Ober-general-Landverkündiger und Würdiger, Posaunner und Taxator". Auch schrieb Böttiger sehr häufig, teils auf eine direkte Aufforderung des Bildhauers hin, teils aus eigenem Antrieb, Besprechungen Schadowscher Werke und erwirkte gelegentlich durch seine Empfehlung, daß der Guß seiner Porträtbüsten, z. B. der Luthers, mehrfach nachbestellt wurde. Ganz besonders aber mußte der gelehrte Dresdener seine Kenntnis dazu hergeben, dem Bildhauer Nachrichten oder Quellenangaben mitzuteilen über die durch den Künstler darzustellenden Männer der Vergangenheit. Für solche Dienste wurde nun wiederum Böttiger in den Briefen des Freundes sehr gelobt. An dieser Anerkennung hatten in gleicher Weise des Gelehrten journalistische Arbeiten teil, soweit sie der Beurteilung des Berliner Künstlers unterlagen. „Ihre Abhandlung," so heißt es einmal (5. Januar 1808), „über Museen als Polterkammern ist ein Meisterstück erstlich der Wahrheit halber, zweitens der schönen Schreibart und drittens der philosophischen Ansicht und Analyse halber; man sollte auch den Glimpf loben, denn wer über die Sache aufgebracht ist, der will mehr als bloßes Drücken auf

den Fleck, der begehrt derbe Streiche und Hiebe. ... Dieses auf die Seite und an die Seite stellen, wie man mit altmodischen Hausgeräten thut, ist um des Teufels zu werden. Sorgen Sie doch dafür, daß es ins Französische übersetzt wird." Auch ein paar Jahre später (27. Februar 1810) wußte er den Leistungen des Freundes das gleiche Lob zu spenden, stellte ihm aber bei dieser Gelegenheit die anderen Kunstgelehrten und Gelehrten überhaupt gegenüber, welche er in folgender ziemlich derber Weise charakterisierte (27. Februar 1818):

„Wenn Sie so etwas unternehmen, wie die aldobrandinische Hochzeit kann man sich freuen, in der That Sie haben die Gabe es mit so vieler Anmuth zu durchweben daß mans mit Vergnügen von Anfang bis zu Ende durchliest, und Ihre Sabina ist eine Perle. Aber sag ich, warum der Himmel auf unserm teutschen Boden die Gelehrsamkeit gewöhnlich mit einer tüchtigen Portion Dummheit vermischt? Gewöhnlich haben diese Herren keine Ohren (stumpf für Musik) keine Augen, sie starren die Bilder an und sehen weniger wie andere, ja seitdem ich Mitglied einer Litterarischen Gesellschaft bin, hab ich herausgebracht, daß es ein Verdienst ist, wenn sie lesen können; so ein Äschylus hat mich mal auf der Stelle weggejagt. Der Mensch der den Aufsatz über Zoega im Merkur gegeben hat, scheint mir auch so ein deutscher Stockfisch; wegen dem Mann hab ich ihn durchgelesen, aber z. B. ‚die leichte Berührung die so vielartige Menschen unter einander haben, bewahrt vor allem Zunftartigen; ja, die öftern Veränderungen in der Gesellschaft, das eigne Hinkommen und das Weggehn, das man sich denkt, geben die Vorstellung von gleichsam von mehreren Welten' — — — — — Diese Stelle verstehe ich, die mehrsten andern nicht. Der gute Zoega hat wahrscheinlich auch eine gute Portion dänischer und deutscher Dummheiten. Der Beleg dazu ist sein Kunsturtheil über Canova, Rafael und Michelangelo. Seine ersten Arbeiten passen sich auch eher für einen Klostergeistlichen, und über seine gescheuteste Unternehmung ist er gestorben. Sonst konnt' er in Bildern, was der Kunstwerth war gewiß nicht sehn."

An Böttigers Leistungen dagegen hatte Schadow selten etwas auszusetzen. That er dies doch, so geschah es in so bescheidener Weise, daß gewiß selbst Böttiger, der leicht Empfindliche, gegen solchen Tadel nichts einzuwenden hatte.

So schrieb er einmal (4. Februar 1812): „Ich schicke Ihnen auch meine Impertinenzen über Ihre geschichtliche Malerei, nämlich die ägyptische Partie betreffend. Ich denke, da ich gar keinen Gebrauch davon mache und solche in Ihre Hände gebe, daß nichts Arges daraus kommen kann."

Wie schon aus dem Angeführten hervorgeht, machen den Hauptinhalt der Korrespondenz Gegenstände der Kunst aus. Schadow sprach gern über Künstler und Kunstgelehrte, mit denen die beiden Korrespondenten in persönlicher oder brieflicher Verbindung standen. Nicht ohne Ironie charakterisierte er einmal die beiden Berliner Kunstforscher, den bekannten Archäologen Hirt und Levezow, welcher letztere sich durch seine „Geschichte der Berliner Akademie", aber auch durch Dichtungen einen Namen erwarb, von denen schon oben gelegentlich die Rede war:

„Ja Freund, unsere beiden hiesigen Kunstforscher sind hartnäckiger Gemüthsart. Sonnabend vor 8 Tagen trug H. Hirt unserer litterarischen Gesellschaft, die Freunde der Humanität genannt, eine Erklärung vor, über eine Anzahl Puppen, (doch ist die Benennung Puppen zu gut) die auf der Küste von Sicilien sollen gefunden sein. Er zeigte sie vor, es waren ohngefähr 20 Stück 5 Zoll lange Stücke, der Körper mehrentheils wie ein Wickelkind, ungestalte Köpfe, mitunter mit Bärten, großen Mützen und Perrücken, ein Theil von gebranntem Thon, und ein Theil von Schiefer, von grauem, der Thon sah auswendig aus wie inwendig, hatte auf der Außenseite das Staubmehl und den Geruch des frischen Brandes. Inschriften waren an einigen, die theils römische, theils griechische, theils ebräisch scheinende Lettern enthielten; übrigens fehlte nirgends weder eine Ecke oder sonst ein Theil, alles war neu und scharf und unversehrt. Hirt quälte sich um das Zeitalter dieser Sachen zu bestimmen, er nahm Mauren, Türken, Normänner und ein Gemische von heidnischen christlichen platonisch-religiösen Meinungen zu Hülfe, er endigte damit uns zu sagen, daß wohl kein

Zweifel wäre, daß diese Sachen ächt antik seien; wir gegenwärtigen Künstler Franz Catell, Hagemann und ich, hatten uns schon mit Blicken unsere Meinung zu verstehen gegeben; und die Art des Vortrages von Hirt ist dermaßen schneidend, daß er dafür auch unsere Meinung zu erfahren nicht bekommt, danach auch nicht frägt. Von einem Grafen Erbach will er sie erhalten haben. Vorgestern las uns Levezow eine historische Übersicht vor, von Erlangung der Kunstschätze durch den preußischen Regenten; dieß war recht schön und unterhaltend."

Doch so berlinisch Schadow auch war, so beschränkte er sich nicht auf die Erwähnung einheimischer Künstler und Kunstgelehrten. Er gedachte vielmehr einmal des Besuches Fernows, den er leider verfehlte, der Krankheit und des Todes dieses wackeren Gelehrten, den er in würdiger Weise als tüchtigen Begründer einer damals neuen Wissenschaft ehrte. Kam er mit dem eben genannten in keinerlei Beziehungen, so wurden, wie er zu berichten wußte, die früheren Beziehungen zu Canova aufrecht erhalten. Im Herbst 1805 erhielt er von diesem den schon oben bei Gelegenheit Kotzebues erwähnten Brief, den er „dasjenige Document meiner Geschicklichkeit" nennt, „worauf ich am stolzesten sein darf, aber ich zeige ihn Niemandem, denn gar Viele glauben nicht an die Tugend des Künstlers, und sie denken, er ist gleich andern Menschensöhnen." Ende 1806 erhielt er einen neuen Brief des italienischen Bildhauers, erwähnte daraus, daß dessen kolossale Statue Napoleons beendet sei, und erklärte seine Neugierde, ob jener für sein Werk den Beifall der Pariser erhalten werde.

Schadow war, wie erwähnt, ein Urberliner; obwohl er Dresden wegen seiner Naturschönheit und seiner Kunstschätze — er nannte es wiederholt das deutsche Rom —, vielleicht auch um der dort lebenden befreundeten Menschen willen sehr liebte, schwärmte er doch mehr für Berlin und wußte es bei vielen Gelegenheiten zu preisen. Nur das eine behagte ihm nicht, daß Berlin so groß sei. „Sie wissen, Berlin ist so groß, daß man dermaßen entfernt wohnt, als lebte man in zwei Städten," heißt es einmal, und ähnliche Klagen finden sich häufig in unseren Briefen. Schon aus diesem Grunde, mehr noch aber aus dem, weil Schadow für vieles andere sich mehr interessierte, wird man in diesen Briefen keine Chronik Berliner Ereignisse erwarten. Doch sprach Schadow gelegentlich von theatralischen Vorfällen, zumal dann, wenn Gäste aus Dresden auftraten.

Weit häufiger als Urteile und Notizen über Kunstvorgänge, die außerhalb des Gebietes des Bildhauers lagen, sind kleine Stimmungsbilder aus Berlin, Berichte über Ereignisse, welche die Bevölkerung der Stadt in Atem hielten und für die Entwickelung der Geschichte des preußischen Staates von hoher Bedeutung sind. Schadow war vielleicht nicht ein Politiker in unserem Sinne, so nämlich, daß er von einem bestimmten Standpunkte aus die Angelegenheiten des Landes betrachtete, aber er war ein Patriot, der mit aufmerksamem Blicke die Zeitereignisse, soweit sie auf ihn und sein Land Bezug hatten, betrachtete. Klagte er daher auch am 12. September 1806, daß die Kunst infolge der politischen Wirren daniederliege, so fuhr er fort: „unser aller Wunsch ist Krieg, das Blut kocht. Wir Bürgerliche flehen zu dem Herrn der Heerscharen, daß er den Unsern Kraft und Sieg verleihen möge." Als die Katastrophe dann eintrat, infolge deren Berlin mehr als zwei Jahre von den Franzosen besetzt wurde und schwer zu leiden hatte, jammerte er 13. Dezember 1806: „Wofür hat man nicht zu zittern! Die dunklen Gerüchte sind tröstlich seit ein paar Tagen, aber die lauten niederschlagend. Wir sind Sclaven und in der Schmach. Wir sitzen unter den Trauerweiden." Und am Ende desselben Briefes heißt es: „Das Elend ist groß hier, noch ärger in Potsdam, wo 70 Häuser von ihren Eigentümern verlassen sind. Gott gebe uns eine baldige Erlösung!" Doch die Erlösung trat nicht so bald ein, wie er und andere Patrioten mit ihm wünschten und hofften. Am 5. März 1807 mußte er folgendes Klagelied anstimmen:

„Freund! wie hat sich Berlin verändert, statt der großen Opern, der Masken, der Picknicke, der Feste und Schmausereien, der Concerte hört man die Klagen der wohlhabenden, das Heulen und Weinen der Heerschaaren von Bettlern, und einer Menge betender Bettelkinder, dazwischen die französ.

Trommel, und das Horn, welches dem Horne unserer Sauhirten ähnlich ist. Mit Recht klagen die Franzosen, daß hier keine Gesellschaft ist; denn die mehrsten Familien leben wie die Murmelthiere. 2 große Concerte für die Armen sind indessen gut ausgefallen. Unsere Academie hat ein halbes Vierteljahr Gehalt bekommen, zwar in Papier, aber doch ist es ein Glück. Einquartierung hab ich beständig. Das Haus brauche ich nicht zu schließen, eine Schildwacht schreckt jeden Unbefugten ab. Jetzt ist es ein payeur de la couronne, der unter anderen Preziosen alle Medaillen Denons vom Jahre 1805 in Gold ausgeprägt bei sich hat. Es ist ein prachtvoller Anblick! Er ist einer der sanftesten und schönsten Franzosen, die mir vorgekommen sind, auch hat er einen deutschen Namen, er heißt nehmlich: Weiß.“

Cosimo Medici. Ghiberti. Masaccio. Brunelleschi. Raphael. M. Angelo. Bramante. Giulio II.

Die Blütezeit der bildenden Künste. Basrelief am Hause Schadowstr. 11. (1805.) Nach einem Gedanken vom Hofrat Hirt.

In schweren Zeiten begehren auch solche, welche sonst wenig geistlich gestimmt sind, der Tröstung der Religion; Schadow als kirchlich gesinnter Mann wohnte nur um so eifriger dem Gottesdienste bei. Über seine dort gewonnenen Eindrücke an Böttiger zu schreiben, hatte er um so größere Veranlassung, als beide dem berühmten Dresdener Hofprediger Franz Reinhardt (1753 bis

1812), dessen fünfunddreißigbändige zum Teil in zweiter Auflage erschienene Predigtsammlung (1795 bis 1812) in jener Zeit ein sehr gelesenes Werk war, nahe standen. Nach Reinhardts Tode schrieb Böttiger seine Biographie, Schadow fertigte seine Büste. Beide besprachen einmal den Plan, zwölf Predigten Reinhardts mit Illustrationen herauszugeben, doch wurde, wie es scheint, aus diesem Plane nichts.

Zu einer anderen gemeinsamen Ehrung des Dresdener Hofpredigers kam es wirklich. Bei Überreichung einer durch Schadow gefertigten bronzierten Lutherbüste an Reinhardt dichtete Böttiger ein lateinisches Gedicht, das in einem (im Schadow-Nachlaß der Nationalgalerie enthaltenen) Sonderdruck veröffentlicht wurde. Davon schickte Böttiger an Schadow eine deutsche Übersetzung, in der es heißt:

Hier siehst du das berühmte Bildnis Luthers!
Welch breite Stirn des Mannes! Wie die Augen
So brennend blitzen. Öffnet er den Mund,
Man würde seinen Worten lauschend horchen.

Teilweise für Reinhardt war daher die folgende Auseinandersetzung bestimmt (30. März 1807), die um so merkwürdiger ist, als ihr Tadel zwei Prediger trifft, die wegen ihrer erbaulichen Wirkung bekannt sind, und als sie gerade die großen Redner der Aufklärungszeit der neumodischen Nüchternheit gegenüberstellt. Sie lautet:

„Hier in Berlin sind wir arm an guten Rednern, die Gottes Wort anmuthig und kräftig laut werden lassen. Am Charfreitage besucht ich den besuchtesten; die Kirche war zum Ersticken voll, und seine Stimme und Ton ist auch von der schönsten Art; aber der Inhalt seiner Worte frommte nicht. Er theilte die Verherrlichung Christi durch den Tod am Kreutz in 3 Theile, nemlich durch die Worte des guten Schächers, und die Worte des Hauptmanns der die Wacht hatte, zweitens durch die Behandlung, die Nicodemus und Josef von Arimathia dem Leichnam widerfahren ließen; und drittens durch die wunderbaren Ereignisse, das Verfinstern der Sonne, das Zerreißen des Vorhangs, das Erdbeben und das Öffnen der Gräber. Es kam hiebei keine Ermahnung zum Guten oder von der Unsterblichkeit unserer Seele was vor. Dies war der Probst Hanstein. Der Probst Ribbeck, welcher Spalding und Zöllner ersetzen soll, sprach mal von der Sendung Christi. Diese nannte er öfters in seiner Rede eine Veranstaltung und aus welchem Gesichtspunkte man sie zu betrachten hätte, und bediente sich viel solcher prosaisch modernen Worte, weshalb ich verstimmt wurde.“

Die Verhältnisse der Stadt und des Staats blieben auch im folgenden Jahre nach dem Friedensschluß traurig genug. Schadow klagt über die beständige Einquartierung, über Sperrung des Gehaltes und nicht ausreichende und wenigstens nicht mehr lohnende Beschäftigung. Gar manche, die ehedem Franzosenhasser gewesen waren, schlossen sich dem mächtigen Kaiser an, bewunderten und lobten denjenigen, den sie früher geschmäht hatten. Unter ihnen war Johannes von Müller der Berühmteste. Er gehörte im gewissen Sinne zu Schadows Kreis, wenigstens fertigte der Bildhauer die Büste des Historikers an, von der noch zu sprechen ist. Als Müller im Oktober 1807 Berlin verließ, zunächst um nach Tübingen zu gehen, wo ihm eine Professur angeboten war — er wurde bekanntlich von dem französischen Boten überholt, der ihm einen hohen Posten im Königreich Westfalen anbot —, schrieb Schadow über ihn, nicht wie man erwarten sollte, mit der damals von anderen gebrauchten nationalen Erbitterung, sondern ungemein nüchtern (5. Januar 1808): „Sie sagen, es schiene Ihnen, die Berliner haßten den braven Müller. Dies ist nun wohl nicht der Fall. Wöchentlich war er gewiß einmal beim alten Prinzen Ferdinand zu Tische. Mit Humboldt, seinem Nachbar lebte er recht freundschaftlich und gewiß war er in litterarischen Zirkeln gern gesehen. Wie könnte es ihm sonst hier wohlgefallen haben. Ich weiß, er wünscht sich zu Zeiten wieder hierher. Sein ganzes Benehmen hat zu viel Gutmüthigkeit, um ihn zu hassen.“ Wirkte Johannes von Müllers Fahnenflucht ansteckend, so noch mehr jene große Reihe damals erschienener Schriften, deren Verfasser sich zu überbieten schienen in Schmähungen der leitenden Persönlichkeiten und in tristen Schilderungen der früheren öffentlichen Zustände. Über eine dieser Schriften: „Galerie preußischer Charaktere“, giebt Schadow

17. Febr. 1808 folgende interessante Einzelheiten: „Dem Buchhändler Sander sind 500 Exemplare seiner Charaktere weggenommen worden. Aber das ist de la moutarde après dîner, denn er hat schon 6000 debitiert. Man nennt als Verfasser den Professor Buchholz und den Herrn von Massenbach, die sich selbst darin abgemalt haben, e senza macchia. Den Herren Franzosen kitzelt diese Erscheinung über die Maßen, denn sagen sie, wir meinten immer, die Deutschen wären dumme Teufel; nun sagen sie dies einander selber."

Noch immer war Berlin unter französischer Herrschaft. Wie andere Berliner gab sich auch Schadow schon im November 1808 der Täuschung hin, daß das Königspaar bald aus seiner ostpreußischen Verbannung wieder eintreffen werde. Doch entwarf er damals von dem Zustande der Hauptstadt folgendes traurige Bild: „Es ist zu viel Elend hier. Wollten die Franzosen auch dem widersprechen, so darf man nur den ‚Beobachter an der Spree' [ein wöchentlich erscheinendes Klatschblatt schlimmster Sorte] zur Hand nehmen. Dieser giebt die wöchentliche Geburts- und Sterbeliste, und seit sechs Monaten findet sich, daß fast in jeder Woche die Zahl der Verstorbenen die doppelte der Geborenen ist, und das ohne Epidemie, ohne Seuche, ohne Pest, das Resultat aber dasselbe. Freilich sind darunter eine große Anzahl unehelicher Kinder."

Doch bei aller Trauer leuchtete ein Hoffnungsschimmer. Demselben Briefe, aus dem eben eine Stelle mitgeteilt ist, konnte er drei Wochen später, 11. Dezember, eine Nachschrift anfügen, in der es hieß: „Gestern war ganz Berlin im Freudentaumel. Das Schill'sche Corps rückte ein, den Schill hat man, so zu reden, mitsammt seinen Pferden getragen. Wir sehen ihn und seine Schar als die einzige unbesiegte des ganzen Heeres an. Zum Glück lief Alles gut ab. Es hätte leicht Etwas entstehen können. Ein französischer Kommissär, dessen Kutscher die Kokarde verriet, wurde angehalten. Der Pöbel fiel dem Pferde in die Zügel, verständige Bürger, die dabei waren, zerstörten aber baldigst diesen niederträchtigen Auflauf; was aber nicht gehindert werden konnte, war das Zerprügeln eines Menschen, der ein für den Moment unpassendes Vivat ausbrachte."

Im Dezember 1809 kam endlich das Königspaar zurück. Die Freude der Bevölkerung war eine spontane und herzliche. „Nie hat sich," so konnte ein Zeitgenosse schreiben, „Berlin schöner gezeigt als an diesem Tage." Am 4. Januar 1810 meldete Schadow seinem Getreuen: „In der That hat uns die Rückkehr unseres Königs neu belebt; so steht auch zu erwarten, daß ein neuer Palais-Flügel gebaut werde. Der König hat an sämmtliche Deputationen Anreden gehalten, statt von ihnen Anreden zu empfangen, und mit dermaßen Gründlichkeit, treffenden Gedanken und Festigkeit, daß Alle verwundert waren." Aber das Glück, das die Berliner mit ihrem Königspaar zu genießen glaubten, dauerte nicht lange. Es wurde durch jenen schweren Schlag getrübt, den Tod der Königin Luise, der nicht bloß ein Familien-, sondern ein Landesunglück war, daher auch nicht bloß der Familie des Landesoberhauptes, sondern dem ganzen Lande Trauer bereitete. Als echter Patriot beklagte auch Schadow diesen Todesfall. Auch als Künstler hätte er gern die Heimgegangene geehrt. In Erinnerung an die Königin, die als Schutzgöttin Preußens verehrt wurde, fanden die Patrioten Nahrung zu neuen Hoffnungen, deren es freilich in der bangen Zeit der Erwartung gar sehr bedurfte, denn schön war die damals herrschende Stimmung nicht. Am 10. Oktober 1812 charakterisierte Schadow das Leben, das die Berliner führen mußten, als Höllenleben und nannte unter den verschiedenen „Teufeleien", unter denen man zu leiden habe, „Einquartierung, Servis, Bürgerwache, Luxussteuer, Gewerbesteuer, Vermögen- und Einkommensteuer". Endlich aber schlug die Stunde der Befreiung. Schadow begrüßte sie nicht mit Exklamationen, sondern suchte als Künstler manche Momente festzuhalten und gelegentlich auch die Erinnerung an die eben verflossene Zeit zu beleben. Die Satire, zu der er schon im Gespräch neigte, übte er auch mit dem Griffel in der Hand; so entstanden Karikaturen, die in wenigen vollständigen Exemplaren erhalten sind, die aber auch für den, dem sie nicht im Bilde vorgeführt werden können, aus der folgenden gelungenen

Beschreibung im ganzen klar werden (1. Februar 1814):

„Nun muß ich Ihnen schon flugs wieder antworten, und den Schlüssel geben.

Und wenn Sie ihn haben, so haben ihn dann viele andre doch nicht, und so merke ich wol, daß die Satiren dunkel sind und in so fern verfehlt. Gestern sagt ich dem Staatsr. Uhden: Sie hätten den Brief nicht erhalten, worinn meiner war — er hat ihn an einen Reisenden mitgegeben — unsichere Beförderung! Auch von unsern Bildern haben welche durch die letzte Fortbringung gelitten, es ging so eilig.

Commencement du finale.* Soll wol den Concert der 4 Fürsten gegen N., und das Teater den Abfall der Rheinbundfürsten andeuten: sie ziehn sich hinter die Coulissen: Redensart. Einer droht, hat den Degen gezogen, und streicht mit der Hand unters Kinn, italiänische Geberde: von mir hast du nichts zu hoffen; — kann der H. von Bayern sein; der den Rockschoß aufhebt: H. von Würtemberg. Der mit der Jagdflinte Fürst von Dessau, den mit dem Gebetbuche erräth man — übrigens muß man hinter dem arlechino nicht viel suchen. Der Künstler hat geglaubt ein Puppenspiel müsse ihn haben, und das Brilleuabnehmen ist hier der Übergang vom Künstlich Sehen zum Natürlich sehen. Der fliegende Drache soll nicht mehr und nicht minder heißen als: le diable m'emporte. Zwei Marionetten die sich zurückziehen in die Coulissen, haben schlechterdings keine bestimmten Personen gemeint sein sollen. Das Übrige haben Sie vollkommen verstanden, und ist da weiter nichts dahinter. Sonst erscheinen hier täglich Carricaturen, plump, und mehrentheils schlecht gemacht, aber sie haben die Verständlichkeit.

Von den Vieren ist Ihnen das letzte Blatt dunkel geblieben — den 22 August an einem Sonntage kamen ohnweit Berlin bei Gros Beeren, unsere Armee und die französische aufeinander. Die Unseren befehligte der K. P. v. Schweden — man konnte jeden Kanonen Schuß und auch das Bataillon Feuer hören, mehrere eilten hinaus aufs Schlachtfeld um zuzusehen, und in Wagen fuhren welche hin mit Erfrischungen. Das Zutrauen war so groß, daß die Menschen welche im Thiergarten und vor dem Thore spazierten, blos nach Hause gingen und hätte die Polizei nicht Pferde genommen, so wäre noch weniger zu merken gewesen, ich selbst war beim Hofjäger im Thiergarten, wir waren grade zu Tische, als die ersten Kanonenschüsse gehört wurden, und Abends 7 Uhr kam ich erst mit meiner Frau nach Hause.

Der aufgerichtete Bär ist das Stadtwappen Berlins, er ist als Landwehrmann gewapnet und hat die Kreutzmütze auf. Darauf bezieht sich der Ausspruch der französischen Offiziere am andern Ende: wir hatten ihn gezähmt, aber er hat sein Naturell wieder. Das Hallische Thor kann nun wol das Triumphthor heißen, denn was gegen den Feind zog, und was an Gefangenen und Beute ankam, ging durch dies Thor. Der Platz im Thore heißt das Rondeel und ich habe kürzlich im kleinen das Modell einer Ehrensäule gemacht, die da soll oder sollte zu stehen kommen.

Im Thore sieht man ein paar Bürgergardisten vor dem Wachthause. Die 3 Frauenspersonen sind in der Berliner Haube, der dicke Mann und diese, sollten blos die Ruhe der Leute an dem Tage bezeichnen. ‚Dat fluscht' ist eine uns Berlinern wolbekannte Redensart. Der K. P. v. Schweden frug einen Landwehrmann, warum sie beim Angriffe den Kolben statt des Bajonets gebrauchten?, und er antwortete: es flusche besser, (es fördert, oder giebt viel auf einmahl) ich weiß nicht, ob das Wort bei Ihnen im Gebrauche ist. Der K. P. v. Schweden hatte sein Zelt bei einer Mühle. Das Übrige hat weiter keine Bedeutung als daß ich, wie in den übrigen, die Eigenthümlichkeiten der Franzosen in Stellungen und Fisionomieen bezeichnen wollte; welches überhaupt hierbei meine Absicht war. Das Übrige ist immer eine spöttische Anspielung über den französischen Gebrauch der Silbe: Grand bei Ämtern und Würden und bei dem Namen der Nation.

Caspar Weiß heißt der Verleger dieser Blätter, er hat an Rittner nichts verschickt und würde dieser am besten thun es selbst zu bestellen, doch will ich es ihm sagen.

* Anspielung auf die Exclamation Talleyrands, der bei der ersten Nachricht von der Leipziger Schlacht gesagt haben soll: ha! c'est le commencement de la fin. (Anmerkung Schadows.)

Caspar Weiß sagte: H. Rittner habe ihm geschrieben er solle kein dergleichen Zeug schikken, es ginge nicht ab.

Nachschrift. Hier fehlt mir ein Explicator, lauter Cicerone und Ausrufer, der den Leuten mein Stückchen beleuchtet und verständlich macht, ich kenne so viele Gelehrte hier, habe aber keinem von Allen vertraut: che son io l'autore di quella roba."

Bald hatte man nicht mehr nötig, in Karikaturen über manche kleine Schäden sich zu trösten und manches Unangenehme zu verspotten. Man durfte sich vielmehr offen der Freude hingeben. Im Juni 1814 wurde die Heimkehr des Königs erwartet. Schadow gehörte einer Kommission zur Vorbereitung der festlichen Veranstaltungen an und giebt von ihrer Thätigkeit ein lebhaftes Bild. „Es wird am Brandenburger Thor außen ein Kreis von dreißig Fuß hohen Siegessäulen zu stehen kommen mit Schilden und Waffen, Namen und Tag der Schlacht &c., oben auf jeder eine kolossale Victoria, zwar nur von Pappe und broncirt, aber das Modell hierzu ist ein großes Stück Arbeit, womit ich beinahe fertig bin. Die bekannte kupferne Quadriga wird oben auf dem Thor bis zum Augenblick der Ankunft des Königs verhüllt stehen. Eine Siegesbahn vom Thore bis zum alten Schlosse mit Altären, Feuerkesseln, Gewinden von

Marmordenkmal des Ridolfo Schadow in der Kirche Sant Andrea delle Frate zu Rom Ausgeführt von E. Wolff.

Laubsäulen, hohen Trophäen, wird eingerichtet, sowohl bei Tag wie bei Nacht mit Beleuchtung zu glänzen. Drei Thore, viele Thürme der Stadt und die großen Amtsgebäude werden erleuchtet, eine Säule zu Ehren Kaiser Alexanders auf dem Platze seines Namens aufgebaut, sogar neue Brükken zur Sicherung der Einwohner errichtet." In dieses frohe Siegesbewußtsein jedoch mischte sich bald ein trüber Ton, wenn der Briefschreiber in demselben Briefe die Verluste beklagt, welche der Krieg der Kunst geschlagen hat, Verluste, die der erlangte Friede nicht zurückzuerstatten schien. Wenige Wochen später (16. August 1814) durfte er von dem wirklich erfolgten Einzug und den dabei stattgehabten Festlichkeiten berichten.

„Das Siegesfest war den 7ten d. M. Weder ich noch irgend jemand hätte auf Tag und Stunde dazu einladen können, indem die Bestimmung nur drei Tage bevor einging. Hätte dies geschehen können, würden wir doppelt so viel Fremde hier gehabt haben. Ein zweites großes Volksfest begann den 14ten, nemlich, die russischen Fußgarden rückten ein, die bei Culm tapfer gefochten hatten, untermischt mit unseren Garden wurden gestern 10000 Mann unter freiem Himmel gespeist. Der König stieg vom Pferde und trank ihnen zu. Doch Sie lesen ja wol die Berliner Zeitung. — Noch stehn die errichteten Trofäen und man glaubt im Herbst noch einmal große Freudentage durch hohe Gäste veranlaßt zu erleben.

Wovon jedermann von uns Zeuge war, gestern, zu sehen die brüderliche Eintracht der Heerschaaren so verschiedener Völker, es war ein Hertz und eine Seele. Sollten die zwei großen Völker deutscher Mundart nicht auch mal dahin gelangen können? Ihnen eine Beschreibung all der Berliner neuen Wunder mit Worten zu machen, gelingt nicht, vieles ist Augenspiel — in der gantzen großen nächtlichen Erleuchtung, war doch nur die Facade der Akademie von der Art, daß sie mehr als den äußern Sinn beschäftigte: Herr Winkler mag jetzt zurückgekehrt sein, lassen Sie sich von ihm erzählen, gesehen haben wir uns wenig, leider waren wir mit Arbeit überhäuft. Außer zehn kleinen Siegesgöttinnen, die jedoch über Naturgröße sind, hatte ich zwei colossale zu machen, deren erste Zusammensetzung mißglückte und ich mußte den Bau von neuem anfangen. ... Übrigens hat Hirt mit den Feierlichkeiten doch nicht viel zu schaffen gehabt. Die Anordnung an der Akademie ist von ihm. Dann die der Münze, wo die Inschrift Latein war, und die Münze war sehr schön erleuchtet. Das mehrste war von Schinkel angegeben, — ein Mensch von stupendem Genie.

Das Volk freute sich — der König war aber unzufrieden, und das Zeughaus mußte alles wieder wegpacken, auch brannte nicht eine Lampe da. Das Volk will Trotz und der König will Schonung."

Dieser Bericht bot kein Gesamtbild, denn die Veranstaltungen, die aus Freude über die nach vielen Kämpfen wiedererlangte Freiheit gemacht wurden, waren mit den erwähnten nicht zu Ende. Über anderes schrieb Schadow weniger aus Mitteilungsbedürfnis, wie auch Böttiger nicht aus wirklicher Neugierde oder aus einem specifischen preußischen Patriotismus fragte, zu dem er als Sachse keineswegs verpflichtet, ja kaum berechtigt war. Vielmehr erkundigte sich Böttiger als Journalist, der die Mitteilungen auswärtiger Freunde und Korrespondenten in seinen Journalartikeln zu verwerten gedachte. So hatte er vermutlich in einer Berliner Zeitung von der besonderen Ausschmückung des Dönhoff-Platzes gelesen und erbat nun von dem Berliner Kunstfreunde genauere Details über diese Angelegenheit, bei der die Kunst mitgewirkt hatte. Schadow, übrigens gern bereit, auch einen Aufsatz zu schreiben (wohl für die „Deutschen Blätter", welche damals bei Brockhaus erschienen), äußerte sich darüber folgendermaßen und begleitete seine Schilderung mit netten, leider hier nicht wiederzugebenden Federzeichnungen, die in wirksamer Weise seine Worte belebten (16. September 1814):

„Man hat von einer schwebenden Victoria 10 Stück gemacht in Pappe und bronzirt, auch 10 Siegessäulen, die am Brandenburger Thor im Halbkreise standen, mit großen Laubgewinden verbunden waren, und einen schönen Anblick gaben. Noch 4mal hat man in den Formen dieselbe Figur in Pappe ausgedruckt, die Flügel weggelassen, die gehobenen Arme an die Seite herabgelassen, als gäben sie sich die Hände. Für uns Künstler

war dies eine strappata, (Strafe des Henkens in Italien) denn es geschah aus Knauserei und ohne mich zu fragen; indessen da man bei solchen Tagen nur aufs Ganze sieht, so war der Coup d'œil davon doch nicht übel, denn diese 4 Mädchen trugen auf den Köpfen einen ungeheuren Blumenkorb, welcher in der Nacht künstlich genug erleuchtet war. Berlin sah in dieser Nacht in der That einer Zauberei ähnlich und auch wars schon bei Tage schön. All diese Figuren, auch die beiden goldenen colossalen Victorien hat man abgenommen und unter Dach gebracht; im Fall sich hohe Gäste einstellen und stattlicher Empfang beliebt würde. So sind auch von den hohen Siegesthürmen die Waffen abgenommen worden, die vier Gesimse waren mit bronzirten Adlern gekränzt. Die Kürasse waren Schuppenartig über einander gestellt, die Gewehre an Traillen, dann Piken und Säbel, und das unterste Schaft war mit 20 großen Kanonen wie Säulen aufrecht umstellt. Nie hab ich was schöneres gesehen. Der König hat dies zu pralend gefunden und in den Zeughaus Fenstern, wo ähnliche Trofäen standen, mußten solche sogleich wieder weggenommen werden. In der Nacht waren Feuerkessel aufgehängt um die Thürme zu erleuchten. Sie waren 75 Fuß hoch. Überhaupt hat der Sinn des Königs starke Angriffe gehabt — in der Oper gabs ein Ballet, worin die Österreichischen, Russischen und preußischen Garden tanzen, und ein preußischer Gardist mit 3 Mädchen sylphidenartig gekleidet einen pas de quatre tanzt, u. s. w.

Die Gewehre an den Siegesthürmen sollten auch sogleich abgenommen werden, da schlug man vor, sie hinter Laubgewinde zu verstecken, dies mußte in der Nacht gemacht werden, dann sah es bei Tage aus, als hätte der Teufel alles zerzaust — Nun es wäre viel zu erzählen — die Kanonen waren auf einen französischen 24Pfünder abgeformt und natürlich bronzirt — französische Gefangene die in Berlin einen Ruhetag haben, waren gerade hier und sahen das große N. darauf."

Wenig später wurde Schadows patriotisches Herz sehr erfreut, als wider seine anfängliche Erwartung die im Auftrag Napoleons geraubten Kunstwerke zurückgeschickt wurden. Zwar klagte er, daß manche Verwechselungen dabei vorgekommen seien, war aber im ganzen zufrieden und veranstaltete im Saal der Akademie eine Ausstellung der wiedererlangten Werke, um dem Publikum die lang entbehrten Kostbarkeiten in Erinnerung zu bringen. Nicht immer freilich war er in der Laune, den Berichterstatter über Berliner Ereignisse zu spielen. Dann verwies er, z. B. einmal bei der Erwähnung eines auf dem großen Platz im Tiergarten am 22. Oktober 1815 veranstalteten Volksfestes, auf die in den Berliner Zeitungen zu lesende Beschreibung. Bei dieser Gelegenheit berichtete er aber eine Anekdote, die das gegenwärtige Geschlecht aus französischen Hilfsbüchern in anderer Fassung kennen wird, die aber durch ihre Beziehung auf eine hervorragende Persönlichkeit des pikanten Reizes nicht entbehrt. „Heute wird der Kaiser von Rußland erwartet, der für alles, was die Kunst betrifft, lau sein soll; erzählt wurde mir, daß, als man ihn auf die Statuen der Venus von Medici und des Apollo Belvedere aufmerksam machte, er bloß den Ausruf hören ließ ‚j'ai vu cela' und dann weiter ging." Gab es nicht immer Ereignisse von großer Tragweite zu berichten, so traten Gerüchte an Stelle der Thatsachen, z. B. das vom 13. Dezember 1817: die Fakultäten der Universität, außer der medizinischen, sollten nach Wittenberg verlegt werden.

Da der Briefwechsel mit den zunehmenden Jahren immer spärlicher wurde, so blieben von nun an die meisten Ereignisse, die das litterarische und künstlerische Berlin erregten, unberührt. Nach wie vor ging dem Künstler aber sein Berlin über alles. Das hinderte freilich nicht, daß er bei seiner Beurteilung gelegentlich einen kleinen Spott mit unterlaufen ließ. Als besonders charakteristisch dafür mag folgende Stelle vom 9. Juli 1825 gelten: „In Berlin jetzt zu leben, ist wahrlich der Mühe wert, und wenn Sie wirklich daran dächten, Ihren Kunstkenntnissen, Ihrem Geschmack, vielleicht auch Ihrer Gelehrsamkeit die letzte Feile zu geben, so müßten Sie her. Hier ist eine Universität, und in Berlin weiß man alles, was die Welt wissen kann. Einige hier — noch mehr."

(Schluß folgt.)



Jalta.

# Taurische Landschaftsbilder.

Von

**G. Jschrept.**

Wohl nur wenige Länder der Erde bieten auf verhältnismäßig beschränktem Raume eine solche Fülle des Schönen und Interessanten wie die Taurische Halbinsel. Zu einer formenreichen Flora und eigenartigen Fauna gesellt sich auf diesem eilandartigen, auf drei Seiten vom Meere, auf der vierten von endlosen Steppen begrenzten Gebirgsländchen eine noch wenig erforschte Höhlenwelt mit den Grabstätten längst untergegangener Tiergeschlechter.

Im Laufe von fünfundzwanzig Jahrhunderten hat ein wechselvolles Völkergetriebe durch diese Thäler gewogt, haben neue Kulturen alte ersetzt, stärkere Völker schwächere überwunden. Denkmäler dieser großen Umwälzungen sind, die Zeiten überdauernd, bis auf uns gekommen, teils als noch wohl erhaltene Bauten oder Ruinen, teils als Inschriften oder als Sagen, die, von Generation zu Generation fortlebend, sich an gewisse Örtlichkeiten knüpfen.

Und wie Naturforscher und Historiker, so findet auch der Freund landschaftlicher Schönheit hier reichen Genuß durch die reizvolle Vereinigung von Gebirgswelt mit südlicher Meeresküste.

Von Norden kommend, berührten wir nur flüchtig — nach stundenlanger Fahrt durch öde Steppen — die unscheinbare Kreisstadt Simferopol und eilten dem interessanten Bachtschi-Sarai zu, der ehemaligen Residenz der tatarischen Chane. Als wir den Bahnhof verließen, erblickten wir, in eine enge Schlucht gebettet, die altertümliche Stadt, deren wenige Häuserreihen sich fast fünf Kilometer weit auf dem Grunde derselben hinziehen. Noch jetzt hat Bachtschi-Sarai seine volle Bedeutung als nationaler Mittelpunkt für das Tatarentum bewahrt und zeigt uns

orientalisches Leben, wie es sich hier seit Jahrhunderten fast unberührt von fremdländischen Elementen erhalten hat.

Ein altersgraues Thor durchschreitend, betreten wir die Hauptstraße, welche von zwei Reihen offener Läden, nur hier und da durch ein Kaffeehaus oder eine Moschee unterbrochen, gebildet wird, während die Wohnhäuser inmitten schöner Gärten an den Hängen der Kalkschlucht zerstreut liegen. Wie in allen orientalischen Städten, so spielt sich auch hier ein großer Teil des Lebens auf offener Straße ab: wir sehen Schuster, Tischler, Schneider bei ihren Arbeiten, hier wird Brot gebacken, dort in einer Garküche die beliebte Nationalspeise Schaschlik bereitet, in kleine Würfel geschnittenes Hammelfleisch, das am Spieß gebraten wird. Doch alle diese Hantierungen gehen ohne Hast, mit einer gewissen feierlichen Ruhe vor sich. Auch der Kaufmann, an dessen Laden wir vorüberschlendern, bleibt anscheinend teilnahmlos auf seinem Diwan sitzen, und nur sein aufmerksamer Blick verrät, daß er uns mit Interesse beobachtet. Kaum



Bachtischi-Sarai: Hof- und Eingangsthor.

jedoch betreten wir den Laden, in dem geschnäbelte, in Gold und Silber gestickte Schuhe auf Teppichen ausgebreitet stehen, so ändert sich sein Wesen, und er weiß uns jetzt beredt seine Ware anzupreisen, eifrig darin unterstützt von einem Chor von Müßiggängern, der sich im Augenblick um uns gesammelt hat und mit Spannung abwartet, um wie viel der Käufer sich übervorteilen lassen wird. Wir müssen alle unsere Vorsicht und Geduld zusammennehmen, um in diesem ungleichen Kampfe nicht eine völlige Niederlage zu erleiden.

Auch die Kaffeehäuser bieten oft Gelegenheit zum Verkehr mit der tatarischen Bevölkerung. Eine beturbaute Gesellschaft, mit untergeschlagenen Beinen auf teppichbelegten Diwans und Polstern sitzend, trinkt aus bunten Täßchen den auf orientalische Art bereiteten Kaffee und raucht dazu die unentbehrliche Wasserpfeife. Bei unserem Eintreten verstummt die Unterhaltung plötzlich, und viele Paar stechender schwarzer Augen richten sich auf uns, als wollten sie unsere geheimsten Gedanken erforschen. Während wir uns an einem der Tischchen niederlassen, kann sich die Gesellschaft drüben über die fremden Eindringlinge nicht einigen, fragende und verständnisvolle Blicke werden ausgetauscht, Bemerkungen einander zugeflüstert. Endlich erhebt sich einer aus der Gesellschaft und setzt sich in unsere Nähe; nachdem er uns eine Weile schweigend beobachtet hat, richtet er an uns eine Frage über den Zweck unseres Erscheinens. Wir stehen ihm Rede, und es entspinnt sich eine Unterhaltung, in der wir auch auf unsere Fragen freundliche Antwort und dabei mancherlei Aufklärung erhalten. Da sämtliche Tataren der russischen Sprache mehr oder weniger mächtig sind, macht uns die Verständigung mit ihnen keine Schwierigkeit. Unterdessen hat sich um einen anderen Tisch eine zweite Gruppe gebildet. Während unserer Unterhaltung sind einige jüngere Männer, lebhaft miteinander sprechend, ins Zimmer getreten und haben sich an eine Partie des beliebten Damenspiels gemacht, zu welcher augenscheinlich der eine von ihnen den anderen herausgefordert hatte. Während die Spieler sich in ihre Züge vertiefen, gruppieren sich die Zuschauer um sie, eifrig dem Gange der Partie folgend. Das Mienenspiel ihrer scharfgeschnittenen, ausdrucksvollen Gesichter, ihre schwarzen blitzenden Augen und leidenschaftlichen Gestikulationen verraten lebhafte Teilnahme an derselben.

Es ist auffallend, wie viele regelmäßige, oft sogar klassisch schöne Gesichter man unter den Tataren findet. Auch ihre Gestalten sind meist hoch, schlank und gut proportioniert, leiden jedoch oft durch das Vorkommen des Säbelbeins, wohl eine Folge der eigentümlichen Sitzweise. Echt mongolischen Typen begegnet man im ganzen selten; vorzugsweise noch im Nordosten des Berglandes. Die Tracht besteht aus weitem faltigem Beinkleid und kurzer, vorn offener Jacke, aus welcher das farbige Hemd hervorsieht, die Kopfbedeckung in Turban oder Fellmütze. Frauen begegnet man nur selten und dann der Sitte gemäß, die hier noch streng eingehalten wird, tief verschleiert.

Fast in der Mitte der Stadt, gleichfalls an der einzigen regelmäßigen Straße, liegt der Eingang zum Chanenpalast und seinen Nebengebäuden, der größten Sehenswürdigkeit Bachtschi-Sarais. Ein breiter, tief beschatteter Thorweg führt uns in den rechteckigen Schloßhof, an welchem außer dem Schloß auch die Moschee der Chane und ihr Friedhof liegen. In einem rings von hohen Mauern umgebenen Garten ruhen hier die Gebeine zahlreicher Chane, ihrer Lieblingsfrauen und einflußreicher Würdenträger. Große Marmorsarkophage erheben sich über den Grabstätten, reich verziert mit Reliefs aller Art, meist Arabesken, Blumen, Vögel und Waffen. Das Kopfende trägt auf einer kleinen Marmorsäule die Darstellung eines Turbans resp. einer Frauenmütze, das Fußende eine aufrechtstehende schmale, nach oben sich verbreiternde Marmorplatte mit der bilderreichen Grabschrift zum Ruhme des Verstorbenen. Dicht neben dem Friedhof befindet sich die Palastmoschee, gekrönt von zierlichem Minaret, von dem wir am Abend den Muezzin in unnachahmlichen Tönen die Gläubigen zum Gebete rufen hörten. Das Innere der Moschee ist in orientalischem Geschmack bunt bemalt und mit kostbaren Teppichen und Silbergerät geschmückt.

Der Eingang zum Chanenpalast liegt der Moschee gegenüber auf der anderen Seite des Hofes. Ein System in diesem Gewirr von Sälen, Zimmern, Höfen und Gärten zu entdecken, ist bei kurzem Besuche geradezu unmöglich, um so mehr, als neben der Launenhaftigkeit der ganzen Anlage die verschwenderische Anwendung von Vergoldung und grellen Farben äußerst verwirrend wirkt. Von den vielen Gemächern, die wir durchschritten, war keines dem anderen gleich; ganz besonders fiel uns durch seine orientalische Pracht das „goldene Kabinett“ auf, in welchem der Chan auf kostbarem Diwan beim Plätschern eines Springbrunnens seine

Mittagsruhe zu halten pflegte. Ein reichverziertes Marmorbecken inmitten des dichten Grüns des ehemaligen Haremgartens speist die zahlreichen, mit bemalten Skulpturen und Arabesken verzierten Springbrunnen und Mauerfontänen des Palastes und der Gärten. Bekannt ist besonders die von Puschkin besungene Thränenfontäne, deren Wasser mit leisem Plätschern in mehrere untereinander stehende Schalen fällt und schließlich im Boden verschwindet. Der Sage nach soll ein Chan diesen Brunnen zum Andenken an die schöne Maria Potocka errichtet haben, die auf einem Feldzuge gegen die Polen in seine Gefangenschaft geraten war und bis zu ihrem Tode seine Liebeswerbungen nicht erhören wollte.

In der Umgegend verdient, außer den Ruinen der Sommerresidenz der Chane, hauptsächlich die Felsenstadt Tschufut-Kale, die „Judenfestung", besucht zu werden, die wenige Kilometer von Bachtschi-Sarai auf einem langen und schmalen Felsgrat liegt. Starke, zum Teil in den Fels gehauene Mauern und mächtige Türme verteidigten ehemals die beiden einzigen Zugänge und machten Tschufut-Kale fast uneinnehmbar. Wann und von wem es gegründet wurde, ist nicht bekannt; das ist indessen sicher, daß es bald nach der Einwanderung der Tataren, also in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, zu einem wichtigen Sitz ihrer Macht wurde, dann aber, als jene um 1500 Bachtschi-Sarai zu ihrer Residenz erhoben, in die Hände der hier gleichfalls längst ansässigen jüdischen Sekte der Karaïten überging. Augenblicklich leben nur drei Familien in Tschufut-Kale, darunter diejenige eines Rabbiners, dem von seiner Gemeinde die Sorge für die alte Synagoge, die Fundstätte eines der ältesten Manuskripte des Pentateuch, anvertraut ist. Die einst so ausgedehnte Stadt ist jetzt nur noch ein großes Trümmerfeld, aus dessen altersgrauem Gemäuer uns dumpfe Grabesluft entgegenweht; wohl stehen noch hier und da neben uralten Ruinen moderne Häuser, doch auch sie sind, längst von Menschen verlassen, dem Untergange preisgegeben, und ihr Anblick steigert nur das Gefühl der Vergänglichkeit, welches uns beim Anschauen dieses Trümmerfeldes beschleicht.

Die Hafenstadt Eupatoria an der Westküste der Krim wird fast ausschließlich zur Besichtigung der altertümlichen Moschee Dschuma-Dschami (erbaut 1552) besucht.

Weiter führt die Bahn nach Sewastopol, dessen Name im Krimkriege bekanntlich eine traurige Berühmtheit erlangt hat durch die blutigen Kämpfe, die hier ausgefochten wurden. Viele Tausende tapferer Krieger fielen denselben zum Opfer und ruhen jetzt vereint auf dem sogenannten Bruderkirchhof, der, auf der Nordseite der Bucht gelegen, weit über Land und Meer schaut. Auch der berühmte Verteidiger Sewastopols, General Totleben, hat hier seit kurzem seine letzte Ruhestätte gefunden, und sein schönes Grabdenkmal gereicht dem Friedhof zur Zierde.

In der Stadt selbst sind die Spuren der Zerstörung längst verwischt, und besonders seit Sewastopol der wichtigste Hafen der russischen Schwarzmeerflotte geworden ist, zeigen seine eleganten Straßen und Quais reges Leben und Treiben.

Ein interessantes Bauwerk ist die Wladimirkirche auf dem Chersones nahe bei Sewastopol.

Nachdem wir Sewastopol verlassen und in anderthalbstündiger Fahrt das einförmige Plateau des Chersones und eine Strecke grünen Hügellandes durchkreuzt und die erwähnte Kirche gesehen haben, fahren wir in das Griechendorf Kadikoi ein, dessen Gärten und Tabaksfelder sich lieblich gegen die nackten Felsen ringsum abheben. Gleich hinter dem Dorfe biegt der Weg in eine Schlucht ein, welche die Verlängerung der Bucht von Balaklawa bildet und von rötlichen, teilweise mit Buschwald bedeckten Kalkhügeln eingefaßt ist. Dann treten dieselben plötzlich auseinander und vor uns glänzt in tiefem reinem Blau die schöne Bucht wie ein Binnensee, da vorspringende Felsen sie vom Meere zu trennen scheinen. Linker Hand sehen wir die weißen Häuser des Städtchens Balaklawa inmitten üppiger Gärten sich die Bergwand hinaufziehen, gerade vor uns ragen die stolzen Türme zum Himmel, die kühne Genuesen hier im vierzehnten Jahrhundert zum Schutze eines Handelsplatzes errichtet hatten an derselben Stelle, an der einst Scythenkönige die Feste Palakion als Bollwerk gegen Mithridates

gründeten. Doch noch weiter zurück, bis in das Reich der griechischen Sage, läßt sich die Geschichte dieses Ortes verfolgen. Ritter und Baer, die den Gedanken aussprachen, die Odyssee habe sich zum Teil an den Ufern des Schwarzen Meeres abgespielt, sahen in der Bucht von Balaklawa die Lästrygonenbucht Homers, eine Ansicht, die durch die Übereinstimmung der Homerischen Schilderung mit der thatsächlichen Wirklichkeit viel Bestechendes erhält.

Gleich hinter Balaklawa verlassen wir die Meeresküste, die hier wenig Interessantes bietet, und wenden uns wieder landeinwärts, um, das Gebirge übersteigend, weiter östlich bei Jalta den schönsten Teil der Südküste zu erreichen.

Unser Gefährt rollt auf guter Chaussee während; wohin das Auge schweift, bedeckt üppiger Wald Berg und Thal und verleiht dem zerklüfteten Gestein abgerundete Konturen. Jede Biegung des Weges überrascht uns mit neuen Bildern, von denen das folgende stets großartiger ist als das vorhergehende, und diese Steigerung erhält unsere Spannung rege. In drei- bis vierstündiger Fahrt ist die Höhe erreicht, von welcher der Weg in langgewundenen Serpentinen in das grüne Baidarthal hinabführt, dessen Fruchtbarkeit von alters her gerühmt worden ist. Zahlreiche Quellen entspringen auf den umliegenden Höhen und bewässern die Thalsohle, wo sie von der Tschernaja in ein Bett vereinigt und dem Meere zugeführt werden. Die weit auseinander tretenden Berge umfassen nur noch als niedrig erscheinende



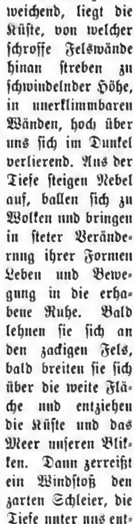
Bachtschi-Sarai: Eingang zum Chanenpalast.

der Poststation Baidar zu. Da der Weg an steilen Bergen entlang führt, schränken auf der einen Seite desselben hohe Felsen den Blick ein, während auf der anderen Abhänge und Schluchten freiere Aussicht ge- Hügelreihen die ausgedehnte Thalfläche mit ihren zahlreichen Dörfern und reichen Gärten. Nach längerer Fahrt sind wir am Ende des Thales angelangt, und es gilt jetzt nur noch den letzten Höhenzug zu überwinden,

der uns vom Meere trennt. Es dunkelt bereits stark, die Sonne ist hinter den Bergen verschwunden, und der aufgehende Vollmond vermag nicht die finsteren Waldschluchten zu erhellen, so glänzend er auch von dem tiefblauen Himmel strahlt. Die kunstvolle Chaussee, durch welche der schönste Teil der Krim dem von Norden Kommenden erschlossen wurde, beginnt nun kaum merklich große Steigungen zu überwinden, uns an gewaltigen Felswänden hinaufführend, welche links den Weg begrenzen, während zur Rechten Abgründe gähnen, denen eisige Luftströme entsteigen, die den Reisenden schauern machen. Endlich sehen wir die Fenster des kleinen Gasthauses aus der Dunkelheit uns entgegenglänzen, das uns für diese Nacht ein Obdach gewähren sollte, da auch wir, wie die meisten Besucher dieser Gegenden, die herrliche Aussicht von dem nur wenige Schritte entfernten Baidar-Thor bei Sonnenaufgang genießen wollten. Bei dem hellen Mondschein und der Nähe des Meeres litt es uns nicht lange in dem engen Zimmer, und wir begaben uns nach kurzer Rast zu dem berühmten Thore, das hier, an der höchsten Stelle des Passes, vom Fürsten Woronzow, dem Erbauer dieser Kunststraße, in römischem Stile errichtet worden ist und zum großen Teil aus natürlichem Fels besteht. Wir treten hinaus: wie durch Zaubermacht schwinden plötzlich die Grenzen, ein Gefühl packt uns, als weiche der Boden unter unseren Füßen, und vergebens sucht das Auge nach einem Ruhepunkt. Tief unter uns die erhabene Einförmigkeit des Meeres, durch nichts unterbrochen, soweit unsere Blicke reichen, in endloser Ferne mit dem Himmel vereinigt, dessen leuchtende Gestirne sich in den Fluten spiegeln; vor dem Meere weit zurückweichend, liegt die Küste, von welcher schroffe Felswände hinan streben zu schwindelnder Höhe, in unerklimmbaren Wänden, hoch über uns sich im Dunkel verlierend. Aus der Tiefe steigen Nebel auf, ballen sich zu Wolken und bringen in steter Veränderung ihrer Formen Leben und Bewegung in die erhabene Ruhe. Bald lehnen sie sich an den zackigen Fels, bald breiten sie sich über die weite Fläche und entziehen die Küste und das Meer unseren Blicken. Dann zerreißt ein Windstoß den zarten Schleier, die Tiefe unter uns enthüllend, und es beginnt wieder das Spiel des Mondlichtes auf den glitzernden Wellen.



Bachtschi-Sarai: Die Thränenfontäne im Chanenpalast.



Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise fort. Der Blick, der sich uns bot, als wir zum Thore hinausfuhren, war jetzt im heiteren, alles erhellenden Lichte der Morgensonne weniger unermeßlich, dafür aber gewiß ebenso schön, denn an die Stelle des nächtlichen Dunkels war der farbenreiche Glanz des Tages getreten, und das Auge erfreute sich unbehindert der Einzelheiten, die ihm gestern verhüllt blieben: tief unten lag die grüne Küste mit zahlreichen Schlössern und Villen, rechts und links stiegen Kalkfelsen mit grauen Wänden und zackigen Häuptern zum blauen Himmel empor. In langen kunstvollen Windungen steigt man jetzt zum Meere nieder, um etwa in halber Höhe ostwärts den Weg nach Jalta fortzusetzen.

In interessanter Weise bieten sich auf die-

ser Strecke dem Auge mannigfache Beispiele der ewig thätigen, zerstörenden Kraft des Wassers dar, welches die Schluchten und Spalten des Kalksteins in zahllosen Adern



Tschufut-Kale: Ringmauern.

durchzieht, sie beständig erweiternd und vermehrend, um schließlich ganze Wände loszulösen und in die Tiefe zu stürzen. An vielen Stellen sieht man solche Trümmer zu Bergen getürmt übereinander liegen oder als lange Cyklopenmauern sich ins Meer erstrecken. Wird der schieferige Untergrund ebenfalls unterwühlt, so kommt es zu ausgedehnten Bergrutschen. Der berühmte Naturforscher Pallas beschreibt eine solche Katastrophe, deren Schauplatz, das Dorf Kutschuk-Koi, er wenige Jahre nach derselben besuchte. Seine Schilderung veranschaulicht die Großartigkeit dieser Naturvorgänge und liefert in gewisser Hinsicht einen charakteristischen Zug für die Beschreibung der krimschen Südküste.

„Das Dorf," so schreibt Pallas, „lag beinahe vierhundert Faden von der hohen, die See begleitenden Felswand an dem steilen Fuße des Gebirges abwärts und ungefähr ebenso weit von der See, an einer Schlucht, welche sich weiter unten mit einer anderen, östlicheren, vereinigte, die zusammen aus vier Hauptquellen einen kleinen Bach bildeten, der an einem steilen Strande in die See floß. ... Es trug sich am 10. Februar 1786 zu, daß die Oberfläche der Erde um die vorerwähnte und eine kleinere noch östlicher befindliche Wasserschlucht durch Spalten und Klüfte sich zu lösen anfing, so daß noch am selbigen Tage der Bach, welcher zwei kleine tatarische Mühlen trieb, in die Klüfte sich verlor. Zwei Tage darauf, nachdem sich das Erdreich immer mehr gelöst und die Tataren des anliegenden Dorfes schon aus Furcht mit allem Vieh und Habe ihre Wohnungen verlassen hatten, stürzte die ganze Gegend zwischen oben beschriebenen Schluchten, von der hohen Felsenwand an bis zur See, auf einer Länge von beinahe neunhundert Faden oder fast zwei Werst und von dreihundertfünfzig bis fünfhundert Faden Breite, um Mitternacht mit entsetzlichem Krachen ein, welcher Einbruch bis zum 28. Februar fortdauerte und eine fürchterliche, gegen zehn bis zwanzig Faden tiefe Gruft veranlaßte, in welcher nur ein großer und zwei geringere parallele Kämme des härteren Felsens stehen blieben. Sowie ein Teil der steilen Haldung unter der Felsenwand abriß, drückte die ganze

Masse verhältnismäßig abwärts, und der Strand wurde um fünfzig bis achtzig Faden in die See hinausgerückt."

Mit dem Augenblicke, wo der Reisende die Südküste erreicht hat, umgiebt ihn die Vegetation des Mittelmeeres, die, reich an immergrünen und kleinblätterigen Pflanzen, je nach der Meereshöhe und dem Untergrunde, auf dem sie gedeiht, in unendlicher Mannigfaltigkeit wechselt. Auf den höchsten Kämmen bilden die schlanken Stämme der pinienähnlichen taurischen Fichte düstere Wälder, während Wacholderbäume, abwechselnd mit Laubwaldungen, die sanfteren Hänge bedecken.

In wechselvoller Reihe ziehen fesselnde Einzelbilder an uns vorüber, sich zu einem großartigen Gesamteindruck fügend: in rascher Fahrt sind wir an zahllosen Landsitzen vorbeigeeilt und kehren nun zum schönsten derselben ein, zu dem vom erwähnten Fürsten Woronzow erbauten Schlosse Alupka. Während wir durch die Straßen des Dorfes gleichen Namens fahren, fallen uns die stattlichen Bauerhäuser und üppigen Gärten auf, die auf großen Wohlstand der tatarischen Bevölkerung schließen lassen. Hübsche Villen, imposante Hotels und eine Menge dienstbeflissener tatarischer Führer, Pferdevermieter und Kommissionäre weisen auf die Quelle jener Wohlhabenheit hin, den regen Fremdenverkehr in diesem jetzt sehr in Aufnahme gekommenen Badeorte. Da der jetzige Besitzer von Schloß Alupka selten anwesend ist, wird die Besichtigung desselben dem Publikum gern gestattet, und gegen ein kleines Trinkgeld machte einer der Bediensteten unseren Führer durch Schloß und Park.

Gelegen am Südabhange des hier vom Meere zurücktretenden Gebirges, hat Alupka die blendend hellen, zerklüfteten Wände und zackigen Spitzen des 1229 Meter hohen Ai Petri zum Hintergrunde, der dem Bilde einen großartigen Charakter verleiht. Um so schwieriger war es, im Angesicht dieser an Schönheit so reichen Natur etwas zu schaffen, das harmonisch in das Ganze hineinpaßte und einerseits zu dem wildromantischen Gebirge, andererseits zu dem lieblich heiteren Meeresgestade stimmte. Mit feinem Kunstverständnis löste Fürst Woronzow diese schwierige Aufgabe, indem er auf ebenso geschmackvolle wie originelle Weise den gotischen Stil mit dem maurischen verband und ein Kunstwerk schuf, welches vielleicht einzig in seiner Art dasteht. Tritt man von Norden durch das große Portal in den Schloßhof, so steht man vor einer gotischen Ritterburg mit hohen Mauern, Zinnen und Türmen, die einen finsteren, kriegerischen Charakter zeigen und der wilden Gebirgsscenerie dadurch angepaßt

Tschufut-Kale: Ruine des Mausoleums.

sind. Weiße Kletterrosen und dichter Epheu beranken die grauen Wände und mildern das düstere Aussehen des Ganzen. In unmerklicher Vermischung gehen dann beide Stilarten ineinander über, um uns in der Südfassade ein prächtiges maurisches Bauwerk vorzuführen. An eine weite, muschelförmige,



Eupatoria: Moschee Dschuma-Dschami.

zum Meere hin offene Halle, die mit Koransprüchen und arabischen Mustern verziert ist, schließt sich zu beiden Seiten das zweistöckige Gebäude, umgeben von Balkonen, das flache Dach geschmückt mit Gittern und schlanken Türmchen. Den Aufgang zu der Halle bildet eine imposante Freitreppe aus dunklem Stein, der prachtvolle südliche Gewächse und sechs Marmorlöwen in lebensvollen Stellungen als Schmuck dienen. Von den Gemächern des Schlosses, deren es zweihundert geben soll, fiel uns durch seine geschmackvolle Einrichtung besonders ein mit reichem gotischem Schnitzwerk ausgestatteter Speisesaal auf, dem ein aus der Wand sprudelnder Quell angenehme Kühlung verleiht, sowie das Arbeitszimmer des verstorbenen Fürsten mit seiner bedeutenden internationalen Bibliothek. Eher originell als schön wirkt ein Gemach, dessen Ausstattung der Schah von Persien bei Gelegenheit eines Besuches seinem Gastgeber schenkte. Der Hauptschmuck desselben besteht in kostbaren Wandteppichen, welche in ihrem Gewebe das über lebensgroße Bild des orientalischen Fürsten zeigen.

Umgeben ist das Schloß von einem prachtvollen Park, dessen Anlage viel Arbeit und Mühe gekostet hat, denn der abschüssige, mit Felsblöcken bedeckte Untergrund mußte durch Fortschaffen der Steinmassen und Aufführen von Erde vorbereitet werden, ehe man an das Bepflanzen gehen konnte. Dann aber brachte das südliche Klima und der Wasserreichtum der Gegend gar bald eine Vegetation hervor, wie sie in der Krim nirgends schöner zu finden ist. Neben sämtlichen einheimischen Gewächsen finden sich seltene ausländische in stattlichen Exemplaren. Neben taurischen Fichten, mächtigen Eichen, Feigen- und Erdbeerbäumen sieht man Platanen, Araukarien und Cypressen, letztere in schwarzen Hainen beisammenstehend. Lorbeer, Evonymus und Granaten mit leuchtend roten Blüten bilden dichte Gebüsche, die großen weißen Kelche hochstämmiger Magnolien erfüllen die Luft mit ihrem zarten Dufte. Als seltenste Zier jedoch sahen wir eine Palme, eine fächerblätterige Chamärops, von beträchtlicher Größe und eine dichte Gruppe von Papyrusstauden. Die Anlagen sind so ausgedehnt, daß stundenlanges Umherwandern erforderlich ist, um alle Teile des Parkes in Augenschein zu nehmen. Tiefe, von Brücken überspannte Schluchten wechseln mit steilen, unzugänglichen Felsmassen, von denen schäumende Bäche in Kaskaden herabstürzen, um sich in durchsichtigen, von Forellen bevölkerten Teichen zu sammeln, oder ihren Lauf bald über, bald unter der Erde zum Meere fortzusetzen. Ebene Kieswege durchschneiden hier grüne Rasenflächen, schattige Laubgänge und kleine Felsentreppen führen dort zu versteckten

Grotten, deren erfrischende Kühle zur Ruhe einladet.

Schweren Herzens schieden wir von Alupka, einem der wenigen Orte der Krim, an dem wahres Kunstverständnis die Natur zu veredeln wußte; seine großartigen Bilder werden zu den schönsten Erinnerungen dieser Reise gehören.

In geringer Entfernung von Alupka passierten wir die kaiserlichen Lustschlösser Orianda und Livadia und erreichten gegen Abend den Mittelpunkt des eleganten Badelebens der Krim, das liebliche Jalta. Obgleich nur wenige Kilometer von Alupka gelegen, trägt Jalta einen ganz anderen Charakter. Der steile Küstenzug hat sich hier weiter vom Meere entfernt und beeinflußt das Landschaftsbild daher nicht so unmittelbar, wie wir es dort gesehen haben. Zwei zum Meere ziehende Ausläufer des Gebirges begrenzen diesen Teil der Küste in westlicher und östlicher Richtung, ihn im Verein mit der nach Norden vorgelagerten Hauptkette vor rauhen Winden schützend, und verleihen ihm dadurch ein ganz besonders mildes Klima.

Das heutige Städtchen Jalta, in der Gegend einer altgriechischen Kolonie und des genuesischen Gialita gelegen, macht mit seinen hübschen Häusern und Boulevards einen eleganten Eindruck; seine Bedeutung wächst von Jahr zu Jahr, denn es wird nicht nur als Modebad von der russischen Aristokratie augenblicklich bevorzugt, sondern gewinnt auch in ärztlichen Kreisen als Kurort für Lungenleidende an Ansehen. Dazu ist seine Umgebung reich an schönen Aussichtspunkten und reizvollen Spaziergängen, ein ergiebiges Feld für Landschaftsmaler und Touristen. Außer den schon genannten kaiserlichen Lustschlössern ist als beliebter Ausflugsort besonders das nördlicher gelegene Massandra mit seiner prachtvollen Aussicht auf Stadt, Meer und Berge zu nennen, und sobald die Abendkühle den Aufenthalt im Freien genußreich macht, sieht man hier elegante Kavalkaden und mit weißen Baldachinen überdeckte Equipagen die Wege beleben. Sehr lohnend ist auch ein Besuch des in bequemer Fahrt zu erreichenden Utschan-Ssu, des „fliegenden Wassers“. An tiefen Schluchten vorbei, durch alten Fichtenwald führt der Weg, um in einer kleinen Plattform zu enden, vor welcher sich der schöne Wasserfall von über hundert Meter hohen Schieferfelsen hinabstürzt; seine Wasser mehrmals auf Felsvorsprüngen sammelnd, zerstiebt er immer wieder und verschleiert als feiner Nebel die Tiefe. Nicht weit von hier liegt malerisch auf einzelstehendem schroffem Felsen ein Denkmal aus alter Zeit, die Ruine einer kleinen Festung, die Kaiser Justinian zum Schutze eines den Verkehr mit dem Norden vermittelnden Passes erbaut haben soll. Jetzt blühen Rosen in dem Gemäuer und umspinnen die alten Steine, ein Sinnbild des Friedens nach den wechselvollen Kämpfen vergangener Jahrhunderte.



Die Wladimirkirche auf dem Chersones.

Wenn man von Jalta aus die Fahrt an der Küste entlang fortsetzt, taucht zur Seite des Weges eine neue Bucht auf, die im Osten von der isolierten Kuppe des Aju-Dagh oder Bärenberges begrenzt ist. Wäh-

rend dieser Trachytberg im Norden in breitem Ansatz rasch zu einer Höhe von sechshundertvierzig Metern ansteigt, fällt er nach Süden zu allmählich ab und springt mit scharfer Spitze weit ins Meer vor, über die Linie des benachbarten Ufers fast um seine ganze Länge hinausragend. Dabei rundet sich sein länglicher, mit Buschwald dicht bestandener Rücken zu den schroffen Seitenwänden hin stark ab, ihm damit das charakteristische Aussehen der krystallinischen Eruptionsberge verleihend, an denen dieser Teil der Küste reich ist.

Fast in der Mitte der Bucht, an einem vorspringenden Felsen, der die Ruinen einer byzantinischen Festung trägt, liegt das kleine Tatarendorf Gursuf mit dem in neuester Zeit aufblühenden Badeorte gleichen Namens. Auch hier schmücken Hotels, schöne Villen und Gärten den Strand, doch für den Naturfreund interessanter als das Leben und Treiben der eleganten Badewelt ist der Besuch der beiden nahegelegenen Grotten, deren dunkle Eingänge man nach Umschiffung der beiden von zahllosen Seeraben bevölkerten Felseninseln schon von weitem in einem der Uferfelsen sieht. Doch nur bei ganz ruhiger See läßt sich der Zugang zu denselben gewinnen, denn schon bei schwachem Winde branden die Wogen an diesen senkrechten Wänden so heftig, daß das Boot, welches sich ihnen nähern wollte, unfehlbar an ihnen zerschellen würde. Das Innere der beiden einander sehr ähnlichen Grotten erweitert sich rasch zu beträchtlicher Höhe und Breite und gewährt mit dem seltsam ins Grüne abgetönten Dämmerlicht und der erfrischenden Kühle einen angenehmen Kontrast zu der blendenden Farbenpracht, die uns draußen umstrahlt. Aus Rissen und Spalten tief im Inneren tönt ängstlicher Flügelschlag aufgescheuchter Vögel an unser Ohr und das Plätschern der von den schlüpfrigen Wänden ins Wasser gleitenden kleinen Krabben.

Noch lange nachdem wir Gursuf verlassen haben, bleibt der Aju-Dagh in Sicht, und niedrige Ketten schieferigen Gesteins begleiten den Weg, allmählich in waldbedecktes Hügelland übergehend, das die Gipfel des hier zurücktretenden höheren Gebirges, der Jaila, unserem Auge entzieht. Um so überraschender wirkt der herrliche Blick, der sich vor uns aufthut, sobald wir zwischen den grünen Eruptionskegeln des Uraga und Kastel, die wie riesige Meilensteine zu beiden Seiten des Weges stehen, hindurchgefahren sind. Linker Hand tritt der mit mehreren Kuppen gekrönte Babugan hinter den Hügeln hervor, ein gewaltiger Berg von majestätischen Formen, und neben ihm mit weißer abgeplatteter Felsenkrone der König der krimschen Berge, der Tschatyr-Dagh. Vor uns in der Tiefe dehnen sich die fruchtbaren Thäler zweier Flüßchen, die nahe beieinander an einer Stätte uralter Kultur ins Meer münden, und dahinter umsäumt die Jaila als scharf konturiertes Kettengebirge, dessen Häupter, von der sinkenden Sonne vergoldet, sich klar von dem reinen Himmel abheben, eine weite blaue Bucht, die in duftiger Ferne im Kap Meganom ihren Abschluß findet.

Mit Eintritt der Dunkelheit waren wir in Aluschta, einem freundlichen, ganz in üppiges Grün gebetteten Städtchen, das uns als Ausgangspunkt für die Besteigung des nur fünfzehn Kilometer entfernten Tschatyr-Dagh dienen sollte.

Der Tschatyr-Dagh gehört geologisch zu dem krimschen Küstengebirge, welches in ihm seine größte Höhe erreicht, unterbricht jedoch auf merkwürdige Weise die Regelmäßigkeit desselben durch seine isolierte Lage. Denn nicht allein, daß tiefe Querthäler ihn aus der regelmäßig von Südwest nach Nordost verlaufenden Kette herausschneiden, ist er außerdem nach Norden hin aus der Längsachse derselben gerückt, auf solche Weise eine kleine Gebirgswelt für sich bildend. Sein Gipfel, dessen höchster Punkt — Eklisburun — 1521 Meter über dem Meere liegt, ist zu einem ausgedehnten Plateau abgeplattet und verleiht ihm damit die so charakteristische Form. Mons Trapezus, den Tafelberg, nannten ihn daher die Alten, während die Phantasie der Tataren ihn mit einem Zelte verglich und ihm den Namen Tschatyr-Dagh oder Zeltberg gab.

Wir zogen die Besteigung zu Fuß derjenigen zu Pferde vor und verließen gegen vier Uhr nachmittags Aluschta mit der Absicht, unterhalb der Spitze zu übernachten und diese am kommenden Morgen vor Sonnenaufgang zu ersteigen, um dann im Verlauf des Vor-

mittags den Rückweg anzutreten. Auch nahmen wir die Besichtigung der zwei größten Tropfsteinhöhlen in unser Programm auf.

Nachdem wir Aluschta hinter uns gelassen hatten, bog unser Weg in das Thal des Flüßchens Ulu ein. Wie die Glieder einer Kette reiht sich hier Garten an Garten mit der schönsten südlichen Vegetation. Hochstämmige Walnußbäume strecken ihre schattenspendenden Äste über die ganze Breite des Weges, Gruppen dunkler Cypressen ragen über dem Blätterdache jener frei zum Himmel, die Zäune sind dicht besponnen mit Epheu, und Clematis und schlanke Reben ranken an den Obstbäumen empor. Wo niedrige Schieferhügel für den Weinbau günstige Bedingungen bieten, dehnen sich Weinberge, während an den tieferen Stellen des Thales üppige Tabakspflantagen großen Ertrag verheißen.



Balaklawa.

Unser Marsch begann beschwerlich zu werden, als wir von der breiten schattigen Fahrstraße auf den nach dem Dorfe Korbekli führenden Fußweg einbogen. Korbekli ist ein echtes Gebirgsdorf. Es liegt in mehreren zusammenlaufenden engen Thälern, auf deren Grunde die Hauptstraßen angelegt sind, während sich die wenigen unregelmäßigen Häuserreihen an den steilen Hängen hinaufziehen. Die Häuser sind in dem bei den krimschen Tataren üblichen Stile gebaut: an die hinteren Wohnräume schließt sich vorn eine offene von Säulen getragene Veranda, die von dem verlängerten horizontalen Dach überdeckt ist. Da, wo es wegen der Steilheit des Berghanges an Bauplätzen gebrach, sieht man die Häuser wie Stufen einer Treppe übereinander gelagert, indem das Dach des unteren Hauses den Vorhof des darüberliegenden bilden hilft. An mehreren Stellen fließen kleine Gebirgsbäche munter die Straßen hinab, wie überhaupt vielfach in der Krim die im Sommer fast austrocknenden Flußläufe die einzigen Fahrwege darstellen.

Wir thaten nach unserer Ankunft sofort die nötigen Schritte zur Erlangung eines Führers, denn ohne einen solchen wollten wir uns nicht in das Felsenlabyrinth über uns wagen, und fanden in dem Waldhüter der Tschatyr-Dagh-Wälder, einem alten

Tataren, der den Namen Ramasan führte, die geeignete Persönlichkeit.

Indem wir aufwärts stiegen, umgab uns bald das schwärzliche Grün des Buchenwaldes, der als breiter Gürtel den Tschatyr-Dagh umspannt. Wie mächtige Säulen, von keinem Unterholz verhüllt, ragen die schlanken Stämme empor, ihre Kronen hoch oben zu einem undurchdringlichen Dache einend, und nur da, wo die Riesenstämme auseinandertreten, um frischen Bergmatten Raum zu geben, sprießt und rankt es hervor in üppiger Fülle und bildet dichtes Gebüsch, vielfach übersäet von den zarten Blüten der wilden Rose. Tiefe Stille herrscht hier überall; einige träge, bis an den Kopf in einer Schlammpfütze liegende Büffel sind die einzigen Vierfüßler, denen wir weit und breit begegnen. Der größte Reiz dieser Wälder besteht in den wechselvollen Ausblicken: wähnt man sich im tiefsten Dunkel, so weichen plötzlich die Kronen der niedriger am Abhange stehenden Bäume auseinander, und der überraschte Blick schweift hinaus über das grüne Gestade und das ferne Meer; oder das aufwärts gerichtete Auge sieht mit Staunen hoch oben durch das Grün des Waldes die weißen grotesken Felszacken der Jaila schimmern.



Das Woronzowsche Schloß Alupka.

In einer Höhe von 1200 bis 1300 Metern, an der oberen Grenze der Buche, schlugen wir unser Nachtlager auf. Bald flackert ein großes Reisigfeuer zu dem tiefschwarzen mit flammenden Sternen besäeten Himmel empor, und Licht und Schatten huschen in gespenstischem Spiel über die erhellten Stämme der Waldriesen um uns her. Nächtliches Schweigen ruht über der ganzen Natur, nur hin und wieder unterbrochen durch den klagenden Lockruf einer Eule oder ein kaum vernehmbares Rascheln, herrührend von scheuem Getier, das, durch das Feuer herangelockt, bei unserem Anblick eilig in das Waldesdunkel zurückflüchtet. Dann wieder geht ein Brausen durch die Wipfel, wie ein Gruß des benachbarten Demerdschi; phantastische Nebelmassen wallen von Berg zu Berg; ein Frösteln durchschauert uns und wir rücken näher an die Glut.

Doch schon beginnt es im Osten heller zu werden, es röten sich die Wolkenballen, mit denen der Demerdschi über Nacht sein Haupt verhüllt hatte, goldene Säume verkünden das Nahen der Sonne und mahnen zum Aufbruch. Rüstig steigen wir wieder bergan, über nacktes Geröll, zwischen welchem mannigfaltige Alpenkräuter in voller Blüte stehen, darunter das sammetblätterige krimische Edelweiß (Cerastium Biebersteinii).

Nach längerem Wandern stießen wir auf eine Niederlassung tatarischer Hirten, die hier oben drei Jahreszeiten in größter Einsamkeit verleben und erst zum Winter wieder in die Thäler hinabsteigen. Schon von weitem sahen wir Hunderte von Schafen und Ziegen an den grünen Berghängen grasen und hörten das Anschlagen wachsamer Hunde. Als wir näher kamen, stürzten uns mindestens ein Dutzend dieser großen zottigen Bestien entgegen, die in ihrer Wildheit nicht ungefährlich sind, wurden aber von einem zu unserem Schutz herbeieilenden Hirten durch Worte und Steinwürfe bald zu Ruhe gebracht. In Schaffelle gekleidet, bewaffnet mit Messern von verschiedener Form und Größe, welche in rot verzierten Scheiden ihnen vom Gürtel hängen, sehen diese Hirten kaum weniger wild und gefährlich aus als

ihre Hunde, und wie diese verbringen sie den größten Teil ihres Lebens in dieser rauhen Einöde in stetem Kampfe mit Wölfen und anderen Raubtieren. Bei der niedrigen Stufe ihrer Entwickelung genügt ihnen als Wohnstätte eine elende Hütte aus lose aufeinander geschichteten Steinen ohne Fenster und Rauchfang, und die kärglichste Nahrung, die größtenteils aus den Erzeugnissen ihrer Herden besteht. So primitiv wie ihr ganzer Lebenszuschnitt ist auch die Methode, nach welcher sie ihre Milchwirtschaft leiten, wie wir aus eigener Erfahrung kennen lernten, da die gastfreundlich uns gebotene Erfrischung in kaum genießbarer, unsauberer Milch und wenig schmackhaftem Käse bestand.

Von der Niederlassung der Hirten ist es nicht mehr weit bis zum Gipfel des Tschatyr-Dagh, zu dem ein bequemer Fußweg



Blick von Alupka auf den Ai Petri.

über prachtvolle grüne Wiesen hinaufführt. Eine unbeschränkte Fernsicht eröffnet sich von hier aus dem entzückten Blick, nach Süden hin über den fruchtbaren Küstenstrich und das blaue Meer und im Westen die Kette des malerischen Küstengebirges umfassend, das nordwärts in grünes Hügelland übergeht; hinter diesem die weißen Abhänge des Taurischen Kreidegebirges. Dahinter aber, über der bräunlichen Steppe, hängt ein zarter Nebelschleier, der dem Auge weiteres Vordringen verwehrt, ohne jedoch die Empfindung des Grenzenlosen aufzuheben.

Der Tschatyr-Dagh plattet sich auf seinem Gipfel zu einem ausgedehnten Plateau ab, das in mehreren Terrassen von seinem südlichen Rande nach Norden zu abfällt und einen Teil der für das krimsche Küstengebirge so charakteristischen Hochalp ausmacht. Blickt man von einer der zackigen Spitzen auf dieselbe herab, so erscheint sie als eine weite, mehr oder weniger abschüssige Fläche von vorwiegend felsigem Charakter; steigt man aber den ersten Absatz zu dem Hauptplateau des Berges hinunter, so verwischen sich jene Züge vollständig, und man befindet sich plötzlich in einem Labyrinth von Thälern und Anhöhen, von Schluchten und Bergzacken. Sanfte Hänge und frische Alpenwiesen wechseln unvermittelt mit Steinfeldern, die man, nur von Fels zu Fels springend, überschreiten kann. Die zahlreichen Schluchten höhlen sich hier und da zu rundlichen, oft dichtbewaldeten Kesseln oder verengen sich plötzlich zu brunnenartigen Schach-

ten, aus deren Tiefe der hohle Flügelschlag dort nistender Vögel heraufklingt; der Fels ist vielfach zerklüftet und zerwaschen, zu scharfen Kanten abgeschliffen oder zu Geröll verwittert. Hin und wieder sahen wir in einer der vielen Vertiefungen, trotzdem es schon Ende Juni war, noch Schnee liegen. Auf solchem Terrain sind die meist durch dichtes Gebüsch versteckten Eingänge der Stalaktitenhöhlen natürlich nicht leicht zu finden, und nur dank der Ortskenntnis unseres Tataren gelang es uns, den Zugang zu den beiden bekanntesten Höhlen verhältnismäßig rasch ausfindig zu machen.



Tatarendorf Gursuf mit dem Aju-Dagh.

Die Suuk-Koba (kalte Höhle), welche wir zuerst besuchten, hat die Form einer riesigen Halle, aus der man durch einen niedrigen Gang in eine zweite kleinere gelangt. Leider sind die Wände, soweit der Blick im Licht der Fackeln hinaufreicht, wahrscheinlich durch Touristen ihres schönsten Schmuckes, der Stalaktiten, beraubt worden, wie die zahlreichen Bruchflächen darthun. Die Binbasch-Koba oder Tausend-Kopf-Höhle liegt einige Hundert Schritt weiter in demselben Thalkessel. Ihr Name rührt von der großen Menge menschlicher Schädel her, die man früher hier fand. Im ganzen der erstgenannten sehr ähnlich, unterscheidet sie sich von jener nur durch zahlreiche Nischen und Seitengänge, die sich in noch größerer Tiefe zu einem Labyrinth verwirren, so daß weiteres Vordringen ohne die nötigen Vorsichtsmaßregeln nicht geraten schien.

Hier mußten wir vom Tschatyr-Dagh Abschied nehmen, da die Sonne schon hoch stand und wir noch einen beschwerlichen Weg vor uns hatten. In westlicher Richtung abwärts steigend, gelangten wir bald wieder in die Waldzone, die hier einen heitereren Charakter trägt als am Südabhang. Der Wald ist weniger dicht und das üppig emporgeschossene Unterholz beherbergt zahllose Vögel, deren munteres Gezwitscher allenthalben die Luft erfüllt.

Ein mehrstündiger Gang führte uns über die Wasserscheide zwischen den Flüßchen Ulu und Alma und brachte uns auf den Weg zurück, auf dem wir gestern Korbekli verlassen hatten; gegen Mittag langten wir in Aluschta an, von wo ein Dampfer in genußreicher Seefahrt, die noch manchen schönen Blick auf die herrliche Südküste bot, uns nach Odessa brachte.



# Zu Wielands Alceste.

### Nach einem noch ungedruckten Briefe Wielands

mitgeteilt von

### Jaro Pawel.

Im Oktober 1772 übersiedelte Wieland nach Weimar, wohin er von der Herzogin-Regentin Anna Amalia als Lehrer ihrer beiden Söhne berufen wurde.

Bald nach seiner Übersiedelung, noch Ende des Jahres 1772, schrieb er sein Singspiel „Alceste", zu dem der Gothaer Kapellmeister Anton Schweitzer die Musik komponierte.*

Um dieselbe Zeit begann er mit der Ausgabe des „Deutschen Merkurs". Unter den ersten Beiträgen stehen seine Briefe an einen Freund über das deutsche Singspiel „Alceste",** in denen über den Plan des Stückes und dessen Tonsetzung eine Kritik geübt wird, die an Überschwenglichkeit ihresgleichen sucht. „Ein Singspiel, eine förmliche Oper, eine Alceste in fünf Aufzügen," ruft er eingangs des ersten Briefes aus, „wie das regelmäßige Trauerspiel. Erstaunen Sie nicht über meine Verwegenheit? Beynahe erstaune ich selbst darüber." Auch von der Komposition war Wieland so entzückt wie von der Dichtung selbst. „Nur noch etliche solche Meisterstücke wie seine Alceste," ruft er begeisterungsvoll aus, „so wird dieser Nahme der Nachwelt gewiß so ehrwürdig seyn, als gewiß mir seine Alceste für die Unsterblichkeit der Meinigen Bürge ist! Erstaunen werden Sie, wie ich, wenn Sie sie einst mit eignen Ohren hören." Vom Staunen zur Erregtheit gab es allerdings nur einen Schritt; Inhalt und Ton konnten nicht anders als allenthalben Aufsehen und Anstoß erregen. „Schwerlich wäre Wieland eingekommen," äußert der Wandsbecker Bote, „seine eben erst gelegten Eier selbst zu recensieren, wenn ihm nicht die neue Zeitschrift zu Gebote gestanden hätte." Und Goethe, den mehr der Inhalt der Briefe als das Stück selbst zu Gift und Galle reizten, war derart empört, daß er nicht umhin konnte, es offen zu bekennen, Wieland sei da allzu parteiisch vorgegangen und habe sich an den trefflichen Alten und ihrem höheren Stil nur unverantwortlich versündigt.*

Wieland selbst ahnte es kaum, daß nicht die Musik, sondern eine Satire auf den Text ihm ein bleibendes Andenken bei der Nachwelt erhalten werde. Noch im September des folgenden Jahres äußert er in gleich überschwenglicher Art an den Mannheimer Professor Anton von Klein über die Trefflichkeit seiner „Alceste", deren Aufführung ihm Klein auf der Mannheimer Bühne in Aussicht stellt.

Das Original dieses noch ungedruckten Briefes ist in der Manuskriptsammlung im Britischen Museum zu London aufbewahrt und ist von so hohem litterarhistorischem Wert, daß wir nicht umhin können, es hier seinem vollen Inhalte nach wiederzugeben.

Weimar den 20. Sept. 1774.

Was werden Sie von mir denken, Mein theurester Herr und Freund, daß ich Ihren

---

* Alceste. Ein Singspiel in fünf Aufzügen. Leipzig bey Weidemanns Erben und Reich. 1773.

** Der deutsche Merkur. Weimar, Januar 1773. S. 34 ff.

* Werke, Band XXII, S. 247.

so freundschaftlichen, so verbindlichen Brief vom 20. August erst den 20. September beantworte? Diese Langsamkeit, die der Vernachlässigung so ähnlich sieht, ist schon schlimm genug; aber würde ich nicht eine böse Sache noch schlimmer machen, wenn ich dieses Blat mit einer Apologie anfüllte, die Ihnen am Ende doch zu nichts nützen könnte? In der That habe ich, diesen Sommer über, ein Zerstreuungsvolles Leben führen müssen. Das Unglück vom 6. May vertrieb unsern Hof aus der Stadt nach Belvedere, mein Ammt bey unsern Prinzen nöthigte mich, zu folgen; und da ich mich nun einmal in diesem Meinem Hofwirbel befand, so war natürlich, daß ich mich, gern oder ungern auch mit herumdrehen mußte. — Doch nichts weiter von diesem unfruchtbaren Gegenstande! Wiewohl ich das Unglük habe von einer Gattung Leute, die man auf französisch Cagots nennt, für einen bösen Menschen gehalten zu werden, so bin ich im Grunde eine so gutherzige Seele, daß ich über das Unglük der Jesuiten eben keine große Freude habe empfinden können. Warum muß das Gewitter nur gerade die Jesuiten treffen, sagte ich — und erinnerte mich an das Schicksal der Tempelherren: Welche besondere Gesellschaft, welcher Orden, welche Gemeinheit, hat, nach Verhältniß der Umstände, weniger Böses, und welche hat, auf der andern Seite, mehr rühmliches und gutes gethan? Welcher Orden ist nicht ehrgeizig und herschsüchtig? Welcher wünscht nicht angesehen, reich und mächtig zu seyn? — Indessen da es dem Schicksal, Clemens dem XIV. den ich sehr verehre, und den vornehmsten Catholischen Fürsten beliebt hat, dem heil. Ignaz von Loyola den Gehorsam so nachdrüklich aufzukünden, so sage ich mit aller Zufriedenheit eines überzeugten Optimisten, ne sic quidem male, und wünsche Ihnen, Mein liebenswürdiger Ex-Jesuite, Ihnen und allen die Ihnen gleichen — möchten deren nur viele seyn! — von Herzen zu einer Freyheit Glück, von welcher die einen so guten Gebrauch machen.

Ich habe Ihren Entwurf mit ungemeinem Vergnügen gelesen. Er macht Ihrem Genie und Ihrem Talente Ehre, und spricht freylich eine in dem Mund eines ehemaligen Jesuiten, zumal in den dortigen Gegenden, so unerhörte Sprache, daß michs nicht wundert, wenn er als ein höchst seltsames Phänomen angestaunt wird. Aber der edle Enthusiasmus, womit Sie das rühmliche Werk angreifen; der Geschmack, den der hohe Adel in den Gegenden des Rheins immer mehr und mehr an der Teutschen Literatur zu gewinnen scheint, und vornehmlich Ihres Preißwürdigsten Churfürsten weltbekannte Liebe zu den Wissenschaften und schönen Künsten, lassen an dem gewünschten Erfolg nicht zweifeln.

Meine natürliche Offenherzigkeit erlaubt mir nicht Ihnen die große Freude zu verbergen, die Sie mir durch die Nachricht machen, daß meine Alceste diesen Winter am dasigen Hofe aufgeführt werden soll. Beynahe kann ich es nicht glauben. Sind Sie auch gewiß, daß es Meine und meines Schweizers — und nicht die vom Ritter Gluck componierte italiänische Alceste ist? Auch diese letztere ist, besonders was die Musik betrift, ein göttliches Werk wie Sie wissen. Aber meines Schweizers Composition der teutschen Alceste ist und bleibt doch das Schönste was wir bisher noch in dieser Art gehört haben. So überzeugt ich hievon durch mein Gefühl und meinen Verstand bin, so würde ich doch nicht so zuversichtlich sprechen, wenn ich nicht große Kenner der Musik, die in Italien und Teutschland alles gehört haben, was hörenswerth ist, ebenso sprechen gehört hätte. Indessen, so vortreflich diese Composition auch ist, so kömmt doch alles auf die Ausführung an. Es ist nicht genug, daß Alceste, Parthenia, Admet und Herkules durch gute Sänger und Sängerinnen vorgestellt werden: diese Sänger müssen auch vortrefliche Schauspieler seyn. Sie müssen alles, was sie singen, fühlen; müssen von diesem Gefühl ganz durchdrungen seyn; müssen die Kunst der Gradationen und Schattierungen verstehen; müssen, um alles mit Einem Worte zu sagen, sich völlig in die vorzustellende Person verwandeln können. Ob unter der Marschandischen Geselschaft solche Subjecte sich finden, zweifle ich sehr; auch ist nicht wahrscheinlich daß irgend eine von den Marschandischen Schauspielerinnen Musik und Fertigkeit genug habe, um die sehr schwehren Arien der Parthenia gut zu singen. Haben Sie doch die

Gütigkeit mich über diesen Punct, wo möglich, bald aus der Unruhe zu ziehen, und mir zu melden, wie die Acteurs heißen, die mein Singspiel vorstellen sollen? Auch auf die Vortreflichkeit des Orchesters kommt sehr viel, und in der That alles an. Wird die churfürstliche Capelle dazu gebraucht, so bleibt mir nichts zu wünschen übrig; aber die alltäglichen Musicanten, die man bey den Teutschen Schauspielgesellschaften zu gebrauchen pflegt, würden alles verderben. Wenn der Cammerherr von Dalberg, der Alcesten hier mehr als einmal gehört hat, bei der Ausführung, wozu Sie mir Hofnung machen, die Direction hätte, oder wenigstens sich vorzüglich dabey interessierte, so würde ich mir desto mehr davon versprechen. Denn dieser Herr ist selbst ein sehr geschickter Musicus, und hat den vollständigsten Begriff von der Art wie dieses Stück — worinn alles auf den vollkommensten Ausdruck gearbeitet ist, executiert werden muß. Die Recitative sind darinn ebenso interessant, und beynahe noch interessanter als die Arien. Aber die herrlichsten Stellen würden verlohren gehen, wenn sie nicht mit dem gehörigen Geist, Nachdruck und Gefühl recetiert würden; oder wenn die Instrumente, die keine Note zu machen haben, welche nicht etwas zum Ausdruck beyträgt, nicht mit der äußersten Accuratesse zu dem gemeinschaftlichen Zweck mitarbeiteten. Was die Kleidung der Personen in der Alceste betrift, so wird Ihnen der Baron von Dalberg sagen können, daß auf dem ehemalig hiesigen Theater Alceste und Herkules die einzigen waren, deren Kleidung (wiewohl sie prächtiger hätte seyn dürfen) wenigstens anständig war. Die Kleidungen der beyden Sängerinnen müssen modern Griechisch seyn, ohne Reifröcke, so prächtig man nur will, und je pittoresker je besser. Die heutige griechische Damenkleidung ist wenig von der Altgriechischen verschieden; auch kömmt es hiebey weniger auf eine ängstliche Beobachtung des antiken Costums als auf Erfindung einer idealischen Kleidung an, welche gut in die Augen fällt und ein schönes Tableau macht. Hercules muß wie ein antiker Kriegsheld gekleidet seyn, und einen Helm mit einem großen Federbusch tragen; die Löwenhaut, die ihm statt des Sagums dient, bezeichnet ihn alsdann hinlänglich. Admeten würde ich lieber moderngriechisch als romanisch (wie mann's nennt) gekleidet sehen. Auch die Comparsen müssen schön gekleidet seyn; hier machten sie eine Figur wie ein Pack Lumpenhunde. — Mad. Koch, welche bey uns die Alceste unverbesserlich agierte, ist eine von den schönsten Figuren, die man sehen kann. Dies hilft freilich viel zur Illusion; so wie es auch gut wäre, wenn Parthenia etwas kleiner von Person wäre als Alceste; denn die Hauptfigur muß in jeder Betrachtung hervorragen.

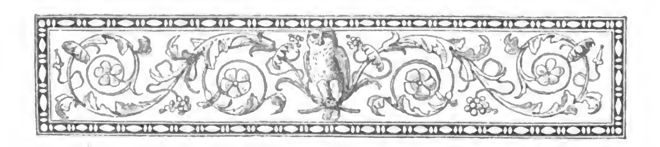
Wenn ich etwas in der Welt ambitionierte, so wär' es durch meine Alceste den Beyfall Ihres großen Kurfürsten zu erhalten, und vielleicht dem Teutschen Lyrischen Theater, für welches ich mit Vergnügen noch mehr arbeiten würde, einen Beschützer und Beförderer zu gewinnen, durch (M.) dessen aufmunternden Beyfall, es in kurzer Zeit fähig gemacht werden könnte, die Aufmerksamkeit der Ausländer auf sich zu ziehen. Leben Sie wohl, Mein vortreflicher Freund, und seyen Sie versichert daß die Hochachtung vollkommen ist, womit ich die Ehre habe zu seyn Ew.

ganz ergebenster Diener und Freund
Wieland.

Einige Jahre darauf, schon Mitte des Jahres 1777, war Wielands Enthusiasmus für dramatische Produktion merklich abgekühlt. Was er früher als ein „gesundes und wohlgestaltetes Kind" nicht eindringlich genug dem Publikum und der Kritik empfehlen konnte,* bezeichnete er in einem an Merck geschriebenen Briefe als ein dummes Ding, das weder gedruckt, noch anderswo als etwa in Gotha oder Weimar aufgeführt werden könne noch dürfe. Nach dieser mißlungenen Probe erkenne und bekenne er vor Gott und Menschen, daß er weder Sinn noch Talent für dramatische Komposition habe.

Goethes Urteil erfuhr durch Wielands Worte selbst seine volle Bestätigung.

* Vgl. seine Rosamunde. Weimar 1778.



# Litterarische Mitteilungen.

## Neuere deutsche Reiselitteratur.

Um die Erde. Eine Reisebeschreibung von Professor Dr. J. Hirschberg. (Leipzig, Georg Thieme.) — Das vorliegende Werk enthält die Reiseeindrücke, welche der bekannte Berliner Professor der Augenheilkunde auf einer halbjährigen Reise um die Erde (1892 bis 1893) gewonnen hat. Wie der Verfasser in der Vorrede selbst sagt, sind diese Reiseeindrücke nicht in der ursprünglichen Form wiedergegeben, sondern einigermaßen ausgearbeitet und abgerundet. Die Zahl der Veröffentlichungen, welche Reisen um die Erde zur Grundlage haben, ist nicht besonders groß, wenn auch in der vom Verfasser gegebenen Liste einige recht wichtige derselben fehlen. Man darf daher derartige Bücher immer mit einer gewissen Genugthuung begrüßen, besonders wenn man, wie bei Hirschberg, gewiß sein kann, daß man eine sehr fleißige Arbeit, an deren Einzelheiten genügende Kritik geübt ist, vor sich hat. Hirschberg hat seine Reise um die Erde von Osten nach Westen hin unternommen, das heißt über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Dieser Reiseweg ist, wie wir hier einfügen möchten, unpraktisch, und zwar deshalb, weil entweder eine genaue Durchreisung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika besonders bei einer in kurzer Zeitdauer ausgeführten Reise die Aufnahmefähigkeit des Beschauers zu sehr abschwächt, oder weil im anderen Falle bei einer schnellen Durchreisung der Vereinigten Staaten zu viel des Interessanten verloren geht, und drittens, weil auf alle Fälle das vielleicht interessanteste Land, welches man auf einer Weltreise berührt, jedenfalls aber dasjenige, in welchem ausnahmlos jeder Reisende die anmutigsten Eindrücke empfängt, nämlich Japan, sich unmittelbar an die westlichen Kulturstaaten, beziehungsweise die unter westlicher Kultur stehenden Erdteile anreiht. Doch dies beiläufig. Die Schreibweise Hirschbergs ist gefällig und angenehm, seine Beobachtungen von der Gründlichkeit, welche dem deutschen Professor und insbesondere dem Berufe des Verfassers eigen sein muß. Mit großer Empfänglichkeit und Liebe zur Sache führt Hirschberg den Leser in die Geheimnisse der Seefahrt ein, denen er selbst große Aufmerksamkeit gewidmet hat, deren Interesse für den Leser aber hauptsächlich in der meist richtigen Charakteristik des Reisepublikums liegen wird. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erfahren nur eine ganz flüchtige Erwähnung, wie dieselbe bei einer schnellen Eisenbahn- und Dampferfahrt durch den amerikanischen Kontinent auch gerechtfertigt erscheint. Um so stärker und eingehender sind die Schilderungen des Verfassers über das japanische Inselreich, sowohl was das Allgemeine wie die von ihm im einzelnen berührten Punkte angeht. Die Schilderungen Japans nehmen einen beträchtlichen Teil des Buches für sich allein in Anspruch. Man könnte darin eine Bestätigung des oben erwähnten Eindruckes von Japan erblicken, wenn hier nicht noch ein zweites Moment hinzukäme. Hirschberg hat in seiner Berliner Thätigkeit eine Unmenge japanischer Ärzte ausgebildet, und es ist ihm daher von seiten dieser mit Recht dankbaren Schüler in Japan ein Empfang und eine Aufnahme bereitet worden, welche ihn weit mehr und weit interessantere Dinge hat sehen lassen, als der gewöhnliche Reisende daselbst zu sehen bekommt. Von Japan aus hat der Verfasser sich auf der großen und allgemein bekannten Reiseroute weiter nach Westen gewandt. Sehr bedauerlich ist, daß gerade ein Beobachter wie Hirschberg sich den Norden Chinas bei seiner Weltreise hat entgehen lassen. Hongkong giebt nur ganz oberflächlich chinesische Eindrücke, und auch ein Abstecher nach Kanton, wie ihn der Verfasser machte, kann eine Ergänzung dafür nicht bilden. Der Unterschied zwischen den nord- und südchinesischen Häfen ist so überaus groß, der Norden ist so interessant, daß er in eine Reise um die Erde unbedingt hineingehört. Die weitere Reiseroute bewegte sich auf der üblichen großen Straße von Hongkong über Singapore nach Colombo, von dort hinauf nach Kalkutta und auf der nordindischen Bahn nach Bombay, von hier aus über Aden und den Suezkanal nach Deutschland zurück. Über Ceylon, wo der Verfasser einen etwas längeren Aufenthalt genommen hat, giebt derselbe einige längere Ausführungen, welche interessant, aber eben weil sie

von der Subjektivität ganz absehen und zu sehr überarbeitet sind, den Eindruck des bei jeder Reise wirksamen Impressionismus verlieren.

**Eine botanische Tropenreise.** Indisch-malayische Vegetationsbilder und Reiseskizzen von Professor G. Haberland. (Leipzig, Wilhelm Engelmann.) — Das kleine, nur etwa dreihundert Seiten umfassende hier vorliegende Werkchen darf als eine neue sehr interessante Erscheinung auf dem Gebiete der Reiselitteratur bezeichnet werden. Es sind Vegetationsbilder aus der Tropennatur, welche der Verfasser auf einer zu wissenschaftlichen Forschungszwecken unternommenen Reise sammelte, deren Endziel der botanische Garten zu Buitenzorg auf Java gewesen ist. Wie der Verfasser in seiner Vorrede richtig sagt, dürften bei dem Entwurfe eines Vegetationsgemäldes als Staffage auch verschiedene Tier- und Menschenfiguren nicht fehlen: es ergiebt sich daraus von selbst, daß die botanischen Schilderungen nicht als trockene wissenschaftliche Abhandlungen erscheinen, sondern nur als natürlicher Rahmen für die Gebiete, in denen sie gesammelt sind, auftreten. Wer sich für Reiselitteratur oder für Reisen selbst interessiert, insbesondere aber, wer je in seinem Leben ohne sachgemäße botanische Vorbildung Tropenreisen unternommen hat, dem wird das vorliegende Buch Haberlands eine überaus wertvolle Ergänzung seiner Erinnerungen bieten oder neue Anregung geben. Nur zu wenig ist der nicht sachmännisch gebildete Reisende im stande, die Wechselwirkungen zwischen der Flora der einzelnen Gebiete und allen anderen Lebensäußerungen daselbst zu empfinden und zu verstehen. Die botanische Tropenreise Haberlands ist geeignet, insbesondere ihres kurzgefaßten Charakters wegen ein anmutiges, nie ermüdendes Lehrbuch zu bilden. Reisebilder von Triest bis Bombay, von Bombay nach Singapore und von dort nach Buitenzorg (Sommersitz des Gouverneurs der Sunda-Inseln) leiten den Kern des Buches ein. Die Kapitel über den botanischen Garten zu Buitenzorg selbst mit den darauf folgenden Arbeiten über den Baum in den Tropen, das tropische Laubblatt, Blüten und Früchte, über die Lianen, die Schmarotzerpflanzen, die Mangrove, über die Tropenameisenpflanzen sind für jeden gebildeten Leser überaus reizvoll. Es schließen sich daran botanische Exkursionen in die Umgebung Buitenzorgs, Ausflüge nach West-Java, Schilderungen aus dem Tierleben und Volksleben Javas, die Schilderung eines Aufenthalts in Ceylon, endlich die Heimfahrt über Ägypten. Alle diese Schilderungen tragen einen einheitlichen Charakter, alle bieten gleichmäßig Anregung und zeugen von dem Verständnis und der Gründlichkeit des Verfassers. Das Buch kann, wie gesagt, als ein Hilfsmittel für das Verständnis der Tropen überaus warm empfohlen werden.

**Spanien in Wort und Bild.** Herausgegeben unter Mitwirkung Sr. Kaiserl. und Königl. Hoheit Erzherzogs Ludwig Salvator, Professors J. Graus, Domkapitulars Kirchberger, Freiherrn von Bibra, Will. Threlfalls. Mit 157 Illustrationen und einer Karte von Spanien. (Würzburg, Leo Woerl.) — Die spanische Halbinsel ist in den letzten Jahren mehr und mehr ein beliebtes Ziel Reiselustiger geworden. Mit der Verbesserung der Verbindungen, welche nicht nur über Land, sondern auch zur See von Genua aus die Südostspitze unseres Kontinents leicht erreichen lassen, ist auch die Zahl der Besucher erheblich gewachsen. Das im Verlage von Woerl erschienene Buch will dem Bedürfnis nach einer kurz gefaßten Beschreibung der Iberischen Halbinsel, sowohl was allgemeine Verhältnisse als insbesondere was die interessanteren vorwiegend kirchlichen Bauwerke betrifft, Rechnung tragen. Der allgemeine Teil beschäftigt sich mit der physikalischen Beschaffenheit Spaniens, seinem Bergbau, dem Handel, der Industrie und den Verkehrsmitteln und giebt kurze Darlegungen über die Geschichte Spaniens, seine Wissenschaft und Kunst, seine Verfassung, Sprache und Religion. Der übrige Teil des Buches teilt Spanien in die baskischen Provinzen, Castilien, Andalusien, Murcia, Valencia, Catalonien und die Balearen ein. Der letztgenannte Abschnitt ist vom Erzherzog Ludwig Salvator verfaßt. Im ganzen liest sich das Buch recht gefällig und giebt bei sehr angenehmer Kürze das Notwendigste zur allgemeinen Orientierung. Die zahlreichen beigefügten Landschafts- und Architekturbilder, meist in Lichtdruck reproduziert, sind trotz ihrer Kleinheit recht gut. Besonders interessant sind die kunsthistorischen Bemerkungen, welche einem Werke des Professors Graus in Graz entnommen sind; sie beschäftigen sich vorwiegend mit den Kirchenbauten Spaniens und geben in dankenswerter Weise fast überall die Grundrißskizzen der Gebäude bildlich wieder. Die Fülle des Materials ist bedeutend genug, um eine vollkommene Übersicht über die spanische Halbinsel zu geben.

**Andalusien.** Eine Winterreise durch Südspanien und ein Ausflug nach Tanger von Ernst von Hesse-Wartegg. (Leipzig, Karl Reißner.) — Wenn das im Vorstehenden besprochene Buch im wesentlichen einen belehrenden Charakter trägt, so bietet das Werk des bekannten geistreichen Feuilletonisten und Plauderers Ernst von Hesse-Wartegg eine Reihe von subjektiv empfundenen, impressionistisch geschilderten Aufsätzen über Gibraltar, Andalusien und Tanger. Der Stil Ernst von Hesse-Warteggs ist leicht und gefällig, obwohl seine Art nicht jedermanns Sache ist. Überall verrät sich der scharfe, durch lange Reisen geschulte Beobachter, wenn auch die Beobachtungen nirgends in die Tiefe gehen und nirgends mehr sein wollen als flüchtig empfundene und geistreich skizzierend wiedergegebene Eindrücke. Frau von Hesse-Wartegg, die bekannte Operndiva Minnie Hauck und Darstellerin der „Carmen“ in Bizets gleichnamiger Oper, hat einen gewissen Anteil an dem vorliegenden Buche insofern genommen, als sie zwei Kapitel, nämlich „Carmen im Leben und Carmen auf der Bühne“ und „Frauen und Harems in Marokko“ dazu beigetragen hat. Das Buch liest sich interessant und wird den Leser manchen nor-

dischen Wintertag über dem Zauber südspanischen Lebens vergessen machen.

**Marokko.** Materialien zur Kenntnis und Beurteilung des Scherifenreiches und der Marokkofrage. Von Dr. Gustav Diercks. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Die Reibungen zwischen den Riff-Kabylen und den Spaniern, sowie die innerpolitischen Verhältnisse Marokkos haben in den letzten Jahren, wohl auch in der Gegenwart, mehr als je das Interesse an Marokko in den Vordergrund treten lassen. Der Verfasser des vorliegenden Buches, welcher als guter Kenner marokkanischer Verhältnisse gelten darf, giebt in seinem kompendiösen Werke (228 Seiten) eine vollkommen ausreichende Darstellung des Landes, seiner Bevölkerung, seiner Kulturzustände, seiner Staatsverfassung und Religion, um seinem Wunsche, ein orientierendes Buch zu schaffen, gerecht zu werden. Die Beleuchtung der wirtschaftlichen Zustände, der Regierung Marokkos, des Scherifenreiches an sich, endlich der Marokkofrage wird in der Gegenwart besonders willkommen sein, hauptsächlich da dem Leser durch Mitteilung einer Reihe von Verträgen Gelegenheit gegeben wird, auf Grund der aus dem Buche gewonnenen Kenntnis eigene Vergleiche zu ziehen und den Tagesereignissen gegenüber sich auf politische Grundlagen stützen zu können. Die mitgeteilten Verträge sind der Friedensvertrag zwischen Spanien und Marokko vom Mai 1860, ein zweiter Vertrag zwischen Spanien und Marokko vom Jahre 1861, die Konvention über die Ausübung des Schutzrechts in Marokko vom Juli 1880 zwischen den Mächten und der marokkanischen Regierung, endlich der deutsch-marokkanische Handelsvertrag. — Die geschichtlichen, reichlich in dem Buch verwerteten Daten werden vielen besonders willkommen sein.

**Tagebuchblätter von der zweiten Orientfahrt der Augusta Viktoria** (Februar bis April 1892). Von Joachim von Winterfeldt. (Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.) — Seit einigen Jahren ist es Mode geworden, d. h. für denjenigen, der es sich leisten kann, während der zweiten Hälfte unseres Winters in die sonnigen Gefilde des Südens und zwar gleich etwas weit zu entfliehen. Gelegenheit dazu bieten die Ausflüge, welche seitens einer Hamburger Reederei alljährlich etwa im Januar unternommen werden. Die Reisen berühren Gibraltar, Genua und einige andere italienische Häfen, einen Teil der Nordküste Afrikas, einige syrische Häfen mit Gelegenheit zu Ausflügen nach Jerusalem, Konstantinopel, Griechenland u. s. w. Man sieht eine bedeutende Fülle interessanter Länder und Städte. Es läßt sich darüber streiten, ob derartige Reisen in Gesellschaft einiger hundert aus allen Teilen der Erde zusammengewürfelter Mitreisender wirklich einen Genuß bieten können. Ist dies der Fall, so muß der Reisende zweifellos mit einer ganz besonderen Empfänglichkeit ausgerüstet sein und die Fähigkeit besitzen, seiner eigenen Persönlichkeit unter den vielen anderen immer zu ihrem Rechte zu verhelfen. Eine solche glückliche Natur ist der Verfasser der vorliegenden „Tagebuchblätter“. So subjektiv wie möglich gehalten, atmen die „Tagebuchblätter“ Winterfeldts durchaus und überall eine unbegrenzte Lust am Schönen und zeugen von der Fähigkeit des Verfassers, das Anmutige dort zu finden und für sich zu nehmen, wo es sich irgend bietet. Ohne Anspruch auf irgend welche eingehendere, tiefere — oder sagen wir überhaupt reflexive Betrachtung des Gesehenen wird man doch ein erfreuliches und anmutiges Bild der gesehenen Häfen und Städte, der Menschen und Dinge aus dem Buche sich gegenübertreten sehen. Selbst der weit und viel Gereiste wird, wenn er auch vieles selbst besser weiß, sich an der warmen Freude erwärmen, welche der Verfasser selbst dem von ihm Gesehenen entgegenbringt, und an der Freude, mit der er das Gesehene zu Papier gebracht. Im ganzen genommen ein anspruchsloses, aber anmutiges Werkchen! R.

---

# Litterarische Notizen.

Aus den Briefschätzen des Arnimschen Familienarchivs und aus Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin veröffentlichen Reinhold Steig und Herman Grimm Materialien zur inneren Geschichte der jüngeren deutschen Romantik unter dem Titel **Achim von Arnim und die ihm nahe standen.** (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) Der vorliegende erste Band, von Steig „bearbeitet“, behandelt Arnim und Brentano bis etwa zum Jahre 1816 und bricht dann, für den letzteren jedenfalls etwas stumpf und jäh, ab; der zweite wird Arnims Beziehungen zu Goethe und sein Leben mit Bettina, der dritte sein Verhältnis zu den Gebrüdern Grimm enthalten. Ein Füllhorn litterargeschichtlichen und biographischen Details wird vor uns ausgeschüttet, über Arnims Wanderjahre, Clemens' Lebens- und Liebesodyssee, über die wichtigsten Unternehmungen der Freunde, Wunderhorn und Einsiedlerzeitung, viel neues Licht verbreitet; darum sei die Publikation mit herzlichem Danke willkommen geheißen. Ihre Form will mir allerdings nicht sonderlich gefallen, sie ist nicht Fisch, nicht Fleisch: die überleitenden Zusätze des Herausgebers, die das Buch „in sich selber lesbar“ machen sollen, haben in ihrem hastigen, abgerissenen Stile selber etwas Regestenartiges. Die Ausstattung ist vortrefflich, Arnims Bild nach Ströhling von Hans Meyer gestochen und die Photogravüre der Tieckschen Büste Brentanos ein paar

kleine Kunstwerke für sich. Hoffentlich baut sich demnächst auf den hier gebotenen und in Aussicht gestellten Materialien eine litterargeschichtliche Musterdarstellung der zweiten Romantiker-Generation auf, wie wir sie für die erste in Hayms Romantischer Schule besitzen.

Der liebenswürdigste und in Wesen und Schaffen geschlossenste Dichtercharakter dieser älteren Generation, **Novalis** (Friedrich von Hardenberg), dessen Leben erst vor kurzem von Schubart eingehend dargestellt war, hat neuerdings wieder in dem Norweger Just Bing, einem Schüler Litzmanns, einen feinfühligen Interpreten gefunden. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) Bing legt das Hauptgewicht auf eine sorgfältige Analyse der Novalisschen Schriften, namentlich in Rücksicht auf ihre künstlerische Komposition: so werden die geistlichen Lieder, der Lehrling zu Sais und vor allem das dichterische Hauptwerk nicht bloß Hardenbergs, sondern des ganzen Kreises, der Heinrich von Ofterdingen, in eine neue ästhetische Beleuchtung gerückt. Die Darstellung ist, zumal wenn man die mystische Schwierigkeit der Hardenbergschen Poesie in Rechnung zieht, klar und anschaulich. Sonderbarkeiten, wie die Kapitelüberschrift „Galvanismus des Dichtergeistes“, finden sich im Texte selber selten.

Aus den Waldgründen und Wolkenregionen der Romantik in das „Milieu“ unserer Zeit führen uns Berthold Litzmanns Vorlesungen über **Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart.** (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) Es ist hoch erfreulich, wenn einer, der berufen ist, der Jugend unserer Hochschulen ihre poetischen Lebenssterne zu weisen, nicht bloß — was selbstverständlich überwiegen wird — ihnen jene ewigen deutet, die stetig leuchten, sondern sie auch einmal über die Zeichen und Wunder orientiert, die jetzt eben am Himmel stehen. Das ist um so erfreulicher, wenn es mit so viel Urteil und Unbefangenheit geschieht wie hier von Litzmann. Nicht, daß man ihm in allem beizustimmen brauchte; z. B. scheint mir seine durch persönliche Beziehungen beeinflußte Schätzung Wildenbruchs, dem er die centrale Stellung in seinem Buche anweist, trotz einzelner treffender Einschränkungen immer noch zu hoch gegriffen: auch da, wo Wildenbruch groß und einfach sein will, wie in den Bismarckversen, bleibt er im Grunde Rhetoriker. Auch das meiste von Sudermann, namentlich die „Heimat“, möchte ich nicht so günstig beurteilen. Desto lebhafter stimme ich allem bei, was Litzmann im Anfang von den „führenden“ Litteraturgrößen der siebziger Jahre, was er von den Meiningern und dem deutschen Theater der Ära Lindau sagt, weiter seiner Verdammung der Norwegerei und vor allem seiner ahnungsvollen Würdigung Gerhart Hauptmanns, die in dem seither erschienenen „Hannele“ schon eine so schöne Bestätigung gefunden hat. Die Vortragsweise ist frisch, dem Stoffe jederzeit angemessen. Man möchte wünschen, auch die übrigen Zweige der deutschen Litteratur seit 1870, zumal die Prosadichtung, ähnlich dargestellt zu sehen.

Seit einigen Jahren erscheint unter Berthold Litzmanns Leitung im gleichen Verlage eine Sammlung **Theatergeschichtlicher Forschungen** in zwanglosen Heften. Bis jetzt acht an der Zahl, verbreiten sie sich über das ganze Gebiet der deutschen Bühnengeschichte von der Jesuitenkomödie und dem Klosterdrama, zu dem Jakob Zeidler (Heft 4) Studien und Beiträge liefert, bis zum Repertoire der Weimarer Bühne 1791 bis 1817, herausgegeben vom Archivdirektor Burkhart, das als erstes Heft würdig den Reigen eröffnet hat. Das siebzehnte Jahrhundert ist noch durch die deutschen Fortunatusdramen (Paul Harms in Heft 5) und die Singspiele der englischen Komödianten und ihrer Nachfolger (Johannes Bolte in Heft 7) vertreten; in das vorlessingsche Hamburg führt uns Ferdinand Heitmüller (Heft 8), indem er von dem Hamburger „Dichter“ Adam Gottfried Uhlich und von dem Gastspiel holländischer Komödianten 1740 berichtet. Der klassischen Bühne gehören die Beiträge zur Bühnengeschichte des Götz von Berlichingen von Fritz Winter und Eugen Kilian an (Heft 2) und der größte Teil der Gesammelten Aufsätze zur Bühnengeschichte von Gisbert Frh. v. Vincke (Heft 6), die sich überwiegend mit Shakespeare in Deutschland beschäftigen. Ein höchst interessantes Stück noch lebendigen oberdeutschen Volkstheaters, die wandernde Winterbühne der Schiffer von Laufen an der Salzach, behandelt endlich R. M. Werner; der historischen Übersicht ist als Probe der „Donn Joann“ beigefügt, wie er von den Naturschauspielern seit einem Jahrhundert tragiert wird oder wurde — ein in seinem gespreizten Messingsch überaus erheiterndes Stück. Der Zusammenhang des Laufner Bühnenrepertoires mit den bis auf Titel fast ganz verschollenen Haupt- und Staatsaktionen verleiht ihm übrigens auch für die deutsche Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts keine geringe Bedeutung.

Von der an dieser Stelle wiederholt besprochenen **Dramaturgie des Schauspiels** von Heinrich Bulthaupt ist nach dem ersten Bande, der unsere Klassiker behandelt, jetzt auch der zweite, Shakespeare umfassend, in fünfter Auflage erschienen (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung [A. Schwarz]), ein Zeichen, daß das vortreffliche Buch in weitesten Kreisen immer noch mehr Anklang und Verbreitung findet.

Aus dem Nachlasse des jüngst verstorbenen Professors Bernhard ten Brink in Straßburg hat Erwin Schröder fünf Vorlesungen über **Shakespeare** veröffentlicht, die vor wenigen Jahren in Frankfurt vor einem größeren Publikum gehalten wurden. (Straßburg, Karl J. Trübner.) Der verdienstvolle Verfasser, dessen Geschichte der englischen Litteratur, ein Monumentalwerk gediegener Gelehrsamkeit zugleich und ein Muster historisch-kritischer Darstellung, leider nur bis an die Schwelle des Elisabeth-Zeitalters gediehen ist — ten Brinks Nachfolger im Amt, Brandl, stellt die Fortsetzung in Aussicht —, entwirft in großen Zügen ein Bild des Dichters und seines Werkes.

Der menschlichen Persönlichkeit ist die erste Vorlesung gewidmet — die famose Bacon-Theorie wird mit Fug kurz abgethan —, die zweite giebt eine Übersicht seiner Dramen nach der Zeitfolge, die dritte charakterisiert seine Art des dramatischen Gestaltens an dem Beispiel von Romeo und Julie, die vierte hat den komischen, die letzte den tragischen Dichter im besonderen zum Gegenstande. Wer auf engem Raume die Quintessenz unseres Shakespearewissens in schlichter anmutender Darstellung genießen will, der findet hier, was er sucht. Beigegeben ist ein Porträt ten Brinks in Radierung.

Zu den vielen Versuchen, den Hamletcharakter und seine Tragik zu erklären, gesellt sich ein neuer in dem Buche von Adolf Gebler: **Shakespearesche Probleme.** Plan und Einheit im Hamlet. (Wien, C. Konegen.) Nach Gebler ist der Held kein thatenscheuer Grübler, sondern ein energischer, nur allzu energischer Jüngling-Mann, der anfangs seine Aufgabe, die Mordthat des Oheims unter Schonung der Mutter aufzudecken und zu rächen, mit Vernunft und Selbstverleugnung angreift. Hätte er, als er den königlichen Mörder betend fand, gehandelt, wie er mußte, hätte er ihn sofort mit dem Tode bedroht und, wenn seine scheinbare Reue sich als Lüge erwies, getötet, wenn sie sich echt bewährte, ihm das Leben zur Buße etwa in einem Kloster gelassen, so wäre Schuld und Tragödie vermieden. Aber der Prinz, von leidenschaftlichem Haß erfüllt und von kirchlichem Aberglauben beeinflußt, spart seine Rache für eine schlimmere Stunde des Mörders, um ihn auch für das Jenseits zu verderben. An diesem Aufschube und dieser Schuld hängen alle Frevel und Schicksale, die sich dem Helden aufdrängen bis zu seinem tragischen Ende. Unter diesem Gesichtswinkel wird dem Erklärer Shakespeare im Hamlet zum Propheten der „echten Aufklärung“, sein Gedicht zu einer „Deklaration der Gedankenfreiheit“. Wie sich diese Auffassung mit der von Shakespeare eigens erfundenen Geistererscheinung, mit dem Bericht des Alten vom Fegefeuer und seinem glühenden Racheverlangen reimen soll, verstehe ich nicht. Der unruhig phantastische Stil, der mit einer zuweilen geradezu grotesken Rhetorik die Schwäche der Deduktion deckt, schadet dem Eindruck auch der zahlreichen feinen Einzelbeobachtungen, statt ihn nach des Verfassers Absicht zu heben.

Thomas Carlyles dämonisches Buch: **Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte**, 1840 erschienen, 1853 zuerst von J. Neuberg ins Deutsche übersetzt und damals E. M. Arndt, „dem deutschen Mustermanne“, gewidmet, wird in dieser Übersetzung nach vierzig Jahren in zweiter Auflage dem deutschen Publikum geboten, ein Zeugnis für das Buch und gegen das Publikum. (Berlin, R. von Deckers Verlag [G. Schenck].) Noch hat es nichts von seiner Kraft und seiner Frische eingebüßt, noch enthüllt es blitzartig mit dichterischer Intuition die Tiefen des Genius besser, als Psychologie und Physiologie eines halben Jahrhunderts es wissenschaftlich vermocht haben. Noch ist, wenn auch dies und jenes, zumal in dem grandiosen Anfangskapitel vom Helden als Gottheit, veraltet heißen muß, die Reihe historischer Charakteristiker, von denen ich Dante, Luther, Burns, Cromwell besonders hervorhebe, von der Forschung nicht überholt. Wie in einer Walhalla stehen die mächtigen Gestalten leibhaftig vor uns, nicht in parischen Marmor, aber in nordischen Granit gehauen. Es giebt so vieles in Leben und Kunst heutzutage, da das Jahrhundert und mit ihm eine Welt zur Neige geht, was klein und öde macht, zerstreut und niederschlägt — hier ist etwas, das aufrichtet, groß denken und empfinden lehrt und zur Sammlung führt, zur Sammlung, „die alles Große tausendfach erhebt und selbst das Kleine näher rückt den Sternen“.

* * *

**Kirchengeschichte** von Karl von Haase II, 1. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — **Kirchengeschichte** von Dr. K. Müller I. (Freiburg i. B., Akadem. Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.) — Daß die Kirchengeschichte die wesentlichste Ergänzung der politischen und der allgemeinen Kulturgeschichte bildet und ihre Kenntnis jedem, der Vergangenheit und Gegenwart verstehen will, unerläßlich ist, bedarf nicht mehr des Beweises. Die beiden vorliegenden Werke, welche diesem Bedürfnisse vom gegenwärtigen Standpunkte der Fachwissenschaft aus entgegenkommen, haben sich verschiedene Ziele gesteckt. Haases Darstellung, aus akademischen Vorlesungen hervorgegangen, ist ein breit und farbig ausgeführtes Gemälde; Müllers Buch gehört zu einer Sammlung von Grundrissen der theologischen Wissenschaften, zu deren Bearbeitung sich eine Reihe hervorragender Universitätslehrer vereinigt haben — ich nenne zur Charakteristik der Richtung nur Achelis, Harnack, Holtzmann, Kaftan, Loofs —, und bietet dementsprechend nur knappe, scharfe Umrisse. Haase giebt der Empfindung Raum, rundet künstlerisch ab und wirft, um eine seiner mündlichen Lieblingswendungen zu gebrauchen, gern „in die dunkelsten Abgründe einige Rosen“; Müller ist es zunächst nur darum zu thun, das wissenschaftlich Thatsächliche in angemessener Ordnung und Gruppierung mitzuteilen, so daß auch der Laie zu ausreichendem Verständnis gelangt, der Fachmann aber durch Hinweis auf die einschlägige Litteratur zu weiterem Studium angeleitet wird. Dürfen wir die ganze Sammlung nach diesem ersten Bande beurteilen, so wird sie in ihrer kompendiösen Form für beide Teile eine höchst erwünschte Hand- und Hilfsbibliothek werden.

* * *

Eine Ehrenrettung ist H. von Zwiedineck-Südenhorsts Schrift **Erzherzog Johann von Österreich im Feldzuge von 1809.** (Graz, Verlagsbuchhdlg. „Styria“.) Bekanntlich hat der Sieger von Aspern (oder vielmehr sein Generaladjutant

Feldmarschall-Lieutenant Grünne) die Schuld des Mißerfolges von Wagram auf die Schultern des jüngeren Bruders abzuwälzen gesucht, dessen verspätetes Erscheinen auf dem Schlachtfelde den Tag habe verloren gehen lassen — ein Vorwurf, der bis auf unsere Tage oft von Historikern nachgesprochen ist. Nach der Darlegung des Verfassers konnte sein Held nicht früher zur Stelle sein und würde, auch wenn dies möglich gewesen wäre, keinesfalls die Entscheidung des Tages geändert haben; dies haben auch berufene militärische Kritiker damals bereits anerkannt, und der Erzherzog Karl selber hat später thatsächlich sein erstes schroffes Urteil zurückgenommen. Die Beweisführung, welche ein reiches Material an Briefen und Aktenstücken verwertet, macht, in geschickter Form und mit persönlicher Wärme vorgetragen, einen durchaus überzeugenden Eindruck.

Br.

* * *

**Meine Kinderjahre.** Autobiographischer Roman von Theodor Fontane. (Berlin, F. Fontane u. Co.) — Im Vorworte bemerkt der Dichter unter anderem: es verbliebe ihm immer noch die Hoffnung, „wenigstens etwas Zeitbildliches gegeben zu haben: das Bild einer kleinen Ostseestadt aus dem ersten Drittel des Jahrhunderts und in ihr die Schilderung einer noch ganz von Refugié-Traditionen erfüllten Französischen-Kolonie-Familie, deren Träger und Repräsentanten meine beiden Eltern waren.“ Wenn man auch dem beistimmen mag und über die Bezeichnung autobiographischer Roman hinwegsieht, ebenso wie nur wenige Leser bei Goethes Biographie auf die „Dichtung“ neben der Wahrheit allzu starken Nachdruck legen werden, so bleibt trotzdem die eine Thatsache bestehen, daß Fontane uns in seinen „Kinderjahren“ eines seiner anziehendsten Bücher gegeben hat, dessen rein künstlerische Vollendung vielleicht nicht jedermann gleich in die Augen fällt. Muster einer psychologischen Analyse und wahrhaft geadelt von dem Sehnen, Wahrheit, nicht im Sinne unserer Naturalisten, zu bieten, sind die beiden Charakterbilder, welche der Dichter von seinen Eltern entwirft. Fontanes vornehme und immer höchst plastisch anschauliche Schreibweise, die niemals in Rhetorik verfällt, wird erst verständlich aus dieser seiner französischen Herkunft. Es beweist schon den angeborenen Künstlersinn, daß Fontane sich auf Darstellung seiner Kindergeschichte beschränkte, so vorgeführt, selbst tragische Situationen mit echt goldigem Humore verklärend, daß sie sich eben fesselnd wie ein Roman liest. Gerade auf dieses Buch paßt in besonderem Maße das Wort des römischen Dichters vom Erfreuen und Lernen aus einem Dichterwerke. Neben seiner ästhetischen Bedeutung besitzt es auch einen pädagogischen Wert. Zumal jung verheiratete Frauen und Männer sollten sich den Genuß dieses sonnigen Jugendidylls, dessen Untergrund, wie schon angedeutet, ein sehr, sehr ernsthafter ist, nicht entgehen lassen. Vielleicht entschließt sich der Dichter, welcher bekanntlich erst in hohem Alter jene Art von Romanen zu schreiben begann, die unsere jungen, schon etwas schweigsam gewordenen Naturalisten erstreben, trotz seiner Abneigung doch noch einen zweiten Teil folgen zu lassen, keine Schilderung etwa der Sturm- und Drangjahre, sondern der Ruhmes- und Glanzzeit, wo er hatte, was die anderen so heiß erstreben: ein solches Werk voll milder, sicherlich etwas von König Salomos Weisheit angehauchter Philosophie und etwas humoristischer Weltauffassung dürfte jedenfalls einen harmonischen Abschluß zu diesen „Kinderjahren“ bieten.

Weniger den Poeten, den feinsinnigen Künstler nach Art eines Meissonier oder Menzel, sondern mehr den Geschichtschreiber, der uns einen schmucklosen Rechenschaftsbericht geben will, kehrt Otto Roquette heraus in seiner Selbstbiographie: **Siebzig Jahre.** Geschichte meines Lebens. Zwei Bände. (Darmstadt, Arnold Bergsträßer.) Äußerst sympathisch berührt zunächst die gleichsam wehmutvolle Bescheidenheit, mit welcher Roquette von seinem eigenen Schaffen und Wirken, von seiner Bedeutung als Dichter spricht: wir können es ihm nachfühlen, wenn er immer noch nach Jahren, vielen Jahren stets nur als der harmlose, sinnige Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt“ genannt und gefeiert werden sollte, nachdem er längst Reiferes und Vollendeteres geschaffen als dieses fröhlicher Studentenzeit entstammende Märchen, über dessen Entstehungsweise uns manche auf den ersten Blick befremdliche Einzelheit mitgeteilt wird. Wir erfahren aus dem Buche, das geschichtlich viel Interessantes und Neues bietet, daß der Dichter trotz alledem ein reichbegabtes Leben hinter sich hat, wenn es auch des romantisch aufgeputzten Zaubers entbehrt. Es war ihm vergönnt, mit Mitgliedern aus höchsten Gesellschaftskreisen verkehren zu dürfen und viele Berühmtheiten, darunter manche, die heute schon verblichen sind, kennen zu lernen: immer hat er sich das selbständige Urteil und den Adel einer vornehmen Gesinnung bewahrt. Und wenn durch seine Betrachtungen am Schlusse eine gewisse Resignation hindurchschimmert, der stille Vorwurf, nicht jene lärmenden Erfolge gehabt zu haben, die vielen, weniger Würdigen zu teil geworden sind, so glauben wir, daß der Dichter über sein deutsches Publikum nicht ganz gerecht denkt: auch Roquettes Name gehört zu den angesehenen, beliebten des Tages; seine feinsinnigen Novellen, seine Gedichte und Sinnsprüche haben jeder Zeitschrift zur Zierde gereicht. Und das eitle Wort des Horaz: ich werde nicht völlig sterben, ist für moderne Poeten, die unter dem Zeichen der Darwinschen Entwickelungslehre stehen, wohl ein wenig bedeutungslos geworden. Gleich zahllosen anderen wackeren Männern in anderen Lebensberufen hat auch der echte moderne Poet nur dem einen nachzustreben, seine Pflicht auf dem ihm gebotenen Platze zu erfüllen, mit seinem Pfunde nach Kräften zu wuchern. In diesem Sinne ist auch Roquettes Dichterleben ein reiches, erfolggesegnetes zu nennen. Und man wird von seiner

Beichte gern Notiz nehmen, wenn man freilich auch den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß der Verfasser in der Darstellung von Landschaft und Persönlichkeit etwas farbenreicher, anschaulicher hätte sein können, das Bedeutende auf Kosten von zu vielem, die Allgemeinheit weniger Interessierendem mehr hervorzuheben. Diesen Mangel wird sicherlich mancher empfinden bei Darstellung des Wartburglebens und Menschen wie Franz Liszt und der Fürstin Wittgenstein.

**Mein Leben und mein Wandern.** Von Heinrich Brugsch. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) — Das mehrfach verbesserte Werk des berühmten kürzlich verstorbenen Ägyptologen erschien zuerst abschnittweise in der Berliner Vossischen Zeitung und erregte durch seinen bloßen Inhalt schon berechtigtes Aufsehen. Viele der oft amüsanten sogenannten Anekdoten wanderten sogleich in die Provinzpresse, und so dürften diese Aufzeichnungen, jetzt zu einem Buche vereinigt, sicherlich den wohlverdienten, noch größeren Erfolg ernten. Brugsch, ein echtes Berliner Soldatenkind, schildert uns sein an Kämpfen, Entbehrungen und Anfeindungen nicht gerade armes Leben, aber in so liebenswürdiger Weise, daß man darüber vergißt, jenen zu grollen, die ihm so manche schwere Stunde verschafft haben. Psychologisch interessant ist das Kapitel „Wie ich zu den alten Ägyptern gekommen bin“. Aber Brugsch hätte sicherlich den wenig brotbringenden Beruf an den Nagel hängen müssen, wenn er nicht in Alexander von Humboldt einen großmütigen Beschützer gefunden hätte. So konnte der noch minorenne Jüngling schon ein gelehrtes Buch herausgeben; freilich eine unerhörte Bitternis war auch sehr bald die Folge: der in der Geschichte unseres Universitätslebens wohl noch nie dagewesene Fall trat ein, daß deswegen ein später berühmt gewordener Ägyptologe den jungen Studenten einfach aus dem Hörsaale verwies. Von den sieben Kapiteln des Buches wollen wir besonders hervorheben: Meine erste Reise, Kampf ums Dasein, Meine Thaten als ägyptischer Beamter. Der Verfasser, trotz seines Gelehrtenberufes ein Mann von Welt, hat viel gesehen und weiß seine Beobachtungen über Land und Leute, seinen Verkehr mit Fürsten und vornehmen Geistesaristokraten in so anmutig fesselnder und doch immer unpersönlicher Form vorzutragen, daß man das Buch nicht eher aus der Hand legt, als bis man es zu Ende gelesen hat. Wenige Striche genügen oft, um das Porträt einer bedeutenden Persönlichkeit zu zeichnen. Wie bei Roquette berührt es auch bei Brugsch sehr wohlthuend, daß er von seiner eigenen Bedeutung, die doch anerkannt ist, niemals spricht: man glaubt kaum, einen geborenen Berliner zu hören! Mag sich auch mancher Leser kopfschüttelnd fragen, wie es eigentlich gekommen ist, daß eine Kapacität wie Brugsch nicht von Beginn seiner Gelehrtenlaufbahn an in unserer Universitätshierarchie auf der Stelle den würdigen Platz bekommen hat, er wird sicherlich mit dem Verfasser nach Lektüre des Buches eingestehen, daß das wunderbare Schicksal es mit Brugsch eben besser gemeint hat als mit anderen Menschenkindern: nur so konnte er werden, was er war! Und für das gesamte deutsche Volk, soweit es an dem Gedeihen der Wissenschaften teilnimmt, und handelte es sich auch angeblich „nur“ um die alten Hieroglyphen und ägyptischen Königsdynastien, ist seine Thätigkeit von größerem Segen gewesen als die so manches Fachgelehrten, der ihm gegenüber doch nur den Namen eines ameisenhaft fleißigen Kärrners in Anspruch nehmen darf. L.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



# Die Stieftochter.

Novelle
von
**Ernst Wichert.**

Das Atelier des Malers Max Rutensteig unterschied sich nicht wesentlich von allen den anderen Ateliers im Westen der Stadt, durch welche findige Hausbesitzer die Nordseite ihrer Dachetagen besonders nutzbar zu machen bemüht gewesen waren. Es hatte nur den Vorzug, das einzige in diesem Hause zu sein und über der Wohnung des Künstlers zu liegen, zu der man allerdings schon drei hohe Treppen zu steigen hatte. Wer auf den bequemen, mit roten Läufern von weichem Stoff belegten Stufen, an den lichten, aus farbigen Gläsern zusammengesetzten und im Mittelfelde mit Figuren bemalten Fenstern vorüber so weit gelangt war, nahm auch an der vierten Treppe keinen Anstoß, die übrigens durch die zu beiden Seiten aufgehängten Gobelins und eine reizende Statuette an der letzten Biegung künstlerischen Schmuck erhalten hatte. Verstand es sich doch auch von selbst, daß ein Atelier „ganz oben" liegen mußte, wo das Himmelslicht frei durch das mächtige Fenster einfallen konnte!

Es war jetzt, am noch frühen Vormittage, durch halb vorgezogene gelbliche Vorhänge so weit gedämpft, daß es nicht blendete. Rutensteig hatte ihm die Staffelei mit der mittelgroßen Leinwand im Blendrahmen schräg zugekehrt und malte eifrig an dem Porträt einer Dame in Balltoilette. Der Kopf schien fertig zu sein, das tief ausgeschnittene Kleid von rotem Sammet mit einem Überfall von echten Spitzen erst breit untermalt. Er beschäftigte sich damit, die feinen Lichter auf Schulter und Brust zu setzen und einem Collier von Diamanten den natürlichen Glanz zu geben, um den Fleischton noch zarter und rosiger erscheinen zu lassen. Diese Schulter war wirklich schön, und diese nicht üppige, aber doch den Ausschnitt des Kleides überwölbende Brust des Malens wert.

Rutensteig versenkte sich denn auch in seine Arbeit mit mehr künstlerischem Behagen, als man seiner gewöhnlichen Thätigkeit auf diesem Kunstgebiete anzumerken pflegte. Sie langweilte ihn diesmal nicht. Mitunter warf er, sich zurückbeugend, einen prüfenden Blick auf die Leinwand, wobei dann der interessante Kopf mit dem buschigen Haar und krausen Vollbart, hastig ins Genick geworfen, sich nach rechts und links überlegte.

Er mochte die Mitte der vierziger noch nicht überschritten haben. Man hätte ihn für so jung gehalten, als er wirklich war, wenn nicht seinem wenig fleischigen Gesicht ein melancholischer Zug, wie von alters her, eingeprägt gewesen wäre. So hatte auch seine Stimme beim Sprechen einen leidenden Klang, als getraue er sich nicht, sie laut zu erheben. Sein Lächeln über ein gespendetes Lob lief oft in eine ironische Grimasse aus. Der Maler konnte, aus diesen Anzeichen zu schließen, eine stürmische Jugend durchlebt und nicht ohne den Verzicht auf mancherlei letzte Ziele zu einer Art von Abschluß gekommen sein. Jedenfalls gab das Gesicht zu raten auf.

Die Dame, die er malte, saß in wenigen Schritten Entfernung von der Staffelei auf dem etwa fußhohen, mit einem mattbunten Teppich überhängten Gestell, bequem in den Sessel zurückgelehnt, die Büste dem Maler seitlich zugewendet, den Kopf wieder ein wenig vorgebogen und die Augen dann doch nicht auf ihn, sondern auf einen Punkt neben dem Fenster gerichtet. Große, graubraune, ins Grünliche getönte Augen, von einem merklich schillernden Glanz. Es konnte sehr fraglich sein, ob sie den Gegenstand wirklich sahen, auf den sie gerichtet waren, oder von innen her spiegelnde Eindrücke empfingen und wiedergaben. Jede Sekunde waren sie verändert. Der Maler hatte sich schon, als er sich mit ihnen beschäftigte, ganz verzweifelt darüber geäußert. Das war ihr sehr spaßhaft erschienen. „Ja, warum wollten Sie auch nicht, daß ich Sie ansehe," hatte sie mit neckischer Koketterie gesagt, „dann würden Sie leichter den Moment haben abpassen können, der etwa besonders tief blicken ließ, oder — in dem Sie gerade die richtige Farbe im Pinsel hatten." Er versicherte, daß ihn das ganz verwirrt und geradezu farbenblind gemacht hätte.

Auch sonst ein schwieriges Gesicht. Nicht fein, nicht ausgesprochen schön, aber sehr pikant. Überall ein ganz klein wenig zu viel, oder ein ganz klein wenig zu wenig für eine durchaus reine Formbildung. Und gerade dieses minimale Über- oder Untermaß ließ sich so schwer abgrenzen. Ja, auch der Mund! Man mußte ihn eben sprechen hören. Die Lippen zeigten eine ganz leise Neigung, sich zu wulsten, was ihm in der Ruhe etwas Sinnliches gab, zumal wenn er sich, wie gewöhnlich, nicht völlig schloß und den feuchten Glanz der wieder ein ganz klein wenig zu kräftig gebildeten Zähne durchschimmern ließ. Beim Sprechen zogen sich die Lippen nach innen, der Ausdruck des ganzen Gesichtes wurde dann geistiger. Und ein Mittleres schien es da gar nicht geben zu können. Der Künstler hatte eine Dame dargestellt, die im Ballsaal einer leichten Unterhaltung nur mit flüchtiger Aufmerksamkeit folgte und sich zu einer launigen, vielleicht das Thema nur eben streifenden Bemerkung anzuschicken schien. Dadurch hatte der Kopf viel Reizvolles erhalten. Zu dieser Auffassung paßte auch der rötliche Ton, wie vom Gaslicht eines Kronleuchters, und das Aufblitzen der Steine in dem gefiederten Pfeil, der über dem Knoten des anscheinend ganz kunstlos zusammengenommenen üppigen braunen Haares weit hervorragte.

Der Maler hatte da sein Bestes gegeben und schien entschlossen zu sein, am Kopfe, vorläufig wenigstens, nichts mehr zu ändern.

„Es ist nicht mehr nötig, gnädigste Frau," sagte er deshalb, „daß Sie den Kopf noch weiter mit so liebenswürdiger Anstrengung unbeweglich zu halten bemüht sind."

„Was malen Sie nun?" fragte sie, von dieser Erlaubnis sogleich Gebrauch machend.

„Das Schönste dieser Art, was ich vielleicht je im Leben so genau zu studieren gewürdigt worden bin," antwortete er mit fast feierlichem Ernst, das Gesicht noch mehr der Leinwand nähernd.

„Nun?"

„Die Schulter."

„Ah —!" Sie zuckte ein wenig.

„Das heißt, ich weiß noch nicht . . ." Er schien seine kühne Behauptung doch einschränken zu wollen, und sie sah ihn dann auch offenbar daraufhin wie enttäuscht neugierig fragend an. „Ich weiß noch nicht," fuhr er ebenso ernst fort, „ob ich meine Bewunderung nicht werde steigern müssen, wenn mir vergönnt sein wird, den Arm zu malen. Ein vollendet schöner Arm ist eine große Seltenheit."

„Wirklich?" Die Augenwimpern flimmerten, und um den Mund spielte ein selbstgefälliges Lächeln.

„Ich darf's aus langer Erfahrung versichern," sagte er, ohne sich im Malen stören zu lassen. „Den meisten Schönen ist die Balltoilette da nicht günstig. Ich spreche nicht einmal von den oft ängstlich dürftigen Anhängseln unserer sonst so reizenden jungen Mädchen, oder von der Muskelfülle zu stark ausgereifter Schönheiten. Wie selten ist aber eine schöne Ausrundung, namentlich des Unterarms, ein sanftes An- und Abschwellen der Formen, ein zierlicher Ellenbogen und ein untadeliges Handgelenk. Man hat immer Mühe, dem Arm eine günstige Haltung anzuweisen, die kleine Fehler weniger bemerkbar erscheinen läßt."

„Sie haben mir da noch gar keine Instruktion gegeben," warf sie vorwurfsvoll ein.

„Ich nahm an, es würde nicht nötig sein," erwiderte er im Tone der Aufrichtigkeit; „und soweit ich mir bis jetzt einen Blick weiter hinab gegönnt habe ..."

Er trat einen Schritt zurück und betrachtete sein Bild.

„Kommen Sie doch einmal hierher," sagte sie schalkhaft scherzend; „aber gleich."

„Nun?" Er lehnte den Malstock an die Staffelei.

„Ganz nahe heran. Ich habe Ihnen etwas — ganz unter vier Augen zu sagen."

„Darauf bin ich begierig."

Er näherte sich dem Tritt und hielt die Palette weit ab.

Sie beugte sich vor, faßte sein Ohrläppchen, zupfte es ein wenig und flüsterte: „Sie sind ein ganz raffinierter Schmeichler."

Das schien ihn zu erschrecken. „Ach —!" Dann wieder das ironische Lächeln, und dann sehr ernst: „Ich habe manchmal meine stille Freude daran, laut die Wahrheit sagen zu können." Er seufzte. „Ein armer Porträtmaler ist übel daran. Er hat nicht die Auswahl. Mitunter aber wird auch er begnadet, etwas zu malen, was er sich nicht besser ausgesucht haben könnte. Dann fühlt sich der Handwerker einmal wieder als Künstler und spricht so etwas heraus. Verzeihung!" Er nahm ihre Hand und drückte einen Kuß auf den Arm.

„Sprechen wir von etwas Vernünftigem," sagte sie, ihre frühere Stellung wieder einnehmend.

Rutensteig hatte sich bereits hinter die Staffelei zurückgezogen. „Von etwas Vernünftigem! Das soll heißen, von etwas Gleichgültigem. Oder ..." Er zuckte die Achseln. „Ich bin kein Philosoph."

Sie lachte. „Haben Sie nie über sich selbst nachgedacht?"

„Ich habe viel Mühe darauf verwendet, mir das abzugewöhnen. Mit einigem Erfolg."

„Und dabei befinden Sie sich nun wohl?"

Er schwieg.

Nach einer kleinen Weile begann sie wieder lachend: „Wissen Sie, was ich immer weniger begreife?"

Er lachte wie aus Gefälligkeit mit. „So klug bin ich nicht, gnädigste Frau."

„Warum Sie nur immer Porträts malen?"

Er zuckte die Achseln. „Ja ..."

„Sie müssen doch einen Grund haben?"

„Natürlich."

„Also — ?"

Die Stirn zog sich in finstere Falten. „Man verdient mit dem Porträtmalen Geld."

„Ah!"

„Nicht in Haufen — man müßte denn sehr in der Mode sein —, aber regelmäßig und auskömmlich. Es ist ein Geschäft, das unter Umständen eine ganz behagliche Existenz, sogar mit Weib und Kind, ermöglicht."

„Aber Sie können offenbar mehr."

„Vielleicht. Es gab einmal eine Zeit ... Lassen wir das."

„Warum?"

Er seufzte kaum hörbar. „Weil es die größte Thorheit ist, das Unabänderliche kritisieren zu wollen. Man bringt sich damit nur um den Genuß des Möglichen."

„Mitunter ist etwas auch nur in der Einbildung unabänderlich."

Er warf den Kopf zurück. „Aber von der Einbildung leben wir. An ihr irre zu werden, ist ein schweres Unglück."

„Für bequeme Leute. Es will mir nicht in den Sinn, daß Sie sich zu denen rechnen."

„Wenn man einmal gründlich Schiffbruch gelitten hat ... Das giebt Scheu, sich von seinem Rettungsinselchen nochmals auf das große Wasser zu wagen."

„Sie haben traurige Lebenserfahrungen hinter sich.“

Rutensteig mischte auf der Palette die Farben, und schien damit gar nicht fertig werden zu können. „Hinter mir,“ sagte er erst nach einer Pause.

Dann schwiegen beide mehrere Minuten lang. Er malte eifrig, und die gnädige Frau machte von der Erlaubnis, ihm das Gesicht zuwenden zu dürfen, den ausgiebigsten Gebrauch. Es war, als ob sie diesen Malerkopf studierte.

Aus ihren Augen blickte es begehrlich. Ein schöner interessanter Kopf! Und dann war's, als ob der grünliche Schimmer sich verflüchtigte. Die Pupillen schienen jetzt stahlgrau und von spitzem Glanz, als ob sie auf etwas zielten. Und dann wurden sie wieder ruhiger; der bräunliche Ton herrschte vor. Dem Maler, der immer nur nach der schön gerundeten blendendweißen Schulter sah und dieses Wunder auf die Leinwand zu übertragen bemüht war, entging dieser Wechsel.

„Erzählen Sie mir etwas,“ rief sie plötzlich wie gelangweilt.

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel, wie Sie eigentlich zu Ihrer Frau gekommen sind, lieber Meister? Ich habe Sie das schon lange fragen wollen.“ Sie blickte dabei nach einem Frauenporträt in breitem Goldrahmen, das gegenüber an der Wand hing. „Das ist ja doch Ihre Frau?“

Dieser Gedankensprung überraschte ihn. Er sah ebenfalls nach dem Bilde und dann vor sich hin auf den Fußboden. „Ich weiß nicht, gnädige Frau —“ murmelte er.

„Wie ich das meine?“ fiel sie lachend ein. „Es ist wirklich gar nichts Verstecktes darin. Ihre Frau ist sicher das trefflichste und liebenswürdigste Wesen von der Welt; aber — das werden Sie zugeben müssen — es begreift sich schwer, was da gerade ein Maler für sich so Anziehendes gefunden hat. Die Liebe ist freilich blind —“

„Das war sie diesmal durchaus nicht,“ antwortete er, ohne aufzuschauen.

„Also ist es doch wohl keine so ganz unmögliche Frage —“

„Ich bin meiner zweiten Frau —“

„Ihrer zweiten?“

Er nickte. „— großen Dank schuldig,“ fuhr er fort; „sehr großen Dank.“

„O weh!“ entfuhr es ihr.

„Gnädige Frau — !“

„Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich gab da nur einem ganz individuellen Gefühle vorschnell Ausdruck. Ich selbst bin so ein undankbares Geschöpf. Schlimmer noch! Ich kann mir kaum eine peinigendere Empfindung denken, als jemand zu Dank verpflichtet zu sein. Von den kleinen gesellschaftlichen Verpflichtungen ist da selbstverständlich nicht die Rede; man löst sie leicht mit den Mitteln aus, die nichts bedeuten. Aber wirklich Dank — die reelle Anerkennung, durch ein fremdes Bemühen für einen Glückszustand verschuldet zu sein ... Es sträubt sich in mir etwas dagegen, als ob ich von der freien Höhe, in der ich mich in meiner egoistischen Selbstherrlichkeit wohl fühle, herunter muß. Ich war meinem verstorbenen Manne gewiß nicht geringen Dank schuldig: er hat mich von einem ganz armen Mädchen, das sehr ungern arbeitete und sich sehr verlassen in der Welt fühlte, zu einer sehr reichen Frau und Baronin gemacht. Aber gerade weil ich dafür dankbar sein sollte — vielleicht deshalb viel mehr als wegen des Altersunterschiedes, der freilich groß genug war —, habe ich mich nie so recht zu ihm finden können, wie er's verdiente; und noch jetzt, nachdem er mich als eine unabhängige, reiche — und doch noch immer leidlich junge Witwe hinterlassen hat, ist es mir ein sehr peinlicher Gedanke — lachen Sie nur —, daß ich diese günstige Lage seinem unverhofft frühen Tode zu verdanken habe.“

„Ein sonderbares Geständnis,“ sagte der Maler nachdenklich. „Aber es mag wohl auf das ankommen, was man empfängt. Reichtum ...“

„Und wofür sind Sie Ihrer guten Frau Dank schuldig?“ fragte sie rasch.

„Wofür?“ Er antwortete nicht sogleich. Es schien ihm nicht lieb zu sein, daß das Gespräch diese Wendung genommen hatte, und er brauchte wohl auch Zeit zur Überlegung, wie weit er nachgeben sollte. „Die Sache ist zu ernst, gnädigste Frau,“ sagte er dann, „zu einer Plauderei an der Staffelei.“

„Ah —! Ich ahnte nicht —“

„Nein, nein! Sie haben sich nichts vorzuwerfen. Man gesteht nur nicht gern ein, einmal ein ganz jämmerlicher Kerl gewesen zu sein, der erst gerettet werden mußte."

„Sprechen wir doch nicht weiter davon."

Einige Minuten schwieg er wirklich, während die Dame nun ganz still saß und den Blick wieder auf die Mauerkante am Fenster geheftet hielt. Dann begann er doch unaufgefordert: „Sehen Sie, ich hatte als ganz junger Mensch einen entsetzlich dummen Streich gemacht — ich heiratete mein Modell, in das ich unsinnig verliebt war. Wirklich unsinnig verliebt — das ist meine einzige Entschuldigung. Tosca war ungebildet, gefühlsroh, leichtsinnig, verschwenderisch — untreu. Wir führten eine Zigeunerwirtschaft. Sie sank tiefer und tiefer und riß mich mit. Nein, ich sank noch tiefer als sie, denn ich hatte höher gestanden. Ich hatte mir eingebildet, ein genialer Maler zu sein, und meine ersten Bilder versprachen wirklich etwas. Nun verlor ich alle Arbeitslust, trieb mich in schlechten Lokalen um, spielte, trank, machte Schulden, verkaufte stückweise mein Hab und Gut — kam so gänzlich herunter, daß ich fast aufhörte, mir selbst verächtlich zu erscheinen. Zwölf Jahre dauerte dieses Elend. Ich pfuschte nur noch hin und wieder, um ein paar Groschen zum notwendigsten Unterhalt zu verdienen. Und zuletzt hatte ich auch dazu nicht mehr die Kraft."

„Das ist furchtbar."

„Da lernte ich meine jetzige Frau kennen. Sie war die Tochter eines achtbaren Hauseigentümers. Ich hatte in dem Hinterhause ihres Vaters eine Dachkammer gemietet und konnte die Miete nicht bezahlen. Tosca war mir fortgelaufen. Unsere Tochter lag am Fieber krank auf einem Strohsack, hungernd und frierend. Da faßte ich mir, als ich einmal meinen Rausch ausgeschlafen hatte, das Herz, bei meinem Wirt anzuklopfen und — zu betteln." Die Dame zuckte unwillkürlich zusammen. „Ich liebte das Kind — ein so schlechter Vater ich ihm war —, das Einzige auf der Welt, wofür ich noch lebte — und es lag zum Sterben krank. Da war nun seine Tochter der gute Engel, der half. Nicht so von oben her mit einer milden Gabe. Katharina ist mit mir hinaufgekommen und hat unser Stübchen wohnlich einrichten lassen, dem Kinde den Arzt geschickt und täglich viele Stunden am Bette gesessen, die Kranke zu pflegen. Mir aber hat sie Arbeit verschafft und auch sonst mit Rat und That vollständig aufgeholfen."

„Das war recht brav," bemerkte die Baronin.

„O, viel mehr als das, viel mehr!"

„Bitte, fahren Sie fort."

„Es ist wenig mehr zu sagen. Ich ließ nach einiger Zeit meine unglückliche Ehe trennen und heiratete Katharina."

„Die Sie liebte!" Sie betonte die Worte stark.

Er sah sie forschend an.

„Und der Sie so großen Dank schuldeten."

„Ja wohl."

„Und dann sind Sie in ganz geordneten Verhältnissen der Maler geworden — nun, der Sie geworden sind. Ich verstehe das nun." Sie erhob sich. „Was meinen Sie, wenn wir einmal eine kleine Pause machten. Ich fühle mich schon ganz kreuzlahm."

Er legte die Palette auf den Schemel neben der Staffelei und reichte ihr die Hand. „Gnädige Frau haben nur zu befehlen."

Sie besah ihr Bild und seufzte: „Man wird alt."

Rutensteig stand hinter ihr und blickte ihr über die Schulter. „Hoffentlich verschuldet mein Bild nicht —"

„Nein, nein! Es nimmt mir eher ein paar Jahre ab. Und es schmeichelt auch sonst — wennschon vielleicht nicht allzu dreist. Aber, sagen Sie selbst, sollte man da von einer Schönheit sprechen, welches Beiwort würde man ihr geben?"

„Die Schönheit, denke ich, kann ganz ohne Beiwort bestehen."

„Die Schönheit! Aber eine Schönheit ... Das ist nicht dasselbe. Ich höre die Herren in meinem Salon vor diesem Bilde — natürlich nicht mir in die Augen — sich äußern: eine reife Schönheit. Aber was reif ist ..." Sie warf ihm einen Blick über die Schulter zu und seufzte recht aus tiefer Brust: „Ach —! ich möchte noch einmal zu leben anfangen — nicht so alltäglich wie bisher — ganz selbstherrlich, so zu sagen, oder, wenn Ihnen das verständlicher ist: ganz künstlerisch." Sie sah wieder auf das

Bild. „Das Diamanten-Collier hätten wir doch fortlassen sollen — meinen Sie nicht?“

„Es sieht nicht protzig aus. Und die glänzenden Steine geben dem Teint noch mehr rosige Zartheit.“

„Man könnte glauben, es sei deshalb.“ Sie schien zwei Sekunden lang auf eine Antwort zu warten. Da sie ausblieb, schritt sie durch den Raum, musterte die kleinen Figuren auf dem Bordbrett über dem Sofa, nahm ein paar Photographien auf, die das Marmormosaik eines kleinen Tisches verdeckten, und wanderte dann an den Wänden hin, die Studien und Skizzen zu besichtigen, was sie schon so oft gethan hatte. Nach einer Weile sagte sie: „Haben Sie nicht ein Bild von Ihrer ersten Frau?“

Das überraschte ihn wieder. Wo hatte sie ihre Gedanken gehabt? Und wo waren die seinen? Während er die Pinsel auswischte, hatte er den schönen Hals und Nacken nicht aus den Augen gelassen. Er schwieg.

„Tosca hieß sie, wenn ich recht verstanden habe,“ fuhr die Dame fort, ohne sich zurückzuwenden. „Ein italienischer Name.“

„Ihre Mutter war auch eine Italienerin. Ein Maler hatte sie thörichterweise von Rom mitgebracht — ich glaube des Kindes wegen.“

„Und Sie besitzen kein Bild von ihr?“

Er zögerte. „Ich habe sie mehr als einmal gemalt — auch für mich. Das beste Porträt war versetzt. Katharina hat es in ihrer Hochherzigkeit eingelöst — damals in der ersten Zeit unseres freundschaftlichen Verkehrs — und mir zurückgegeben.“

„Sie sind doch später nicht so grausam gewesen, es ihr ins Zimmer zu hängen?“

„Nein. Es muß da unter der alten Leinwand ...“

„Ach, bitte — bitte!“

Er ging nach der Ecke des Ateliers, wo hinter mehreren mit angefangenen Bildern bestellten Staffeleien größere und kleinere mit Leinwand bezogene Blendrahmen gegen die Wand lehnten. Er hob mehrere davon ab und stellte sie seitwärts an den Ofen.

Die Baronin folgte ihm dahin und sah neugierig zu.

Die unterste Leinwand endlich zog er vor, klopfte mit dem Taschentuch den Staub herunter und hielt sie hoch gegen das hier nur spärliche Licht.

„Ah —!“ rief die Dame mit aufrichtiger Bewunderung. „Nun begreife ich vollkommen.“

„Sie begreifen —?“

„Daß ein genialer junger Mann sich von diesem Weibe bis an den Rand des Abgrundes ziehen ließ.“

Rutensteig blickte über die Leinwand hin. „Ja, sie war schön,“ sagte er sichtlich beunruhigt.

„Schön? Das ist kein Wort dafür. Dieses Haar, diese Augen, dieser Mund — man kann gar nicht los davon.“

„O —! Wenn man erlebt hat, was ich ... Aber Sie haben recht, es ist in diesem Gesicht etwas —“

„Etwas Teuflisches, möchte man sagen. Ja, das war Ihr Verderben. Aber, nicht wahr? als Sie diese Tosca liebten, da fühlten Sie sich als ein ganzer Künstler? Und Sie mußten in der That sehr elend geworden sein, als sie, zugleich mit ihr ...“

Sie brach ab, nahm den Rahmen in beide Hände, hielt ihn von sich ab und blickte unverwandt auf das Bild. In ihren Augen war ein leidenschaftlicher Ausdruck, die Lippen blieben geöffnet, der Busen wogte, und die Muskeln der Arme strafften sich. Rutensteig stand ihr gegenüber. Auch sie ist so eine Teufelin, dachte er in sich hinein, nur anderer Art. Sie beschäftigte ihn mit ihrem eigenartig lebendigen Reiz jetzt mehr als die gemalte Tosca und selbst als die so unerwartet wachgerufene Erinnerung an die verlorene Geliebte.

„Sie mußten sich von ihr trennen,“ fuhr die Baronin fort. „Sie empfanden es mit Recht als ein Heil, von der wilden Bahn ab in die ebenen Geleise gutbürgerlicher Existenz gezogen zu sein. Als dann aber der Mensch gerettet war, vermißten Sie doch etwas zum vollen Lebensglück. Verstand ich Sie da nicht richtig?“

Ihre Stimme hatte einen schwülen Klang; er fühlte sein Blut heiß wallen. „Es scheint alles im Leben nur Tausch zu sein,“ antwortete er beklommen. „Man macht keinen Gewinn ohne eine Einbuße; man kann zwei Dinge, die einander innerlich ausschließen, nicht zu gleicher Zeit haben. Sich bescheiden

lernen, ist die Generalregel aller Lebenskünste. Überall bleibt ein Rest des Erwünschten." Er griff nach dem Bilde. „Aber wohin geraten wir?"

Sie hielt den Rahmen fest. „Sagen Sie mir das Eine aufrichtig," drang sie mit unheimlicher Neugier in ihn. „War die künstlerische Leidenschaft in Ihnen wirklich erloschen?"

„Nein, nein!" rief er, wie sich vergessend, „da eben brennt die Wunde. Ich war wieder künstlerisch thätig, aber ich arbeitete für das Bedürfnis des Tages — nach den Aufgaben, die mir gestellt wurden — so viel, als zu einem behaglichen Kleinleben erforderlich, oder wenig mehr. Porträts, immer Porträts! Ich wurde ein berühmter Porträtmaler. Aber was ist das? Aus dem Innersten zu schaffen — von allen den mächtigen Entwürfen, die einmal ... das ist hin."

„Und warum?"

„Weil ich nicht zurück kann — nicht zurück will."

„Aber vorwärts! Das Feuer ist nicht tot. Die künstlerische Leidenschaft wird sich mit elementarer Gewalt Bahn brechen —"

„Zu spät — zu spät."

Sie faßte seine Hand. „Und wenn Sie in mir eine Freundin gefunden hätten, die den Willen und die Kraft hat, Sie zu Ihrer wahren Bestimmung zurückzuführen?"

Er starrte sie an, als bemühte er sich vergeblich, sie zu verstehen.

„Wenn ich Ihnen bieten würde, was Sie brauchen, ein großes Leben in Ihrem Sinne zu beginnen?" fuhr sie dringlicher fort. „Ich bin reich, sehr reich. Es ist mir eine aufrichtige Freude, der Kunst zu nützen. Und das thue ich, indem ich einen ihrer berufensten Jünger über alle kleinliche Not des Daseins hinaushebe. Ich werde reichlichst belohnt sein, wenn er etwas schafft, worauf die Welt mit Bewunderung schaut. Das wird dann zugleich mein Werk sein."

„Sie wollten ..." Er lächelte ungläubig, aber seine Stimme zitterte.

„Es handelt sich nicht um eine Wohlthat, die ich erweise, sondern die mir erwiesen wird. Ich möchte einmal das Hochgefühl empfinden, nach einem nicht ganz gewöhnlichen Maßstabe etwas zu leisten — ich möchte dem Allgemeinen gleichsam einen Dank abstatten können, den ich dem Einzelnen schuldig bleiben mußte, einen Dank, der zu nichts verpflichtet. Gut! Ich will Sie aller gemeinen Sorgen des Lebens überheben. Ihre Kunst soll ferner nicht nach Brot gehen dürfen. Mein Banquier wird den Auftrag erhalten, Ihren Anweisungen in jeder Höhe unbedingt Folge zu leisten."

Er schüttelte nur immer den Kopf, heftiger und heftiger.

„Das scheint Ihnen eine Tollheit. Aber es verlangt mich einmal nach etwas ganz Tollem zu einem großen Zweck. Es ist mein Ernst, Sie sollen über mein Vermögen zu verfügen haben wie ich selbst. Das Leben soll Ihnen wieder groß werden, nicht in der Schrankenlosigkeit des Proletariertums, wie damals, sondern in der Unbeschränktheit der Mittel zu höchsten Zwecken. Auch das wäre, hoffe ich, eine rettende That!"

Ihr Gesicht glühte, ihre Augen schienen Funken zu sprühen, ihr heißer Atem hauchte ihn an. Da überkam's ihn mit einer Gewalt, daß er alle Fassung verlor. „Aber dann ... Wie können Sie mir das ..." stammelte er, „wie kann ich das — von Ihnen annehmen, wenn nicht ..." Plötzlich schien er zu begreifen. „Sie lieben mich — ja, jetzt weiß ich's, Sie lieben mich!"

Er sank zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen. Diese schöne, weiche, glühendheiße Hand! Sie zuckte. „Was thun Sie —?" Aber sie entzog sich ihm nicht. Sie beugte sich vor, bis ihre Schulter seine Stirn streifte, suchte ihn zu erheben. Er umfaßte sie, seiner nicht mehr mächtig, hielt sie fest, drückte seine brennenden Lippen ...

Sie hatten überhört, daß leise und dann lauter an die Thür geklopft wurde. In diesem Augenblick öffnete sie sich, und über die Schwelle trat ein junges Mädchen, auf dem Arm ein Brett mit einer Weinflasche, zwei Gläsern und einigen kleinen Tellern tragend, auf denen sich Brot, Butter und kaltes Fleisch befand. Beim nächsten Schritt kam die Flasche ins Wanken, schlug auf die Gläser, rollte hinab und zerschellte auf dem Fußboden. Ein Teller glitt nach und zerbrach klirrend; Messer und Gabeln polterten darüber hin.

Frau Valerie fuhr erschreckt auf und riß

sich aus der Umarmung des Malers los. Sie blickte zwischen den Staffeleien durch nach der Thür und sah die zierliche Person mit dem etwas struppig gelockten blauschwarzen Haar und den großen ängstlich erstaunten Augen auf der Schwelle stehen und nach sich hinstarren. „Tosca!“ entfuhr es ihr unwillkürlich.

Die Ähnlichkeit mit dem Bilde war in der That unverkennbar.

Der Maler sprang auf. „Wer da?“ rief er. „Zum Teufel —! Ah, du bist's, Mila. Was willst du?“ Er brachte sein Haar in Ordnung und wendete sich der Dame zu. „Meine Tochter, gnädige Frau — Mila, nicht Tosca.“

„Aber man könnte versucht sein —“

„Ah — nach dem Bilde — jawohl.“ Er wendete sich kurz atmend zu dem Mädchen. „Wir besahen eben das Bild deiner Mutter. Ich mußte es da aus der Ecke vorsuchen — auf den Knien — die gnädige Frau wünschte es zu sehen. Wir müssen einmal aufräumen, es steht und liegt alles durcheinander.“

Er war bemüht, seiner Verwirrung Herr zu werden, und mochte hoffen, daß Mila nicht deutlich gesehen habe, was hinter den Staffeleien vorging. Das Bild hob er vom Boden auf und hielt es wie ein Beweisstück vor sich hin. Das junge Mädchen aber stand noch immer wie angewurzelt, Wangen und Stirn blutübergossen, die dunklen Augen starr auf die Stelle gerichtet, von welcher die Schreckwirkung ausgegangen war.

„Du bist ungeschickt gewesen,“ fuhr er fort. „Nun — hat nichts zu sagen. Die gnädige Frau wird es nicht übelnehmen. Es ist hoffentlich nicht die letzte Flasche Wein, die wir besitzen. An dem kleinen Teller ist nun schon gar nichts gelegen. Aber warum bringst du auch das Frühstück selbst herauf?“

„Mama hatte das Mädchen fortgeschickt,“ stammelte sie, „und da es doch so spät geworden war ...“

„Mama wird sich ein andermal besser einrichten. Setze das Brett nur hierher auf den kleinen Tisch.“ Er warf einige Blätter herunter, um Platz zu schaffen. „So — die gnädige Frau wird mit dem vorlieb nehmen, was gerettet ist.“

„Darüber machen Sie sich gar keine Sorge, mein Fräulein,“ sagte die Dame, die schnell einen Blick in den kleinen Spiegel geworfen und sich davon überzeugt hatte, daß ihre Toilette keinen Schaden genommen, so ruhig, als ob wirklich nichts geschehen wäre. „Es war ohnedies meine Absicht, mir heute einen Urlaub zu erbitten, da ich zu einer Geburtstagsgratulation bei Excellenz Meerholz nicht zu spät antreten darf.“ Sie wandte sich zu Rutensteig. „Ich treffe da jedenfalls auch den alten Fürsten Dolmidoff, von dem ich Ihnen gestern schon sprach. Er ist sehr reich und wird bei Ihnen ein Bild bestellen, wenn ich's wünsche. Ein großes Bild mit vielen Figuren. Vielleicht etwas aus der russischen Geschichte, die sehr — malerisch ist. Denken Sie darüber nach. Sie können mich auf dem Bilde anbringen, wenn Sie wollen — damit dieses Porträt doch nicht unnütz gemalt ist. Und nicht wahr? ich erhalte eine Kopie von Ihrer Italienerin, die wir eben gemeinsam wieder ans Licht gezogen haben. Noch lieber wäre mir's freilich ...“ Sie verlangsamte den Ton und beobachtete das Mädchen mit einem prüfenden Blick, der erforschen mochte, wie weit auf ein Entgegenkommen zu rechnen sei. „Noch lieber wäre mir's, wenn Fräulein Mila sich entschließen könnte, zu einem Bilde für mich zu sitzen —“

„O nein, nein,“ unterbrach diese scheu. Sie hatte das Brett abgestellt und zog sich nach der offenen Thür hin zurück. Gleich darauf eilte sie die Treppe hinab, als ob jemand hinter ihr her wäre.

„Ein reizendes Geschöpfchen,“ sagte Frau Valerie. „Doch nicht so ganz ihre Mutter, wie man beim ersten Blick meint. Ein deutscher Zug ... Wo steckt er nur? Ich hoffe, wir werden noch Freunde werden.“ Sie nahm ein Hütchen von der Lehne des Sofas und setzte es vor dem Spiegel auf.

„Valerie —!“

„Ah —! Jetzt nichts weiter in diesem Ton. Ich sollte Ihnen böse sein, aber ich bin eine großmütige Freundin. Wenn Sie Ihre Schwäche bereuen — ich werde vergessen können. Aber das andere gilt trotzdem. — Diese Mila — ist Ihr ganzer Liebling?“

„Mein ein und mein alles,“ antwor-

tete er ruhiger. „Ich habe nur dieses eine Kind.“

„Und es erinnert Sie lebendig an die Frau, welche Sie leidenschaftlich geliebt haben.“

„Es erinnert mich an die Zeit, in der ich leidenschaftlich lieben konnte — trotz allem eine schöne Zeit.“

„Ist Ihre Frau Gemahlin nicht eifersüchtig?“

„Sie hat da keinen Grund — Tosca ist tot.“

„Ich meine auf Mila.“ Sie kehrte sich dabei der Wand zu, hob den seidenen Mantel vom Gestell und hielt ihn vor sich hin.

Er sprang zu, ihr zu helfen. „Meine Frau liebt Mila sehr,“ antwortete er, „es ist ein sonderbares Verhältnis.“

„So, so!“ Sie nahm unter dem weiten Mantel die Schleppe auf. „Wollen Sie morgen mittag mein Gast sein? Ganz ungeniert.“ Sie reichte ihm die freie Hand, und er bückte sich, sie zu küssen. „Ich lade auch den Fürsten ein. Es ist Ihnen doch recht? Wir können die Sache dann gleich ganz gemütlich besprechen. Es muß doch ein Anfang gemacht werden.“

Sie schob mit der Spitze des zierlichen Schuhes einen Glasscherben fort und hüpfte leicht über die nasse Stelle am Fußboden. „Können Sie nicht das Bild da bei mir fertig malen, lieber Meister?“ fragte sie, schon in der Thür. „Ihre vier Treppen sind auf die Dauer sehr beschwerlich. Ich würde Ihnen ein hübsches Atelier einrichten.“

Sie wartete die Antwort nicht ab, sondern setzte gleich hinzu: „Wir besprechen das morgen,“ warf ihm mit einem vielversprechenden Blick eine Kußhand nach und schritt hoch aufgerichtet, wie eine sieghafte Königin die Treppe hinab.

Sie schien zu wissen, daß unten jemand hinter der Hausthür stand und durch die kleine runde Öffnung ihr Weggehen betrachtete.

* * *

Rutensteig hatte die Thür des Ateliers geschlossen und blieb nun eine Weile da stehen, den Drücker in der Hand. Er senkte den Kopf, als ob er aufmerksam horchte. Die Augenbrauen zogen sich finster zusammen, und die Lippen schlossen sich gepreßt. Er steckte die rechte Hand in die Weste und drückte sie auf die Brust. Dann stieß er den Atem aus, sie von einem quälenden Druck zu befreien, schüttelte heftig den Kopf, rückte die Schultern und ging mit trappenden Schritten durch das Gemach.

Nicht lange. Er warf sich aufs Sofa, legte beide Hände unter das Genick und stierte zur Decke hinauf. Wieder nicht lange. Dann sprang er auf, ging nach der Ecke am Ofen, stieß die Staffeleien zur Seite und schob die mit bemalter Leinwand bespannten Blendrahmen zurecht, die zum Teil auf die Erde geglitten waren. Das Bild seiner ersten Frau steckte er mitten zwischen sie, ohne einen Blick darauf zu werfen. Es schien seine Absicht zu sein, alles fortzuräumen, was an die Scene erinnern konnte, die hier gespielt hatte.

Das regte aber erst recht in ihm selbst die Erinnerung an. Weshalb sonst wäre er, als er nun wieder durchs Zimmer schritt, vor dem halb fertigen Bilde der Baronin stehen geblieben, an dem er vorher stets vorübergegangen war? Er betrachtete es mit immer wohlgefälligeren Blicken, vor- und zurücktretend. Seine Hand zirkelte in der Luft, wie wenn sie die schönen Formen nachzeichnete; seine Stirn erheiterte sich, die Augen leuchteten in dem früheren Glanz und die Lippen öffneten sich wie zum Sprechen oder Lachen. Er nahm die Palette auf und überging mit leichtem Pinsel die eben gemalten Stellen, die Rundung der Schultern und der Brust noch weicher herauszuarbeiten, die Lichter noch wärmer abzutönen. So ganz vertieft war er bald in sein Werk, daß er das Öffnen der Thür hinter sich nicht merkte. Erst als er die Glasscherben klirren hörte, blickte er erschreckt um. „Mila — du —!“

Sie war mit einer kleinen Blechschaufel und einem Handabfeger eingetreten, die Spuren ihrer Ungeschicklichkeit zu vertilgen, und brachte nun die Glassplitter hastig auf einen Fleck zusammen, was sich ohne einigen Lärm nicht thun ließ. Vielleicht wollte sie auch auf sich aufmerksam machen. Rutensteig sah ihr ein paar Minuten lang zu. Dann legte er die Palette fort und trat an

an sie heran. „Das ist doch nicht dein Geschäft, Mila," sagte er.

„Es soll kein anderer wissen," antwortete sie trocken, „daß mir das ..." Die Stimme schien zu ersticken.

„Aber was ist an der Flasche Wein gelegen, Kind?"

„An der Flasche —!" Sie fegte die Scherben auf die Schaufel. „An der —! Aber daß sie mir vom Brett gefallen ist — und warum ... Danach soll keiner fragen."

„Du wirst über die Schwelle gestolpert sein ..."

Sie richtete sich rasch auf und sah ihn mit einem flammenden Blick an. „Vater —!"

Er faßte ihren Arm und zog sie vor. „Was hast du denn, Närrchen?"

„Du weißt es."

„Nein. Sei verständig!"

„Verständig? Wie kann man ..."

Er wollte sie küssen, aber sie zog mit einer scharf abwehrenden Bewegung den Kopf zurück und schob ihn mit dem Arm zur Seite. „Nein," rief sie, „du darfst nicht — mit diesen Lippen ..."

Ein Schauer schien sie zu überlaufen. Sie sah zornig vor sich hin. Und plötzlich warf sie fort, was sie in den Händen hielt, stürzte an seine Brust und schluchzte laut. „Vater — Vater! Wie kann ich wieder zu dir?"

Der letzte Zweifel mußte nun wohl bei ihm schwinden, daß sie Zeuge seiner Verirrung gewesen war. Er kam zu der peinlichen Einsicht, daß es ihm nicht würde gelingen können, sie zu täuschen oder auch nur zu schweigender Zurückhaltung zu vermögen. Und was sollte er ihr sagen? Was konnte er? Es schien gar keine Verständigung möglich.

„Was ist dir diese Frau, Vater?" fragte sie endlich, sich wieder von ihm lösend. „Nicht eine vornehme Dame, die sich von dir malen läßt. Eine vornehme Dame —! Sie —! Die sich das ... Ich weiß wohl, du malst die Baronin Feldmar — du hast es uns ja gesagt, und daß sie sehr reich sei und das Porträt gut bezahle. Aber wenn die sich so weit vergessen kann ... Und du ..." Sie schluchzte wieder. „O, die arme Mama!"

„Sie darf nichts erfahren —" fiel er eilig ein. Es war schon mehr, als er hatte verraten wollen. „Liebes Kind," fuhr er fort, „es thut mir wirklich leid, daß du dich um ein Nichts so schwer beunruhigst."

„Um ein Nichts?"

„Das heißt ... Es schickt sich doch nicht, daß ich mich gleichsam bei dir entschuldige. Ich begreife sehr gut, daß du dich verletzt fühlst, im Augenblick ... Es wäre ja ganz unnatürlich, wenn eine Erfahrung, wie du sie soeben gemacht zu haben meinst, nicht im Augenblick dein Urteil über Personen, die dir nahe stehen, stark beeinflussen sollte. Es giebt Dinge, die sich gar nicht rechtfertigen lassen, und doch ... Kurzum, ich kann dich nur bitten, deine Gedanken weiter nicht mit dem zu beschäftigen, was sich dir doch nicht erklärlich machen kann. Trockne deine Thränen, vergiß und laß uns wieder gute Freunde sein."

Sie schüttelte energisch den Kopf. „Wenn ich auch wollte —" antwortete sie, „wie kann ich das vergessen? Und ist es denn aus der Welt, wenn ich's vergesse? für sie — für dich —?" Sie schloß sich wieder fester an ihn. „Vater — sage mir nur das eine, aber nach der Wahrheit: was ist dir diese Frau?"

„Liebes Kind, vorläufig —"

„Ah! vorläufig. Also sie kann dir auch noch etwas anderes werden. Und vorläufig?"

Er lächelte, halb wohlgefällig, halb verlegen. „Nicht einmal eine Geliebte. Es ist heute das erste Mal, daß sie mir eine Neigung zu erkennen giebt, deren Gefährlichkeit ich gar nicht in Abrede stellen will. Du bist ja sonst eine so vernünftige Person, Mila — sollte sich nicht auch über diese Dinge mit dir ganz vernünftig sprechen lassen? Diese Frau —"

„Ich hasse sie!"

„Ja, siehst du, dann werde ich alle Worte verschwendet haben. Es wird dir nicht gelingen, ihr von ihrem Standpunkt gerecht zu werden. Sie ist schön —"

Mila warf einen Blick über das Bild hin. „Ich finde das nicht. Verlockend vielleicht. In dem Gesicht ist ein ordinärer Zug. Und wie kann man sich so entblößt malen lassen!"

Er zuckte leicht die Achseln und fuhr fort:

„Nicht mehr ganz jung, aber gerade in den Jahren, in denen eine Frau selbständig das Leben meint genießen zu können, nach dem Tode eines ungeliebten Mannes ganz unabhängig, sehr reich und von dem Willen beseelt, von ihrem Reichtum den hochherzigsten Gebrauch für die Kunst zu machen."

„Damit hat sie dich gefangen."

„Mila, ich verbiete dir —"

„Ach! Ich bin doch nun einmal in der unseligen Lage, sprechen zu müssen. Ich durchschaue sie. Die Kunst behauptet sie zu lieben, und den Künstler ... Was hat sie dem geboten?"

„Ein ganz sorgenfreies Dasein, die Möglichkeit, ganz der Kunst leben, sich nur mit ihren höchsten Aufgaben beschäftigen zu können, das will in diesem Falle heißen: die Stellung der Künstlerschaft überhaupt."

Das Mädchen wurde sehr bleich und atmete kurz. „Ganz uneigennützig?"

„Ich weiß nicht."

„Du weißt nicht?"

„Wirklich, ich weiß nicht. Bisher ..."

„Nach dem, was heute geschehen?"

„Ja, was ist denn ..."

„Sie will dich. Und du ... Vater! Liebst du diese Frau?"

„Lieben! Weiß ich ... Ach! was verstehst du davon?" Er schien sie so doch nicht abweisen zu wollen. „Ich habe nur einmal geliebt," sagte er sanft, „— deine Mutter! und kann so nie mehr lieben."

„Deine Frau aber —"

„Ja — ja."

„Eine so gute Frau —"

„Gewiß."

„Bis vor kurzem hast du ihren Besitz als ein Glück empfunden. Und nun liebst du die da" — sie zeigte mit einer verächtlichen Handbewegung nach der Staffelei — „die da nicht einmal. Und doch —"

„Aber was denkst du dir da zusammen!" rief er ärgerlich. „Es ist noch kein Wort zwischen uns gesprochen — ich kenne ihre geheimen Absichten nicht — ich habe noch nicht einmal Zeit gehabt, ruhig abzuwägen, was mir selbst etwa wünschenswert erscheinen kann, und du bist mit deinen Befürchtungen schon zehn Minuten voraus! Was hast du überhaupt zu befürchten? Dir, meiner Tochter, Toscas Tochter, kann Frau von Feldmar ja doch nie etwas fortnehmen."

Mila schien diese letzten, auf sie bezüglichen Worte überhört zu haben. Sie legte die Arme auf seine Schultern und faltete die Hände über seinem Nacken. „Ach —! Wenn das Netz wirklich noch nicht zugezogen ist," bat sie mit leidenschaftlicher Innigkeit, „setze den Weg nicht fort, kehre um, bringe dich nicht weiter in Gefahr. Lieber, lieber Vater, thu's nicht! Keine Not zwingt dich, deine Kunst giebt dir reichlich, was du brauchst. Du bist ein freier Mann, kannst ein freier Mann bleiben. Nimm nichts an, was du nicht erstatten kannst, außer mit deiner Kunst. Wie lockend dir es auch geboten werden mag, nimm nichts an!"

„Aber, Kind —"

„Und vertraue deiner Charakterstärke nicht. Denke an das Elend, das wir durchlebt haben, weil ..." Sie zog ihn an sich und küßte ihn ein paarmal eifrig. „Sieh, ich nehme alle die unheiligen Küsse von deinen Lippen — jetzt sind sie rein. Aber bringe sie nie mehr in Versuchung! Ich bitte dich, male an diesem Bilde keinen Pinselstrich mehr — laß mich's hinabstürzen von der Staffelei wie einen Götzen vom Altar — verbiete jener Frau, dein Atelier je wieder zu betreten, suche sie nicht auf, verletze ihren Stolz, zieh zwischen ihr und dir eine Schranke, so hoch —"

„Du bist eine Närrin," schalt er und wehrte sie ab. „Das Bild ist bestellt und muß fertig abgeliefert werden. Ich würde ja ganz albern handeln, wenn ich — ah! Lächerlich würde ich mich machen, nicht nur in den Augen der Baronin, sondern auch in deinen. Als ob ich —! Es ist gar nicht darüber zu reden. Ich weiß selbst, was ich zu thun und zu lassen habe. Ich liebe dich, wie nur ein Vater sein einziges Kind lieben kann, das Vermächtnis einer geliebten Frau. Es giebt vielleicht keinen Menschen auf der Welt, der über mich so viel vermöchte wie du. Daran zweifelst du nicht, das weißt du. Und darum habe ich dich so lange angehört und dir auf deine wunderlichen Fragen geantwortet. Aber nun mach mich nicht ungeduldig — sei verständig und finde dich mit diesem Erlebnis ab wie ein junges Mädchen. Willst du?"

Mila ließ die Arme sinken und wendete sich der Thür zu. Sie sprach kein Wort mehr, nahm die Schaufel mit den Glasscherben auf und verließ das Atelier.

Rutensteig seufzte laut, als er wieder allein war, mit jenem Schlußton, der dem Verdruß über das Widerwärtige Ausdruck zu geben pflegt.

Zur Arbeit kehrte er nicht mehr zurück.

* * *

In der Wohnung unter dem Atelier — sie bestand aus einem geräumigen Salon, einem Eßzimmer und zwei nach dem Hofe gelegenen Stübchen — waltete Frau Katharina Rutensteig in der ihr eigenen stillen und freundlichen Weise.

Sie gehörte zu den in sich abgeschlossenen Naturen, die sich so leicht auch zu dem ihnen Fremdartigen teilnehmend stellen können, weil sie von ihrem eigentlichsten Wesen doch nichts verlieren. Sie hatte keine besonderen Vorzüge, weder körperliche, noch geistige, aber sie war nicht unschön und durchaus nicht beschränkt. Sie hatte so gute, treue Augen und einen lieblichen Mund, nur eine etwas zu hohe Stirn und zu spitze Nase; alle ihre Bewegungen waren maßvoll, und einen leiseren Gang als den ihrigen konnte man sich kaum denken. Sie sprach auch leise, ruhig und ohne scharfe Betonung, ihr Lachen war immer nur ein freundliches Lächeln. Alles, was sie sagte, war bedacht und klar. Sie hatte eine gute Schule durchgemacht und viel mit Verständnis gelesen; was sie wußte, das wußte sie sicher. Aber es war nicht ihre Art, mit ihren Kenntnissen glänzen zu wollen; nur gelegentlich kamen sie überraschend zum Vorschein. Ihr Urteil über Dinge, die außerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises lagen, hielt sie gern bescheiden zurück; man hätte glauben können, daß sie sich wenig um sie kümmere. Sprach sie sich aus, fehlte ihrer Teilnahme auch nie die wohlthuende Wärme. Mußte sie absprechen, fand sich noch immer ein versöhnlich ausgleichendes Wort. Man konnte sie eine liebenswürdige und kluge Frau nennen. Wer sie näher kannte, entdeckte an ihr Eigenschaften des Gemüts, die sie sehr hoch stellten. Ihre Mildherzigkeit und Opferfreudigkeit hatte freilich niemand in gleichem Maße erfahren wie der Maler Rutensteig und seine Tochter.

Katharina war etwas kleinbürgerlich erzogen und in einer Umgebung aufgewachsen, die eher geneigt war, ihren Gesichtskreis zu verengen, als zu erweitern. Ihr Vater hatte sich von unten heraufgearbeitet, die Mutter war eine einfache Frau. Beide aber wußten, wie armen Leuten zu Mut ist, und hatten bei ihrer Tochter die Neigung zur Wohlthätigkeit nicht eingeschränkt. Anfangs war's wirklich nur ein gutes Werk gewesen, was sie für den verkommenen Maler und sein krankes Kind zu thun meinte. Aber bald sprach das Herz doch noch in ganz anderer Weise mit. Sie hütete sich, es dem unglücklichen Manne zu entdecken, aber schon daß sie für ihn that, was sie that, daß sie sich durch allen den Schmutz, der an ihm haftete, nicht beirren ließ, ihn aufzuheben und zu ermutigen, war ihm ein Beweis von Neigung, die ihm aufs wärmste zu erwidern dann mehr und mehr Bedürfnis wurde. Auch als seine Lage sich besserte, sah er zu ihr aus seiner tiefen Versunkenheit noch immer auf wie zu einer Heiligen, zu einem Engel des Lichtes. Und dann, als es ihm gelungen war, sie zu überzeugen, daß seine Schwäche nur überwunden werden könnte, wenn sie ihm die rettende Hand fürs Leben reichte — welche Kämpfe hatte sie bestehen müssen, eines so bedenklichen Eheglückes teilhaft zu werden! Ihre Eltern drohten ernstlich mit Enterbung. Die Freundinnen rieten ab. Und sie selbst hatte allerhand Gewissensnot, von den tausend verstandesmäßigen Bedenken ganz zu schweigen. Vielleicht wäre sie doch kleinmütig geworden, wenn das Kind sie nicht immer wieder in ihrem Entschluß befestigt hätte. Da konnte doch nichts anderes sprechen, beruhigte sie sich, als die barmherzige Liebe! Welche Verrücktheit, hieß es, sich auch noch das Kind aufzuladen! Aber das gerade gab ihr die Zuversicht zu der Reinheit und Gottgefälligkeit ihrer Bestrebungen.

Und dann war's so langsam vorwärts gegangen, aus so ganz kleinen Anfängen! Ihr Stolz hatte die Hilfe der erzürnten Eltern abgelehnt. Durch eigene Kraft und allein mit ihrer Unterstützung sollte Rutensteig

wieder eine geachtete bürgerliche Stellung erlangen, von seiner Kunst zu leben lernen. Ganz klein fingen sie an; mit einem einzigen Stübchen begnügten sie sich, um nur das Atelier bezahlen zu können. Rutensteig gab ihr alle seine Einnahmen gewissenhaft ab; sie wirtschaftete damit klug, machte mit der Zeit Ersparnisse. Und dann, sicher von einer Stufe zur anderen aufsteigend, erweiterte sie die Haushaltung. Eine bessere und noch bessere Wohnung wurde gemietet, für eine reichere und bequemere Ausstattung der Zimmer gesorgt. Schon fehlte es den Wänden nicht an künstlerischem Schmuck, der des Malers Auge erfreuen konnte. Dann starb ihr Vater; die Mutter teilte den Nachlaß, und alle Not hatte nun ein Ende. Das Erbe war nicht so groß, daß sie übermütig hätten werden können — jetzt nicht mehr! Aber sie konnten sich nun, da auch seine Einnahmen jährlich wuchsen, wie ganz wohlhabende Leute einrichten, Wohnung und Atelier unter demselben Dache haben. Es sah hübsch bei ihnen aus und durchaus nicht kleinbürgerlich. Frau Katharina hatte so weit jedenfalls Verständnis für die Bedürfnisse eines Künstlers. Er sollte sich nach der Arbeit wohlfühlen in seinem Heim.

Mann und Frau lebten sehr gut miteinander. Das Verhältnis war nicht gerade zärtlich, aber doch von wohlthuender Wärme. Sie hatte ihre stille Freude daran, Recht behalten zu haben, und er sah noch immer zu ihr verehrungsvoll, fast wie zu einem höheren Wesen auf, dem er die dankbarste Ergebenheit schuldete. Auch bei kleinen Meinungsverschiedenheiten kam es nie zu einem Streit oder Zank, und größere hervortreten zu lassen, vermied er ängstlich. Er fügte sich, auch wo es ihm Zwang verursachte, weil er überzeugt war, daß sie nur sein Bestes wollte und den Umständen nach auch stets das Richtige treffen würde. Dieser Umstände war er doch nicht Herr. So hatte er sich daran gewöhnt, Wünsche zurückzuhalten und sein Innerstes zu verschleiern. Nicht einmal für sich selbst lüftete er diesen Schleier gern. Es blieb doch immer die Frage, ob er noch die Kraft zu höheren Leistungen finden könnte, wenn er aufhören würde, für den Tag zu arbeiten. Er war ein gesuchter Porträtmaler geworden, und das befriedigte den Ehrgeiz seiner guten Frau vollkommen. Nicht immer den seinigen. Aber warum sie beunruhigen? Es hatte doch, wie die Dinge sich gestaltet hatten, keinen Zweck.

Auch jetzt merkte Frau Katharina die Veränderung nicht sogleich. Wenigstens nicht an ihm. Viel zu sprechen war immer nicht seine Gewohnheit gewesen. Die Mahlzeiten pflegte er mit gutem Appetit einzunehmen, dann Briefe durchzusehen, Zeitungen zu lesen, nachmittags sich ein halbes Stündchen aufs Sofa zu legen, abends einen Spaziergang zu machen, mit oder ohne die Frau, wie sich's gerade fügte. Diese Lebensweise erfuhr keine Unterbrechung. Vielleicht war er noch stiller als gewöhnlich, aber darauf konnte nur achten, wer schon wußte, daß ihm etwas Ungewöhnliches begegnet war. Über das, was er gerade auf der Staffelei hatte, sprach er auch sonst am wenigsten; nur das rein Geschäftliche pflegte im Familienkreise verhandelt zu werden, und mitunter erzählte er Neuigkeiten und Anekdoten, die ihm soeben ins Atelier zugetragen waren.

Katharina hatte natürlich erfahren, daß er die Baronin von Feldmar malen würde. Er wurde öfters in vornehme und reiche Häuser eingeladen, in die er schon ein Porträt gestiftet hatte, und kam da mit Leuten zusammen, die neue Aufträge erteilten; seine Frau erhob keinen Anspruch darauf, sich ihm hier gesellschaftlich gleichgestellt zu sehen. Bei einem Diner hatte er Frau von Feldmar zur Tischnachbarin gehabt. Sie wünschte ein Bild ihres verstorbenen Gatten nach Photographien hergestellt; er entledigte sich dieser unerfreulichen Aufgabe zu ihrer großen Zufriedenheit und wurde nun durch den Auftrag, sie selbst lebensgroß zu malen, gleichsam belohnt. Die Dame machte Frau Rutensteig einen Besuch; das wurde ihr als eine sehr liebenswürdige Rücksicht hoch aufgenommen. Sie fuhr dann jeden Vormittag vor, um sich gleich ins Atelier zu begeben. Als es hieß, daß sie das Bild in ihrer Wohnung fertig gemalt wünsche, da es ihr unbequem sei, immer in großer Toilette den Weg hin und zurück zu machen, war der Grund sehr begreiflich, und Katharina fand nun durchaus kein Arg darin, daß er täglich die Vormittage bei der Baronin zubrachte

und mitunter auch nach dem Essen zu ihr ging. Höchstens konnte es ihr auffallen, daß diesmal so ungewöhnlich viele Sitzungen nötig wurden.

Rutensteig gab sich gar keine Mühe, seine Frau zu täuschen, es hätte ihm denn die besondere Höflichkeit, die er gegen sie beobachtete, als Absicht ausgelegt werden müssen. Wahrscheinlich schwankte er noch, ob er es zu einem Bruch kommen lassen dürfe, und wollte jede Störung des häuslichen Friedens vermeiden, wenn die Gefahr glücklich vorüberginge. Vielleicht wünschte er auch Mila zu beruhigen.

Das konnte freilich nicht gelingen. Die Tochter ließ sich nicht hintergehen. Als ob sie ein Gespenst erblickt hätte, das ihr nun nimmermehr aus dem Sinn kommen könnte, sprach sich die innere Unruhe in all ihrem Thun und Lassen aus. Selten war sie mit ihren Gedanken recht bei dem, was sie vorhatte. Unstät griff sie zu diesem und jenem. Eine Stickerei mußte fortwährend getrennt werden. Mitunter fiel ihr dieselbe in den Schoß, und sie starrte dann eine Weile vor sich hin oder aus dem Fenster hinaus in die Wolken. Oft trat ihr das Wasser in die Augen, und sie stand dann auf und ging hinaus, sich in ihrem Stübchen auszuweinen. Ihren Vater beobachtete sie, wenn sie sich unbemerkt glauben konnte, mit ängstlichen Blicken, als ob in der nächsten Minute der Ausbruch eines verhaltenen Feuers zu erwarten wäre. Seine Liebkosungen — und er ließ es an solchen auch jetzt nicht fehlen — ertrug sie sichtlich mit innerstem Widerstreben; manchmal schob sie seine Hand fast unartig fort. Das Klavier, an dem sie sonst stundenlang zu verweilen pflegte, blieb geschlossen.

Darüber allerdings ließ sich in der engen häuslichen Gemeinschaft nicht hinwegsehen. Frau Katharina glaubte anfangs an eine Verstimmung, wie sie bei jungen Mädchen ohne tieferen Grund eintritt und sich vorübergehend recht melancholisch äußert. Sie hatte eine so gute Art, Mila ihre mütterliche und freundliche Teilnahme zu beweisen, ohne sich an sie heranzudrängen. Das Töchterchen war nicht ganz leicht zu behandeln, hatte oft den Kopf für sich, wallte rasch auf und pochte auf Selbständigkeit. Gewöhnlich kam dann nach kurzer Zeit Mila selbst zu ihr, um vertrausam den kleinen Verdruß fortzuplaudern. Frau Katharina meinte auch diesmal abwarten zu sollen, bis sich das Wetter verzogen habe. Es wurde aber immer unfreundlicher. So wunderlich hatte Mila sich noch nie benommen; es mußte ihr etwas recht Kränkendes begegnet sein. Hatte sie sich mit einer Freundin überworfen? Interessierte sie sich für jemand, der ihre Neigung nicht erwiderte? Hatte sie einen dringenden Wunsch, der nicht erraten wurde? Waltete irgend ein Mißverständnis ob? Frau Katharina zerbrach sich darüber im stillen vergeblich den Kopf, und endlich meinte sie doch einhelfen zu müssen, um schneller den Mißmut abzuleiten. „Sage mir nur, was hast du eigentlich, Kind?“ fragte sie möglichst unbefangen. „Ich kann mir beim besten Willen keinen Vers daraus machen. Wenn man dich sieht, müßte man glauben, daß dich ein tieferes Leid betroffen hätte. Du sprichst stundenlang kein Wort, brütest in dich hinein, hast verweinte Augen, furchst die Stirn und nagst dir die Lippe. Gegen mich zeigst du dich scheu, als ob du etwas zu verbergen hättest, und gegen den Papa, der dir trotz deines wunderlichen Benehmens so viel Zärtlichkeit beweist, bist du manchmal geradezu unartig abstoßend. Was ist das? Du weißt ja, wie freundschaftlichen Anteil ich an allem nehme, was dich betrifft. Willst du mir nicht dein Herz ausschütten?“

Mila schien zu erschrecken und dann mit aller Kraft den Strom von Empfindungen zurückdämmen zu wollen, der ihre Brust bedrängte. Aber nur einen Augenblick gelang das. Die trotzige Abwehr, die sich in ihrer Haltung aussprach, kam nicht zum Wort. Mit einem Schmerzenslaut sank sie zusammen und deckte die Hände über die Augen, aus denen unaufhaltsam die Thränen stürzten. „Ich kann ja nicht,“ rief sie, „ich kann ja nicht!“ Dann umarmte sie die bestürzte Frau und preßte sich an sie. „Du mußt mir glauben, Liebste, ich kann nicht.“

„Das ist mir unverständlich,“ sagte Katharina, sie streichelnd. „Ich meinte dich zu kennen, aber hier verliere ich jede Fährte. Du kannst mir kein Vertrauen schenken —“

„O, Vertrauen —!“ unterbrach Mila.

„Wenn es mir daran fehlte, wie undankbar wäre ich! Nein, nein! Es lebt keiner auf der Welt, dem ich so gern ... Aber das ist's ja gerade. Gegen dich muß ich mich verschließen. Und vielleicht, wenn ich spräche ... Ach Gott, ich darf nicht, ich kann nicht — das ist mein Unglück!"

Ihr Schluchzen wurde krampfhaft. Frau Katharina suchte sie zu beruhigen, wie man ein krankes Kind beruhigt, das man in den Armen wiegt und zärtlich bedauert. Sie konnte sie aber nicht dazu bewegen, sich auszusprechen. Mila bat nur immer um Verzeihung, daß sie sich so wenig habe beherrschen können, da sie von dem, was sie wisse, doch nichts verraten dürfe — auch ihr nicht, ihr am wenigsten, so nahe sie auch beteiligt sei. „Aber es muß etwas geschehen," rief sie zuletzt in leidenschaftlichem Eifer, „schweres Unheil von uns allen abzuwenden. Laß mich überlegen — ich finde gewiß das Rechte."

Dann verschloß sie sich in ihr Stübchen und kam auch zum Mittagessen nicht zum Vorschein. Frau Katharina erzählte ihrem Manne, der in gehobener Stimmung nach Hause gekommen war, sehr besorgt von dem Vorfall. Er wurde merklich ernst und verlegen. Die Frage, ob er eine Ahnung davon habe, was das liebe Kind so schwer bekümmere, beantwortete er ausweichend. „Es sieht ja fast so aus, als ob ihr ein Geheimnis vor mir habt," sagte sie nun, doch etwas stutzig geworden. Er entgegnete nichts darauf, sondern stand vom Tische auf und trat an das Fenster, sich ihren prüfenden Blicken zu entziehen. Dann vertiefte er sich in die Zeitung.

Nachmittags ging er in sein Atelier hinauf.

Mila aber, sobald sie über ihrem Kopfe die Staffelei schieben hörte, zog sich für die Straße an und entfernte sich, ohne von der Mutter Abschied zu nehmen, aus dem Hause.

Sie begab sich nach der Tiergartenstraße, in welcher die Baronin von Feldmar, wie sie wußte, eine der reizendsten Villen bewohnte, trat durch die Gitterthür in das trotz der späten Jahreszeit mit blühenden Blumen geschmückte Vorgärtchen und schritt an dem plätschernden Springbrunnen vorüber auf die seitwärts des Hauses unter einem Vordach gelegene Thür zu, ohne auch nur einen Blick auf die Umgebung zu werfen. Dem Diener, der ihr öffnete, gab sie ihre Karte. Sie wünsche die Frau Baronin zu sprechen.

Sehr rasch wurde sie eingelassen. Frau von Feldmar kam ihr in dem prächtig ausgestatteten Salon mit ausgebreiteten Armen entgegen, nahm ihre Hand und führte sie nach dem anstoßenden kleinen Zimmer, dessen breites, ganz mit blühenden Topfgewächsen umstelltes Fenster sich nach dem großen Garten öffnete. „Aber das ist mir ja eine unverhoffte, sehr große Freude, mein liebes Fräulein," rief sie in heiterster Laune, „Sie hier in meinem Heim empfangen zu können! Sie bringen mir doch keine Absage von Ihrem lieben Papa? Er ist heute vormittag sehr fleißig gewesen und versprach mir seinen Abendbesuch. Darf ich Sie bitten, ihn zu begleiten? Oder bleiben Sie gleich hier? Wir werden uns nicht langweilen. Ich zeige Ihnen alle meine kleinen Herrlichkeiten. Und das Bild müssen Sie jedenfalls sehen! Ihr Papa hat sich diesmal selbst übertroffen. Nein, wirklich, es ist ausgezeichnet geraten. Wer den Vorzug genießt, es jetzt schon in Augenschein nehmen zu dürfen, findet die Ähnlichkeit frappant und die Malerei meisterhaft. Ein wenig geschmeichelt — natürlich! Das können die Maler nicht lassen. Es soll nächstes Jahr in die Ausstellung. Diese kleine Eitelkeit wird erlaubt sein. Und es wäre ja auch schade um das schöne Bild, wenn's nicht alle Welt sollte bewundern dürfen." So plauderte sie weiter, ohne Mila zu Worte kommen zu lassen, vielleicht weil sie dem strengen Gesicht keine freundliche Absicht anmerkte. Sie drückte den Gast auf das Sofa und ließ sich gegenüber auf einem kleinen Sessel von Bambusrohr mit Silberbeschlägen nieder. „Nein, wie ich mich freue, Sie bei mir zu sehen," wiederholte sie, ihr die Hände drückend. „Sie wissen gar nicht, wie sympathisch Sie mir sind. Also Ihr Papa kommt doch?"

Mila war bemüht, die Thränen zurückzuhalten; die scharfen Zähne preßten sich in die bleiche Lippe ein, die Elfenbeinfarbe der Haut ließ ihr Gesicht noch mehr versteint erscheinen. „Ich habe meinen Vater heute noch nicht gesehen und gesprochen, gnädige

Frau," entgegnete sie dann finster, „und weiß daher —"

„Wie? Er ist gar nicht nach Hause gekommen?" fiel die Baronin ein.

„O doch! Aber ich blieb auf meinem Zimmer, um ihm nicht zu begegnen. Ich komme nicht in seinem Auftrage, gnädige Frau, aber doch seinetwegen. Seinetwegen und der Mama wegen, und auch weil ich selbst ..." Die Stimme schien ihr ersticken zu wollen. Sie atmete schwer und drückte die Hand auf die Brust, sich zu erleichtern.

Die Baronin beobachtete sie scharf, als ob sie mit einem Blick sich versichern wollte, was sie zu gewärtigen habe. „Aber das ist ja sehr merkwürdig," sagte sie lächelnd und eine Spitze an ihrem Kleide zurechtzupfend. „Sprechen Sie doch, liebes Kind, ich bin begierig zu erfahren, was Sie so aus eigener Bewegung an mich zu bringen haben."

„Ich bin meines Vaters Tochter, Frau Baronin," antwortete Mila, indem sie sich entschlossen aufrichtete, „und an seinem Geschick beteiligt. Das giebt mir das Recht, Sie um eine wahrhaftige Auskunft zu bitten."

Die Baronin rückte sich in ihrem Sessel zurecht, als ob sie einen Kampf aufnehmen wollte. „Nun —?"

„Ich bin zufällig Zeugin eines Auftrittes gewesen," begann Mila langsam, sich zur Ruhe zwingend und jedes Wort abwägend, dabei doch mit leise zitternder Stimme, „eines Auftrittes, der mir keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß sehr nahe Beziehungen zwischen Ihnen, Frau Baronin, und meinem Vater ... Sie verstehen mich?"

„Es ist nicht entfernt meine Absicht, etwas abzuleugnen," erwiderte die schöne Frau mit stolzer Nachlässigkeit. „Was geschehen ist, ist geschehen. Und ich will mich nicht einmal der Schwäche anklagen. Ich gestehe, daß ein sehr warmes Interesse von der ersten Stunde unserer Bekanntschaft ab mich dem verehrten Künstler gleichsam entgegenführte, daß mich jeder Tag mehr überzeugte, ich könne berufen sein, ihn auf die seinen genialen Anlagen gebührende Höhe zu stellen, daß dann eine unbezwingliche Leidenschaft von beiden Seiten alle Schranken der Konvenienz durchbrach —"

Mila zuckte schmerzlich. „O —!"

„Sie wollten die Wahrheit hören," fuhr die Baronin fort; „und das ist sie."

„Was aber — soll weiter geschehen? Das zu fragen, kam ich zu Ihnen."

„Ich hoffe, die Tochter wünscht nur ihres Vaters Glück."

„Sein Glück! Und das, glauben Sie, wird er in Ihren Armen ..."

„Wenn ich daran zweifelte, würde ich sie ihm dann öffnen? Ich liebe ihn, und ich weiß, daß er mich liebt —"

„Nein, nein!"

Die Baronin zog spöttisch den Mund. „Ich bin dessen gewiß. Ich habe ihm meinen ganzen Besitz zur Verfügung gestellt, ohne jede eigennützige Forderung. Er ist ihm nichts ohne meine Person."

„Und Sie wollen also — an die Stelle der Frau treten, die — meines Vaters Frau ist?"

„Ihrer Stiefmutter."

„Sie wollen damit sagen, Frau Baronin —"

„Daß Sie nicht vergessen sollten, liebes Kind, wie diese Frau einst Ihre leibliche Mutter verdrängt hat."

„Wenn Sie diese Frau kennten wie ich," rief Mila mit blitzenden Augen ihr entgegen, „Sie würden sich so nicht mit ihr vergleichen. Wenn Sie ein Gefühl für echte Seelengröße hätten, Sie würden von ihr sprechen wie von einer Heiligen. Meine Stiefmutter, sagen Sie. Ja, sie ist's. Aber meine Mutter — was verdanke ich ihr mehr als das Leben? Ich müßte sagen: den Augenblick des Daseins. Denn was aus mir würde, hat sie wenig gekümmert. Ich war ihr eine Last, ich verursachte ihr nur Sorge, die sie hinderte, das Leben in voller Ungebundenheit zu genießen. Ich kann weit, sehr weit zurückdenken. Das Elend wirft uns solche Merksteine auf den Weg, die dann in längster Zeit nicht verwittern. Und da sehe ich mich in einem mit stinkenden Kissen gefüllten Sprossenbett liegen, zitternd vor Frost, gequält von Hunger und Durst, die endlos lange Nacht im Dunklen wartend auf die Rückkehr der Frau, die zu einem Tanzvergnügen gegangen. Ich höre ihr Lachen spät morgens auf der Straße, wo sie sich von einer lustigen Gesellschaft verabschiedet; sehe

sie eintreten in ihrem Putz und an mir vorübergehen nach dem Wandspiegel, dem sie Grimassen schneidet, weil sie sich selbst im Zwielicht des Tages gar nicht gefällt. Ich rufe sie, lauter und lauter, sie achtet nicht auf mich. Eine Melodie trällernd, wirft sie ihre Kleider ab — auf den Stuhl, auf den Fußboden — wohin sie eben fallen. Ich wimmere immer kläglicher. Sie reißt mich auf und schlägt mich. ‚Laß mich schlafen, ich bin müde!‘ Und sie schläft, und ich durchsuche ihre Taschen, ob ich vielleicht darin etwas zu essen finde — nur einen Bissen. Mein Vater ist gar nicht nach Hause gekommen, und das freut mich. Es hätte sonst meinetwegen lauten Streit gegeben, denn er bedauert mich, und sie wirft ihm vor, daß er nicht einmal so viel verdiene, eine Magd zu halten. Ich sehe mich auf bloßen Füßen hinaus- und die Treppe hinabschleichen bis zu einer Küchenthür, aus der manchmal etwas hinausgereicht wird, wenn arme Leute anklopfen. Ich klopfe an und sie öffnet sich: ‚Ah! du bist von da oben. Mach fort! Wir wollen uns nicht Bettler im Hause heranziehen.‘“

Die Baronin wandte sich ab. „O, das ist grundhäßlich.“

„Sie wenden sich ab, gnädige Frau, diese Erinnerungen verletzen Ihr Gefühl. Ich sage noch das Wenigste. Ein andermal ging's wieder bei uns hoch her — wir hatten Geld. Der Vater kaufte mir schöne Kleider, und die Mutter putzte mich aus wie eine Puppe, ließ mich in den Spiegel sehen und sagte: ‚Du wirst hübsch werden wie ich — komm, sie sollen dich malen!‘ Nach einigen Tagen nahm sie mir die Kleider wieder fort und versetzte sie im Leihhause. Und wenn ich darüber weinte, schlug sie mich unbarmherzig. Später, als es immer tiefer mit uns bergab ging, schickte sie mich auf die Straße zum Betteln. Sie brachte mir einige italienische Worte bei, die mußte ich sprechen, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen. In welcher Gesellschaft fand ich mich da bald! Und wenn ich nicht genug Geld mitbrachte, gab's wieder Schläge. Mein Vater wußte nichts davon. Eines Abends spät traf er selbst mich auf der Gasse. Er war nach einem bösen Zank mit der Mutter tagelang nicht zu Hause gewesen. Nun nahm er mich dahin mit und warf seine Frau zur Thür hinaus, was für Künste sie auch aufwendete, ihn zu besänftigen. Dafür mußte ich schwer büßen, denn sie kam am anderen Tage wieder, als ich allein war. Zuletzt lief sie ihm doch fort, und ich blieb nun ganz mir selbst überlassen, ein Kind von zehn oder elf Jahren. Was sollte der Vater mit mir anfangen? Er brachte mich wohl in eine Schule, aber ich war träge, log und verführte die anderen Kinder zu schlechten Streichen. So litt man mich nirgends lange. Auf dem besten Wege war ich, ein ganz verwahrlostes Geschöpf zu werden. Zuletzt wurde ich krank — zum Sterben krank, und wünschte auch nichts sehnlicher als zu sterben. Ich dachte mir's recht schön, in einem schwarzen Sarge zu liegen und in einer Kutsche hinausgefahren zu werden. Darüber vergingen mir ganz die Sinne, und als ich aufwachte, meinte ich einen Augenblick wirklich im Himmel zu sein, so wohl war mir in dem weichen und warmen Bett und in der Pflege der guten Fee, die daran saß. Das war Fräulein Katharina, und von da ab hatte alle Not ein Ende.“

„Armes Kind,“ warf die Baronin erschüttert und nicht ohne aufrichtigen Ausdruck des Mitleids ein. „Ihr Vater erzählte mir schon ... Aber das —! Wie ich Sie da vor mir sehe — es klingt wie ein Märchen.“

„Ich wühle dieses alte Elend nur auf,“ fuhr Mila fort, „um Ihnen begreiflich zu machen, was diese Frau an mir gethan hat. Sich eines solchen Kindes überhaupt anzunehmen, ist das nicht ein Heldenstück? Glauben Sie doch nur nicht, ich sei für die Wohlthaten dankbar gewesen, die mir so unerwartet von der fremden Dame zugetragen wurden. Ja, anfangs, als ich nicht mehr fror und nicht mehr hungerte und gute Kleider erhielt, die mir nicht mehr abgenommen wurden, Spielsachen und Bilderbücher — ja, da ging mir das Herz für sie auf, da küßte ich ihre Hände, da versprach ich ihr, gut und brav und gehorsam zu sein. Als sich dann aber das Gute, was ich genoß, von selbst zu verstehen schien und nun ernste Anforderungen an mich herantraten, da versagte rasch der Wille und die Kraft. Ich sollte lernen, regelmäßig thätig sein, mich ordentlich halten, immer die Wahrheit sagen,

und ich war faul, nachlässig, unreinlich, zum Lügen und Betrügen geneigt, dazu eitel und putzsüchtig, durch und durch verwahrlost. Es gefiel mir nun gar nicht, unter steter Aufsicht zu stehen und immer zu thun, was mir Zwang verursachte; ich sehnte mich zurück nach der früheren Ungebundenheit und lief mehr als einmal fort. Nicht fügen wollte ich mich, sondern die Herrschaft gewinnen. Was an mir gebessert werden sollte, empfand ich als eine unerträgliche Pein, und Fräulein Katharina erschien mir als die Peinigerin, die ich meinte hassen zu müssen. Und sobald ich dann merkte, daß sie meines Vaters Frau werden sollte und ihm zuliebe handelte, wuchs mein Trotz. Sie müsse mich nehmen, wie ich sei, rechnete ich, wenn sie es mit ihm nicht verderben wolle, denn ich war doch sein Kind und er liebte mich. Und doch blieb sie die Siegerin. Und sie siegte nicht durch irgend welche Gewaltmittel, sondern durch Geduld, durch ihre sich immer gleichbleibende Güte, durch die Festigkeit ihres ganzen Wesens. Wie ich mich auch sträubte, ich mußte ihre Überlegenheit anerkennen, mich ihrer Führung unterwerfen, ich mußte begreifen, daß sie mein Bestes wollte, daß sie meine Retterin war. Nach und nach wurde mir das Schwere leichter, lernte ich am Guten Freude haben. Ein Wohlsein kam über mich, wie ich es nie vorher empfunden hatte. Ich trotzte nicht mehr, ich suchte ihr zu Gefallen zu leben. Und eines Tages fiel ich ihr um den Hals — ich mußte! — und nannte sie meine liebe Mutter. Von diesem Augenblick ab gehörte ich ihr an mit ganzer Seele. Nur meine Schwäche hatte sie noch zu bekämpfen, nicht mehr meinen Widerwillen. Eine höhere Macht hatte mich überwältigt. Eine liebe Mutter, eine Freundin hatte ich mir gewonnen. Alles, was ich bin, danke ich ihr."

Die Baronin hatte sie sprechen lassen, ohne sie zu unterbrechen. Stark beteiligt schien ihr Gemüt nicht zu werden; ein Zucken der Lippen und ein wiederholtes Abwenden des Kopfes konnten beweisen, daß sie diese Mitteilungen abgekürzt wünschte. „Das ist sehr rührend," sagte sie nun, ohne doch gerührt zu sein. „Es war aber sicher in Ihnen von Natur eine sehr gute Anlage, mein liebes Fräulein, sonst wäre alle Mühe vergeblich gewesen."

„Das würde das Verdienst dieser trefflichen Frau nicht mindern," antwortete Mila. „Es mag wohl richtig sein, daß man keinen von dem Versinken retten kann, der nicht die Kraft besitzt, die Hand des Retters zu ergreifen; aber ebenso gewiß ist es, daß der Versinkende unrettbar verloren ist, wenn sich ihm eine stützende Hand nicht zur rechten Zeit ausstreckt. Es giebt eine Hochherzigkeit, die im Augenblick der Gefahr zu großen Opfern bereit ist, und ich schätze sie gewiß hoch; aber was bedeutet sie gegen eine jahrelang fortgesetzte Liebesthätigkeit? Ich würde nicht wert sein, von der Sonne beschienen zu werden, wenn ich für meine Wohlthäterin nicht einträte, nun ihr das schwerste Leid bereitet werden soll. Und deshalb, Frau Baronin, komme ich zu Ihnen. Alle diese Häßlichkeit enthülle ich, so sehr sie mich jetzt selbst anwidert, vor Ihren Augen, um mich bei Ihnen als der Anwalt meiner Wohlthäterin zu legitimieren. Sie weiß nicht, daß ich hierher gegangen bin, sie hat noch keine Ahnung von dem, was sie bedroht. Aber ich darf nicht dulden, daß ihr ein solches Leid geschieht — ich, ihr Kind. Und deshalb bitte ich Sie, bitte ich Sie inständigst auf den Knien, thun Sie ihr das nicht an!" Sie glitt vom Sofa auf den Teppich hinab und streckte die Hände flehend aus.

Die Baronin wurde durch diese leidenschaftliche Bewegung geängstigt; sie rückte den Sessel von ihr ab und erhob sich. „Stehen Sie auf," sagte sie mit heftiger Abwehr, „stehen Sie auf! Was soll das alles? Ich weiß nicht, was Sie von mir wollen. Ist es meine Absicht, Ihr oder irgend eines Menschen Glück zu stören? Wenn es geschieht, was kann ich dafür? Wenden Sie sich an Ihren Vater — vielleicht überzeugen Sie ihn, daß er unrecht thut, ein Band zu lösen, das mit so viel liebenswürdiger Mühe geknüpft wurde. Bei ihm ist die Entscheidung. Ich aber ... Welchen Grund kann ich haben, mir selbst und ihm wehe zu thun? So viel Aufopferungsfähigkeit besitze ich nicht, es dem Manne, der mich liebt, unmöglich zu machen, seine Pflichten gegen andere zu verletzen."

„Mein armer Vater!" klagte Mila, sich langsam erhebend; „er weiß nicht, welche unheilbare Wunde er sich schlägt. Von ihm

hätte ich sprechen sollen, nicht von mir. Wie konnte ich erwarten, daß Sie mir etwas zuliebe thun, was Ihnen schwer fällt? Aber Sie werden begreifen, daß mir da die Zunge gebunden ist. Und von ihm erbitten, daß er sein Gewissen schone ...? Einmal that ich's; wie ich jetzt sehe, ohne Erfolg. Meine Hand ist nicht stark genug, ihn zu befreien. Auf Ihr Gerechtigkeitsgefühl aber, auf Ihre Großmut setzte ich meine ganze Hoffnung."

Frau von Feldmar hatte sich gesammelt. Sie legte den Arm um die Schulter Milas und zog sie nach dem Sofa, auf dem sie sich nun neben ihr niederließ. „Ist es denn so gewiß," fragte sie, „daß Ihr Vater einer Schwäche nachgiebt? Es gehört wahrlich viel Stärke dazu, solche Bande der Dankbarkeit zu zerreißen, wenn man ein so guter, treuer Mensch ist! Aber gilt Ihnen der Künstler nichts? Soll der in diesem Kampf der Gefühle und Pflichten kein Wort mitzusprechen haben? Ich sollte meinen, ihm gebührt das erste und letzte. Ist Ihnen der Maler Max Rutensteig nichts als der Mann einer braven, herzensguten Frau, als der Vater einer mit ihrem Geschick zufriedenen Tochter? Sollten Sie noch nie darüber nachgedacht haben, daß seine bürgerliche Wiederherstellung einen Verzicht auf die freie Entwickelung seines Künstlertums bedeutete?" Sie griff mit der Hand zurück und nahm ein Blatt von dem kleinen Tisch, über welchen eine Palme ihre gefiederten Zweige hängte. „Sehen Sie diese Bleifederzeichnung, die er in einer müßigen Stunde hingeworfen hat, um mir die Idee eines Bildes klar zu machen, mit dem seine Phantasie sich beschäftigt hat. Ein genialer Entwurf, nicht wahr? Und dieses Bild soll nie gemalt werden, weil er für das tägliche Brot zu sorgen und zu arbeiten hat? Es soll gemalt werden, und noch manches andere Bild! Ich will ihm dazu helfen. Ich liebe den Künstler, und der Künstler wird glücklich sein in meiner Liebe."

Mila warf einen Blick auf die Zeichnung. Der Gegenstand war ihr nicht fremd. Sie erinnerte sich aus ihrer Kindheit an ganz ähnliche Skizzen, die doch nie ausgeführt waren. „Glauben Sie wirklich," fragte sie, „daß mein Vater durch seine häuslichen Verhältnisse verhindert gewesen wäre, ein Bild zu malen, wenn sein Genius sich beweisen wollte? Wir hätten mit Freuden gehungert. Und dazu hätt's gar nicht einmal kommen dürfen. Nein, nein! Er fand zu solchem freien Schaffen in sich nicht mehr den Mut und die Kraft."

„Aber warum nicht? Weil das Kleinliche in nächster Nähe ihn fortwährend bedrückte und beengte. — Ich verstehe es ja, mein liebes Kind," fuhr sie schmeichelnd fort, „daß Sie an Ihrer sehr gütigen Stiefmutter mit herzlicher Verehrung hängen und darüber beunruhigt sind, daß ihr ein schwerer Kummer bereitet werden soll. Es wäre ja unerklärlich, wenn Sie dafür keine Empfindung hätten. Und wie wenig bin ich heute noch im stande, Ihnen einen Ersatz zu versprechen, so ehrlich auch meine Wünsche sind. Aber Frau Katharina ist doch immer nur Ihre Stiefmutter, und auf der anderen Seite steht Ihr leiblicher Vater. Ich sollte doch meinen, daß sein Wohl Ihnen noch mehr am Herzen liegen müßte. Sie lieben ja doch Ihren Vater und wissen, wie treu er es mit seinem Kinde meint. Es ist für ihn noch nicht zu spät, sein künstlerisches Streben da aufzunehmen, wo er es durch den Leichtsinn Ihrer Mutter, durch widrige Umstände, auch durch eigene Schuld unterbrechen mußte. Er erlag der Not, wie so oft die genialst veranlagten Menschen, und in der Alltäglichkeit einer kleinbürgerlichen Lebensstellung konnte er sich nicht wieder aufrichten. Nun erfüllt ihn eine neue Leidenschaft. Sie fordert ein Opfer, aber sie reißt ihn auch zu den Höhen empor, in deren freier Luft ihm allein wohl sein kann. Das bedenken Sie, das zuerst! Dann werden Sie ihm freudig zustimmen und den Schritt zu erleichtern suchen, den er jetzt nur zaghaft thut, weil er Sie zu betrüben fürchtet."

Mila schüttelte den Kopf, antwortete aber nicht. Sie hatte alles gesagt, was sie auf dem Herzen hatte, konnte sich nur noch wiederholen. Und es war ihr nun gewiß geworden, daß ihr von dieser Seite nicht Hilfe kommen konnte. Weitere Bitten würden vergeblich sein.

Eine Minute saß sie noch schweigend, als wollte sie den Sturm in ihrem Innersten sich erst beruhigen lassen. Dann stand sie heftig

auf, grüßte mit einer kurzen Verbeugung und entfernte sich eilig.

* *
*

Als Rutensteig sich an diesem Abend von seiner Frau verabschiedete, um zur Baronin zu gehen, glaubte sie zu bemerken, daß er es vermied, ihr in die Augen zu sehen. „Die gnädige Frau nimmt dich sehr in Anspruch," sagte sie. „Wann wird das Bild fertig sein?"

„Nie," antwortete er.

„Wie meinst du das?"

„Ich finde jeden Tag noch im Ausdruck etwas zu ändern und fürchte, daß ich nie damit zu Ende komme."

„So solltest du ein Ende machen. Es giebt Gesichter, die sich nun einmal nicht fixieren lassen, und ich glaube, das der Baronin gehört dazu. Die Bewegung ist da alles."

„Du kannst recht haben," sagte er. Und dann nach einer kleinen Weile: „Eine sehr merkwürdige Frau — ganz Temperament."

„Sie beschäftigt dich ungewöhnlich."

„Ja."

Frau Katharina schien über dieses nackte Ja zu erschrecken, jedenfalls verlor sie plötzlich alle Farbe; aber sie ließ es ohne Einspruch.

Rutensteig stand noch eine Minute, als ob er noch etwas sagen oder abwarten wollte. Er mochte eine Aussprache wünschen, aber sie nicht herbeiführen wollen. Da sie schwieg, drückte er ihr noch einmal die kalte Hand und ging.

Als er in der Nacht zurückkehrte, schien sie zu schlafen. Er legte sich zu Bett, fand aber keine Ruhe. Die Baronin hatte ihm von Milas Besuch Mitteilung gemacht, eine Entscheidung gefordert, die er ihr, aber auch seiner Frau schulde. Er wußte nun, daß sie nicht länger aufzuschieben sei. Wie sie fallen mußte, war ihm gewiß, als er sich von Valerie verabschiedete. Jetzt meinte er doch, vor Beklommenheit kaum atmen zu können, und warf sich unruhig auf seinem Lager herum.

Am Morgen sagte er, daß er auf einige Tage verreisen müsse. Er hätte durch die Vermittelung der Baronin von auswärts einen Auftrag erhalten, der sich nur nach mündlicher Rücksprache an Ort und Stelle erledigen lasse; es handle sich um die Vervollständigung einer Galerie von Familienbildern. Er traf sofort die Vorbereitungen, indem er in einen kleinen Handkoffer die notwendigsten Sachen einpackte.

„Brauchst du nicht Geld?" fragte Katharina.

„Ja, gieb mir etwas," antwortete er, „ich hätte es bald vergessen."

Sie öffnete den Schrank. „Du weißt ja, wo es liegt — nimm dir, so viel du willst."

Er steckte ein paar Goldstücke in sein Portemonnaie. „Ich bleibe nicht lange fort," sagte er in auffallend melancholischem Ton, immer den Kopf gesenkt haltend. „Es ist nur ..." Er unterbrach sich und fuhr dann fort: „Es ist mir auch lieb, einmal einige Tage aus meinen gewohnten Umgebungen herauszukommen. Wenn ich das Atelier betrete, habe ich ein Mißbehagen zu überwinden, als ob ... Ich kann's nicht ausdrücken. Es mag sein, daß ich zu fleißig gearbeitet habe — und immer in derselben Weise."

„Du solltest nicht nur auf einige Tage, sondern auf einige Wochen fortgehen," antwortete Katharina, „die Dinge draußen auf dich wirken lassen. Ich habe dich so oft gebeten, dir Ferien zu gönnen. Wenn du einmal nach Holland gingest, dir die alten Meister an Ort und Stelle anzusehen, du brächtest gewiß neue Anregungen für deine Porträtierkunst mit."

Er lachte kurz auf. „Für meine Porträtierkunst! Ja, ja — weiter reiche ich ja auch nicht."

Die Frau sah ihn verwundert an. „Es liegt doch nur an dir," bemerkte sie, „wenn du nicht weiter reichen willst. Warum nimmst du Aufträge an, die dich nicht befriedigen? Wir sind ja, Gott sei Dank, in der Lage, es auf ein paar tausend Mark nicht mehr ansehen zu dürfen. Laß den Pinsel eine Weile ganz ruhen, mache Studien —"

„Das sagst du so," unterbrach er mürrisch; „aber wie ich dich kenne ..."

„Wie kennst du mich?" fragte Katharina überrascht.

„Ich meinte nur ..." Es war ihm offenbar nicht erwünscht, dieses Thema jetzt wei-

ter auszuspinnen, wo er für sein Vorhaben eine Art von Rechtfertigung brauchte. „Es nützt wenig," sagte er, „für kurze Zeit auszuspannen, wenn man doch wieder ins Geschirr muß. Und der einzig sichere Erwerb ... Es lohnt wirklich nicht, darüber zu reden."

„Du bist schlecht gelaunt," schalt sie. „Nun — ich dränge nicht. So etwas muß sich als ein Bedürfnis von innen her geltend machen. Komm nur ganz heiter wieder."

„Kann ich von Mila Abschied nehmen?"

Sie entfernte sich und kehrte nach einigen Minuten mit der Antwort zurück, Mila lasse ihm eine gute Reise wünschen; sie habe Kopfschmerzen und wolle im Bett bleiben.

„So, so —" sagte er. Was das bedeutete, blieb ungewiß. Er schickte das Mädchen nach einer Droschke und ging im Zimmer auf und ab, bis die Ankunft gemeldet wurde. Von Zeit zu Zeit wischte er sich mit dem Tuche die Stirn. Er sah recht mißmutig aus und zuckte mitunter mit den Lippen. Und dann reichte er mit einem kurzen, fast barschen „Adieu" Katharina die Hand.

Sie glaubte ein Zittern zu bemerken und hielt sie fest. „Du bist krank, Max," sagte sie besorgt.

„Nein, nein!" versicherte er. „Nur im Augenblick ... Es geht vorüber in der freien Luft. Du hörst bald von mir."

„Willst du schreiben?"

„Ja, ich dachte ... Es ist wohl das Beste. Leb wohl!" Er bückte sich und küßte ihre Hand — erst nur flüchtig, dann wieder und wieder mit wärmerem Druck der Lippen. Und zuletzt schien ihn das Gefühl zu überwältigen. Er umarmte die mehr und mehr verwunderte Frau und drückte sie eine Weile an sich. „Leb wohl — es muß doch sein!" rief er und eilte hinaus.

* * *

Am zweiten Tage langte ein Brief an. Die Adresse trug Rutensteigs steile Handschrift. Derselbe lautete:

„Liebe Katharina!

Du weißt, daß mir das Schreiben schwer wird; aber diesmal würde mir eine mündliche Aussprache noch schwerer werden. Ich will ihr nicht aus dem Wege gehen. Nur gewisse Dinge müssen dir vorher bekannt sein, und mit denen mußt du dich vorher abgefunden haben, so gut es geschehen kann. Um die Wahrheit zu sagen, das ist auch der Grund, weshalb ich verreiste, der einzige Grund. Beschuldige mich der Feigheit, wenn du willst. Aber einem weh zu thun, den man verehrt und gar nicht dankbar genug verehren kann, und dem man nichts vorzuwerfen vermag, gar nichts — das ist für einen nicht ganz schlechten Menschen eine recht schwere Sache. Ich wollte, ich hätte dir solches Leid ersparen können. Aber es ist doch nicht möglich, und je länger ich zögere, um so schwerer wird mein Unrecht. Zuletzt wär's ganz unverzeihlich.

Also sage ich's gerade heraus, liebe Katharina — wir müssen uns voneinander trennen. Ich bin dir untreu gewesen und fühle, daß ich nicht mehr zu dir zurück kann, so wenig sich auch in meinen Gesinnungen für dich etwas geändert hat. Die Baronin von Feldmar — Erlasse mir's, dir zu erzählen, wie das so gekommen ist. Ich könnte es nicht einmal. Es giebt Erlebnisse, von denen man sich selbst schwer Rechenschaft geben kann. Wenn man rückwärts forscht, wie alles gekommen ist, so läßt sich's nicht an einem Faden zurückleiten. Sondern es sind da allerhand Anfänge, die alle einzeln für sich wenig bedeuten. Sie laufen aber auf einen Punkt zusammen, und auf einmal bilden alle die Fäden ein unentwirrbar starkes Gewebe um uns herum, so daß wir in seiner Macht sind. Und das hab ich nun selbst erlebt.

Es könnte dich nur kränken, wenn ich dir zu erklären versuchte, durch welche Eigenschaften diese Frau eine so große Gewalt über mich erlangt hat, daß keine Gewissenhaftigkeit und kein Dankgefühl ihr widerstehen können. Ich mag ein sehr schwacher Mensch sein, und das will ich nicht entschuldigen. Aber hier hat doch der Künstler das letzte Wort gesprochen. Die Baronin reicht mir die Hand, ein Maler nach meinem Herzen zu werden — ein großer Maler vielleicht. Und das reißt mich zu ihr durch alles Unrecht unwiderstehlich hin.

Als ich von dir Abschied nahm, sagtest du ahnungslos etwas, das mich im Augenblick

stutzig machen konnte, ob ich dich in allem bisher recht gekannt hätte — oder auch mich selbst. Wenn ich mich alle die Jahre in einem Raum befunden hätte, den ich für verschlossen hielt, und er wäre gar nicht verschlossen gewesen — ich hätte nur nicht versucht, die Thür ins Freie zu öffnen! Das trifft's doch nicht. Verschlossen freilich hattest du mir die Thür nicht, und ich will's gern glauben, daß du nichts dagegen gehabt haben würdest, wenn ich mich von Zeit zu Zeit einmal, gleichsam zur Erholung, draußen umschaute, ob der Künstler etwas für sich fände und heimbrächte. Aber lieber war dir's doch, wenn ich meine Kunstthätigkeit vorsichtig in den absehbaren Grenzen hielt. Und du hattest ja auch recht. Eine gewisse Gefahr konnte es immer haben, wenn mich die Lust anwandelte, wieder frei schaffen zu wollen. Hinaus hätte ich mit meinen eitlen Neigungen leicht gefunden, aber wieder hinein —? Und was nützte es auch, wenn ich mir hin und her einen freien Sonntag machte? Ob ich ein Bildchen zu meinem Vergnügen malte, das sich allenfalls auch in einem Kunstsalon sehen lassen könnte, wie gleichgültig war das? Besser, ich hielt mich in der Enge des künstlerischen Handwerks und suchte da Vorzügliches und möglichst Einträgliches zu leisten. So habe ich's da nun wirklich zu etwas gebracht. Aber ganz ausfüllen konnte es mich doch nicht. Und weil da eine Leere geblieben war, um die sich so recht niemand kümmerte und die ich auch aus Klugheit und Gutmütigkeit verborgen hielt —

Ja, so erklärt sich's, daß diese Leidenschaft einziehen und bald von dem ganzen Menschen Besitz nehmen konnte. In diese Leere zog sie ein und breitete sich darin nach Gefallen aus, und riß übermächtig auch die Scheidewand nieder, hinter der deine Herrschaft begann. Du hast den Menschen gerettet — eine andere Frau rettet den Künstler. Ich soll im größten Maßstabe schaffen, mich ohne jede Beschränkung der Kunst widmen können! Die Baronin ist sehr reich, sie hat Verbindungen in die höchsten gesellschaftlichen Regionen hinein, und — sie versichert mich, daß sie mich liebe. Es mag eine Gewissenhaftigkeit geben, die solcher Versuchung widersteht — ich besitze sie nicht.

Und wenn ich widerstanden hätte, Katharina, weil ich dein gutes Recht nicht kränken, mir dein Herz nicht entfremden wollte, was wäre der Gewinn gewesen? Mir selbst hätte ich nie wieder werden können, was ich war. Die Kleinarbeit würde mir so lästig geworden sein, daß ich mich wie in Sklavenketten gefühlt hätte. Jetzt erst wäre mir mein Leben verpfuscht erschienen. Recht jämmerlich wäre ich mir vorgekommen, meinem Genius nicht vertraut, mir den Weg zur Höhe abgesperrt zu haben. Und mit solchem verbitterten Gemüt ... Was hätte ich dir noch sein können?

Ich überrasche dich. Der Schmerz — und ich weiß, ich bin dir etwas — wird so augenblicklich größer. Aber auch reiner, als wenn ich dich nach und nach alles das Häßliche hätte erfahren lassen, das solche Abtrünnigkeit unvermeidlich macht. Ich schätze dich so hoch, daß ich dir nach Möglichkeit alle die widrigen Empfindungen ersparen möchte, von denen auch sicher eine große Seele sich nicht frei hält, wenn sie dulden soll, was ihr verwerflich scheint. Warum häuslichen Zwist erregen, tausendfachen Verdruß? Warum einen Bruch herbeiführen aus anderen Gründen, als die ihn von Anfang an zur Notwendigkeit machen? Warum das schöne Verhältnis, in dem wir so lange glücklich waren, in Zank und Hader ausgehen lassen, uns gegenseitig nötigen, das gute Andenken aneinander zu verderben? Nein! kein Kampf, sondern eine rasche Entscheidung. Ich weiß, du wirst mir dafür dankbar sein.

Wir haben keine Kinder. In solchem Fall gestattet das Gesetz eine Scheidung lediglich auf Grund der Einwilligung von beiden Teilen. Wir brauchen nur vor den Richter zu gehen, um sie zu erklären. Ich bitte dich, einverstanden zu sein. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich freiwillig alle die Pflichten übernehme, die dem schuldigen Teil auferlegt werden könnten. In deiner Hand liegt es, liebe Katharina, mich frei zu geben. Ich habe keinen Scheidungsgrund, und ich kann dich nicht zwingen, von dem Gebrauch zu machen, den ich dir gebe. Wenn du dich aber freundlich überzeugen solltest, daß dein Rettungswerk doch nur dann vollständig ist, wenn du mir eine große Zukunft öffnest, so

wirst du nicht zögern, großmütig zu handeln, wie bisher. In dieser Hoffnung dein ewig dankbarer Max."

Als Katharina diesen Brief gelesen hatte, sah sie aus wie eine Leiche. Ihr Kopf war gegen die Lehne des Sessels gesunken, die Augen standen weit offen und starrten zur Decke hinauf, die bläulichen Lippen bewegten sich nicht. Sie schien gar nicht zu atmen. So saß sie wohl eine Stunde lang, das Blatt mit beiden ausgestreckten Händen in den Schoß drückend. Ein Schlag aus heiterem Himmel hatte sie getroffen, und es war, als ob er sie körperlich lähmte. Ihr fehlte jeder Anhalt zur Erklärung der Thatsache, die nun als unabänderlich hingenommen werden sollte. Wie war sie denn zu begreifen? Nur erst die nackte Thatsache.

Endlich füllten sich ihre Augen mit Wasser. Eine Bewegung vom Herzen her löste die Starrheit. Und dann flossen bald die Thränen reichlicher. Sie raffte den Brief auf und las ihn nochmals, als müsse sie sich überzeugen, daß sie ihn recht verstanden hätte. Er fiel ihr aus der Hand. Die zitternden Finger tasteten nach der Brust, nach der Stirn, nach dem Munde, aus dem sich noch immer kein Laut des Schmerzes rang. Sie stand auf und taumelte gegen einen Tisch, von dem sie ein Glas mit Wasser nehmen wollte. Ein solcher Schwindel ergriff sie, daß sie sich aufs Sofa legen und die Hände über die Augen decken mußte.

Als sie sich dann nach längerer Zeit erhob, sah das Gesicht zwar noch sehr bleich aus, zeigte aber kaum noch die Spuren der früheren Gemütsaufregung. Ein herber Zug von Entschlossenheit hatte sich darin ausgeprägt. Sie nahm den Brief auf und ging zu Mila. Ohne ein Wort der Erklärung reichte sie ihn derselben und wandte sich gleich darauf ab.

Mila las mit fliegender Hast. „Ich wußte es!" rief sie, am ganzen Leibe bebend.

„Du wußtest es," antwortete Katharina anscheinend ruhig. „Jetzt verstehe ich dich."

„Nicht wahr, ich durfte nicht sprechen," sagte Mila, sie umarmend. „O, wie gräßlich schwer war das!" Nun enthüllte sie ihr Geheimnis, indem sie doch nur mit knappen Worten andeutete, was sie erlebt und gethan hatte. „Und was gedenkst du nun zu antworten?" fragte sie dann.

„Es giebt für mich nur eine mögliche Antwort," entgegnete Katharina, sich hoch aufrichtend: „Du willst es so — geh — du bist frei."

Mila umfaßte sie stürmisch. „Nein, thue das nicht," rief sie; „ich bitte dich, liebe Mutter, thue das nicht!"

„Aber wie kann ich anders —?"

„Thue das nicht. Es wäre sein Unglück — sein Verderben. Diese Frau ..." Sie schüttelte sich wie im Fieber. „Sie ist die goldene Schlange, die ihn umringelt hat. Rette ihn aus ihrer tödlichen Umarmung!"

„Wie kann ich das, Kind?"

„Gieb ihn nicht frei! Du bist in deinem Recht, laß es nicht verletzen. Wie kann er dich zwingen, in eine Scheidung zu willigen? Er sagt selbst, daß er keinen Grund habe, sie durchzusetzen!"

„Aber seine Frau würde ich doch nicht mehr sein. Er müßte mich hassen, wenn ich auf meinem Recht bestände, und mich verachten, wenn ich litte, daß die Baronin auch ohne Scheidung an meine Stelle träte."

„Das hast du nicht zu befürchten, Liebste. Der Baronin macht es ihre gesellschaftliche Stellung zur Notwendigkeit, ein Verhältnis abzubrechen, das nicht zur Ehe führen kann. Sie hofft, die Scheidung werde sich ohne alles Aufsehen vollziehen, bevor man noch erfahre, welche Aussichten für sie selbst sich daran knüpfen. Geht die Voraussetzung fehl, so bricht der ganze Bau zusammen."

„Und dein Vater —"

„Er wird sich fügen, wie sie. Ich glaube, er wird dir nach kurzer Zeit schon dankbar dafür sein, daß du seinen Wünschen nicht nachgegeben hast."

„Er liebt die Baronin."

„Ich zweifle daran. Sie interessiert ihn ungewöhnlich; sie hat es verstanden, seine Künstlernatur zu erfassen, Leidenschaften in ihm zu erregen, die dort ihren tiefsten Grund haben. Es mag sein, daß auch körperliche Reize ... Sie besitzt sie, und welcher Maler hätte dafür nicht Augen? Aber daß er von ihr nicht mehr lassen kann, glaub ich nicht. Und wenn er erst sieht, daß du ihn nicht so leicht losgiebst, wie er sich's wohl denkt, so wird er rasch zu ruhiger Überlegung kom-

men. Nein, nein! Zu Herzen kann ihm das gar nicht gegangen sein."

Sie streichelte dabei der Mama die fahlen Wangen und gab ihr zwischenein mehr als einen Kuß.

Frau Katharina schien doch nicht umgestimmt zu werden. „Du glaubst es gut mit deinem Vater zu meinen," sagte sie, „und hast vielleicht doch nicht die richtige Schätzung für das, was er verliert und gewinnt. So eine Leidenschaft ... Und um die handelt es sich doch, mag man sein Gefühl sonst nennen, wie man will. So eine Leidenschaft will sich erschöpfen. Stellt man ihr etwas in den Weg und reißt sie es nicht um, so bleibt sie wie ein Dorn im Fleisch stecken und schafft zeitlebens eine schwärende Wunde. Und wenn ihm wirklich durch meinen Widerspruch zu helfen wäre — willst du denn gar nicht an mich denken? Ich leide doch auch."

Mila sah sie mit großen Augen an. „Wie meinst du das?" fragte sie. „An dich! Ja, an dich denke ich doch ganz zuerst. Du liebst meinen Vater, ich weiß es, und ihn zu verlieren, wird dir ein großer Schmerz sein. Den möchte ich dir ersparen."

„Als ob das noch möglich wäre!" antwortete Frau Katharina, sie an ihre Brust ziehend. „Ich habe ihn verloren, indem er sich von mir wendete. Die Möglichkeit dieser Abkehr war das Entscheidende. Was nun auch geschieht: ob die Trennung vom Richter ausgesprochen wird, ob dies unterbleibt, weil der eine Teil sich widersetzt; ob in diesem Fall gleichwohl eine Lösung des Verhältnisses vor aller Welt erfolgt oder der Schein des Zusammenlebens aufrecht erhalten wird — für den inwendigen Menschen hat das keine Bedeutung mehr. Das seelische Band ist und bleibt zerrissen."

„So könntest du nicht verzeihen?" fragte Mila sichtlich erschreckt; „auch wenn er reuig zurückkehrte oder sein früheres Gefühl für dich wiederfände?"

Katharina antwortete nicht sogleich; ein nervöses Zucken der Stirn über den Augenbrauen schien zu verraten, daß sie mit sich zu kämpfen hatte. „Ich glaube nicht," sagte sie dann leise, aber bestimmt.

„Mutter —!"

„Ich glaube nicht," wiederholte Katharina noch leiser und diesmal weicher. „Er wird nicht reuig zurückkehren, er wird nicht sein Gefühl für mich wiederfinden, wenn ich ihn halte. Aber sei's! Was heißt verzeihen? Als Mensch, als Christin — jawohl. Aber als Frau —? Kann eine Untreue für sie ungeschehen gemacht werden? Und wenn es gelänge, alle Spuren der Kränkung zu verwischen, ist's dann wie vorher? Läßt sich auch im Grund der Seele die Erinnerung an das ewig Verlorene auslöschen? Ich zweifle. Warum äußerlich erhalten wollen, was innerlich zerstört ist? Es wäre eine endlose Qual. Ich habe nicht den Mut, sie uns aufzulegen."

„Und hattest doch den Mut, selbst eines Mannes zweite Frau zu werden," brach Mila leidenschaftlich vor, um doch gleich wieder ihre Hände zu ergreifen und zu küssen, als ob sie für eine Unart abbitten wollte.

„Gott weiß es, ich habe deine Mutter nicht verdrängt," antwortete Katharina mild. „Aber du hast recht, ich trat an ihre Stelle. Und warum sollte mir nicht geschehen können, was ihr geschah? Der Mann, der sich einmal geirrt zu haben behauptete, konnte auch ein zweites Mal auf einen Irrtum zurückzuschauen meinen. Ich habe damals darüber nachgedacht und im voraus zu solchem Fall Stellung genommen. Ich würde mich nicht beklagen dürfen, sagte ich mir, und gelobte mir, mich nicht zu beklagen, wenn ich die traurige Erfahrung machen müßte. Aber aus müßte es zwischen uns sein in demselben Augenblick. Und nun hat dieser Brief darüber entschieden."

Sie wartete eine weitere Entgegnung nicht ab, die auch ausgeblieben wäre, sondern verließ das Zimmer und setzte sich in dem ihrigen sogleich an den Schreibtisch und schrieb mit fester Hand:

„Ich habe deinen Scheidebrief erhalten und nehme ihn an, weil du es so willst. Ich gebe dich frei und bin bereit, diese Erklärung auch dem Richter zu wiederholen. Wir scheiden ohne Groll. Mögest du in dem neuen Bunde das Glück finden, das sich dir — ohne meine bewußte Schuld — in dem jetzigen versagte. Wenn du übermorgen in dein Haus zurückkehren willst, wirst du mich nicht mehr darin antreffen. Jede nutzlos peinliche

Begegnung soll dir gern erspart sein. Mila wird dir sagen können, wo ich mich aufhalte. Lebe wohl! Katharina."

Diesen Brief gab sie auch sogleich zur Post. Es war, als ob sie vorbauen wollte, daß ihr Entschluß wankend würde.

* * *

Rutensteig kehrte nicht am dritten, sondern schon am anderen Tage zurück.

Er fand, wie er wohl erwartet hatte, Katharina mit dem Einpacken ihrer Sachen beschäftigt. Sie war fast damit fertig und hatte schon das Fuhrwerk bestellt.

Als er bei ihr eintrat, bemächtigte sich seiner eine Gemütsbewegung, die ihn nicht sogleich Worte finden ließ. Er sah sie nur bittend an.

„Warum kommst du so früh?" fragte sie vorwurfsvoll. „Ich hatte es gut mit dir im Sinn."

„Aber so war's nicht gemeint, Katharina," rief er mit gepreßter Stimme. „Es war, weiß Gott, nicht meine Absicht, dich zu vertreiben. Mit keinem Gedanken habe ich ... Nein, wahrhaftig. Du solltest hier bleiben, ich wollte gehen. Alles, was wir bisher — dank deiner Sorge und Mühe — gemeinsam besessen haben, gehört dir, dir allein. Nur was sich oben im Atelier befindet, wollte ich dich schriftlich bitten, mir zuzusenden. Ich komme, dir das nun zu sagen, da ich fürchtete, du würdest mit deiner Drohung Ernst machen. Nein, du darfst nicht fort!"

„Ich danke dir," entgegnete sie, „für diese freundliche Rücksichtnahme, aber mein Entschluß ist gefaßt. Ich fühle mich hier nur noch wie eine Fremde und möchte bald wieder bei mir selbst heimisch sein. Was ich von meinen Eltern ererbt habe, reicht völlig für meine Bedürfnisse aus. Ich brauche nichts weiter."

„Aber jeder Gegenstand hier erinnert dich an dein Schaffen und Wirken, Katharina. Wie kannst du davon scheiden wollen, wenn niemand dich nötigt? Ich verlange nicht, daß du die Wohnung auch nur einen Tag mit mir teilst — ich verspreche dir, nicht einmal das Atelier wieder zu betreten, um dich gar nicht zu beunruhigen. Die Staffeleien und Bilder und kleinen Kunstsachen, die dir keinen Wert haben, lasse ich abholen und irgendwo einstellen, bis ich ..." Er schluckte. „Zum ruhigen Arbeiten komme ich doch so bald nicht. Wer weiß, ob jemals wieder. In diesem Augenblick ist mir ..." Er strich mit der Hand über Mund und Bart. „Das ist begreiflich. Ein paar Tage wohne ich im Hotel. Dann ... Ich ginge am liebsten ganz von hier fort — weit fort — nach dem Süden — bis alles geordnet wäre. Und wenn's sein könnte, kehrte ich auch dann nicht zurück. Unter einem ganz anderen Himmel müßte ..." Er zog immer wieder den Bart durch die Hand und ließ die Blicke unstät von einem zum anderen Gegenstand an den Wänden schweifen.

Katharina zog indessen den goldenen Reif vom Finger und reichte ihn ihm zu. Er schüttelte heftig den Kopf. „Das willst du —?"

„Dir den Ring zurückgeben," antwortete sie, „der seine Bedeutung für mich verloren hat. Ich bitte dich, gieb mir auch den meinen wieder, den du noch aus Gewohnheit trägst."

„Katharina —"

„Ich wüßte ihn ungern an deiner Hand, wann sie ..." Ihre Stimme wurde zitternd. „Ich bitte dich, gieb ihn mir gleich jetzt."

„Warum aber so gewaltsam jedes Andenken —"

„Empfindest du wirklich anders? Ich glaube es nicht. Und was ist ein Andenken, das so äußerlich ... Wozu diese Erörterungen?"

Sie hielt ihm den Ring hin. Er nahm ihn endlich und drückte ihn an die Lippen. „Wenn du wüßtest, wie schwer ... Ah!" Er schob zögernd den seinen vom Finger — er entglitt ihm, fiel auf die Erde und rollte fort. „Katharina —!" Plötzlich von seinem Gefühl überwältigt, sank er vor ihr nieder und ergriff ihre Hand. „Sage, daß du mir verzeihst! Ich könnte nie wieder ..." Er schluchzte heftig.

Sie hob ihn auf. „Sei meinetwegen ganz unbesorgt," sagte sie, selbst tief bewegt. „Ich zürne dir nicht. Mögen deine Hoffnungen sich erfüllen! Und wie du mich kennst ... Aber warum uns das Scheiden erschweren?

Worte sagen es doch nicht. In einer Stunde werde ich fertig sein. Ich wollte Mila die Schlüssel übergeben — nun kann ich sie dir einhändigen. Dort auf dem Schränkchen liegen sie. Mila weiß damit Bescheid. Sie wird dir die Wirtschaft führen, bis —"

In diesem Augenblick öffnete sich die nur angelegte Thür zum Nebenzimmer. Mila trat ein, ging rasch einige Schritte vor und blieb stehen, als ihr Vater sich ihr zuwendete. „Nein! auf mich rechne nicht," sagte sie, mit der Hand abwehrend. Sie eilte auf Katharina zu und umarmte sie. „Hier ist mein Platz. Ich will meine Mutter nicht verlieren, wie ich meinen Vater verloren habe. Wenn du gehst, gehe ich mit dir, Mutter!"

Die freudige Überraschung machte Katharina eine Weile sprachlos. Sie drückte Mila immer wieder an sich, küßte ihr Haar und Stirn. Der Maler war sichtlich betroffen, hatte die Farbe verändert, preßte die Lippen zusammen und bewegte immer unruhiger die Spitze des vorgestellten Fußes. Sein eben noch mattes Auge fing lebhafter zu glänzen an, ein trotziger Zug legte sich um den Mund. Mila gegenüber meinte er sich behaupten zu können. „Was soll das?" sagte er. „Ich denke, du bist mein Kind und gehörst zu mir."

„Ich bin dein Kind," antwortete Mila, „und werde, so Gott will, nie vergessen, welche Pflicht ich dir schuldig bin. Aber jetzt gehöre ich zu dir nicht. Du meinst ja doch im Glück zu sein und brauchst mich nicht. Diese verehrte Frau aber ist unglücklich gemacht durch dich und braucht Kindesliebe. Die soll ihr nicht fehlen." Sie umarmte Katharina von neuem mit so leidenschaftlichem Eifer, als ob sie befürchten müßte, von ihr mit Gewalt getrennt zu werden.

„Willst du dich zur Richterin über meine Handlungsweise aufwerfen?" fragte Rutensteig heftig.

„Das steht mir nicht zu," entgegnete sie. „Kein Wort des Vorwurfs soll jetzt noch über meine Lippen kommen, Vater. Aber ich sage, was ist, und wäre das erbärmlichste Geschöpf von der Welt, wenn ich es ungesagt ließe, um dich zu schonen."

„Wenn ich mich noch so schuldbar der Frau entziehe, der ich mich angelobte, dir kann ich bleiben, was ich war."

„Das glaube doch nicht! Die Liebe, die du jener anderen Frau schenkst, schließt mich aus."

„Nein, gewiß nicht!"

„Für mein Gefühl ohne Zweifel, und das entscheidet."

„Du wirst erfahren, daß du irrst."

„Nicht, wenn ich dich begleite."

„Ich verlange Gehorsam!"

„Meine Wahl ist getroffen."

„Du hast keine Wahl zwischen deinem Vater und deiner — Stiefmutter."

Das Wort kam ihm schwer über die Lippen. Als es ausgesprochen war, schien er selbst darüber zu erschrecken. Dann aber warf er den Kopf zurück und sah ihr herausfordernd in das erhitzte Gesicht.

Katharina hatte bisher geschwiegen. Es war, als ob sie die Süßigkeit dieses Labetrunkes bis zur Neige auskosten wollte. Die Augen glänzten ihr wie verklärt. Jetzt aber löste sie Milas Arme sanft von ihrer Schulter und sagte mild: „Dein Vater hat doch recht, Liebste. Zwischen ihm und mir hast du keine Wahl. Ich bin nur deine Stiefmutter, und bald werde ich auch die nicht mehr sein."

„Du bist meine Mutter," rief Mila aufgeregt, „in meinem Herzen meine Mutter, und das Herz macht solchen Unterschied nicht. Wie ein Kind seine Mutter liebt, so liebe ich dich, so werde ich nie aufhören, dich zu lieben. Was wäre ich jetzt, wenn du dich nicht meiner so treu angenommen hättest? Eine Verworfene, die sich vielleicht nicht einmal ihres Elends bewußt wäre. Ja, eine Verworfene, Vater! Denn ich hatte keinen Halt in mir selbst, taumelte ins Verderben! Und du hättest mich nicht retten können. Besser wäre mir's gewesen, früher Tod hätte mich vor einem Leben der Schande bewahrt. Wenn ich zurückdenke ... Mir schaudert. Und daß ich nun gegen alle Versuchungen gefestet bin, daß ich weiß, keine Not des Lebens könnte mich zu einer Erniedrigung vor mir selbst zwingen" — sie ergriff wieder Katharinas Hände — „das danke ich dir, und deshalb bist du meine Mutter und kannst nie aufhören, es zu sein. Ich bitte dich, weise mich nicht von dir! Ich will dir nicht eine Last werden, ich will arbeiten, meinen Unterhalt zu erwerben — du hast mich's ja

gelehrt." Ihr Blick wurde drohend. „Wenn du mich aber nicht mit dir zu nehmen wagst, so wisse, daß ich gleichwohl nie die Wohlthaten einer Frau annehmen werde, die mir in Wirklichkeit nur eine Stiefmutter werden kann. Ihr Reichtum blendet mich nicht. Ich will nichts von ihr, als ihr auch ferner eine Fremde bleiben zu dürfen."

„Wie du mir eine Fremde werden willst," eiferte Rutensteig. „Denn du wirst nicht glauben, daß zwischen dir und deinem Vater alles beim alten bleiben kann, wenn du dich ihm so feindlich gegenüberstellst. Ich begreife durchaus das freundschaftliche Gefühl, das du für Katharina hegst, und werde nicht wünschen, daß es sich je abschwächte. Wär's doch auch mir das liebste, wenn ich nicht aufhören dürfte ... Aber das versteht sich ja von selbst. Nichts wird dich hindern, der verehrten Frau auch ferner deine dankbare Anhänglichkeit zu beweisen. Du sollst, wenn sie dich aufnehmen will, Wochen und Monate lang ihr Gast sein dürfen. Nur diese trotzige Abwendung von mir ertrage ich von meinem einzigen Kinde nicht. Gehst du mit mir, so wird Katharina dich nicht verlieren. Gehst du aber mit Katharina, so werde ich dich verloren haben. Denn von ihr kannst du nicht zu mir, wie von mir zu ihr. Du brichst dir selbst die Brücke ab, und ich kann sie dir nicht mehr bauen. Das bedenke."

„Das habe ich bedacht, Vater," antwortete Mila fest. „Und doch — ich kann nicht anders. Nach dem, was geschehen, Vater, kannst du mir nicht mehr sein, was du mir warst. Und ich — in der Nähe jener Frau — was wäre ich dir, als ein ewiger Vorwurf, wie ich mich auch verhalte. Nein! Es ist besser, wir thun sogleich, was später doch unausbleiblich ist. Wie ich denke, weißt du — und das steht zwischen uns." Sie legte den Arm um Katharina und wendete sich ihr zu. „Ist dir's nicht auch ein bißchen lieb, daß ich mit dir komme, Mütterchen, und macht dir's das Scheiden nicht leichter? Dann will ich mich freuen, daß ich dem Vater einen Teil seiner Schuld gegen dich abnehme. Laß mich mit dir gehen!"

Sie blieb dabei, was Rutensteig auch einwendete. Es ergab sich nun, daß auch ihre Sachen schon größtenteils gepackt waren. Der Maler nahm kurzen Abschied und ging in sein Atelier hinauf, bevor Frau und Kind noch das Haus verlassen hatten. Er meinte, mit gutem Recht erzürnt sein zu dürfen, und suchte in dieser Stimmung eine Art von Erleichterung. Im Augenblick wenigstens..

* * *

Acht Monate waren vergangen. Frau Katharina und Mila lebten an einem kleinen Ort, wenige Meilen von Berlin entfernt, sehr still und zurückgezogen. Sie hatten dafür gesorgt, daß Rutensteig ihren Aufenthalt kannte. Katharina erwartete jeden Tag eine Nachricht von seinem Anwalt oder eine Vorladung des Schiedmanns, der, wie sie wußte, erst den Versuch eines Ausgleichs zu machen hatte, bevor eine Klage vom Gericht angenommen werden könnte. Sie hatte so lange vergeblich gewartet. Aber auch Rutensteig selbst schrieb so wenig an sie als an Mila eine Zeile.

War er auf Reisen gegangen? Wenn er aber auch die Absicht gehabt haben konnte, die neue Heirat nicht zu übereilen, so mußte es doch sehr auffallend erscheinen, daß er nicht erst die doch immerhin verdrießliche Scheidung so bald als möglich hinter sich brachte, um freien Kopf zu gewinnen. Auch die Baronin mußte wünschen, ihn bald jeder Fessel ledig zu sehen, um ihn als ihren Verlobten in die Gesellschaft einführen zu können. Sollte sich das Verhältnis so lange im geheimen fortsetzen lassen, und welcher denkbare Grund zu einem solchen Wagnis war vorhanden? Das Zögern wurde immer rätselhafter.

So fern die beiden Frauen sich von jedem geselligen Verkehr hielten, so wenig verschlossen sie sich doch in ihrer kleinen Wohnung und dem dazu gehörigen Gärtchen ängstlich vor der Beobachtung der Kleinstädter. Sommergäste, selbst solche von auffallendem Schnitt, waren diesen übrigens eine gewohnte Erscheinung, da der in einer hügeligen Waldgegend gelegene Ort als ein beliebter Ferienaufenthalt gelten konnte. Freilich war es jetzt „außer der Zeit"; aber es kam auch sonst vor, daß Damen, denen nur mäßige Mittel zur Verfügung standen, den Vorteil

einer sehr billigen möblierten Wohnung ausnutzten. Ganz unbeachtet blieben diese beiden doch nicht trotz ihres sehr bescheidenen Auftretens. Katharina ging meist schwarz gekleidet und wurde für eine Witwe gehalten, obgleich sie der Bürgermeisterei nicht als solche angemeldet war. Besonders aber zog Milas eigenartige Schönheit die Augen der Leute ungewollt auf sich. Der Vater müsse ein Südländer gewesen sein, meinte man, denn mit der Mutter fehlte jede Ähnlichkeit. Man sah beide fast täglich auf den öffentlichen Promenaden, und wer etwa darauf ausging, konnte Mila häufig auf dem Wege nach der kleinen Leihbibliothek des Städtchens begegnen, die von den Damen sehr eifrig benutzt zu werden schien.

Dann war Frau Rutensteig einer gekündigten Hypothek wegen genötigt worden, den Rechtsanwalt aufzusuchen, und Mila hatte sie dorthin begleitet. Doktor Rettling zeigte sich sehr erfreut, die Bekanntschaft der Damen machen zu können, und bat sehr bald um die Erlaubnis, sie seiner Mutter, einer Predigerwitwe, vorstellen zu dürfen, die ihm die Wirtschaft führte, da er unverheiratet war. Die alte Dame bewies ihnen das freundlichste Entgegenkommen, und so wurden Beziehungen angeknüpft, die den geschäftlichen Verkehr überdauerten. Die Damen besuchten einander, und Doktor Rettling versäumte nicht leicht die Gelegenheit, die Gäste seiner Mutter zu begrüßen oder diese abzuholen, wenn sie zu Gast gegangen war. Es konnte gar kein Zweifel sein, daß er sich für Mila sehr lebhaft interessierte.

Es hatte sich von selbst verstanden, daß Frau Katharina den Anwalt in ihre Verhältnisse wenigstens oberflächlich einweihte. So wußte er nun, daß sie von ihrem Manne getrennt lebte und auch aus welchem Grunde dies geschehen mußte. Es war ihm auch bekannt, daß Mila die Stieftochter war. Er erbot sich ganz uneigennützig, die Sache der gekränkten Frau zu führen, wenn sie ihm dazu Vollmacht geben wolle, mußte sich aber überzeugen, daß von ihrer Seite zur Lösung des Bandes nie ein Schritt gethan werden würde, so entschlossen sie sich auch aussprach, ihres Mannes Wünschen nichts in den Weg zu stellen. Es blieb ihm da nun auch in dem Verhältnis Milas zu ihrem Vater und zu ihrer Stiefmutter manches unklar, aber die gesamte Lebenshaltung der beiden Damen ließ ihm keinen Zweifel an deren Achtbarkeit, und auch seine Mutter, die sonst sehr vorsichtig ihren Umgang wählte, fand sich nicht veranlaßt, ihn durch Bedenken zu beunruhigen. Mila hatte in ihrem Wesen etwas Ernstes und Abgegrenztes, das auf Charakter schließen ließ, und besonders gefiel ihr's, daß ein so schönes Mädchen keine Ahnung von der Macht seiner Reize zu haben schien und auch bei strengster Beobachtung keine Spur von Koketterie zu erkennen gab. Darin, wie sie sich äußerte und wie sie in jedem Fall handelte, war ein Grundzug von Gediegenheit gar nicht zu verkennen, und die zärtliche Sorge, die sie der verehrten und offenbar tief bekümmerten Stiefmutter zuwandte, bewies eine sehr vornehme Liebenswürdigkeit, zu der man unbedingtes Vertrauen fassen mußte. Alles Lob, das die alte Dame ihr spendete, lenkte sie mit aufrichtiger Bescheidenheit auf Frau Katharina ab: wieviel sie dieser schulde, merke sie erst recht, wenn man mit ihr zufrieden sei.

Doktor Rettling, obgleich noch in der Mitte der dreißiger, fühlte sich doch nicht mehr jung genug, als feuriger Liebhaber das Herz der Schönen zu bestürmen und sich in einem unbewachten Augenblick ihres Einverständnisses zu versichern. Als er aber glaubte, daß Mila seine Neigung aus seinem ganzen Benehmen gegen sie erraten haben müßte, und die Hoffnung, daß sie dieselbe im stillen erwidere, für nicht ganz eitel hielt, eröffnete er sich eines Tages der Mutter und bat um die Erlaubnis, sich Mila noch weiter nähern zu dürfen. Es war ihm schon von guter Vorbedeutung, daß sie ihn nicht abwies, sondern sich zur Erklärung eine kurze Frist erbat. Er setzte richtig voraus, daß sie mit Mila sprechen würde, und als dann an ihn und seine Mutter eine Einladung zu freundschaftlichem Besuch erging, war es ihm schon gewiß, daß er auf die Erfüllung seines heißesten Wunsches rechnen dürfe.

Mila war, als die Gäste kamen, im Garten. Frau Prediger Rettling begab sich zu ihr und ließ ihren Sohn mit Frau Rutensteig allein. „Weiß Ihre Frau Mama von Ihrer Absicht?" fragte diese.

„Sie kennt und billigt sie," versicherte er.

„So bin ich nach dieser Seite hin ganz beruhigt," antwortete sie. „Was Mila betrifft ... Ja, Ihnen eine bestimmte Zusage zu machen, bin ich freilich nicht beauftragt, aber ich glaube nicht, daß es für Sie ein großes Wagnis wäre, sie selbst zu befragen. Und ich selbst muß wünschen, daß das recht bald geschieht, lieber Herr Doktor, da ich es nicht verantworten könnte, ein sich erst bildendes Verhältnis zu begünstigen. Ich liebe Mila wie mein Kind, aber Sie wissen, ich bin ihre Mutter nicht, und der Vater lebt. Ich habe keine Zustimmung zu geben, er aber muß gefragt werden, ob er Ihnen seiner Tochter Hand anvertrauen wolle, und ich möchte mich ungern bei ihm in den Verdacht bringen, seiner Entscheidung vorgegriffen zu haben. Ich bin in einer schwierigen Lage und bitte Sie, derselben Rechnung zu tragen. Mila hat sich von ihrem Vater getrennt, um mir zu folgen. Um so gewissenhafter muß ich seine Rechte vertreten."

„Und was wünschen Sie, daß geschehen soll," fragte er, ihre Hand küssend, „wenn Mila bereit ist, die Meine zu werden? Ich füge mich unbedingt Ihren Anordnungen, verehrte Frau."

„Ich werde Sie bitten müssen, meinen Mann aufzusuchen," sagte Frau Katharina nach kurzem Bedenken. Es war, als ob ihr diese Worte schwer über die Lippen wollten. „Es bleibt mir nichts übrig, als mich ihm so wieder in Erinnerung zu bringen. Milas wegen darf ich nicht nach meinen Empfindungen fragen. Selbst wenn er mir diesen Schritt falsch auslegen sollte ... Nein, das muß geschehen. Aber ich weiß nicht, wo Sie ihn finden sollen. Fast muß ich an seine Absicht glauben, für uns gänzlich verschwunden sein zu wollen. Ich begreife das Warum nicht, denn unser Verhältnis war ganz klar gestellt, als wir schieden, er hatte die volle Freiheit zu handeln, wie es in seinen Wünschen lag. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich seinetwegen mitunter schwer beunruhige, denn wenn er sich auch von mir abgewandt hat, so wird er doch nicht aufhören, meinem Herzen teuer zu bleiben."

„Wenn Sie mir nur die Wohnung —"

„Es wird nichts nützen, er wird sie längst aufgegeben haben — wahrscheinlich gar nicht mehr in Berlin sein. Aber ich will sie Ihnen aufschreiben."

„Und es gäbe gar keine Möglichkeit, zu erfahren —"

„Eine vielleicht. Sie könnten bei einer Dame Erkundigungen einziehen, die jedenfalls ..." Ihre Augen füllten sich unwillkürlich mit Thränen. „Sie wissen ja auch das," fuhr sie nach einer Weile wieder ganz gefaßt fort. „Ich möchte Ihnen den Namen jedoch erst nennen, wenn Sie sich mit Mila ausgesprochen haben. Mein Mann selbst scheint noch das Geheimnis bewahren zu wollen. Ich kann mir wenigstens nicht anders erklären ..." Sie reichte ihm die Hand. „Genug für jetzt. Und vergessen Sie nicht, daß es für Sie noch Zeit ist, sich zurückzuziehen, wenn —"

„Niemals!" rief er aufstehend. „Erlauben Sie, daß ich meiner Mutter in den Garten nachgehe. Ich hoffe, Fräulein Mila bei ihr zu finden."

Noch denselben Abend gelang es ihm, mit Mila in der kleinen Laube einige Minuten allein zu sein. Er benutzte sogleich die günstige Gelegenheit, ihr zu sagen, was er auf dem Herzen hatte. Als die beiden älteren Damen eintraten, fanden sie ein glückliches Paar.

Rettling fuhr schon am nächsten Tage nach Berlin. Vor Nacht kehrte er zurück und erstattete am anderen Morgen Frau Katharina Bericht über seine sehr einfachen Erlebnisse. Er hatte Rutensteig in dem zu seiner früheren Wohnung gehörigen Atelier angetroffen. Er malte an einem großen Bilde, das fast bis zur Decke reichte und sehr figurenreich schien. Die Besichtigung gestattete er aber nicht, sondern führte den Besuch sogleich die Treppe hinab in seine Wohnräume und ließ sich dort von ihm sein Anliegen vortragen. Er sei überzeugt, hatte er dann geantwortet, daß seine Frau für seine Tochter aufs beste sorgen werde; auch in diesem Falle verlasse er sich ganz auf ihre Gewissenhaftigkeit und Einsicht. Sie werde geprüft und die Bewerbung nicht vorschnell zugelassen haben. Sei sie mit diesem Verlöbnis einverstanden, so habe er nichts dagegen einzuwenden. „Sie wissen aber doch, daß ich Mila nichts mitzugeben habe," hatte er hinzugefügt. „Mein Hand-

werk hat mich ernährt, aber ich betreibe es nicht mehr. Seit einem halben Jahr habe ich keine Einnahme gehabt und von den Ersparnissen gezehrt, die meine Frau mir zurückgelassen hat. Wenn sie verbraucht sind, wird sich's gezeigt haben können, ob ich sie angreifen durfte. Erwarten Sie jedenfalls von mir nichts. Aber es kann sein, daß Sie eine Frau bekommen, die Ihnen etwas Besseres einbringt als Geld und Gut. Wenn Sie da nur der rechte Mann sind! Das will ich hoffen. An meinem Segen wird ihr wenig gelegen sein, da sie sich von mir losgesagt hat; braucht sie aber meine Einwilligung, so will ich sie gern schriftlich geben, damit der gesetzlichen Form genügt wird." Er hatte sich dann auch sofort an den Schreibtisch gesetzt und den Konsens diktieren lassen. Dann war der Gast rasch verabschiedet worden. Er müsse wieder an sein Bild.

„Und welchen Eindruck empfingen Sie von der ganzen Persönlichkeit?" fragte Katharina, die ihm erstaunt zugehört hatte. „Ich meine ..." Sie wußte nicht fortzufahren.

Der Anwalt verstand sie. „Ich sah Herrn Rutensteig zum erstenmal im Leben," antwortete er, „und bin außer stande zu vergleichen. Aber es schien mir, daß dem Manne, den ich sah, wie nach einer schweren Krankheit die Kleider zu weit geworden seien. Das hagere Gesicht zeigte eine gelbliche, ungesunde Farbe, und der Bart war unordentlich ausgewachsen, als sei lange keine Schere an ihn gekommen. Ein nervöses Zucken der Lippen verriet die Bemühung, seelische Erregungen gewaltsam niederzukämpfen. Die Ruhe, mit der er sprach, war erkünstelt. Trotz des deutlich aufgeprägten Leidens erinnere ich mich aber nicht, einen so schönen Männerkopf oft gesehen zu haben, und in den Augen loderte ein Feuer, das mich anfangs erschreckte. Es war durch keine leidenschaftliche Aufwallung angefacht, denn unsere kurze Unterredung gab zu einer solchen nicht Anlaß. Mir schien's, der Künstler blickte aus diesen Augen."

„Und er malte ein großes Bild, sagen Sie?" äußerte Katharina offenbar in dem Wunsche, mehr darüber zu erfahren.

„Ich hatte nur die kürzeste Zeit, es zu betrachten," entgegnete Rettling. „Sie können sich vorstellen, daß meine Gedanken, als ich eintrat, ganz auf die Person des Malers gerichtet waren und sein Werk nur nebenher streiften. Ich bin außer stande, auch nur im allgemeinsten den Gegenstand anzuzeigen, doch glaubte ich eine von Laternen erhellte Straße zu bemerken, auf der im Vordergrunde lebensgroße Gestalten in einem Kampf begriffen erschienen."

„Also jedenfalls eigene Komposition?"

„Jedenfalls. Ich versuchte, als ich meinen eigentlichen Zweck erreicht hatte, das Gespräch auf das Bild zu lenken, aber er wich mir aus. Es sei für die Ausstellung bestimmt, könne aber nur fertig werden, wenn er sich sehr fleißig daran halte. Das war wohl zugleich ein Wink für mich, ihn nicht länger seiner kostbaren Zeit zu berauben. Die beim Abschied geäußerte Bitte, ihn in sein Atelier begleiten zu dürfen, um doch zu Hause erzählen zu können, was er auf der Staffelei habe, schlug er entschieden ab. Er wisse selbst noch nicht, ob es etwas werde. ‚Wenn aber —!' fügte er wie drohend hinzu, um doch sogleich abzubrechen. Nun schien mir der Blick eine Sekunde lang noch leuchtender."

Das waren für Frau Katharina Rätsel, die auch Mila nicht zu lösen vermochte. Dies nur war sicher: Rutensteig hatte die Stätte seiner künstlerischen Thätigkeit nicht verändert, sogar die alte Wohnung beibehalten, die Katharina ihm einrichtete, und er arbeitete in ganz anderer Weise als bisher — selbstschöpferisch. Aus seinen Andeutungen schien hervorzugehen, daß er von der Unterstützung der Baronin keinen Gebrauch gemacht hatte. Vielleicht wollte er ihr erst beweisen, was er aus eigener Kraft leisten könne. So erklärte sich's denn auch wohl, daß er, ganz vertieft in sein Werk, noch keine Anstalt getroffen hatte, seine Ehefessel zu lösen. Oder hatte die Baronin selbst gewünscht, daß er sich gleichsam erst als gottbegnadeter Künstler legitimiere, um ihrer Hand würdig zu sein? Dann müßte also sein Stolz ihm verboten haben, von ihr vorher etwas anzunehmen. Diese Vorstellung hob ihn in Katharinas stillen Gedanken. —

Wenige Wochen darauf wurde die große Ausstellung eröffnet. Die Zeitungen brach-

ten sogleich orientierende Berichte. Rettling hielt selbst einige von den größeren, andere las er im Kasino. An diesem Tage brachte er Frau Katharina einen ganzen Stoß mit und türmte ihn vor ihr auf. „Das ist etwas für Sie, liebe Mama," sagte er freudig erregt. „Lesen Sie die Berichte über die Ausstellung. Ich habe die uns interessierenden Sätze überall blau angestrichen."

Mit seltener Einmütigkeit versicherten alle Referenten, schon bei der flüchtigen Überschau fessele ganz besonders ein Bild des Malers Max Rutensteig die Aufmerksamkeit. Es sei im Katalog „Wiedersehen" genannt und erkläre sich leicht selbst. Man blicke von der Straße her in einen durch Lichtbogen grell erleuchteten Zugang zu einem Vergnügungslokal. Er sei mit Ab- und Zugehenden erfüllt. Eben trete eine schöne junge Dame am Arme eines stutzerhaft gekleideten, augenscheinlich nicht mehr ganz nüchternen Herrn auf die Straße hinaus. Während er einer Droschke winke, blicke sie seitwärts nach einer Gruppe von Männern, die nur von der Straßenlaterne ihr Licht erhalten, und scheine zu erschrecken. Der eine von den Männern, in lebhafter Bewegung vortretend, richte einen Revolver auf sie; seine beiden Begleiter seien bemüht, ihn zurückzuziehen. Die Handlung, im wichtigsten Moment fixiert, errege die Teilnahme des Beschauers, der von dem Bilde sofort die traurige Geschichte einer durch die Untreue der Frau zerrütteten Ehe ablese. Die Beleuchtungseffekte seien wundervoll und durchaus nicht übertrieben, dabei die Gestalten von frappanter Körperlichkeit, durchweg modernste Wirklichkeit, vornehm künstlerisch aufgefaßt und mit nicht gewöhnlichem technischem Geschick wiedergegeben. Die Leistung sei um so bemerkenswerter, als Rutensteig zwar als Porträtmaler geschätzt gewesen sei — das Bildnis einer bekannten Dame der Aristokratie im nächsten Saale gebe davon das beste Zeugnis —, bisher aber eigene Kompositionen nicht gebracht habe. Man werde auf diese bemerkenswerte Leistung noch zurückkommen.

Das wollte bedeuten, daß Max Rutensteig über Nacht von einer wenig beachteten Stellung zu einer der obersten, weit sichtbaren Stufen aufgestiegen, ein berühmter Künstler geworden war. Eine so einmütige Hervorhebung der hauptstädtischen Presse mußte zur Folge haben, daß in kürzester Zeit auch die auswärtigen Blätter von dieser Auszeichnung Notiz nehmen, Photographien an allen Schaufenstern erscheinen, die Redaktionen illustrierter Zeitschriften Nachbildungen bringen würden. Der Name Max Rutensteig, bisher nur einem beschränkten Kreise selbst der Kunstgenossen bekannt, war nun bald in aller Mund.

Katharina empfand die aufrichtigste Freude über diesen Erfolg, der sie in ganz eigener Weise überraschte. Wenn ihr Mann einer solchen Leistung fähig war, wie war es ihm nur möglich gewesen, so lange Zeit ohne eine Übung seines schöpferischen Talentes zu lassen? Mila erinnerte sich jetzt einer Skizze, die ungefähr dieselbe Situation darstellte, und die er in kleine Stücke zerrissen hatte, als sie ihn in ihrer kindlichen Neugierde ausfragte, was die Frau gethan hätte, auf welche sich die Pistole richte. „Er hat da angeknüpft, wo er damals stehen geblieben war," sagte sie. „Die Zeichnung, die ich bei der Baronin sah, war auch so eine Wiedererinnerung. Künstlerische Gestaltung konnte dieser Entwurf erst finden, als eine neue, sehr leidenschaftliche Schmerzempfindung sich seiner bemächtigte. Wie hätte er dieses Bild malen können, solange er sich seines ruhigen Glückes erfreute?"

„Und warum nicht ein anderes?" fragte Katharina nachdenklich. „War's denn wirklich meine Schuld, daß er sich unfrei fühlte? Und warum malte er jetzt gerade dieses Bild, dessen Gegenstand ihn unaufhörlich peinigen mußte? Nein, glaube mir, was wir wissen, erklärt noch nicht alles."

Sie konnte in der nächsten Nacht nicht schlafen, stand auf und las die Berichte wieder und wieder. So stolz hatte sie sich noch nie gefühlt. Es war doch ihr Mann, der diesen Sieg errungen hatte, und sie durfte sich sagen, daß er nie errungen wäre ohne ihr Liebeswerk. Ob er's ihr dankte, ob eine andere erntete, was sie gesäet hatte, wie gleichgültig schien ihr das jetzt!

Sie müsse das Bild sehen, war bald nur noch ihr einziger Gedanke. Während sie nun, in den Zeitungen blätternd, überlegte, wie sich ein Besuch in der Ausstellung mit der möglichst geringsten Gefahr, von einem Be-

kannten dort gesehen zu werden, ausführen ließe, war es ihr plötzlich, als ob sich der Name der Baronin mit großen Lettern in ihr Gesichtsfeld einzeichnete. Als sie näher hinsah, schrumpfte freilich die große Schrift zu einer fettgedruckten Stelle des gewöhnlichen Satzes dieses Blattes zusammen. Der Name stand aber wirklich da. Die Feuilleton-Notiz lautete: „Einiges Aufsehen in aristokratischen Kreisen erregte die gestern vollzogene eheliche Verbindung der sehr reichen Baronin Valerie von Feldmar mit einem bekannten Opernsänger, über dessen Ehescheidungsprozeß kürzlich viel gesprochen ist. Das Paar befindet sich auf der Hochzeitsreise nach Italien und wird wahrscheinlich erst hierher zurückkehren, wenn der Bau des neuen Theaters vollendet ist, zu welchem, wie jetzt mit aller Bestimmtheit verlautet, die Baronin das Geld hergegeben haben soll."

Katharina glaubte anfangs ihren Augen nicht zu trauen. Was war das? Die Baronin Feldmar verheiratet? Mit wem, war für sie ganz ohne Bedeutung. Aber verheiratet! Also ihrem Manne verloren. Wie konnte das geschehen sein? Er mußte sich in ihr getäuscht haben. Sie hatte es nicht ehrlich mit ihm gemeint — oder sie hatte ihn rasch wieder aufgegeben, als ihr eine andere Partie lockender erschien. Nun erklärte sich's, weshalb er keine Schritte gethan hatte, seine Ehe zu lösen. Und dieses Bild! Der Verdruß über die Vereitelung seiner Hoffnungen konnte ihm Kohle und Pinsel geführt haben. Sie verlangte nicht mehr, es zu sehen.

Als Mila erwachte, war es auch ihr außer jedem Zweifel, daß sie nun die Ausstellung besuchen müßte. Geschehe dies des Vormittags, gleich nach der Öffnung, so war kaum zu befürchten, daß jemand aus ihrer Bekanntschaft sie beunruhigte. Es müßte doch ein sonderbarer Zufall sein, wenn von den zehn oder zwölf Menschen in der großen Stadt, die man zu vermeiden Grund hätte, gerade einer zu dieser Zeit ihnen da in den Weg träte. Das stellte sie denn auch Katharina vor, um sie zum Mitkommen zu bewegen. Rettling sollte sie begleiten.

Statt einer Antwort schob ihr die Mama, die nach der verwachten Nacht recht übel aussah, das Zeitungsblatt zu und deutete auf die Stelle. Mila hatte kaum einen flüchtigen Blick darauf geworfen, als sie laut aufschrie: „Die Baronin verheiratet! Aber das ist ja eine höchst merkwürdige Neuigkeit. Ja, dann ..." Sie fiel Katharina um den Hals. „Dann kann ja alles wieder gut werden."

Die aber schüttelte den Kopf. „Für mich hat sich nichts geändert," sagte sie sehr ernst. „Was könnte auch?"

Mila schwieg, aber ihr Entschluß war gefaßt. Nur durfte von der Beteiligung ihres Bräutigams nun nicht mehr die Rede sein. Denn es war ihr gewiß, daß sie ihren Vater, nachdem sie sein Bild gesehen, aufsuchen und sprechen müsse.

Davon freilich sagte sie der mütterlichen Freundin nichts.

Sie fuhr mit einem frühen Morgenzuge und begab sich sogleich zur Ausstellung. Sie fand die Räume noch geschlossen.

Mit den ersten trat sie ein und eilte sogleich nach dem Saal, in welchem sie ihres Vaters Bild wußte, während die anderen noch vorn verweilten. Sie hatte sich der peinlichen Vorstellung nicht erwehren können, daß der Maler das Porträt ihrer Mutter, der sie selbst so ähnlich sah, benutzt haben könnte, und atmete erleichtert auf, als sie am Arm des Wüstlings eine ihr ganz fremde Gestalt erblickte, die auch ebensowenig an die Baronin erinnerte. Ihr Vater hatte an den beiden Frauen, die ihm weh gethan, auch als Künstler keine Rache genommen. Mila schalt sich, daß sie so etwas für möglich gehalten; sie wollte es ihrem Vater abbitten. Das Bild machte nun den mächtigsten Eindruck auf sie. Immer mehr schwand das Persönliche des Interesses, machte das Kunstwerk sich geltend. Der geniale Zug darin setzte sie in freudigstes Erstaunen, mehr noch als die technische Vollendung. Diese Gruppen waren nicht im Atelier zusammengestellt und künstlich beleuchtet. Das hatte der Maler in „seines Geistes Auge" gesehen als ein malerisches Motiv und dann in allem Einzelnen der Wirklichkeit abgelauscht. Hätte er nichts gegeben als den auf die dunkle Straße ausmündenden lichthellen Gang mit den heraustretenden Gestalten in voller Beleuchtung und den eintretenden in tiefer Beschattung, so hätte er bei dieser Aus-

führung schon etwas Bewundernswürdiges geleistet. Nun aber waren auch noch die Figuren gegeneinander in eine Handlung gesetzt, die auf größte Teilnahme rechnen durfte. Dieses Bild mußte im langsamen Verlauf vieler Jahre in der Seele des Malers entstanden und plötzlich als ein fertiges auf die Leinwand geworfen sein.

Mila hörte hinter sich Schritte. Es war Zeit, sich loszureißen, wenn sie nicht durch den Schwarm der Besucher um die Stimmung gebracht sein wollte. Als sie sich zum Gehen umwendete, sah sie in dem sonst leeren Saal, wenig entfernt von dem seitlichen Eingang, ihren Vater stehen.

„Mila!“ sagte er leise, indem er noch einige Schritte sich der wie Versteinerten näherte; „ich erwartete dich hier.“

„Mich —?“

„Dich und ... Bist du allein?“

„Ich bin allein.“

Er preßte einen Augenblick die Lippen zusammen. „Ich war schon gestern um dieselbe Zeit hier,“ sagte er dann, „und wollte jeden Tag um dieselbe Zeit wiederkommen, in der Hoffnung ... Es verstand sich ja von selbst, daß ihr diese Zeit wählen würdet, wenn ihr überhaupt ... Und von dir erwartete ich es bestimmt. Warum kam — die Mutter nicht?“

Mila schwieg.

„Hat sie gelesen —?“

„Ja. Aber das andere auch.“

„Welches andere?“

Sie schwieg wieder und blickte jetzt verlegen zur Erde.

„Es wäre mir lieb gewesen,“ fuhr er schmerzlich lächelnd fort, „wenn sie das Bild gesehen hätte, bevor ich ... Nicht wahr, es ist das Werk eines Künstlers?“

„Ich wollte eben zu dir, um dir das zu sagen, Vater.“

„Du wolltest ...“ Er sah sie scharf prüfend an.

Sie hielt den Blick aus. „Wie froh war ich, daß ich es konnte!“

Er legte seinen Arm in den ihren und führte sie durch die menschenleeren Säle und durch den hinteren Ausgang in den stillen Park. Mila ließ es geschehen. „Du bist verlobt,“ sagte er nach einer Weile, wie aus Gedanken aufschreckend.

„Mit deiner Einwilligung, Vater.“

„Ja, ja. Verzeih nur, daß ich dir noch nicht einmal meinen Glückwunsch ...“ Er nahm den Hut ab von der heißen Stirn und trug ihn eine Zeit lang in der Hand. „Aber erst mußte das Bild fertig sein. Und dann ... Wer konnte wissen, ob ich mich da nicht täuschte. Wenn ich mich täuschte, war mein Entschluß gefaßt, und was hätte dir ein Glückwunsch genützt von so einem ... Gut, gut! Lassen wir das. Es ist anders gekommen. Mir ist jetzt wieder der Kopf frei. Ich kann rechnen. Und ich rechne, daß der Kaufpreis für dieses Bild zu einer guten Ausstattung für dich hinreichen wird.“

Milas Arm zuckte. „Aber Vater!“

„Du hast dich freilich von mir losgesagt. Die Umstände haben sich geändert. Und dein Vater bleibe ich doch. Ich denke, es steht nichts im Wege, daß du dieses Bild als deines Vaters Hochzeitsgeschenk annimmst. Oder —“

Mila ergriff seine Hand und küßte sie. „Hast du mich wirklich so verkennen können?“ fragte sie. „Ich that, was ich —“ Die Thränen stürzten ihr aus den Augen; sie konnte nicht weiter sprechen.

„Es war ein großer Schmerz,“ sagte er, selbst sehr bewegt und wie nach Luft ringend, „aber ein heilsamer. Mein Kind ... Wenn mein eigenes Kind — mich verwarf ...“

„Nein, Vater, nein! ich wollte nicht richten.“

„Aber verurteilt war ich doch. Und du hattest recht — ich fühlte es — du hattest recht. Es war ein schwerer Kampf zwischen Gewissen und Leidenschaft, und nun begann er erst. Dabei der Zweifel, ob wirklich mein Talent ... Denn das war's doch, was solche Gewalt über mich erlangt hatte! Mein Talent glaubte ich unterdrückt, und die Liebe eines schönen und hochherzigen Weibes versprach mir Erlösung aus dem Bann. Aber wenn ich mich in mir täuschte! Und gab es kein Mittel, meine Kraft zu proben? Ich war ja doch jetzt frei. Ich hatte mich losgesagt von der Pflicht gegen die Frau, der ich so fesselnden Dank schuldete, und mein Kind hatte sich auf ihre Seite gestellt. Ich war frei. Wenn der Künstler nun zeigte, was er vermöchte! Ganz ohne Beistand von außen — durch sich selbst. Das war ein

göttlicher Gedanke. Da wurde die wilde Leidenschaft zahm, und das heilige Feuer der Begeisterung für den wahren Kunstberuf fing an zu brennen, den ganzen unseligen Menschen erwärmend und belebend. Und mit eins war mir's gewiß, daß ich in meinem äußeren Zustand nichts ändern dürfte, bis dies entschieden sei. Versagte das Talent jetzt, so würde kein Zauberstab es wecken, möchte er auch Blei in Gold verwandeln können. Dann war's aus, ganz aus — kein Vor und kein Zurück möglich. Bewies es seine eingeborene Kraft, ja dann —" Er stockte. „Ich will ganz wahr sein," fuhr er nach einer Minute fort. „Dann, meinte ich, hätte ich auch bewiesen, im Recht zu sein, wenn ich die zu engen Schranken durchbrach und die Hand ergriff, die mir den Weg zu Freiheit und Lebensglück gezeigt hatte. Die Frau aber, der ich sagte, daß ich sie nicht wiedersehen wolle, bis ich ihr als ein anerkannter Künstler gegenübertreten könne, verstand mich nicht. Sie verlangte volle Unterwerfung — und da wußte ich, daß sie mich nicht liebte. Und mehr noch wußte ich: daß ich sie nie geliebt hätte. Deshalb machte ich rasch ein Ende."

„Du, Vater?" rief Mila überrascht; „du hast —"

„Gleich nachdem ich die Leinwand auf der Staffelei hatte. Das Atelier war gerade noch groß genug für sie."

„Und ließest uns nicht erfahren —"

„Euch? Zu welchem Zweck? Ich hatte gethan, was ich nicht lassen konnte, und meine Schiffe waren verbrannt. Wie ich Katharina kannte — Nein! das würde sie gar nicht begriffen haben. Und mich selbst hätte ich vernichtet. Jetzt erst wußte ich, was sie mir gewesen war — was sie mir nie wieder würde sein können. Kein Gedanke an Scheidung mehr, aber auch kein Gedanke an eine unmögliche Aussöhnung. Nur noch eine Hoffnung lebte: ihr den Beweis zu führen, daß der Künstler ihrer Achtung nicht unwert geworden war und ihre Verzeihung verdiente. Und so habe ich jenes Werk geschaffen in steter Sorge um ihre Anerkennung. Sie denkt nicht klein. Es würde ihren Gram lindern, hoffte ich, wenn sie Freude an meinem Schaffen haben könnte. Wir würden dann in Zukunft nebeneinander hergehen wie zwei Menschen, die gleichsam aus der Entfernung Freunde bleiben dürfen. Warum sollten sie sich scheuen müssen, einander zu begegnen? Vor dem Bilde dort hätte ich ihr demütig die liebe Hand küssen können, ohne mich erniedrigt zu fühlen. Und auch sie hätte wohl —"

„Aber konnte sie denn ahnen, was geschehen war?" fiel Mila rasch ein. „Und das letzte ... Weißt du, daß Frau von Feldmar verheiratet ist?"

Er blickte sie mit großen Augen etwas verwundert, aber ohne lebhaftere Beteiligung an und schüttelte den Kopf. „Nein. Es ist auch gleichgültig."

„Die Mutter aber erfuhr es — zufällig aus demselben Blatt, das ihr deinen Triumph meldete. Und da ... Ja, wie sollte sie sich das vorstellen?"

Er hob das Kinn und senkte es langsam wieder. „Freilich, freilich." Es schien ihm Mühe zu verursachen, den Zusammenhang sich klar zu stellen, und er begnügte sich wohl schließlich auch mit dem allgemeinen Gefühl, daß Katharina ganz richtig gehandelt haben werde. Sie gingen um den Teich mit dem Springbrunnen herum und an den Reihen von Tischen und Stühlen vorbei, zwischen denen ein paar Kellner nach den ersten Frühstücksgästen ausschauten. „Willst du etwas essen?" fragte Rutensteig.

„Ich bin nicht hungrig," versicherte Mila, „und Mittags bin ich wieder zu Hause."

„Zu Hause. Das heißt ... Na ja — du bist ja da zu Hause."

„Vater —!"

„Aber jetzt hast du doch keinen Grund mehr ... Und ich kann's so einsam mit der alten Aufwärterin nicht länger aushalten. Ja, solange das Bild auf der Staffelei stand ... Aber wenn ich nun auch eine andere Leinwand aufspanne, es ist nicht mehr das. Ich kann jetzt ruhiger arbeiten — es hängt nicht mehr Sein und Nichtsein davon ab. Und wenn ich herunterkomme, will ich doch ..." Er schluckte heftig. „Warum soll ich da meine Tochter nicht finden können?"

„Du verlangst, daß ich —?"

„Ja. Ich stehe allein, und du bist meine Tochter; und es kann wieder zwischen uns beiden sein, wie es war."

„Nur daß die Mutter ...“

„Das ist nun nicht anders.“

Sie sann ein Weilchen nach. „Ich bin aber verlobt, und mein Bräutigam wünscht, daß wir bald Hochzeit machen.“

„Das will ich ihm nicht verdenken. Aber kannst du dir's denn vorstellen, daß ich auf deiner Hochzeit fehle?“

„Nein, nein! Jetzt kann ich's nicht mehr.“

„Dann muß ich sie dir aber ausrichten. Aus meinem Hause mußt du deinem Gatten folgen. Kann das anders sein, Mila?“

Sie antwortete nicht. Eiligeren Schrittes ging sie die Treppe vor dem Ausgang hinauf. Dort küßte sie ihn zum Abschied. „Gedulde dich noch kurze Zeit,“ sagte sie; „du sollst bald von mir hören — recht bald.“

Ein Pferdebahnwagen stand gerade zur Abfahrt bereit. Sie stieg auf. Er blieb zurück, wie sie es zu wünschen schien, und winkte ihr einen Abschiedsgruß.

* * *

Am nächsten Tage gegen Mittag, als Rutensteig aus seinem Atelier nach der Wohnung hinabkam, sich zum Ausgehen zu rüsten — er aß in einem Speisehause —, fand er zu seiner Verwunderung den Tisch gedeckt.

Die Thür des Nebenzimmers öffnete sich. Heraus trat Mila mit glückstrahlendem Gesicht. Hinter ihr aber stand Katharina. „Da bringe ich dir deine Frau zurück, Vater,“ rief sie, ergriff seine Hand und zog ihn sich nach. Die andere aber streckte sie nach der Mutter aus. Katharina legte die ihrige hinein und Mila fügte die beiden Hände der Nichtwiderstrebenden zusammen.

„Und es soll sein, wie es vordem gewesen ist?“ fragte der Maler, schon der zustimmenden Antwort gewiß.

„Wenn Mila recht hat, daß ich dir lieb komme —“

Er umfaßte Katharina und schloß sie in seine Arme. „Es ist ja mehr Glück, als ich verdiente — ja, noch zu finden hoffte!“

Ihre Wangen glühten. „Und du wirst nie vergessen, daß diese häusliche Fessel dich nicht hindert, ein freier Künstler zu sein?“

„Jetzt zweifle ich nicht mehr an meiner Kraft,“ rief er; „ich habe sie erprobt!“

Sie machte sich von ihm los, eilte auf Mila zu, die seitwärts stand, und zog sie an ihre Brust. „Dir dank ich's,“ sagte sie innig, „dir!“

„So wäre ein ganz kleines Teilchen meiner Schuld glücklich getilgt,“ antwortete Mila. „Ach, liebe Mutter!“

„Laß nur den Rest,“ bat Rutensteig; „ich hoffe, ihn bewältigen zu können. Eine wie leichte Bürde ist mir jetzt der Dank! Kind, Kind! wenn du deinen Vater nicht verleugnet hättest ...“

Die Hausglocke tönte. Mila lief hinaus. „Da kommt noch einer, welcher zu uns gehört.“

„Ach so! Es ist ja auch für zwei mal zwei gedeckt, wie ich sehe,“ sagte der Maler lächelnd.

Es dauerte eine Weile, bis das junge Paar eintrat. Das alte hatte sie nicht ungenutzt gelassen.





# Der Prätendent Karl Eduard Stuart.

Von

**Arthur Kleinschmidt.**

Von den Kirchen der ewigen Stadt klangen die Sylvesterglocken hinaus in die schweigende Campagna; das neue Jahr stand schon auf der Schwelle, aber noch ein Erdenbürger sollte in die Register des abscheidenden Jahres 1720 eingetragen werden, kein gewöhnlicher Sterblicher: ein Thronfolger ohne Thronaussichten. Auf kaum einer zweiten Dynastie hat so sichtbarlich des Schicksals unbarmherzige Hand gelastet wie auf den Stuarts: fünf unter den Königen Schottlands, die sich Jakob nannten, waren unter absonderlichen Umständen, Maria und Karl I. unter dem Beile aus dieser Welt geschieden, und nun lebten die letzten des geprüften Hauses, vom Throne Großbritanniens seit Decennien ausgeschlossen, im Exile. Um das Kind drängten sich Kardinäle und Damen aus Italiens vornehmsten Familien, von der Engelsburg donnerten die Kanonen, und der greise Klemens XI. segnete das Kind, an dessen Wiege er reiche Geschenke band. Mit Jubel schauten „König Jakob III.", wie die Getreuen den „Chevalier von Saint-Georges" nannten, und die ihm im Zauber der Romantik angetraute „Königin" Maria Klementine, die reizende Enkelin des ritterlichen Königs Johann III. Sobieski von Polen, auf „die Hoffnung Britanniens", als welche Denkmünzen den Neugeborenen bezeichneten; es war ein Lever, glänzender als irgend eines in seinem langen Leben. In der Taufe empfing er die Namen Karl Eduard Ludwig Philipp Kasimir, die Geschichte kennt ihn als Karl Eduard, er selbst nannte sich durchgehend Karl. Seine Umgebung in Rom war eine englische, mancher Protestant darunter, trotz der streng katholischen Gesinnung eines Hauses, dem der Übertritt zur Papstkirche zum Verderben ausgeschlagen war; die Erziehung war gut, er lernte genügend und zeigte Sinn für Kunst und Musik; der römische Adel verzog ihn, die Päpste erwiesen ihm viel Huld, und so erlebte er manche frohe Stunde, wenn auch das früh eingetretene offene Zerwürfnis seiner Eltern, der alte Zwist im Stuart-Hause, breite Schatten über seine Jugend warf. Als Karl Eduard 1734 unter seinem Vetter, dem Herzoge von Berwick, zur Belagerung von Gaeta auszog, betete man für ihn in allen Klöstern Roms; der Eroberer Neapels, Karl von Spanien, empfing den „Prinzen von Wales", ernannte ihn zum General der Artillerie und gab ihm monatlich tausend Kronen Gehalt. Karl Eduard legte früh Zeugnis physischen Mutes und jenes ungestümen Sinnes ab, der ihn lebenslang beherrschte; er war eifrig im Dienste, bekundete militärischen Blick und versicherte, Kanonendonner sei ihm lieber als Opernmusik; die Mannschaft betete ihn an, nach der Einnahme Gaetas wurde er in Neapel angestaunt, und wie bestrickend war er im Umgange: wie gefiel es den Wallonen, wenn er französisch, den Spaniern und Italienern, wenn er in ihrer Muttersprache mit ihnen redete! Von Neapel im September 1734 heimgekehrt, träumte er mit dem Vater von Intriguen, um die Krone wieder zu erlangen; nach dem Tode seiner unglücklichen Mutter (im Januar 1735) schickte ihn der Vater auf Reisen, um nicht nur seine

Bildung zu vervollkommnen, sondern auch politische Beziehungen anzuknüpfen, und Karl Eduard besuchte als „Graf von Albany" die italienischen Höfe, mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen, durch sein Wesen und seine Erscheinung das Entzücken aller; Venedig feierte ihn wie einen König. Er jedoch erkannte täglich mehr, wie wertlos diese sämtlichen Huldigungen und wie falsch seine Stellung sei, gab sich mit jugendlichen Illusionen dem Gedanken hin, die drei Reiche zu erobern, deren Krone seinem Vater und einst ihm nach legitimem Erbrechte gebühre, studierte alle Fragen, die sich auf diese Möglichkeit bezogen, und bereitete im stillen den Moment einer Restauration vor. Die „Jakobiten" über dem Kanale waren ja nicht unthätig, aber ein Komplott um das andere gegen das nun herrschende Welfenhaus scheiterte, und Jakob III. war zu indolent, zu furchtsam. Um so kecker zeigte sich der „Prinz von Wales". Am 9. Januar 1744 verließ er verkleidet und unter falschem Namen Rom, ging über Paris, wo er sich um Hilfe bewarb, nach Dünkirchen und beobachtete mit brennenden Augen die Manöver der zur englischen Expedition bestimmten französischen Flotte, ohne daß man auf ihn die mindeste Rücksicht nahm. Er schiffte sich mit dem Marschall Moritz von Sachsen ein, der die Landungstruppen befehligen sollte, aber ein Sturm jagte die Schiffe zurück, die französische Flotte strich vor einer englischen unter Admiral Norris die Segel, und die Versailler Regierung wollte nicht länger die Alliierte der Stuarts und ihrer Restaurationspläne sein. Der „Chevalier" und sein Sohn hatten am Siege nicht gezweifelt, der erstere hatte seinen Hofstaat zum glänzenden Einzuge in London equipiert, und nun war alles umsonst, ja es war fraglich, ob „der Usurpator" Georg II. den Aufenthalt Karl Eduards in Frankreich ferner zugeben würde. Karl Eduard kam heimlich nach Paris, nannte sich bescheiden „Baron Renfrew", interessierte den Kardinal de Tencin für sich und erhielt vom Hofe monatlich fünftausend Franken. Auf sich angewiesen, entschloß er sich, auf eigene Faust eine zweite Expedition zu wagen; rührte sich England nicht für die Stuarts, so rechnete er desto sicherer auf das schottische Erbland, auf tausendfältige Beziehungen, die eine Herrschaft von mehr als dreihundert Jahren in gemeinsamem Schicksale zwischen Dynastie und Nation geknüpft haben müsse, und redete sich ein, er brauche nur zu landen, dann stiegen kernfeste Recken herab von den felsigen Schluchten und den mit Heidekraut umsponnenen Hügeln und umringten die Königsfahne. Lautete doch schon das Sprichwort: He that would England win, must with Scotland first begin!"

Karl Eduard entwarf mit einigen irischen Offizieren den Feldzugsplan, lieh Geld an, verpfändete Juwelen, kaufte Waffen, rüstete ohne Kenntnis der französischen Regierung ein Kriegsschiff und eine Brigg und segelte am 13. Juli 1745 zu dem größten Abenteuer seines Lebens ab, umgeben von nur sieben Anhängern und im Besitze von viertausend Louisdor; er trug das Kleid eines Schülers des Pariser Schottenkollegs, ließ sich den Bart wachsen, und die Schiffsleute ahnten nicht, wer ihr junger Passagier sei. Auch Jakob III. wußte nichts von dem Unternehmen, erst nach der Abfahrt empfing er einen Brief, in dem der Sohn ihn und den Papst um den Segen bat und erklärte, er wolle, wenn es sein müsse, wie Curtius sterben, um sein Land glücklich zu machen. Die Brigg La Doutelle, die ihn nach Schottland trug, warf am 2. August Anker an der Insel Eriskay, einer der mittleren Hebriden, und man betrachtete es als ein Omen, als Willkommgruß des Königs der Vögel, daß ein aufgescheuchter Adler das Schiff umkreiste; der Jüngling hörte gern solche Aufmunterungen und legte ihnen mehr Gewicht bei als dem Drängen des Laird von Boisdale u. a., er möge zurückkehren; am 4. August landete er an der Nordwestküste von Schottland in der zerklüfteten Bucht von Lochnannagh. Einflußreiche Clans-Häuptlinge schlossen sich ihm an, am wichtigsten war der Anschluß des im Hochland angesehenen Cameron von Lochiel, andere aber wollten nichts vom Abfalle von Georg II. hören. Der Prinz verwertete alle Talente der Verführung, mit denen ihn die Natur reich ausgestattet hatte, die athletische Gestalt imponierte unwillkürlich, seine großen blauen Augen senkten sich in die Herzen, er redete die Sprache eines Freundes zu Freunden,

versuchte sich im Gälischen und spielte den enthusiastischen Hochländer; das Nationalkostüm kleidete ihn prächtig. Seinen Freund Murray ernannte er zum Staatssekretär, und Proklamationen ergingen, in denen er die Regentschaft der drei Reiche im Auftrage seines Vaters als „König Jakobs VIII.“ übernahm, allen seit 1688 vom königlichen Hause Abgefallenen Pardon bewilligte, sobald sie zum legitimen Könige Jakob VIII. zurückkehren würden, und das Heer von Georg II. zu Jakob hinüberrief; an großen Verheißungen ließ er es nicht mangeln, er versprach ein freies Parlament, Schutz aller Privilegien, volle Religionsfreiheit. Unter dem Eindruck einer Schlappe, welche die Engländer erlitten, entfaltete er am 19. August unter dem Hurra seiner ersten sechshundert Anhänger die alte weiß-blau-rote Fahne im pittoresken Thale von Glenfinnan. Den Truppen, welche die britische Regierung gegen ihn ausschickte, konnte er bald einige Tausend kühne Männer entgegenstellen, und er fühlte sich sicher genug, um die Proklamation, in der die Regierung 30000 Pfund auf seinen Kopf setzte, mit einer Gegenproklamation zu beantworten, in der er als „Regent der Königreiche Schottland, England, Frankreich und Irland“ den gleichen Preis für Auslieferung „des Kurfürsten von Hannover“ auswarf. Von Perth aus ließ er im September in Angus und Fife Jakob VIII. proklamieren, während dieser eben in Rom in seiner Not seine Juwelen für achttausend Scudi verpfändete. Neben den Geschäften huldigte er reichlich geselligen Vergnügungen, mehr noch als die Männer waren Schottlands Frauen vom „Young Chevalier“ begeistert, der sie an den viel besungenen Robert Bruce erinnerte; er war für sie ein romantischer Held, und alsbald begannen die Barden zu seinem Preise zu dichten; dem Vater schrieb er: „Seit meiner Landung ging mir alles nach Wunsch.“ Durch lauter Gegenden, die Zeuge der Geschichte des Hauses Stuart gewesen, drang Karl Eduard nach Süden vor, ohne Blutvergießen nahm er am 17. September Edinburg, und der Verbannte, der Geächtete schlief im Königsschlosse von Holyrood; draußen verteilte man weiße Bänder und rief am Alten Kreuze seinen Vater zum Könige aus. Noch war die Krone ein Luftgebilde; es galt, sie mit dem Schwerte zu gewinnen, der Sohn der schönen Klementine zog darum unter dem Jubel seiner Soldaten nochmals das Schwert, rief „Ich habe die Scheide weggeworfen!“ und zog dem englischen Heere unter General Cope entgegen. Zwar hatte er weder Geschütz noch Kavallerie, nur die Gewehre und die Schlachtschwerter der Hochländer, und doch überwand er Cope am 21. September bei Prestonpans (Gladsmuir), wo er selbst die Reserve führte, vollständig. Seine Leute sahen im feindlichen Lager manche Neuigkeit; als einer eine Uhr fand, die stehen geblieben war, hielt er sie für ein totes Tier; zu was brauchte man Perücken? und wie spotteten die derben Brandytrinker über die Schokolade, die Cope mitführte; „Copes Salbe“ nannten sie das unbekannte Getränk. Walter Scott hat in seinem herrlichen Romane „Waverley“ Karl Eduard in jenen Tagen verewigt. Prestonpans machte auf „Young Chevalier“ bei aller Freude einen wehmütigen Eindruck, weil er in den besiegten und getöteten Feinden „seines Vaters Unterthanen“ erblickte. In London zitterte das Ministerium Pelham-Newcastle vor dem sieghaften Fortgange der „Rebellion“, verlor alles Selbstvertrauen und traf neue militärische Rüstungen gegen den in Holyrood Hof haltenden Sieger. Wie ein Dieb in der Nacht hatte die jakobitische Insurrektion die allmächtige Whigherrschaft überfallen, diese stand entblößt in ihrer Kläglichkeit da, und ein Mitglied des Ministeriums selbst gestand zu: England gehöre dem, der zuerst komme, sei es ein Holländer, Franzose oder Spanier. Karl Eduards Drawing rooms machten denen Georgs II. bedenkliche Konkurrenz, Hoch- und Tiefland des alten Stuartreiches huldigten dem „Prinzen von Wales“ und zahlten Steuern; als er aber den Sieg ausbeuten und auf London vorrücken wollte, fand er keinen Anklang bei seinem Staatsrate; man riet ihm, er solle zuerst seine Mannschaft tüchtig einschulen, seine Herrschaft in Schottland befestigen und die Jakobiten in England auf seine Ankunft vorbereiten lassen; daß er in humaner Gesinnung die Blockade des von den Engländern besetzten Schlosses in Edinburg einstellte, daß er Gefangene mild behandelte, fand bitteren Tadel; trotz der Steuern war

Mangel in der Kasse, die Uneinigkeit im Staatsrate lähmte die Geschäfte. Karl Eduard berief ein Parlament, erklärte „das vorgebliche Parlament des Kurfürsten von Hannover" für ungültig und hochverräterisch, und da er die Strömung kannte, welche auf die Losreißung Schottlands von England und auf die Selbständigstellung Schottlands auslief, schmeichelte er derselben und hielt in sehr gewandten Erlassen dem Unheil der deutschen Herrschaft die Segnungen einer nationalen Regierung entgegen. Fast täglich besuchte er das Lager, in dem sein auf sechstausend Mann angewachsenes Heer lebte, eifrig exerzierte er die Leute ein, oft schlief er in den Kleidern bei ihnen. Ob von Frankreich Hilfe zu erhoffen sei, war nach den bisherigen Erfahrungen recht fraglich, trotzdem erbat er wiederholt solche von Ludwig XV. und stattete die Audienz, die er dem Marquis d'Eguilles erteilte, mit großer Feierlichkeit aus, als komme derselbe in der Eigenschaft eines beglaubigten Diplomaten des Königs an seinen Hof; thatsächlich fiel die französische Hilfe höchst ungenügend aus, er mußte sich selbst helfen. Am 31. Oktober rückte er von Edinburg ab, in Dalkeith teilte er sein Heer in zwei Divisionen, deren eine er selbst befehligte; beide erschienen vor Carlisle, hatten aber, da der Marsch nach England hin den Gemeinen nicht behagte, unterwegs wenigstens tausend Mann durch Desertion verloren. Karl Eduard stand jetzt auf englischer Erde vor einer Festung von gefürchtetem Rufe, erzwang aber ihre Kapitulation und zog am 17. November als Triumphator ein, von der Bevölkerung kalt empfangen. Mit der Losung „Vorwärts!" ging es weiter, im Hochländerkleid schritt er an der Spitze irgend eines Clan dahin, bedürfnisloser als irgend einer im Heere; um vier Uhr stand er auf, nachdem er meist in den Kleidern geschlafen hatte, und man sagte von ihm, er esse in vier Minuten zu Mittag und gewinne in fünf eine Schlacht. War es ein Wunder, daß die Soldaten „Young Chevalier" vergötterten? Nachdem er Manchester, das ihn weit besser als die anderen englischen Städte aufgenommen, verlassen hatte, begegnete ihm eine uralte Anhängerin der Stuarts, die 1660 auf dem Arme der Mutter König Karl II. hatte in Dover landen und den Thron besteigen sehen; sie legte dem Prinzen den Erlös ihrer Wertsachen zu Füßen; lange hatte sie ja für die Stuarts gespart, ja ihnen auch anonym Geld zukommen lassen, jetzt preßte sie die welken Lippen auf die Rechte des schönen Thronerben und rief mit Simeon aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!" Am 4. Dezember stand Karl Eduard in Derby, neunzig englische Meilen von London; in London brach eine Panik aus, die Läden wurden geschlossen, in hellen Haufen lief man nach der Bank von England, die sich nur durch einen Kunstgriff vor Bankerott rettete, der Herzog von Newcastle bot ein Bild des Jammers, die zahlreichen Jakobiten in London blickten zuversichtlich um sich, und der König ließ für alle Fälle seine Yacht zur Flucht rüsten. An diesen „Schwarzen Freitag" erinnerten sich die Londoner noch nach Decennien.

Karl Eduard Stuart.

Da wandte sich Fortuna von dem Prinzen ab, nicht nur nahten von verschiedenen Seiten englische Heere, sondern als der Prinz in vollster Siegeslaune auf London marschieren wollte, erklärte ihm am 5. Dezember in Derby Lord George Murray an der Spitze aller Offiziere, die Schotten würden nicht mit ihm ziehen. Er mochte so entrüstet sein, wie er wollte, die Schotten blieben bei der Weigerung, der größte Teil des Staatsrates dachte wie sie, und Karl Eduard mußte, ob auch sein Herz blutete, am folgenden Tage den Rückzug antreten. Was auch kommen mochte, von der ganzen Expedition war der Nimbus abgestreift, der Stern von Prestonpans versank. Auf dem Rückzug nach Norden löste sich bei den Schotten die Mannszucht, sie hausten wie Räuber in Dorf und Stadt, um ihre Unzufriedenheit auszutoben, und der Prinz ritt, mutlos werdend, wie traumverloren bei dem Nachtrab, mehr einem Gefangenen als einem Heerführer gleichend. Manchester leistete jetzt erbitterten Widerstand, der Pöbel feuerte auf den Nachtrab, und Karl Eduard konnte von Glück sagen, daß ihn keine Kugel traf. Bei Clifton schlugen die Männer aus Glengarry am 18. Dezember englische Reiterhaufen in die Flucht, auch ein zweiter Angriff glückte den Schotten, und am 19. erreichten sie Carlisle. Tags darauf wateten sie durch den angeschwollenen Eskfluß, wobei Karl Eduard einem Hochländer das Leben rettete. Keine Scholle mehr in England war in seiner Gewalt, in Schottland aber sammelten sich seine Anhänger wieder, und er konnte sich in Perth rühmen, neuntausend Soldaten zu haben, die höchste je von ihm erreichte Ziffer. Eben wollte er die Festung Stirling damit belagern, als der Herzog von Cumberland, ein Sohn Georgs II., ihm den General Henry Hawley auf den Leib schickte. Karl Eduard trat Hawley am 17. Januar 1746 bei Falkirk entgegen und schlug ihn derart, daß ein neuer Schrecken ganz England ergriff. Georg erkannte, er müsse dem Thronangreifer einen anerkannten Feldherrn entgegenstellen, und betraute nun den tapferen Cumberland mit dem Oberbefehle. Im des Prinzen Heere zeigte sich neue Unzufriedenheit trotz des Sieges, vielen trat er zu human auf, Hunderte desertierten, um ihre Beute in Sicherheit zu schaffen, und die Häuptlinge zwangen ihn, indem sie sich wieder als Kriegsrat aufdrängten, die abermalige Belagerung von Stirling aufzuheben. Sein weiterer Rückzug, bei dem sich die Disciplin immer mehr lockerte, glich einer Flucht; in Moy Castle bei dem Laird von M'Intosh, dessen heldenhafte Frau für ihn im Felde focht, hatte er nur einige Hundert Leute bei sich, als Lord Loudon den Anschlag machte, ihn zu fangen und damit den Krieg zu beendigen, die Lady aber davon erfuhr und den Plan vereitelte. Der Herzog von Cumberland, der hinter ihm herzog, eroberte einen Platz um den anderen, und während er Verstärkungen erhielt, blieb die französische Hilfe für Karl Eduard immer wieder aus; in seiner Kasse trat absolute Ebbe ein, er mußte den Soldaten einen Teil des Soldes in Mehl verabreichen, was ihre Mißstimmung vermehrte, wenn sie auch allen Lockungen der Feinde, ihn zu verraten, trotzten und den Judaslohn ihrer Altvordern für die Auslieferung Karls I. nicht verdienen wollten.

In der Gegend von Nairne warf der Prinz den Vortrab des Herzogs von Cumberland am 25. April zurück, aber um ihn herum schlich die Unzufriedenheit, es fehlte an allem nötigen, sein Rat lag in beständigem Zwist, und so sah Karl Eduard seine letzte Zuflucht in einer Entscheidungsschlacht, die er Cumberland anbot. Mit einem Zwieback den Tag, wie er ihnen am 26. April gereicht ward, konnten und wollten seine Soldaten nicht leben. So kam es am 27. April zu der mörderischen Schlacht bei Culloden, in der die rohe altkeltische Fechtweise der modernen Taktik erlag und Karl Eduard die Vernichtung seines Heeres trotz heldenmütigen Kampfes erlebte; die Kanonen Cumberlands schienen es besonders auf seine Fahne abgesehen zu haben, sie töteten dicht neben ihm seinen Diener, und die von ihnen aufgewühlte Erde überschüttete ihn; vergebens suchte er die wankenden Truppen zu sammeln, dann verließ er in der Hoffnung, die Zersprengten würden sich wieder einfinden, mit einer Reiterabteilung das Schlachtfeld, behielt nur einige Irländer bei sich und flüchtete über Gortulegg nach dem Westen. Cumberland durchzog Schottland mehr als Scharfrichter

denn als Sieger, verhing über die Jakobiten das grausamste Strafgericht und erwarb sich den Beinamen des Schlächters (the butcher). Indessen „Jakob VIII.“ sich in Rom stumpfer Mutlosigkeit überließ, flüchtete sein Sohn, oft ohne Nahrung und stets ruhelos, von Ort zu Ort, hinter sich die englischen Verfolger, die den Blutpreis von 30000 Pfund verdienen wollten; wie oft wechselte er die Verkleidung, wie manche Nacht schlief er unter freiem Himmel, im Schutze eines Felsens oder eines Waldes, bei einer Räuberbande, wie selten war ihm ein Bett beschieden — Abenteuer so wundersamer Art, Gefahren so tausendfältig, daß Walter Scott dieselben kaum auszuschmükken brauchte, um sie in seinen „Erzählungen eines Großvaters“ zu verewigen. In der Nacht seines Elendes, in der Karl Eduard selbst jede Hoffnung auf Erfolg aufgab, erscheint wie ein Genius des Lichts jene reizende Flora M'Donald, die ihn unter der Maske ihrer Zofe von South-Uist nach der Insel Skye und weiter rettete, was ihr nachher eine Haft im Tower zuzog. Karl Eduard dankte Gott, als er die Kunde erhielt, zwei französische Fregatten seien, um ihn abzuholen, in der Bucht von Lochnanuagh angelangt, dort wo er mit den höchsten Hoffnungen vor einem Jahre gelandet war. Sein treuer Freund Lochiel und etwa hundert Anhänger gingen am 20. September mit ihm, Cluny M'Pherson blieb zurück, um von einem Versteck aus Karl Eduards Briefwechsel mit den Hochländern in den nächsten Jahren zu vermitteln. Die große Epopöe von Karl Eduards Leben war vorüber; mochten sie auch im Hochlande noch singen „Charlie is my darling“, so war er seit seiner Landung bei Morlaix in der Bretagne, 29. September 1746, ein Prätendent wie so viele und weiter nichts mehr.

Ludwig XV. empfing ihn in Versailles voll Huld, behandelte ihn als Prinzregenten von England, Schottland und Irland und lullte ihn, um seinem Drängen um Hilfe auszuweichen, mit neuen Zusicherungen ein, warf ihm ein Jahrgeld von 200000 Franken aus und lud ihn oft zu Hof; da auch die Königin Maria und eine von ihren Töchtern ihm sehr gewogen waren, umringte ihn der französische Adel bewundernd und flüsterte von Heirats-Plänen; als ihm aber der Kardinal von Tencin anbot, Frankreich wolle seine Restauration bewirken, sobald er ihm Irland abtrete, lehnte er dies voll Entrüstung ab. Die Hoffnungen, die er auf Spanien setzte, von wo ihm außer guten Wünschen auch viel Geld zugeflossen war, veranlaßten ihn, nach Madrid zu reisen, doch erreichte er nichts durch sein Erscheinen; der Hof gab ihm ein Jahrgeld von 12000 Dublonen, drang aber in ihn, schleunigst abzureisen. Mit seinem Vater stand er seit einiger Zeit auf kaltem Fuße, der Familienzwist der Stuarts erlosch nie, und als sein jüngerer Bruder, der dem Vater weit ähnlichere Heinrich Benedikt Herzog „von York“, in den geistlichen Stand eintrat, mißbilligte er dies entschieden. Als Ludwig XV. im Jahre 1748 mit Georg II. Frieden schließen wollte, verlangte das Kabinett von Saint

Gräfin von Albany

James, „der junge Prätendent“ dürfe nicht länger in Frankreich residieren; die französische Regierung bot hierauf Karl Eduard an, er möge sich nach Freiburg in der Schweiz begeben, wo ihm ein fürstliches Asyl und große Vorzüge zu teil werden sollten, und willigte in die britische Forderung ein. Mit demselben Starrsinne, der seinem Großvater den Thron gekostet hatte, widersetzte sich Karl Eduard; er protestierte in aller Form gegen seine Ausweisung, beharrte auf dem ferneren Aufenthalt in Frankreich und trotzte ungestümen Sinnes der kalten Staatskunst. Die Versailler Regierung jedoch duldete keinen Widerspruch, auf der Fahrt zur Oper wurde der Prinz am 10. Dez. 1748 von Soldaten gepackt, mit Stricken gebunden und nach Vincennes ins Staatsgefängnis geschleppt — unaustilgbare Eindrücke! Die Pariser tadelten den König und das Ministerium wegen solcher Behandlung eines Gastfreundes bitter, und der Dichter Dufresnoy rief aus:

Peuple jadis si fier, aujourd'hui si servile,
Des princes malheureux vous n'êtes plus l'asile ...
Tu triomphes, cher prince, au milieu de tes fers,
Sur toi dans ce moment tous les yeux sont ouverts.
Un peuple généreux et juge du mérite
Va révoquer l'arrêt d'une race proscrite.

Der Dauphin selbst bereitete seinem Vater wegen der Mißhandlung des Prinzen eine Scene. Die Regierung sprengte, um die Tadler zu besänftigen, eine Fabel über die Verhaftung aus und schaffte Karl Eduard über die Grenze; in der Verkleidung eines spanischen Soldaten ging er nach Montmélian in Savoyen und am 27. Dezember 1748 nach Avignon, wo er abermals unter päpstlichem Schutze lebte. Auf seiner schottischen Expedition hatte er die Tochter eines Anhängers, Klementine Walkinshaw, kennen gelernt; sie begleitete ihn jetzt auf seinen Wanderfahrten im Exile, oft für seine Gemahlin angesehen. Da das britische Kabinett dem Papste mit dem Bombardement von Civitavecchia drohte, falls er den Prinzen länger in Avignon beherberge, so ging Karl Eduard in der Nacht des 28. Februar 1749 von da weg und hüllte nun längere Zeit seinen Aufenthalt in tiefes Geheimnis, wovon er selbst Vater und Bruder nicht ausnahm. Wahrscheinlich lebte er in Verborgenheit in Frankreich, wo er am Herzoge von Bouillon einen treuen Freund besaß.

Im Jahre 1750 besuchte er zum erstenmal London, wo für seine Sache noch viele Jakobiten rührig waren, mußte aber einsehen, daß zu einer Erhebung keine Zeit sei; da er glaubte, ein hauptsächliches Hindernis für das Gelingen seiner Aussichten sei seine Konfession, um derentwillen das englische Volk sich von ihm fern halte, so trat er — aber nur vorübergehend — in England im September 1750 zur anglikanischen Kirche über, ohne darum in den katholischen Städten, in denen er den größten Teil seines langen Lebens verweilte, außerhalb der katholischen Kirche zu stehen. Mehr und mehr verfiel er der Trunksucht; der Held im Kilt, auf dem die schönen Augen der Hochländerinnen geruht hatten, wurde zum schwerfälligen Trinker, der meist übler Laune war, zum mürrischen, argwöhnischen, starrköpfigen und völlig korrumpierten Menschen, der Held zum Feigling, der Menschenfreund zum Tyrannen; von einer Ähnlichkeit mit dem gefeierten Prince Charlie, mit dem Young Chevalier des Liedes war nichts mehr zu erkennen. 1752 war er abermals inkognito in London, aber niemand steckte die weiße Rose an, und ebenso erfolglos verlief sein dritter Besuch in London 1754. Walter Scott hat dieser Episoden im „Redgauntlet“ in dichterischer Verbrämung gedacht, sie schlugen noch bis 1760 Wellen, um dann zu zerrinnen.

Klementine Walkinshaw war in Lüttich 1753 von einer Tochter genesen, Karl Eduard ließ sich mit beiden einige Zeit in Basel nieder, bald aber erkaltete seine Neigung und er schämte sich nicht, Klementine zu mißhandeln; im Juli 1760 verließ sie ihn mit Vorwissen seines Vaters, er kümmerte sich fortan weder um sie noch um seine Tochter Charlotte, sank von Stufe zu Stufe, und recht eigentlich durch ihn bekehrten sich seine Anhänger zu guten Welfen. Sein Vater setzte Klementine eine Pension von fünftausend Franken aus, von der sie in der Abtei zu Meaux lebte; später zahlte sie ihr Heinrich Benedikt aus, der seit 3. Juli 1747 Kardinal-Diakon war. Am 12. Januar 1766 starb „Jakob III.“, Karl Eduard, der sich nun „Karl III., König von England, Schottland, Frankreich und Irland“ nannte, eilte nach Rom, fand aber nicht den erwarteten Empfang als König; nur wenige Jako-

biten huldigten ihm, der Vatikan behandelte ihn gleichgültig, und der Kardinal von York bemühte sich umsonst, einen intimeren Verkehr einzuleiten. Die britische Regierung entschlug sich aber trotz des tiefen Falls der stuartischen Aussichten nie der Furcht vor dem Prätendenten, umstellte Karl Eduard und selbst den Kardinal mit Spionen, wie früher deren Vater. Karl Eduard lag fleißig der Jagd ob, sonst zog ihn fast nur der Becher an; das einzige bessere Gefühl war noch die Liebe zur Musik, und so boten ihm die Konzerte in Rom hohen Genuß. Im Mai 1767 führte ihn der Kardinal zu dem Papste Klemens XIII.; der Greis nahm ihn freundlich auf, konnte ihn aber nicht als König Karl III. anerkennen, wie er verlangte, und so erreichte er seinen Zweck nicht.

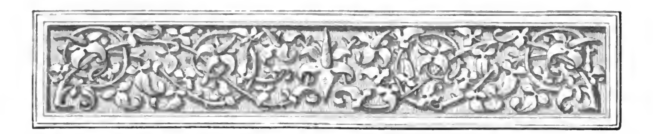
Der französische Hof, der ihn trotz jener schnöden Gefangennahme nie aus den Augen ließ, um ihn als Schreckbild Georg III. entgegenzuhalten, wünschte, er möge sich vermählen, bot ein schönes Jahrgeld, und die Braut fand sich in einer deutschen Prinzessin, in deren Adern sich das Blut der Bruce und der Montmorency mischte. Luise Maximiliane Karoline Emanuele hatte ihren Vater, den kaiserlichen Generallieutenant Prinzen zu Stolberg-Gedern, früh verloren und war froh, als Maria Theresia ihr eine Stiftsstelle zu Saint-Wandru in Mons verschaffte; klug, begabt, in Musik und Malerei talentiert, dabei voll Anstand und Grazie, wuchs sie zu einer reizenden Erscheinung heran und stand jetzt in ihrem zwanzigsten Lebensjahre, als sie am Karfreitage (17. April) des Jahres 1772 zu Macerata dem geistig wie leiblich gebrochenen Titularkönig ihre Hand reichte. Der bekannte Freiherr von Laßberg, „der Sepp von Meersburg", der sie 1786 kennen lernte, rühmt in einem Briefe an Levin Schücking 1843 vor allem: „Ihre reichen lichtbraunen Haare flossen beinahe bis zum Boden hinab. Blaue Augen sprachen Liebe und Sanftmut aus. ... Gang und Gebärde waren anmutig und majestätisch. ... Man mußte sie kennen, um sie lieben zu lernen; dann aber war man ihr auch auf immer ergeben." Das neuvermählte Paar bezog in Rom den Palast Muti Papazurri, in dem wir an der Wiege „Karls III." standen; er liegt an der Piazza Santi Apostoli und heißt heute Palazzo Savorelli. Karl Eduard führte, ein königliches Inkognito beobachtend, den Namen „Graf von Albany", einen alten Titel der Stuarts. Die „Gräfin von Albany" wurde der Liebling der römischen Gesellschaft; wie wußte sie zu empfangen, zu konversieren, welche Meisterin war sie auf Harfe und Klavier, wie reizend war ihr Gesang, und endlich wie tanzte, wie ritt sie! Ihr Gemahl schien umgewandelt, war stets an ihrer Seite und entfaltete wieder die Liebenswürdigkeit des „Chevalier von Saint-Georges" — aber noch war das zweite Jahr ihrer Ehe nicht vorbei, da kehrte er zum alten Laster zurück und trank mehr als je. Dabei wollten er und Luise vom Papste die Erweisung königlicher Ehrenbezeigungen erpressen; ihres Bleibens in Rom war nicht länger, sie zogen nach Siena und bald nach Florenz, wo sie, vom Großherzog ignoriert, im Palazzo Guadagni ganz zurückgezogen lebten. Alle Träume von Glanz, die Luise von Stolberg umgaukelt hatten, verflogen; ihr Gatte war nichts als ein Trunkenbold ohne Scham und ohne Zukunft, sie fühlte sich, selbst vor Mißhandlungen nicht sicher, maßlos unglücklich, ihr Herz blieb leer wie ihr Leben; daß ihr Schwager, der Kardinal von York, in dem ehelichen Dilemma ihre Partei ergriff, war ihre einzige Genugthuung. Da trat die Krisis in Luisens Leben ein. 1777 hatte sie einen wahren Fürsten von Gottes Gnaden kennen gelernt, Italiens größten Dichter, den Grafen Vittorio Alfieri; rasch hatte sich eine tiefe Neigung zwischen ihnen entwickelt, und auf Alfieris Rat entfloh Luise am 1. Dezember 1780 ihrem Gemahl, suchte ein Asyl in einem benachbarten Kloster und begab sich dann auf Einladung des Kardinals und mit Einwilligung des Papstes Pius VI., auf den der Großherzog von Toskana einwirkte, in das Ursulinerinnenkloster der Via Vittoria in Rom; doch verließ sie es früh, bezog den Palazzo Muti Papazurri, dann den zweiten Stock in dem Palazzo della Cancellaria, den der Kardinal inne hatte, und führte ihren Geliebten bei letzterem ein. Der Kardinal nahm mit der Zeit Anstoß an dem Verhältnisse, das sich immer freier entfaltete, und nach einem Besuche bei seinem auf den Tod erkrankten Bruder (April 1783) nötigte er mit päpst-

licher Vollmacht Alfieri, Rom zu verlassen. Luise blieb mit dem Kardinal in guten Beziehungen, wies aber jede Annäherung Karl Eduards von der Hand, sehnte sich nach der vollen Lösung ihres Bundes und erreichte sie. Gustav III. von Schweden verweilte 1783/84 in Toskana; er trat in Verkehr mit Karl Eduard, der von 50000 Franken erbärmlich in Florenz lebte und seinen Ausschweifungen entsagt zu haben schien, und bearbeitete ihn dahin, ihm die Koadjutorie und Nachfolge in der Großmeisterwürde der schottischen Freimaurer zu übertragen, denn „Karl III.“ war als König von Schottland de jure Großmeister; auf Gustavs Betreiben gab auch der Kardinal dem Bruder einige kostbare Steine heraus, die dieser als Kronjuwelen beanspruchte und veräußern wollte, um der Not abzuhelfen. Gustav veranlaßte nun den Prätendenten zu einem Abkommen mit seiner Gemahlin, und über Erwarten rasch unterzeichnete es derselbe am 3. April 1784. Luise verzichtete auf Geldbezüge und erhielt ihre Freiheit; der Papst willigte in die Trennung, Ludwig XVI. setzte Luise eine Rente von 60000 Franken aus, und Alfieri geleitete sie fortan durchs Leben. Später trat sie in nahe Beziehungen zu dem französischen Maler F. X. Fabre, der ihr bekanntes Bild in den Uffizien zu Florenz malte; sie starb, von Fabre tief betrauert, am 29. Januar 1824 in Florenz.

Karl rief, durch das Abkommen vom 3. April von Luise gelöst, seine Tochter Charlotte zu sich, der er mit Genehmigung des Papstes und Frankreichs den Titel einer Herzogin von Albany und „Königlichen Hoheit“ verlieh und die er im Juli 1784 als Lady Charlotte Stuart legitimierte — mit königlicher Genehmigung registrierte das Parlament von Paris die Legitimierung am 6. September 1784 —; sorgsam erzogen, hatte sie sich vorteilhaft entwickelt, und ihr von kastanienbraunem Haar umrahmtes ovales Gesicht war voll Anmut. Sie traf am 5. Oktober 1784 in Florenz bei dem Vater ein und erwirkte alsbald bei dem Kardinal die Übertragung ihrer Pension von fünftausend Franken auf ihre mittellose Mutter, die als „Gräfin von Alberstroff“ 1802 in Freiburg (Schweiz) starb. Sie glich wiederholt Fehden mit dem Kardinal aus, dessen Korrespondenz mit ihr einen ebenso herzlichen und gemütreichen wie achtungsvollen Charakter trägt, und gewann über den entarteten Vater, dessen düsteres Leben sie erleuchtete, eine solche Macht, daß sie ihn der Trunksucht entriß. Er ging wieder in die Gesellschaft und sah Leute bei sich; in Florenz aber behagte es ihm nicht länger, und so reiste er mit Charlotte am 2. Dezember 1785 nach Rom zurück, um seinen Palast wieder zu beziehen und an seiner Geburtsstätte zu erlöschen. Die römische Gesellschaft nahm seine Tochter liebevoll auf, er aber bedang sich „das völlige Inkognito“ aus, denn nicht einen Moment schwieg in ihm der königliche Anspruch. Goethe erzählt, er habe als König das Vorrecht ausgeübt, den Karnevalskorso zu durchkreuzen. Während Herder bei dem Kardinal Borgia der Herzogin von Albany vorgestellt wurde, schreibt Goethe am 23. November 1786 aus Rom: „Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmeltier gleichfalls zu sehen verlangte. Das habe ich abgelehnt und bin ganz entschieden wieder untergetaucht.“ Der französische Strafrechtslehrer Mercier Dupaty schildert Karl Eduard in jener Zeit als einen Greis, „durch Alter, Krankheit und Unglück, vor allem durch die Last des Namens Stuart gebeugt, der es nicht vergessen konnte, daß seine Vorfahren geherrscht haben“, und sagt von der Herzogin: „Reichte Herzensgüte hin, um einen ererbten Thron wieder zu erobern, so würde die Tochter ihn bald einnehmen, denn sie ist die Güte selbst, jene Güte, die nicht der Verstand eingiebt, die aus dem Herzen fließt, die sich in Anmut kleidet, Herzen fesselt, Verehrung gewinnt, die so viel Tugenden voraussetzt und nicht einmal eine zu sein scheint.“ Was an Edlem und Achtungswertem noch in dem gesunkenen Helden des Hochlandes lag, hat Charlotte angefacht, solange es noch glomm. Körper und Geist brachen zusammen, am 7. Januar 1788 traf ihn ein Schlagfluß und am 30. Januar starb er in Rom in den Armen Charlottes, die er zur Erbin eingesetzt hatte. Die Leichenfeier hielt der Kardinal von York in der Kathedrale von Frascati, seinem Bistume; dann bettete man „Carolus III. Magnæ Britanniæ Rex“ in

der St. Peterskirche Roms. Charlotte folgte ihm bald in die Ewigkeit: an den Folgen einer Operation, die ihr Befreiung von schweren Leiden bringen sollte, verschied sie am 14. November 1789 in Bologna; sie hatte den Kardinal zum Erben eingesetzt. So war vom gesamten Königshause nur noch einer übrig, und das war ein Priester. Heinrich Benedikt, Kardinal von York, hatte nach des Bruders Tode eine Münze mit seinem Bildnisse und der Inschrift „Henricus IX., non consiliis hominum sed voluntate Dei“ prägen lassen. Seine Hoffnungen auf die Tiara waren 1774 gescheitert; warum sollte er nicht König sein? — Die Revolution in Frankreich und Vorfälle in Amerika brachten den König-Kardinal um sein Vermögen, um dessen Erbschaft sich 1790 und 1791 die von Jakob II. illegitim herrührende herzogliche Familie Fitzjames unter der Protektion von Marie Antoinette und den Töchtern Ludwigs XV. umsonst bemüht hatte. Der letzte Stuart mußte von dem britischen Hofe eine Pension annehmen, ein großer Teil des Stuartarchivs kam 1798 nach London, und 1815 schenkte Kardinal Consalvi dem Prinzregenten die in Yorks Besitz gebliebenen Papiere; ein Teil aber blieb bei der Familie Cesarini, wo Alfred von Reumont sie durchsehen durfte. In seinem Testamente hatte der Kardinal seinen Freund, Monsignore Angelo Cesarini, Bischof von Milevi i. p., am 15. Juli 1802 zum Universal-Fiduciarerben eingesetzt, er unterzeichnete es „Henry Roy“ und vermachte alle Stuartschen Anrechte an Großbritannien und Irland der Dynastie Savoyen. Auch seine Schwägerin, die Gräfin von Albany, vergaß er nicht. Er vermachte ihr eine Reihe wertvoller Andenken, die nach ihrem Tode durch den Maler Fabre (siehe oben) nach Montpellier gelangten; im Museum dieser Stadt befindet sich auch das beste Porträt ihrer Stieftochter Charlotte, mit der sie niemals sympathisierte. Das beste Bildnis des Kardinals von York dürfte das von Pompeo Batoni gefertigte sein. Der Kardinal starb am 13. Juli 1807, zweiundachtzig Jahre alt, in der Villa Muti bei Frascati und wurde in der St. Peterskirche in Rom beigesetzt, der letzte des Hauses, und von Karl Eduard wie von ihm galt das Dichterwort: „Better to be born a peasant than to live an exiled king.“ Der getreue Cesarini verfügte 1810, es solle zum Andenken des Kardinal-Herzogs von York im Vatikan auf seine Kosten ein Monument von Antonio Canova errichtet werden, welchem er dafür neuntausend Scudi aussetzte; Cesarini starb im April 1810, Canova übernahm den Auftrag von den Erben und vollendete das Denkmal 1819. Dem von Klementine Sobieska gegenüber erhebt es sich im Vatikan, zum gemeinsamen Gedächtnisse an „Jakob III.“, „Karl III.“ und „Heinrich IX.“, drei Könige ohne Land, „Regiæ stirpis Stuardiæ postremis — Beati mortui qui in Domino moriuntur“.

Vittorio Alfieri.



# Mondsagen.

Von

**Arthur Pfungst.**

Gleichwie die menschliche Bildung nicht nur in den großen Centren der Kultur voranschreitet, wie es dem oberflächlichen Beobachter zuweilen erscheinen mag, sondern gleichzeitig auch in jenen weltvergessenen Weilern, wohin sich selten nur der Fuß eines Wanderers verirrt — so erweitert sich im Laufe der Jahre auch unser Wissen auf Gebieten, welche nur von wenigen Forschern beachtet werden, weil sie von der Landstraße zu weit abgelegen sind. Aber wie es zuweilen einen eigenartigen Reiz auf uns ausübt, jene Gegenden aufzusuchen, in die nur ein leiser Hauch von dem wirbelnden Sturmwinde gedrungen ist, der die Menschheit vorantreibt, so gewährt es uns auch besonderen Genuß, manchmal einen Blick auf ein abgelegenes Gebiet der Wissenschaften zu werfen.

In diesem Sinne wollen wir uns in den nachfolgenden Zeilen mit einigen Mondsagen beschäftigen, über deren Zusammenhang neuerdings merkwürdige Aufschlüsse gewonnen worden sind.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die meisten Völker und Volksstämme irgend eine Sage an die Flecken im Monde knüpfen. Vor nahezu fünfundzwanzig Jahren hat Oskar Peschel eine ethnographische Studie veröffentlicht, in welcher er das Material, das damals zu Gebote stand, in vortrefflicher Weise gesammelt und gesichtet hat. In dieser Studie sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß der Mond von verschiedenen Völkern mit dem Hasen in Beziehung gebracht worden ist. Peschel wußte interessante Belege für diese Thatsache anzuführen. So verehrt die hottentottische Namaqua-Horde den Mann im Monde als ein höheres Wesen und genießt zugleich das Fleisch des Hasen nicht, weil ihnen dieses Tier geheiligt erscheint. Bei ihnen findet sich folgende Überlieferung: „Eines Tages rief der Mond den Hasen und trug ihm folgende Botschaft an die Menschen auf: Wie ich sterbe und wieder erneuert werde, so sollt auch ihr sterben und wieder lebendig werden. — Der Hase eilte gehorsam hinweg, aber anstatt die Worte: wie ich sterbe und wieder erneuert werde, sprach er: wie ich sterbe und nicht wieder geboren werde. Als ihn der Mond bei seiner Rückkehr nach den Worten fragte, die er dem Menschengeschlechte überbracht habe, und der Hase alles genau wiederholte, rief das himmlische Licht: Was? Du hast dem Menschen gesagt: ‚wie ich sterbe und nicht wieder geboren werde,‘ — so sollst auch du sterben und nicht wieder lebendig werden! — und mit diesen Worten schlenderte er einen Stock nach dem Hasen, der ihm die Lippen aufschlitzte, woher sich die sonderbare Form der Schnauze jenes Tieres herschreibt. Der Hase ergriff schleunigst die Flucht und soll noch heutigestags flüchtig auf der Erde streifen. Die alten Namaquas aber pflegten hinzuzusetzen: Wir zürnen noch immer dem Hasen, weil er uns eine so schlimme Botschaft verkündet hat, und enthalten uns seines Fleisches.“

Diese Sage der Namaqua-Hottentotten weist Züge auf, welche zu der indischen

Fabel vom schlauen Hasen hinüberleiten, die in Benfeys Pantschatantra sehr ausführlich behandelt wird. Sie hat etwa folgenden Inhalt:

Während einer schrecklichen Dürre zog ein großer Elefant Namens Tschaturdanta (vier Zähne habend), welcher König einer großen Herde war, mit allen jungen Elefanten nach einem großen See, um dort zu baden. Rings um diesen großen See befanden sich aber in dem sehr weichen Boden unzählige Hasenlöcher, welche sämtlich von den umherstreifenden Elefanten zerstört wurden, wobei viele Hasen getötet, anderen Beine, Kopf und Hals zerbrochen wurden. Nachdem sich die Elefantenherde darauf entfernt hatte, kamen alle diese Hasen, deren Wohnungen von den Füßen der Elefanten zerstampft waren, einige mit gebrochenen Beinen, andere bluttriefend mit zerrissenen Leibern, andere, denen die Kinder umgekommen waren, mit thränenerfüllten Augen voll Angst zusammen und pflogen Rat miteinander. „Ach! wir sind verloren! Diese Elefantenherde wird immer wiederkommen, denn anderswo ist kein Wasser! Das wird für uns alle der Tod sein!“ Darum kamen die Hasen überein, an den Elefantenkönig den Hasen Lambakarna (Langohr) als Boten zu senden, der sagen mußte, der König der Hasen wohne in der Scheibe des Mondes, und der Mond ließe daher den Elefanten verbieten, an den See zu gehen, weil rings um denselben des Hasenkönigs Unterthanen wohnten. Der Bote hatte Erfolg, und der Elefantenkönig zog eingeschüchtert mit seiner Herde ab.

Auch in Japan finden sich Spuren von den Sagen, die den Hasen mit dem Monde in Verbindung bringen; ebenso sind die Singhalesen auf Ceylon von der Existenz des Hasen im Monde fest überzeugt.

Das Rätsel, warum gerade der Hase so häufig und bei so vielen Völkern mit der Mondscheibe in Verbindung gebracht worden, erscheint heute gelöst. Die Ur-Fabel, von der alle diese Erzählungen ihren Ursprung genommen haben, findet sich in dem buddhistischen Dschâtaka-Buche, welches Professor Viggo Fausböll in Kopenhagen seit dem Jahre 1875 in der Pali-Sprache herausgiebt. Dieses Buch ist eine Sammlung der buddhistischen Legenden von den Vorgeburten Buddhas, welche zu den ursprünglichsten Dokumenten der indischen Erzählungslitteratur gehören. Es ist im dritten oder vierten Jahrhundert vor Christi Geburt unter den Buddhisten zusammengestellt worden und muß als die älteste, vollständigste Sammlung von Volkslitteratur betrachtet werden, die wir besitzen. Das Dschâtaka-Buch ist die Urquelle für die meisten Fabeln, Legenden, Märchen, Anekdoten, die sich in den Litteraturen der verschiedensten Völker finden. Und ebenso, wie nachgewiesen werden konnte, daß die Erzählung vom Urteile Salomonis im Buche der Könige oder die Erzählung von dem Pfunde Fleisch in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“ aus dieser Sammlung stammt, findet sich darin die Urfabel vom Hasen im Monde. Da dieselbe bis jetzt nicht in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist, will ich ihre Übersetzung nach Rev. Richard Morris' englischer Übersetzung hier geben:

In längstvergangenen Tagen, als Brahmadatta in Benares regierte, wurde der Buddha als Hase wiedergeboren und wohnte im Walde. Auf der einen Seite jenes Waldes war der Fuß eines Berges, auf der anderen ein Fluß, auf der dritten lag ein Dorf. Der Hase hatte drei Hauptfreunde: einen Affen, einen Schakal und eine Otter. Diese vier weisen Geschöpfe lebten zusammen; ein jedes erhielt tagsüber seine Nahrung in seinem besonderen Jagdrevier, und am Abend fanden sie sich zusammen. Der weise Hase, welcher diesen dreien die Wahrheit predigte, sprach: „Ihr müßt Almosen geben, die Gebote und das Sabbath-Fasten halten.“ Da kamen sie überein, seinen Vorschriften nachzuleben. Sie bezogen die ihnen zukommenden Teile im Dschungel und lebten da gemeinsam. Während die Zeit auf diese Weise verging, sah der Buddha den Mond, als er gen Himmel blickte, und erkannte, daß am folgenden Tage Sabbath sein werde. Er sprach daher zu seinen drei Gefährten: „Morgen ist Festtag, befolgt daher die Vorschriften und unterlaßt das Fasten nicht; bedenkt auch, daß das Almosengeben für diejenigen, welche in den Vorschriften wohlerfahren sind, sehr verdienstvoll ist. Wenn daher ein Bettler zu euch kommen sollte,

dann gebt ihm von der Nahrung, welche ihr für euer eigenes Mahl bereit haltet, und eßt erst, was übrig geblieben ist.“ Sie sprachen: „So möge es sein!“ und begaben sich nach ihren Wohnplätzen. Am anderen Tage sprach die Otter ganz früh am Morgen: „Ich will gehen und Nahrung suchen,“ und begab sich nach den Ufern des Ganges. Zu dieser Zeit hatte ein Fischer sieben rote Fische geangelt, und als er sie ans Land gebracht, durchstach er sie mit einer biegsamen Rute. Hierauf verbarg er sie im Sande des Ufers. Dann ging er den Lauf des unteren Ganges entlang und wollte weitere Fische fangen. Die Otter, welche seine Beute witterte, kratzte den Sand auf, sah die Fische und ergriff Besitz von ihnen. Dreimal rief sie laut: „Ich frage hiermit: Macht jemand Anspruch auf diese Fische?“ Da sich kein Eigentümer fand, faßte die Otter die Rute, auf welcher die Fische aufgezogen waren, mit den Zähnen und legte sie in ihrem Schlupfwinkel im Dschungel nieder. „Bei passender Gelegenheit werde ich sie verzehren“ — mit diesen Worten legte sie sich nieder und dachte über die Vorschriften nach.

Auch der Schakal, welcher seinen Wohnort verlassen hatte, um nach Nahrung zu suchen, erspähte in einer Hütte, welche dem Aufseher eines angrenzenden Feldes gehörte, zwei Bratspieße zum Rösten von Eidechsen, eine Eidechse und einen Topf mit geronnener Milch. Da rief er dreimal: „Ich frage hiermit: Ist ein Eigentümer dieser Dinge hier?“ Da sich niemand fand, der Ansprüche darauf geltend machte, hing er den Topf über seinen Hals, nahm die Spieße und die Eidechse zwischen seine Zähne und trug sie in den Dschungel, wo er schlief, indem er sprach: „Zur geeigneten Zeit werde ich es essen.“ Darauf legte er sich nieder und dachte über seine Gebote nach.

Auch der Affe verließ sein Schlafquartier, um in den Wald auf die Nahrungssuche zu gehen. Von dort trug er Mangobündel fort und legte sie in seinem Aufenthaltsorte nieder, indem er sprach: „Zur geeigneten Zeit will ich sie verspeisen.“ Hierauf legte er sich nieder, um über seine Vorschriften nachzudenken.

Gerade um jene Zeit verließ auch der Hase seinen Wohnort, um Nahrung zu finden, indem er sprach: „Ich will Kusagras essen.“ Aber gerade, als er so in der Einsamkeit dalag, dachte er bei sich selbst: „Ich kann denjenigen, welche kommen und betteln, kein Gras geben — da will ich ihnen denn das Fleisch meines eigenen Körpers geben.“

Durch die Macht von diesem moralischen Benehmen des Hasen wurde der weiße steinerne Thron Indras warm. Als Indra diese Erscheinung prüfte, bemerkte er ihre Ursache und sprach: „Ich will den König der Hasen auf die Probe stellen.“

Zuerst begab er sich zu dem Aufenthaltsorte der Otter und stellte sich vor sie in der Verkleidung eines Brahmanen. „O Brahmane, warum stehst du hier!“ sprach die Otter. — „Wenn ich jetzt etwas Nahrung erhalte, will ich morgen Sabbath feiern und die Pflichten eines Brahmanen erfüllen,“ entgegnete der Brahmane. — Da sprach die Otter. „Wohlan, ich werde dir Nahrung geben.“ — Der Brahmane erwiderte: „Es ist noch früh, lasse es für jetzt; zuweilen will ich danach sehen.“

Hierauf begab sich der Brahmane zum Schakal, welcher sprach: „Warum stehst du hier?“ Er bekam die gleiche Antwort, wie sie die Otter zuvor erhalten hatte. Der Schakal sprach wie die Otter, worauf der Brahmane wie früher erwiderte.

Darauf stattete er dem Affen einen Besuch ab, der sprach: „Warum stehst du hier?“ Der Brahmane gab die gleiche Antwort wie zuvor. „Gut,“ sprach der Affe, „ich will dir Nahrung geben.“ Der Brahmane antwortete wiederum wie vorher, begab sich zum Aufenthaltsorte des weisen Hasen, welcher sprach: „Warum stehst du hier?“ — „Wenn ich jetzt etwas Nahrung erhalte, will ich morgen den Sabbath beobachten und die Vorschriften halten.“

Als der zukünftige Buddha dieses hörte, wurde er von Schmerz ergriffen, weil er nichts als Gras hatte, um ihm etwas zu geben, und sagte: „O Brahmane, du hast wohl daran gethan, zu mir zu kommen! Heute will ich eine Gabe geben, wie sie noch nie zuvor gegeben worden ist. Da du tugendreich bist und kein Leben wissentlich oder absichtlich zerstören willst, gehe und sammle Holz, und wenn du ein helles Feuer davon

angemacht hast, komme dann und sage es mir. Ich will mich selbst als Gabe darbieten und in die Mitte der glühenden Asche niederfallen; und wenn mein Körper geröstet ist, sollst du von meinem Fleische essen und danach trachten, den Weg der Gerechtigkeit zu betreten."

Als Indra jene Rede hörte, schuf er durch seine eigene göttliche Macht einen Haufen glühender Kohlen und sagte dem zukünftigen Buddha, daß alles bereit sei. Der Hase stand vom Grase auf, näherte sich dem Feuer und sprach: „Wenn an den Spitzen meines Felles Insekten sitzen — lasse sie nicht sterben." Dreimal schüttelte er seine Glieder, und dann bot er dem Brahmanen seinen ganzen Körper als Almosen dar. Als er wie ein Flamingo auf den Holzhaufen sprang, fiel er frohen Herzens in den glühenden Kohlenhaufen. Aber das Feuer vermochte nicht auch nur ein einziges Haar an dem Körper des zukünftigen Buddha heiß zu machen; er war so kalt, als ob er die Frost- und Schneeregion betreten hätte. Da redete er Indra mit folgenden Worten an: „Das Feuer, das du angezündet hast, ist sehr kalt, o Brahmane, und kann nicht ein einziges Haar an meinem Körper heiß machen! Wie verhält sich das?" — „O weiser Hase! ich bin kein Brahmane, ich bin Indra und kam hierher, um deine Tugend auf die Probe zu stellen." — „O Indra! bleibe hier eine Weile! Und würde sich die ganze Welt verbinden, um mich beim Almosengeben auf die Probe zu stellen, sie würde mich sicherlich nicht unwillig beim Geben finden!" Und indem er dies sagte, frohlockte er laut. Darauf sprach Indra zu ihm: „O du weiser Hase, deine gute That soll während einer ganzen Kalpa (das heißt so lange, als diese Welt steht) bekannt sein!"

Hierauf preßte er den Berg zusammen und zeichnete mit seinem Safte die Gestalt eines Hasen auf die Oberfläche des Mondes. Nachdem er sich an den zukünftigen Buddha gewandt hatte, nahm er den Hasen vom Feuer und setzte ihn noch im tiefsten Dickicht jenes Waldes — wo er die Nacht zuzubringen pflegte — auf ein Bett aus zartem Grase nieder, worauf sich Indra wieder in seinen himmlischen Wohnort begab. Die vier weisen Geschöpfe lebten aber weiter zusammen in vollkommener Harmonie; sie lebten nach den Vorschriften und hielten die Sabbathfeier. Nach ihrem Tode schwanden sie dahin, um nach ihren Thaten belohnt zu werden. —

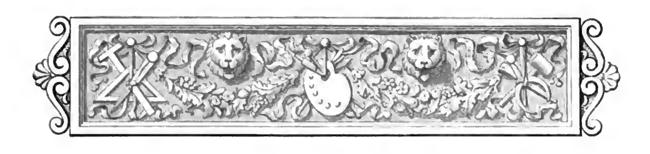
Durch die Entdeckung von der Fabel von dem Hasen im Monde im Dschâtaka-Buche wurde plötzlich das Geheimnis aufgehellt, warum der Hase bei verschiedenen Völkern in den Mond versetzt worden ist. Wenn es auch natürlich schwer ist, nachzuweisen, wie es hat geschehen können, daß die buddhistische Fabel bis zu den Hottentotten hat dringen können, so unterliegt es doch kaum einem Zweifel, daß die hottentottische Sage mit der buddhistischen in Zusammenhang steht. Daß sie sich bei den Mongolen, den Japanesen, den Siamesen und den Singhalesen findet und bei anderen Völkern, zu denen die buddhistische Litteratur gedrungen ist, erscheint selbstverständlich.

Übrigens hat man auch in Indien nicht immer die Mondflecken mit den nämlichen Augen angesehen. Humboldt erwähnt im „Kosmos", daß man in Indien auch die Gestalt eines Rehes in der Mondscheibe zu erkennen glaubt, wodurch sie den Namen des Rehträgers führt.

Nach Bastian erblicken die Siamesen in dem Schattenbilde des Mondes nicht immer einen Hasen. Zuweilen deuten sie die dunklen Flecken auch als ein altes Ehepaar, einen Großvater und eine Großmutter, welche die Felder im Monde bestellen und eben einen Reishaufen aufschütten.

Peschel konnte vor fünfundzwanzig Jahren konstatieren, daß die Lichtflecken im Monde, in die man alles Erdenkliche hineinzudeuten vermochte, bei den meisten Völkern zum Ausspinnen einer kleinen Erzählung dienen mußten, welcher ein sittlicher Hintergrund nicht fehlte.

Dieser Umstand muß unsere Ansicht bestärken, daß buddhistische Einflüsse eine Rolle bei der Entstehung dieser Sagen gespielt haben, denn im Dschâtaka-Buche benutzt Buddha eine jede seiner Erzählungen, um seine Zuhörer in ihrer moralischen Vervollkommnung zu fördern.



# Vom alten Schadow.

Von

**Ludwig Geiger.**

III.

Der Künstler sprach aber in erster Linie nicht von der Stadt, in der er wohnte, sondern von seiner Kunst und von den künstlerischen Werken, mit denen er selbst beschäftigt war. Diejenige unter Schadows Arbeiten, die ihn zur Zeit der Korrespondenz am meisten in Anspruch nahm, war sein Luther. Schon 1805 schrieb er: „Ich lese viel von dem theuren Mann Martin Luther. Die Welt kennt ihn nicht mehr. Welcher Heldenmut, welch ein Heros, er ist jetzt mein Heros, und ich bin innig von Verehrung für ihn durchdrungen. Mit inniger Liebe arbeite ich an seinem Bilde und verehre mein eigen Werk.“ Gerade für die Entstehungsgeschichte dieses Werkes können einzelne nicht unwichtige Notizen gegeben werden. Im September 1806 meldete Schadow, daß er zuerst eine Kolossalbüste von dem Reformator gemacht habe, sodann eine Zeichnung, das Anschlagen der Thesen darstellend. Darin wollte er Allegorie und Symbolik anbringen. „Etwas in der Art der Thüren von Ghiberti, die Wirklichkeit unten, auf dem Grunde und darüber schwebende Gestalten von Engeln und bösen Geistern.“ Die Arbeit wurde durch die Kriegsunruhen unterbrochen. Schadow hatte Angst wegen der dazu bestimmten Gelder des mansfeldischen Kreises. Einmal meldete er die tröstliche Nachricht, daß Napoleon die Bank in Magdeburg, wo die Gelder deponiert waren, freigegeben habe, doch war diese Hoffnung trügerisch, denn am 19. März 1807 mußte er auf Grund eines amtlichen Schreibens des Predigers Schnee berichten, daß die Bank-Obligationen zur Kriegskontributions-Anleihe hingegeben seien. Alles mußte bis zum Jahre 1817, dem Reformations-Jubiläum, verschoben werden. Aber noch 1818 mußte er klagen, daß er über manche Punkte die endgültige Bestimmung erwarte, und erst im Jahre 1821 war das Denkmal vollendet.

Außer dieser Luther-Arbeit standen im Vordergrunde der Beschäftigung die durch den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern angeregten Arbeiten für die Walhalla. Diese, die 1807 ihren Anfang nahmen, sollten übrigens, wie er wiederholt bemerkte, zuerst tiefes Geheimnis sein und nicht öffentlich verraten werden. Daher war Schadow über eine Nachricht, die in der Hamburger Zeitung stand, und die er dem dortigen Domherrn Meyer, einem bekannten Litteraten, zuschrieb, sehr entrüstet. Doch wäre es nicht undenkbar, daß Böttiger, bei seiner Vielgeschäftigkeit und geringen Diskretion den ihm anvertrauten Geheimnissen gegenüber, dem Freunde den Streich gespielt hätte.

Die Schadow zunächst zugefallenen Arbeiten für die Walhalla waren Friedrich II., Kopernikus, Wieland. Dann kam Klopstocks Büste hinzu, mit der er viel Not hatte, weil er sich rechte Vorlagen nicht verschaffen konnte. Er selbst hatte Klopstock nie gesehen. Er berichtete, daß fünfzig Büsten im ganzen geplant seien, und daß er dem Kronprinzen Zaunert und Fischer in Wien, Dannecker in Stuttgart und Tieck als Mitarbeiter vorgeschlagen habe.

Kaum waren die genannten Bildsäulen fertig, so boten sich trotz der schlechten Zeiten dem Rastlosen andere Arbeiten. „Die Stände des Braunschweigischen," so schrieb er am 8. September 1810, „lassen das Schloß zu Braunschweig neu auszieren, und Schadow muß en basrelief vier Supraporten machen, die Huldigung des Landmanns, Soldaten, des Gewerbetreibenden und der Wissenschaft und Kunst darstellend, zwar nur in Gips, aber so, wie ich es begonnen habe, ein tüchtig Stück Arbeit. Für den Kronprinzen von Bayern habe ich in diesem Jahre nur eine Büste zu machen, nämlich Heinrich den Löwen, aber auch diese eine werde ich wohl nicht zustande bringen. Von diesem Fürsten sind noch in Braunschweig ein paar alte Abbildungen. Außerdem habe ich eine Büste unsers Königs Friedrich zu machen für unsern Prinz Wilhelm, auch die muß noch ein wenig verschoben werden."

Von allgemein interessanten Arbeiten erwähnt er die Arbeit am Kopfe des Johannes von Müller. Eine Sitzung, von der er am 6. August 1807 meldete, bei welcher der Kronprinz von Bayern zugegen gewesen sei, war „mehr historisch, politisch, prognostisch, als plastisch". Überhaupt war der Kronprinz bei allen Sitzungen anwesend. Schadow aber machte es sich zur Pflicht, den gepflogenen Gesprächen nicht zuzuhören, sondern nur an seine Arbeit zu denken. Über diese Büste Müllers äußert sich ein anderer Korrespondent Böttigers, der Staatsrat W. Uhden, in folgender Stelle (10. Dezember 1807), die nicht bloß ihres Kunsturteils, sondern wegen der Art, in der hier über Müller gesprochen wird, höchst bemerkenswert ist: „Schadows Büste des vortrefflichen Müller ist sehr ähnlich und mit wahrem Künstlergenie gearbeitet; es gehörte etwas dazu, aus so einem Gesichte nur ein erträgliches Kunstwerk zu machen, geschweige denn ein solches wie Schadow hier aufgestellt hat. Müller war den Berlinern unbegreiflich: hoher Geist, unergründliche Gelehrsamkeit mit solcher Kindlichkeit, Redlichkeit, Offenheit, wie in diesem deutschen Manne, konnten jene nicht zusammenreimen. Diese Tugenden mochten eitel Maske seiner Politik sein."

In einer ziemlich ausführlichen Stelle kommt Schadow auf seine gesamte künstlerische Thätigkeit zu sprechen, Dezember 1808, die auch sonst für die Art seiner Thätigkeit charakteristisch ist: „Außer der Büste Luthers sind die andern [Umrisse von sechs Büsten, an Cotta nach Tübingen geschickt] in Marmor ausgeführt worden und bereits in München angelangt. Meine Absicht war daß irgend ein guter Geist solche mit einem kurtzen Lebenslauf oder kräftigen Epitome begleitet ausgehen lassen sollte. So stiftete man diesen Männern wiederum ein kleines Denkmal, oder doch vorübergehendes Opfer. Den Leibnitz habe ich nach einem trefflichen Gemälde gemacht, welches die hiesige Academie der Wissenschaften in ihrem Versammlung Saale hängen hat, freilich mit einer großen Louis XIV Perrücke. Zu meinem Friedrich besaß ich eine vortreffliche Wachsmaske, auf die Natur geformt und übrigens unberührt, denn die Masken, welche ausgehn, sind von dem Bildhauer Eckstein, der sie machte, retouchirt, aber verdorben worden. Zum Copernicus hatte ich außer den alten Kupfern, eine Zeichnung von dem Original Gemälde in Thorn. Von Kant besitz ich den gantzen abgeformten Kopf welchen der Zeichen Meister und Professor Knorr in Königsberg, nach dem Ableben Kants sogleich besorgte, ein Stück, welches für Gallianer [die Anhänger Galls] merkwürdig ist.

(Was ich zum Luther zusammengebracht habe, davon wissen Sie einiges, schwerlich ist mir von dem was vorhanden etwas entgangen.)

Das Modell zur Büste Klopstocks habe ich zwei Mal gemacht, und ich muß es den Bemühungen des Domherrn Meyer verdanken so viele Materialien zusammengebracht zu haben.

Freilich müßte um einen vollständigen Begriff von der Form dieser Köpfe zu geben, noch eine oder zwei Ansichten gezeichnet sein, indessen begnügt man sich so oft mit dem Einseitigen.

Fürs künftige Jahr habe ich 4 Büsten zu machen, deren Aufgabe ziemlich schwierig ist, nemlich Heinrich der Vogler, Otto magnus, Conrad der Salier und ein Graf von Lippe Bückeburg, den der Kronprintz von Baiern den Portugiesen nennt.

Wegen der 3 ersten bin ich seit 6 Wochen

ein Bücherwurm geworden. Was sich von ihnen an Müntzen vorfindet ist wenig, roh, und ungewiß, man muß alte Siegel aufsuchen und deshalb Urkunden, oder deren Abbildungen nachsehen, wovon wir zum Glück einen recht vollständigen Schatz hier besitzen, von Otto magnus z. B. eine Original-Urkunde mit dem Siegel ꝛc.*

Von Heinrich dem Finkler besitzt unsere Kunstkammer eine kleine Elfenbein Figur woran noch Spuren von ehemaliger Mahlerei, und Vergoldung zu sehn; dies Stück kam unter Fried. Wilhelm d. I. hierher, welcher die Burg von Brandenburg demoliren ließ und ist glücklicherweise den Klauen des Denon entgangen."

Es wäre übrigens denkbar, daß diese ganze Stelle in einem damals erschienenen Kunstjournale abgedruckt wäre. Wenigstens ist sie mit Bleistift angestrichen, und die letzten Worte „und ist — entgangen" sind mit anderer Tinte durchstrichen; das letztere eine Vorsichtsmaßregel, die gewiß nicht auf Schadows Konto zu setzen ist, der sich in Briefen frei gehen ließ, sondern auf Böttigers, der, in jeder Weise zaghaft, diese Stelle, die ihm hätte gefährlich werden können, natürlich entfernte.

Sind viele der genannten künstlerischen Arbeiten, wenn man von der Luther-Arbeit absieht, zufällige Bestellungen, in denen der Meister zwar sein Können zeigte, die er aber unternahm, weil sie ihm von außen aufgetragen wurden, so hatte an einer sein Herz wirklich gehangen, die ihm aber nicht zu teil wurde. Der Tod der Königin Luise regte ihn, wie bereits erwähnt, auch als Künstler auf. Unmittelbar nach diesem Trauerfalle war von einer künstlerischen Ehrung der Heimgegangenen die Rede. Schon am 8. September 1810 schrieb Schadow: „Obwohl das Gebäude oder die Halle der Königin bald aufgebaut sein wird, so hat doch der König nicht bestimmt entschieden, ob eine Ara, ein Sarkophag oder eine Statue der Königin hineingestellt werden solle." Dieser Andeutung, die noch nichts Bestimmtes ergeben konnte, fügt er einige Monate später, 3. November, die genauere hinzu: „Auf die Königin habe ich nichts gemacht, als eine kleine Figur derselben, ungefähr 12 Zoll Größe, sie liegend im Schleier auf einem Sarcophage mit Fruchtfestons, die Genien des Todes und des Schlafes über dem sich aufschwingenden Adler." Im stillen hoffte er immer, die Arbeit zu erhalten, die ihm nach dem künstlerischen Ruf, den er genoß, und nach den persönlichen Beziehungen, die er unterhielt, nicht hätte verweigert werden können. Aber nun traten neue Männer auf, und er mußte es erleben, daß gerade diese Arbeit, auf die er gerechnet, einem Jüngeren, Größeren übertragen wurde, Rauch. Das meldet er selbst in schlichter Weise (23. April 1811):

„Als ich im vorigen Jahre lange Zeit dem Tode nahe war, fiel es dem Könige ein oder vielmehr es wurde Ihm von H. von Humboldt vorgeschlagen, Rauch einen Bildhauer aus Rom kommen zu lassen, um die Figur der Königin zu arbeiten. Herr von Humboldt war damals Chef des Cultus und öffentlichen Unterrichts, ist jetzt preußischer Gesandter in Wien, und war früher Resident in Rom. Er hatte den Rauch in Rom vielfältig unterstützt, seine Fortschritte mit angesehen, und Rauch verdiente wegen seines Talentes und sonstiger guten Eigenschaften geholfen zu werden. Rauch verwaltete Herrn von Humboldts in Rom nachgelassenes Hauswesen, denn Herr und Frau von Humboldt denken daran die glänzende Laufbahn, in welcher sie jetzt sind, wieder zu verlassen, und Rom als ihren Lieblingsaufenthalt einst wieder zu wählen und haben deshalb all ihre Mobilien noch daselbst, wobei sogar ein großes Wiener Fortepiano, welches meinem Ridolfo zu statten kommt, der ein ziemlich geübter Clavierspieler ist, denn Rauch hat bei seinem Abgehen von Rom meinen Kindern seine Wohnung, Werkstatt, Utensilien ꝛc. überlassen, hat seit beinahe 2 Monaten, daß er sich hier befindet, ein paar Skizzen entworfen, wovon die eine dem Könige recht gewesen, und die er nun ausgeführter bearbeitet, sein Wunsch ist, die Ausführung in Rom zu übernehmen, denn bald dahin zurückzukehren ist sein Wille. Es giebt Leute, die es nicht recht finden, mich hierbei zu übergehen, ich finde aber, daß es gar sehr sich binden hieße, immer bei ein und demselben Kunstwerke zu begehren, und Rauch ist würklich ein geschickter

* Sollten Sie etwas von Conrad dem Salier nachweisen können, würde mir ein großer Gefallen geschehn. (Anm. Schadows.)

Bildner. Vor acht Tagen empfing ich aus Rom von Canova und aus Stockholm vom 71jährigen Sergel Briefe, voll eingestreuter Lorbeern für mich, und nach Frankreich habe ich in diesem Jahre für etwas mehr als 3000 Thaler meiner Arbeiten verkauft; was aber das beste ist, es kehren meine Gesundheit und meine Kräfte wieder. Drei Büsten von Marmor, die ich zu machen habe, geben mir vors erste genug zu thun, denn aus Mangel der Gehülfen muß ich fast alles allein machen."

Die Art der Erwähnung Rauchs ist ein schönes Zeugnis für die wahre Schätzung des Verdienstes seitens Schadows. Das Selbstbewußtsein, das am Schlusse der Stelle hervortritt, ist keineswegs übertrieben, sondern durch die bisherigen Leistungen und durch das genossene Ansehen vollauf gerechtfertigt. Wie recht er in seiner Auffassung hatte, ein Lebendiger zu sein und wegen seiner Leistungen geschätzt zu werden, konnte er schon am 28. Juni 1811, in Ergänzung der obigen Mitteilungen, melden: „Sie haben Recht, wenn Sie mich den Büstenmachenden nennen. In diesem Jahre habe ich nichts Anderes unter den Händen gehabt. Die erste war die Königs Friedrich für den Prinzen Wilhelm, Bruder des Königs, nach demselben Muster, wie ich solche schon für den Kronprinzen von Bayern ausgeführt hatte, die zweite Henricus Leo, Herzog zu Braunschweig und Bayern; von ihm ist noch vorhanden ein zu seinen Lebzeiten verfertigtes Denkmal, wovon ich mir den Kopf abformen ließ, mehr gothische Arbeit für den Kronprinzen von Bayern. Drittens die Büste der Geheimen Staatsrätin von Oehlsen, einer jungen und hübschen Frau, die selbst artig malt, im bacchantischen Kopfputz, schwierig zu bearbeitende Haarpartie. Die vierte die unvergeßliche Königin Louise für den Generalgouverneur von Danzig. Was meine Kunst vermag, wird hier gethan."

Standbild Dr. Martin Luthers in Wittenberg, errichtet 1821.

Der in den letzten Worten hervortretende pietätsvolle Gedanke an die Königin Luise veranlaßte ihn zu einem neuen plastischen Werke. Der Erwähnung und Schilderung dieser Arbeit ließ er eine Charakteristik und Kritik der Ausstellung des Jahres 1812 folgen, die, wenn sie auch manch vergessenes Werk erwähnt, doch wegen ihres ganzen Tons einen Abdruck verdient (10. Oktober 1812):

„Damit Sie nur die Ordonnanz meiner Apotheose ersehen mögen, kritzelte ich beikommendes Blatt; ich habe alles mit Liebe daran gearbeitet; und freute mich, daß mal

ein Mensch mit einer dichterischen Idee auftrat, und solche ausgeführt haben wollte; auch glückliche Zufälle die bei der Bildnerei so viel thun haben mich begünstigt und ich denke, es ist geworden, was ich vermag. Der König war in der Ausstellung wo es zu sehen, und General Köckeritz sprach davon, daß ein Kupferstich solle auf Subscription unternommen werden. Der König wendete sich zu mir und sagte: ‚wenn auf Ihr Werk selbst zu pränumeriren wäre, das möchte ich gerne thun.‘

Die Arbeiten des Landschaftsmaler Fridrich gefallen allgemein. Der König hielt sich bei der auf, wo im Vordergrunde ein Felsen mit einem Kreutze steht, und der Thau und Nebel sich in die Tiefen senkt, daß nur die Spitzen der Hügel zu sehen; der König erzählte: wie er auf seiner letzten Reise nach Töplitz sich früh aufgemacht habe um die schöne Gegend zu sehen, statt dessen habe Er gerade diese Erscheinung gehabt, und er finde die Vorstellung wahr und halte dies für vortrefflich, doch könne Er sich denken, daß wem dergleichen nicht vorgekommen, wol die Sache misverstehen, und auf den ersten Anblick es für ein Seestück halten: wie denn letzteres auch mit vielen Beschauern der Fall ist. Auch dessen kleine Winterscene erregt Aufmerksamkeit. Diese Bilder sind gut placirt, auch dabei dasjenige Stück, was Bury von Dresden brachte.

Sie müssen wissen, daß von den beiden Schwestern des Königs der Prinzeß von Hessen und von Oranien Fulda mehrere Stücke ausgestellt sind, die recht viel braves enthalten, und denen man es wohl ansieht, daß solche mit Ernst behandelt und mit Lust und Liebe gemacht sind. Ja auch die Erbstatthalterin von Holland hat eine Stickerei ausgestellt, die vortrefflich ist.

Weiter von den Dresdener Künstlern ist zu erwähnen, daß die kleinen zwei Mahler Werkstätten und der studirende Litterat bei der Lampe von Kersting recht gefallen; wir wundern uns, daß der junge Mattäi nichts eingesandt hat, der auf dem einen abgebildet sein soll. Bei dem vielen schönen was Hartmanns Bild: Rückkunft des Hector, enthält, macht es doch wenig Eindruck und die Bilder von Kügelgen findet man diesmal minder gut als sonst; ja dessen Gott Vater im feurigen Busch, und sein süßlicher Christus unter den Pharisäern veranlassen beide Spötteleien. Indessen haben die Dresdener einen vortrefflichen jungen Künstler wieder erhalten, nemlich den Porträtmahler Vogel, der 2 Köpfe nach dem Leben ausgestellt hat, die Graff seine gleich gehalten werden. Genug man wird ihn in Dresden selbst schon kennen lernen. Was die Herren Hartmann und Kügelgen machen, ist im gequälten Vortrage. Dieser Vogel aber hat den Pinselzug des Genius, den man nicht erlernt, freilich mag er nur Porträt mahlen, — welches noch weit entfernt von der Historie ist, und wozu man gar viel zu lernen hat.

Diesmal gefällt den Leuten gar sehr ein Bild von Hummel, im Vordergrunde ein Kreutz, neben diesem 2 Statuen von predigenden Heiligen in Ordenskleidern, und Andächtige dabei, beleuchtet von der untergehenden Sonne die auf dem Bilde zu sehen. Die Magie der Beleuchtung rührt von einer strengen und richtigen Beobachtung der Lichttheile und Wiederscheine her und das Gantze ist die Imitation einer würklichen Scene bei Töplitz. Hummel ist kein Hexenmeister im Colorit, hat sich aber klüglich die Aufgabe so gestellt, daß er sie auszuführen im Stande war. Wer zum Idealen sich nicht zu erheben vermag, der thut klug, die reine Natürlichkeit aufzufassen.

Es sind gar viele hübsche und artige Sachen in der Ausstellung wäre aber zu weitläuftig, sie alle anzuführen. Man sieht, daß dem Künstler in seinem Käficht mit seiner Kunst eingeschlossen wol ist, während die Vorfälle von außen niederschlagend sind.

In eine Reihe hat man vier Bildnisse nach dem Leben gestellt die alle 4 gut gemacht, und deren Vortrag gantz verschieden ist, es sind 4 Mundarten und jede drückt sich angenehm aus.

Das erste der Stadtpräsident Le Coq von Vogel, das zweite Prinz Wilhelm, Bruder des Königs von Gerard in Paris gemalt, das dritte die Prinzeß von Hessen von Bury, und das vierte von meinem jüngsten Sohne die Gemalin des Prinzen Wilhelm eine vorzüglich schöne Dame.

Meiner Taxe nach müßten sie so folgen: Gerard 1. Vogel 2. Schadow 3. Bury 4.“

Auch in der späteren Zeit, als die Auf-

träge seltener wurden, konnte Schadow von mancher Auszeichnung reden. Am 16. August 1814 teilte er mit, daß ihn die Akademien von München, Wien und Rom zum Mitgliede ernannt hätten. Den Brief der letzteren bekam er erst nach fünfzehn Monaten. Die Nachricht aus München entnahm er der Zeitung. Nur die Wiener Auszeichnung hatte er und Hirt durch die Vermittelung des österreichischen Gesandten in Berlin erhalten, dem Patent war ein Schreiben des Fürsten Metternich hinzugefügt.

Ein undatierter Brief, der aber sicher dem Jahre 1814 angehört, gab Bericht über die mitten in dem Krieg begonnene und ausgeführte Kunstausstellung. Die hier erwähnten Dresdener sind zumeist bekannte Künstler. Bei Fräulein von dem Winkel ist daran zu erinnern, daß es jene romantische junge Dame ist, deren eigentümlicher Briefwechsel mit Herzog Ernst III. von Gotha neuerdings veröffentlicht wurde. Schadows Worte lauten:

„Unsere Ausstellung hat begonnen; nach den Äußerungen der Leute ist nichts da, nach der Menge der Besuche dagegen findet solche vielen Beifall. Die sonst glänzenden Dresdener haben diesmal gegen sonst nur geringe Stücke, nämlich Kügelgen und Friedrich. Man wundert sich Fräulein von Winkel Copieen nach Kü-



Gottfried Schadow im 80. Lebensjahre.
Nach einer Lithographie von F. Silber in Berlin.

gelgen machen zu sehn, in Dresden war des Besseren die Fülle, ihre beiden Engelein nach Rafael sind jedoch gut gemacht. Friedrichs Bilder diesmal finden keinen Beifall, auch Kerstings Stück ist diesmal unbedeutend, Retsch' junger Bacchus hat viel schönes. Meines Sohnes Wilhelm Bild und Franz Catels Bild sind von Rom noch nicht angekommen. Unser neuer Professor Döhling hat ein schön Gemälde, ein Concert vorstellend. Dann ist eine unvergleichlich Zeichnung da nach meiner Apotheose der Königin in Relief, vom Kupferstecher Professor Buchhorn. Von mir ist eine kleine Muse der Geschichte in gebranntem Thon, sie schreibt auf einem großen Buche: 1814; ein Ritter auch von gebranntem Thon und 2 Marmorbüsten des Königs, wovon die eine colossal und noch nicht fertig ist. Diese colossale denke ich soll sehr schön werden."

Die Zeit schritt voran. Trotz mancher Ehren, die Schadow noch zu teil wurden, trotz mancher Aufträge, mit denen die nimmer müde Hand sich beschäftigte, mußte der Meister die traurige Erfahrung machen, die keinem Älterwerdenden erspart bleibt, daß das neu aufwachsende Geschlecht das alte verdrängt. Doch war es bei ihm nicht das morose Greisengefühl, das ihn zur Mißbilligung alles Neuauftretenden zwang — die früher mitgeteilten Äußerungen über Rauch und Schinkel beweisen dies ganz unwiderleglich —, sondern seine ehrliche Kunstüberzeugung. Er war selbst nie völlig einseitig gewesen, hatte zwischen Realismus und Idealismus, Antikem und Modernem geschwankt, aber dem Mystisch-Mittelalterlich-Christlichen hatte er nie angehangen. Als dies aufkam und auch in seiner nächsten Nähe Gönner und Verteidiger fand, trat er wenigstens in vertrauten Äußerungen entschieden dagegen auf, und schon darin mochte er Berührungspunkte mit Goethe finden, der seinerseits gegen diese „neudeutsch-religiös-patriotische Kunst" heftig wetterte. Am 21. September 1815 schrieb Schadow: „Die Architekten Malling von Kopenhagen und Hetsch, der Sohn von Stuttgart kommen soeben aus Rom. Sie bringen mir zwei Zeichnungen mit der Feder mit, blaß, als wäre es schlechter Bleistift, die Kreuztragung von Overbeck und der Spaziergang am Ostertag nach Goethe im Faust von Cornelius, alten deutschen Holzschnitten ähnlich, prezios schraffiert, und zeigt viel Geschicklichkeit, aber wie geziert, welche grimassierte Physiognomieen in Beiden, Zugbrücken mit Gatterthüren, Bäume mit dünnen Stengeln, das Laub in Parasol-Form, im Vorgrunde Kräuter wie das Laubwerk um die Wappenschilde, rc. Mein jüngster Sohn, der ein Mitglied dieser gothischen Bande ist, spricht mit Entzücken davon in seinen Briefen. Die hiesigen Mystiker werden hoffentlich dieses Entzücken auch fühlen, und so lasciamo andare." Wenige Wochen später, am 23. Oktober 1815, kam er noch einmal und zwar noch kräftiger auf denselben Gegenstand zurück: „Die deutschen Burschen in Rom sind verliebte Narren, und ist nichts zu machen. So ist denn Rom eine schlechte Schule nun nach meinem Ermessen, oder hat sie doch bei weitem die Erfordernisse nicht, die wir davon träumen. Zwei der nach den vorangegangenen Anpreisungen schönsten Erzeugnisse habe ich von da erhalten, von Cornelius und Overbeck. Ich habe demohngeachtet meinem jüngsten Sohn geschrieben, daß ich daran so viel Schulschnitzer finde, die ich nicht könnte durchlassen, und bevor man schön mache, müsse man gut und gerecht machen. Nach jener Rodomontade wird dieser Disprezzo freilich nicht willkommen sein. Noch mehr: ich habe ihnen gesagt, hier wäre ein junger Maler Carl Kolbe bei dem man alle Tage Holzschnitte nach altdeutscher Holzschnitzerart bestellen könnte und die selbst in Rom den Vorzug vor jenen erhalten würden."

Auch die neuen Kunstwerke, mit denen sich Berlin allmählich schmückte, hatten nicht Schadows ganzen Beifall. Freilich das Piedestal zur Statue des Generals Scharnhorst mit seinen Basreliefs erklärte er für ein Meisterwerk und meinte, es müsse in ganz Europa als ein solches gelten. Für die Statue selbst aber, ebenso für die Blüchers hatte er kein rechtes Wort der Anerkennung, höchstens erklärte er die Blücher-Statue für „gerechter". In dem Zusammenhange, in dem dies Wort steht, soll es offenbar bedeuten „der Wirklichkeit mehr entsprechend", denn er fährt alsbald fort zu erzählen, daß er ein Modell des Großen Friedrich in halber Lebensgröße mit zwei

Windhunden gemacht, „also reine Prosa", und meint resigniert, daß es von wenigen gesehen worden sei und schwerlich nachgeformt werde, denn, so schreibt er, „König Friedrich und ego sind aus der Mode." In einem späteren Briefe 1822 heißt es einmal: (es handelt sich freilich nicht um ein Kunstwerk, sondern um ein kunstwissenschaftliches Unternehmen, das er mit dem fast achtzigjährigen Berger unternommen hatte) er werde es schwerlich fortsetzen, da es gar keinen pekuniären Erfolg habe; dann fährt er fort: „Auch bin ich zu alt, zu faul und zu reich, um hierbei Protection zu suchen. Gibbon hatte einen vierten Grund, nämlich zu dick, den hätte ich nun nicht."

Trotz dieser Äußerung arbeitete Schadow unverdrossen weiter. Noch in seinen letzten Briefen, z. B. 1827, konnte er dem Dresdener Freunde berichten, daß er zu der Ausstellung ein Marmorfigürchen, ein ruhendes Mädchen, angefangen, aber nicht habe zu Ende bringen können, da er weder Schüler noch sonstige Hilfe habe und alles allein machen müsse.

Wie die Lust am Schaffen, so bewahrte er sich als echter Künstler auch die Freude an der Thätigkeit anderer. Es kam wohl vor, daß er das Kunsttreiben seiner Umgebung abfällig beurteilte, z. B. in seinem Briefe vom Mai 1832. „Wer gute Gemälde sehen will, die einem Freude machen, der gehe nach Dresden, Kassel und sogar Leipzig. Wir haben viele Schildereien aber ... non dico niente." Dieser wegwerfenden Meinung fügte er jedoch alsbald den folgenden Satz hinzu: „Rietschel sein Modell für Dresden fällt mir ein, das er mich eingeladen hat, zu sehen. Ich habe es am 8. Mai gesehen. Sie können sich darauf verlassen, daß es etwas Gutes ist, ja zu dem Besten gehört, wenig über Lebensgröße und in dieser Größe ausgeführt in Marmor würde es ein schönes Denkmal. Die Ähnlichkeit der Gesichtszüge nobel, die Stellung natürlich, schöner Faltenwurf 2c. Da es eine sitzende Figur ist, so muß solche auf hohem Fußgestell dem Auge manche Theile entzogen werden. Es werden in jener Werkstatt gar schöne Arbeiten gemacht."

Diese Bemerkung findet sich in Schadows letztem Briefe, den er nach Dresden richtete. Böttiger starb bald darauf 1835; Schadow hatte noch achtzehn Jahre zu leben. Als er die letzterwähnten Zeilen niederschrieb, war er achtundsechzig Jahre alt. Seine Blütezeit hatte er längst hinter sich. Er hatte den Ernst der Zeit erfahren und die Schwere des Lebens. Mit den Kräften und Fähigkeiten sah er auch den Ruhm schwinden. Aber unähnlich den meisten anderen, ließ er nicht den Unmut über sich Herr werden. Ihm dünkte das Leben schön und jedes Streben heilig. Bei allem berechtigten Stolze, mit dem er auf seine Leistungen zurückblickte, wähnte er nicht, das Gebiet der Kunst sei mit ihm abgeschlossen, sondern weil er die Kunst über alles liebte, freute er sich jeder neuen Leistung und jedes wahren Erfolges.





Panorama von Cava.

# An tyrrhenischen Gestaden.

Von

**Cecil Mariano Pilar.**

I.

Die Liebe und Begeisterung des Deutschen für Italien, der uralt germanische Zug der Sehnsucht nach dem gelobten Lande jenseit der Berge, sind im Abnehmen begriffen. Wohl ziehen in jedem Frühling und Herbst ungezählte Scharen deutscher Touristen über die Alpen — aber die lyrische Stimmung, der Sehnsuchtsruf „Dahin, dahin" hat kühler Stimmungslosigkeit und einer nüchternen, oft abfälligen Kritik Platz gemacht. In den Briefen und Schriften Goethes, Winckelmanns, Wilhelm von Humboldts, Adolf Stahrs, in den „Wanderjahren in Italien" von Ferdinand Gregorovius weht ein Flügelschlag der Begeisterung, den die heutige Jugend nicht kennt, den sie kaum mehr nachzuempfinden vermag.

Woran liegt das? An der realistischen und opportunistischen Zeitströmung? Ich weiß es nicht; aber so viel ist gewiß: wenn in dem Kampf der Meinungen, welche die Gegenwart bewegen, das ausschließliche Nützlichkeitsprincip, der Amerikanismus der Gesinnung auch in der Erziehung den Sieg davontragen und es ihnen gelingen sollte, die klassische und geschichtliche Bildung durch technische Berufsschulung zu verdrängen, dann würde Italien einen Hauptteil seiner Anziehung verlieren, und Goethes „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" müßte die so überaus praktisch und verständig gewordene deutsche Jugend beinah komisch anmuten. Citronen blühen in den warmen Gegenden aller Erdteile. Weshalb bei dieser botanischen Thatsache gerade an Italien denken?

Die Geschichte der alten Welt ist die Geschichte der Völker des Mittelmeeres. Das Lied vom Odysseus, „das alte ewige Lied", die Sagen von den Sirenen und Cyklopen umwehen die buchtenreichen Küsten Süditaliens. Wenn aber die Gestalten der

Odyssee nicht mehr in der Phantasie leben, wenn das Verständnis aufhört für den „blühenden Menschenfrühling von Hellas“, dann werden die Gestade des Mittelmeeres dem Reisenden nichts mehr sagen wie jedes andere malerische Ufer. Denn Poesie und Geschichte verklären diese gesegneten Erdstriche nicht minder wie Sonnenglanz und Farbenzauber. Die durch Jahrtausende sich hinziehende Mitarbeit des Menschengeistes verbindet sich mit der Natur, um den Landschaften und Küsten Italiens ihren unvergleichlichen Reiz zu verleihen. Es mag in Amerika und Australien Orte geben wo das Meer ebenso blau, die Berglinien nicht minder malerisch sind wie hier. Aber diese Stätten haben nicht in unserer Phantasie gelebt, sie sind uns nie in dem Glanz und der Verklärung erschienen, die nur eine große geschichtliche Vergangenheit zu geben vermag. Es fehlt ihnen der Zauber der Beseelung durch Sage und Dichtung, der herzbeglückende Hauch homerischer Poesie, der die Gestade des Mittelmeeres umweht.

Natur, Kunst und geschichtliche Erinnerungen nahmen vor hundert und noch vor dreißig Jahren den Fremden in Italien derartig gefangen, daß er darüber die gegenwärtigen Zustände von Land und Volk vergaß. Für Goethe, Niebuhr, Wilhelm von Humboldt hatten die Italiener der Gegenwart vorwiegend die Bedeutung malerischer Staffage. Wir empfinden darin anders, und hier liegt, glaube ich, auch ein Grund der veränderten inneren Stellung des Deutschen zu Italien. Uns ist Kultur und Gesittung Gradmesser für unsere Beurteilung eines Volkes; wir fordern eine harmonische Einheit von Land und Leuten.

Der Deutsche nimmt Anstoß an tausend Dingen, die ihm in Italien als Zeichen einer niederen Kulturstufe erscheinen. Er hat darin nur zu oft recht. Es ist hier eben alles anders wie im Norden: Lebensanschauung, Sitten, Denkweise, sittliche Anforderungen. Allein gerade dabei hält der Fremde sich meist nicht auf. Er hat selten Zeit und Muße genug, um so tief zu dringen. Was ihm zunächst in die Augen springt, sind äußere Mängel.

Das Behagen der materiellen Existenz spielt für uns verwöhnte Mitteleuropäer eine so große Rolle, daß es uns schwer wird, auf den gewohnten Komfort zu verzichten. Und doch muß man verzichten und vom Gewohnten absehen können, wenn nicht das eigene Entbehren zum Maßstabe der Beurteilung werden soll. Der Mensch ist hier bedürfnislos, erscheint uns barbarisch in seinen äußeren Lebensgewohnheiten, erweist sich aber als Erbe einer uralten Kultur durch die Urbanität und angeborene Freiheit und Feinheit, die edle Menschlichkeit seiner Umgangsformen. Und zwar sind diese nicht nur äußerer Schein. Nein, der Italiener hat von Natur eine mildere und freundlichere Herzensstellung zu seinem Nebenmenschen als der Germane und der Angelsachse. Die Höflichkeit des Herzens, von der Goethe sagt: „sie ist der Liebe verwandt“, braucht ihm nicht anerzogen zu werden. Wir dürfen nie vergessen, daß unsere egoistisch kühle, zuweilen rücksichtslose Weise im Verkehr und bei gelegentlichen Berührungen mit Unbekannten, z. B. im Eisenbahncoupé, den Italienern ebenso barbarisch erscheint wie uns der Mangel an Ordnung und Reinlichkeit, der uns im Süden oft so peinlich auffällt.

„Die menschlichen Dinge muß man kennen, um sie zu lieben,“ sagt Pascal. Bei einem kurzen Aufenthalt lernt man nichts kennen, geschweige denn lieben. Um das Volk billig zu beurteilen, um sein inneres Leben zu verstehen, muß man sich Zeit geben, sich allmählich in seine Eigenart und seine Anschauungsweise versenken, man muß mit ihm leben.

* * *

Ich schreibe diese Zeilen im Rebengarten der stattlichen Casa Cardoni in San Cesario. Das Sonnenlicht spielt durch Weinlaub, Bienen summen, kleine muntere Eidechsen huschen an den Stämmen der Feigenbäume empor, und wir fühlen uns wie eingesponnen in den Zauber des südlichen Sommertages. Kein Laut unterbricht die Stille. Es ist doch eine Wonne, dem Lärm und Getreibe des tosenden Neapel entronnen zu sein.

Die Bahn führt anfangs an der Küste dahin. Der wohlbekannte Anblick wirkt dennoch immer wie ein Zauberschlag. Da lag er vor uns, der wunderbare Golf: das blaue Meer, die schimmernden lateinischen Segel,

die kühnen Linien von Capri, am Ufer Fischer mit bronzefarbenen Gliedern und roten phrygischen Mützen, Netze, Körbe, malerische Böte: alles so oft gesehen, auf Bildern so häufig wiedergegeben und doch in seiner Farbenpracht so ewig neu, so strahlend schön, ein Jubelhymnus an den Schöpfer.

Um neun Uhr vormittags in Cava dei Tirreni. Ein Wagen erwartet uns am Bahnhof. Durch die engen, von Bogenlauben eingefaßten Straßen der Stadt, dann auf der vortrefflichen Chaussee zwischen Weingärten und alten Kastanienbäumen in einer Viertelstunde hinauf nach San Cesario, einem der unzähligen Dörfer, die in ihrer Gesamtheit das Weichbild der Stadt Cava bilden.

Wir halten auf dem von einer uralten Linde beschatteten Kirchenplatze. Hier liegt die Casa Cardoni. Die ganze Familie Cardoni: alter Vater, alte Mutter, alte Tochter und zwei Söhne, ein weltlicher und ein geistlicher, steht in der offenen Hausthür, um uns zu empfangen. Sie nicken alle schweigend und geleiten uns schweigend in unsere Wohnung. Große prächtige Räume, Wandmalereien, Rokokothüren mit Goldleisten, Pfeilerspiegel und uralte Ölgemälde. Dabei der mangelhafteste Hausrat, steinharte Betten und keine Spur von Komfort. Die Scheiben der hohen Fenster sind offenbar in Jahren nicht geputzt worden. „Es ist kein Schmutz,“ erklärt man uns, „es ist nur die Folge von vielen Fliegen.“



Ansicht von Cava mit Monte Finestra.

Wir öffnen die trüben Fenster und erfreuen uns der herrlichsten Aussicht auf das ganze Thal mit den zahlreichen im Grün verstreuten Ortschaften, auf den kegelförmigen Schloßberg und die schroffen Felswände des Monte San Liberatore.

Erst am späten Nachmittag gehen wir hinaus und streifen in der nächsten Umgebung umher. Welch ein Paradies! Es erinnert an den Schwarzwald, zuweilen an die Schweiz. Rebengewinde ziehen sich von Baum zu Baum, beschatten jeden Garten, das flache Dach jedes Bauernhauses. Feigenbäume, glühendrote Granatblüten überall. Aus allen Felsenspalten und Baumritzen drängt sich eine Fülle von Blumen und von Schlinggewächsen hervor. Tiefe Hohlwege, die wie im Schwarzwald von Brombeergesträuch, dazwischen aber auch von Akanthusblättern eingefaßt sind. Viel junger Wald. Ab und zu die mächtigen Stämme und hohen Kronen alter Linden und Kastanien.

Wir sind in San Cesario festlich empfangen worden. Böllerschüsse und Musik er-

klangen bei unserem Einzug. Abends war Feuerwerk und Prozession. Zwar galt es nicht uns, sondern dem heiligen Ludwig, aber wir freuten uns des hübschen ersten Eindrucks. Jedes Dorf Cavas hat seine besonderen Heiligen und besonderen Feste, und in San Cesario wird alljährlich am ersten Julisonntag San Luigi hoch gefeiert.

Die Thüren der Pfarrkirche unter der Linde standen weit offen. Drinnen erklang die Orgel, draußen lustige Tanzmusik. Die Brüder der Confraternitas, in langen weißen Röcken mit weißen Kappen über dem Gesicht, versammelten sich zur Fronleichnamsprozession, die hier, San Luigi zu Ehren, viel später stattfindet als in der übrigen katholischen Welt. Wir sahen die Prozession am späten Abend aus unseren Fenstern. Fröhliche Tanzmusik voran, dann all die Brüder mit brennenden Kerzen in den Händen, in der Mitte, unter rotem Baldachin, der Priester mit der Monstranz. So zogen sie durch die tiefen, dunklen Hohlwege, und die Kerzen schimmerten wie Leuchtkäfer durch das Laub der Hecken. Eine endlose Schafherde kreuzte sich mit der Prozession: der Hirt voran, ein kleiner Bube mit zwei Hunden hinterdrein. Darüber der dunkle Nachthimmel und die funkelnden Sterne.

— — — — — — — — — — — — — — —

Unser Frühstückstisch ist im Garten unter dem Rebenschatten gedeckt. Es ist Sonntag. Um zehn Uhr machen wir uns auf den Weg nach Trinità di Cava, um in der berühmten Benediktinerabtei die Messe, d. h. das Orgelspiel zu hören. Es geht bergan, doch ist die Luft so leicht, daß wir unter der Hitze kaum leiden. Der Weg, der sich an der tiefen grünen Schlucht des Selano hinanzieht, ist meist schattig, und vom blauen Golf weht ein frischer Wind herüber. Corpo di Cava, das trotzige Felsennest, mit seinen mittelalterlichen, turmgekrönten Stadtmauern, bleibt rechts auf der Höhe liegen. Die Straße windet sich unten um den Felsen und mündet in der barocken Fassade der Abtei, die bei einer Biegung des Weges plötzlich vor uns aufsteigt. Das Kloster verbirgt sich gleichsam in den steilen Abhang des Monte Finestra. Die weitläufigen Baulichkeiten ziehen sich in vielen Stockwerken dreihundert Meter lang in die Schlucht des in der Tiefe murmelnden Selano hinein. Sie lehnen sich an die Bergwand und sind zum Teil in eine mächtige Felsenhöhle — davon der Name Cava — hineingebaut.



Die Abtei Trinità di Cava.

In diese Höhle, damals Cava Metelliana oder Crypta Arsiccia genannt, hatte sich im zehnten Jahrhundert der fromme Einsiedler St. Alferius zurückgezogen. Eine große

Jüngerschar — auch weltflüchtige Große vom Hofe der Herzöge von Salerno — folgte ihm in die „Wüste La Cava", wie die Chronik berichtet, und hier in der Tiefe der Höhle erschien ihm die heilige Dreieinigkeit in der Gestalt einer dreifach geteilten Flamme. Darin erkannte Alferius eine göttliche Willensäußerung und ließ den Bau des unter den Schutz der heiligen Dreieinigkeit gestellten Klosters Trinità di Cava beginnen.

Wir haben Empfehlungsbriefe an den Abt und einige gelehrte Benediktiner, doch geben wir sie heute noch nicht ab. Wir hören nur die herrliche Orgel in der großen menschenleeren Kirche und sehen die ehrwürdigen Benediktiner in ihren schön geschnitzten Chorstühlen sitzen. Dann wandeln wir im ersten Klostergang, dessen hohe Altanfenster alle in die enge Schlucht, mit dem murmelnden Bach in der Tiefe, und auf den fernen blauen Golf sehen. Welch ein Idyll, und wie gut stimmt der Landschaftscharakter, die enge Schlucht, die grüne Einsamkeit, der traumhafte Ausblick in die Ferne zu dem Lebensideal der Benediktiner: weltabgewandt, in die Tiefe des eigenen Seins versunken, doch mit der Fernsicht in das unermeßliche Reich der Wissenschaft und das unendliche Reich Gottes.

Abends wieder Feuerwerk auf dem Lindenplatz immer noch San Luigi zu Ehren. Bunte Papierlaternen auf hohen Pfählen, Lichtergewinde an der Kirchenfassade, lustige Musik und harmlos frohes Landvolk. Der Mond zieht hinter den dunklen Laubkronen auf und wirft sein Silberlicht über Thal und Berge.

— — — — — — — — — — — — —

Unsere Eingangsterrasse hat sich in eine Korntenne verwandelt. Wir müssen durch das ausgedroschene Korn waten. Der alte Cardoni sitzt in der brennenden Sonne und beaufsichtigt die Drescher.

Wir besuchen einen Priester, an den wir empfohlen sind. Der dicke joviale Pfarrer geht in blauer Leinwandjacke in seinem Garten spazieren und empfängt uns in herzlichster Weise. Sein Haus stößt an unseren Garten, und seine Schwester, eine freundliche Nonne, die krankheitshalber das Kloster verlassen hat, hatte uns schon morgens aus dem Fenster mit Interesse beobachtet. Wir möchten doch recht oft in ihren großen Garten kommen, baten sie, und Vögel schießen, wie Freund T. es gern gethan. Die armen, kleinen Singvögel finden in Italien weder Mitleid noch Verständnis. Man liebt sie nur am Spieß gebraten.

* * *

Wir unternehmen eine weite Wanderung. Es geht auf steilem Fußpfade durch das gewerbfleißige Dorf La Molina, wo der Selano zahlreiche Mühlen und Werke treibt, hinunter nach Vietri und ans Meer. Man ginge zwanzig Minuten, war uns gesagt worden. Doch die zwanzig Minuten wurden eine Stunde, und dann waren wir erst in Vietri und die ersehnte Marine lag tief unter uns. Herrlich aber war der Blick von Vietris Felsenhöhe. Vor uns das blaue, buchtenreiche Meer und die feingegliederten, in Purpurduft gehüllten Linien der fernen Berge; hinter uns das von zwei Eisenbahnviadukten und den gotischen Bogen einer mittelalterlichen Wasserleitung vielfach überspannte grüne Thal: ein Bild wie in den Vorbergen der Alpen.

Unten an der Marine munteres Treiben. Die verschiedensten Fahrzeuge schaukeln in den Wellen. Ein mit Landleuten, Körben und Fässern schwer beladenes Segelboot stößt vom Lande. Es geht nach Amalfi.

Wir sehen in Vietri fast nur schöne Köpfe, große braune Augen, feine griechische Profile.

Vietri liegt auf uralt historischem Boden und gehört, wie es heißt, zu den ältesten Hafenplätzen Italiens. Es soll um 1600 vor Christo von den wilden meerbeherrschenden Tyrrhenern als Zufluchtsort vor Seestürmen gegründet worden sein. Die Stadt, damals Marcina genannt, ging in den Besitz der Griechen, Samniten, Lucaner, zuletzt der Römer über. Von der in Marcina ansässigen römischen Familie der Meteller erhielt das Thal von Cava den Namen Valle Metellianum. Marcina wurde 466 von Genserich und den Vandalen zerstört. In neuester Zeit, 1862, ist das Municip von Cava bei der Regierung um die Erlaubnis eingekommen, seine Stadt, zur Erinnerung an die sagenhaften ersten Ansiedler des Thales, Cava dei Tirreni nennen zu dürfen.

Wir fuhren die weiten Windungen der neu angelegten, prachtvollen Strada Nuova hinauf. Das Meer nahm eine rosa schimmernde, metallene Färbung an. Die Sonne sank, und der blasse Mond erschien am Himmel. Wir sahen Salerno im Kranz seiner Berge, überragt von einer hochgetürmten Burg. Solche Spuren normannischer Herrschaft, ein Stück germanischen Mittelalters im Garten der Hesperiden, an den seligen Küsten, die der göttliche Dulder Odysseus umschiffte, diese landschaftliche Verflechtung klassischen Altertums mit mittelalterlicher Romantik wirken wunderbar bestrickend, zu historischer Betrachtung anregend, auf die Phantasie.

Dann verließen wir die Küste und hätten uns im baumreichen Thal in ein deutsches Gebirge versetzt glauben können. Nur die Feigenbäume und Weinlauben, die vielen südlichen Pflanzen und der fast blendende Mondschein erinnerten mich daran, daß ich so weit, weit von der alten Heimat entfernt bin.

— — — — — — — — — — — — —

Unser Hauswirt, der alte Cardoni, ist plötzlich gestorben. Nichts ahnend gingen wir gestern nachmittag hinaus. Unter der Linde trat ein altes Mütterchen auf mich zu und ermahnte mich, nicht in der Nähe des Hauses zu bleiben. Es sei darin ein Unglück geschehen. „Il padrone di Casa“ war vor einer halben Stunde tot zusammengebrochen; „ohne die Sakramente,“ klagte die Alte immer wieder.

Diese Alte, la Gaetanella, ist eine seltsam typische Figur. Sie ist immer auf dem Kirchplatze zu finden. In der Frühmesse spielt sie den Chorknaben. „Die Stola und das Cingulum hängt sie dem Priester dienend um.“ „Wo es not thut, helfe ich dem Pfarrer,“ sagte sie uns. Sie fühlt sich als Assistent bei allen geistlichen Vorkommnissen von San Cesario.

Das ganze Dorf war in Aufregung. Eine Schar kleiner Bauernmädchen drängte sich an die verschlossene Hausthür und spähte durch jede Ritze „per vedere il morto“ — um den Toten zu sehen —, wie sie uns fröhlich mitteilten. Sie erzählten uns, was für vortreffliche Leute die Cardoni wären; „che brava gente“, sie gehen nie von Hause, nie, nie, kaum über den Platz in die Kirche, „casa e chiesa, chiesa e casa, sonst nie ein Ausgang.“ Das war das einzige, was sie als Beweis der Vortrefflichkeit anzuführen wußten.

Heute gegen Abend kamen die weißgekleideten Brüder der Kongregation, um den Toten hinauszutragen. Die Söhne saßen unterdessen schweigend in ihrem Wohnzimmer, als ob das Begräbnis ihres Vaters sie nichts anginge. Die Kongregationen sind ihrem Hauptzwecke nach Beerdigungsgesellschaften. Jedes Mitglied zahlt einen jährlichen Beitrag, hat dafür das Recht, die Heiligen in den Prozessionen zu tragen und zu begleiten und einst auf Kosten der Gesellschaft und durch Handreichung der Brüder begraben zu werden. Neben jeder Pfarrkirche der zahlreichen Dörfer Cavas erhebt sich das stattliche Haus der Konfraternitas, wo die Brüder ihre Versammlungen halten und bei außerordentlichen Gelegenheiten, zumeist Beerdigungen, Messe gelesen wird. Das Kongregationsgebäude von San Cesario besitzt ein wertvolles Altarbild von Andrea di Salerno. Der Sarg unseres Hauswirtes ist indessen, da der Verstorbene ein angesehener Mann war, in die Pfarrkirche getragen und auf einen mit viel Gold und Flitter verzierten Katafalk gestellt worden. Wir lesen die Sargschrift, die gewiß von einem Priester verfaßt ist. Der alte Mann, der sein Haus fast nie verließ und unberührt von den Ereignissen der Welt friedlich seinen Weizen und seinen Wein baute, wird nach dem Tode zum Helden gemacht, der in tempi procellosi, in sturmbewegter Zeit, „das Banner alter Traditionen und treuer Überzeugungen mutig verteidigt und unentwegt emporgehalten hat“.

Die Leute erscheinen hier so einfach und offen. Kaum aber können sie lesen und schreiben, so zeigt sich der Urfehler des italienisches Volkes, der Hang zu hohlem Redeschwall. Man freut sich, daß die Zahl der Analphabeten mit jedem Jahre kleiner wird. Aber was ist damit gewonnen? Nur wenn das Lesenlernen mit dem Religionsunterricht und der Bibelkenntnis Hand in Hand geht, wird wirkliche Volksbildung erzielt. Was nützt das Lesenkönnen, wenn dem Volke doch nie eine gesunde geistige Nahrung geboten wird? Es bleibt eine un-

fruchtbare Fertigkeit, die nur zu oft der Neigung zu leerem Pathos und unwahrer Rhetorik Vorschub leistet.

* * *

Jeder Nachmittag bringt uns durch einen neuen Spaziergang neuen überraschenden Genuß. Gestern ging's nach Dragoneo, einem jenseits der tiefen Schlucht des Selano auf schmalem Bergrücken gelegenen Dorfe. Ein höchst romantischer Weg führt in die Schlucht hinab, an und unter überhängenden höhlenzerklüfteten Felswänden: eine Freischütz- und Hexenküchenlandschaft, die immer wilder und phantastischer wird, je mehr man sich dem in der Tiefe murmelnden Bache nähert. Jenseits ging's auf anmutigem Pfade im jungen Kastanienwalde nach Dragoneo hinauf, und weiter durch Wald und Wiesen bis zu der einsamen Kirche San Pietro, an deren Vordergiebel sich eine breite, von drei alten Linden beschattete Terrasse hinzieht. Zehn Stufen führen zu ihr hinauf, und hier lag plötzlich das weite blaue Meer in der Tiefe vor uns. Thalatta, Thalatta!



Fassade der Abtei Trinità di Cava.

Man kann sich nichts Stimmungsvolleres denken als die Aussicht von dieser wie ein Leuchtturm auf hoher Warte stehenden Kirche. Im Winter kann sie nicht zum Gottesdienst benutzt werden, weil die Kirchgänger von den Seewinden umgeblasen werden. So erzählte uns ein alter Priester in fadenscheinigem Anzuge, der sich uns als Pfarrer von Dragoneo vorstellte. Er begleitete uns bis zum Dorfe und wollte uns sein Haus und seine Altertümersammlung zeigen. Doch war es spät, und wir versprachen ihm unseren Besuch für ein anderes Mal.

— — — — — — — — — — — — —

Heute zogen wir wieder auf dem romantischen Höhlenwege in die Schlucht hinunter. Unser Ziel war aber nicht Dragoneo, sondern San Domenico, ein einsames, waldumrauschtes Kirchlein mit daranstoßendem Kloster. Mein Gefährte wünschte den steilen Waldpfad einzuschlagen. Er passe nur für quadrupedi, hatten uns die Leute, die wir im Grunde der Schlucht trafen, gesagt; und ich mußte in der That zur Erheiterung der kleinen Buben, die uns ihre Führung angeboten, häufig zum Vierfüßler werden. Auf der mühsam erklommenen Höhe umfing uns eine entzückende grüne Wildnis, Vogelgesang, Grillengezirp, tiefste herzbeglückende Waldeinsamkeit. San Domenico sitzt wie ein Vogelnest zwischen den hohen Kronen der die Bergkuppe hinanziehenden alten Kastanien. Durch die Lichtungen der Zweige ein schmaler, geheimnisvoller Durchblick auf die grüne Wand der Schlucht mit der halb im Laub versteckten Abtei und den zerfallenen Türmen von Corpo di Cava.

Im verlassenen Kloster lebt, das wußten wir, ein einsamer Benediktiner, Padre Foresio. Wir klopfen. Die Thür geht auf und wir treten in den Klosterhof. Kein menschliches Wesen ist zu sehen. In einer Zelle brüllt eine Kuh. Zwei Hühner lustwandeln gravitätisch unter den Weinranken, die sich von einer Cisternenmauer zur anderen hinziehen. Wir steigen eine Treppe hinauf, und im oberen Klostergange tritt uns der Mönch entgegen. Wir bringen ihm Grüße und werden sehr freundlich empfangen. Alle Wände des Klosterganges sind mit anatomischen Zeichnungen, Naturaliensammlungen und unzähligen kleinen Bildnissen bedeckt. „Ich beschäftige mich mit allem, was gut, schön, in edlem Sinne ge-

nutzreich ist," sagte Padre Foresio, „nur nicht mit Büchern." Die gehören für ihn in keine der drei Kategorien. Die eine Schmalseite des Ganges ist des Mönches Eßzimmer, die andere das Studierzimmer, wo ohne Bücher studiert wird. Der lange Flur, der die beiden Schmalseiten verbindet, mündet in eine offene Gartenthür. Der Klostergang erweitert sich zu einer dunklen Cypressenallee. Alles still, weltabgewandt, eine vollkommene Einsiedelei.

Als vor einigen zwanzig Jahren der größte Teil der Benediktiner die Trinità di Cava räumen mußte, hatte Padre Foresio das Municip von Vietri um die Erlaubnis gebeten, das verlassene Kloster San Domenico als Wächter beziehen zu dürfen. „Seitdem lebe ich hier allein mit meinen Studien und Betrachtungen und bin glücklich, wahrhaft glücklich. Hier habe ich Frieden. Im Kloster war stets Unfrieden und Streit."

Mit fünf Jahren hatten ihn seine Eltern in das Seminar der Trinità gegeben, mit zwanzig war er Mönch geworden, ohne recht zu wissen, was er that. Nach den Freuden der Welt hat er sich nie gesehnt, aber die ausschließliche Gesellschaft der Mönche, ihr Ehrgeiz und ihre Ränkesucht waren ihm eine Pein. Jetzt erst darf er wirklich Mönch sein und kann Gott in der Stille des Herzens, nicht in äußeren Gebärden dienen. Das Klosterleben ist, meint er, in unseren Tagen eine Anomalie. Vor 1797 gab es im Königreich Neapel mehr Priester als Laien. Die Stadt Tarent allein hatte vierzig Klöster. Das war unerträglich viel.

Brüder der Konfraternitas und Paradesarg.

In den unteren Räumen des Klosters hat Padre Foresio eine landwirtschaftliche Schule eingerichtet; leider mit wenig Nutzen und Erfolg. Die Leute glauben alles besser zu wissen als er; oft sagt er ihnen: ihr habt gewiß recht, aber mir zuliebe versucht's nur einmal, eure Felder und Gärten nach meinen Angaben zu bebauen. Dieser Kampf mit den Bauerjungen ist die einzige Wolke am Lebenshimmel des alten Mönches.

Es war spät geworden. Padre Foresio wollte uns nicht fortlassen. Als Lockmittel zum längeren Verweilen erbot er sich, uns auf seiner Drehorgel etwas vorzuspielen. Als das nicht verschlug, führte er uns durch Räume, in denen er Seidenwürmer zieht, aufs Dach, wo man über die Laubkronen hinweg die freieste Aussicht auf Land und Meer genießt. Hier war der Sakristan der anstoßenden Kirche damit beschäftigt, bunte Lampen anzuzünden. „Es gilt der heiligen Felicitas," erklärte er uns, „morgen wird drüben auf der Trinità di Cava ihr Fest gefeiert."

Es ist ein glückliches Land. An jedem Sommersonntag wird bald in diesem Dorf, bald in jenem irgend ein Heiliger mit Böllerschüssen, Feuerwerk und Musik fröhlich geehrt. Vor acht Tagen war es der heilige Ludwig in San Cesario, morgen die heilige Felicitas in Corpo di Cava und auf der Abtei.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auch wir ziehen mit den Scharen froher Festwaller zur Trinità hinauf. Der sonst so einsame breite Weg vor der Abtei hat sich in einen Festplatz und lebhaften Markt verwandelt. Spitzbogen von Kränzen und Lichtern, hohe grünumwundene Masten, vielfarbige Papierlaternen; an allen Fenstern des Klosters Waffen, Fahnen, improvisierte Kronleuchter. Eine bunte Menge drängt sich um die Verkaufstische, wo Pfefferkuchen, Obst und Spielzeug

feilgeboten werden. Wir finden Platz auf einer Steinbank der großen Terrasse mitten unter dem fröhlichen Volk. Ein kleiner Junge in blauer Jacke und Hose, mit neuen dicksohligen Stiefeln, strampelt munter und selbständig umher. Ab und zu läuft er zu seiner Mutter, die den kleinen Mann mit höchster Unbefangenheit als Säugling behandelt. „Das Kind — es ist drei Jahre alt — will sich auf keinen Fall entwöhnen lassen," erklärte sie. So kann das Vergnügen noch lange dauern.

Die Prozession läßt auf sich warten. Endlich zieht sie aus der Kirche: die Konfraternitas von Corpo di Cava, weiße Röcke, rote Kragen, brennende Kerzen in den Händen, die Seminaristen in Chorgewändern, die weltlichen Klosterschüler in ihrer Uniform, die schwarzen Benediktiner, der Abt mit der Mitra unter dem roten Baldachin, endlich, von weißen Brüdern getragen, die silberne, kahlköpfige Büste der heiligen Felicitas, welche ein Stück ihres wirklichen Schädels umschließt; das ist der Höhepunkt. Laute Militärmusik erklingt, aus den Fenstern der Abtei regnet es Blumen und Bildchen auf die Prozession herab. Jeder will ein Bildchen erhaschen. Es entsteht ein Handgemenge. Ein Luftballon steigt empor, alle sehen ihm nach, und die Heilige ist vergessen. Wir fragen, was die heilige Felicitas gethan hat, warum sie hier so hoch geehrt wird. Keiner, auch kein Priester, weiß etwas davon.

Unterdessen ist die Nacht hereingebrochen. Alle Lichter und Lampen werden angezündet, und die Prozession zieht in die von vielen Hundert Kerzen strahlend erhellte Kirche zurück. Die Heilige wird auf ihren, in ein prächtiges Blumenbeet verwandelten Altar gestellt, die mächtige Orgel ertönt und die Benediktion beginnt. Bis tief in die Nacht erschallen Böllerschüsse und fliegen von allen Höhen Raketen und Leuchtkugeln zum Himmel empor, alles zu Ehren einer Heiligen, von der niemand weiß, wer und was sie gewesen.

Später haben wir erfahren, daß einst Papst Urban II., der besondere Gönner der Trinità, den Schädel der heiligen Felicitas nebst vielen anderen Reliquien der von ihm persönlich eingeweihten Klosterkirche als Zeichen seiner Huld verehrt hat. Felicitas aber war eine vornehme römische Matrone, die unter Antoninus Pius mit sieben Söhnen den Märtyrertod erlitten hat. Die Märtyrerakten berichten ausführlich, wie sie alle, weil die Mutter sich geweigert, den Göttern zu opfern, die martervollsten Todesstrafen erleiden mußten. Von einem ganz ähnlichen Fall erzählen die Märtyrerakten der heiligen Symphorosa unter Hadrian. Aber „Mütter mit sieben Söhnen sind verdächtig", sagt ein maßgebender Kirchenhistoriker, „Symphorosa und Felicitas sind christliche Nachbildungen der Makkabäergeschichte."

Wie dem auch sei, auf der Abtei ist die heilige Felicitas eine Wirklichkeit. Oft schon ist ihr Schutz und ihre mächtige Hilfe der Trinità zu gute gekommen. Während der schrecklichen Pest, die von 1655 bis 1661 das Thal verheerte, wo ganze Dörfer ausstarben und im benachbarten San Cesario nur zehn Menschen am Leben blieben, ist — Dank sei es der heiligen Felicitas — auf der Trinità kein einziger Mönch erkrankt. „Einmal, es war am Ende des vorigen Jahrhunderts, stand ein Teil der Klostergebäude in hellen Flammen. Alle Löschversuche waren vergeblich. Da ließ der Abt die Büste der Heiligen herbeitragen, und sofort war das Feuer wie ausgeblasen." So erzählte uns mit tiefster Überzeugung ein junger Priester und Lehrer der alten Sprachen am Knabenseminar in der Trinità, dem wir häufig auf unseren Spaziergängen begegnen. Er sah mein Erstaunen und fügte hinzu: „Es sind geschichtliche Thatsachen, an denen niemand zweifeln darf. Übrigens können wir ähnliche Wunder alle Tage erleben. Unser jetziger Abt war vor einigen Jahren todkrank und verdankt Gesundheit und Leben nur der heiligen Felicitas."

Und das sagt ein Priester, ein gelehrter Philologe, ein Lehrer an einer Schule, der das Recht zusteht, ihre Zöglinge zur Universität zu befördern. Wenn die heilige Felicitas doch auch das Wunder thun wollte, den Bildungsstand des italienischen Klerus zu heben!

* * *

Seit der Todesstunde des alten Hausherrn ist bei unseren Wirten große Gesellig-

keit eingezogen. Das an unsere Räume stoßende Aufenthaltszimmer der Familie ist stets voll leidbezeigender Freunde und Verwandten. Sie sitzen alle unbeweglich, sprechen kein Wort, öffnen nie ein Fenster, und jeder blickt, wie die Mönche auf dem Berge Athos, brütend in seinen Schoß. Wenn wir durchgehen, erhebt sich eine alte Frau, die uns offenbar sehr wohl will, und flüstert uns stets dieselben Worte zu: „Voi siete persone degne di ogni riguardo.“ Also wir verdienen alle Achtung.



Auf dem Wege von Cava nach Vietri.

Der Verkehr mit den Dorfleuten, die Beobachtung ihrer Denk- und Empfindungsweise bildet einen Hauptreiz unserer Sommeridylle. Es ist ein gutmütiges, sanftes, fleißiges, aber kindisches Volk; Wohlwollen und Liebenswürdigkeit sind ihm angeboren. Auf die Frage: „Wem gehört dieser Garten, dieses Haus?“ erhält man vom Besitzer stets die morgenländisch höfliche Antwort: „Es gehört Euch!“ Ein Knabe reitet auf einem Esel: „Ist es dein Esel?“ — „Nein, es ist der Eurige! Wollt Ihr ihn besteigen?“ Ein Mädchen begegnet uns mit einem Strauß duftender Kräuter. Wir bewundern ihn. Sofort bietet sie ihn uns an, drängt ihn uns auf und ist nicht zufrieden, bis wir wenigstens eine Pflanze nehmen. Und das that sie, ohne auf einen „Soldo“ zu rechnen. Die Leute sind hier wirklich noch uneigennützig. Sie wollen alles geben und mitteilen und verlangen nichts dagegen. Bettler sind eine Seltenheit.

Die Kirchen sind immer von Andächtigen gefüllt, und die freiwilligen Beiträge zu den Festen werden reichlich gespendet. Die Leute lassen sich ihre Heiligenverehrung viel Arbeit und viel Geld kosten. Wer von dem religiösen Skepticismus der Italiener spricht, hat recht, wenn er dabei Toskana und den einstigen Kirchenstaat, insbesondere aber Rom im Auge hat. Hier in den südlichen Provinzen ist das Volk zwar unwissend zum Erschrecken, aber es hängt opferwillig und mit Überzeugung an seinen religiösen Gebräuchen.

Freilich ist der Glaube dieses entschieden religiös veranlagten Volkes stark durch Aberglauben verdunkelt. Davon haben wir gestern ein besonders schlagendes Beispiel gehabt. Wir waren wieder nach San Domenico gegangen. Das Kirchlein stand offen. Wir traten hinein. Die Wände sind mit Armen, Beinen, Herzen und anderen Körperteilen aus Wachs bedeckt. „Lauter Gaben für den wunderthätigen heiligen Vincenz,“ erklärte der Sakristan. Dann zündete er Lichter auf dem Altar an und zog ehrerbietig den grünen Vorhang vor der lebensgroßen Pappfigur des Dominikaners San Vincenzo zurück. „Jeden Sonntag wallfahrten die Leute hierher, und der Heilige erhört alle Gebete, heilt alle Krankheiten, und die Kirche ist überfüllt von Gaben, Gliedern, Wachslichtern, ja sogar von Kleidungsstücken, welche dankbare Mütter ihren Kindern ausziehen und San Vincenzo zu Füßen legen.“

Der Sakristan war sehr stolz auf die Thaten seines Heiligen. Er führte uns in den anstoßenden, mit dunkler Holzvertäfelung ausgestatteten Saal der Konfraternitas von Dragoneo, um uns eine besonders schöne Madonna zu zeigen. Es war eine große Wachspuppe mit blonder Perücke, Spitzenkragen, falschen Perlen und Flitterstaat. „Ist sie nicht wunderschön?“ fragte unser Führer, ganz ergriffen, „und Ihr solltet sie erst an Festtagen in ihren Galakleidern sehen!“

Hinter dem Altar standen andere Pappfiguren. „Dies sind alte Heilige," erklärte der Sakristan mit großem Ernst. „Eine Dame aus der Stadt Cava hat schon lange die Absicht, sie erneuern zu lassen. Aber sie thut es noch nicht, weil der heilige Vincenz ihr bis jetzt die von ihm gewünschte Gnade nicht gewährt hat. Sie hat nur Töchter und wünscht sich einen Sohn. Schenkt ihr der heilige Vincenz diesen Sohn, so werden die alten Heiligen wieder neu gemacht. Wo nicht, bleiben sie, wie sie sind."

Wir setzten uns auf die breite Terrasse, die sich vor Kirche und Kloster hinzieht, und sprachen über die unglaublichen religiösen Vorstellungen dieses armen, falsch geleiteten Volkes. Padre Foresio trat aus dem Kloster und, als er uns erblickte, auf uns zu. Unter dem Eindruck des eben Erlebten sprachen wir unsere Entrüstung darüber aus, daß der Klerus sich in keiner Weise bemüht, die religiösen Begriffe des Volkes zu heben. Allein zu unserem Erstaunen stießen wir bei dem freisinnigen Mönch auf völlige Gleichgültigkeit.

„Das Volk hängt an diesen Vorstellungen," sagte er, „man kann sie ihm nicht nehmen. Sie sollten eines Sonntags hier die Scenen mit ansehen, wie die Frauen sich in der Kirche vor dem heiligen Vincenz mit Geschrei zu Boden werfen und ihn bedrohen und schimpfen, weil er ihnen nicht gewährt, was sie wünschen."

„Durch wen aber ist das Volk so geworden?" erwiderten wir. „Doch gewiß durch die Priester."

„Jawohl, aber die Priester brauchen den Aberglauben. Ist das Mysterium gegeben, so folgt der Aberglaube mit innerer Notwendigkeit."

„Aber das Mysterium existiert doch," wandte mein Gefährte ein, „es ist il fondo dell' universo."

Padre Foresio sah verwundert auf. Er hält sich offenbar selbst für einen Weisen, und der Wahrheit letzter Schluß ist ihm, daß der Mensch sich nur über das Sichtbare ein Urteil und einen Gedanken erlauben darf. Also ein religiöser Nihilist ist dieser stille Einsiedler. Darauf waren wir nicht gefaßt. Wer ist denn der Gott, dem er, wie er sich neulich ausdrückte, „nicht mit äußeren Gebärden, sondern in der Stille des Herzens dient"?

„Ein abergläubischer Bauer ist mir viel lieber als solch ein Nichtsglaubender," sagte mein Gefährte, nachdem Padre Foresio, welcher uns eine kurze Wegstrecke begleitete, sich verabschiedet hatte. „Jener erregt doch wenigstens Widerspruch, Bedauern, den Wunsch, ihn aufzuklären. Dieser dagegen erregt nichts. Sein Geist ist die absolute Wüste. Welch ein Widerspruch: er verachtet die Priester, das Klosterwesen, und trägt selbst die Mönchskutte!"

Marina von Vietri.

Schade, daß unser erster wohlthuender Eindruck von dem originellen Klausner auf der einsamen grünen Höhe kein bleibender sein durfte.

* * *

Heute wird in allen Dörfern Cavas die Madonna del Carmine gefeiert. Es ist ein volkstümliches Fest und ein Kinderfest, an dem sich die Kirche nicht offiziell beteiligt. Alle die vielen in Thon gebrannten Madonnenbilder, die in roher, aber nicht unschöner Ausführung in kleinen Nischen der Haus- und Gartenmauern angebracht sind, werden mit Lichtern und Blumen geschmückt. Überall begegnen wir Kindern, die Gaben für die Madonna del Carmine sammeln. „Signori, fate bene alla Madonna.“



Monte San Liberatore bei Vietri.

Gestern abend wanderten wir durch den jungen Kastanienwald, der die tiefe enge Schlucht zwischen den Dörfern Cesinola und St. Archangelo umsäumt. Es dunkelte bereits. An einem Kreuzwege mitten im Wäldchen erhebt sich auf hoher Gartenmauer zwischen blauen, üppig blühenden Hortensien ein Madonnenbild. Ein Mädchen stand auf einer Leiter und zündete Lichter unter dem Bilde an. Dann brach sie Hortensiensträuße und legte sie in die Mauernische.

„Das thue ich jeden Abend,“ sagte sie uns, „doch morgen ist überdies das Fest der Madonna, und über acht Tage werden wir ihr zu Ehren den ganzen Wald erleuchten.“

Das schöne Mädchen auf der Leiter, die Lichter, die Blumen und das matt beleuchtete Madonnenbild: es war ein unbeschreiblich poetischer Eindruck.

— — — — — — — — — — — —

Heute früh wurden wir mit der Nachricht geweckt, daß die einzige Kuh von San Cesario in der Nacht plötzlich verendet sei. Ein für uns schmerzliches Ereignis. Wir müssen unseren Kaffee schwarz trinken. Bei der Fülle von Gras und würzigen Kräutern, die alle Abhänge bedecken, ist der Mangel an Kühen unbegreiflich. Milch ist ein Luxusartikel, Weiden giebt es nicht. Die verblichene Kuh hat ihren dunklen Stall nie verlassen. Sie gehörte dem reichsten Bauern von San Cesario, einem Mann, der ein ansehnliches Vermögen besitzen soll. Er wird scherzhaft „il barone“ genannt, denn mit diesem Titel verbindet man in Italien den Begriff des Besitzes und der Macht. „Il gran barone“ nennt Dante den heiligen Petrus, um die Macht des Apostelfürsten zu bezeichnen. Die vielen besitzlosen deutschen Barone erscheinen dem Italiener wie ein lächerlicher Widersinn.

Es ist ein glühend heißer Sciroccotag. Wir gehen erst in der Abendkühle zur nahen Kirche der wunderthätigen Madonna dell' Avvocate, kurzweg „l'Avvocatella“ genannt. Das Kirchlein ist in den Felsen gehauen, Fassade und Glockenturm lehnen sich an die Bergwand. Über der Thür wächst ein wilder Feigenbaum aus der Felsspalte hervor. Ein alter einarmiger Einsiedler bewohnt das Häuschen neben der Kirche und baut seinen Wein, der, in Lauben gezogen, einen anmutigen Vordergrund für den Ausblick in die tiefgrüne Schlucht gewährt. Drüben auf den bewaldeten Höhen, halb im Kastanien-

laube versteckt, die malerischen Silhouetten von Dragoneo und San Domenico. Später saßen wir lange auf der halbrunden Steinbank unter unserer alten Linde. Hier ist ein Brunnen, an dem sich allabendlich die Dorfmädchen zum Wasserschöpfen einfinden. Ich plaudere oft mit ihnen und habe meine Freude an ihrer Naivetät und ihren klugen Antworten.

Die Mädchen sitzen den ganzen Tag am Webstuhl. Es ist dies eine hier allgemeine, vortrefflich organisierte Hausindustrie. Kaufleute liefern das Material, das farbige Baumwollen- oder Leinengarn, und zahlen so und so viel für den Meter. Der Lohn ist allerdings sehr gering. So ein armes Mädchen verdient sich mit fleißiger Arbeit von morgens früh bis abends spät kaum sieben Soldi — achtundzwanzig Pfennige — am Tage. Ob die Habgier der Kaufleute daran schuld ist oder, wie diese vorgeben, die drückende Konkurrenz der ausländischen Industrie, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls hat, auch bei kleinem Verdienst, eine solche Hausindustrie, welche es jedem Mädchen, jeder Frau möglich macht, in ihrer Familie zu bleiben und während der Arbeit ein Auge auf Haus und Kinder zu haben, vor der Fabrikindustrie, die die Frauen vom Hause und der Familie loslöst, unendliche Vorzüge, und wäre es, scheint mir, die Pflicht des Staates und der Gesellschaft, sie in jeder Beziehung zu fördern und zu schützen.

Wir fahren nach dem auf der anderen Seite des Thales hoch gelegenen Dorf Alessio. Hier ziehen sich grüne, mit bunten Lampen geschmückte Kränze über die steil am Berge hinanklimmende Dorfstraße bis zum Madonnenbilde in tiefer Mauernische, das den Schluß der Perspektive bildete. Alle Kinder von Alessio sind in großer Aufregung, mit Kränzewinden und Lichteranzünden eifrig beschäftigt. Prächtige braunäugige Buben laufen jubelnd mit brennenden Strohbündeln durch die Straßen. La madonna del Carmine ist für diese Kinder ein Fest, das, wie für uns Weihnachten, einen Schimmer von Weihe und Poesie auf weite Strecken des Alltagslebens wirft.

Die Verlängerung der Dorfstraße führt durch Wald und Flur auf einen Sattel, der freie Aussicht aufs Meer gewährt. Wunderbare Kontraste! Hier mitten in der blühenden, einem Garten gleichenden Landschaft plötzlich eine Wüste, eine stimmungsvolle, tief melancholische Einöde. Kahles Gestein, kein Gras, keine Blume, nur einige vom Blitz getroffene, halbverkohlte Stämme. Rings umher schroffe, zerklüftete Felswände. Hoch oben wie ein Schwalbennest, in Form und Farbe kaum vom Gestein unterschieden, die burgartige Einsiedelei San Liberatore. In der Tiefe das Meer. Es sieht aus, als läge es in einem jähen Abgrunde, als könne kein menschlicher Fuß zur blauen Tiefe gelangen. Der Eindruck der Weltabgeschiedenheit und Einsamkeit könnte nicht größer sein.

Ein kleines Mädchen mit einem Kruge in der Hand zog allein seines Weges über den öden Sattel. Es war blond und hatte ein buntes Tuch in orientalischer Weise um den Kopf geschlungen. „Wie heißt du?“ — „Regina.“ Und die kleine Königin ging ruhig und vornehm mit nackten Füßen über das scharfe Steingeröll. Einen Raubvogel oder eine Seemöwe hätten wir als einzige Staffage erwartet, und das holde kleine Mädchen wirkte in dieser Umgebung wie eine Märchengestalt auf die Phantasie.

Der Gang hatte uns ermüdet. Ein Mann, dem wir in Alessio begegneten, bot uns freundlich einen Trunk Wein an. Er ging in sein Haus und kehrte mit einem Glase und einem bunten, antik geformten Kruge zurück, aus dem er uns erquickenden Wein kredenzte. Von Bezahlung wollte er nichts wissen. Er bedauerte nur, daß wir nicht mehr tranken, und reichte auch unserem Kutscher ein Glas Wein. Der Mann war ein einfacher Arbeiter aus einer Thonfabrik in Vietri und sprach und handelte wie ein Kavalier.

— — — — — — — — — — — —

Wieder Sonntag und wieder große Heiligenfestlichkeit. Sie gilt immer noch der Madonna del Carmine, die heute im Dorfe St. Archangelo besonders gefeiert wird. Das Fest wurde gestern abend mit Feuerwerk und Prozession eingeleitet. Wir begegneten der Prozession. Ein lustiger Zug! Mächtige Körbe mit Pfefferkuchen und Zuckerwerk wurden vorausgetragen. Es folgten die Brüder der Kongregation, die Kolossalfigur

des lokalen Schutzpatrons, des Erzengels Michael, endlich die Madonna, eine große Puppe in blauseidenem Gewande. Ab und zu hielt der Zug, und Madonna und Erzengel rasteten auf improvisierten Altären.

Es dunkelte. Wir gingen von St. Archangelo durch die bewaldeten Schluchten nach San Cesario zurück. Die Leute warnten uns. Bei einbrechender Nacht durch den Wald zu gehen, sei zu gefährlich. Wir könnten straucheln, fallen, den Abhang hinunterrollen.

Große Ängstlichkeit ist, wie wir bemerkt haben, ein charakteristischer Zug der hiesigen Bevölkerung. Es giebt in Cava weder Strolche noch Diebe, das wird uns allgemein versichert. Dennoch sind alle Hausthüren, auch am Tage, sorgfältig verschlossen, die Gärten mit hohen Mauern umgeben, als wollte jeder sich in dem Seinen befestigen und verschanzen. Fragt man, warum, so lautet die Antwort: „Mißtrauen ist immer besser als Vertrauen.“

Fischer in Vietri.

Und doch wurden die Bewohner Cavas einst wegen ihrer Tapferkeit gepriesen und waren, am Ausgange des Mittelalters, die schlagfertigsten Anhänger der Aragonen. Cavenser waren es, welche 1441 durch eine Wasserleitung in Neapel eindrangen und Alfonso I. die Thore öffneten. Der Cavenser Grandinetto d'Aulisio befreite 1485 Friedrich, den jungen Sohn Ferdinands von Aragonien, aus dem Turm, in welchem ihn der Prinz von Salerno gefangen hielt. Während der Kämpfe zwischen Franz I. und Karl V. nahmen die Cavenser eifrig Partei für Karl V. Sie bewaffneten sich auf eigene Hand und befreiten das von den Franzosen besetzte Salerno. Infolgedessen landete Lautrec in Vietri und verheerte das Thal von Cava. Dadurch ließen sich aber die Cavenser nicht einschüchtern. Sie blieben Karl V. treu und bereiteten ihm, als er 1538, auf der Heimkehr aus Tunis, durch Cava zog, einen in den Annalen der Stadt berühmt gewordenen Empfang.

Kein Zug der kampfesfrohen, überzeugungstreuen Väter hat sich in den Enkeln erhalten. „La paura“ — die Furcht — spielt in dem dürftigen Wortschatz der Cavenser von heute eine Hauptrolle. Es sind harmlose, gutmütige Hasen, die auch im täglichen Leben, bei der Arbeit, bei allem, was sie thun und unternehmen, vor jeder Schwierigkeit, jedem Hindernis zurückschrecken. Daraus erklärt sich der seltsame Stillstand auf allen Gebieten. Bei jedem Fortschritt gilt es zu versuchen, zu wagen, und gerade das ist dem Cavenser unmöglich. Er bebaut seinen Acker in derselben Weise, wie ihn schon vor 2000 Jahren die ersten namhaften Kolonisten des Thals, die gens Metelliana, bebauten, und der überaus malerische, aber schwerfällige Anspann der Pferde ist seit dem Mittelalter unverändert geblieben. Der Cavenser ist konservativ im Übermaß, nicht weil er es sein will, nicht aus Princip, sondern weil alles Neue ihn erschreckt.

Wir hatten uns in St. Archangelo eine Wachskerze gekauft, um uns durch den Wald zu leuchten, doch bedurften wir ihrer kaum. Die Lampe unter dem hortensiengeschmückten Madonnenbilde am Kreuzwege leuchtete uns schon von ferne pfadweisend durch das Waldesdunkel entgegen.

(Fortsetzung folgt.)



# Die Liebe par distance.

Eine wahre Geschichte
von
**Ferdy Katsch.**

Ist der geneigte Leser auch schon einmal gehängt worden? Wen's gelüstet, der mache es wie ich. Weihnachten 1889 bekam ich die Influenza und verlachte sie. Zu Neujahr hatte ich infolgedessen ein steifes Genick und lachte schon weniger. An Epiphanias steckte mich der Doktor ins Bett, und als ich sechs Wochen gelegen, erklärte er, seine Kunst sei zu Ende, und nun lachte keiner mehr. Statt dessen packte man mich in einen Wagen und schaffte mich von K., meinem bisherigen Wohnorte, wo ich als Junggeselle und Schriftsteller ein beschauliches Dasein geführt hatte, in das große Lazarett zu S. Meine treue alte Haushälterin Babette sandte mir einige Thränen und einen Koffer nach, in welchem sich außer einer kleinen Bibliothek (darunter Dickens' unsterbliche „Pickwickier", sowie ein gleich unsterbliches Werk meiner Muse) zwei Paar Strümpfe, drei wollene Hemden, ein Dutzend Taschentücher, Kamm, Bürsten und ein Toilettespiegel von fünfunddreißig Centimeter Höhe und fünfundzwanzig Centimeter Breite befanden. Dergestalt glaubte sie, mich mit Würde in den Kampf ums Dasein gestellt zu sehen. In S. aber nahm man mich als „interessanten Fall" mit Freuden auf und behandelte mich danach. Ein eigenes, zwar primitiv eingerichtetes, aber freundliches Zimmer im rechten Seitenflügel des stattlichen Gebäudes beherbergte mich. Das Bett schien auch recht gut, und eben wollte ich mich wohlig in die weichen Kissen drücken, als die Gesundheitskommission, an der Spitze ein alter Medizinalrat, erschien und meines sterblichen Daseins edelsten Teil, das gedankenschwangere Haupt, an eine veritable Galgenvorrichtung aufhing. Denn man legte mir um Kinn und Backen einen Halfter mit Strick, zog letzteren nach oben und hinten über eine Rolle an der Bettlehne und befestigte daran, was die Hauptschikane war, zwei echte und gerechte, vollwertige Kilogewichte, welche mit eiserner Konsequenz die Richtung meiner Nasenspitze nach der Zimmerdecke und verlängert in den Himmelszenith beibehielten. Dies, sagten sie, sei meine letzte Rettung.

An was alles gewöhnt sich der Mensch nicht, wenn er muß. Bald söhnte auch ich mit meinem befremdlichen Schicksal mich

aus. Eine der stets opferwilligen und selbstlosen barmherzigen Schwestern, die nicht nur den kranken Leib, sondern auch ein krankes Gemüt trefflich zu pflegen verstand, wartete meiner mit rührender Fürsorge; die Ärzte kamen mir mit großer Liebenswürdigkeit entgegen, und schließlich ging alles vortrefflich von statten mit einer kleinen Ausnahme: auch jetzt wollte mein Nacken sich absolut nicht zu seiner früheren Thätigkeit bequemen.

So verfloß die Zeit in musterhafter Ruhe bei leidlichem Humor; als aber der März sich seinem Ende neigte, wäre letzterer mir doch beinahe entschlüpft, und daran war der Junker Lenz schuld, der erstmals durch die Scheiben meines Zimmerchens lugte.

Ihn selbst konnte ich zwar nicht sehen, denn mein Bett stand wohl ganz in Fensternähe, aber leider so, daß ich ihm unhöflich den Rücken drehen mußte; nicht einmal einen Seitenblick konnte ich ihm bei dem chronisch gewordenen Streik meiner Nackenmuskeln zuwerfen. Doch ich spürte ihn an tausend kleinen Dingen: an jedem lauen Lüftchen, das, mitleidig durchs offene Fenster schlüpfend, mir die Stirn küßte, an jedem fröhlichen Juchhei der kleinen Vogelwelt, aufatmend von langer Winterlast, das sich in mein Ohr schmeichelte, an den ersten, schüchternen und doch schönsten Blümchen, die mir als Trost die gute Schwester ans Bett stellte — ach! und mehr als dies alles spürte ich ihn im eigenen pochenden Herzen, das selbst in des Greisen Brust aufjubilieren will um diese Zeit, wie viel mehr im jungen, noch hoffnungsfreudigen Menschenkind!

Schon wollte es in meiner Einsamkeit mir bange werden, als ich eines Tages plötzlich lustiges Kindergeplauder und Lachen wie nie zuvor von draußen her vernahm und auf meine Frage von Schwester Eudoxia zur Antwort bekam: „Du liebe Zeit, so sehen Sie doch ... Ja so! Sie können sich nicht umdrehen, sonst würden Sie gerade durch Ihr Fenster auf die Veranda dort am Mittelbau blicken, eine hübsche, verdeckte, mit allerhand Tischen, Stühlen, Bänkchen und Spielzeug, vor dem Zimmer Nr. 114, in dem unsere kranken Kinder liegen. Jetzt, bei dem schönen Wetter, dürfen sie, soweit sie auf, von früh bis Abend heraus, und da giebt's denn manchmal eine wahre Herzenslust."

Und richtig! Jetzt fing die kleine Bande gar an zu singen! „Der Mai ist gekommen", hatte, allerdings sehr vorzeitig, ein Stimmchen schüchtern zu krähen angefangen, alsbald fielen, wie zur Beglaubigung, zwei weitere ein: „Die Bäume schlagen aus", und immer voller und lauter klang's, wenn auch nicht gerade glockenrein, daß man am Schluß meinen konnte, einem ganzen kleinen Bataillon stünde „der Sinn in die weite, weite Welt".

Das war fast zu viel für einen, der ähnliche Gedanken im stillverschwiegenen Busen hegte! Ja, wenn ich mir bei meiner Lust an allem, was da klingt und singt, wenigstens auch so eins hätte vom Herzen können heruntermusizieren! Aber ich — mit meinem Hals, außen und innen geschwollen und gar am Galgen hängend — es ging nicht, und das war schlimm. Und je länger es draußen lockte, ward's um so schlimmer drinnen.

Da kam mir ein rettender Gedanke! Hatte die Schwester nicht von Kinderspielzeug auf der Veranda gesprochen? Sollte sich darunter nicht auch etwas Musikalisches und somit ein Ausweg finden lassen?

„Liebe Schwester Eudoxia," rief ich, „ich halt's nicht mehr aus! Die Kinder da draußen singen und jubilieren, ich muß auch Musik machen. Flöten und Trompeten wird in meiner Lage nun zwar nicht gehen, aber vielleicht finden Sie zwischen dem Krimskrams drüben doch irgend etwas Passendes!"

Lächelnd ging sie weg, um nach fünf Minuten schon triumphierend wieder zu erscheinen.

Jeder kennt die kleinen Glasharmonikas, Kästchen mit aufgelegten abgestimmten Glasplättchen und einem kleinen Klöpfel zum Anschlag. Aber, was sie brachte, war noch viel feiner: ein „Metallophon", denn die Plättchen waren von Metall und gar durch zwei Oktaven durchgeführt.

Neben anderen guten Eigenschaften hat mir nun der liebe Gott auch die Gnade eines ganz leidlichen musikalischen Gehörs angedeihen lassen. Dank letzterem war in meinem Kopfe eine solche Unsumme von Melodien an Volksliedern, Tänzen, Märschen, Leitmotiven rc. aufgespeichert, daß ich binnen vierzehn Tagen, während draußen nochmals das bekannte Übergangswetter mit Sturm und Regen eintrat, das eiligst die Fenster

schließen ließ, ihren ganzen Vorrat einübte. Nunmehr aber war ich so tüchtig beschlagen, daß ich sogar die Krone aller Schwierigkeiten, den Radetzky-Marsch mit seinen Kapriolen, Läufen und Doppelschlägen, um die Wette mit jedem Glockenschläger eines preußischen Infanterie-Regiments anstimmen konnte.

Und so merkte ich denn auch von allen neuen Veränderungen in Gottes freier Natur nichts, bis eines schönen Tages die Flügel meines Fensters von selbst aufsprangen, daß mir's gar wunderselig wurde, wie Siegmund und Siegelinde in der „Walküre“, und ich's unwillkürlich erklingen ließ, das herrliche „Winterstürme wichen dem Wonnemond!“

Meine Hauptfreude war jetzt ein allerliebster musikalischer Wechselverkehr, der sich durchs offene Fenster hindurch zwischen mir und meiner Kinderwelt, als hätten wir uns verabredet, hergestellt. Wir näherten uns derartig, daß sie mich ordentlich zum Spielen auf meinem Metallophon herauslockte und im Chore mir zujubelte: „zu hoch“ oder „zu tief“, wenn ich mich nicht nach ihren Einsätzen richtete. Bald kannte ich jede einzelne Stimme an ihrem eigenen Klang, von denen sich deutlich die freundlich beschwichtigenden Worte der in jenem Reiche herrschenden Schwester Richardis abhoben, wenn der Übermut sich allzulaut Bahn brach. So konnte ich stets kontrollieren, wie viele Freundchen sich auf der Veranda eingefunden, ob neue oder noch die alten, und indem ich um jedes Stimmchen mir ein Körperchen bildete, hatte meine Phantasie ein artiges Spiel und Ziel.

Da trat etwas Neues, völlig Unerwartetes und für meine kleinen Freunde sowohl als besonders für mich Bedeutungsvolles ein.

Kannst du, hochansehnlicher Leser, dir einen Fall denken, wo an dein Ohr plötzlich ein Ton aus Menschenmund, ein Wort, gar ein Lachen schlägt, daß der bloße Klang dir wie ein elektrischer Funke belebend durch alle Glieder fährt und in deinem Herzkämmerlein geradezu als Lichterscheinung wirkt? Kannst du das? Dann allein wirst du Verständnis für den weiteren Verlauf meiner Erzählung haben und begreifen, in welchen Aufruhr ich versetzt wurde, als ich eines heiteren Morgens von der Veranda her solch wundersame Stimme vernahm. Sie fascinierte mich, und von nun an ging auch nicht der leiseste Laut mehr von dorther mir verloren. Meine Zeit war jetzt in zwei Grundstimmungen geteilt, eine gute, wenn die mir so schnell liebgewordenen Töne an mein Ohr schlugen, eine trübe, wenn sie schwiegen. Zum Glück war erstere die vorwiegende, denn ich hörte jene Stimme kaum seltener als das fröhliche Lachen und Singen der Kinder. Und was für ein Singen seit kurzer Zeit! Meine Untersuchungen ergaben überraschende Resultate. Wie ich oben erzählt, war der Gesang meiner Kleinen bislang nicht eben glockenrein zu nennen gewesen; das hörte auf. Frau Nachtigall im Fliederbusch, heia! was sagst du dazu? Gelt, du bekommst schier Angst hinter deinen Blütenzweigen, man könnte dich überholen! Nun, das zwar nicht, aber lieblich war's auch, wie es da seit einiger Zeit herüberklang, so rein, so voll. Und besonders das eine Stimmchen — Peppo hatte ich seinen Besitzer getauft —, das früher immer drei Töne höher mitpiepste, bracht's jetzt genau so schön zuwege wie all die anderen, vielleicht noch schöner. Aber am schönsten war doch eine Stimme, die dem ganzen Soprandutzend mit ihrem wunderbaren Alt Widerpart hielt — still, altes Metallophon! da kannst du nicht mehr mithalten, denn das da drüben hat mehr als Metall, hat Seele, ja, hat Liebe.

Und mit diesem neuen Wesen draußen war auch bei mir ein neues eingezogen. Die Langeweile kannte ich nicht mehr, dafür stellte sich aber ein anderer Gast ein: unbezwingliche Neugier. Mehrere Tage hatte ich mich geschämt, die Schwester um Aufklärung zu bitten, endlich wagte ich es.

„Schwester Eudoxia, wer lacht und singt denn da so fröhlich mit den Kindern?“

„Ach, das ist eine kranke Dame, die erst im Privatzimmer Nr. 6 war, dann aber auf ihren eigenen Wunsch sich nach Nr. 114 überführen ließ.“

„Auf ihren eigenen Wunsch?“

„Ja; sie sagte der Schwester Richardis, es wäre ihr allein zu langweilig — sie hat ein Fußleiden, ist sonst ganz wohl —, und da wollte sie lieber zu Kindern, sie sei dieselben ohnedies gewöhnt.“

„Ist sie denn verheiratet?“

„Weiß nicht, glaub's aber nicht, sie sieht noch sehr jung aus."

„So! und wie sie heißt, wissen Sie auch nicht?"

„Könnt's nicht sagen; 's ist eben nicht mein Revier. Bett Nr. 19 in 114, weiter weiß ich nichts!"

Bett Nr. 19! Abscheulich! Ich hatte genug, nur zu viel; so oft ich an jenem Tage die Stimme hörte, mußte ich unwillkürlich denken: Bett Nr. 19.

Ich beschloß daher feierlich, so bald keine solche Frage wieder zu stellen, und begann statt dessen in meinen Gedanken allmählich auch um diese klingende Seele eine Gestalt zu bilden. Eines Morgens früh nach erquickendem Schlaf kam ich zu folgendem Resultat: Jung war sie, das sagte die Schwester. Heiter und dabei gebildet war sie, das sagte das Lachen. Lieb war sie, das sagten Sprache und Gesang. Anspruchslos war sie, das sagte ihr Verkehr mit den Kindern. Und hübsch mußte sie auch sein; denn ein Mensch, der jung, heiter, gebildet, lieb und anspruchslos ist, muß nicht immer schön sein, aber häßlich kann er auch nicht sein, also hübsch oder doch anmutig — just, wie ich ein junges Mädchen am liebsten habe. Und wenn sie, was anzunehmen, auch noch gegen jedermann gefällig war, dann mußte sie mir zu Gefallen etwa folgendermaßen aussehen:

Auf einem wohlgebauten Körper mit schlanker, aber ja nicht unsinnig geschnürter Taille mußte ein Köpfchen sitzen mit dunkelkastanienbraunem Haar, schlicht gescheitelt — ums Himmels willen keine Simpelfransen! — und dies dann hinten zusammengefaßt in einem einfachen und doch so schönen griechischen Knoten. Da zu solcher Frisur nur eine ganz bestimmte, anmutige Kopfform paßt, setze ich das Vorhandensein derselben stillschweigend voraus. Das Auge muß als das „Fenster der Seele" sinnig sein — ob braun oder blau, will ich ihm überlassen, am besten blau, weil's eigenartig ist zu dem dunklen Haar. Die Ohren müssen nicht zu groß und der Mund nicht zu klein sein; die Lippen müssen sich schelmisch kräuseln können und dahinter zwei Reihen weißer, aber, wenn ich bitten darf, echter Zähne lachen. Das Näschen darf nach meinem Geschmack ein Stumpfnäschen, aber natürlich ein niedliches, sein — meine Tanzstundenliebe, schon seit zwölf Jahren verheiratet, hatte ein solches, und seitdem kann ich Stumpfnäschen gut leiden. So, das wär's — ah, halt! die Stirn darf keine Falten haben, aber im Kinn darf ein Grübchen sein. Die Hände — ja, da bin ich nun komisch! — die müssen möglichst schön und möglichst weiß sein und doch zu Kochtopf sowohl wie Handarbeit greifen können, allein in solche Hand könnt ich mich schon verlieben. Meinetwegen darf dafür der Fuß etwas größer sein; dann kann sie auch ordentlich springen, Fußpartien mitmachen und auf die Berge klettern; das ist mir lieber wie das alberne Getanze. Und wenn sie dann noch ein geschmackvolles, am besten selbstgemachtes Kleid trägt und am Busen ein Veilchensträußchen, dann — o je, dann möcht ich ja gleich . . .

„Ei, Sie Langschläfer!" ließ sich da eine Stimme vernehmen. Ich rieb mir die Augen. Vor mir stand Schwester Eudoxia mit dem üblichen Morgenkakao. Über ihr Gesicht glitt schelmisches Lächeln. „Es ist ja gleich neun Uhr, und Sie haben noch nicht geklingelt," fuhr sie fort, indem sie mir die Tasse reichte; „drüben die Kinder" — dabei öffnete sie das Fenster — „singen schon beinahe eine Stunde, während Sie noch in tiefsten Träumen liegen."

„Träume? Woher wissen Sie denn das?"

„Haha! mit dem ganzen Gesicht lachten Sie ja, als ich hereinkam. 's muß ein schöner Traum gewesen sein, wie?" Nun machte sie Anstalten für meine Toilette. Sie reichte mir Waschschüssel und Seife ans Bett, Kamm und Bürste hatte sie zur Hand. „Und wie Sie aussehen! Wie ein Barbar, mit einem großmächtigen Bart im Gesicht!"

„Aber, Schwester, wie ein Barbar?"

„Ja, genau! Schade, daß der Spiegel dort festgenagelt ist, sonst müßten Sie's selbst sehen und sagen."

„O, dem kann abgeholfen werden! Hat ja meine Babette einen wahren Riesenspiegel in meinen Handkoffer gesteckt. Hier sind die Schlüssel, wenn Sie so gut sein wollen . . ."

Schwester Eudoxia schloß auf, und kurz danach durfte ich mein Ebenbild in einer Bearbeitung sehen, die allerdings stark ans Barbarentum streifte. Schon wollte ich ihn entsetzt zurückgeben — da! über meinem

Kopf hinweg, durchs Fenster — träumte oder wachte ich? — ich fuhr nochmals über die Augen — nein, nein! das war kein Traum! — da war die Veranda, und an einem Tisch im Kreise saßen meine Lieblinge, spielend mit Bauklötzchen, Puppen, Eimerchen; obenan aber am Tisch, mir zugewandt, das Köpfchen über eine Handarbeit gesenkt, saß, im grauen Kleidchen, einen Veilchenstrauß am Busen, da saß leibhaftig — sie, mein Traumbild, mein Ideal! Aufjauchzen hätte ich können — aber still! um Himmels willen nichts verraten, lieber heucheln!

„Ach, Schwester, darf ich nochmals um den Kamm bitten? — Sehen Sie nur, wie der Bart zerzaust ist! — Wirklich ganz schauderhaft! — O, Sie brauchen nicht darauf zu warten, wenn Sie unten zu thun haben, ich schiebe dann den Spiegel zwischen Bett und Nachttisch ... nein, nein! er fällt nicht um! ... Guten Morgen!"

Ich habe einmal eine Geschichte gelesen, in der ein Neffe seinen Onkel einen „koketten Barbaren" nannte. Ich wette, daß jetzt Schwester Eudoxia, als sie das Zimmer verließ, ebenfalls, ohne ein Plagiat zu begehen, murmelte: „Koketter Barbar!"

* * *

Babette, alte Babette! Deine alleinige Herrschaft über mich und meine Kochtöpfe beginnt zu wanken. Und das ist deine eigene Schuld. Kennst du aus dem Märchen den Zauberspiegel nicht? Er zeigte seinem Besitzer, so oft er hineinsah, was er sich wünschte. Solchen Zauberspiegel liefertest du selbst mir in die Hand. Ich muß ihn nur geschickt benutzen, wenn ich eine wohlbekannte Stimme vernehme, und immer sehe fortan auch ich, was mir das liebste ist.

Daß von jener Zeit an der Spiegel zu meinem vertrautesten Umgang gehörte, dürfte jedem klar erscheinen. Ich trennte mich eigentlich nur von ihm, wenn ich auf dem Vorraum verdächtige Schritte vernahm. Näherten sich dieselben sehr schnell und überraschend, so verschwand mein neuer Freund schleunigst unter die Bettdecke, anderenfalls konnte er sich noch in sein Tuskulum zwischen Bett und Nachttisch zurückziehen.

Zu dieser neuen Gesellschaft fand sich aber bald auch wieder mein alter Spielgenosse, das Metallophon, ein, das ja eine Zeit lang über der neuen Musikerscheinung draußen schnöde in die Ecke verbannt war. Die klingende Brücke wurde weiter gebaut, aber bald zu einem anderen Pfeiler, denn bei dem fortgesetzt schönen Wetter wurden meine kleinen Freunde tagsüber in den an das Lazarett stoßenden Park gelassen. Es mußte dies nach Schwester Eudoxias Beschreibung ein herrlicher Aufenthalt sein, und diese Mitteilung allein hätte noch vor wenig Wochen trübe Gedanken in mir erweckt, aber der Anblick meiner Fee, der mir, da sie fußleidend war, auf der Veranda gelassen wurde, verscheuchte jedes schwermütige Gefühl.

Wenn sie, nun schweigend über ihre Handarbeit gebeugt, an ihrem gewohnten Plätzchen saß, kaum sich Zeit gönnend, dann und wann einen flüchtigen Blick in den unten prangenden Vorgarten zu werfen, kam es manchmal über mich wie mit höherer Gewalt, daß ich zum lieben Instrument griff und einen bunten Liederkranz, durch phantastische Übergänge zu einem Ganzen verbunden, hervorlockte, so klingend, so fließend, daß ich mich selbst über meine Fertigkeit wundern mußte. Und da konnte es denn wohl vorkommen, daß sie die Nadel ruhen und die feinen Hände mit ihrer Arbeit in den Schoß sinken ließ; ihre Augen hoben sich zu meinem Fenster und irrten träumend an dessen Umfassung vorbei, während ich alle die rührenden Weisen, in die das Volk seine Liebe und sein Sehnen versenkt hat, ihr meinte mitten ins Herz hineinschmeicheln zu müssen. O! es waren trotz allem selige Stunden!

Später, gegen Sonnenuntergang, hielt die kleine Bande jubelnd, die Fäustchen und Lockenköpfchen voll Blumen, wieder ihren triumphierenden Einzug, schüttete die duftigen Kinder des Parks in den Schoß der lieben Fee, lachte, trillerte und klatschte in die Händchen, und jedes hatte, so gut wie ich, sein Erdenweh und seinen Verband vergessen. Und die Fee legte dann wohl wie segnend dem Kleinsten die Hand aufs Haupt, hob es auch auf und drückte einen herzhaften Kuß auf die Lippen und Pausbacken des kleinen Posaunenengels, und weiß der Kuckuck, aber

ich konnte nichts dafür, daß mir altem Kerl die Thränen in die Augen stiegen.

Eines Nachmittags mußte etwas Besonderes in den kleinen Schwarm gefahren sein; plötzlich, viel früher als sonst, war er da, mehr denn je Blumen und Grün in den Händen und mit allen Anzeichen eines großen Unternehmens; so surrte und wippte er um Tante Fees Stuhl herum, daß mir schier angst für sie geworden wäre. Aus all dem Wirrwarr heraus entdeckte ich plötzlich an der Kinder Bewegungen gegen mein Fenster hin, sowie an dem halb verlegenen, halb zustimmenden Lächeln der Dame, daß es sich unzweifelhaft um — mich handle. Das fieberhafte Tuscheln lockte selbst Schwester Richardis auf die Veranda. Die Fee schien ihr etwas zu erzählen, lächelte, beide sahen zu meinem Fenster, lachten, dann mußte die Schwester etwas gesagt und wohl zugestimmt haben, denn nun erhob sich ein lautes Freudengeschrei. Und siehe, niemand Geringeres als Tante Fee mußte unter allerhöchster obrigkeitlicher Aufsicht des kleinen Freistaates einen herrlichen Blumenstrauß anfertigen. Dieser wurde der Schwester, nachdem er allgemeine Bewunderung erfahren, überreicht. Bald darauf, während unten atemlose Stille eintrat und alles erwartungsvoll die Hälse zu meinem Fenster emporstreckte, pochte es. Mein Spiegel verschwand. „Herein!“ Und Schwester Richardis erschien und händigte mir als „dem lieben Musikonkel“ den Strauß samt einem allerschönsten Gruß von den Kindern aus Nr. 114 feierlichst ein. Na! der Jubel, als ich auf meinem Metallophon nach einem mächtigen Juchzerlauf unser Leiblied: „Der Mai ist gekommen“, anstimmte. Tante Fee selbst mußte so herzlich lachen, wie ich es noch nie gehört, und dann stürmte die kleine Sorte im Vollbewußtsein einer großen That wieder lärmend von dannen.

Ich aber kenne jemanden, der bald danach vorsichtig den Faden — es war rote Seide von Tante Fees Stickerei — ablöste und samt einigen Blüten ins Tagebuch einlegte!

Die Veranda-Idylle war übrigens nicht die einzige Neuerung in meinem Dasein. Eine sehr schätzbare stellte sich seit kurzem in einem Besserbefinden meines Leidens ein, das zu entschiedenen Hoffnungen berechtigte.

Genaueres hierüber erfuhr ich von Doktor Lorm, den mich speciell behandelnden Arzt, mit dem — und das war eine weitere, nicht zu unterschätzende Neuerung — sich allmählich ein weit über das rein Sachliche hinausgehender Meinungsaustausch eingestellt hatte.

Doktor Lorm, genauer charakterisiert Assistenzarzt Dr. med. Karl Lorm, war ein wirklich schätzenswerter, äußerst liebenswürdiger junger Mann, dem weder das savoir vivre der Kreise, die sich nicht ausschließlich mit Beinabschneiden beschäftigen, noch das Interesse für allgemein menschliche Dinge, wie Bismarck oder Caprivi, Münchener Franziskaner oder Pschorr, abging. Unter obgedachten Umständen konnte es daher gar nicht fehlen, daß wir uns mit der Zeit näher traten, und so saß man schließlich in freien Stunden wie zwei gute alte Kameraden einträchtig beieinander, trank sein nunmehr erlaubtes Bier, schmauchte seine Cigarre und plauderte über dies und jenes.

Da begab es sich eines Abends, daß der Doktor, am offenen Fenster stehend, zu mir hinübertuschelte: „O, wenn Sie jetzt sehen könnten, was ich sehe, armer lieber Freund! Sie würden vielleicht augenblicklich gesund an Leib und Gliedern!“

Dieser Spötter, infamer! Und ich konnte nicht einmal meinen Spiegel befragen, denn das Geheimnis blieb streng gewahrt, aber natürlich konnte er nur „sie“ meinen, und er ermangelte denn auch nicht, mir alsbald ein höchst artiges Gemälde von Tante Fee zu entwerfen.

Offen gestanden, ich bin ein harmloser Erdenbürger und gönne meinen Nebenmenschen alles mögliche Gute, aber ich gönnte dem Doktor diese direkte Okularbesichtigung nicht. Ich fand dieses Angaffen taktlos. Ja, ich empfand plötzlich etwas von Feindseligkeit gegen ihn, witterte eine Art Nebenbuhler in ihm, und mein ohnedies entwickeltes Detektivgemüt begann sofort zu arbeiten, fand aber vorläufig noch keine besonders gravierenden Verdachtsmomente. Bedenklich war immerhin, daß der Dokter, wie ich mich genau überzeugte, keinerlei Ringe, also auch keinen Verlobungsring trug, sein Herz war demnach noch frei; tröstlich war dagegen, daß er mit ihr noch in keinerlei

direkte Beziehung gekommen war. Dies wußte ich einesteils aus meinem Spiegel, der mir täglich bislang die Freude bereitet hatte, die „graziöse“ Verbeugung Doktor Müllers, des anderen Assistenzarztes, zu bewundern, wenn er bei Tante Fee Krankenvisite auf der Veranda machte. Anderenteils zeigte sich dies aus dem von mir schleunigst angeknüpften Gespräch, in dessen Verlauf er gestand, sie noch nie gesprochen zu haben; ja, er wußte selbst ihren Namen nicht, wonach zu fragen ich trotz aller Angst, ähnliche Antworten als von Schwester Eudoxia zu bekommen, mir nicht versagen konnte. Immerhin galt es aufpassen, und ich paßte auf, zumal er mir verraten, daß seine Fenster ebenfalls nach dieser Seite hinaus neben dem meinigen lägen.

Ein Weilchen ging denn auch alles gut, aber eines Tages war es endgültig um meine Ruhe geschehen. Eines Tages erschien nämlich auf der Veranda er, den ich bis jetzt fürchtete, nun zu hassen begann, erschien bei Tante Fee Doktor Lorm — denn mein Spiegel sagt alles.

Wie aufdringlich er ist! Doktor Müller, der brave, fleißige, selbstlose Mann, den ich — pfui über mich! — wegen seiner steifen Knixe immer verlacht, Doktor Müller wäre schon längst wieder verschwunden! Jetzt lächelt Tante Fee, wahrscheinlich das Abschiedslächeln; sie macht eine Handbewegung, was sehr überflüssig ist, „adieu“ genügt! Da, ist es denn zu glauben? der Mensch in seiner Verblendung muß sie mißverstanden haben: er nimmt einen Stuhl und setzt sich! Und sie bleibt ruhig sitzen, statt entrüstet fortzugehen! Aber halt! jetzt schaut sie ihn an, sehr ernst. Wirklich *sehr* ernst! Den Blick wird er verstehen, den *muß* er verstehen! Er trommelt mit der Hand leise auf den Tisch — nebenbei gesagt, eine sehr häßliche Hand! Also unruhig macht ihn dieser Blick doch, aber er bleibt sitzen! Nein! ich will nichts mehr sehen, absolut gar nichts mehr! Weg, Spiegel! — Aber wurde da nicht ein Stuhl gerückt? Er ist gewiß aufgestanden. Jetzt wird er fort sein! Es ist doch besser, ich überzeuge mich davon! Komm wieder her, Spiegel! Nein, er sitzt noch und — o! nun hört alles auf! eben hat er nach oben gezeigt, hierher! Er muß ihr erzählen von mir; oder — o, Elender, ich durchschaue dich! — er hat ihr seine Fenster gezeigt, spielt sich vielleicht als Ritter Toggenburg auf — aber da blitzest du doch ab, sie steht auf, das letzte Mittel, ihn los zu werden! Nun endlich erhebt auch er sich. Aber wie? Ach, hätte ich dies nie gesehen! Er bot ihr den Arm, sie nahm ihn lächelnd an, und gemeinsam verließen sie die Veranda.

* * *

Und nun, hochansehnlicher Leser, muß ich eine Beichte ablegen, welche mich zwar tief beschämt, die ich aber als Erzähler einer wahren Begebenheit nicht verschweigen darf: Von jener Stunde an plagte mich der Teufel der Eifersucht in des Wortes verderblichster Bedeutung.

Du lächelst? Du findest das fade? Auch ich wollte eine Zeit lang diesen Spuk einem Rachestücklein der Manen alter Kollegen in Apollo zuschreiben, über deren süßliche Romane mit der „Liebe auf den ersten Blick“ ich stets so hochmütig die Achseln gezuckt habe. Aber wer glaubt heute noch an Geisterspuk? Und es war auch mehr, die Sache lag tiefer!

Kennst du die Geschichte von einem Gefangenen, der eine Spinne im Verließ sich zähmte? Als man sie zertrat, verfiel er in Wahnsinn. Ja, es ist ein wundersam Ding um eine gebundene Menschenseele, ob sie nun im dumpfen Kerker von Stein oder dem des eigenen kranken Körpers schmachtet. Die Weisen des fin de siècle, welche behaglich bei Cigarre und bestem Wohlsein im Schaukelstuhl philosophieren, sprechen zwar das große Wort „Die Seele ist nur Funktion des Körpers“ gelassen aus, aber im Interesse der Wahrheit wünschte ich wohl, daß ein besserer unter ihnen vom alten Herrgott — oder, wenn's ihm besser klingt, vom Zufall — mal auf ein hart Siechbett gelegt würde. Vielleicht der *kranke* Weise würde bezeugen lernen, daß gerade dann wenigstens zwei Ideale der Menschheit, Freiheit und Liebe, kaum je leuchtender, reiner und *gesunder* „funktionieren“.

Und ich war solch gefesselter Kranker! Und mir wurde keine häßliche Spinne, nein, ein schönes Mädchen, Leben und Lieben ge-

zeigt, sei es auch nur im Spiegelbilde! War es ein Wunder, wenn um diese Lichtgestalt die Seele sich rankte? Sie, deren Sprache Gesang, deren Erscheinung Anmut, deren Wesen Minne verriet? Sie, der ich die kleine Freiheit in grünumwobener Laube gönnte, und doch, der ich beneidete jeden Kuß des Zephyrs, jeden Atemzug freier Natur, der ihr die Wangen blühen ließ!

Ach! was rede ich! Nur wer es erlebt, weiß, was ich fühlte, und er wenigstens wird dann verstehen, daß dies Bild damals mein Ideal werden mußte, das ich von keiner irdischen Hand berührt sehen durfte, ohne für eigene Freiheit und Liebe zu zittern.

Nun denn, es war, mir wenigstens schien es berührt. Und das mag entschuldbar machen, daß ich mich nach der letztgeschilderten Scene am Vormittag jenes verhängnisvollen Tages der vorgeschriebenen Eifersuchtsskala von Wut, Schmerz, Selbstvorwürfen, in Summa gelinder Verzweiflung hingab, die mir das Licht verleidete, das Essen vergällte und die Menschheit schier verächtlich machte.

So ward es Abend. Tante Fee, für mich nun nur noch „Fräulein von Nr. 114“, war den ganzen Tag nicht mehr erschienen. Der Wärter zündete die Lampe an, schloß das Fenster, und gerade versuchte ich in der Lektüre der neuesten Zeitung das Schlimmste meines Kummers wenigstens einen Augenblick zu übertäuben, als von neuem alle Wunden aufbrachen, denn Doktor Lorm besuchte nunmehr mich. Sonst hatte ich dies mit Freuden begrüßt, heute ärgerte es mich namenlos. Ich beschloß, ihn mit äußerster Kühle zu behandeln. Er, natürlich in vorzüglichster Laune, bemerkte es.

Ob ich mich schlechter fühlte?

Ja!

Nun, das würde schon so schlimm nicht sein, leichte Schwankungen träten bei derartigen Leiden überhaupt im Befinden ein.

Ich schwieg.

Er nahm ruhig Platz. Eine Weile musterte er mich, wie mir schien, höhnisch. Plötzlich lachte er auf. Jetzt wisse er, was mir fehle, er sehe ja gar kein Bier auf dem Tische. Ich behauptete, keinen Durst zu haben, aber er erklärte, er habe nach meinem Vorgehen sich auch eine Sendung „Münchener“ kommen lassen, die wolle er jetzt anbrechen, und ich dürfe ihm keinen Korb geben, zumal er schon so tief in meiner Schuld stehe. Da ich solche Pflicht der Höflichkeit nicht gänzlich außer acht lassen konnte, mußte ich einwilligen, und mehr noch, ich beschloß, meine Taktik zu ändern, um ihn womöglich zu einem Geständnis zu verlocken. Ich wurde gesprächiger, und es dauerte auch gar nicht lange, da hatte ich ihn, wo ich wollte — er selbst fing von „ihr“ an.

Er habe eine Bitte. Ich war natürlich sehr empfänglich, und nun ergab sich Folgendes:

Doktor Müller hatte auf einige Zeit verreisen müssen und er, Doktor Lorm, daher in dessen Vertretung auch das „allerliebste“ Fräulein Börner gesprochen. Er hatte ihren Fuß auf Bitten Doktor Müllers ebenfalls genau untersucht und sie überredet, auf einige Tage das Bett zu hüten, nach dieser Frist werde die Sache zu einer gefahrlosen Operation reif sein. Sie hatte ruhig eingewilligt, nur die Befürchtung großer Langerweile geäußert, zumal sie gänzlich ohne Lektüre sei. Er selbst besaß nun zwar außer seinen Fachwerken kein, namentlich für Damen geeignetes Buch. Aber da war ihm meine kleine Bibliothek eingefallen, über die wir seiner Zeit geplaudert, und er hatte ihr davon gesprochen. Sie schien sich zwar etwas zu sträuben, mich belästigen zu sollen, hatte dann aber doch eingewilligt, und er würde sich daher, wenn ich gestattete, morgen erlauben, dies oder jenes ihr zu übermitteln.

Ich muß gestehen, daß mich diese Mitteilungen doch etwas beruhigten. Manches von dem, was ich heute gesehen, aber natürlich hartnäckig verschwieg, erschien mir für den Augenblick in milderem Lichte. Ich sagte selbstverständlich zu, und so schieden wir, nachdem wir noch eine Weile gemütlich geplaudert, besser voneinander, als ich gedacht hatte.

Indessen — trau, schau, wem!

Am selben Abend begann ich noch in alle Bücher meinen Namen als Besitzer einzutragen. Beileibe nicht aus Mißtrauen, aber ich hatte die Absicht, in ihre Hände auch ein Bändchen meiner eigenen Gedichte zu eskamotieren und — sie sollte dann auch wenigstens merken, daß ich sie geschrieben.

Anderen Tags war denn auch meine kleine Bibliothek hinübergewandert.

Und nun verstrichen zehn Tage, an denen mein Wohlbefinden bedeutende Fortschritte machte, aber ich merkte es nicht; Tage, an denen die Sonne genau so hell lachte wie bisher, aber ich glaubte es nicht, denn mein Glück und Sonnenschein fehlte auf der Veranda — Tante Fee war nicht zu sehen.

Tante Fee! Einst Bett Nr. 19, dann Fräulein von Nr. 114, seit jenem Abend Fräulein Börner!

Wer war sie und was trieb sie? Ich versuchte dies nunmehr, soviel es ohne Aufsehen möglich, aus Doktor Lorm herauszulocken, für den ich gemischte Gefühle von Furcht und Sehnsucht besaß. Er gab auch in anerkennendster und für mich gewissermaßen beruhigender Selbstlosigkeit Aufschlüsse. Aus dem Krankenjournal hatte er ersehen, daß sie die Tochter des bereits verstorbenen Obersteuerrats Börner in der Nachbarstadt C., vermutlich völlige Waise und in C. selbst Lehrerin an der höheren Töchterschule sei. Privatbemerkungen hatten ergeben, daß sie mit einer jüngeren Schwester zusammen lebe und das Lehrfach eigentlich nur aus Liebe zu geordneter Beschäftigung und Freude an Kindern ergriffen habe. Infolge dieser Aufschlüsse wurde mir auch ihr allerliebster Verkehr mit meinen Kleinen immer klarer, überhaupt konnte sie durch dies alles bei mir nur gewinnen.

Eigentlich fehlte mir nun bloß noch ihr Vorname, um das Bild voll abzurunden. Dessen wollte sich aber Doktor Lorm, trotzdem er ihn im Journal offenbar gelesen, nicht entsinnen, was mich ärgerte, denn die Geliebte in Gedanken nur mit dem Vaternamen anreden zu sollen, ist ebenso unpoetisch als langweilig. Ob er den Namen wirklich nicht wissen sollte? Mein altes Mißtrauen erwachte von neuem. Er aber blieb der alte, immer freundlich, jeglicher Nervosität ermangelnd, von plötzlichem Erröten bei kleinen Sticheleien völlig frei, er war also entweder vollendeter Schauspieler oder wirklich unschuldig.

Alles in allem war es eine aufregende Zeit, und hätte mein Wohlbefinden sich nicht stetig gesteigert, so wäre es sogar unerträglich geworden. Aber mit dieser erhöhten Hoffnung war auch mein Interesse für sonstige Außendinge wieder erwacht, ich korrespondierte eifriger denn sonst, so gut das im Bette möglich; unter anderem hatte ich auch bei Babette wieder die Sonntagskleider bestellt, denn Pfingsten nahte immer mehr, und nach Doktor Lorms Aussage, der, beiläufig gesagt, trotz Doktor Müllers Rückkehr die Behandlung Fräulein Börners behielt, da er die Operation vollzogen, war es nicht unmöglich, daß ich bis dahin einen kleinen Spaziergang im Freien wagen durfte.

Nach so geschilderten zehn Tagen pochte es — es war an einem Mittwoch gegen Abend — wieder einmal, und herein trat Schwester Richardis. Sie brachte die entliehenen Bücher mit verbindlichem Dank von Fräulein Börner zurück.

So war denn auch diese kleine Lichtbrücke wieder abgebrochen, auf der meine Gedanken oft zu ihr hinübergewandert. Im Geiste hatte ich sie über den sehr ehrenwerten Mr. Pickwick Esquire so manchmal herzlich lachen sehen, ach! und was nützt das Leugnen, namentlich hatte ich im Geiste sie elegisch über meine lyrischen Ergüsse sinnen, vielleicht gar eine Thräne — na, wie dem auch sei, das war vorüber! Wehmütig nahm ich Band um Band zur Hand, hatte sie doch darin geblättert. Mit einer gewissen Verlegenheit griff ich auch zu meinen Gedichten. Sollte sie vielleicht irgend ein kleines Zeichen, einen Bleistiftstrich gemacht haben? Nein, nichts! — Aber halt! was fiel da plötzlich heraus? Eine Postkarte! Ha, Triumph! „Frl. Elsbeth Börner, z. Z. Städtisches Lazarett in S."

Kein Zweifel, das galt ihr, meiner — also Elsbeth! Bis Lieschen hatte ich selbst sogar schon geraten, aber das war wirklich noch schöner, das paßte so ganz vorzüglich für sie — Elsbeth! Ich hätte die Karte küssen können. Aber von wem mochte sie herkommen? Sollte ich sie umdrehen? lesen? Ja, warum nicht? Auf offene Karten schreibt man keine Geheimnisse. Also:

„Liebe Schwester! Hierdurch teile ich dir mit, daß ich deinem Wunsche gemäß heute das weiße Mullkleid an dich abgeschickt habe. Die roten Schleifen ließ ich, weil noch fast neu, daran. Mir geht es gut; ich

freue mich, daß du dich wohler befindest. Auf baldiges Wiedersehen!

Deine Martha.

P. S. Du wolltest Ellas jetzige Adresse wissen? Hannover, Fernroderstraße 13, I. Gruß!"

An und für sich höchst nichtssagend, und doch! meine Seele wiegte sich in Wohlbehagen. Die Karte behielt ich natürlich zum Andenken, Elsbeth würde dieselbe kaum vermissen, und für mich war ja das kleinste Erinnerungszeichen ein großer Schatz. Aber die dumme Angabe einer Adresse. Sie würde sie vielleicht brauchen, die Karte suchen, nein, es ging doch nicht, ich mußte sie zurückschicken — und natürlich, die schönste Gelegenheit, beiliegend ein paar höfliche Worte an sie zu richten.

Anderen Morgens gegen neun Uhr stand ich ein wenig auf, kleidete mich an und saß dann, den großen Lehnstuhl so ans Fenster gerückt, daß ich sie sehr wohl, sie mich gar nicht sehen konnte, in seliger Betrachtung der Gegenwart und noch seligeren Plänen für die Zukunft. Würden sie in Erfüllung gehen? Wie ein Traum zog mein ganzes Leben an meinem Inneren vorüber. Ich hatte auch niemanden mehr von meinen Lieben, sie lagen alle tot, begraben in fremder Erde. Nur ihn, meinen alten Freund und Studiengenossen, mit seinem Kneipnamen „Unke" benamset, ihn hatte ich doch noch, wenn er auch in der letzten Zeit etwas bummeliger im Schreiben war, und ihm wollte ich mein neuestes Glück vermelden, heute noch, wo ohnedies Korrespondenz angesetzt war.

Dies geschah denn auch am Nachmittag, zwar jetzt wieder, auf Befehl Doktor Lorms, im Bett und daher mit Bleistift geschrieben, doch nicht weniger aufgeräumt. Das heißt, halt! erst der Brief an Elsbeth. Ach, was hätte ich ihr alles schreiben mögen und wie klang das so nüchtern:

„Sehr geehrtes Fräulein!

In einem der meinerseits mit großem Vergnügen geliehenen Bücher fand ich zufällig eine jedenfalls Ihnen gehörige Postkarte, die ich hiermit ergebenst zurückstelle. Mit bestem Wunsch für baldige Genesung

Hochachtungsvollst 2c."

Desto mehr ließ ich, wie gesagt, im zweiten Brief meinem Übermut die Zügel schießen. Ich schrieb:

„Geliebteste Elsbeth — pardon! Unke!

Entschuldige die Überschrift, aber wenn das Herz zu voll ist, fließt's auf Papier über — und einen neuen Briefbogen bist du nicht wert. Übrigens erspare ich mir durch diese Überschrift eine lange Einleitung und kann gleich in medias res gehen: ich bin verliebt, verliebt bis über beide Ohren — Unke, ich höre dein albernes Lachen, laß das, es ist mein völliger Ernst.

Wie ich dazu komme? Ja, bis jetzt ist es allerdings nur eine Liebe par distance, denn gesprochen habe ich Elsbeth noch nie, sintemal sie bloß immer drüben auf der Veranda sitzt und ich immer hier im Bette liege, gleichwohl kenne ich sie so genau nach ihren inneren und äußeren Vorzügen, daß ich dir zuschwöre: sie oder keine wird die Meine! Einseitig ist sie bis jetzt auch noch, das heißt ich meine die Liebe, denn Elsbeth hat mich noch nie gesehen; aber, Unke, sie hat meine Gedichte gelesen, und damit ist alles gesagt!

Soll ich sie jetzt küssen, die kleine Fee? Warte mal! Schwapp! Hei, wie sie sich das Mäulchen wischt! Ja, ja, so geht's.

Du fragst, ob ich verrückt bin? Keineswegs. Mein Intimus, ein mindestens so honoriger Kerl wie du, denn auch er lügt nie, besorgt mir alles, und das ist der Spiegel. Gucke ich in ihn hinein, so sehe ich meinen herzallerliebsten Schatz, und fange ich die Sonnenstrahlen darin auf und dirigiere sie zur Veranda hinüber, so küsse ich ihn. Sie heißt Elsbeth Börner und ist — doch dabei fällt mir ein, daß Pfingsten nahe. Du wirst dir daher zum Fest ein Billet lösen und dann a tempo behufs genauester Instruktionen bei mir anschwirren — verstanden? Bier, Wein und der edle Tabak sind im Überfluß vorhanden, außerdem überströmende Wonne deines

dich ewig liebenden

Wauwau.

P. S. Befinden besser!"

Hierauf wurden noch einige geschäftliche Briefe erledigt und dann dem schon harren-

den Wärter alles zu gefälliger weiterer Beförderung übergeben.

Ich wiegte mich nun in freundlichen Betrachtungen. Vielleicht fühlte sich Tante Fee veranlaßt, auf meine überaus höfliche Zuschrift einige schriftliche Worte des Dankes zu stammeln.

Und richtig! noch früher, als ich gedacht, sollte sich der Traum erfüllen, denn kaum eine halbe Stunde später erschien Schwester Richardis, freundlich lächelnd, mit einem Briefe, und zwar von ihr, denn das Monogramm auf der Rückseite des Umschlags lautete E. B.

Ich öffnete fieberhaft. Doch was ich fand, war so schrecklich, daß ich es in einem neuen Kapitel erzählen muß.

* * *

Der verehrliche Leser wird das Entsetzliche bereits erraten haben. In der Eile und zwischen den Bettfalten hatte ich Unglückseliger die Converts vertauscht und Elsbeth auf diese Weise meinen Brief an Unke erhalten und ziemlich sicher auch gelesen. Wenigstens mußte sie zunächst die verrückte Überschrift und dann eine nur zu leicht verzeihliche Neugier dazu veranlassen, bis ihr die verräterische Stelle vom Spiegel alles erklärte.

Ich erhielt den Brief ohne eine weitere Notiz zurück.

Schlimmeres hätte mir nicht passieren können. Ich war trostlos. Vergebens versuchte ich, mir die Situation nach der mehr komischen Seite zurechtzulegen, vergebens besann ich mich auf irgend eine geniale Idee, die mir das Wohlwollen der Angebeteten zurückerobern könnte, denn zürnen mußte sie mir; wahrscheinlich aber war alles verloren. Den letzten Rest von Besinnung verwandte ich noch dazu, den an Unke gesandten Brief auf der Post arretieren zu lassen. Dann versank ich in dumpfes Brüten.

Da trat Doktor Lorm ein. Es war seine gewohnte Plauderstunde, wieder zündete man Lampe und Cigarren an, aber er war verstimmt, beinahe so wie ich. Um doch etwas zu thun, fragte ich, was ihn drücke?

„Weiberlaunen!“ brummte er, „nichts als die verd— Weiberlaunen!“

„Erzählen Sie, Doktor, was giebt's denn?“

„Ach, da soll man sich auch nicht ärgern,“ ging's nun los. „Schickt vorhin Fräulein Börner zu mir, ich möchte auf einen Augenblick zu ihr kommen. Ich denke: naun! was ist denn da passiert? Schier atemlos springe ich hinunter. Sitzt sie in ihrem Sessel am Bett, schaut mich an, ich weiß nicht wie — glaube gar, sie hatte geweint, und erklärt mir rund heraus, sie müsse morgen früh mit dem ersten Zug unbedingt nach Hause und erbitte sich diesbezügliche Verhaltungsmaßregeln. Mein nächster Gedanke war, es sei ein gräßliches Unglück geschehen. Ich frage also teilnehmend, warum und weshalb? Sie habe unaufschiebbare Veranlassung, könne mir nähere Gründe leider nicht mitteilen, ich müsse eben ihren Worten glauben u. s. f. Ich versuche ihr klar zu machen, daß für eine Reise ihr Zustand denn doch noch nicht geschaffen sei, und vor allem, daß die letzte Entscheidung durchaus nicht bei mir, sondern beim Medizinalrat liege, ich selbst aber die Verantwortung keinesfalls übernehmen könne. Wissen Sie, was sie antwortete? ‚Gut, dann werde ich den Herrn Medizinalrat morgen früh erwarten und reise mittags. Entschuldigen Sie, daß ich Sie bemühte.‘ — Ich konnte gehen. Das that ich denn auch schleunigst, aber ich frage Sie, sind das nicht ausgesprochene Launen? Wenn die Sache so entsetzlich brennen würde, könnte die Dame nicht bis Mittag warten; der Himmel mag wissen, was für eine Fliege ihr in die Suppe gefallen ist, und in Summa: Gott bewahre mich vor allen Frauen, die Launen oder Nerven haben!“

Die Fliege war ich, das war zweifellos. Und hier nützte nichts mehr als eine sofortige erschöpfende Aufklärung, wollte ich nicht zu allem Unglück auch womöglich noch eine Verschlimmerung von Elsbeths Zustand auf mein Gewissen laden. Nein, lieber verließ ich, und wär's mit samt dem Bett, die Unglücksstätte und das Grab aller schönen Zukunftsträume.

Die Beichte begann. Der Doktor wollte bei meinen Enthüllungen vor Überraschung fast vom Stuhl fallen.

„I, da soll mich doch gleich dieser oder jener —! Seh einer den Schwerenöter! — Natürlich! — Allerliebst! — Durch den

Spiegel! noch nicht dagewesen!" rief er abwechselnd, und sein Gesicht verzog sich dabei zu einem so mokanten Lächeln, daß ich schließlich stutzig wurde. Das war nicht wohlwollende Teilnahme eines Freundes, auch nicht harmlose Schadenfreude eines Unbeteiligten. Nein, das war der Triumph eines glücklichen Nebenbuhlers! — Und dies Gift wirkte. Wie? er wagte es, sich lustig über mich zu machen? Natürlich, ich war ja der „Dumme" — aber doch noch nicht so dumm, wie Sie meinen, Herr Doktor! O, ich weiß es, jetzt wird es mir klar trotz aller Ihrer Heuchelei, wie Sie zu der Dame stehen. Nein, nein, Sie täuschen mich nicht! Ich habe die Scene auf der Veranda beispielsweise nicht vergessen, noch weniger das „allerliebste" Fräulein Börner und dergleichen Scherze. Und jetzt! diese für einen Arzt unmotivierte und unpassende Aufregung, wenn eine beinahe geheilte Patientin abreisen will — o, ich durchschaue dich!

Meine Entgegnung ließ es denn auch an zarten Anspielungen nicht fehlen. Aber hatte der Doktor vorhin gelacht, so fing er nun vor Schadenfreude nahezu zu wiehern an.

„Auch das noch, Freundchen, Freundchen! gar ein bißchen eifersüchtig, he?"

Morden hätte ich ihn können, diesen süffisanten Gesellen! Jedenfalls war's jetzt um den letzten, mühsam bewahrten Rest von Ruhe geschehen. Was ging ihn meine Eifersucht an? Nur weil er sie fürchtete — ich sagte ihm seine Liebe zu Elsbeth auf den Kopf zu.

Schöne Leserin! Glaube keinem Spiegel und keinem verliebten Herzen, sie lügen beide, laß dich belehren!

Ach, was bekam ich jetzt zu hören! „Gott soll mich vor solch einem Trotzkopf bewahren, wie dies Fräulein Börner ist," hieß es, „zumal ich schon seit einem halben Jahr mein Herz in sicheren Gewahrsam gebracht habe und es auch sehr gern dort lasse!"

„Wa— was? Doktor! Sie sind doch nicht gar schon verlobt?"

„Wie ich Ihnen sagte, bereits im siebenten Monat."

„Öffentlich?"

„Gewiß!"

„Ja, aber — der Ring, Sie tragen ja nicht einmal Ihren Ring!" stammelte ich.

„Ringe? nein, alter Freund! Karbol und Sublimat vertragen sich schlecht mit solch zarten Liebespfanden. Übrigens, wenn Sie ihn sehen wollen ..."

Ich dankte, ich hatte genug, zum Schaden auch noch den Spott.

Jetzt aber, wo die Not am höchsten, sollte ich erkennen lernen, daß Doktor Lorm wirklich ein braver Mensch.

„Na, mein lieber poeta laureatus und Herzensdieb," sprach er, „nun Spaß beiseite, Sie haben recht, wir müssen uns auf einen gescheiten Ausweg besinnen, und da ist es, glaube ich, das Beste, Sie überlassen die weitere Abwickelung zunächst einmal mir."

„Ja, von Herzen gern, aber wie denken Sie ..."

„Wie ich den verfahrenen Karren herauszuziehen gedenke? Indem ich klaren Wein einschenke."

„Ums Himmels willen, Doktor, Sie werden ihr doch nicht etwa alles sagen, schließlich gar noch postillon d'amour spielen?"

„Oho, bin ich nicht ein ganz stattlicher Kerl?" lachte er. „Aber beruhigen Sie sich! Die Liebeserklärung kommt erst in einem späteren Kapitel, das ich gern einem ‚anderen' überlasse. Jetzt gilt es doch wohl vor allem, Fräulein Börner über den eigentlichen Sachverhalt aufzuklären, und dann zunächst — ich betone zunächst," lächelte er schelmisch — „darum, ihr genügende Garantien gegen etwaige weitere Attentate Ihrerseits zu gewähren. Dies alles läßt sich, glaube ich, durch mich als Vertrauensmann besser besorgen als durch sonstige schriftliche Ergüsse, mit welchen — Ihr Talent in Ehren! — Sie bei Fräulein Börner sich nicht gerade allzu glänzend einführten. Also wollen Sie auf Gnade und Ungnade sich eine Zeit lang mir und dann unserem gemeinsamen Femurteil unterwerfen?"

Ein herzlicher Händedruck war die Antwort. Darauf saßen wir noch lange beieinander, um in halb ernster, halb froher Laune der Zukunft, und was sie bringen werde, zu gedenken.

* * *

Pfingstsonntag-Morgen ist's, meine Herrschaften, und ich bitte, schauen Sie mich nicht alle so an, während ich hier im Vorgarten

spazieren gehe, denn ich bin nervös, schrecklich nervös. — Warum? — Wenn Sie durch die offene Vor- und Hinterthür des Gebäudes hindurch gefälligst einen Blick in den dort prangenden Lazarettpark werfen wollen, können Sie auf einem Feldstuhl im weißen Mullkleid mit roten Schleifen eine junge Dame, daneben Doktor Lorm sitzen sehen. Die Kinder, die vorbeihuschen, sind meine Kleinen von der Veranda. Warum ich nicht auch in den Park gehe? Weil mir's der Doktor bei Leibes- und Lebensstrafe verboten hat. Ich soll mich überhaupt kaum öffentlich, namentlich aber nicht vor Fräulein Börner sehen lassen, und doch soll ich hier im Vorgarten herumlaufen — und das nennen die Menschen Pfingsten! Ob Fräulein Börner denn überhaupt noch da ist? Aber um des Himmels willen, sonst würde sie doch nicht dort sitzen! Erkennen Sie denn die Dame nicht? Sie machen mich wirklich ganz verwirrt mit Ihren vielen Fragen und — na, ich sag es ja, da kommt der Doktor und winkt. Was soll ich denn? Erde, thue dich auf und verschlinge mich, ich soll zu ihr kommen, sie wünscht mich zu sprechen. Das ist ja zwar nun mein Herzenswunsch, aber jetzt ... „Doktor, ich denke, sie weiß gar nicht, daß ich ausgangsfähig?" — Da hab ich's! Ich soll keine Reden halten, sondern mich beeilen, sonst ginge sie weg. „Ich komme!"

Ach, wär er doch schon getrunken, dieser Leidenskelch!

— — — — — — — — — — — — —

„Gnädiges Fräulein! Ich ... ich kann nur sagen ..."

„Aber bitte, nehmen Sie doch Platz. Wir armen Rekonvalescenten sollen, wie Ihnen Doktor Lorm gewiß auch anbefohlen, um keinen Preis uns anstrengen, namentlich nicht lange gehen und stehen."

„O, ich will Sie auch gar nicht lange belästigen, gnädiges Fräulein! Ich hielt es nur ..."

„Aber Herr Wohlert, so war es wirklich nicht gemeint. — Bravo! das ist recht! Ein reizendes Plätzchen hier, nicht wahr? Und doppelt, wenn man so lange als Gefangener schmachten mußte. Da ist die Welt noch einmal so schön! Und Sie haben, wie ich hörte, recht schwer leiden müssen?"

„Seit Anfang Januar, gnädiges Fräulein, habe ich gelegen. Aber nun, Gott sei Dank, geht es ja langsam besser."

„Seit Anfang Januar — schrecklich! Doch Sie sehen dafür schon recht erholt aus; noch ein bißchen bleich, aber sonst ..."

„O, Sie schmeicheln nur, gnädiges Fräulein!"

„Gewiß nicht! Aber wollen Sie mir einen Gefallen thun? Sehen Sie, nennen Sie mich nicht ‚gnädiges Fräulein'! Sie glauben gar nicht, wie ich diese Anrede hasse."

„Wie Sie befehlen, Fräulein El ... hm! Börner! — Ach, ich habe nun einmal das Unglück, überall anzustoßen und zu mißfallen."

„Mißfallen? Nun, da irren Sie denn doch! Ihre Gedichte zum Beispiel haben mir ausnehmend gefallen."

„Wirklich?"

„Ja, im Ernst! Ich habe über Gedichte und moderne Dichtkunst meine eigenen Ideen. Ich gehöre noch, so zu sagen, zur alten Schule, und Sie, scheint mir's, auch, das heißt soweit Wahrheit in einer schönen Schale geboten wird. Wo ich das eine oder das andere vermisse, langweile oder ärgere ich mich. Und wenn ich nun zum Beispiel an Ihre Lieder, der toten Mutter gewidmet, denke — ja! ich kann mir nicht helfen, aber mir kamen die Thränen in die Augen."

„Der toten Mutter! Mußten Sie denn diesen bitteren Kelch im Leben auch schon trinken, Fräulein?"

„Ja, Herr Wohlert, auch diesen!"

„Dann werden Sie verstehen, was ich mir in jeder trüben Stunde immer wieder von neuem sage: eine Mutter besitzen, heißt einen Schatz besitzen; sie besessen haben, heißt mehr denn einen Schatz — verloren haben."

„Sie haben nur zu recht! Aber, Herr Wohlert, lassen wir heute, an dem schönen Pfingstmorgen, keine allzu trüben Gedanken aufkommen. Und dann: solange man noch nicht ganz verlassen auf der Welt steht — und das sind Sie doch auch wohl nicht?"

„Ich? Ehrlich gesagt, ja! Ich bin ganz allein, wenn Sie meine alte ehrliche Babette, die den Haushalt führt, ausnehmen wollen."

„Sie haben keine Verwandten und Geschwister?"

„Die Verwandten sind tot oder in weiter Ferne, Geschwister besaß ich überhaupt nie. Es ist ein vertrackt einsames Leben manchmal!"

„Aber Freunde werden Sie doch besitzen?"

„Freunde? o ja! Aber wissen Sie, Fräulein, wer sich heutzutage auf seine Freunde verläßt, der ist verlassen!"

„Auch — von — Unke?"

Ich muß dich aufmerksam machen auf das Gesicht von Tante Fee bei diesen drei Wörtchen, wenn ich es auch nicht beschreiben kann — solch ein Zauber von Liebreiz, Schelmerei und Überlegenheit mir gegenüber lag darin. Nun endlich aber gab sie mir wenigstens die Möglichkeit, meine mühsam präparierte Entschuldigung vorzubringen. „Fräulein Börner," hub ich an, „ich danke Ihnen, daß Sie es mir in dieser reizenden Form erleichtern wollen, Ihnen zu sagen, was ich auf dem Herzen habe."

„Gut, Herr Wohlert! Schütten Sie einmal all Ihren Ingrimm über Freundschaft im allgemeinen und Freund Unke im besonderen vor mir aus. Geteiltes Leid ist halbes Leid. Und wenn ich Ihnen helfen kann, mit Vergnügen!"

„Nein, Fräulein, so war das nicht gemeint!"

„Aber so meine ich es, Herr Wohlert! Also nun fangen Sie hübsch artig an! Wer ist denn dieser — Unke?"

„Nun denn, Unke ist der Kneipname eines alten Schul- und Studienfreundes in R. am Rhein. Ich kann wohl sagen, er stand mir von allen, die mich an schönere Tage erinnern, am nächsten, das heißt er thut's auch heute noch, aber er hat mich gerade während meines Krankseins etwas geärgert. Zu Neujahr tauschten wir noch die herzlichsten Briefe aus. Zuerst schweigt er sich gründlich aus und dann erhalte ich gestern abend eine Postkarte — Fräulein, ich bin wirklich kein Spielverderber, aber solche Karte schreibt man keinem Kranken, der seinen besten Freund erwartet!"

„Na, was schrieb er denn?"

„Einen höchst albernen, dabei nichtssagenden Vers!" platzte ich heraus.

Fräulein Börner fing an zu lachen. „Je nun, Gedichte wie Sie kann nicht jeder machen, aber Sie sollten doch wenigstens den guten Willen anerkennen!"

„Gnädiges Fräulein haben ja recht, indessen ..."

„Na, lassen Sie nur hübsch die ‚Gnädige' beiseite und nennen Sie mir statt dessen lieber das Verslein!"

Ich war verblüfft. Das also war „Tante Fee"? Was zum Kuckuck ging sie mein Freund und dessen Reimerei an? Ihr freimütiges Wesen, das mich anfangs entzückt, begann mich zu chokieren. Aber Frauenaugen sehen scharf, sie merkte es.

„Lieber Herr Wohlert, Sie sind mir böse? Das thut mir leid! Ich wollte Sie wirklich nicht beleidigen. Sehen Sie, ich weiß es von mir, wie leicht man im Krankenzimmer ohne Grund empfindlich wird. Sie sagten mir, Sie seien ohne Freund. Und da dachte ich, wenn Sie sich einmal aussprechen könnten, würde manche kleine Verstimmung, wenigstens diesem Freunde gegenüber, wie Nebel vor der Sonne verschwinden. Also verzeihen Sie mir!"

Und da reichte mir das Prachtmädchen gar ihre liebe, kleine, weiße Hand herüber. „Fräulein, ich danke Ihnen für dieses Wort. Ja, Sie haben recht, man wird bei einem steifen Nacken trotz aller besseren Vernunft ein Griesgram und ein ganz häßlicher, widerwärtiger Egoist. Ich muß mich wirklich schämen."

„Nicht doch, nicht doch! Und nun wollen wir von etwas anderem plaudern, gelt?"

„Nein, Fräulein, nun müssen Sie auch den Vers noch hören. Vielleicht, Ihre kleine Weisheit setzt mir den Kopf vollends zurecht. Bitte, verstehen Sie das?

> Höhere Gewalten schweben
> Nicht nur über Dichterleben —
> Mir auch gilt ihr ernstes Streben!
> Kann drum kein Versprechen geben,
> Aber die Gedanken weben
> Hin zu dir und rings daneben!"

Auf diesen Erguß hin blickte ich Tante Fee erwartungsvoll an. Doch statt des erhofften Weisheitsspruches wußte sie nichts Besseres zu thun, als buchstäblich Thränen zu lachen.

„Ach! das ist ja einfach köstlich:

> Aber die Gedanken weben
> Hin zu dir und rings daneben!

Der vollendete Unkensang! Wollen Sie wohl gleich mit lachen?"

Und zu meiner Schande sei es gesagt, ich that es wirklich, aber zu meiner Ehre andererseits, nicht über den albernen Vers, sondern über Tante Fees gelungenen Witz und namentlich ihr glückselig strahlendes Gesichtchen: ein Himmel von Heiterkeit und guter Laune! Noch immer unter Thränen lachend, rief sie:

„Bitte, bitte, wie heißt denn der Schöpfer dieser unvergleichlichen Poesie?"

„Doctor philosophiæ Roland!" versetzte ich, in spöttischem Tone namentlich auf dem Titel verweilend.

Da störte unser Lachduett plötzlich die Stimme Doktor Lorms: „Triumph der Wissenschaft! Meine Herrschaften, wer so lachen kann wie Sie, ist unbedingt sofort als geheilt zu entlassen! Aber darf ich mich vielleicht nach der Ursache dieses" — zu Fräulein Börners perlenden Augen gewandt — „Sonnenregens erkundigen?"

„Wir haben soeben einen neuen Dichtergenius entdeckt, Herr Doktor!" tönte es von Tante Fees Lippen.

„Allerdings ein welt- und zwerchfellerschütterndes Ereignis, das heißt letzteres weniger, wenn es für Sie" — mit einem Kompliment gegen mich — „eine Konkurrenz bedeuten sollte. Und darf ich fragen, wie der neue Stern sich nennt?"

Trotz aller berechtigten Schadenfreude hätte ich die arme Unke gern geschont, aber es war zu spät, denn schon rief Fräulein Börner: „Gewiß sollen Sie das, Herr Doktor! Theodor Roland heißt er, und in R. wohnt er!"

Ein Blitz aus heiterem Himmel kann nicht lähmender wirken, als diese Antwort aus Elsbeths Munde auf mein gesamtes Nervensystem es that. Ein Wort war auf Sekunden das einzige, was mein Gehirn durchbebte, während mein äußerer Mensch — wie Doktor Lorm sich später ausdrückte — gleich einer in Stellung und Ausdruck des Entsetzens hypnotisierten Menschengestalt dastand, den Körper halb vorgebeugt, den Mund geöffnet, die Augen starr, wie geistesabwesend, auf die Sprecherin gerichtet, ja sogar — Doktor Lorm behauptete es wenigstens — die Haare etwas gesträubt. Dann habe sich das Wort „Theodor!" von meinen Lippen gelöst.

„Aber er heißt doch Theodor — denke ich!"

„Ah! Verzeihung, gnädiges Fräulein, gewiß, so heißt er; und ich kann mein taktloses Erstaunen nur damit entschuldigen, daß ich einen Augenblick das feine weibliche Ahnungsvermögen vergaß, denn — von mir wenigstens wissen Sie den Vornamen nicht, da er mir selbst vorhin im Augenblick entfallen war, weil ich gewohnt bin, Theodor nie anders als mit ‚Unke' anzureden."

Triumphierend ließ ich meine Augen eine Sekunde von der Dame zu unserem Arzte hinüberschweifen — sonderbar! Der Mensch stand auch verdutzt, mit ziemlich verlegenem Lächeln da, während jetzt Tante Fee, halb ihm zugewandt, in komischer Verzweiflung seufzte: „Nein! so dumm, so dumm sich zu verraten!"

Dies Geständnis genügte.

Aber zugleich stieg eine fürchterliche Ahnung in meinem Inneren auf. Sie mußte ihn näher, sogar gut kennen, o — vielleicht gar ...

„Fräulein!" rief ich, erregt werdend, „lösen Sie mir dieses Rätsel! Ich darf jetzt Klarheit verlangen! Was in aller Welt bedeutet dies alles?"

„Nun ja," stotterte sie, „allerdings! — ich kenne ihn — er ist ja — mein zukünftiger —"

„Ihr Bräutigam?" schrie ich; aber schon wurde dieser Angstruf meiner gequälten Seele von fremdem Geräusch unterbrochen, aus dem sich im nächsten Augenblick folgende Worte des Erstaunens und der Freude abhoben: „Lisbeth!" — „Martha!" — „Lorm!" — „Roland!" — „Wauwau!" — „Unke!"

* *
*

Der Mensch ist ein Spielball der Verhältnisse und gleicht der Mücke in der Nähe von Spinnengeweben. Fliegt sie hinein — wehe ihr!

Ich armer Muckerich war auch in solch ein Netz geraten, Intrigue genannt. Verständnis- und willenlos, völlig betäubt, ließ ich nun alles über mich ergehen, zumal man auf meine sämtlichen Fragen mich mit einem

spöttischen „nachher!“ abgespeist. Statt dessen lebte ich in einer Art Traumzustand. Ich wunderte mich über nichts mehr, selbst darüber nicht, daß ich kurz darauf in Doktor Lorms allerliebster Wohnung Mitglied einer kleinen Gesellschaft war. Noch ist mir, als wäre es heute.

Zimmer und Tisch sind mit Blumen und Grün sinnig geschmückt. Auf dem Sofa sitzend entdecke ich mich, zu meiner Rechten eine Dame in weißem Mull mit roten Schleifen. Ich kann nicht recht glauben, daß ich's bin. Als ich mich aber einmal probeweise am Ohrläppchen zupfe und die anderen mich bei meinem Namen rufen und fragen, warum ich „au“ schreie, muß ich meine Identität doch wohl als bewiesen annehmen. Mir gegenüber sitzt ein Mensch, den ich mich verpflichtet fühle, konstant „Unke“ anzureden, obgleich ich nicht begreifen kann, wie er in diese Umgebung kommt. Er sieht merkwürdig elegisch aus, besonders starrt er immer auf eine bestimmte weiße Erscheinung neben sich, meiner Nachbarin nicht unähnlich, ebenfalls in weißem Mullkleid, aber mit blauen Schleifen, blondem Haar und ich glaube gar mit Simpelfransen. Am besten erkenne ich noch eine Gestalt, am Nebentische stehend, das ist Doktor Lorm. Er hat — ich irre mich nicht — einen Eimer en miniature und von feinem Aussehen vor sich, welcher mächtige Krystalle birgt und aus dessen Mitte etwas Silbernes hervorragt. Auf dieses rätselhafte Etwas starrt er mit einem verzweifelt nachdenklichen Gesichte, während mich rings unheimliches Schweigen umgiebt. Ich möchte meine Nachbarin anreden, indessen ich getraue mich nicht. Plötzlich erfolgt eine furchtbare Detonation! Einige Stimmen schreien entsetzt auf — ich schreie mit! Jetzt entsteht eine fieberhafte Regsamkeit, besonders Doktor Lorm dünkt mich ein rasendes perpetuum mobile. Dann drückt man mir etwas in die Hand, kalt wie Eis, leuchtend, sprudelnd, zischend, und nun spricht Doktor Lorm mit Grabesstimme: „Meine Herrschaften! Das verehrte Brautpaar, es lebe hoch! hoch! hoch!“

Alles schreit — ich schreie mit. Vor meinen Augen beginnt es zu flimmern. Ich weiß jetzt genau, daß ich träume, denn Unke fällt der blaubeschleiften Dame um den Hals. Mir naht die Dame mit den roten Schleifen, auf dem Gesicht ein zauberhaftes Lächeln. Mehr und mehr verwirren sich meine Sinne. Schon fühle ich die Verpflichtung, meinerseits *diese* Dame zu umarmen, als Unkes häßlich breites Gesicht sich dazwischen schiebt.

„Na, Mensch,“ ruft er, „so gratuliere mir doch und stoße an!“

Und jetzt fühle ich etwas Prickelndes auf meiner Zunge, süß, duftend, lebenerweckend, nervenstärkend — ich erwache! Ich trinke Sekt. Ich leere mein Glas. Der Vorhang vor Seele und Augen zerreißt. Ich ahne, ich begreife ... und mit einem aus tiefstem Herzen kommenden „Gott sei Dank!“ umfasse ich Unkes rundliche Gestalt und drücke ihm einen herzhaften Kuß auf die behaglichen Lippen. —

Der Bann war gelöst, aber noch nicht alle Rätsel, und nachdem das Gratulieren, Charmieren und — leider nur teilweise — Küssen schließlich ein Ende genommen, da ging es an ein Erzählen, Necken und Enthüllen, das nun seinerseits kein Ende nehmen zu wollen schien. Zu guter Letzt entpuppte sich die „Intrigue“ als ziemlich harmlos. Unke hatte als Student an Doktor Lorm in Freiburg zu derselben Zeit einen Bundesbruder gefunden, da ich in Tübingen zu „gelahrten Übingen“ einsam verweilte. Seit jener Zeit datierte die Freundschaft der beiden, welche durch die letzten Ereignisse natürlich neue Nahrung gewonnen. Mit Martha war Theodor vor einem halben Jahre unter beinahe so romantischen Umständen, daß ich sie, wenn ich dürfte, ebenfalls zu Papier gebracht hätte, bekannt geworden, und was daraus entstand, haben wir soeben erlebt. Daß er mir von seinem Herzensgeheimnis keine Mitteilung gemacht, war auf inständiges Bitten Elsbeths geschehen, die an ihrer Herzensfreundin Ella in Hannover kurz zuvor den Schmerz erlebt hatte, daß durch vorzeitiges Ausplaudern ein zartes Liebesband zwischen ihr und einem jungen Offizier zerschnitten wurde, weil „gute Freunde und getreue Nachbarn“ die beiderseitigen Familien auseinander gehetzt. Unke hatte daher Elsbeth das Versprechen geben müssen, daß er bis zur öffentlichen Verlobung reinen Mund halten wolle, und dies so treu erfüllt, daß er ihr wie mir von unserem gemein-

samen Zusammensein im gleichen Lazarett nicht ein Sterbenswörtchen verriet. Als er aber durch Martha von meinem Spiegelattentat erfahren, da hatten alle gemeinsam den Plan gefaßt, welchen sie heute mit so vielem Geschick ausgeführt.

Nunmehr erteilte ich eine allgemeine Amnestie, und abermals griff der Champagner-Ganymed zur Flasche, während ich die Disposition zu einem gewaltigen Verlobungshymnus im Geiste entwarf, da pocht es an der Stubenthür.

„Herein!“

An der Spitze die Schwestern Eudoxia und Richardis, spaziert eine Deputation kleiner Bürschchen und Mägdlein ein. „Peppo“, schon ohne Verband, hat in der Rechten einen mächtigen Blumenstrauß, den Zeigefinger der Linken im Mäulchen. „Hannah“ trägt mein Metallophon.

„Der Mai ist gekommen —“

Hei! wie das klingt und singt. Elsbeth nimmt den kleinen Posaunenengel mit seinen Blumen wieder auf den Schoß und küßt ihn. — Gucke weg, alter Junge, sonst weinst du zum zweitenmal!

— — — — — — — — — — — —

So wäre ich denn am Schlusse, hochansehnlicher Leser! Du siehst mich fragend an? Du willst noch etwas wissen? Ja so! Als im Herbst am schönen Rhein die Trauben gekeltert wurden, steckte ich in den Briefkasten des Städtchens N. — ich darf den Namen nicht nennen, sonst würden die Personen meiner wahren Geschichte dir bekannt — nach einer erhebenden Feier, bei welcher Doktor Lorm und sein reizendes Frauchen die liebsten Gäste waren, etwa hundertzwanzig Briefe in den Postkasten. Jegliches Couvert enthielt zwei Karten. Auf der einen stand: „Dr. phil. Theodor Roland, Gymnasiallehrer — Martha Roland, geb. Börner — Vermählte.“ Auf der anderen: „Elsbeth Börner — Hans Wohlert, Schriftsteller — Verlobte.“

P. S. Gerade als ich den Schlußpunkt zu dieser Geschichte machen wollte, öffnet sich die Thür meines Arbeitszimmers — das muß ich dir doch noch erzählen! Herein treten meine Frau, dahinter Babette, und vor beide schiebt sich Theodor, mein Liebling, ein Prachtkerlchen von fast drittehalb Jahren. Ich nehme ihn auf meinen Arm. Er weist mit dem Fingerchen nach einem Platz über dem Sofa. Dort hängt zwar nur ein alter Spiegel von fünfunddreißig Centimetern Höhe und fünfundzwanzig Centimetern Breite. Aber als Theo hineinschaut, wird er zum schönsten Bilde. — Was der Bengel neugierig ist! Er tappt mit der Hand auf ein kleines Schildchen unten, das sonst den Namen des Meisters trägt.

„Wasch heischt et ta?“

„Die Liebe par distance, mein Sohn!“

„Ah, tie Liep pa—pa—langs?!“

„Ja! Herzensjunge, *unsere* Liebe ist in balance!“





Jll. D. Monatshefte. Dezember 1891.

Bertel Thorwaldsen.



Das Thorwaldsen-Museum in Kopenhagen.

# Bertel Thorwaldsen.

Biographische Skizze

von

**C. A. L. von Binzer.**

Am letztvergangenen 24. März waren es fünfzig Jahre, seit einer der größten, wenn nicht der größte, Bildhauer unseres Jahrhunderts, Bertel Thorwaldsen, sein arbeitsreiches Leben beschloß. Zwar gehört er der dänischen Nation an, aber auch die übrigen Völker germanischer Abstammung dürfen ihn als den Ihrigen betrachten und mit Stolz auf den Mann blicken, welcher gerade in seinen herrlichsten Schöpfungen germanisches Denken und Empfinden zum Ausdruck gebracht hat. Dies darf vor allem von der großartig angelegten Gruppe gesagt werden, welche in der Frauenkirche zu Kopenhagen aufgestellt ist: die Figur des Heilandes und der zwölf Apostel und als Verbindungsglied zwischen beiden der Taufengel vor dem Altar.

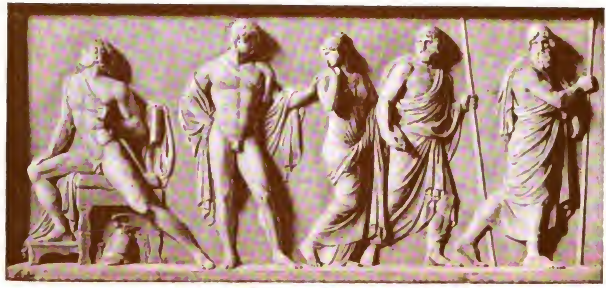
Wie im Herzen, so hat Thorwaldsen auch durch die That bewiesen, daß er seiner nordischen Heimat die Treue bewahrte, obwohl er den größten Teil seines Lebens in Rom zugebracht hatte. Er setzte lange vor seinem Ende die Hauptstadt seines Vaterlandes, Kopenhagen, zur Erbin des bedeutendsten Anteils seiner künstlerischen Hinterlassenschaft ein — ein Geschenk, dessen Wert auch wir mit empfinden, indem dadurch diese unvergleichlichen Schätze für uns in erreichbare Nähe gerückt sind.

Das dänische Volk darf sich übrigens mit Genugthuung sagen, daß es redlich um diese Schätze gedient hat. Hervorragende Männer haben das aus unscheinbaren Kreisen auftauchende Talent früh genug erkannt, um es in seinem himmelanstrebenden Fluge zu fördern, und sehr bald lernte die gesamte Nation, schon bei Lebzeiten des Künstlers, dessen Bedeutung und Größe zu würdigen und hat bereitwillig Opfer gebracht, um ihn an seine Heimat während der letzten Jahre

seines Lebens zu fesseln und seinen Werken eine würdige Stätte zu schaffen.

Lange zuvor, i. J. 1832, hatte der spätere Biograph Thorwaldsens, J. M. Thiele, in der Vorrede zu seiner ersten Arbeit über den Meister in banger Sorge die Möglichkeit erwogen, daß dessen Werke der Heimat entzogen werden könnten. Er sagt dort: „So oft ich in jenen unvergeßlichen Tagen meines Aufenthaltes in Rom Thorwaldsens Studio (Atelier) besuchte und es jedesmal mit innigerer Liebe und mit einer klareren Bewunderung der Gestalten verließ, die mein berühmter Landsmann aus der sternenhellen Nacht seiner Ideenwelt hervorgerufen hatte, empfand ich mit Schmerz, daß sein und mein fernes Vaterland diese Freude entbehren und sich mit dem Ruhme seiner Werke begnügen müßte, den er selbst nicht vollkommen kannte. Diese Werke, dachte ich, werden allmählich nach verschiedenen Gegenden zerstreut, und kein Ort der Welt wird späterhin das große, herzerhebende Bild des gesamten Wirkens seines herrlichen Geistes darstellen. Nur wenige seiner Werke werden Dänemarks Grenzen erreichen.“

Der begeisterte Biograph seines großen Landsmannes hat es erlebt, daß seine Befürchtungen unbegründet waren; das weltbekannte, zur alleinigen Aufnahme der Werke Thorwaldsens und seiner leiblichen Hülle bestimmte Museum Kopenhagens, das auch seinen Namen trägt, vereinigt die Mehrzahl seiner Schöpfungen in den fast unscheinbaren Räumen, aber die herrlichste derselben hat in der Metropolitankirche „Unserer lieben Frauen“, kurzweg Frauenkirche (Fruekirke) genannt, eine Stätte gefunden, nämlich die bereits erwähnte überlebensgroße Christusfigur mit den zwölf Aposteln und dem Taufengel, der vor dem Altar kniet.



Achilles und Briseis.

Früh hat der Genius Thorwaldsens seine belebenden Strahlen, wenn auch zunächst spärlich, auf den Lebensweg des Kindes geworfen. Der Vater stammte von der sagenumkränzten Insel Island; die Mutter war eine Predigerstochter aus Jütland, beide einfache Leute von kaum gewöhnlicher Bildung. Ihr Erstgeborener war früh gestorben, und es blieb den Eltern nur der am 19. November 1770 in Kopenhagen zur Welt gekommene Bertel, dessen sich die Schiffsleute auf der Kopenhagener Werft als eines hellblonden freundlichen Knaben noch recht wohl erinnerten, als er bereits lange auf der Höhe seines Ruhmes stand. Sie hatten ihn häufig gesehen und beobachtet, wenn er sich in der kleinen Werkstatt seines Vaters, der ein einfacher Holzschnitzer war und sich hauptsächlich damit beschäftigte, Figuren und Köpfe aus Holz zur Verzierung der Schiffsschnäbel herzustellen, zu schaffen machte oder ihm dorthin das Mittagessen brachte. Noch nicht zehnjährig, hatte er, wenn der Vater abwesend war oder ihn nicht beachtete, die bessernde Hand an die als wenig geschmackvoll und völlig unkünstlerisch geschilderten Schnitzwerke seines Vaters gelegt,

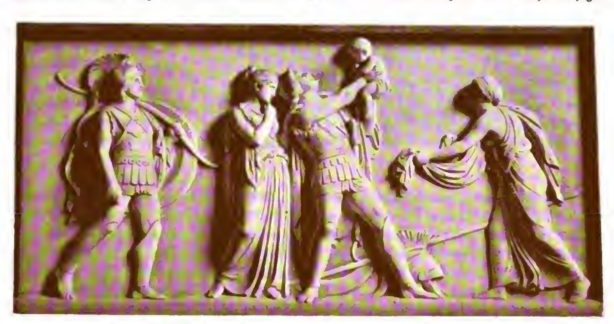
worüber dieser anfänglich in großen Zorn geraten war, ohne indessen dadurch dem Treiben seines Bertel ein Ende zu machen. Später aber, als sich andere beifällig über die Geschicklichkeit und den instinktiven Schönheitssinn des Knaben vorteilhaft ausgesprochen hatten, und die durch dessen Kinderhand verbesserten Schnitzwerke mehr als bisher gesucht und besser bezahlt wurden, ließ sich der Alte die Mitarbeit gern gefallen, und von nun an blieb sein Söhnchen lange Zeit sein steter Gehilfe.

Das Schicksal hatte den jungen Thorwaldsen in gütiger Fürsorge an die richtige Stelle geführt, und als dann immer größere Kreise auf sein Talent aufmerksam wurden, sorgten kunstliebende Männer dafür, daß er, kaum elfjährig, die Erlaubnis zum Besuch der Zeichenschule an der Königlichen Kunstakademie erhielt. Nach vollendeter sechsjähriger Lehrzeit, während welcher er auch die sogenannte Gipsschule und sodann die Modellschule an derselben Akademie durchgemacht hatte, wurde er zum Wettbewerb um die kleine silberne Medaille zugelassen, die ihm zuerkannt ward, und zwei Jahre später gewann er noch die große silberne Medaille. Der Mitbewerbung um die beiden goldenen Medaillen stand nun nichts mehr im Wege, aber der trotz der bereits errungenen Erfolge immer noch schüchterne Jüngling war schwer zur Teilnahme an der Konkurrenz zu bewegen; endlich entschlossen, errang er 1791 für das Basrelief „Der ruhende Amor“ die kleine, zwei Jahre später für das Basrelief „Petrus, der den Gichtbrüchigen heilt“ die große goldene Medaille, mit welchem letzteren Preise der Anspruch auf ein dreijähriges Stipendium zum Studium in Rom verbunden war.

Von großer Anmut ist zwar die Gestalt und Haltung des ruhenden Amor, aber das vorzugsweise akademische Interesse, das den Anfänger bei der Ausführung beherrscht zu haben scheint, verrät sich ziemlich deutlich. Weit übertroffen wird dieses Basrelief daher von der in späteren Jahren geschaffenen Statue des triumphierenden Amor, welcher eigentlich der sinnende Amor genannt werden sollte, denn gleich dem ersteren ist er als Besieger der Götter gedacht, und scheint zu überlegen, zu welchen neuen Thaten er nun übergehen will.

Voll sprechenden Lebens ist das Basrelief, welches Thorwaldsen die große goldene Medaille eingebracht hat.

Die kräftige Gestalt des Petrus, der, glaubenseifrig und des Erfolges gewiß, die rechte Hand zum Himmel emporstreckt, während die linke die Hand des Gichtbrüchigen gefaßt hat; dieser, dessen Oberkörper sich unter der Einwirkung einer geheimnisvoll wirkenden Macht bereits zu beleben beginnt, Johannes, der die Hand teilnahmsvoll auf die Schulter des Kranken gelegt hat und dessen Blick unbestimmt in die Ferne gerich-



Hektors Abschied.

tet ist, diese drei Gestalten bilden den Mittelpunkt der Gruppe, die durch mehrere daneben angebrachte Figuren belebt wird, unter denen die herzutretende Mutter mit dem kranken Kinde auf ihren Armen das meiste Interesse erweckt. Jede einzelne Figur sagt dem Beschauer sogleich, was sie vorstellt, jede einzelne verrät die Erregung, in welche sie durch den Vorgang versetzt wird.

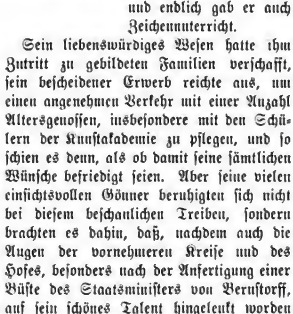
Was hier in dem Erstlingswerke hervortritt, das wiederholt sich in sämtlichen Basreliefs Thorwaldsens, nämlich das Ebenmaß jeder einzelnen Figur, eine in hohem Grade ansprechende Gruppierung und das Leben, welches von jeder Gestalt auszugehen scheint, so daß der Beschauer zum unmittelbaren Verständnis der in Formen gekleideten Idee des Künstlers gelangt.



Die Nacht.

Die Erfolge des jungen Thorwaldsen waren um so bemerkenswerter, als er bei der Konkurrenz um die beiden goldenen Medaillen seine eigenen Wege gegangen ist, wozu er im allgemeinen geneigt war und wofür ihn, „da er zu sehr der Natur zu folgen bestrebt sei“, schon von Anfang an mancher Tadel getroffen. Hier nun hatte er gar eine Bahn betreten, die seit dem griechischen Altertum allmählich vergessen und verlassen worden war. Es war dies die Art, wie er das Basrelief behandelte. Er kehrte nämlich zu der Manier der alten Griechen zurück, welche im Basrelief die Einzelfiguren zu besonderer Geltung brachten, während die nachfolgenden Römer dieselben nicht so selbständig hinstellten, sondern eine Mehrheit von Figuren hineinbrachten, aus denen sich dann bald eine Art perspektivischer Anordnung entwickelte, in welcher sich die Figuren oftmals untereinander verdeckten, keineswegs zum Vorteil der Darstellung, die dadurch an harmonischer Ruhe und Klarheit verlor.

Auffallenderweise unterließ es Thorwaldsen, sich um das ihm jetzt zustehende Reisestipendium zu bewerben, und blieb ruhig in Kopenhagen. Er war nach wie vor dem Vater in seinem Geschäfte behilflich, wodurch dieser zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangte, beschäftigte sich nebenbei mit der Anfertigung von Porträtmedaillons und kleinen, mit Silberstift auf Pergament gezeichneten Silhouetten, ferner mit der Anfertigung von Büsten, und endlich gab er auch Zeichenunterricht.



Sein liebenswürdiges Wesen hatte ihm Zutritt zu gebildeten Familien verschafft, sein bescheidener Erwerb reichte aus, um einen angenehmen Verkehr mit einer Anzahl Altersgenossen, insbesondere mit den Schülern der Kunstakademie zu pflegen, und so schien es denn, als ob damit seine sämtlichen Wünsche befriedigt seien. Aber seine vielen einsichtsvollen Gönner beruhigten sich nicht bei diesem beschaulichen Treiben, sondern brachten es dahin, daß, nachdem auch die Augen der vornehmeren Kreise und des Hofes, besonders nach der Anfertigung einer Büste des Staatsministers von Bernstorff, auf sein schönes Talent hingelenkt worden

waren, ihm das dreijährige Stipendium zu einem Aufenthalte in Rom, auf das er, wie bereits erwähnt, einen Anspruch erworben hatte, bewilligt wurde. Besonders war es der damalige Direktor der Akademie, der Maler Abildgaard, der seine Angelegenheiten in die Hand nahm und der auch, solange er lebte, Thorwaldsen mit seinem Einflusse zur Seite stand, wie er seiner Eltern sich annahm, nachdem der Sohn nach Rom abgereist war. Freilich verschuldete er es auch, daß die ersten Arbeiten Thorwaldsens, welche dieser von Rom nach Kopenhagen schickte, und die teils der Kunstakademie übergeben, teils zu gunsten seiner Eltern verkauft werden sollten, jahrelang liegen blieben, ohne in der gedachten Weise verwandt zu werden, was zu einer, wenn auch vorübergehenden, Verstimmung zwischen beiden Männern Anlaß gab.

Es wirft ein eigentümliches Licht auf den damaligen Zustand der Verkehrsverhältnisse, daß die Freunde und Gönner des jungen Künstlers den Seeweg nach Rom für den geeignetsten hielten, wozu allerdings die damals drohenden Kriegsunruhen beigetragen haben mögen, und so wurde denn bestimmt, daß er die Reise mit der königlichen Kriegsfregatte „Thetis“ machen sollte, welche verschiedene Aufgaben im Mittelmeere zu lösen, u. a. mit dem Dey des damals berüchtigten Seeräuberstaates Tripolis ernste Verhandlungen zu führen hatte.

Am 26. August 1796 segelte die „Thetis“ von Kopenhagen ab, wurde aber durch verschiedene Umstände so unerwartet lange unterwegs aufgehalten, daß sie die italienische Küste im Januar des folgenden Jahres noch nicht erreicht hatte, sondern dann erst vor Malta anlangte, von wo sie noch einmal nach Tripolis zurückkehren sollte.

Aber Thorwaldsen, der dem einförmigen Leben auf der See keinen Geschmack hatte abgewinnen können und sich auch wohl danach sehnen mochte, den Ort seiner Bestimmung endlich zu erreichen, verließ hier die „Thetis“ und segelte mit einem zufällig bereitliegenden Boote nach Palermo, von wo er sich nach Neapel begab. Hier fesselten ihn die vielen ausgezeichneten Kunstwerke der dortigen Museen, insbesondere die Gemälde Raphaels, die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheinen.



Der Morgen.

Endlich am 8. März 1797 traf Thorwaldsen in Rom ein, wo er die entgegenkommendste Aufnahme bei einem älteren Landsmanne, dem gelehrten Archäologen Zoega fand, an den er von Kopenhagen aus empfohlen war. Doch setzte Zoega zu Anfang nur geringe Hoffnung auf seinen Schützling, über den er nach Kopenhagen berichtete: der junge Mann sei zwar unstreitig ein vortrefflicher Artist, von vielem Geschmack und tiefem Gefühl, aber gar zu unwissend in allem, was außerhalb der Kunst liege; von der Akademie sei es schlecht überlegt, Leute von so geringer Vorbildung zu schicken, da ihnen sehr viel Zeit verloren gehen müsse. Besonders ungünstig aber sei

es, daß Thorwaldsen keiner anderen als seiner Muttersprache mächtig sei und kaum einen dunklen Begriff habe von den Dingen, die er sehe.

Mit eisernem Fleiß füllte indessen Thorwaldsen die Lücken, die eine höchst mangelhafte Schulbildung verschuldet hatte, in unglaublich kurzer Zeit aus, und Zoega ließ sich denn auch alsbald zu einer günstigeren Beurteilung des jungen Künstlers herbei, hauptsächlich wohl veranlaßt durch das im zweiten Jahre seiner Anwesenheit in Rom gefertigte Basrelief „Bacchus und Ariadne“. Die von Theseus verlassene Ariadne findet Trost in der Zuneigung, welche ihr von Bacchus entgegengetragen wird, und der Augenblick der vollendeten Annäherung ist es, der von Thorwaldsen in überwältigender Schönheit dargestellt worden ist. Die beiden herrlichen Gestalten sitzen traulich nebeneinander, Bacchus hat den einen Arm um die Hüften der Ariadne gelegt, während er in der anderen Hand den Becher hochhält, den diese mit hinter seinem Nacken herumgelegtem Arm aus einem Kruge zu füllen im Begriff ist, wobei ihre Rechte auf der Schulter des Bacchus ruht.



Liebesgötter.

Aber trotzdem blieb die Kritik Zoegas oft noch hart und schonungslos; sie hat indessen vorteilhaft auf Thorwaldsen gewirkt, und er selbst hat später von seinem strengen Gönner gesagt, daß dieser es gewesen sei, „der das Schmelzen des Schnees, der seine Augen geblendet“, befördert habe. Auch hat das schroffe Auftreten desselben dem freundschaftlichen Verkehr beider Männer keinen Abbruch gethan, sondern Thorwaldsen war jederzeit ein gern gesehener Gast auf der seinem älteren Freunde gehörigen Villa Genzano. Hier war es, wo Thorwaldsen die schöne Anna Maria Magnani kennen lernte, in die er sich heftig verliebte, und die er, obwohl sie ihm untreu geworden und einen Herrn von Uhden geheiratet hatte, dennoch bei sich aufnahm, als sie sich nach kurzer Ehe von ihrem Manne wieder hatte trennen müssen. Dieses Verhältnis hatte für Thorwaldsen sehr viele Sorgen und Verdrießlichkeiten im Gefolge, bis endlich 1813 aus demselben eine Tochter entsproß, die er zärtlich liebte und die er vor ihrer Verheiratung mit dem dänischen Kammerherrn und Obersten Paulsen im Jahre 1831 adoptierte.

Von großem Einfluß auf Thorwaldsens künstlerische Entwickelung ist die, freilich nur kurze, aber innige Freundschaft gewesen, die ihn mit dem Maler J. A. Carstens ver-

band, einem Schleswiger, dessen herrliche, erst später zur gebührenden Würdigung gelangten Werke Thorwaldsen schon in Kopenhagen bewundert hatte; leider starb Carstens früh, und zwar im Jahre 1798. Blüte stehende Canovasche Schule befruchtend auf ihn eingewirkt. Auch Canova selbst übte Einfluß auf Thorwaldsen, obwohl niemals ein engerer Verkehr zwischen den beiden großen Meistern sich herausgebildet hat.



Die Alter der Liebe.

Die Zeit, in welcher Thorwaldsen nach Rom kam, war für seine Ausbildung insofern nicht günstig, als damals Napoleon, seinem Raubsystem gemäß, die hervorragendsten Kunstwerke der ewigen Stadt, unter anderen auch die Laokoon-Gruppe, einpacken ließ, um sie nach Paris bringen zu lassen, und weil wegen der durch die Kriegsunruhen herbeigeführten bedrängten Verhältnisse im allgemeinen viele bedeutende private sowohl als auch öffentliche Sammlungen wertvoller Kunstwerke und Gemälde verkauft und aufgelöst wurden. Doch war das Zurückbleibende immer noch hinreichend, um den jungen Künstler mächtig anzuregen, und jedenfalls hat auch die damals in Rom in voller

Thorwaldsen ging nun, gleichwie er dies schon bei den Preisbewerbungen in Kopenhagen gethan, auch ferner seine eigenen Wege. Seine Kolossalstatue des Jason, der das goldene Vließ erobert hat, war von so überraschender Originalität und Schönheit, daß Canova bei Betrachtung des Modells ausgerufen haben soll: „In der That, dieser Däne arbeitet in einem neuen und großen Stil.“ Es war das zweite Modell, welches Thorwaldsen vom Jason hergestellt hatte, denn das erste hatte er wieder zerschlagen, weil es ihm nicht mehr gefiel, und auch diesem zweiten drohte der Untergang. Denn Thorwaldsen hatte fortwährend mit so vielen Bedrängnissen zu kämpfen, daß er im Jahre

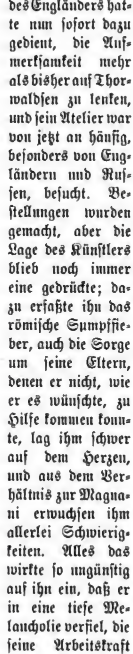


Priamus und Achilles.

1803 nach Dänemark zurückzukehren im Begriff stand, ohne eine größere Arbeit in Marmor ausgeführt zu haben. Bedeutende Aufträge waren ihm nicht zu teil geworden, vielleicht weil Canova das ganze Gebiet damals noch allein beherrschte, und so rüstete er sich, ermüdet und mutlos, zur Abreise. Aber sein guter Genius kam ihm im letzten Augenblicke zu Hilfe. Schon hielt der Wagen, der ihn fortführen sollte, vor der Thür seines Ateliers, als der Engländer Sir Thomas Hope in dasselbe eintrat und so überwältigt war von dem Eindruck, den das Modell des Jason auf ihn machte, daß er sofort dessen Ausführung in Marmor bestellte und den verzagten Künstler mit hinreichenden Mitteln versah, um in Rom bleiben zu können. Thorwaldsen aber hatte keine rechte Freude mehr an der Ausführung der Statue, weil dieselbe, nach seinem eigenen Ausspruche, ihn nicht mehr befriedigte, nachdem er Besseres machen gelernt, und so kam es, daß er die Statue äußerst langsam förderte und sich nur zu leicht durch andere Arbeiten ablenken ließ. Mit bewundernswerter Geduld hat Sir Hope bis zum Jahre 1828 auf die Vollendung seines Jason gewartet; dann endlich wurde derselbe ihm zugesandt, und Thorwaldsen, der wohl das Bedürfnis fühlen mochte, sich dem Manne, der doch den Grund zu seiner nunmehr sich glänzend gestaltenden Laufbahn gelegt, dankbar zu erweisen, fügte dem Jason die Porträtbüsten der Frau und der Töchter des Sir Hope nebst einigen Basreliefs hinzu.



Venus.



Die Bestellung des Engländers hatte nun sofort dazu gedient, die Aufmerksamkeit mehr als bisher auf Thorwaldsen zu lenken, und sein Atelier war von jetzt an häufig, besonders von Engländern und Russen, besucht. Bestellungen wurden gemacht, aber die Lage des Künstlers blieb noch immer eine gedrückte; dazu erfaßte ihn das römische Sumpffieber, auch die Sorge um seine Eltern, denen er nicht, wie er es wünschte, zu Hilfe kommen konnte, lag ihm schwer auf dem Herzen, und aus dem Verhältnis zur Magnani erwuchsen ihm allerlei Schwierigkeiten. Alles das wirkte so ungünstig auf ihn ein, daß er in eine tiefe Melancholie verfiel, die seine Arbeitskraft lähmte und seine Gesundheit noch mehr zu erschüttern drohte. Da, wiederum im rechten Augenblicke, fand er in dem kunstsinnigen und liebenswürdigen Baron von Schubart, dem dänischen Gesandten am Hofe zu Neapel, und dessen edler Gemahlin aufrichtige Freunde



Jll. D. Monatshefte. Dezember 1894.

Bertel Thorwaldsen.
Nach dem Gemälde von K. Chr. Vogel von Vogelstein.

und Beschützer. Es gelang Schubart, ihn seiner trüben Stimmung zu entreißen, indem er ihn von Rom fortzog und ihm einen Aufenthalt auf seinem herrlichen Landsitze bot, dessen heitere, freundliche Umgebung alsbald eine so günstige Einwirkung auf Thorwaldsen ausübte, daß er, gesund und voll frischer Thatkraft, nach Rom zurückkehren konnte. Schubart war es auch, der die Aufmerksamkeit der einflußreichen, vornehmen Kreise in Dänemark auf Thorwaldsen lenkte, und zwar hauptsächlich durch Vermittelung seiner Schwester, die an einen Grafen Schimmelmann in Kopenhagen verheiratet war und bei Hofe sowohl als bei dem zum Teil reichen Adel des Landes einen ungewöhnlichen Einfluß besaß. Ihr Haus in Kopenhagen war der Sammelpunkt nicht nur der vornehmen, sondern auch der gelehrten und künstlerischen Welt, und so hatte sie in der That Gelegenheit, dem Schützling ihres Bruders förderlich zu sein. Ihrem Einfluß ist es zu danken, nicht nur daß Thorwaldsens Leistungen in seinem Vaterlande bekannter wurden, sondern auch, daß man dort zu begreifen begann, wie die Unterstützung und Förderung eines so hervorragenden Talents eine nationale Pflicht sei.

Es ist wesentlich Schubarts sowie einiger anderer dänischer Adeliger, insbesondere aber der Gräfin Schimmelmann Verdienst, das dänische Volk aufmerksam gemacht zu haben auf die hohe Anerkennung, welche Thorwaldsen bereits bei anderen Nationen, vornehmlich bei den Russen und Engländern, aber auch bei den Italienern und Deutschen gefunden hatte. Als sich nun die Zahl der Bewunderer auch in der eigenen Heimat fortwährend mehrte, vermochte man endlich den wenig kunstverständigen König Friedrich VI. für Thorwaldsen einzunehmen. Schon lange vorher hatte übrigens der kunstliebende und geistreiche Kronprinz des dänischen Reiches, der nachherige König Christian VIII., regen Anteil an dem Künstler genommen, und seinen eifrigen Bemühungen ist es zum großen Teil zu verdanken, daß Thorwaldsen seinem Vaterlande erhalten geblieben ist, denn ohne ihn wäre es wahrscheinlich dem König Ludwig I. von Bayern gelungen, Thorwaldsen in München zu fesseln und damit zugleich den größten Teil der Werke, welche jetzt der Geburtsstadt des Künstlers als Erbteil zugefallen sind, für München zu gewinnen.



Hirtenknabe mit dem Hunde.

Der Ruhm Thorwaldsens mehrte sich nun fortwährend, und die Bestellungen, die bei ihm einliefen, waren bald so zahlreich, daß er kaum noch im stande war, die übernommenen Aufträge auszuführen.

Selbst in Rom wurde allmählich anerkannt, daß Thorwaldsen dem berühmten

Canova völlig ebenbürtig zur Seite stehe, ja daß er ihn auf dem Gebiete des Basreliefs übertreffe. In dieser letzteren Richtung entschied das unvergleichlich schöne und lebensvolle Basrelief „Achilles und Briseis“. Hier ist des Künstlers herrliche Gabe, über den einzelnen Figuren sowohl als über der ganzen Gruppe eine solche Fülle von Leben auszugießen, daß die Wirkung geradezu hinreißend ist, zur vollsten Geltung gelangt. Achilles, dessen Haltung und Gebärden, dessen erregte Gesichtszüge den höchsten Zorn und die gewaltsam und widerwillig geübte Selbstüberwindung zum Ausdruck bringen, die gebrochene Haltung des schönen Mädchens fesseln den Beschauer in dem Maße, daß er unwillkürlich zur Teilnahme angeregt wird und empört ist über den Gewaltstreich des Agamemnon, der durch seine Trabanten die schöne Briseis entführen läßt. Das Hinzutreten des begütigenden Freundes, welcher zur Beendigung des unwürdigen Auftrittes zu drängen scheint, die Furcht verratende Eilfertigkeit der Trabanten vervollständigen den Eindruck so sehr, daß dem Beschauer der betreffende Gesang der Iliade mit wirkungsvoller Lebendigkeit vor die Seele tritt. Nicht weniger wirkungsvoll und lebendig ist das Basrelief, welches „Hektors Abschied“ zum Gegenstande hat.

Es war nicht anders möglich, als daß der Ruhm eines Künstlers, der eine so beredte Sprache zu sprechen verstand, alles gefangen nahm, was bis dahin noch zu widerstreben versucht hatte. Selbst Zoega ist jetzt endlich mit Thorwaldsen zufrieden; er schreibt 1805 an den Professor Münter in Kopenhagen: „Thorwaldsen ist recht in Aufnahme gekommen und erhält eine Bestellung nach der anderen. Niemand bezweifelt mehr, daß er und Canova die beiden größten Bildhauer in Rom sind.“

In demselben Jahre hatte ihn die Universität Bologna zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt, nachdem er kurz zuvor Professor der Akademie zu Kopenhagen geworden war; 1808 wurde er Mitglied der Akademie zu Rom, 1811 ordentliches Mitglied der preußischen Akademie der Künste zu Berlin, in demselben Jahre Ehrenmitglied der Akademie der Künste zu Mailand; kaum eine einzige Akademie Deutschlands und Italiens hat es unterlassen, ihn in irgend einer Weise auszuzeichnen.

Vor wenig mehr als einem Jahrzehnt war er als Werbender von der Akademie zu Kopenhagen ausgezogen, jetzt war er der Umworbene, um dessen Arbeiten selbst Könige sich mühten. Ein großer Bewunderer Thorwaldsens war der Kronprinz von Bayern, der nachherige König Ludwig I.; auch der Kaiser von Rußland, dessen Büste er anfertigen mußte, behandelte ihn mit großer Auszeichnung. Doch stand ihm unter allen fürstlichen Gönnern der Kronprinz seines Vaterlandes, der spätere König Christian VIII., am nächsten. Voll unübertrefflicher Anmut und voll Geist sind die Briefe dieses hochgebildeten Prinzen an Thorwaldsen, und die Antworten des letzteren atmen aufrichtige Verehrung und Dankbarkeit, ohne dabei durch übertriebene Devotion unangenehm zu berühren. Wie bereits erwähnt, ist es König Christians VIII. Verdienst, daß Thorwaldsen sich 1838 entschloß, in sein Vaterland zurückzukehren, und seinem Einflusse war es bereits früher gelungen, die Einwilligung seines Vaters zur Ausschmückung der Frauenkirche mit den Standbildern des Erlösers und der zwölf Apostel zu erhalten.

Die guten Beziehungen mit Berlin sind ohne Zweifel durch die Freundschaft gefördert worden, welche die Kronprinzen von Dänemark und Preußen, die nachherigen Könige Christian VIII. und Friedrich Wilhelm IV., miteinander verband, und vielleicht ist hier der Anlaß zu der an Thorwaldsen gerichteten Aufforderung zu suchen, das Grabmonument für die Königin Luise von Preußen anzufertigen. Er lehnte indessen den Auftrag mit dem Bemerken ab, daß Berlin selbst Künstler besäße, welche der Aufgabe völlig gewachsen seien, wobei er auf Schadow und Rauch hinwies. Bekanntlich ist der Auftrag dem letzteren zugefallen, und die Ausführung hat bewiesen, daß Thorwaldsen vollkommen recht gehabt hatte.

Der für das Jahr 1812 geplante Besuch Napoleons in Rom sollte Veranlassung zur Entstehung eines der berühmtesten Basreliefs werden, welche Thorwaldsen überhaupt gearbeitet hat.

Eine große Anzahl von Künstlern war zur Ausschmückung der Stadt in Thätigkeit

gesetzt, aber Thorwaldsen war nicht aufgefordert worden. Da wurde kurz vor dem festgesetzten Termin beschlossen, daß noch einer der größeren Säle des Quirinals mit einem Basrelief geschmückt werden sollte, und nun war man schon genötigt, sich an Thorwaldsen zu wenden, denn keiner von den in Rom sich aufhaltenden Künstlern war im stande, innerhalb der kurzen noch übrigen Frist eine große Idee in plastische Formen zu kleiden. Thorwaldsen fand sich auch gleich bereit, und in wenigen Tagen entwarf er die Skizze zu jenem herrlichen Basrelief, das den Einzug Alexanders in Babylon darstellt und das alsbald so berühmt wurde, daß man Thorwaldsen den Patriarchen des Basreliefs nannte. Schon die Gestalt des Alexander allein, welcher auf dem herrlichen Siegeswagen dahinfährt, berechtigt zu diesem Ausspruche. Eine der schönsten männlichen Figuren, die vielleicht jemals gezeichnet worden sind, kraftvoll und geschmeidig, in einer Haltung, in der sich eine so erhabene Siegesfreude, eine so bewußte Überlegenheit ausdrückt, daß sie einen geradezu überwältigenden Eindruck macht; den Blick zu den Wolken erhoben, so steht Alexander in prachtvoller Rüstung und göttergleicher Schönheit auf dem Wagen, der von der Siegesgöttin, einer herrlichen weiblichen Figur in sitzender Stellung, gelenkt wird; dieselbe ist ganz in ihre Aufgabe versunken, die wild vorwärts eilenden Rosse zu lenken, und ist von unbeschreiblicher Anmut.



Ganymed.

Die Huldigung, welche Thorwaldsen dem Imperator durch den Vergleich mit Alexander dem Großen darzubringen gedachte, entspricht den Sympathien, die man in seinem Vaterlande dem erbitterten Feinde Englands entgegentrug, welches wenige Jahre zuvor, 1807, Dänemark in völkerrechtswidriger Weise überfallen, dessen Kriegsflotte teils zerstört, teils geraubt und Kopenhagen bombardiert hatte, wobei auch die alte Frauenkirche abgebrannt war. Ob man in Rom, wenigstens am päpstlichen Hofe, sehr erbaut davon gewesen ist, die christliche Stadt mit Babylon verglichen zu sehen, ist gewiß fraglich.

Bekanntlich kam Napoleon nicht mehr nach Rom, denn in demselben Jahre, in welchem er triumphierend in die ewige Stadt einzuziehen gedachte, ging sein Stern über den eisigen, blutgetränkten Gefilden des russischen

Reiches unter. Der Alexanderzug wurde aber mehrere Male und unter anderen auch für den Thronsaal des königlichen Schlosses Christiansburg zu Kopenhagen ausgeführt; glücklicherweise ist derselbe bei dem Brande im Jahre 1884 verschont geblieben.

Wenige Jahre später, 1815, stellte Thorwaldsen die beiden reizenden Basreliefs „Die Nacht" und „Der Morgen" in Medaillonform her. Ihre Entstehung fällt mit dem Ende einer jener Perioden zusammen, in denen Thorwaldsen von tiefer Melancholie ergriffen war, während welcher dann seine Thatkraft erlahmt zu sein schien. Das römische Sumpffieber hat meistens einen Anteil an seinen derartigen Leidenszeiten gehabt und so auch in diesem Falle. Aber unerwartet war der Geist des Künstlers wieder aus seinem Schlummer erwacht, und „Die Nacht" entstand unter seinen schaffenden Händen in Thon, am darauf folgenden Tage auch „Der Morgen". Diese beiden anmutigen Schöpfungen gehören zu den bekanntesten und beliebtesten des Meisters und sind auch in der That von unübertroffener Wahrheit und Lieblichkeit. Durch den Himmelsraum schwebt, als Sinnbild der Nacht, langsam, wie das kaum bewegte Gewand dies verrät, eine weibliche Figur mit gesenktem Haupte und geschlossenen Augen; links, dem Auge des Beschauers am nächsten, lehnt sich die Figur eines Kindes an ihre Schulter, und man ist nicht im Zweifel, daß die erschlaffte Gestalt ein entseeltes Kind darstellen soll; mit der gleichen Gewißheit aber erkennt man in der anderen, sich rechts an die weibliche Figur anschmiegenden Gestalt ein schlafendes Kind.



Merkur.

In Wahrheit, wie der Tag zur Nacht, so verhält sich das Gegenstück, „Der Morgen", zu diesem Basrelief! Heiteren Blickes schwebt eine schöne weibliche, in der Vollkraft der Jugend stehende Gestalt in lebhaft flatterndem Gewande durch den Raum und, kaum an dieselbe angelehnt, folgt ihr zur Seite ein heiter und frei blickender Knabe mit einer Fackel in der Hand, welche symbolisch das Sonnenlicht darstellt, während die weibliche Figur blühende Rosen ausstreut.

Thorwaldsen mag sein Erwachen aus umnachteter seelischer Stimmung in diesen beiden herrlichen Gebilden symbolisch haben darstellen wollen.

Gleich sinnig komponiert ist das beinahe ebenso beliebte und bekannte Basrelief „Die Alter der Liebe". Psyche als Spenderin kleiner Amorinen, die sie in einem neben ihr stehenden Käfige verwahrt und mit denen ein Kind und ein etwas älteres, noch nicht erwachsenes Mädchen sich spielend und neugierig zu schaffen machen, reicht einer lieblichen knienden Jungfrau einen Amor, den diese in jubelnder Freude ergreift; ihr zunächst umfaßt eine gleich anmutige Mädchengestalt den ihr entgegenfliegenden Amor mit den Händen und zieht ihn mit wonnigem Entzücken an die Lippen; eine ältere weibliche Gestalt, die verständnisarm einen Amor an den Flügeln gepackt hat, zieht gesenkten Hauptes von dannen; ein Mann in kräftigen

Jahren beugt seinen Nacken unter der Last eines Amor, der indessen in die Welt hineinschaut, als berühre ihn das Leid dessen gar nicht, der so schwer an dem winzigen Gott zu tragen hat, und endlich schließt die Reihe ein Greis, der verlangend die dürre Rechte nach dem neckisch und furchtsam davonfliegenden Amor ausstreckt, während die Linke den stützenden Stab umklammert hält. Diese wenigen Figuren erzählen uns von ahnungslosem Spiel, von überschwenglicher Glückseligkeit, von der Erfüllung sehnsüchtigen Verlangens, erstorbener Hoffnung, von erdrückendem Liebesweh und von dem verhängnisvollen „zu spät“.

Es gebricht an Raum, um die große Zahl der Basreliefs zu besprechen, welche aus der Hand Thorwaldsens im Laufe seiner vieljährigen Thätigkeit hervorgegangen sind; aber es mögen noch einige der hervorragendsten hier genannt werden. „Hektor, der den an der Seite der Helena in Weichlichkeit versunkenen Paris zum Kampfe ruft“ ist ein würdiges Seitenstück zu „Achilles und Briseis“; von tief ergreifender Wirkung ist „Priamus, der Achilles um die Leiche seines Sohnes Hektor bittet“; von vollendeter Schönheit das Basrelief „Herkules und Omphale“.



Die drei Grazien.

Unter den Basreliefs, deren Motive aus der heiligen Schrift entnommen sind, nehmen die „Weiber am Grabe Christi“ eine hervorragende Stelle ein. Den drei Weibern, welche zum Grabe des Herrn hinausgewandert sind, hat der vor der Öffnung desselben sitzende Engel die Auferstehung verkündet, und der Eindruck, den diese Verkündigung auf dieselben gemacht hat, läßt sich aus der Haltung, den Gebärden und dem Gesichtsausdruck der drei lebensvollen Gestalten erkennen; ergriffen von Schreck, Erstaunen und Furcht, scheinen sie unentschlossen, was nun zu beginnen sei.

In hohem Grade anziehend sind die drei Basreliefs, welche das Taufbecken der Kirche zu Brahe-Traelleborg zieren und welche die Maria mit dem Jesuskinde und Johannes, ferner die Taufe Christi und Jesus, welcher zwei Kinder segnet, darstellen; von den dreien ist das letzte das fesselndste: ein kleineres Kind schmiegt sich zutraulich an die Knie des sitzenden Heilandes an und wird von diesem über dem Handgelenke gehalten, während ein älterer Knabe mit erwartungsvoller Spannung zu ihm aufschaut, indessen Christus die Hand segnend auf sein Haupt legt. Ein zweites Exemplar hat Thorwaldsen 1827 der Kirche zu Myklebye auf Island geschenkt, wo sein Großvater zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Propst war. Zum Dank haben die Isländer ihm im Jahre 1875 zu Reikjavik ein Denkmal errichtet.

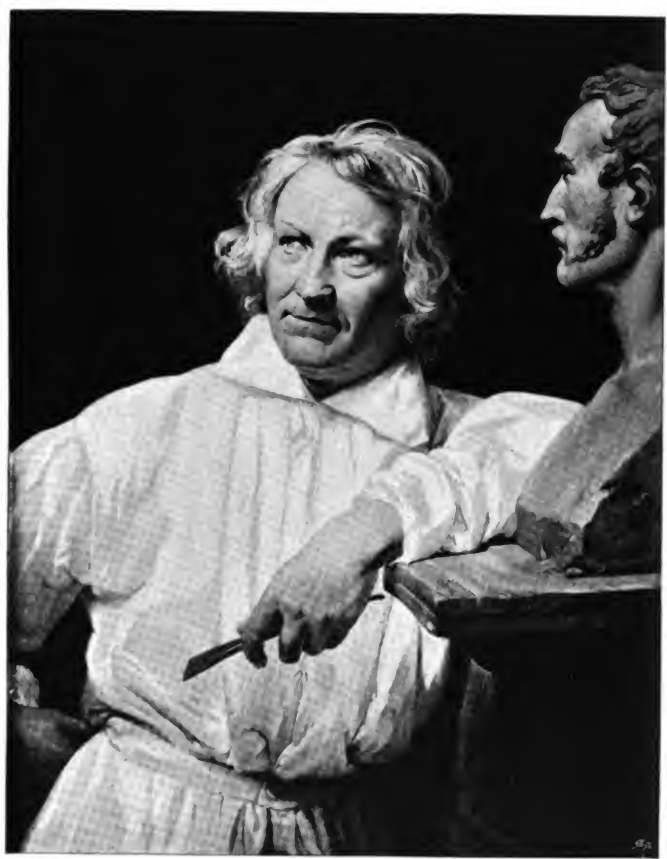
Unter der großen Anzahl der Statuen aus der griechischen Mythologie ist zunächst die Venus zu nennen, als eines der schönsten Meisterstücke des Bildhauers. Obwohl völlig unbekleidet, macht sie dennoch, in der etwas vorgebeugten Haltung, den Eindruck zarter, keuscher, fast schüchterner Weiblichkeit, und indem sie sich der liebenswürdigsten Schwäche des Weibes hingiebt, der Freude über ihre Schönheit, für welche sie aus der Hand des Hirten Paris den Preis in Gestalt des Apfels erhalten hat, vergißt sie darüber alles andere um sich her und blickt nur sinnend auf den in ihrer rechten Hand ruhenden Apfel. Von dieser Venus sind allein für England drei Exemplare in Marmor ausgeführt worden, und wunderbarerweise sind alle drei in Gefahr gewesen, bei ihrer Landung zertrümmert zu werden. Die erste Venus fiel beim Ausladen so unglücklich, daß sie einen Arm brach, und sie trägt daher über der Bruchstelle ein goldenes Armband, welches diese verdeckt; die zweite fiel beim Aufwinden aus dem Schiffe in den Raum zurück, aber glücklicherweise auf das Korn, mit dem dieser angefüllt war, so daß sie keinen Schaden erlitt, und die dritte geriet gar mit dem scheiternden Schiffe ins Meer! Sie wurde indessen wieder aufgefischt, und so entstieg sie in Wirklichkeit als „Schaumgeborene“ dem Meere.

Bacchus und Amor, Trauben kelternd.

Vor anderen berühmt sind auch die beiden Standbilder „Der Hirtenknabe mit dem Hunde“ und „Merkur“, der als Überwinder des Argus mit den hundert Augen gedacht ist. Beide sind Jünglingsgestalten von überraschender Anmut und Geschmeidigkeit.

Unter den weiblichen mythologischen Gestalten gehören die drei Grazien zu den bekanntesten und beliebtesten. Mit feiner Empfindung hat Thorwaldsen die innige Zuneigung zum Ausdruck gebracht, welche die drei Schwestern miteinander verbindet und die sich in Haltung und Gesichtsausdruck in ungemein lieblicher Weise offenbart.

Aber er hat sich die drei Grazien auch noch anders vorgestellt, und zwar in einem Basrelief, mit dem er das Grabdenkmal des



Jll. D. Monatshefte. Dezember 1894.

Bertel Thorwaldsen.
Nach dem Gemälde von Horace Vernet.

Malers der Grazien, Appiani, der dafür den Beinamen il pittore delle Grazie erhalten hatte, schmückte; über diesen drei Grazien lagert der Ausdruck der Trauer über den Tod des Meisters, der sie so schön auf der Leinwand dargestellt hatte.

Die Freunde Thorwaldsens in der Heimat drangen nun unausgesetzt in ihn, wenigstens einen Besuch in derselben abzustatten, da der Wunsch allgemein war, den Mann, der als Jüngling aus dem Vaterlande geschieden war, von Angesicht zu sehen, nachdem er sich selbst und das Vaterland mit unsterblichem Ruhm bedeckt hatte. Er entschloß sich denn auch endlich, im Jahre 1819, zu der damals immerhin noch recht beschwerlichen Reise.

Der Empfang, der ihm bereitet wurde, war ein fast fürstlicher, und der Ehrenbezeigungen waren so viele, daß er sich schon nach kurzer Zeit wieder nach Rom zu seinen stillen Werkstätten zurücksehnte. Schon Mitte den Fürsten Poniatowski, entgegenzunehmen. Vielleicht hat der Umstand, daß der Kaiser Alexander dort anwesend war, ihn bewogen, der Einladung Folge zu leisten, denn er hatte bereits früher den lebhaften Wunsch gehegt, die Büste des Kaisers anfertigen zu dürfen. Bei seiner Ankunft in Warschau waren sofort aus der Umgebung des Kaisers lebhafte Zweifel laut geworden, ob dieser sich entschließen würde, dem Künstler zu sitzen, zumal es bekannt war, daß er Canova eine dahin gehende Bitte abgeschlagen hatte. Aber kaum hatte der Kaiser von dem Wunsche Thorwaldsens gehört, als er sich sogleich bereit erklärte, ihm so oft zu sitzen, als er es für nötig halten würde. Erfreut verschob Thorwaldsen seine Abreise nach Rom und hatte die Genugthuung, den Kaiser in solchem Maße zu befriedigen, daß dieser ihn beim Abschied umarmte und ihm einen kostbaren Diamantring mit seinem Namenszuge übergeben ließ. In Warschau erhielt Thor-



Grabmal der Baronin von Schubart.

August 1819 trat er die Rückreise an, und zwar über Rostock zunächst nach Berlin und von dort über Breslau nach Warschau, wohin ihn der Graf Mokrowski berufen hatte, um einige bedeutende Aufträge, unter anderen auch die Herstellung eines Denkmals für

waldsen auch den Auftrag, das Standbild des berühmten Astronomen Copernicus auszuführen. Dasselbe, eine sitzende Figur, hat vor der Universität zu Warschau Aufstellung gefunden und ist am 11. Mai 1830, zugleich mit dem ebenfalls in Warschau aufgestellten

Reiterstandbilde des Fürsten Poniatowski, welcher in der Tracht eines römischen Feldherrn auf ruhig einherschreitendem Pferde sitzt, enthüllt worden.

Glücklicherweise war der Schaden nicht so groß, wie er befürchtet hatte, aber der triumphierende Amor und der Hirtenknabe waren doch mit in die Tiefe gestürzt.



Grabmal Pius' VII. in der Peterskirche zu Rom.

Am 21. Oktober des genannten Jahres reiste Thorwaldsen dann weiter, nach Wien, wo er dem Kaiser vorgestellt wurde; eilig aber brach er von da nach Rom auf, weil ihm die Nachricht zugekommen war, daß der Boden eines seiner Ateliers eingestürzt sei.

Bei Thorwaldsens Anwesenheit in Kopenhagen war nun auch entschieden worden, daß er für die neu aufgebaute Frauenkirche die Standbilder des Heilands und der Apostel anfertigen sollte. Der hohen Kosten wegen sollten sie in Gips ausgeführt werden, aber






Der Christus von Thorwaldsen in der Frauenkirche zu Kopenhagen.



Der sterbende Löwe. Denkmal für die bei Erstürmung der Tuilerien gefallenen Schweizergarden.

Thorwaldsen erbot sich zur Herstellung in Marmor, ohne weiteren Entgelt als den Ersatz seiner Auslagen. Es war ein wahrhaft königliches Geschenk, das er seiner Vaterstadt damit darbrachte, und keine andere größere Arbeit hat er mit mehr Liebe und Eifer gefördert und in verhältnismäßig kürzerer Zeit vollendet als diese.

In hohem Grade interessant ist es, daß Thorwaldsen um dieselbe Zeit, als er die Christusfigur arbeitete, ein Grabmonument für den Papst Pius VII., das in der Peterskirche zu Rom seinen Platz finden sollte, auszuführen hatte. Und, seltsam genug, beide Modelle, das des Erlösers und das des Papstes, den die katholische Kirche den Stellvertreter Christi auf Erden nennt, wurden zu gleicher Zeit nach Carrara geschickt, um dort in Marmor ausgeführt zu werden.

Thorwaldsen soll von dem Auftrage, ein Monument für die Peterskirche auszuführen, in hohem Grade freudig ergriffen gewesen sein, und zwar weil er darin mit Recht den Sieg seiner Kunst über konfessionelle Vorurteile erblickte. Und in der That hatte es nicht geringer Kämpfe bedurft, um den Widerspruch, welcher aus der Mitte des Kardinalkollegiums erhoben worden war, zum Schweigen zu bringen. Einer der Kardinäle hatte erklärt, es sei eine Schmach, ein für die vornehmste Kirche der Welt bestimmtes Monument von einem Ketzer ausführen zu lassen.

Mit welch tiefem Verständnis Thorwaldsen sich beider, anscheinend so nahe verwandter und doch durch eine unendlich weite Kluft geschiedener Aufgaben entledigt hat, zeigt sich in der Behandlung derselben. Auf der einen Seite biblische Einfachheit und Hoheit, auf der anderen Seite weltlicher Pomp, wie er von der katholischen Kirche gepflegt wird.

Einen überwältigenden Eindruck macht die Christusfigur trotz des einfachen, schmucklosen Gewandes ohne jede besondere Ausstattung und Umgebung, aber in Haltung und Ausdruck, Würde und Ernst zugleich eine alles umfassende Liebe und Barmherzigkeit ausdrückend. Glänzend dagegen, aber weltlich, erscheint der Papst in seinem prachtvollen Ornat, auf dem Thronsessel sitzend, den linken Arm mit dem reichen Meßgewande belastet, die emporgehobene rechte Hand mit dem Fischerringe geschmückt, den linken Fuß mit dem Kreuze bezeichnet und zum Kusse vorgestreckt, auf dem Haupte die schwere dreifache Krone, unter deren Last das müde Haupt des Greises sich beugen zu wollen scheint.

Vor dem glänzenden Throne stehen zwei weibliche Figuren, welche die Sapientia cœlesta und die Fortitudo divina vorstellen

und die, wie Thiele sagt, alles übertreffen, was die Symbolik in dieser Art jemals geleistet hat. Zur Seite sind in sitzender Stellung zwei Engel angebracht, von denen der eine, das Gesicht dem Pontifex zugewandt, mit dem Finger auf eine Sanduhr hinweist, als wolle er auf die Vergänglichkeit der irdischen Herrlichkeit hinweisen, von welcher der oberste Priester der katholischen Kirche umgeben ist.

Außer diesem Grabmonumente des Papstes hat Thorwaldsen noch eine Anzahl anderer Grabdenkmäler hergestellt, unter denen dasjenige des Herzogs von Leuchtenberg das hervorragendste ist; von ergreifender Schönheit ist das Denkmal der Gemahlin seines Gönners, des Barons von Schubart. Auf dem Sterbebette liegt in genauer Porträtähnlichkeit die Tote, und neben ihr sitzt der Mann, ihre Hand in der seinigen haltend und den Blick wie flehend auf den zu Häupten der Entschlafenen stehenden Todesengel gerichtet. Auch das für den jung in Italien verstorbenen von Bethmann-Hollweg gearbeitete Grabmal hat eine gewisse Berühmtheit erlangt, und einzig in seiner Art ist der bei Luzern in den Felsen gehauene, von Thorwaldsen modellierte Löwe als Denkmal für die bei der Erstürmung der Tuilerien gefallenen treuen Schweizergarden König Ludwigs XVI.



Fürstin Bariatinska.

Zu den markigsten kriegerischen Gestalten, welche aus Thorwaldsens Hand hervorgegangen sind, gehört das in voller Porträtähnlichkeit ausgeführte Standbild des Königs Christian IV. von Dänemark, eine kraftvolle Figur im Reiterkostüm des Dreißigjährigen Krieges, in welchem der König eine, freilich wenig glückliche, Rolle gespielt hat, während er auf der See, in seinen ersten Kriegen gegen Schweden, großen Ruhm erwarb, und wenn auch das Glück ihn dann später verließ, so wird er doch von dem dänischen Volke als Nationalheld gefeiert, und die Liebe, mit der Thorwaldsen die Statue offenbar gearbeitet hat, darf wohl auf die Verehrung zurückgeführt werden, die auch er diesem Könige bewahrt hat.

Gleichfalls in der malerischen Tracht des Dreißigjährigen Krieges ist die Reiterfigur des ersten bayerischen Kurfürsten, Maximilian I. ausgeführt, dessen schönes Denkmal auf dem Wittelsbacher Platze zu München steht. Im Gegensatz zu Christian IV., welcher eine Zeit lang Kriegsoberster des evangelischen sächsischen Kreises und Befehlshaber der Streitkräfte desselben war, verfocht Maximilian I., als Haupt der katholischen Liga, die Sache des Kaisers und des Papstes, und nach der von ihm gewonnenen Schlacht am weißen Berge bei Prag, am 8. November 1620, welche den Sturz Friedrichs von der Pfalz herbeiführte, wurde er mit dessen Erblanden und der Kurwürde belohnt.

Das Pferd des Standbildes scheint unruhig zu scharren, während der Reiter, des-

sen Schwert in der Scheide steckt, in ruhiger Haltung mit der rechten Hand in die Ferne zeigt. Von dem unbedeckten, charaktervollen Haupte wallt bis zu den Schultern, die Stirn frei lassend, eine Fülle reichen Haares herab.

Wie in diesen beiden Standbildern männliche Kraft, so kommen im Gegensatz dazu, in der Porträtstatue der Fürstin Variatinska und in dem Standbilde „Hebe", holde Weiblichkeit zum anmutendsten Ausdruck; unstreitig gehören beide zu den vollendetsten weiblichen Gestalten, die Thorwaldsen geschaffen hat.

Außer München und Warschau erfreuen sich auch Stuttgart und Mainz je eines Standbildes aus der Hand des dänischen Meisters, und zwar der Statuen Schillers und Gutenbergs.

Die Gestalt des ersteren ist von einem schön drapierten, faltenreichen Mantel teilweise umhüllt, und das lange Haar wallt bis auf die Schultern herab; der Kopf ist etwas vornüber gebeugt, die Stirn von erhabener Reinheit, und um den Mund liegt ein feiner, schmerzlicher Zug.

Das Standbild Gutenbergs zu Mainz aber strotzt von Gesundheit und beinahe trotziger Kraft; die hohe Gestalt ist in die Tracht des mittelalterlichen Kunsthandwerkers gehüllt, und von dem ernsten, sinnenden Antlitz fällt ein starker gegabelter Bart bis auf die Brust herab; die rechte Hand hält einige Typen, während die linke eine gegen den Arm gelehnte Bibel stützt, das erste große Werk, welches aus der Werkstatt Gutenbergs hervorging.



Hebe.

Wenden wir uns nun aber zu der Frauenkirche in Kopenhagen. Dieselbe ist ein ziemlich geschmackloser Bau, mit abgestutztem Turm, aber sie hat den Vorzug, einen weit ausgedehnten inneren Raum zu besitzen, und hat vorzügliches Licht, beides Eigenschaften, welche sie für die Aufnahme von Standbildern besonders geeignet machen.

Das einzig Schöne an diesem Bauwerk ist das in griechischem Stil erbaute Peristyl mit kannelierten Säulen und einem dreieckigen Fronton, das seine Weihe erhalten hat durch die herrliche, in Hautrelief ausgeführte Gruppe, welche Johannes den Täufer in der Wüste predigend darstellt. Die in der Haltung des Johannes sich ausdrückende Begeisterung, die Andacht der Zuhörer, welche teils stehend, teils sitzend zu beiden Seiten gruppiert sind, zwischen ihnen zwei Kinder, die sich mit dem Hunde eines Jägers zu schaffen machen, ein drittes Kind, das sich furchtsam in den Schoß der Mutter geflüchtet hat, stellen ein Bild dar von so viel Wahrheit und Lebendigkeit, daß man sich in hohem Grade durch dasselbe angezogen fühlt und nur zu bedauern hat, daß es zu hoch angebracht ist, um in seinen Details genau gesehen zu werden.

Tritt man nun in die Vorhalle der Kirche, so findet man hier bereits den Anfang jener Basreliefs, welche, längs den Innenwänden

der Kirche sich hinziehend, verschiedene wichtige Momente aus dem Leben des Heilandes darstellen und auf diese Weise die Standbilder im Inneren, Christus mit den Aposteln, wie mit einem Bande umschlingen.

Groß und erhaben ist der Eindruck, den die Christusfigur macht. Hinter und über dem Altar stehend, den von langem wallendem Haar umrahmten schönen Kopf etwas vornüber geneigt, die Arme nach unten ausgebreitet, scheint der Heiland sagen zu wollen: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid“ — Worte, die man sinnig an den Fuß des Altars geschrieben hat. Ein Bild, wie man es würdiger nicht auszudenken vermag und dessen Anblick so viel Tröstliches hat.

Zu Füßen des Altars kniet der Taufengel, und in zwei Reihen, zu je sechs, sind die Apostel aufgestellt. Wir müssen darauf verzichten, jedes einzelne dieser ohne Ausnahme bedeutenden Standbilder zu besprechen, doch mögen die hervorragendsten Gegenstand einer kurzen Betrachtung sein.

Inneres der Frauenkirche zu Kopenhagen.

Petrus, eine Kraft und Festigkeit verratende Figur, mit den Schlüsseln in der Hand, entsprechend der Rolle, die ihm der Herr zugeteilt hat; sein männlich schöner Kopf ist von starkem kurzem Haar umrahmt, seine Gesichtszüge sind tief ernst, aber durch den Ausdruck der Güte gemildert.

Dann Paulus mit dem Schwerte, der gottbegeisterte, dessen Antlitz die Spuren bekämpfter Leidenschaften trägt, das aber zugleich Intelligenz verrät, wie denn bekanntlich dieser Jünger vor allen übrigen der begabteste und gelehrteste war. Dieses Standbild ist bis ins Detail von Thorwaldsen selbst ausgeführt worden, und es ist, als ob man die geniale Hand des Meisters an demselben verspüren könnte.

Matthäus ist als Evangelist dargestellt, mit der Tafel und dem Griffel; sinnend scheint er bemüht, sich ins Gedächtnis zu rufen, was er im Umgang mit dem Heiland gehört und gelernt hat.

Thomas mit dem Winkelmaß, welcher prüft, bevor er glauben kann, verrät in Haltung und Gesichtsausdruck auf das lebendigste die Zweifel, die ihn beunruhigen; aber es ist nicht der Ausdruck des Spötters, der auf seinen Zügen liegt, sondern er erscheint bekümmert, wie jemand, der den Zweifel als eine drückende Last empfindet, von der er wünscht und hofft, daß man sie von ihm nehme.

Und so sind sie alle bedeutend, sowohl die Figuren als auch die Köpfe; jedem einzelnen Antlitz sind die Spuren eines an inneren Kämpfen reichen Lebens aufgedrückt, aber jedes, mit Ausnahme des Thomas, läßt auch den Triumph des Sieges erkennen. Sie sind sämtlich groß gedacht und groß ausgeführt, und die Gestalten tragen den nordisch-germanischen Charakter, ohne orientalischen Anstrich, der uns fremdartig berühren würde. Im Verein mit der erhabenen Gestalt des Erlösers bringen sie den Ernst und die Tiefe zum Ausdruck, mit denen das Christentum von den Völkern germanischen Stammes aufgefaßt worden ist.

Es ist eine oft gehörte Bemerkung, daß der Johannes nicht in dem Maße befriedige wie die übrigen Apostel. Sein Haupt ist zwar jugendlich, aber es gehört samt der Figur dennoch nicht einem jüngeren Manne an; das Gesicht scheint eine Art schwärmerischer Begeisterung ausdrücken zu sollen, aber es ist dem Künstler nicht voll gelungen, dieselbe in entsprechende Formen zu kleiden.



Der Taufengel in der Frauenkirche zu Kopenhagen.

Die harmonische Größe der übrigen Apostelfiguren fehlt dem Johannes.

Gleich einem lieblichen Sonnenstrahl aber fällt in diese ernste Runde die über alle Beschreibung anziehende Gestalt des vor dem Altar knienden Taufengels, eine beflügelte weibliche Figur, die auf den vorgestreckten,

leicht gebogenen Armen die Taufmuschel hält. Das Haupt ist mit einem Kranze blühender Rosen geschmückt, der Kopf ein wenig nach oben gerichtet.

Zum Schluß wollen wir noch einige Augenblicke bei der Persönlichkeit Thorwaldsens verweilen.

In den beiden trefflichen Porträts von dem Schleswiger Eckertsberg und von Horace Vernet, ferner in einem Brustbilde von Marmor, in der von Thorwaldsen selbst in Marmor ausgeführten Kolossalstatue und in einer Statue von Bissen sind die Gesichtszüge und die Gestalt des Meisters in seinen jüngeren, mittleren und älteren Jahren uns aufbewahrt. Wie seine Erscheinung sympathisch war, so war es auch sein Wesen; bescheiden, oft sogar kindlich, trat er dennoch mit jener Sicherheit auf, wie sie dem Manne eigen zu sein pflegt, der das Bewußtsein der eigenen und der Würde anderer Menschen im Herzen trägt.

Kein Wunder daher, daß, als er endlich im Jahre 1838 nach seinem Vaterlande übersiedelte, um dort nur noch mit der Unterbrechung eines Jahres, welches er wieder in Rom zubrachte, zu bleiben, alle Herzen nicht nur dem Künstler, sondern auch dem Menschen entgegenschlugen. Bis an sein Ende ist er thätig geblieben, und unter seinen Augen begann der Bau des Museums, das, seiner eigenen Bestimmung gemäß, seine künstlerische Hinterlassenschaft, zum größten Teil in mustergültigen Gipsabgüssen, aufnehmen und seinen Namen tragen sollte und in dessen innerem Hofraum er begraben zu sein wünschte.

In seinen letzten Lebensjahren sprach er oft von seinem herannahenden Tode, den er nicht fürchtete und von dem er wünschte, daß er ihn rasch und schmerzlos ereilen möge. Dieser Wunsch ist ihm erfüllt worden, denn er starb, völlig unerwartet, am 24. März 1844 im Theater, als er dort kaum seinen Platz eingenommen hatte.

Tief und aufrichtig war die Trauer des dänischen Volkes, insbesondere der Hauptstadt, um seinen Heimgang, und der Tag, an welchem er zur vorläufigen Beisetzung nach der Frauenkirche gebracht wurde, war ein Trauertag in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Eine erhebende, andächtige Stille lagerte an diesem Tage über Kopenhagen, und in seltener Einmütigkeit gab die Bevölkerung zu vielen Tausenden dem Toten das Geleit bis zur Thür jener Kirche, die er so unvergleichlich geschmückt und in welcher der König und der Kronprinz seiner harrten.

Jetzt ruht er seit dem 6. September 1848 unter immer grüner Epheudecke im inneren Hofe des Museums, umgeben von seinen Werken, die sein Andenken bis in die spätesten Zeiten lebendig erhalten werden.



Thorwaldsens Grab im Hofe des Thorwaldsen-Museums zu Kopenhagen.



# Der Beruf des Arztes.

Von

**Max Dessoir.**

Es ist eins der schönsten Verdienste der Reformation und Luthers, daß sie die Würde des Berufes und der einzelnen Berufsstände der Vorzeit gegenüber wieder zur Anerkennung brachten. In den Darlegungen Luthers wird neben dem himmlischen Berufe, daß wir unsere Seelen retten sollen, jeder irdischen Aufgabe ihre Bedeutung belassen und die gesellschaftliche Ungleichheit der Berufsarten durch die Betonung ihrer sittlichen Gleichheit gemildert. Der bloße staatliche Gesichtspunkt reicht in der That nicht aus. Denken wir uns einen Mann, wie es deutsch ist, ihn zu denken, so bezeichnet sein Amt nicht bloß den Ort, den er innerhalb der socialen Gruppe einnimmt, sondern was in ihm und worin er lebt. Eben weil Beruf und Träger unlöslich miteinander verwachsen sind, deshalb achtet die ethische Anschauung den pflichttreuen Fabrikarbeiter ebenso hoch wie den Minister. Uns Deutschen wenigstens ist der Beruf nicht eine charge, eine Last, sondern das, wozu wir uns berufen fühlen. Unsere arg verschriene Titelsucht drückt ja im Grunde nichts anderes aus, als daß wir es lieben, die Person eins zu setzen mit ihrem Amte.

Bei dem Seelsorger erscheint uns diese moralphilosophische Auffassung als selbstverständlich, denn das ist — trotz aller äußeren Pflichterfüllung — kein wahrer Priester, der seinen Beruf bloß als „Stellung" betrachtet. Aber auch diejenigen, die für das körperliche Wohl der Menschheit zu sorgen haben, unterstehen den strengsten Anforderungen der Ethik. Zunächst gelten für die Ärzte als Menschen und Glieder einer Gesellschaft dieselben moralischen Vorschriften wie für alle anderen Angehörigen des socialen Verbandes. Daneben jedoch besteht eine Reihe von Erfahrungsregeln moralphilosophischer Art, die sich auf die Berufsthätigkeit des Arztes erstrecken. Sie aufzuzählen und zu untersuchen, ist darum keine müßige Aufgabe, weil von ihnen zum guten Teil das Verhalten des Arztes zum Patienten abhängt, weil Konflikte der Pflichten, wie sie tagtäglich auftreten, ohne sie nicht gelöst werden können. Darf man einem Kranken den nahen Tod ankündigen? dem unter unsäglichen Schmerzen Leidenden und unrettbar Verlorenen das Leben verkürzen? Soll man in allen Fällen das Berufsgeheimnis wahren? Kranke zu therapeutischen Zwecken täuschen? Darf man sie gelegentlich zum Gegenstande eines wissenschaftlichen Experimentes machen?

Der Fragen sind unendlich viele, die also sich auftürmen, und keine noch so umfangreiche Auseinandersetzung könnte eine vollständige Kasuistik enthalten, ein Nachschlagebuch sein, aus dem bequem zu ersehen wäre, was der Arzt in jeder Lage zu thun hat. Der Forscher müßte darauf verzichten, der Vielfältigkeit der Probleme auch nur annähernd gerecht zu werden, wenn es nicht möglich wäre, einige Normen für die sittliche Seite der ärztlichen Berufsthätigkeit aufzufinden. Normen brauchen nun nicht immer aus der Fülle eigener Erfahrungen emporzuwachsen. Selten ja ist es einem Menschen vergönnt, die Summe seines Lebens

zu ziehen und seine Erfahrungen zu Grundsätzen zu verdichten; auch besitzen wir gerade von Ärzten sehr wenig Selbstbiographien und Lebenserinnerungen. Daher mag es dem medizinisch gebildeten Philosophen verstattet sein, daß er ein paar allgemein gehaltene Bemerkungen zur Diskussion stellt. Zwar hat Francis Bacon, der wohl zuerst auf die Notwendigkeit einer Specialethik hinwies, Meinungen „spekulativer Philosophen“ hierüber als „Träume und Faseleien“ bezeichnet, aber Kant hat mit mehr Recht eine Kontrolle der philosophischen Fakultät über die anderen gefordert. Die zukünftige Philosophie wird diesem Anspruche noch besser genügen als die gegenwärtige.*

Der Trieb, den Leidenden zu helfen, war die erste Quelle der Heilkunst. Diesen Trieb muß der Arzt zu allen Zeiten in sich fühlen, wenn er den Pflichten seines Berufes gerecht werden will: er soll nicht ein Geschäft treiben, sondern ein hohes und heiliges Amt verwalten. Hufeland redet ihn folgendermaßen an: „Bedenke immer, wer du bist und was du sollst. Du bist von Gott gesetzt zum Priester der heiligen Flamme des Lebens und zum Verwalter und Ausspender seiner höchsten Gaben, Gesundheit und Leben, und der geheimen Kräfte, die er in die Natur gelegt hat zum Wohle der Menschheit.“ (Enchiridion, S. 63.) Daher tritt nirgends so wie im ärztlichen Berufe jene merkwürdige Wechselwirkung zwischen dem Leben für andere und der eigenen Entwickelung hervor, die einen Hauptpunkt im Außenwerke der Ethik bildet. Je mehr die Thätigkeit des Individuums auf die Angelegenheiten der Mitmenschen gelenkt ist, desto mehr wird der eigene Charakter gefördert: ein auffälliges Verhältnis, das in der Stellung des einzelnen zur socialen Gruppe sein Gegenstück findet. Wenn demnach der Arzt alle Rücksichten gegen sich selber zurückstellt hinter den Obliegenheiten seines Berufes, so erntet er den schönsten Dank in der ihm dann zu teil werdenden Erhöhung seiner Persönlichkeit.

Selbstverleugnung, entsprungen aus dem urwüchsigen Triebe, die Kranken zu heilen und die Gesunden vor Schaden zu bewahren, ist die Grundlage medizinischer Thätigkeit; und Erhaltung des Lebens, Milderung der Leiden und Wiederherstellung der Gesundheit sind ihre großen Ziele. Mit Recht ruft der Dichter, der selbst eine Zeit lang die ärztliche Laufbahn verfolgte: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt.“ „Vertrau auf Gott und rette den Bedrängten.“

Der Weg, der zwischen diesen Grenzsteinen liegt, entbehrt nicht der Gefahren. Freilich sind die Zeiten vorüber, in denen ein Vesal wegen Zergliederung der Leichen als Feind der Religion verklagt oder ein Jenner wegen des Gedankens der Schutzimpfung beschuldigt wurde, in die Rechte der Vorsehung einzugreifen. Heutzutage droht dem Arzte der Kerker nur, wenn er sich gegen seine Patienten vergeht, und selbst dem kühnsten Neuerer werden religiöse Bedenken kaum entgegengehalten werden. Aber es bleiben genug andere Gefahren übrig.

Zunächst die für Gesundheit und Leben. Die meisten Menschen sehen dem Tode nur einmal ins Antlitz, die Soldaten selten, die Ärzte oft. Ganze Geschlechter haben gelebt, die den Schlachtengott nur aus Erzählungen kennen, aber niemals hat es eine Generation von Ärzten gegeben, für welche der Tod in weiter Entfernung gelegen hätte. Namentlich die Blutvergiftung bedroht den Mediziner in heimtückischer Weise, um von den Gefahren für den Militärarzt auf dem Schlachtfelde oder für den Irrenarzt in der Anstalt ganz zu schweigen. Bei Seuchen sind natürlich die Pfleger der Kranken ganz besonders der Ansteckung ausgesetzt, und mancher bescheidene Landarzt hat in schweren Zeiten ebensoviel Mut bewiesen wie ein gefeierter Kriegsheld. Gegenwärtig sind — man denke an die Hamburger Choleraepidemie — die Gefahren für den Arzt geringer geworden, indessen früher haben sie in erschreckender Gewalt bestanden. Als im vierzehnten Jahrhundert die Pest nach Montpellier kam, ent-

* Aus der Litteratur ist Folgendes das Wichtigste: Sonderegger, Vorposten der Gesundheitspflege, 1872; Paulsen in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung Nr. 40, 2. Oktober 1892; Runze, Ethik, 1891, S. 203 ff. (mit Litteratur); Wundt, Ethik, 1892, S. 543 ff.; Garve, Versuche über verschiedene Gegenstände der Moral, 1802, IV, 219 bis 243; **Anglada, Aperçu sur quelques-unes des qualités et des connaissances nécessaires au médecin (Montpellier, An V^e Républ.)**; Häser, Über das Sittliche im Beruf des Arztes (Greifswalder Rektoratsrede, 1860); Volz, Der ärztliche Beruf (Virchow-Holtzendorff Sammlung V, 100; 1870).

rann von allen Ärzten dieser Stadt nur einer dem Tode; Desgenettes, der Arzt Napoleons I., impfte sich in Ägypten mit dem Pestgift und trank aus dem Becher Sterbender, nur um den Mut der Soldaten zu beleben.

Selbst wenn nun der Arzt dem Berufstode entgeht, erreicht er doch selten ein hohes Alter, weil er fortdauernd schweren Schädigungen seiner Gesundheit ausgesetzt ist. Jemand, der wirklich die Thätigkeit eines praktischen Arztes ausübt, muß ein Stück handfester Schmiedearbeit der Natur sein, um die Anstrengungen der Tages- und Nachtarbeit aushalten zu können. Es war ein Arzt, der edle Tulpius, der zu seinem Symbol eine Kerze wählte, die, anderen leuchtend, sich selbst verzehrt. „Aliis inserviendo consumor.“ (Häser, S. 9.)

Nicht minder ferner, als die körperlichen Kräfte aufgerieben werden, wird die seelische Leistungsfähigkeit mitgenommen. Der Arzt hat sich gegen die Regungen der Sinnlichkeit zu wehren: er darf in einer Frau, die sich seiner Behandlung anvertraut, stets nur die Patientin erblicken. Damit soll nicht bloß das natürliche Verbot unsittlicher Anträge ausgesprochen sein — das gilt für den Arzt wie für jeden anderen Menschen —, sondern es wird mehr verlangt. Angenommen nämlich, die Verführung ginge von der Frau aus, so dürfte doch der Arzt gerade als Arzt — mag die Krankheit der Patientin noch so unbedeutend sein — ihr niemals nachgeben. Denn neben dem allgemein menschlichen Verhältnis besteht hier eine besondere Beziehung, wie sie ähnlich zwischen Hausgenossen oder zwischen dem Fabrikherrn und seinen weiblichen Angestellten obwaltet. Größere Specialisierung legt immer größere moralische Verpflichtungen auf; der Arzt darf um keinen Preis der Welt sich als Mann gegenüber der Patientin fühlen. Er erringt sich so die Kraft des Überpersönlichen, die ihn zum Herrn seiner Leidenschaften macht und über viele Gefahren hinweghilft.

Weitere Gefahren des ärztlichen Berufes, auf die ich noch an anderem Orte zurückkommen muß, liegen in dem Zwiespalt zwischen Pflicht und Ruhm, in dem oft so herben Streite um die äußere Anerkennung, in der Sorge um die eigene Existenz, in der Abstumpfung oder übermäßigen Verfeinerung des Mitgefühls und in dem Irrewerden an der eigenen Kraft oder der Leistungsfähigkeit der Medizin. Überwindet der Arzt diese Hemmnisse nicht, so verliert er das Beste: die freudige Begeisterung für sein Amt.

Die genannten Gefahren sind in der Gegenwart uns erheblich näher gerückt, als sie es früher waren. Das hängt mit der modernen Auffassung des ärztlichen Berufes zusammen.

Wo es noch keine Ärzte giebt, sucht jeder zu helfen, der es zu können vermeint. Alsdann heben sich aus der Masse gewisse Männer heraus, die wirklich mehr als alle anderen leisten, und es entsteht ein Stand, der eine unmittelbare Beziehung zu den Göttern beansprucht. Noch vor hundert Jahren galt ein guter Arzt für einen kleinen Gott, einen Meister der Natur, einen Gebieter über Tod und Leben; gleichviel ob er nach einem bestimmten System oder als Eklektiker kurierte, immer war er ein unumschränkter Herrscher in seinem Gebiete. Bei dem geringen Stock sicherer und objektiver Erfahrungen, über die damals die Medizin verfügte, blieb vieles dem subjektiven Ermessen überlassen, was heutzutage Gemeingut ist. Der alte Arzt wirkte mehr durch sich als durch die Wissenschaft, er war mehr Mensch als Kenntnismaschine, er trat daher seinen Kranken näher und behandelte sie individuell. Was man von ihm erzählte, waren Charakterzüge — ich erinnere an die Anekdoten vom alten Heim — oder intuitive Diagnosen oder überkühne Operationen.

Jetzt hat der Arzt viel von dieser seiner persönlichen Bedeutung eingebüßt. Er muß bestimmte Dinge wissen, genau und zwar nach physikalischen Methoden untersuchen und schließlich sein Urteil über die Krankheit abgeben — den Kranken selber aber betrachtet er nur als Träger der Krankheit. Man begreift ganz gut, daß unter solchen Umständen die schöne Einrichtung der Hausärzte entweder ganz abgekommen oder zu einem überflüssigen Luxus geworden ist, indem der Hausarzt bei jeder wirklichen Gefahr durch eine „Autorität“ bezw. einen „Specialisten“ ersetzt wird. Dadurch verlegt sich der Schwerpunkt medizinischer Thätigkeit derart, daß die besprochenen Gefahren des Berufes bedenk-

licher als je hervortreten. Jeder Anreiz, der in dem persönlichen Verhältnis zum Patienten wurzelt, verschwindet, und gewisse Rücksichten von ethischem Werte verlieren sich. Die Approbation zum praktischen Arzte ist nichts anderes als eine Verwaltungsverfügung, durch die dem Approbierten die Erlaubnis erteilt wird, sich als „Arzt“ zu bezeichnen (Reichs-Gewerbe-Ordnung § 29). Welchen geringen Wert das Gesetz auf die sittlichen Eigenschaften legt, zeigt die Bestimmung, daß die Approbation von der Verwaltungsbehörde zurückgenommen werden kann, wenn dem Inhaber der Approbation die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt sind, jedoch nur für die Dauer des Ehrverlustes (R.-Gew.-O. § 53). Der ärztliche Beruf erscheint somit leicht als etwas rein Äußerliches, und man darf sagen, daß die hiermit zusammenhängende Auffassung der Ärzte von ihrer Thätigkeit aus dem Rahmen der modernen moralphilosophischen Weltanschauung überhaupt herausfällt. Während wir nämlich im Durchschnitt jedem das Recht der eigenen Individualität und in weitesten Grenzen die selbsteigene Lebensbestimmung zuerkennen, daher die verstümmelnden Körperstrafen, die Tötung von Mißgeburten und unheilbar Irren, die Sklaverei und vieles andere abgeschafft, die Todesstrafe wenigstens stark beschränkt haben, ist der moderne Arzt gelegentlich der Meinung, er könne — wenn ein starker Ausdruck erlaubt ist — mit seinen Nebenmenschen nach Belieben schalten und walten. Wenigstens neigt er dazu, die Kranken als Träger einer Krankheit und als Objekte wissenschaftlicher Forschung zu betrachten, auch wohl wichtige Heilmaßnahmen an untergeordnete Gehilfen zu überlassen, und damit stellt er sich außerhalb eines Zusammenhanges, der durch die ungeheure Erbkraft christlicher Denkweise getragen wird.

Auch die Beziehung des ärztlichen Berufes zum Staate ist allmählich anders geworden. Einst, etwa bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, galt der Arzt als eine Art von Staatsdiener, der unter der Oberaufsicht der Verwaltung seinen Beruf ausübte: er hatte bestimmte Dienste zu leisten, die nach einer gewissen patriarchalischen Auffassung geregelt waren. Von diesem Verhältnis bröckelte ein Stück nach dem anderen ab, bis endlich die Reichs-Gewerbe-Ordnung vom 21. Juni 1869 eine neue Grundlage schuf, indem sie einerseits die Ausübung der Heilkunde jedermann gestattete, andererseits den Zwang zu ärztlicher Hilfe aufhob.* Gegenwärtig überläßt der Staat die Ärzte sich selber und stellt einzelne für seine besonderen (gerichtliche und sanitäre) Zwecke eigens an. Der Stand als solcher, dem übrigens noch das Ehrengericht mangelt, fühlt sich daher zwar der Regierung für die ihm gewährte Möglichkeit der Aus- und Fortbildung zu Dank verpflichtet, im allgemeinen aber frei von Rücksichten gegenüber der Staatsverwaltung und vornehmlich im Dienste des öffentlichen Wohles. Diese mehr socialistische Auffassung vom Berufe des Arztes hat die Zukunft für sich. Wir sind uns heute allesamt dessen bewußt, daß wir nur Glieder der Gesellschaftsgruppe bilden; bei jeder wichtigen Handlung fragen wir uns: wie wird sie auf die engeren und weiteren Verbände wirken, in denen wir stehen? Die Hebung allgemeiner Interessen, mögen sie bestimmte Schichten oder das ganze Volk oder die Menschheit betreffen, erscheint uns als wichtigste Aufgabe. Wir wissen nunmehr, daß Armut und Verbrechen durch eine veränderte Organisation der Gesellschaft in ihrer Entstehung behindert, nicht bloß durch Almosen und Strafen bekämpft werden müssen. Demgemäß wird der Arzt in der Zukunft mehr als in der Vergangenheit sein Augenmerk auf die Abhaltung und Verhütung von Schädlichkeiten richten, insofern sie das Hauptinteresse aller Lebewesen, die Gesundheit, bedrohen. Obwohl nicht selten hierdurch ein Zwiespalt zwischen diesem Ideal und dem Wunsche des Praktikers nach ausreichender Klientel entstehen kann, wird über die Entscheidung grundsätzlich gewiß kein Zweifel obwalten können. Die Heilkunde muß und wird sich zu einer socialen Wissenschaft entwickeln. Über der Vervollkommnung der Technik, der Reform der Wundbehandlung, den Fortschritten im Kran-

* Nur bei Unglücksfällen oder gemeiner Gefahr kann der Arzt durch die Polizeibehörde zur Hilfeleistung aufgefordert werden und muß dieser Aufforderung Folge leisten, sofern er dazu ohne erhebliche eigene Gefahr im stande ist. (R.-St.-G.-B. § 360, Nr. 10.) — Außerdem wäre an die unentgeltliche Armenbehandlung zu erinnern.

kenhauswesen hat man beinahe vergessen, daß die Therapie noch nicht die ganze Medizin ausmacht. Das weiteste Feld ärztlicher Thätigkeit liegt aber außerhalb des Kreises der Krankenbehandlung. Die durch Krankheit und Seuchen hervorgerufenen Verluste verschwinden vor den ungeheuren Opfern, welche unsere jetzigen socialen Verhältnisse zur Folge haben. So giebt es denn eine wahrhaft herrliche Kulturaufgabe für den Arzt: vorzubeugen und zu helfen in betreff der Gesundheitsbedingungen, Lehrer des Volkes zu sein in der hygienischen Ordnung seiner Lebensverhältnisse.*

Der Verwirklichung eines solchen Ideales steht leider mancherlei gegenüber. Ein Haupthindernis ist es, daß ein guter prophylaktischer Rat allenfalls dankend angenommen, sicherlich jedoch nicht honoriert wird. Kann nun ein finanziell schlecht gestellter Arzt seine Zeit und Kraft Aufgaben widmen, die ihm nicht gelohnt werden? Wem es die eigene Lage nicht verbietet, dem verbietet es die kollegialische Rücksicht — kurzum, wir werden noch lange zu wandern haben, ehe wir an das Ziel kommen. Inzwischen sollten die Ärzte in gegenseitigem Einverständnis den vorgezeichneten Weg beschreiten. Sie bedürfen des engsten Zusammenhanges untereinander, ab und zu auch der Nachsicht miteinander. Aber diese Nachsicht darf nicht zu weit gehen, sondern muß zurücktreten vor dem Interesse des Kranken. Ebensowenig wie ein Arzt einen anderen empfehlen wird, dessen Unfähigkeit oder Gewissenlosigkeit ihm bekannt ist, ebensowenig wird er aus purer Kollegialität ruhig zusehen dürfen, wenn etwas Falsches geschieht oder etwas Nötiges versäumt wird. In einigen Fällen ist man sogar zu einer Verrufserklärung bestimmter Ärzte geschritten. Obgleich in der Regel niemand mit solchen Ärzten konsultieren oder ihnen assistieren wird, so ist doch in den Fällen einer Gefahr für den Patienten dieser Gesichtspunkt zurückzudrängen. Was endlich die Höhe des Honorars für ärztliche Bemühungen anbetrifft, so unterliegt sie bekanntlich der freien Vereinbarung zwischen Arzt und Patienten. Von den Centralbehörden können zwar Taxen festgesetzt werden, aber diese haben keine zwingende Kraft, sondern dienen nur als Norm für streitige Fälle in Ermangelung einer Vereinbarung (R.-Gew.-O. § 80). Auch der bemittelte Arzt wird im Interesse der Kollegen die Preise nicht gern drücken; er wird lieber umsonst als für einen Hungerlohn helfen. Je persönlicher seine Dienstleistung ist, desto höher wird sie ihm bezahlt werden.

Es erhebt sich nun die Frage, ob der Arzt für die geschilderten Gefahren und für die übrigen Anforderungen seines Berufes durch den üblichen Unterricht hinreichend vorbereitet wird. Der Arzt soll größte Feinheit aller Sinne und tiefste Erregbarkeit des Gemütes besitzen, er soll die Kamellast des Vielwissers schleppen und den klaren Blick des praktisch Thätigen sich bewahren, er muß technisches Geschick und endlose Geduld, äußeren Schliff und sittlichen Halt haben. Wie kann eine Vorbildung so vielen und so verschiedenen Anforderungen an einen Menschen von Durchschnittsbegabung gerecht werden?

In betreff der Schule ist kürzlich mit Nachdruck auf die Bedeutung des Zeichnens hingewiesen worden. Erst wenn wir einen Gegenstand nach der Natur* annähernd richtig abzuzeichnen vermögen, sehen wir ihn genau und freuen uns unserer Beobachtung. Wir verkehren dann durch eine Art von Weltsprache mit der Natur und sind gut gerüstet, um die Thatsachen der Naturwissenschaften in durchsichtiger Klarheit zu schauen. Wem beim Studium von Physik und Chemie, Anatomie und Physiologie der Blick des Zeichners fehlt, wer sich mikroskopische Präparate und pathologische Befunde nicht durch Skizzen verdeutlichen kann — der wird die medizinische Laufbahn voller Hindernisse finden. Freilich ist auch der Unterricht in diesen Fächern entsprechend zu gestalten und die sinnliche Seite desselben reich auszubilden. Glücklicherweise wird ja schon meist der Lehrvortrag in der Schule wie auf der Universität von Demonstrationen begleitet.

* Vgl. Virchow, Ges. Abhandlungen auf dem Gebiete der öffentlichen Medizin I, 22 ff., 117 ff. (Berlin, 1879); Jul. Petersen, Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung der medizinischen Therapie, passim (Kopenhagen, 1877); Brinkmann, Kirche und Humanität, S. 36 ff. (1891).

* Vgl. Georg Hirth, Aufgaben der Kunstphysiologie (München, 1891).

Der naturwissenschaftliche Unterricht löst indessen seine Aufgabe nur halb, wenn er sich auf Darbietung des Anschauungsstoffes beschränkt. In ihm soll der Schüler lernen, nicht nur sehen, sondern das Wesentliche sehen, nicht nur Netzhauteindrücke, sondern Wahrnehmungen bekommen. Der Arzt bedarf später in der Praxis unablässig dieser scheinbar so natürlichen und doch so unendlich seltenen Fähigkeit. Es sollte daher auf der Schule und in den vorklinischen Semestern das Hauptgewicht auf die denkmäßige Durchdringung des Stoffes gelegt und in diesem Sinne die Prüfung eingerichtet werden. Muß es doch der Kranke büßen, wenn sein Arzt ihn mit Hilfe von Gedächtniskram, anstatt mit der Beweglichkeit der eigenen Überlegung untersucht und behandelt.

Derselbe Gesichtspunkt war wohl maßgebend, als man früher den Studenten der Medizin ins Collegium logicum führte, und es muß zugegeben werden, daß eine Vorlesung über Logik die Lust am Denken fördern kann. Aber nötig ist Logik zum Denken ebensowenig wie Kenntnis der Magenphysiologie für die Verdauung; dazu kommt, daß der zu behandelnde Gegenstand gar weit abliegt von dem sonstigen Gesichtskreis des Mediziners.* Am besten eignete sich vielleicht eine „Einführung in die höhere Mathematik". Denn die Mathematik wird in naher Zukunft eine Hauptrolle in der Medizin spielen: schon mehren sich die Anzeichen dafür, daß Physiologie und erklärende Anatomie, Pathologie und Therapie der mathematischen Legitimation nicht entraten können. Außerdem wird hierdurch am nachhaltigsten die Entwickelung des Begriffs- und Schlußvermögens gefördert.

Daß man seiner Zeit zusammen mit der formalen Logik auch die rationale Psychologie aus dem Lehrplan der Mediziner gestrichen hat, ist begreiflich. Jetzt jedoch liegen die Dinge anders. Die Psychologie ist eine selbständige und exakte Wissenschaft geworden, die naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Methoden miteinander verbindet. Sie ist daher wie keine andere Disciplin geeignet, den Zusammenhang zwischen der medizinischen Fakultät und der übrigen Universität aufrecht zu erhalten und die bereits locker gewordenen Bande wieder fester zu schließen. Neben diesem pädagogischen Wert besitzt sie dann noch die praktische Bedeutung, daß sie dem Irrenarzt, der die Seelenkrankheiten zu beurteilen hat, unentbehrlich, dem Arzte überhaupt vom größten Nutzen ist. Ohne Erkenntnis der menschlichen Seele können wir den Körper nicht begreifen, noch behandeln. Hierin stimmen Strümpell, Pelman, Münsterberg überein — um nur die neuesten Autoren zu nennen. Also Gründe genug liegen vor für die Forderung, daß die Psychologie als Prüfungsfach in das Physikum aufgenommen wird, etwa an Stelle der Botanik, die in der ärztlichen Vorprüfung doch nur ein Scheindasein fristet. An die drei Träger dieses Examens: Anatomie, Physiologie (die so vorzutragen ist, daß die Pathologie später gänzlich als Anwendung der Physiologie erscheint) und die Naturwissenschaften (die unter die vorher entwickelten Gesichtspunkte zu stellen sind) würde also die Psychologie als gleichberechtigtes Prüfungsfach anzuschließen sein.

Nun sind nicht bloß Verstand und Sinne beim jungen Mediziner auszubilden, sondern auch Herz und Gefühl sollen entsprechend entwickelt werden. Nothnagel hat einmal gesagt: „Nur ein guter Mensch kann ein guter Arzt sein." Die tiefe Wahrheit dieses Ausspruches kommt aber den wenigsten Studierenden zum Bewußtsein, ja man hört manchen seiner Roheit sich rühmen und hinzufügen: „Ich werde ein guter Doktor." Wenn es bloß auf die Unempfindlichkeit ankäme, dann wäre die Medizin das erbärmlichste Handwerk und nicht der edelste Beruf, den sie thatsächlich bildet. Leider legt die jetzt übliche Schulung eine solche verkehrte Auffassung ziemlich nahe. Von Anfang an wird planmäßig eine Abstumpfung des Gefühles herbeigeführt: zuerst durch Zerlegung von Leichnamen, dann durch die Gewöhnung an das Tierexperiment und endlich durch die Behandlung des Kranken als eines klinischen Unterrichtsmateriales. Da eine gewisse Abhärtung dem Arzte unentbehrlich ist, so kann

* Eher sollte eine allgemeine philosophische Vorlesung gehört werden, damit die Philosophie als Band der Einzelwissenschaften und kräftige Fürsprecherin des Willens den jungen Leuten vertraut wird und sie verhindert, nach leeren Schatten zu greifen. Damit wollen wir natürlich nicht der Metaphysik das Wort reden, an die der heutige Mediziner beim Worte Philosophie immer zuerst denkt — wie das Kind an die Rute.

an dem Gange selber wohl nur in Einzelheiten etwas geändert werden. Aber jedenfalls muß ein Gegengewicht geschaffen werden, damit nicht der Mensch im Arzte abstirbt.

Auf der einen Seite mag sich durch veränderte Handhabung des klinischen Unterrichtes vieles bessern lassen. Billroth sagt von wirklichen Verhältnissen in Wien, „daß diese Zustände, so günstig sie für die betreffenden Docenten sein mochten, für die Kranken entsetzlich waren", und er meint, Ziemßens Normalklinik würde den Kranken eine „höllische Existenz" verschaffen; „erst werden sie von Assistenten, den Unterärzten, dann vom Propädeutiker und seinen Scholaren, dann vom Vorstand der Klinik und seinen Schülern, dann in den Kursen und bei den Abendvisiten wieder von den Assistenten und Studenten untersucht." Solche Verhältnisse dürfen auch nur annähernd nirgends geduldet werden, denn die Folge ist, daß der Mediziner sich daran gewöhnt, die Patienten als „Krankenmaterial" zu betrachten und zu behandeln. Die Kranken sind aber nicht als Objekte, sondern als zu heilende Lebewesen da. Sie sind keine zerbrochenen Uhren, sondern Menschen, nicht Gegenstände technischer Kunststücke, sondern unseresgleichen. Damit dies dem heranwachsenden Ärztegeschlecht recht deutlich wird, wäre zu wünschen, daß erstens die klinischen Lehrer zur Hervorkehrung solcher Gesichtspunkte verpflichtet, zweitens die Ausdrücke „Unterrichtsmaterial an Patienten" und „Krankenmaterial" aus allen amtlichen Veröffentlichungen unnachsichtlich verbannt werden. Auf die Vorstellung von Kranken zu Vorlesungszwecken kann der medizinische Unterricht natürlich nicht verzichten. Wenn jedoch der Betreffende im Sterben liegt oder überhaupt nicht dispositionsfähig ist? Unser Gefühl bäumt sich dagegen auf, daß man einen solchen Menschen einer größeren Anzahl fremder junger Leute vorführt, zumal wir nicht wissen können, wann das Bewußtsein so weit geschwunden ist, daß die Eindrücke nicht mehr aufgenommen werden. Um solche Vorkommnisse zu verhüten, giebt es ein auch aus anderen Gründen empfehlenswertes Hilfsmittel: man ermögliche allen Kandidaten, Dienste in den Kliniken zu thun. Sie würden dann oft genug Gelegenheit haben, Sterbende und Schwerkranke zu pflegen, ohne daß diese für den theoretischen Unterricht benutzt zu werden brauchten, und sie würden gleichzeitig diese Kranken als ihre eigenen Patienten betrachten, ihnen überhaupt menschlich näher treten.

Ein weiterer Mangel der bisherigen Unterrichtsweise liegt darin, daß viele Lehrer mit Vorliebe seltene und interessante Fälle zur Vorstellung bringen. Gerade die schwersten, das Leben gefährdenden Komplikationen werden oft einseitig unter wissenschaftliche Gesichtspunkte gestellt; was in der Praxis erschütternd wirkt, das ist hier bloß interessant und geht auf Rechnung des Professors. Daneben resultiert jener bekannte Nachteil, daß die flügge gewordenen Ärzte wohl manche Rarität gesehen haben, aber mit dem Abc der alltäglichen Praxis nicht genügend vertraut sind. Um hier Abhilfe zu schaffen, wäre es nötig, die staatlichen Polikliniken mehr zu Unterrichtszwecken auszunutzen. Ferner müßte von Amts wegen auf die Erleichterungen hingewiesen werden, welche die kleinen Universitäten in dieser Beziehung bieten. Da kann der einzelne mehr beobachten und unter die Finger bekommen, zugleich aber in einen wissenschaftlich wie moralisch fördernden persönlichen Verkehr mit dem Lehrer treten, was z. B. in Berlin unmöglich ist. Kleine klinische Schulen sind unbedingt den großen Massencentren vorzuziehen.

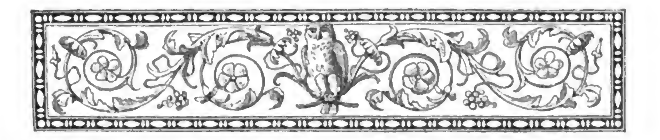
Ein dritter Wunsch gipfelt darin, daß nicht nur das Technische, sondern auch die Kunst gelehrt werde, den einzelnen Fall ex fundamento anzugreifen. Wenn ein Dutzend Rückgratsverkrümmungen in der Klinik vorgeführt werden, so ist das dem wissenschaftlichen Mediziner wertvoller als dem Arzte, zu dem der Kandidat doch ausgebildet werden soll. „Aber einen kleinen Patienten aus diesen vielen herausgreifen, sich in sein ganzes Sein und Werden versenken, nur an ihm, als wenn es weiter keine anderen Skoliotischen überhaupt gäbe, feststellen, wie er zu seiner Difformität gekommen ist; unter der vollsten Berücksichtigung der Persönlichkeit und der Lebensverhältnisse des Kranken, in den Grenzen der hierdurch gerade in diesem Falle gegebenen Möglichkeit eines Eingriffes, den Prozeß zum Guten beeinflussen, und für den Fall, daß eine gänzliche Wiederherstel-

lung nicht erreichbar ist, sämtliche Eventualitäten für das spätere Leben und den künftigen Beruf des Patienten ins Auge fassen und berücksichtigen, und so einen möglichst harmonischen Ausgleich zwischen der entstandenen Schädlichkeit und den vielen und großen Anforderungen schaffen, welche die Zukunft an den Kranken noch stellen wird — das zu thun wäre ersprießlicher, als Hunderte von Variationen einer Difformität einem staunenden Auditorium vorzuführen.“*

Angenommen nun, diese und ähnliche Reformen wären durchgeführt, so würde bereits ein erheblicher Nutzen für die ethische Bildung des jungen Arztes zu verzeichnen sein. Allein ob die erwähnten Maßnahmen ausreichen, um in den Kreisen der Medizin Studierenden eine tiefere Auffassung von der Heiligkeit ihres künftigen Berufes entstehen zu lassen, ist mir fraglich. Es empfiehlt sich zweifellos, in den Studienplan eine Vorlesung einzufügen über „medizinische Ethik“, wenn dieser kurze Ausdruck vorläufig angewendet werden darf. Was sonst nur gelegentlich zur Sprache kommen kann, soll hier im Zusammenhang vorgetragen werden. An den Anfang der Vorlesung wäre eine Belehrung über die ethischen Grundbegriffe im allgemeinen zu stellen und alsdann wären Probleme zu erörtern wie: Beruf und Charakter des Arztes, Verhältnis zu den Kollegen und zum Publikum, Vivisektion und Menschenexperiment. Da das Ganze sich in einem zweistündigen Kolleg während eines Semesters erledigen ließe, würde die Aufnahme der Vorlesung keine sonderliche Mehrbelastung der Studenten darstellen. Aber die weitere Frage liegt nahe: ob die geplante Vorlesung den erwünschten Nutzen wirklich stiften wird? Wird je ein Gewissenloser dadurch gewissenhaft werden? Bringt man nicht die sittlichen Anlagen mit auf die Welt? Nun, Wunder zu wirken vermag eine solche Vorlesung ja sicher nicht. Aber wie die Predigt unser religiöses Gefühl stärkt, so kann das lebendige Wort des Universitätslehrers gute sittliche Anlagen fördern und Fehler unterdrücken helfen. Wir müßten an jeder Einwirkung vom Katheder herab verzweifeln, wenn das nicht möglich wäre. Gewiß kommt hier viel auf die Persönlichkeit des Lehrers an; glücklich der, von dem seine Schüler sagen, was Johannes Müller von seinem Lehrer Rudolphi aussprach: „In einer unedlen Stimmung würde ich mich scheuen, das Bild des väterlichen Freundes zu betrachten, und erinnere ich mich der edelsten Begegnisse meines Lebens, so fällt mir sogleich Rudolphi ein.“ Jedoch auch der Durchschnittsdocent wird klar machen können, daß dem Arzte die allgemeine Wohlfahrt höchstes Gesetz sein muß, daß er nicht ausschließlich an die physische Gesundheit der Patienten denken soll, daß die Medizin im Zusammenhang mit Sociologie und Pädagogik für die Lebensbedingungen der jetzigen und der kommenden Geschlechter zu sorgen hat, daß endlich es im Leben des Arztes auf den Geist ankommt, durch den er erfüllt wird.* Gelingt es, solche Gedanken und Gefühle der Jugend vertraut zu machen, wahrlich, dann eröffnet sich eine hinreißende Aussicht! Dann wird die Einsicht zum Gemeingut werden, daß der Beruf des Arztes in einer Linie steht mit dem Beruf derer, die für Glauben, Recht und Wissen sorgen. Schon jetzt sind an kleinen Orten der Geistliche, der Arzt, der Richter und der Lehrer die eigentlichen Kulturträger und -bewahrer. Und wie das Amt des Seelsorgers ganz von Sittlichkeit durchdrungen ist, der Richter als Wahrer des Rechtes und der Lehrer als Erzieher der Jugend vor allen Dingen Bannerträger der Moral sein müssen, so sollte auch der Arzt seinen Beruf als eine Art ethischer Kultur ansehen.

* Martin Mendelssohn, Ärztliche Kunst und medizinische Wissenschaft. 2. Aufl. S. 27. (Wiesbaden, 1894.)

* Litteratur: Pettenkofer, Wert der Gesundheit; Senator, Wege und Ziele der ärztlichen Thätigkeit (Berlin, 1881); v. Helmholtz, Das Denken in der Medizin (Berlin, 1878); A. Guttstädt, Über die praktische Ausbildung der Ärzte (Berlin, 1892). — Einzelnes enthalten: Sonderegger, Vorposten der Gesundheitspflege, S. 607 ff.; Billroth, Über Lernen und Lehren der medizinischen Wissenschaften, S. 106; Ch. Richet, La physiologie et la médecine (Paris, 1888), S. 32 ff.; Strümpell, Erlanger Rektoratsrede 1893, S. 20; Pelman in Zeitschr. für Psychol. V, 131; Münsterberg, Über Aufgaben und Methoden der Psychologie, S. 272. — Die große Anzahl von Flugschriften über die Reform des medizinischen Studiums sowie die noch größere von Broschüren über die Schulbildung kann hier nicht im einzelnen aufgeführt werden.



# Litterarische Mitteilungen.

## Aus dem Briefwechsel Katharinas II. mit Zimmermann.*

Die in Petersburg erscheinende „Russkaja Starina", eine wissenschaftliche Monatsschrift, welche wesentlich dem Zwecke dient, russische Geschichtsquellen zu erschließen, und, mit großer Umsicht geleitet, seit ihrem langjährigen Bestehen schon viel bleibend Wertvolles zu Tage gefördert hat, brachte in einem ihrer Hefte fünfunddreißig von der russischen Kaiserin an den hannoverschen Hofrat Dr. von Zimmermann gerichtete Briefe, auf deren hochinteressanten Inhalt hinzuweisen hier schon einige kurze Auszüge und Bemerkungen genügen werden.

Dr. J. G. Zimmermann, ein Schweizer von Geburt, wurde, nachdem er in Göttingen Arzneiwissenschaft studiert, Stadtphysikus zu Brugg, wo der tiefempfundene Mangel an geistig ebenbürtigen Menschen den hochbegabten Mann zu einem schwermütigen Grübler, aber auch zu einem Schriftsteller machte, dessen Ruhm noch weit über den großen Ruf hinausging, dessen er sich als Arzt erfreute. Im Jahre 1768 als großbritannischer Leibarzt nach Hannover berufen, zählte der angehende Vierziger damals schon zu den gefeiertsten Schriftstellern seiner Zeit. Es war sein berühmtes, in alle Sprachen übersetztes Werk „Über die Einsamkeit", welches zumeist die Kaiserin bewog, in Briefwechsel mit ihm zu treten und ihn womöglich ganz an ihren Hof zu fesseln. Sie hatte wirklich höhere geistige Bedürfnisse, als ihre russische Umgebung befriedigen konnte, und zudem trieb sie ihr Ehrgeiz, ihren Namen mit denen der berühmtesten Schriftsteller ihrer Zeit in unauflösliche Verbindung zu setzen. Daß für sie unter diesen berühmten Zeitgenossen deutsche Dichter, wie Lessing, Goethe und Schiller, nicht mitzählten, verstand sich von selbst zu einer Zeit, wo der große Friedrich sich ebenso ablehnend gegen deutsche Dichtung verhielt wie die große Katharina.

Zimmermann starb am 7. Oktober 1795. Die von der Kaiserin an ihn gerichteten Briefe kamen aus seinem Nachlaß in die Königliche Bibliothek zu Hannover und wurden zum größten Teil schon 1803 durch Markard, einen Freund des Verstorbenen, in Bremen veröffentlicht, aber mit mancherlei Lücken und Verstümmelungen, auf welche Professor Brückner in Dorpat, dem wir die neueste und beste Geschichte Katharinas II. (Berlin bei Grote) verdanken, im Maiheft dieses Jahrgangs der „Rußkaja Starina" aufmerksam gemacht hat, deren Herausgeber, Geheime Rat Ssemewsky, sich es nun angelegen sein ließ, die Lücken auszufüllen und sich genaue Abschriften aller noch unveröffentlichten Briefe der Kaiserin zu verschaffen, wobei er durch den Vorstand der hannoverschen Bibliothek, Dr. Bodemann, auf das freundlichste unterstützt wurde. Diese sämtlich von Katharina eigenhändig geschriebenen Briefe reichen vom 22. Februar 1785 bis zum 6. September 1791.

Im ersten Briefe drückt die Kaiserin ihr inniges Bedauern aus, daß es ihr nicht gelungen sei, Zimmermann nach Petersburg zu ziehen, selbst nicht zu kurzem Besuche; der Briefwechsel mit ihm — in französischer Sprache geführt — soll ihr nun den unerreichbaren persönlichen Verkehr einigermaßen ersetzen.

Im zweiten Briefe lernen wir die immer geschäftige Zarin aller Reußen als Sprachforscherin kennen. Zimmermanns Werk „Über die Einsamkeit" hat sie selbst eine Zeit lang in die Einsamkeit getrieben, um sich linguistischen Studien hinzugeben. Zu dem Zwecke hat sie einige Hundert russische Stammwörter aufgeschrieben und dieselben von den ihr zu Gebote stehenden Gelehrten in so viele fremde Sprachen übersetzen lassen, als jene verstanden. „Jeden Tag nahm ich ein solches Wort und schrieb es in allen Sprachen nieder, die ich zusammenbringen konnte. Daraus habe ich gelernt, daß das Keltische dem Ostjakischen ähnlich ist. Was in einer Sprache ‚Himmel' heißt, bedeutet ‚Wolke, Nebel, Gewölbe' in anderen. Dem Worte ‚Gott' entspricht in einigen Dialekten ‚der sehr Hohe und Gute', in anderen ‚die Sonne' oder ‚das Feuer'."

Hier wird dem französischen Texte ein deutscher Satz eingeschaltet: „Dieses Steken Pferdgen wurde ich überdrüssig, nachdem das Buch von der Ein-

* Nachgelassene Abhandlung von Friedrich Bodenstedt.

samkeit durchgelesen war.“ Dann fuhr sie französisch fort: „Da es mir aber leid that, eine so große Masse Papier ins Feuer zu werfen, so ließ ich den Professor Pallas zu mir entbieten, und nachdem ich ihm genau meinen Anteil an diesen Sünden gebeichtet, kamen wir überein, die Übersetzungen zum Nutzen derjenigen drucken zu lassen, welche Lust verspüren, sich mit der Langenweile anderer zu beschäftigen.“

In ihren linguistischen Bestrebungen scheint sich Katharina Peter den Großen zum Muster genommen zu haben, der ein „Lexikon neuer Vokabeln alphabetisch“ hinterließ, worin er in russischer Sprache seine eigene Übersetzung der im Staats- und Kriegswesen, sowie in manchen Wissenschaften gebräuchlichen Fremdwörter bietet.* Er schrieb die Worte auf, wie sie ihm im Verkehr mit Fremden ins Ohr geklungen und danach mundgerecht geworden waren. So wurde z. B. aus Convoi Kammoi, aus Pasquill Paschkwehli, aus Kaserne Kasarma u. s. w. Katharina hatte feinere Ohren als Peter und schrieb um so viel richtiger, als sie die Worte genauer ihrem Klange nach sich einprägte; allein mit der Grammatik stand sie auf ebenso gespanntem Fuße wie er. Selbst in der ihr geläufigsten Sprache, der französischen, vermochte sie kaum einen längeren Satz ohne auffallende Fehler zu schreiben, obgleich sie in ihrem lebhaften Briefwechsel mit Voltaire, Diderot, Grimm und anderen Berühmtheiten doch fortwährend die besten Muster vor sich hatte. Allein ihre häufigen Verstöße gegen die Orthographie fallen nur ins Auge, nicht ins Ohr. Wenn sie z. B. sagen will: Bemerken Sie gefälligst, daß alles dies als Antwort auf Ihren Brief dienen soll, so drückt sie das französisch aus: „Noté, s'il vous plait, que tous ceci doit servir de reponse a votre lettre“ statt: Notez, s'il vous plaît, que tout ceci doit servir de réponse à votre lettre. — Sie verwechselt auch häufig ce und se, weil beides gleich klingt, läßt das den Plural bezeichnende s gewöhnlich weg, und um die verschiedenen Tonzeichen der Vokale kümmert sie sich gar nicht. Allein diese kleinen Flüchtigkeiten dienen nur, den bleibenden Wert der Briefe zu erhöhen, indem sie den Eindruck verstärken, daß alles frisch aus der Feder gesprungen nach der Eingebung des Augenblicks.

Sicher hat auch die bedeutende Frau zum Schreiben jedes einzelnen Briefes keines langen Nachdenkens bedurft, da sie immer genau wußte, was sie wollte, und nicht bloß eine durch überlegene Klugheit und Kühnheit zu beispielloser Macht gelangte Herrscherin, sondern zugleich die größte Schauspielerin war, die jemals auf einem Throne gesessen. Wie weit sie es schon früh in der Verstellungskunst gebracht, geht aus ihren eigenen Memoiren hervor, die erst um die Mitte dieses Jahrhunderts veröffentlicht wurden und seitdem mit Recht als der beste Schlüssel zum Verständnis ihres Charakters betrachtet werden.

* Vergl. C. Sabler: Die geistige Hinterlassenschaft Peters I. (Heidelberg, Winter, 1862.)

Sie bestätigen durchaus das Urteil, welches König Friedrich II. schon über Katharina fällte, als sie sich gleich nach Beseitigung ihres Gemahls hatte zur Alleinherrscherin ausrufen lassen: „So ist durch seine Gemahlin der Kaiser von Rußland entthront worden: man war darauf gefaßt. Die Kaiserin hat sehr viel Geist, keine Religion und die Neigungen ihrer Vorgängerinnen zugleich mit ihrer religiösen Heuchelei.“

Eine Probe ihrer großen Schauspielkunst gab sie schon an dem Abend, der über ihr Schicksal entscheiden sollte. Sie wurde mitten im Erzählen einer heiteren Geschichte durch eine Botschaft unterbrochen, verließ das Gemach auf kurze Zeit, um von Alexei Orlow selbst zu erfahren, daß Peter III. glücklich abgethan sei, worauf sie dann in bester Laune zur Gesellschaft zurückkehrte und ihre Geschichte zu Ende erzählte.

So hatte sie während ihrer langen, glanzvollen Regierung zwei Rollen zu spielen: die der unumschränkt herrschenden Kaiserin, welche zur Befestigung und Erweiterung ihrer gewaltigen Machtstellung kein Mittel scheute, und die der lebenslustigen, geistvollen, aufgeklärten, hinreißend liebenswürdigen Frau, welche durch ihre unwiderstehliche Anmut und Munterkeit alles zu bezaubern wußte, was in ihre Nähe kam.

Diese beiden Rollen mit so vollendeter Meisterschaft durchzuführen, wie Katharina es gethan, erforderte nicht bloß eine außerordentliche Willens- und Geisteskraft, sondern auch eine ganz besondere Gunst der Umstände. Sie befand sich in der Lage der Witwe eines reichen Bankhalters, der sein Geschäft nicht verstand, weshalb sie es den Croupiers gern gestattete, ihn zu beseitigen, um sie an seine Stelle zu setzen.

Die Bank ist immer im Vorteil gegen die Spieler, die es mit ihr wagen, und die große Bankhalterin Katharina war klug genug, ihren Croupiers, die zugleich ihre Günstlinge waren, beim Glücksspiel durch die Finger zu sehen und ihnen einen reichen Anteil am Gewinn zu sichern. Diese Günstlinge, welche sie zu Admiralen, Generalen, Feldmarschällen, Grafen und Fürsten machte, hingen mit unbegrenzter Hingebung an ihr, und es fehlte unter ihnen weder an glücklichen, verwegenen Kriegern, noch an klugen Diplomaten. Für die Dienste, welche die Orlow, Potjemkin, Subow u. s. w. ihr erwiesen, hielt die dankbare Herrscherin die ihnen verliehenen Würden immer noch nicht für ausreichend. Denn ein russischer Graf oder Fürst hatte damals in den europäischen Kulturstaaten noch wenig zu bedeuten, solange ihm die Weihe der kaiserlichen Hofburg zu Wien fehlte. Daher ließ sich's Katharina immer angelegen sein, für ihre Auserwählten ein Patent zu erlangen, welches sie zugleich zu Fürsten oder Grafen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation machte. Dazu kamen nun noch Schenkungen so ungeheuerlicher Art, daß die Zahl der Leibeigenen dadurch um Millionen vermehrt wurde. Das Volk ließ sich das keineswegs ruhig gefallen; ein Aufstand brach nach dem anderen aus, und der gefährlichste, der von Pugatschew

geleitete, machte der Kaiserin mehr zu schaffen als ihre auswärtigen Kriege; es gehörte ein Ssuworow dazu, ihn zu bewältigen, als das Heer der Rebellen schon Moskau bedrohte. Das schreckliche Strafgericht, das der Gefangennehmung Pugatschews folgte, schuf einige Zeit wieder Ruhe im Lande.

Es ist bemerkenswert, daß Katharina inmitten aller Bedrängnisse, welche Empörungen und Kriege ihr brachten, keinen Augenblick den Kopf verlor oder sich mutlos zeigte. Den größten Teil ihrer Zeit widmete sie immer dem Briefwechsel mit ihren berühmten litterarischen Freunden, die sie so für sich zu begeistern und geschickt hinwegzutäuschen wußte über die wirklichen Zustände Rußlands, daß alles, was von anderer Seite Ungünstiges darüber verlautete, als eine Verleumdung gelten mußte. In den Briefen an Zimmermann geht sie so weit, sich ihrer wirklichen Gesinnung nach als Republikanerin zu bekennen, die aber in Rußland als Autokratin regieren müsse, um ihre erleuchteten Absichten durchzuführen. Besonders läßt sie es sich angelegen sein, den hannoverschen Arzt über ihre sogenannten Günstlinge aufzuklären, denen die böse Welt viel Schlimmes nachsage, während sie in Wirklichkeit ganz hervorragende Heldengeister und makellose Männer seien. Auch von der abenteuerlichen Reise nach der Krim ist in den Briefen eingehend die Rede, und alle anderen darüber nach dem Westen gedrungenen Berichte werden als nichtswürdige Übertreibungen erklärt.

Katharina drückt sich in allen Briefen gewandt aus, aber nirgends originell, im Gegensatz zu Peter, der immer neue Worte nach seinen Vorstellungen und Bedürfnissen zu bilden sucht und z. B. statt Apotheke „Heilhaus" schreibt und die Ärzte „Verbotsmenschen" nennt, weil sie ihn an den Ausschweifungen zu verhindern suchten, denen er sich, zum Schaden seiner Gesundheit, gar zu gern überließ.

Die Briefe, in welchen die Kaiserin die Heldenthaten ihrer Paladine in den Kriegen gegen die Schweden und Türken schildert, lesen sich wie Kapitel eines spannenden Romanes.

---

# Philosophischer Litteraturbericht.

Es gehört zu den adeligen Forderungen einer Seele, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen. Jeder voll entwickelte Mensch hat das Bedürfnis, zu erfahren, auf welchem Wege man zu diesem oder jenem Ergebnisse gelangt sei; um wie viel mehr nun der Philosoph, der über die ewigen Rätselfragen des Daseins nachsinnt. Er vornehmlich muß wissen, was andere vor ihm gedacht und erschlossen haben; es ist daher kein Zufall, daß im wissenschaftlichen Betriebe das Philosophieren und das Studium der Geschichte der Philosophie aufs engste miteinander verbunden sind. Aber die Stetigkeit der geschichtlichen Entwickelung hat es zu stande gebracht, daß wir selten weiter als bis zu den Griechen zurückgreifen — eine Beschränkung, die sich immer mehr als Mangel erweisen dürfte. Auch das hier an erster Stelle anzuzeigende Werk giebt eine Geschichte der antiken Philosophie. Es ist betitelt **Griechische Denker**, stammt von Theodor Gomperz und liegt bisher nur in den ersten Lieferungen vor. (Leipzig, Veit u. Comp.) Doch bereits nach diesen Anfängen darf man behaupten: das Buch ist eine wissenschaftliche und schriftstellerische Leistung ersten Ranges. Die wissenschaftliche Bedeutung liegt teils in der Beherrschung des weitschichtigen Stoffes, teils in der Kunst, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu sondern; der schriftstellerische Wert ist in der vornehmen und glänzenden Art der Darstellung beschlossen. Gegenüber solchen Vorzügen wäre es kleinlich, Bedenken im einzelnen geltend zu machen, etwa hinzuweisen auf den arg hypothetischen Charakter der Auseinandersetzungen über den Ursprung der subjektiven Poesie und der Religion, oder mit dem Verfasser zu schmälen, weil er hier und da hinter der Persönlichkeit des einzelnen Denkers allzu sehr die Bewußtseinslage der ganzen Zeit zurücktreten läßt. Ein Mann, der so über Pythagoras und Heraklit zu schreiben versteht wie unser Autor, verdient die rückhaltsloseste Bewunderung.

Von den griechischen Denkern wenden wir uns zu Immanuel Kant, von dem Meister der Philosophiegeschichte zu einem ihrer begabteren Jünger. Arthur Drews schildert uns **Kants Naturphilosophie als Grundlage seines Systems**. (Berlin, Mitscher u. Röstell.) Kant soll fernerhin nicht mehr als Erkenntnistheoretiker, sondern als ein Naturphilosoph verstanden werden, der durch eine dynamische Theorie der Materie den Gegensatz zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem zu überwinden versucht hat. Mit anerkennenswerter Gründlichkeit und in übersichtlicher Darstellung wird diese These verfochten. Der Verfasser betrachtet zuerst den Naturforscher in Kant, wobei er Herders Einfluß schärfer hätte hervorheben können, alsdann den Naturphilosophen in seiner vorkritischen und (mit großer Ausführlichkeit) in seiner kriticistischen Zeit. Überall dringt er in die Tiefe der Probleme ein und fördert sie durch positive Kritik; somit wird sein schönes Werk, obgleich es keineswegs abschließenden Charakter trägt, der historischen und der systematischen Forschung gleicherweise von Nutzen sein.

Eine kleine Hilfe für den Geschichtschreiber Kantscher Philosophie bietet ferner ein Heft von Emil Fromm, **Immanuel Kant und die preußische Censur, nebst kleineren Beiträgen zur Lebensgeschichte Kants**. (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) Nach einer bemerkenswerten Einleitung über die Entwickelung der Censur behandelt Fromm das Druckverbot einer für die Berlinische Monatsschrift bestimmten Abhandlung des Philosophen.

In den Anhängen wird einiges Neue über das Bibliotheksamt, die Vorlesungen und die jämmerlichen Gehaltsverhältnisse unseres großen Denkers mitgeteilt.

Wie anders als das Leben Kants hat sich das Leben Arthur Schopenhauers abgespielt und um wieviel entscheidender, ja ergreifender treten die persönlichen Schicksale dieses Mannes in seinem System hervor! Hinter den metaphysischen Systemen stehen immer die Persönlichkeiten ihrer Urheber, teils als Individualitäten, teils als Glieder eines geschichtlichen Zusammenhanges begreifbar; wer es vermag, aus einer solchen schier unlöslichen Verbindung die Teile auszusondern, wer sich von der Enge und Unbeweglichkeit der noch maßgebenden Begriffe frei macht, der leistet unserer Erkenntnis einen bedeutsamen Dienst. Hierzu kann die jüngst erschienene Schrift Rudolf Lehmanns über **Schopenhauer** dienen, die in der That einen Beitrag zur Psychologie der Metaphysik bildet. (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.) Auf die unbedingte Richtigkeit der positiven Ergebnisse möchte ich mich nicht verpflichten — immerhin mag anerkannt werden, daß Schopenhauers Philosophie zwischen Kant und Spinoza vermittelt, durch ihren Gefühlsgehalt der Romantik zugehört, im Grunde Ethik ist und ihre aus Psychologie und Erkenntnistheorie entnommenen Grundbegriffe ins Transcendente überträgt. Doch der Reiz des Buches liegt nicht in den Resultaten, sondern in der Art ihrer Gewinnung, in der von Lehmann befolgten Methode. Sein Verfahren ist eine bewußt psychologische und geschichtliche Erklärung, der es in weitem Umfange gelingt, die so oft hervorgehobenen Widersprüche zwischen Schopenhauers Leben und Lehre verständlich und die Beziehung dieser Philosophie zu älteren Systemen durchsichtig zu machen. Die Betrachtungsweise unseres Autors unterscheidet sich gründlich von derjenigen Kuno Fischers: die erste ist biologisch, die andere anatomisch.

Während in Rudolf Lehmanns Schrift moderner Geist weht, mutet uns ein dickleibiges Buch von Gustav Portig gar altfränkisch an. Der zierliche Titel lautet: **Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe.** (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß.) Und was erfahren wir auf den 775 Seiten? „Es ist der Urgegensatz von Natur und Freiheit, welcher in der Einheit von Goethe und Schiller als die thatsächliche Lösung des höchsten philosophischen Problems erscheint.“ Was soll uns eine solche hypothesenschwadronierende Ausdeutung einer geschichtlichen Erscheinung! Wie kann man von einer „Mitteilung der beiderseitigen Geistersubstanz“ und von einem „mystischen Vorgang“ bei der Freundschaft reden! Auch die eigenen philosophischen Anschauungen, die der Verfasser in behaglicher Breite vorträgt, dringen nicht eben tief, und die Manier, Dutzende von Seiten mit Briefauszügen zu füllen, ist alles andere als nachahmenswert. Und trotz alledem: der ehrliche Eifer und die reine Begeisterung, die aus jeder Zeile zu dem Leser sprechen, berühren ungemein wohlthuend; namentlich Frauen wird daher das Werk und zwar besonders in seinen ersten Teilen durchaus sympathisch sein. Um so schmerzlicher ist es für uns, daß wir dem Buche einen wissenschaftlichen Wert nicht beilegen können.

Ebensowenig wie an geschichtlichen Studien, ist Mangel an neuen systematischen Untersuchungen über die Grundprobleme der Philosophie. Franz Erhardt ist kühnlich mit dem ersten Bande einer **Metaphysik** (Leipzig, O. R. Reisland) vor die Leserwelt getreten. Was sofort angenehm an dem Buche auffällt, ist die ungemein klare Schreibweise, deren Wert nur dadurch eingeschränkt wird, daß an manchen Stellen allbekannte Dinge weit ausgesponnen, an anderen dagegen nur Fachphilosophen als Leser vorausgesetzt werden. Aber die Klarheit bleibt ein schöner Vorzug, denn auch ein falscher Gedanke kann durch genaue Fassung seine eigene Überwindung erleichtern, ja sogar wie eine richtige Erkenntnis die Wissenschaft fördern. Verkehrt ist nun freilich mancherlei in dem Werke, z. B. die naive Behauptung, die vorliegenden Untersuchungen bewiesen „durch ihr thatsächliches Vorhandensein die Möglichkeit der Metaphysik“ und zwar der Metaphysik als einer analytischen Wissenschaft. Zu der Metaphysik soll die Erkenntnistheorie gehören, die sich — dem Verfasser zufolge — mit der Entstehung der Erfahrung und der Wirklichkeit des in der Erfahrung Gegebenen beschäftigt. Die Probleme über Raum und Zeit stehen im Mittelpunkte; ihre Apriorität und Idealität wird im Anschluß an Kant behauptet; abweichend jedoch von Kant wird die Kausalitätslehre behandelt. Das berühmte „Ding an sich“ wird für erkennbar erklärt und als ein System von Kräften definiert. Nehmen wir nämlich von der Materie die Sinnesqualitäten und die Form der Räumlichkeit weg, so bleiben übrig: Undurchdringlichkeit und Widerstandsfähigkeit, das heißt Kraft, und diese bildet das Ding an sich.

In der Einzelerörterung giebt Erhardt öfters theoretische Konstruktionen da, wo Thatsachen zur Verfügung gestanden hätten. Diesen Fehler begeht niemals ein anderer Denker, Wilhelm Wundt, der uns die erste Abteilung seiner logischen Methodenlehre in neuer Auflage bietet. (**Logik**, II, 1. Stuttgart, Ferdinand Enke.) Durch seine genaue Kenntnis der Naturwissenschaften ist es Wundt möglich geworden, nicht nur der allgemeinen Methodenlehre und der Methodenlehre der Mathematik, sondern auch der Logik der Physik, Chemie und Biologie neue Seiten abzugewinnen. Obwohl im ersten Abschnitte die Deduktion etwas vernachlässigt und in den späteren Abschnitten beispielsweise die Geschichte der Chemie willkürlich zurechtgestutzt, die Abgrenzung der Biologie von den verwandten Disciplinen kaum versucht wird, obwohl es also nicht ganz an Mängeln gebricht, hat der auskunftreiche Sinn unseres scharfsinnigen Philosophen doch überwiegend Vortreffliches zu stande gebracht und besonders

in Atomistik und Energiegesetzen Denkbehelfe von unerschöpflicher Ergiebigkeit nachgewiesen.

Die Naturwissenschaften spielen auch, wenngleich in recht abstrakter Fassung, eine große Rolle in dem jüngst erschienenen Schriftchen des Ritters von Feldegg: **Das Verhältnis der Philosophie zur empirischen Wissenschaft von der Natur.** (Wien, Alfred Hölder.) Der Gedankengang ist kurz folgender: Das Kriterium der Philosophie besteht nicht in ihrem Resultat und ihrer Methode, sondern in ihrer Voraussetzung; die Voraussetzung nun ist, das Ganze der Welt in seiner höchsten Einheit zu denken, die Aufgabe der Philosophie also die Verknüpfung des Subjektes mit der Natur. Philosophie als Wissenschaft ist deswegen möglich, weil die Subjektsthatsache nicht als Einzigkeit im Gegensatz zu der empirischen Zahlenvielheit, sondern als zeit- und raumfreie Einzigkeit, die dem Zahlenbegriff nicht untergeordnet ist, gedacht werden kann. — Konkreter und lebendiger als diese Ausführungen sind die Erörterungen des bekannten Deutsch-Amerikaners Paul Carus gehalten: **Primer of philosophy.** (Chicago, The Open Court Publishing Co.) Carus will durch monistische Betrachtungsweise die praktische Bedeutung der Philosophie hervorleuchten lassen und legt deshalb den Nachdruck auf Kausalität, Psychologie und Religion; er versucht, die Brücke zwischen Kant und Mill zu schlagen, indem er aller Orten von der Erfahrung ausgeht.

Gleichfalls aus Amerika stammen zwei von den schließlich anzuzeigenden drei Lehrbüchern der Psychologie. Dasjenige von William O. Krohn: **Practical Lessons in Psychology** (Chicago, The Werner Co.), ist auch ganz auf amerikanisches Publikum zugeschnitten. Es soll vornehmlich den Lehrern sich nützlich erweisen, enthält also viel über die Seele des Kindes, über Aufmerksamkeit und Gewohnheit, über Gehirn und Empfindungen. Da der Verfasser ein gründlicher Kenner der experimentellen Psychologie und ein klarer Kopf ist, so ist ihm sein Unternehmen aufs beste geglückt. — Das zweite Lehrbuch zeigt schon durch den Umfang von annähernd 700 Seiten, daß es für andere Zwecke und Ansprüche bestimmt ist. Die **Psychology descriptive and explanatory** von George Trumbull Ladd (New-York, Charles Scribners Sons) wurzelt in langjähriger Lehrthätigkeit des Verfassers und entspricht gewiß den Wünschen vieler Universitätsdocenten nach einem brauchbaren Textbuch. Ladds Versuch, einen engeren Anschluß seiner Wissenschaft an das wirkliche Leben zu erzielen und die Entwickelung des Seelenlebens in helleres Licht zu rücken, verdient besondere Anerkennung. — Denjenigen unserer Leser aber, die ein deutsch geschriebenes Werk vorziehen, möchten wir den **Grundriß der Psychologie** von Oswald Külpe (Leipzig, Wilhelm Engelmann) empfehlen. Obwohl der Verfasser in dem geschichtlichen Irrtum befangen ist, daß die moderne Psychologie in Wilhelm Wundt gipfele, hat er sich doch in manchen Beziehungen von dem Einfluß der Wundtschen Lehren freigemacht und sich einem abgeänderten Herbartianismus zugewendet. Wundt, zu dem wir emporschauen, auch wo wir ihm widersprechen, war nämlich in der Schätzung des Physiologischen allzu weit gegangen; hierin ist Külpe vorsichtiger. Allein nicht vorsichtig genug ist er in dem Bemühen, aus den Thatbeständen Theorien und Gesetze abzuleiten; in einzelnen Fällen könnte man sogar von der Beschreibung aus zu einer unmittelbar entgegengesetzten Theorie gelangen. Das ist ja das Eigentümliche menschlicher Innenthätigkeit, daß sie den verschiedensten Ausdeutungen Raum verstattet. Der Philosoph wird manchmal eine heilige Scheu empfinden müssen gegenüber dem Geheimnis der Seele und ihren wechselvollen Schicksalen, die sich forterben von Geschlecht zu Geschlecht, solange noch Menschen atmen auf der alternden Erde. D.

# Für den Weihnachtstisch.

Unter den Prachtwerken, welche in diesem Jahre zu Festgeschenken bestimmt sind, können wir besonders das in jeder Hinsicht geschmackvoll und mit künstlerischer Vollendung ausgeführte Buch **Amor bei Jung und Alt**, eine Bilderreihe von Carl Gehrts, welches im Verlage von Adolf Titze in Leipzig erschienen ist, warm empfehlen. Die sinnige Grundidee, wie sich die Liebe im Frühling des Lebens beseligend entfaltet und das Alter durch holde Rückerinnerungen verschönt, ist durch zwölf Autotypien von ansprechender Erfindung und sehr wirksamer Ausführung dargestellt. Die begleitenden Gedichte sind aus dem Schatze deutscher Dichtung entnommen und rühren sämtlich von anerkannten und beliebten Dichtern her. Allerliebste entsprechende Vignetten und Umrahmungen dienen diesen Dichtungen noch zum besonderen Schmucke. Was die sonstige Ausstattung an Druck, Papier und Einband betrifft, so entspricht dieselbe vollkommen dem Inhalt und giebt den Beweis für die anerkennenswerte Sorgfalt, welche die Verlagshandlung darauf verwendet hat. — Im Verlage von F. Fontane u. Co. in Berlin ist eine Mappe herausgekommen, deren Inhalt von eigentümlichem Interesse ist und die sich der künstlerischen Ausführung wegen sehr wohl für den Weihnachtstisch eignet. Es handelt sich nämlich um eine **Porträtsammlung von fünfundzwanzig berühmten Persönlichkeiten**, welche Ismael Gentz, der Sohn des berühmten Orientmalers Wilhelm Gentz, nach Persönlichkeiten aus seinem oder, wie er bescheidenerweise sagt, aus

dem Bekanntenkreise seines Vaters ausgewählt und, nachdem die Originalzeichnungen auf verschiedenen Ausstellungen dem öffentlichen Urteil unterbreitet waren, in engerer Wahl durch Photogravüre vervielfältigt und in dieser Mappe vereinigt hat, wobei die Bilder um ein Drittel gegen die Originalzeichnungen verkleinert sind. Jedem der Bilder ist eine kurze biographische Notiz und ein Sinnspruch im Faksimile der Originalhandschrift beigefügt. Charakteristisch und originell erscheinen die Porträts sämtlich, und wenn auch die Zusammenstellung eingestandenermaßen nur nach dem Belieben des Künstlers getroffen wurde, so enthält das Werk doch fast ausschließlich Berühmtheiten ersten Ranges auf den verschiedensten Gebieten, wie sie sich im gesellschaftlichen Treiben der Reichshauptstadt zusammenfinden. — Von der **Gesamtausgabe der Werke Arnold Böcklins**, die im Verlage der Photographischen Union in München herauskommt, liegt eine neue Folge vor, die in vierzig Photogravüren in Groß-Folio eine zweite Auswahl der hervorragendsten Werke des Künstlers bietet, und welche in einer besonders wertvollen Ausgabe vor der Schrift und einer minder kostspieligen Ausgabe mit der Schrift versandt werden. Man kann diese Ausgaben in prächtigem Einband oder auch in einer eleganten Mappe beziehen. Die Eigentümlichkeit des großen Farbenkünstlers Böcklin ist bekannt genug, um die Aufmerksamkeit der Bewunderer seiner originellen Schöpfungen wiederum auf diese zweite Serie derselben zu richten. — Ein Bildwerk von hervorragender Bedeutung und in großem Format ist im Verlage von Franz Hanfstaengl in München im Erscheinen begriffen, und die erste der zehn geplanten Lieferungen liegt vor uns. Das Werk ist betitelt **Die Königliche Gemäldegalerie zu Dresden** und wird eine reichliche Auswahl von hundert Vollbildern und daneben fünfzig Abbildungen im Texte enthalten. In anbetracht, daß die Dresdener Galerie einen unermeßlichen Reichtum an Meisterwerken aller Zeiten und Nationen besitzt, die zum großen Teil eine seltene Popularität erlangt haben, darf man diesem Werke wohl ein besonders günstiges Prognostikon stellen. Der Text ist von einem genauen Kenner der Galerie und ihrer Geschichte, dem Professor an der technischen Hochschule in Dresden Hermann Lücke, verfaßt, und das ganze Werk wird nach seiner Vollendung besonders geeignet sein, das Studium der Malerei im Familienkreise zu fördern und zu beleben. — Wer sich mit dem Studium des modernen Kunstlebens und seiner hervorragenden Erscheinungen beschäftigen will, sei auf ein anderes Verlagswerk, welches bei Franz Hanfstaengl in München in Lieferungen erscheint, aufmerksam gemacht. Es führt den Titel **Die Kunst unserer Zeit** und beginnt soeben den sechsten Band mit einer eingehenden Charakteristik Max Klingers, die von Hermann Meißner geschrieben ist. Unter den Abbildungen befindet sich auch eine solche des vielbesprochenen Skulpturwerkes „Salome". — Ein ganz allerliebstes Weihnachtsgeschenk bietet die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann in München in dem Buche **Vom Kätzchen**, welches Skizzen und Bilder aus dem Katzenleben von Julius Adam mit Text von F. van Osterwyck darbietet. Es ist ein Bändchen in Groß-Oktav, der Einband von Seide mit einem reizenden Kätzchen in farbigem Druck darauf. Es haben sich schon viele Maler mit dem geschmeidigen, in den verschiedensten Stimmungen bald drollig, bald charakteristisch und ernsthaft sich gebenden Haustiere beschäftigt, aber nur wenigen ist es gelungen, die Eigenart desselben recht überzeugend zu treffen. Dies neueste Buch vom Kätzchen bietet auf seinen acht Pigment-Vollbildern und den zahlreichen Textillustrationen eine große Mannigfaltigkeit von Einzeldarstellungen und Gruppen, in welchen sich die allbekannte Mäusefeindin in wirklich überraschender Naturtreue und oft herzgewinnender Komik darstellt. Der Text ist eine gefällige Plauderei über das Wesen und Gebaren der Katzen, und das ganze Buch kann als Geschenk für jung und alt bestens empfohlen werden. — Als sehr gut ausgestattetes und dabei nützliches Buch präsentiert sich der in elegantem Einbande vorliegende neue Jahrgang der illustrierten Zeitschrift für alle Liebhabereien im Reiche der Natur, die unter dem Titel **Natur und Haus** von Dr. L. Staby und M. Hasdörffer herausgegeben wird und im Verlage von Robert Oppenheim in Berlin erscheint. Hier findet sich wirklich eine reiche Fülle von nutzbringender und erfreuender Belehrung, Aufschlüsse über Gartenpflanzung und Blumenpflege nach allen Richtungen, über Vogelzucht, über das Sammeln von Käfern und Schmetterlingen und über hundert ähnliche Dinge. Zahlreiche Bilder im Text dienen zur Erläuterung.

Von dem großartig angelegten Werke **Spamers Illustrierte Weltgeschichte** (Leipzig, Otto Spamer) ist jetzt der siebente Band ausgegeben worden. Derselbe bildet den dritten Teil der „Geschichte der neueren Zeit", welche von Professor Otto Kaemmel bearbeitet ist und auch abgesondert von dem Gesamtwerke bezogen werden kann. Dieser neu ausgegebene Band, der vom Verfall der bourbonischen Macht bis zum Beginn der großen französischen Revolution geht, bringt 465 Textabbildungen nebst vierunddreißig Beilagen und Karten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man diese „Illustrierte Weltgeschichte", bei welcher namentlich das kulturhistorische Element berücksichtigt ist, als einen Schatz für jede Haus- und Familienbibliothek bezeichnet. Auf das Gesamtwerk werden wir nach dessen vollständigem Erscheinen seiner Zeit eingehender zurückkommen. — Im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig sind zwei Werke in neuen Auflagen erschienen, welche beide dem Gebiete der Anthropologie angehören und von denen jedes in seiner Art das höchste Lob verdient. Das eine ist **Der Mensch** von Johannes Ranke, ein Werk, in welchem die Naturgeschichte des höchsten irdischen Geschöpfes ausführlich dargelegt wird. Das Buch zerfällt in zwei Teile, von denen der eine von



Otto E. Ehlers.

der Entwickelung, dem Bau und Leben des menschlichen Körpers handelt, während der andere die körperlichen Verschiedenheiten der Menschenrassen, und zwar der vorgeschichtlichen bis zu den gegenwärtigen, schildert. Diesem interessanten Buche, welches vorzüglich ausgestattet, durch zahlreiche Abbildungen im Text, Karten und Farbendrucktafeln geziert ist, schließt sich das zweite große Werk aus demselben Verlage an, welches **Völkerkunde** betitelt und von Friedrich Ratzel verfaßt ist. Hier ist das ethnographische Element als Grundlage aller Kulturentwickelung ins Auge gefaßt. Der Name des Verfassers giebt die Gewähr für gediegenste wissenschaftliche Bedeutung, und dabei ist die Ausführung im besten Sinne populär. Diese beiden hochbedeutenden wissenschaftlichen Werke kann man als Seitenstücke zu dem in demselben Verlage erschienenen berühmten **Brehms Tierleben** ansehen, das gleichfalls für jede Hausbibliothek von unschätzbarem Werte erscheint. — Ein glänzend ausgestattetes, reich und prächtig illustriertes Werk unter dem Titel **Finland im neunzehnten Jahrhundert**, in Wort und Bild dargestellt von finländischen Schriftstellern und Künstlern, ist im Kommissionsverlag von G. W. Edlund in Helsingfors und K. F. Köhler in Leipzig erschienen. Wenn irgend ein Werk, abgesehen von der vollendeten Ausstattung und dem gediegenen Inhalt, allein durch den Gegenstand die Herzen gewinnen kann, so ist es diese Schilderung des finischen Landes und Volkes, dessen Schicksale allgemeine Teilnahme erwecken und gerade im gegenwärtigen Augenblicke, wo ihrer vielleicht manche Wendung harrt, aufs neue die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Die zahlreichen Illustrationen gewähren einen interessanten Einblick in das Kunst- und Kulturleben des fernen nordischen Volkes, das uns Deutschen innerlich so verwandt ist. — Um auch einmal einige Bücher zu erwähnen, die nicht illustriert sind und doch sich vortrefflich zu Geschenken eignen, machen wir namhaft: **Goethes Frauengestalten** von Louis Lewes aus dem Verlage von Carl Krabbe in Stuttgart, eine neue Variation des schon von Adolf Stahr behandelten Themas. Der kürzlich leider verstorbene Verfasser hat jedenfalls vielfach eine originelle Auffassung bewiesen, und sein Stil ist hervorragend glänzend. Louis Lewes hat sich bereits durch ein Buch über „Shakespeares Frauengestalten“ günstig eingeführt, und auch sein neues Buch wird in der geschmackvollen Ausstattung, welche die Verlagshandlung demselben verliehen, viele Freunde finden. — Ferner ist in Adalbert Fischers Verlag in Leipzig das erheiternde Werk **Demokrit der Jüngere** von D. Haek um einen Band vermehrt worden. Es ist eine beträchtlich gekürzte Bearbeitung des berühmten vielbändigen Werkes „Die Papiere eines lachenden Philosophen“ von Weber. Ohne die vorliegende Ausgabe auf Kosten des Vorgängers zu loben, können wir doch sagen, daß dieselbe in ihrer Kürze handlicher und auch für den Hausgebrauch geschickt zurecht gemacht ist. — Für besondere Fälle dürfen wir noch das schön ausgestattete **Buch der Braut** hervorheben, welches bereits in neunter vermehrter und verbesserter Auflage bei Gustav Gräbner in Leipzig erschienen ist. Es ist eine Art Almanach, eine Sammlung lyrischer Gedichte, ausgewählt von Frauenhand, und mit zahlreichen sinnigen Illustrationen geschmückt. — Aus dem rührigen Verlage von Adolf Bonz u. Co. in Stuttgart, der durch seine sehr geschmackvoll ausgestatteten und mit echt künstlerischem Gefühl illustrierten Ausgaben rühmlich bekannt ist, sind einige Neuigkeiten versandt worden, die wir gern empfehlen, so unter anderem von Ludwig Ganghofer die vierte Auflage von **Der Klosterjäger**; sodann eine neue Auflage von **Almer und Jägerleut** und endlich von demselben Verfasser neu **Die Martinsklause**, Roman aus dem zwölften Jahrhundert, illustriert von A. Seligmann (zwei Bände). Die Ganghoferschen Schriften sind in ihrer kernigen Frische und der naturwahren Charakteristik bekannt und beliebt genug, und in der hübschen Ausstattung, die ihnen hier gegeben wird, eignen sie sich vorzüglich zu Festgeschenken. Aus demselben Verlage erwähnen wir auch **Glückliche Reisen** von Ludwig Hevesi, eine Sammlung von kleineren und größeren Skizzen und Schilderungen aus verschiedenen Weltgegenden, die in novellistischer Weise gehalten sind. — Höchst originell in Inhalt und Ausstattung giebt sich ein Buch, welches in Leipzig in C. F. Amelangs Verlag herausgekommen ist. Es betitelt sich: **Dichtergrüße aus dem Osten**, japanische Dichtungen, übertragen von Prof. Dr. K. Florenz in Tokio. Die ganze Ausstattung des Buches erscheint so echt japanisch, daß in jedem Fall eine ungemein geschickte Nachahmung konstatiert werden muß. Warum sollte aus der Fülle japanischer Gedichte sich nicht eine Auswahl treffen lassen, die unserem Empfindungsleben entspricht, und warum sollte bei dem regen Verkehr der Nationen nicht in Tokio ein Buch im besten japanischen Geschmack im Auftrage einer Leipziger Verlagsfirma hergestellt werden? — In sehr splendider Ausstattung, mit zahlreichen interessanten Abbildungen und einem ebenso charakteristischen wie prächtigen Einband liegt die zweite Auflage der Reiseschilderung **Im Sattel durch Indo-China** von Otto E. Ehlers in zwei Bänden vor. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) Der scharfe Blick des bekannten Reisenden, sein originelles schneidiges Wesen und der humoristische Ton seiner Mitteilungen haben ihn bereits zu einem viel gelesenen Reiseschriftsteller gemacht, und niemand wird seine Schilderungen ohne wirklichen Gewinn und Genuß lesen. — Wer den Bestrebungen der Frau von Suttner und der um sie gescharten Freunde des Friedens zustimmt, dem wird ein festlich ausgestattetes Buch willkommen sein, welches unter dem Titel **Friedensstimmen** eine große Anzahl von Äußerungen enthält, die zu den verschiedensten Zeiten von hervorragendsten Persönlichkeiten gethan wurden. (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag.) Das Buch ist von Leopold Katscher zusammengestellt

und durch ein Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer, sowie durch ein Vorwort von Bertha von Suttner eingeleitet. — Auch der neue, fünfte Jahrgang des **Cottaschen Musen-Almanachs**, herausgegeben von Otto Braun (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.), kann mit seiner zierlich eleganten Ausstattung und den sechs Kunstbeilagen als ein hübsches Geschenkbuch bezeichnet werden. Der Inhalt ist recht mannigfaltig und es finden sich viele Namen beliebter neuer Dichter darin. — Für manche Musikfreunde, die vorzugsweise an anmutigen Tanzweisen und gefälligen Operettenmelodien ihre Freude haben, wird die Biographie des Walzerkönigs **Johann Strauß** von Ludwig Eisenberg aus dem Verlage von Breitkopf u. Härtel in Leipzig ein willkommenes Geschenk sein. Kürzlich waren fünfzig Jahre verstrichen, seitdem Johann Strauß den Dirigentenstab seines Vaters geerbt hatte und die weltberühmte Strauß-Kapelle leitete. Das Lebensbild des genialen Mannes ist zugleich ein Beitrag zur neueren Geschichte der lebenslustigen Stadt Wien, und wie manche Jugenderinnerung knüpft sich überall in der Welt an den Namen Johann Strauß! Das gefällige Buch wird daher vielfach Freude bereiten. — Auch die Verlagshandlung von A. G. Liebeskind in Leipzig ist nicht zurückgeblieben und hat einige ihrer ungemein zierlich ausgestatteten Bändchen für die Weihnachtszeit fertig gestellt. Den Verehrern der humoristischen Dichtungen von Heinrich Seidel wird es sehr willkommen sein, daß als dreizehnter Band seiner „Gesammelten Schriften“ der Dichter ein Bändchen Erinnerungen aus seinem Leben unter dem Titel **Von Perlin nach Berlin** herausgegeben hat. Im Pastorenhaus zu Perlin in Mecklenburg hat nämlich der jetzt in Berlin lebende Heinrich Seidel das Licht der Welt erblickt. Der behagliche Humor, der ihm eigen ist, macht sich auch in dieser Lebensschilderung überall geltend. Sodann erwähnen wir die neue Auflage der Sammlung **Neue Märchen** von Rudolf Baumbach aus demselben Verlage. — Noch zierlicher in der Ausstattung sind die **Illustrierten Elzevir-Ausgaben** aus dem Verlage von Hermann Seemann in Leipzig. Jedes Bändchen bringt irgend ein klassisches Werk, freilich in sehr kleinem, aber scharfem Druck und mit hübschen Illustrationen versehen. Wir nennen davon Heines „Harzreise“, den „Peter Schlemihl“ von Adalbert von Chamisso, Hauffs „Phantasien im Bremer Ratskeller“ und ein Bändchen „Balladen“ von Goethe-Schiller. Die netten Illustrationen sind von verschiedenen anerkannten Zeichnern gefertigt.

Auch an Schriften für die Jugend ist manches erschienen, was als Festgeschenk zu empfehlen ist. So die illustrierte Pracht-Ausgabe von **H. C. Andersens Märchen**, welche in Eduard Wartigs Verlag in Leipzig herauskam. Die Märchen selbst bedürfen keiner Anpreisung, aber über die geschmackvolle und reiche Ausstattung darf füglich ein lobendes Wort gesagt werden. Es ist bereits die dreißigste Auflage, und die Verlagshandlung hat vier neue farbige Vollbilder und achtzig neue Textillustrationen beigefügt. Diese letzteren bestehen zum großen Teil in gefälligen Vignetten und leicht eingestreuten Bildchen, welche die Phantasie angenehm beschäftigen und dem Charakter der unsterblichen Märchendichtungen Andersens entsprechen. — Aus dem Verlage von Herm. J. Meidinger in Berlin sind außer neuen Auflagen von früher erschienenen Jugendschriften auch mancherlei neue Bände versandt worden. Wir erwähnen davon die Geschichte eines musikalischen Wunderkindes aus der Zeit von Mozart und Beethoven, wobei das musikliebende Wien als Schauplatz gewählt ist. Für jugendliche Musikliebhaber ist dies Buch eine besonders anregende Gabe. Der Titel desselben lautet **Lorbeerkranz und Dornenkrone**, Erzählung aus Beethovens Tagen von Paul Oskar Höcker. In anderer Weise interessant ist die Erzählung **Der Salzgraf von Halle** von Bruno Garlepp, welches ein Kulturbild aus Deutschlands Mittelalter bietet. Da die Salzwirkerschaft von Halle noch heutigestags eine gewisse Bedeutung besitzt, hat auch diese Erzählung einen besonderen Reiz. Eine historische Erzählung aus noch früherer Zeit bietet Heinrich Löbner unter dem Titel **Wintersonnenwende**. Der Stoff ist der Geschichte der Sachsenkriege unter Karl dem Großen entnommen, und der Verfasser sucht einen möglichst vorurteilsfreien Standpunkt festzuhalten. Aus neuester Zeit bietet Ferdinand Sonnenburg ein Lebensbild **Fürst Bismarck**, worin die große nationale Erhebung Deutschlands in Verbindung mit dem persönlichen Entwickelungsgang des Altreichskanzlers geschildert wird. Porträts und Gruppenbilder sind dem interessanten Buche beigegeben. Noch zwei neue Erscheinungen aus demselben Verlage stammen von bekannten Jugendschriftstellerinnen. Unter dem Titel **Was Ihr wollt** giebt Helene Stökl eine Anzahl allerliebster Erzählungen, und Elise Bake nennt eine Auswahl kleiner Geschichten **In traulichen Stunden**. Diese beiden Bücher enthalten sehr hübsche bunte Bilder nach Aquarellen von M. Stüler, und alle zuletzt erwähnten Jugendschriften aus dem Meidingerschen Verlage sind in Bezug auf die Abbildungen, Einbände und sonstige Ausstattung durchaus zu loben. — In gleicher Weise kann man die Jugendlitteratur aus dem Verlage von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig aufs neue rühmend hervorheben. Zwei richtige Soldatengeschichten, welche der Knabenwelt willkommen sein werden, betiteln sich **Deutschlands Heerführer** (1640 bis 1894) verewigt in den Namen der Regimenter und Bataillone des Deutschen Heeres, in Wort und Bild dargestellt von Sprösser. Der Verfasser ist selbst Hauptmann und Compagnie-Chef, womit schon die Gewähr erschöpfender Sachkenntnis gegeben ist. Das zweite Soldatenbuch heißt **Der Königsurlauber** von Paul Arnold. Es ist eine Erzählung so recht geeignet für unsere Knaben und spielt zur Zeit des letzten Krieges mit Frankreich. In demselben Verlage erschien auch

eine sehr hübsche illustrierte kulturhistorische Erzählung **Im goldenen Augsburg** von Gustav Höcker, worin die oft erzählten romantischen Begebenheiten aus Augsburgs Glanzzeiten neu belebt werden. — Eine recht reiche Auswahl von Geschenkbüchern für die Jugend hat die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart diesmal herausgegeben. Da ist z. B. **Das Neue Universum**, ein Buch von sehr reichhaltigem und verschiedenartigem Inhalt, hauptsächlich für Knaben bestimmt, denn es beschäftigt sich vorzugsweise mit Maschinenwesen, industriellen Fragen, Militär, Technologie, naturwissenschaftlichen Mitteilungen u. dgl. Aber es sind auch Erzählungen und allerlei Anleitungen zu Unterhaltungsspielen darin enthalten. Das Buch ist reich illustriert und sehr geschmackvoll gebunden, kurzum ein richtiges Festgeschenk. Für junge Mädchen eignet sich besser der neue Band des illustrierten Mädchenjahrbuches **Das Kränzchen**, welches in viel reicherem Maße mit belletristischen Beiträgen: Erzählungen, Novellen und Dichtungen, versehen ist, aber auch über Beschäftigung mit weiblichen Handarbeiten, über Haus und Küche sind Belehrungen darin enthalten, ebenso werden mancherlei wissenschaftliche Fragen erörtert, sowie über Gesundheitspflege geplaudert. Sehr zahlreiche Illustrationen sind dem stattlichen Buche beigegeben, darunter auch Moden und Muster für weibliche Arbeiten. Sehr empfehlenswerte Geschenkbücher aus demselben Verlage sind ferner **Der Jugendgarten**, eine Festgabe für Knaben und Mädchen, gegründet von Ottilie Wildermuth und fortgeführt von deren Töchtern. Es liegt der neunzehnte Band dieses inhaltreichen und schön illustrierten Buches vor. Auch das Album der Mädchenwelt **Maienzeil**, eine Sammlung von Novellen und Gedichten neuerer Dichter, sehr schön und reich illustriert und wunderhübsch gebunden, ist ein reizendes Geschenk für Mädchen. Ein in jeder Hinsicht gediegen ausgestattetes Werk, dessen Studium für alt und jung Interesse haben wird und das auf den Weihnachtstischen eine rechte Zierde bilden kann, betitelt sich **Deutscher Kaiser-Saal** von Bruno Gebhardt und giebt bei Gelegenheit der Biographien sämtlicher deutscher Kaiser, von Karl dem Großen bis zu Wilhelm I., einen sehr vorurteilsfreien Überblick über die Geschichte des alten und neuen Deutschen Reiches. Die Union giebt aber auch Erzählungsbücher oder Jugendromane heraus. Ein schön ausgestattetes, mit sechzehn ansprechenden Tondruckbildern versehenes Buch dieser Art ist **Der Schatz im Silbersee** von Karl May, eine Geschichte, die unter den Indianern Nordamerikas spielt, also auf einem Gebiete, das der Jugend stets sehr sympathisch ist. Von demselben Verfasser sind bereits andere ähnliche Erzählungswerke erschienen. Schließlich erwähnen wir noch die sehr hübsch ausgestatteten und dabei ungemein billigen Bändchen der **Universalbibliothek für die Jugend**, gleichfalls aus dem Verlage der Union. Die Auswahl ist hier sehr mannigfaltig; es sind Erzählungen für die Jugend, Bearbeitungen anerkannter Schriften von bewährten Autoren, sämtlich hübsch gebunden und gut illustriert, und es liegen bereits weit über dreihundert der zierlichen Bändchen vor. — Eine andere Stuttgarter Firma, Gustav Weise, hat gleichfalls in dankenswerter Weise für die verschiedenen kindlichen Altersstufen gesorgt. Für kleinere Kinder, denen das Lesen noch eine unbekannte Wissenschaft ist, findet sich da ein Buch **Unsere Haustiere**, zwölf Bilder in Großformat nach Aquarellen von Greiner und Zweigle. Anspruchsloser im Format ist **Im Tiergarten**, welches ausländische Tierbilder bringt. Unter dem Titel **Anschauungsbilder für kleine Leute** und **Aufgepaßt** folgen dann zwei Büchlein von dauerhaftem Material, in denen allerlei Geräte, Tiere und Pflanzen zur Anschauung für kleinere Kinder vorgeführt werden. Zum Vorlesen oder auch zum Selbsterlernen folgt dann **Erzähl uns was!**, ein Bilderbuch mit Verschen und Illustrationen von Jul. Kocher. Für größere Kinder hat dieselbe Verlagshandlung zwei Märchenbücher herausgegeben, deren Inhalt von nie veraltendem Werte ist und immer wieder Anklang findet. Es sind die **Kinder- und Hausmärchen** der Gebrüder Grimm, diesmal mit vier Aquarellen und fünfzig Textbildern geschmückt; sodann die mit vier Farbenbildern gezierte Auswahl **Die schönsten Märchen aus Tausend und eine Nacht** für die Jugend ausgewählt und bearbeitet. Ein sehr gefällig ausgestattetes Buch ist endlich noch die Erzählung für erwachsene Mädchen **Seine kleine Frau** von Bertha Clément, welche gleichfalls bei Gustav Weise erschienen ist. — Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir noch, daß die Erzählung **Leni von Hohenschwangau**, welche von der beliebten Schriftstellerin Clementine Helm für erwachsene junge Mädchen verfaßt wurde und bei ihrem ersten Erscheinen so viel Anklang gefunden hat, bei Richter u. Kappler in München in dritter Auflage erschienen ist.

---

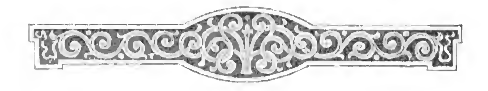
# Litterarische Notizen.

**Schwester-Seele.** Roman von Ernst von Wildenbruch. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) — Der Titel dieses Romans ist von der Heldin abgeleitet, die in der schwesterlichen Liebe zu dem etwas jüngeren Bruder ihren Lebenszweck zu erkennen glaubt, bis ein neues Element in ihre Empfindungswelt eintritt, die Liebe zu einem bedeutenden Manne, der an äußerlichen Gaben hinter dem Bruder zurücksteht, ihn aber an Geist und Genialität bedeutend überragt. Die

Vorgänge spielen sich in einer mittleren Stadt ab, wo das Haus des Regierungsrats Röhring eine Art Mittelpunkt für geistige Interessen bildet. Der Regierungsrat hat in seiner Jugend geglaubt, daß ihm poetisches Talent verliehen sei; sein Sohn Percival, ein jugendlich schöner Mann, gilt im Kreise der Bekannten als Dichter, und Freda, die Schwester, glaubt an sein Talent und erwartet große Dinge von seiner Zukunft. Da erfährt Percival, daß ein junger Referendar, einer seiner Kollegen, Namens Schottenbauer, ein großes poetisches Talent sein soll, und er läßt sich gelegentlich zu einer theatralischen Aufführung einen Prolog von ihm dichten. Niemand weiß, daß Percival sich mit fremden Federn geschmückt hat, nur Freda, die schwesterliche Vertraute, erfährt das Geheimnis und wirft einen Groll auf den fremden Menschen, der die Veranlassung geworden ist, daß der bewunderte Bruder eine etwas geckenhafte Rolle spielt, während der Prolog ihr den Fremden als einen hochbegabten Dichter zeigt. Schottenbauer, der ein recht unscheinbares Äußere besitzt, wird in das Haus des Regierungsrates eingeführt, wo Vater und Sohn mit großem Interesse seine weitere Laufbahn verfolgen. Er ist dramatischer Dichter, wird zuerst in Meiningen, dann an einer kleineren Bühne in Berlin und endlich im Schauspielhause daselbst mit steigendem Erfolge aufgeführt. Alles dies aber erweicht nicht Fredas sprödes Herz. Schottenbauer zieht sich endlich gekränkt zurück, und der Regierungsrat Röhring macht einen Ausflug nach der Riviera. Konnte bis dahin als Grund für die ablehnende Haltung Fredas ihre gekränkte Schwesterseele gelten, so bringt nun eine neue Erfahrung den Wendepunkt. Sie macht die Bekanntschaft eines sehr eleganten Mannes, der sich schließlich als Spieler entpuppt. Ihr Vorurteil und ihr persönlicher Stolz ist völlig gebrochen. Das Bestechende in den äußeren Vorzügen des Bruders, der sich inzwischen verheiratet hat, war ihre erste Täuschung, und nun hat sie in einem formgewandten Weltmanne ein elendes Subjekt kennen gelernt. Sie kehrt mit dem Vater zurück, Schottenbauers Wert ist ihr klar geworden, und die Verlobung folgt bald darauf. Der Dichter entschließt sich, die Geschichte von Freda und Percival Röhring, also den vorliegenden Roman, zu schreiben; man braucht demnach nicht weit zu suchen, wenn man die Frage lösen will, wer Schottenbauer eigentlich ist. Der Roman hat dadurch ein doppeltes Interesse. Einmal schildert er mit psychologischer Feinheit den Kampf einer stolzen Mädchenseele gegen die ihr anfangs widerstrebende Liebe zu einem hochbedeutenden Manne, den sie nicht fördern und protegieren kann wie den Bruder, weil er fertig vor sie hintritt, und zweitens sehen wir das Ringen eines genialen Dichters um die Palme des Erfolges und zugleich um die Liebe eines Herzens, das ihn mächtig gefesselt hat. Das Buch wird in der neuen deutschen Romanlitteratur einen bevorzugten Rang einnehmen. G.

* * *

Wilhelm Weigand, **Essays**. Neue Ausgabe. (München, Hermann Lukaschik [G. Franzsche Hofbuchhdlg.].) — In diesem bedeutenden Buche wird zunächst das achtzehnte Jahrhundert an Voltaire und Rousseau geschildert, wobei Ausblicke nach Goethe und den deutschen Romantikern hin gehen. Für das neunzehnte Jahrhundert bilden Sainte-Beuve, Taine, Baudelaire, Flaubert, Zola u. a. die Haltpunkte der Analyse. Zwar vermag der Verfasser nicht, der vielfältigen Bedingtheit verschiedener Kulturlagen bis in alle Einzelheiten gerecht zu werden, aber er greift stets einige fördernde Gesichtspunkte heraus. Wenn es ihm gelingen möchte, die Grundlage seines Wissens zu verbreitern und Anschauungs- wie Darstellungsweise plastischer zu gestalten, so könnte er der Litteraturgeschichte — und nicht bloß der von ihm überschätzten französischen — noch erhebliche Dienste leisten. So haben die Essays allzuviel vom Nebengeschmack des Aphoristischen. Den Kennern der behandelten Erscheinungen wird das formenschön geschriebene Werkchen einige Stunden des Genusses bereiten. D.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



# Umsonst.

Novelle
von
**Hermann Heiberg.**

---

I.

Langsam, gemächlich schlenderte ein junger, in seiner Erscheinung aristokratisch aussehender Mann des Weges und trat dann in eine mächtige Allee, die zu einem in der Ferne auftauchenden Gutsgehöft führte. Ein hohes Dach überragte die Umgebung, und das Stück einer weißen Mauer schimmerte reizvoll unter dichtem Grün hervor.

Als der Mann jedoch das Ende des Baumganges erreicht hatte, zauderte er, wohin er sich wenden sollte. Zur Rechten breitete sich eine sanft abfallende grüne Wiese aus, über die ein schmaler Pfad zu einer die Landschaft durchschlängelnden Au hinableitete, links aber erschien vor seinen Blicken ein von einem hohen Gitter umschlossener Park. In diesen durch das goldschimmernde Doppelthor hineinzutreten, in solcher Richtung die Wanderung fortzusetzen, war verlockend.

Herrliche Bäume, Eichen, Buchen und Linden wechselten mit Tannen ab; dazwischen mit seltenen Gebüschen besetzte breite Rasenpartien. Dennoch entschloß sich der Fremde, den anderen Weg einzuschlagen.

Drüben neben der Au erhob sich ein Gehölz, und seitab stieg aus einem Schornstein eine weiße Rauchsäule empor. Vielleicht fand sich dort ein Wirtshaus, wo der Wanderer rasten konnte. Ohne Plan hatte er das nahgelegene Städtchen Bründe verlassen. Es sei überall schön, hier und dort, wohin er sich wende, hatte man ihm gesagt. Namen von Ortschaften waren auch genannt worden, die ihm aber wieder entfallen waren.

Eine herrliche Gegend hatte er ziellos durchschritten und war, abbiegend von dem bisherigen Wege, nun auf dieses Gutsgebiet geraten. Drunten an der Au angelangt, blieb der Fremde wie gebannt stehen und schaute sich rings um. Zwischen den breit hingestreckten grünen Wiesen wand sich das silberblitzende, ruhig fließende Wasser.

Endlich löste sich der Mann von dem Anblick. Eine zwischen Stachelbeergebüsch und einem hohen Wall belegene Kegelbahn verriet das Wirtshaus. Nachdem er sich dorthin begeben, neben der Hausthür Platz genommen und sich eine Erfrischung bestellt hatte, richtete er einige Fragen an die derb

aussehende Wirtin, welche diese in der den nordischen Leuten eigenen träg-knappen Art und Weise beantwortete.

„Wem gehört das Gut? Wie heißt es?"

„Uns' Baron —"

„Welchem Baron?"

„Ja, de eegentliche Besitzer vun Windemark heet Baron Busch. De dat avers nu pacht hett, dat is sin Vedder, Baron Büde —"

„So, so! Und wo hält sich der erstere auf?"

„De is meist unnerwegs. De reist veel. He hett noch en Besitz, de liggt int Lauenborgsche."

„Hm — hm — Und ist der Pächter ein älterer Mann?"

„Ach nee —"

„Aber selbst Landmann?"

„Ja, so wat! He war fröher Rittmeister bi de Ulanen. He hett avers wat ant Been. Da kunn he nich mehr deenen. Denn so hett em unser Baron dat överlaten —"

„Ist er verheiratet?"

„Nee —"

„So lebt er hier ganz allein?"

„Ah — nee —"

Der junge Mann wollte noch mehr fragen, aber er ward unterbrochen, weil ein Stadtwagen vorfuhr, dem Herren und Damen entstiegen.

Infolgedessen erhob er sich. Er sah links eine Schlucht und in der Ferne das offene Meer. Er beschloß, sich dorthin zu begeben, um eine Umschau zu gewinnen. Bald erreichte er einen zwischen dem Gutsgebiet und der See liegenden fruchtbaren Wiesengrund. Hier hielt er inne und schaute auf das eben von sanften Winden bewegte Meer und auf die mit anmutigen Dorfschaften besetzten und mit Waldungen geschmückten Ufer. Noch ganz benommen von diesem Anblick, schritt er weiter. Durch hohes, mit zahlreichen Feldblumen durchwirktes Gras ging es an dem Gutsgehöft entlang.

Zunächst breitete sich ein mit Weiden bewachsenes Viereck aus; silberblitzende Quellen murmelten zwischen Farnkraut und Gestein. Auf einem kleinen See schwammen weißschwarze Enten, und droben sah man einen weitläuftigen Hühnerhof. Daran aber reihte sich ein großes Gemüseland und, durch ein hellschimmerndes Staket getrennt, ein mit Blumen, Gesträuchen und allerlei schönen Gewächsen schier übersäeter Blumengarten. Aber hier brach auch der Wiesenpfad ab. Ein Zaun von Knüppelholz hemmte den Weg.

Als der Fremde daher eben im Begriff stand, den Rückweg einzuschlagen, raste ein großer schwarzer Hund wie toll hinab, suchte, hin und her rennend, die Umzäumung zu durchbrechen und ließ erst von seinen boshaften Angriffen auf den jungen Mann ab, als eine helle Frauenstimme zunächst milde, dann streng ihm ein: „Hierher, augenblicklich, Pluto!" zurief.

Zugleich trat eine junge Dame hinter dem Gebüsch hervor und erwiderte den verlegen höflichen Gruß des Mannes mit anmutig liebenswürdiger Verneigung. Ja, es lag ein Ausdruck in Blick und Bewegungen, durch den sie an den Tag legte, daß sie durchaus nicht verwundert, viel weniger erzürnt sei, einen Fremden dort zu finden.

Ihm aber ward es fast schwer, sich von hier — gerade jetzt — zu trennen.

In die nordische Welt gehörte sie sicher nicht mit ihrer dunklen Erscheinung, den sanft gebräunten Wangen, dem schwarzen Haar und dem schlanken Ebenmaß der Glieder. Sie trug einen vorn lang zugespitzten Strohhut, ein weißes, ungerafft herabfallendes Kleid, und beschützte das Haupt mit einem roten, mit vollen weißen Rosen geschmückten Sonnenschirm.

Ob ihr Wesen ebenso eigenartig sei, wie ihre äußere Erscheinung von dem Gewöhnlichen abweiche, so dachte der Mann, während er dahinwanderte. Ihn erfaßte ein starkes Verlangen, sie noch einmal wiederzusehen, gar in ihre Nähe zu gelangen, jedenfalls aber etwas über sie zu erfahren.

Er beschloß, die Wirtin zu fragen, sie sollte ihm ihren trägen Mund noch einmal zur Antwort öffnen. Irgendwie ein Abenteuer zu bestehen, wenigstens etwas zu erleben, was von dem Gewohnheitsgleis abwich, war ganz nach seinem Sinn.

Nach einer anstrengenden Arbeitszeit, in der er das Staatsexamen bestanden, hatte sich der Assessor Doktor Friedrich Toll, der einzige Sohn eines reichen Hamburger Kaufherrn, lediglich zu dem Zweck auf die Reise begeben, einmal einige Wochen in der

Natur volle Freiheit zu genießen, dem alltäglichen Leben ein fröhliches Schnippchen zu schlagen.

Als er eben den früheren Platz vor dem Wirtshaus von neuem eingenommen hatte, fuhren die Städter wieder davon. Nach „hü! hü!", nach Peitschenknallen, Wagenrollen und Staubaufwirbeln war alles wieder still und einsam an der silbernen Au, und nur, als eines Fisches metallschimmernder Leib unter sanftem Aufplätschern an der Oberfläche erschien und den stahlblanken Spiegel der Flut trübte, ward für Sekunden die heilige Stille unterbrochen.

Als Friedrich Toll aber die Wirtin rief, erschien statt ihrer ein Mädchen mit mürrischem Wesen und impertinent gelbem Haar und erklärte: „dat de Fru grad nah'n Hof gahn wär, wo se wat int Herrenhus helpen schull!" Dadurch bestimmt, brach Toll wieder auf und nahm den Weg in das drüben emporstrebende Gehölz.

Eine träumerische Ruhe herrschte auch hier. Wunderbare Lichter warf die sich zum Niedergang rüstende Sonne zwischen die Baumstämme.

Im Anschauen versunken, achtete er beim Weiterwandern nicht auf seine Schritte. Erst als er dann plötzlich bis an die Knie versank, ward er seines Irrweges bewußt. Einen mit loser Erde angefüllten, den Pfad durchziehenden frischen Graben hatte er nicht bemerkt, und, stark beschmutzt, gelang es ihm, mit einer gewissen Anstrengung sich daraus zu befreien.

Aber gerade dieser Unfall sollte ihn seinen geheimen Wünschen näher bringen. Eben erschien an der Wegbiegung ein gelber Hund, und ihm folgte ein sehr vornehm aussehender Herr im Jagdkostüm.

Schon während er sich näherte, rief er dem sich vom Schmutz reinigenden Doktor einige bedauernde Worte zu. Und als er vor ihm stand, erwiderte er Tolls höflich verlegenen Gruß äußerst artig und sagte liebenswürdig freimütig: „Thut mir wirklich aufrichtig leid, daß Sie durch die Nachlässigkeit meines Knechtes in solche Situation geraten. Ich hatte ausdrücklich befohlen, den Graben gleich wieder fest zuzustampfen. Wenn man aber nicht selbst nach allem sieht — "

„Bitte, bitte, es war lediglich meine Schuld, mein Herr," fiel Toll bescheiden ein. „Ich bitte sehr um Entschuldigung, hier überhaupt ohne Erlaubnis eingedrungen zu sein." Und sich vorstellend: „Assessor Doktor Toll aus Hamburg, zur Zeit in Bründe."

„Sehr angenehm! Baron von Büde!" gab der Pächter von Windemark zurück, während sie nun beide dem Eingang des Gehölzes wieder zuschritten.

Als Toll sich über den schönen Besitz äußerte, auch durchblicken ließ, daß er gern den Park und den Gutshof besehen hätte, warf Büde gemütlich hin: „Allzeit zu Ihrer Verfügung, Herr Doktor, wann Sie Lust und Neigung haben. Bleiben Sie in Bründe, oder halten Sie sich zum Besuch dort auf?"

Das zuvorkommende Wesen des Barons gab Toll Veranlassung, eine sonst von ihm beobachtete Reserve leichter abzustreifen. Er berichtete, wer seine Eltern seien, und schloß neben sonstigen Offenherzigkeiten mit den Worten: „Ich habe gar nichts vor, als mich etwas in der nordischen Gegend umzusehen, Bekanntschaften anzuknüpfen, eventuell irgendwo zu bleiben, und mich zu amüsieren —"

Freilich schien dies Zuviel den Baron wieder etwas umzustimmen. Der Norddeutsche ist mißtrauisch. Knappe Rede und Zurückhaltung gefallen ihm besser als rasches Vertrauen, da er selbst meist ernst und bedächtig ist.

Da Toll dies nicht entging, nahm er ein anderes Gesprächsthema auf, und als sie sich schließlich trennten, sprach er, um den ursprünglich hervorgerufenen Eindruck wieder herzustellen, von seinen Wünschen, sich das Gut näher anzusehen, gar nicht wieder; aber auch Büde äußerte nichts. —

Er besitze trotz seines freimütig entgegenkommenden Wesens eine stark aristokratische Gemessenheit, urteilte Toll, während er die vor einer Stunde von ihm durchschrittene Allee wieder durchmaß.

Aber als er einen ihm sich zugesellenden Stammgast, mit dem er beim Abendbrot im Hotel in ein Gespräch geriet, über den Pächter von Windemark befragte, ward ihm dieses Urteil nicht bestätigt. Dieser lobte gerade des Barons große Urbanität und schloß mit den Worten: „Alles in allem! Es sind vortreffliche Menschen von hoch ehrenhaften Gesinnungen."

„Sie sprechen von mehreren Büde; hat der Baron noch Familie? Ich sah eine junge Dame im Garten. Ist's eine Verwandte?"

„Es ist seine Schwester, Fräulein Marguerita. Die Mutter war eine Südamerikanerin. Deshalb hat sie die dunkle Gesichtsfarbe und das schwarze Haar."

„Wer ist denn dermaleinst Erbe von Windemark?"

„Es heißt, daß Baron Büde von seinem sehr vermögenden Vetter Baron Busch im Testament mit allem, was letzterer besitzt, bedacht ist. Freilich wird auch gemunkelt, daß sie sich neuerdings völlig überworfen haben. Es soll zwischen dieser Schwester und dem alten Baron Busch etwas vorgekommen sein. Er hat sie heiraten wollen, und sie hat ihm einen Korb gegeben."

* * *

Als Toll am folgenden Morgen erwachte, gingen seine Gedanken dahin, wo sie ihn beim Einschlafen verlassen hatten, zu der Familie Büde.

Und die Beschäftigung mit ihr erhielt eine Fortsetzung, als gegen zehn Uhr ein Bote aus Windemark erschien und dem Doktor zu seiner nicht geringen Überraschung ein Schreiben nachfolgenden Inhalts überreichte:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

Nachdem Sie fortgegangen waren, fiel mir auf die Seele, daß ich auf Ihren Wunsch, das Gut zu besichtigen, gar nicht zurückgekommen sei. Denken Sie noch wie gestern, so bitte ich Sie, uns gütigst den heutigen Nachmittag und auch den Abend zu schenken, an welchem sich einige Freunde bei uns angemeldet haben. Für Fuhrwerk nach Hause ist gesorgt. Da Sie mir sagen, daß Sie nichts bindet, hofft auf eine freundliche Zusage durch den Boten

Ihr sehr ergebener von Büde."

In der That! Höflicher, zuvorkommender konnte man nicht sein! Toll sah mit einmal alle seine Wünsche erfüllt. Er gab auch eine schriftliche Antwort, in der er seinen gehobenen Empfindungen Ausdruck verlieh.

Nachdem er den Tag benutzt hatte, einige Sehenswürdigkeiten der alten Stadt in Augenschein zu nehmen, Kirchen und Aussichtspunkte besucht, gespeist und später noch einige Korrespondenzen erledigt hatte, machte er sich nach Windemark auf den Weg.

Und wieder stand er wie gestern vor dem Kreuzpfad. Drüben glitzerte die silberne Au, und vor ihm that sich der Park mit der goldflimmernden Eingangspforte auf.

Ein breiter, zu Seiten von schönen Bäumen und seltenen Gebüschen flankierter Weg führte in Windungen auf den Gutshof. Wagenspuren bezeichneten das Ziel, das Toll nach fünf Minuten erreichte.

Ein sehr geräumiger Hof. Rechts und links große Scheunen und Wirtschaftsgebäude. Im Hintergrunde das Herrenhaus, an dem oben rechts die Toll bekannten, nach dem Wiesengrund hinabreichenden Gärten lagen, und das rückwärts von einem Parkgehölz umschlossen war.

Schon die Einrichtung des Flurs, den Toll betrat, kennzeichnete den Charakter seiner Bewohner.

Er war wie ein Zimmer eingerichtet und enthielt gemütliche Ecken zum Sitzen, phantastische Möbel und alte Kupferstiche.

Ein sauber gekleidetes Mädchen führte den Gast zur Linken. Sie entschuldigte den Baron, aber das gnädige Fräulein sei da.

Toll ergriff eine starke, sich steigernde Unruhe, bis sie erschien. Nun sollte er ihr gegenübertreten, nun würde er ihre Stimme hören, seine Vorstellungen mit der Wirklichkeit vergleichen, die gewiß noch zu ihren Gunsten ausfiel.

Und dann kam sie ihm entgegen mit dem majestätisch auf den Schultern sitzenden dunklen Kopf, dem vornehm geschnittenen Hals und den strahlenden Augen und sagte mit gewinnendster Liebenswürdigkeit: „Ich hatte, glaube ich, schon das Vergnügen gestern? Es war mir sehr leid, daß der vorlaute Herr, der Pluto, Sie so molestierte. Bitte, nehmen Sie Platz. Mein Bruder bittet sehr um Verzeihung, daß er nicht präcise zur Stelle ist. Er übt als Gutsvorstand die Polizei aus und mußte wegen eines Vorkommnisses ins Dorf."

Nach anderen, dieser Einleitung folgenden Gesprächen sagte Toll, der, immer seinem Schönheitssinn folgend, Umschau hielt: „Sie

sind reizvoll eingerichtet, Baronesse. Überall finden sich Seltenheiten," und einen Blick in die Nebengemächer werfend, in denen es von schönen Dingen wimmelte, fuhr er, sich erhebend, fort: „Darf ich fragen, wer diesen Frauenkopf gemalt hat?"

„Er ist von mir —"

„In der That sehr schön, von einer Künstlerhand gemacht."

„Sie haben zu viel Lob. Es ist nur ein Versuch. Es ist meine Mutter. Hier ist ein Bild, das Sie sicher mehr interessieren wird." Sie zeigte auf das Porträt eines bejahrten Mannes mit schneeweißem Bart und scharf intelligenten Zügen. Es glich einem Patriarchen, einem Herrscher. Jedenfalls war es eine Persönlichkeit, die im Leben eine Rolle gespielt hatte. „Es ist mein Großvater; das Bild ist von einem berühmten Künstler gemalt, als schon die Erblindung eingetreten war."

„Blind! Welch schweres Verhängnis!"

„Ja! Plötzlich stellten sich Verdunkelungen in den bisher völlig gesunden Augen ein. Eine Operation war nicht möglich. Innerhalb vier Tagen war rettungslos Nacht vor seinen Augen. In der ersten Zeit ergriff ihn eine völlige Verzweiflung. Dann aber wußte er die Gemütsbeschwerung wie ein Held zu überwinden, gab nutzloses Klagen auf und richtete mit ganzer Energie seine Aufmerksamkeit auf die Mittel, durch die er sich mit seinem Schicksal am besten einrichten könne. Es gelang ihm in verhältnismäßig geringer Zeit in solchem Maße, daß er sich fast wie ein Sehender bewegte."

„Welche Beschäftigung hatte Ihr Herr Großvater, wenn die Frage —"

„Er war Präsident des Oberlandesgerichts."

„Sie musizieren auch, wie ich sehe, gnädigste Baronesse?"

„Ja. Musik ist sogar eine meiner Lieblingsbeschäftigungen. Es hat einmal jemand gesagt: von allem, was das Leben biete, habe nichts einen so idealen Inhalt. Rohes, Gemeines ließe sich durch sie überhaupt nicht zum Ausdruck bringen. Nur der begleitende Text und die Art der Wiedergabe drücke ihr gegebenen Falles einen solchen Stempel auf. Wenn das aber richtig, was kann dann der Beschäftigung würdiger sein?"

„Mir ist," entgegnete Toll, „ein solcher Gedanke noch nie gekommen. Er ist mir neu. Aber wenn ich nachdenke, so muß ich beipflichten. In der That! Die bildende Kunst, Malerei, Skulptur, auch die Poesie, die Mimik der Bühne, die Recitation ziehen jegliches in das Bereich ihrer Darstellung. Musik vermag nur das den reinen Sinnen, dem Ernst oder der fröhlichen Lust Wohlgefällige zu verkörpern."

„Man könnte einwenden," bestätigte die junge Dame, „es gäbe Töne, die auch das Ohr beleidigten. Aber Mißklang ist keine Musik. So ist das also nicht zutreffend."

In diesem Augenblick trat Baron Büde ins Zimmer. Er war sehr sorgfältig gekleidet. Ein lose sitzender, grauer Anzug umschloß seinen geschmeidigen Körper, und blendend weiße Wäsche umrahmte den Hals und die fast frauenhaft geformten Hände.

Im Gegensatz zu seiner Schwester war er blond. Als sie beisammen standen, wirkte dieser Farbengegensatz äußerst anziehend.

Nach einem auf der Parkveranda eingenommenen Kaffee begaben sie sich auf das Gehöft. Heu und Korn wurde eingefahren. Man stand auf der Grenze des Sommers.

Vier Pferde waren vor die hochbeladenen Wagen gespannt. Daneben die Mädchen mit Strohhüten und Harken in den Händen; die Knechte in Hemdsärmeln mit Heugabeln. Pluto lag träge neben einer der Scheunen in der Sonne, und nur dann und wann blinzelte er mit den Augen und betrachtete seine Umgebung.

Bald darauf ging es in die Kuh- und Pferdeställe. Äußerste Ordnung und Reinlichkeit, wohin man blickte, und über jegliches wußte die Baronesse Auskunft zu geben und an allem zeigte sie lebhaftes Interesse. Sie streichelte ihrem Pferd den Hals und fragte Toll, ob er auch Reiter sei.

Als er bejahte, als er hinzufügte, er sei Lieutenant der Reserve bei den Dragonern, horchte sie hellen Auges auf, und dieser Umstand führte auch die Herren noch enger zusammen.

Das Gespräch geriet, während sie sich zum Park hinter dem Herrenhause wendeten, aufs Militär, auf dessen Vorteile und Nachteile, und zuletzt gelangte man auf Politik und Religion.

„Es giebt keine Gegenstände, die zu erörtern fruchtloser sind als Religion und Politik," äußerte Toll. „Religion ist, man mag sagen, was man will, lediglich Gefühlssache. Alle Beweise, die beigebracht werden über die Natur des Göttlichen und Ewigen, sind Prämissen. Die Natur allein ist das Buch der Erkenntnis. Aus der Betrachtung ihrer Unendlichkeit, Schönheit und zweckmäßigen Mannigfaltigkeit müssen sich die Vorstellungen über das Wesen der Gottheit gestalten —"

„Und wie eine schier endlose Sandwüste mit vereinzelten Grashalmen, die von hungrigen Geschöpfen trotz ihrer Dürre immer wieder abgesucht werden, erscheint mir das Politisieren!" fiel die Baronesse ein.

Eben waren sie nach Durchschreiten eines schmuck gehaltenen Vorgartens in den Park getreten. Zwischen hohen Buchen zogen sich geharkte Wege. Hier und dort zur Linken Ausblicke auf Wasser und Wiesen, die sich an Reizen förmlich überboten. Endlich erreichten sie ein Tannenrevier, und in ihm befanden sich zwei am Ein- und Ausgang gleichsam von rötlichen Abendlichtern behütete, im Inneren durch ein sanftes Halbdunkel gedämpfte Wege.

Ein weicher, von braunen Fichtennadeln seit Jahrzehnten gedüngter Boden machte die Schritte unhörbar. Ein kraftvoll aromatischer Duft erhöhte das Verlangen, hier zu verweilen. Tolls Gefühl wurde so rege und sein Inneres so weich, daß er seinen Empfindungen einen lebhaften Ausdruck verleihen mußte.

Und die Baronesse stimmte ebenso lebhaft bei und richtete ihr forschendes Auge auf den Fremden. Dann aber sagte sie sinnend: „Die Städter äußern so oft, daß sie nicht begreifen, welche Anziehung ein dauerndes Bleiben auf dem Lande haben könne. Das menschliche Auge brauche Farben und abwechselungsreichere Bilder, der Geist finde im Verkehr mit vielen, stets anderen Menschen allein die rechte Nahrung. Ich möchte dagegen behaupten: Die freie Natur bietet ebensoviel, und die ausschließliche Vorliebe für die Stadt beweist Mangel an Seh- und Aufnahmevermögen. Es bieten sich dort nur Reizmittel: die Erschlaffung folgt. Hier finden Körper und Geist immer neue Stärkung."

Jegliches, was die Geschwister sagten, entsprach den Anschauungen des selbst allen Daseinserscheinungen mit einem offenen Blick gegenüberstehenden Doktors, aber dieses schärfere Durchdringen des Gegenstandes von seiten der Baronesse störte ihn ein wenig. Er war gewohnt, daß die Mädchen und Frauen seiner Bekanntschaft nicht viel mitsprachen, und wenn es geschah, ernstere Fragen zurückhaltender behandelten, nicht so entschieden und nicht so philosophierend ihnen nähertraten.

Und dann mußte er sich doch wieder gestehen, daß sie damit nichts Gemachtes verbinde.

Wiederum kam dann und wann eine reizende Naivetät bei ihr zum Ausdruck.

Als sie nach Verlassen des Parkes den Hühner- und Entenhof betraten, als in einem besonderen Gelaß ein paar junge Hündchen besichtigt wurden, war sie wie ein Kind, liebevoll, zärtlich und besorgt.

Am Abend fand Toll Gelegenheit, einige Talente, die er besaß, zum Ausdruck zu bringen. Nachdem er mit den Herren L'hombre gespielt und gewonnen hatte, ließ er bei Tisch in gewandter Rede die Wirte leben, später trug er, sich selbst auf dem Klavier begleitend, mit einer ansprechenden schönen Tenorstimme etwas vor, und endlich ahmte er Menschen- und Tierstimmen mit großer Meisterschaft nach.

So sehr hatte er den Geschwistern gefallen, daß sie ihm ein Wiedersehen am nächsten Tage und einen Ausflug nach einem in der Nähe belegenen fürstlichen Sommersitz vorschlugen.

Toll ward eingeladen, bereits um die Tischzeit einzutreffen. Als sich bei endlichem Aufbruch schon die Gäste auf den Flur begeben hatten, er aber, des Wagens wartend, den der Baron anspannen ließ, noch mit der Baronesse plaudernd dastand, sagte sie liebenswürdig: „Wenn Sie Ihre Zusage nur nicht gereut! Morgen denken Sie am Ende: hätt ich nur nicht ja gesagt."

Dabei sah sie ihn mit jener Schalkhaftigkeit im Auge an, die allezeit ein Interesse verrät, und auch durch die neckische Betonung ihrer Worte trat eine Wertschätzung seiner Person zu Tage, die von ihrer bisherigen Haltung wesentlich abwich.

Toll aber drängte sich mit seinem Wesen zu ihr und entgegnete: „Darf ich sagen, daß die Wirte dieses Hauses mich magnetisch zurückziehen, Baronesse? So begegne ich also schon Ihren gütigen Einwänden. Aber noch anderes! Ich habe im Gegenteil Ihnen von ganzem Herzen zu danken, daß Sie den Fremden so ungewöhnlich gastfreundlich aufnehmen! Es kommt selten, wohl nie vor, daß sich jemand, auf so geringe Verdienste gestützt, so artig behandelt sieht."

Hierauf ergriff er ihre Rechte und berührte sie mit seinen Lippen.

Sie sagte nichts. Sie bewegte nur sanft das Haupt. Aber als er draußen vor dem Abschied erst dem Baron und dann auch ihr, die hinausgetreten, nochmals die Hand gab, fühlte er einen sanften Gegendruck.

* * *

Das Urteil, das sich dem Doktor durch ein Zusammensein mit den Geschwistern auf dem Gutshofe aufgedrängt, war ein durchaus vorteilhaftes, es stimmte mit dem überein, das der Bründer Herr am Abend vorher gefällt hatte.

Aber neben der den Genußmenschen eigenen größeren Leichtlebigkeit fand er bei beiden Geschwistern ein außerordentlich entwickeltes Ehr- und Rechtsgefühl. Sie berichteten über verdrießliche Vorkommnisse in anderen Familien und fällten unerbittlich strenge Urteile, sofern es sich um einen Bruch von Zusagen handelte, sofern kavaliermäßige Denk- und Handlungsweise außer acht gelassen waren.

Einem so subtilen Empfinden war Toll bisher kaum begegnet. Aber eben daraus entwickelte sich um so mehr das Verlangen, mit dieser zufällig auf seinen Lebensweg geratenen Familie auch ferner im Zusammenhang zu bleiben, die guten Beziehungen zu befestigen und weiter auszubilden.

Über Toll hatte einmal jemand geäußert: er sei ein Mann von auserlesenem Geschmack, für seine Jahre von großem sittlichem Ernst und von der Natur geistig besonders bevorzugt.

Und da dies zutraf, da er nichts mit halbem Auge betrachtete, vielmehr in das Wesen der Dinge einzudringen suchte, war es auch begreiflich, daß sich solcher Wunsch in ihm regte.

Äußerungen, die fielen, erhöhten noch die vorteilhaften Eindrücke, die er von den beiden Geschwistern empfangen hatte.

Als sie nach Besichtigung des fürstlichen Sommersitzes vor einem dort befindlichen Wirtshaus rasteten und Büde sich wegen der Bestellung eines Imbisses entfernt hatte, kam die Rede zwischen Toll und Marguerita auf Lebenskunst.

„Lebenskunst heißt," warf Toll hin, „seine Vorstellungen in einer günstigen Weise regulieren. Sie bestimmen unsere Glücksempfindungen. Sagt der Arzt dem Kranken: ‚Was Ihnen fehlt, ist ohne Bedeutung!' so ist er schon halb wieder gesund. Erheben wir unsere Voraussetzungen zu Thatsachen, so gelangen wir zu keinem sentimentalen Grübeln. Waren auch bereits in dem Moment, in dem wir unseren gehobenen Vorstellungen nachgaben, unsere Schicksale anders, ungünstig entschieden — was schadet es? Die Kunde, daß wir eine Enttäuschung erlitten, kommt immer noch früh genug! Gäbe es Brillen, durch die man die Dinge der Welt allezeit in einem günstigen Licht anzuschauen vermöchte, würde man selbst den Siegeszug des Todes hemmen können."

Darauf erwiderte Marguerita: „Was Sie als Lebenskunst verteidigen, ist wohl mehr praktisch, bequem, als moralisch. Unter dieser Hingabe an die Illusion leidet das Pflichtgefühl und die ausübende Gerechtigkeit gegen andere. Was ist aber der Mensch ohne sie?"

Und der Baron warf, als sie abends nach der Rückkehr, im Rauchzimmer bequem zurückgelehnt, für eine Weile allein beisammen saßen, mit überraschender Offenheit hin: „Sie fragen mich, weshalb ich nicht heirate? Ich habe zu viele Passionen, und ich brauche zu viel für mich und meine Verwandten, von denen nämlich noch eine unbemittelte Cousine außer meiner Schwester vorhanden ist. Ich vermag eine Frau nicht zu ernähren, wenn ich annähernd so weiter leben will, wie es jetzt geschieht. — Man muß Selbsterkenntnis üben, man muß mit seiner Veranlagung rechnen. Ich habe mich von vielen Dingen fern gehalten, weil ich weiß, daß ich mich leicht vom Augenblick hinreißen lasse. Will ich im kleinen mir die Fülle von

Abwechselungen und hier das Recht und die Annehmlichkeit, mich nach meinem Behagen einzurichten, erhalten, so muß ich im großen verzichten. Ich wünsche möglichst im Einklange mit mir selbst zu bleiben. Ich bin vielleicht, nach dieser Richtung, ein wenig Egoist; nicht Tugend bestimmt mich zu solcher Handlungsweise, sondern kühle Vernunft. Im übrigen besteht meine Religion in dem Bestreben, möglichst Pflicht zu üben gegen mich selbst und Gerechtigkeit gegen andere."

In diesem Bekenntnis gelangten dieselben Grundsätze zum Ausdruck, denen Marguerita das Wort geredet hatte.

* * *

Für den nächsten Tag hatte Doktor Toll seine neuen Freunde zu sich ins Hotel zu einem Mittagessen eingeladen, und da abends im städtischen Schauspielhaus Komödie gespielt wurde, auch dafür Billette besorgt.

Eine Enttäuschung ward ihm freilich schon in der Frühe. Ein Bote überbrachte ein Schreiben, in welchem Baron Büde unter vielen Entschuldigungen meldete, daß seine Schwester nicht erscheinen würde. Sie sei von einem starken Unwohlsein befallen, das sie gegenwärtig sogar ans Bett fessele.

Bei der heftigen Sehnsucht, die Toll erfüllte, von neuem mit dem schönen und klugen Mädchen in Berührung zu gelangen, war es begreiflich, daß sich seiner nicht nur ein Gefühl starker Enttäuschung bemächtigte, sondern auch eine leise Bedrückung von ihm Besitz nahm. Er zog aus dieser Absage Schlüsse auf Margueritas Gesinnungen.

Wenn sie Wert darauf legte, mit ihm in Berührung zu gelangen, würde sie — so urteilte er — ihm keine Absage erteilt haben.

Und wenn er sich auch später wieder sagte, ein solches Argumentieren sei bei der Sachlage thöricht, so blieb doch ein Stachel zurück.

Und wie stets in dem Maße das Verlangen zunimmt, als die Hindernisse sich vermehren, so auch hier.

Gerade durch diese Zurückhaltung steigerte sich des jungen Mannes Leidenschaft. Ihr äußeres Bild verschönte sich doppelt, ihr Wert wuchs. Er faßte sogar den Entschluß, Bründe nicht eher wieder zu verlassen, als bis es ihm gelungen war, nochmals in ihre Nähe zu gelangen, ja, wenn alles blieb wie heute, vielleicht ein Bündnis fürs Leben mit ihr zu schließen.

Das unbestimmte Sehnen verwandelte sich bereits in ausgeprägtes Begehren, und die Zeit vor Tisch verging mit Überlegungen, die der Ausführung dieses Schrittes galten.

Unter solchen Regungen seines Inneren, denen sich allerdings die Frage hinzugesellte, ob es verständig sei, nach einer so überaus kurzen Prüfung um ein Mädchen zu werben, traf der Gast, Baron Büde, ein.

Auch am heutigen Tage fühlte sich Toll durch dessen Erscheinung ungewöhnlich angezogen.

Die Kleider, die er trug, machten den Eindruck, als ob sie eben einem Magazin entnommen seien, die Wäsche blitzte in tadelloser Sauberkeit, und die Wahl der Stoffe und Farben, aber auch die Art, wie erstere seinem Körper angepaßt waren, verrieten den Mann von Geschmack und den Mann von Welt.

Zudem war er vortrefflicher Laune, und nach kurzem herzlichem Austausch setzten sich die Herren zu Tisch.

Die Speisen mundeten ihnen vortrefflich, guter Wein löste die Zunge, und allmählich nahm das Gespräch einen immer vertraulicheren Charakter an.

„Sie sollten sich hier in Bründe niederlassen, verehrter Herr Doktor," warf Büde hin. „Es fehlt ein tüchtiger junger Rechtsanwalt, der mit dem Publikum umzugehen weiß. Wie Sie mir sagen, haben Sie längere Zeit bei einem Advokaten gearbeitet, so werden Sie sich also rasch hineinfinden. Die beiden hier wohnenden sind alt, und soviel ich weiß, möchte der eine sogar seine Praxis gegen eine geringe Entschädigung abtreten."

Dieser Gedanke gefiel Toll bei den geheimen Wünschen, die er hegte, so gut, und fand zwischen den Herren neben anderen sie fesselnden Gegenständen eine so eingehende Erörterung, daß die Stunden ihnen im Fluge vergingen, ja daß die Zeit zum Aufbruch für die Komödie gegen ihr Erwarten rasch herangekommen war.

Von dem Wirt erinnert, erhoben sie sich nunmehr schnell und nahmen den Weg über

den Flur. Als sie aber gerade eben auf den Marktplatz treten wollten, kam im raschen Fluge und unter lautem Peitschenknallen ein Wagen angefahren, und in diesem saß — reizend anzuschauen und schon von ferne lebhaft winkend — Marguerita.

* * *

Büdes waren wieder nach Windemark zurückgekehrt, Doktor Toll saß aber noch bei dem Rest einer Flasche Wein unten im Wirtshaus und überlegte die Vorfälle des Abends.

Margueritas unerwartetes Erscheinen hatte alle ungünstigen Voraussetzungen beseitigt.

„Ich konnte nicht widerstehen, mit euch den Abend zu verleben!" hatte sie erklärt und die strahlenden Augen in dem noch etwas blassen Antlitz auf die Herren gerichtet. „Sobald ich mich einigermaßen besser fühlte, ließ ich sogleich anspannen und eilte euch nach. Etwas anderes aber ist, ob die Herren mich nun auch gebrauchen können?" hatte sie liebenswürdig hinzugefügt und in Tolls Zügen nur allzu deutlich die Antwort gelesen, nach der ihr verlangte.

Sehr wohlthuend war es auch dem Doktor aufgefallen, in welcher ehrerbietig auszeichnenden Weise man die Büdes von allen Seiten im Theater begrüßt hatte. Sie genossen offenbar ein großes Ansehen, und wiederum begegneten sie den Einwohnern mit jener gewinnenden Artigkeit, die nur der Höflichkeit des Herzens zu entspringen vermag.

Nach dem Theater, in dem ein kleines, gutgespieltes Lustspiel sie angenehm gefesselt, waren sie ins Hotel zurückgekehrt und hatten dann noch einige sehr fröhliche Stunden miteinander verlebt.

Die Förmlichkeit, die bis dahin zwischen ihnen geherrscht hatte, war so gut wie abgestreift, und da auch Marguerita dem stillen Blick, den der Doktor auf sie richtete, niemals auswich, vielmehr mit einem ihren feinen Mund umspielenden Ausdruck sanfter Hingebung erwiderte, so glaubte Toll ein Recht zu haben, über seine pessimistischen Anschauungen vom Morgen zu lächeln. Marguerita interessierte sich für ihn, sie war ihm gut. Seine Erfahrung und Menschenkenntnis sagten ihm, daß er sich nicht täusche. Und den Schritt zu wagen, war er entschlossen!

Die Besonnenheit, die am Morgen noch mit an seinem Tische gesessen, war verschwunden. Er war, wie alle Verliebte, nur Gefühl und Vorstellung, und sein leidenschaftlich erregtes Herz trieb ihn zum Handeln.

Es war zwischen Büdes und ihm abgemacht worden, daß er am kommenden Tage nochmals, zum letztenmal, ihr Gast sein solle.

Sie erwarteten ihn zum Kaffee und Abendbrot und wollten ihn selbst um Mitternacht im Mondschein zurückkutschieren.

Etwas ernüchtert ward der Doktor am folgenden Morgen wieder, als ein Brief seiner Mutter ihn erreichte.

Sie schrieb, daß sein Vater viele geschäftliche Unannehmlichkeiten gehabt habe und über schlechte Zeiten klage, auch ihr eigenes Befinden lasse zu wünschen übrig, und erwähnte anderes, was sonst als Ergebnis des Wechsels im Lebensdasein sich wiederholt.

Noch einmal ergriff den jungen Mann ein Zaudern, diesmal steigerten sich infolge des rückwirkenden Eindruckes dieser Zeilen die Bedenken sogar in einem solchen Grade, daß einmal das ganze Gebäude seines Vorhabens zusammenfiel.

Ein unerklärlich drängendes, unruhiges Etwas ließ den Entschluß in ihm aufsteigen, Büdes gar nicht wieder zu sehen, ihnen zu schreiben, daß er unerwartet abreisen und auf diesem Wege ihnen lebewohl zu sagen gezwungen sei.

„Fliehe, fliehe! Was du thun willst, wird dich tief gereuen. Statt in ein Land der Sonne einzutreten, werden dir schmerzliche Tage voll Dunkelheit werden!"

Er sprang empor, um dieser Vorstellungen Herr zu werden.

Er sagte sich, daß sie durch nichts berechtigt, daß sie nur Folgen seien der starken körperlichen Gemütsanspannung des gestrigen Tages. Büde und er hatten viel gegessen und getrunken. Auch der menschliche Geist kann einen bitteren Geschmack auf der Zunge verspüren, nicht nur der Körper wird nach starken Gelagen in Mitleidenschaft gezogen.

Seine Vorstellungen zu regulieren verstehen, war Lebenskunst! Hatte er das nicht selbst gepredigt?

Ein Spaziergang ins Freie, ein Schlendern durch die alte hübsche Stadt mit ihren schönen mittelalterlichen Häusern und vorgebauten Läden, das Marktgewühl und später die Besichtigung der ehrwürdigen Stiftskirche mit ihren interessanten Einzelheiten schuf andere Eindrücke. Als er sich nach der Rückkehr ins Wirtshaus prüfte, fand er nicht nur das Gleichgewicht seines Inneren wiederhergestellt, sondern auch den alten unbezwinglichen, alle Bedenken beiseite schiebenden Sehnsuchtsdrang, dem schönen Mädchen seine Liebe zu gestehen und das Gegengeständnis aus ihrem Munde zu vernehmen.

Eine besondere Aufmerksamkeit erwies ihm Baron Büde noch dadurch, daß er ihm trotz der Erntezeit einen Wagen sandte. Bald nach Tisch stampften zwei Braune das Pflaster vor der Thür des Hotels, und in raschem Fluge ging's nach Windemark.

Mit wie ganz anderen Augen betrachtete heute der junge Mann die Landschaft und die Umgebung des Gutes!

Er hieß in seiner Ungeduld den Kutscher auch nicht den Weg durch die Allee nehmen, sondern fuhr auf einem näheren, dem sogenannten Hofweg, dem Gehöft zu.

Pluto bellte, aber beruhigte sich sogleich wieder. Aus der Meierei trat zufällig die Meierin und grüßte freundlich bekannt. Alle Gutsinsassen, denen er begegnete, zogen ehrerbietig den Hut, und als der Wagen vor dem Herrenhaus hielt, standen beide Geschwister mit ihren graziösen Erscheinungen, mit ihren, gleichsam fröhliches Leben ausstrahlenden und einhauchenden Augen und ihren herzlichen Willkommensmienen vor der Thür und schüttelten ihm wie einem langjährigen Freunde die Hand.

„Meine Schwester wollte eine Wette mit mir eingehen, daß eine Absage von Ihnen kommen werde!“ erklärte Büde, während sie sich zum Kaffee auf die Veranda begaben.

Der Doktor stutzte bei diesen Worten. Es bestand also bereits ein Seelenzusammenhang zwischen ihnen, der sie ahnen ließ, was in ihm vorging. Dennoch ließ er sich so wenig merken, daß er ihr mit einem neckenden Scheltwort begegnete. „Setzen Sie so geringes Vertrauen in meine Zuverlässigkeit?“ warf er hin und heftete sein Auge mit einem sanft werbenden Ausdruck auf sie.

„Nein — und ja,“ entgegnete sie; aber als er ferner anheben wollte, wurde er von Büde unterbrochen, der mit allerlei Plänen kam. Er schlug vor, nach dem Kaffee einen Ausflug an die Sunderfähre zu unternehmen.

Die Sunderfähre war ein Wirtshaus, das an einer Bucht der See lag und sehr viel von den Umwohnenden und Bründern besucht ward.

„Sie müssen doch noch etwas von unserem schönen Norden kennen lernen, bevor Sie auf Nimmerwiedersehen — ich wollte sagen, bevor Sie sich als Rechtsanwalt in Bründe niederlassen,“ äußerte Büde und verbesserte sich neckisch.

„Wie? Sie haben die Absicht, sich ihr Leben in dem kleinen langweiligen Nest einzurichten?“ fiel Marguerita verwundert, schier erschrocken ein.

Eben wollte sie Toll die Kaffeetasse hinstellen, hielt aber inne und begleitete ihre Frage mit einem Ausdruck, als ob sie nicht fassen könne, daß ein vernünftiger Mensch auf dergleichen geraten kann.

Und das machte den Doktor wieder irre. Sie freute sich nicht! Sie begrüßte die Aussicht, ihn dauernd in ihrer Nähe zu haben, durchaus nicht enthusiastisch. Verliebte sind Kinder, und sofern etwas geschieht, was ihren Voraussetzungen entgegentritt, empfindlicher als quecksilberne Kügelchen.

Aber auch dieses Thema gelangte nicht zu einer näheren Erörterung. Es ward Besuch gemeldet. Ein unbeschäftigter Herr, ein Gutsbesitzer aus der Nähe, war in seinem Wagen vorgefahren, um Büdes einen Besuch abzustatten.

In der Folge nahm das Gespräch einen allgemeinen Charakter an, und erst als sie alle von ihrem Ausflug zurückkehrten, als Toll den Wunsch geäußert, noch einmal vor dem Abschied durch den Tannengang zu schreiten, fand er Gelegenheit, mit Marguerita allein zu sein.

„Die Herren haben vor dem Abendbrot etwas Geschäftliches zu sprechen, da müssen Sie schon freundlich mit meiner Gesellschaft allein fürlieb nehmen!“ erklärte sie, rasch nach einem bequemen Hut greifend und mit einer Unbefangenheit im Ton, die durch ein feines, in ihre Wangen steigendes Rot widerlegt ward.

„Zweierlei möchte ich mit Ihrer Erlaubnis fragen, Baronesse," begann der Doktor, während sie zusammen durch den Garten schritten.

„Ich bitte —"

„Einmal: Wie kamen Sie — unser Gespräch ward unterbrochen — auf den Gedanken, ich könne ohne Abschied von Ihnen gehen wollen?"

Statt zu antworten, erhob sie das Haupt und sah ihn mit einem kurzen, eindringlich forschenden Blick an. Und dann: „Leugnen Sie es nicht, Herr Doktor — Sie wollten gehen. Ich fühlte es."

„Sie fühlten es, Baronesse?" Toll betonte seine Worte scharf, wagte es, den Abstand zwischen sich und ihr zu verkürzen, und suchte ihr zu Boden gesenktes Auge.

Aber sie entsprach nicht seinen Wünschen; alles, was vordem in ihrem Angesicht Günstiges für ihn erschienen, war verschwunden. Und erst nach einer Pause emporschauend, hob sie an: „Sie wollten noch etwas fragen, Herr Doktor?"

„Ja, Baronesse. Ich möchte gern eine Erklärung, weshalb Sie es so unverständig, so un—wünschenswert finden, daß ich auf Vorschlag Ihres Herrn Bruders die Idee erwäge, mich in Bründe niederzulassen? Wäre es Ihnen so unangenehm, wenn mir dadurch Gelegenheit geboten würde, öfter mit Ihnen in Berührung zu gelangen?"

Eben hatten sie den Tannenweg mit seiner lautlosen Stille, seiner heimlich mystischen Einsamkeit erreicht.

„O, o," stieß sie hervor, „wie können Sie so denken! Es war doch nur Ihretwillen. Ein Mensch aus der Großstadt, der sich vergraben soll in ein so kleines Städtchen — Sie gerade brauchen —"

„Ich brauche —?" wiederholte der Mann sanft.

Aber Marguerita hielt das Haupt gesenkt, sie entgegnete nichts. Doch sah er, daß sie bewegt war, daß tiefe Glut ihre Wangen färbte, daß die Büste sich wogend hob und senkte.

„Darf ich denn sprechen, da Sie schweigen, Baronesse?" fuhr Toll fort. Er wagte es, obschon er selbst seine Kühnheit nicht begriff, obschon ihm herzbeklemmend vor den Folgen bangte. Und dann alles einsetzend: „Ich kann mir nicht denken, daß ich noch glücklich sein und werden könnte ohne — Sie. Ich brauche einen Menschen, der mich ebenso liebt, wie ich ihn. Ich brauche — ja, ich liebe — Sie — Marguerita. Und Sie — und Sie? O, erlösen Sie mich von der Unruhe, die mich erfaßte seit unserer ersten Begegnung! Sagen Sie mir, daß auch Sie mir gut sind —"

Und abermals gab sie keine Antwort. Aber in seine ehrlichen und liebetrunkenen Augen schauend, zog sie ihn durch einen einzigen Blick zu sich, und als er sie stürmisch umfaßte, drang ein Laut aus ihrer Brust, der die ganze Leidenschaft verriet, die auch sie erfüllte.

* *
*

Mehrere Monate waren vergangen.

Nachdem die beiden Verlobten dem vollen Rausch ihrer schnell gefundenen Herzen sich hingegeben, nachdem eine Begegnung mit Tolls Eltern stattgefunden und später Marguerita sich eine Zeit lang im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern aufgehalten und dann wieder nach Windemark zurückgekehrt war, befand sich nun Toll auf dem Wege dorthin.

Sie konnten nicht so lange ohne einander sein. Büde hatte geschrieben:

„Kommen Sie, wenn nicht anders, wenigstens auf acht Tage her und sehen Sie, was bei uns der Herbst gezeitigt hat. Es ist augenblicklich wunderherrlich in Windemark. Es wird Sie nicht gereuen, und — Marguerita — soll ich es durch besondere Beweismittel erhärten? — zählt die Stunden und Minuten, bis Sie wieder mit ihr durch den Park und durch die Tannen wandeln.

Sie werden auch meine schöne und lustige Cousine Carmen, die uns unerwartet ihr Kommen meldete, hier finden. Auch sie freut sich unendlich, ihren künftigen Verwandten kennen zu lernen, seine Stimme am Klavier zu hören und überhaupt alle Talente zu bewundern.

Im übrigen, mein Herr Repräsentant deutscher Rechtsgelehrtheit, verweise ich auf die eingehender gehaltenen Zeilen Ihrer leider immer noch über ihre Augen klagenden Braut, und bin in herzlicher Gesinnung Ihr

Alfred von Büde."

Und gleiches hatte ihm Marguerita gemeldet und am Schluß ihres Briefes geschrieben:

„Komm, komm rasch, Lieber! Mir ist immer, als ob ich dich nie wieder sehen würde, wenn es nicht jetzt geschieht. Ach, wie zitterte mir jüngst mein bewegliches Herz, als mir träumte, ich ginge allein, verlassen durch eine Wüste, endlos ohne Ziel und zum Sterben unglücklich. Du aber standest am Rande und strecktest die Hand aus, und wenn ich rief: eile doch, mich zu erlösen aus dieser eisigen Ebene ohne Menschen, ohne Schatten und ohne Nahrung und Obdach — dann zeigtest du hinab, und ich sah, daß uns statt des festen Bodens ein tiefes Meer trennte, und seine Wasser flossen aus meinen Augen, aus denen Thränen langsam, aber unaufhaltsam herabrannen und sich beim Niederfallen in Seen verwandelten.

Was ist's wohl, was mich mitten in meinem seligen Glück bisweilen so grenzenlos traurig, so fassungslos macht? Ich bin krank ohne dich. Ich sterbe ohne deine sanfte Hand, dein belebendes Wort.

Mein Onkel hat geschrieben, aber sehr reserviert. Auch Alfred hat deshalb schwere Sorgen. Immer fürchtet er, der unversöhnliche Mann werde, da ich seine Frau nicht werden wollte, uns das herrliche Windemark kündigen.

Auch das bedrückt mich. Wir wollen nun sehen, ob Carmen, die ohne Aufforderung zu ihm reisen will, den Grollenden zu besänftigen vermag. Es giebt kaum jemanden auf der Welt, der die Herzen so bezwingt wie sie. Auch du wirst dich in sie verlieben, teurer Freund, das aber wird nicht schmerzen, sondern glücklich machen deine

Marguerita."

Mitten in das Frühlingsprangen der Liebe war der Sturm hineingefahren! So und ähnlich überlegte Toll, während er auf der Eisenbahn die letzte Strecke zurücklegte, die ihn noch von Bründe trennte.

Die schwankende Situation seines künftigen Schwagers ängstigte ihn, noch mehr aber beschäftigte ihn die fast unheimlich zunehmende Schwermut seiner Braut.

Immer sprach sie in ihren Briefen davon, daß so viel Glück ihr nicht bleiben könne, daß sie es verlieren werde. Und dabei hatte sich alles denkbar günstig gestaltet. Seine Eltern waren beglückt durch seine Wahl; sein Vater hatte ihm völlig frei gegeben, wo er in Zukunft sich niederlassen wollte, und auch unaufgefordert das Anerbieten gemacht, dem jungen Paar die Mittel zum Leben so lange zur Verfügung zu stellen, bis es auf eigenen Füßen stehen könne.

Schon beschäftigte sich seine froh bewegte Mutter mit den Aussteuergegenständen, spähte umher, wo das Beste an Möbeln, Wäsche und Stoffen zu finden. Sobald das alles, nach guter alter Art bedächtig vorbereitet, zur Stelle gebracht, sollte die Hochzeit stattfinden.

„Beunruhige dich nicht, mein Friedrich!" hatte die alte Dame ihm wiederholt gesagt, wenn er ihr seine Sorgen wegen Margueritas Schwermut ans Herz gelegt. „Das ist die Art der Verliebten. Liebe und Sehnsucht verwandeln ohne Anlaß Lust in Thränen und Wehmut. Das verändert sich, sobald ihr euch angehört. Liebe ist eine Krankheit. Aber gottlob, man stirbt nicht daran. Quäle dich nicht. Grüble nicht nach tieferen Gründen!"

Und an diesen Worten richtete sich Toll auch heute wieder auf. Es war nichts, es war der unbefriedigte Drang nach Besitz. Er selbst litt an Schwermut und Bedrückung während der Trennung, die er sich aus praktischen Ursachen auferlegt hatte. Er arbeitete, um sich für seine künftige Thätigkeit ferner zu vervollkommnen, bei einem Altonaer Justizrat. Sein Entschluß war gefaßt, er wollte sich in Bründe als Rechtsanwalt niederlassen.

Und dann pfiff endlich die Lokomotive, und Marguerita stand am Bahnhof, und was beider Inneres bewegte, sah man in ihren funkelnden Augen und strahlenden Mienen.

Welch eine Fahrt von Bründe nach Windemark! Alle Farben hatte der Herbst gemischt, die ihm auf der großen Schönheitspalette zur Verfügung standen.

Zwischen noch grünem, kräftigem Laub des Ahorns eiergelbe Pracht, daneben blutrote Blätter, schier zitternd vor des Herbstes Launen. Aber auch braune und violette Farben und dazwischen Sonnengold, das flimmernd-stagnierend über der ganzen reichgesegneten Landschaft wogte und in breiten Strömen die Waldung durchflutete.

Und wieder grüne Wiesen und schwarze Ackerstreifen, und hier Gehölze, und im Thalgrund silbersprühende Wasser und an ihren Ufern scheue Rehe und in der Luft über allem das noch an dem Herbstjubel mit leisem Gezwitscher teilnehmende Vogelvolk.

Und die beiden schauten, während die Braunen schnaubend ausholten, das alles an voll Entzücken, und nur hin und wieder mußte Marguerita die Augen beschützen und erklärte dem sorgend fragenden Mann, daß ein weißer Schatten sich vor alles stelle, daß oft die Augäpfel schmerzten zum Zerspringen.

„Unser erstes muß sein, daß wir einen Arzt zu Rate ziehen, meine Marguerita. Wir wollen gleich morgen nach Bründe fahren. Rät er eine Kur an, so dürfen wir nicht zögern.“

„Ja, wenn du glaubst und willst —“ erwiderte sie sanft, lehnte sich an seine Brust und blieb hier wortlos ruhen, während er all die Liebe und Zärtlichkeit hervorholte, die für sie in seinem Herzen ruhte.

Später raffte sie sich wieder sorglos empor, weil ein Vorfall auf der Landstraße ihren Humor anregte.

Zwei in der Frühe, offenbar von einem Feste heimkehrende, trunkene Bauerburschen erschienen und riefen schon aus der Ferne hurra! Der eine hatte einen Handkorb hinten über den Kopf gestülpt, und der andere trug einen hohen schwarzen Herrencylinderhut. Als der Wagen herankam, lachten und eiferten sie übermütig und stießen taumelnd gegeneinander. Und ehe der eine sich's versah, zog ihm der andere den Korb über die Nase, aber der erstere packte, obschon am Sehen gehindert, mit geschicktem Griff seinen Angreifer, drückte ihn herab und wußte ihm mit der Faust den Cylinder bis unter das Kinn zu schlagen.

Die Brautleute ließen halten, weil sie sich das Ende der lustigen Komödie ansehen wollten.

Die beiden Blinden versuchten zunächst sich von der Umhüllung zu befreien, aber dabei waren fortgesetzt ihre Bewegungen so schwankende, daß es dem einen nur mit größter Anstrengung, dem anderen gar nicht gelang. Und der Übermut des Befreiten wuchs. Er stülpte nun auch noch dem Freunde den Korb über den Cylinderhut.

Als dieser darob völlig das Gleichgewicht verlor, suchte er wieder beide Kopfbedeckungen mit einem Ruck herabzureißen, brachte dabei aber den Genossen zu Fall und ward selbst von ihm zu Boden gerissen.

Wie zwei trunkene Schmetterlinge flogen sie, nachdem sie sich endlich emporgerafft, von links nach rechts und von rechts nach links; zuletzt taumelten sie, rasch wie der Blitz verschwindend, in einen Graben, wo sie dann auch liegen blieben.

„Wie doch ein Mensch hilflos ist, wenn er nicht sehen kann,“ warf Toll während des Weiterfahrens hin und ermunterte Marguerita durch einen Blick zur Beipflichtung.

Aber statt daß sie mit ihren bis dahin fröhlichen Mienen beipflichtete, trat jählings ein mit Blässe verbundener, veränderter Ausdruck in ihr Angesicht, und dann verbarg sie plötzlich ihr weinendes Antlitz an seiner Brust.

„Was ist? Was ist?“ hauchte der Mann voll Sorge. „O sprich, was bewegt dich so sehr, Marguerita?“

Und da sie nun ihn bedrückt anschaute, raffte sie sich doch wieder mit ganzer Kraft auf, erklärte, es sei nichts, es sei nur ein Ausbruch ihres bewegten Inneren, es sei nur das plötzlich wiedergekehrte Gefühl, sie könne verlieren, was ihr das Schicksal durch ihn in den Schoß geworfen.

Und ihr sorglos heiteres Wesen hatte sie auch völlig zurückgewonnen, als sie nun das Gutsgebiet erreichten und in den Park einbogen.

„Ach, wie schön, wie wunderbar!“ rief Toll begeistert, da sich das schmucke Revier in seiner herbstlichen Pracht vor ihnen aufthat. Unwillkürlich kam ihm der Gedanke an jene Tage, wo er, ein Fremder, zaghaft davor gestanden, und glückstrunken verglich er, was ihm nun geworden.

* * *

„Wenn's nicht anders ist, so sage ich: Nimm mich zur Frau, Onkel, dann hast du doch die andere niedliche Verwandte, die Sparre! Gieb dich damit zufrieden und grolle nicht mehr!“

So sprach in übermütiger Lustigkeit Comtesse Carmen Sparre, als sie alle nach dem ersten Willkommensgruß beim Frühstück auf der Veranda beisammensaßen und zuletzt auch das Gespräch auf den alten Baron Busch gelangte.

„Ja, das wäre eine Idee!“ bestätigte der Baron neckend. „Wenn du mir den Gefallen thust, liebe Carmen, dann — dann —“

„Ja, ich bitte —“

„Dann küsse ich jeden Tag dreimal ehrfurchtsvoll deine weißen Hände.“

„Gut! Abgemacht!“ bestätigte Carmen mit ernster Grandezza und streckte ihre zierliche, von blauen Adern durchzogene Hand dem Vetter entgegen. Aber sie erhob auch das Glas, und indem sie allen Bescheid that, sagte sie: „Alles gefällt mir hier bei euch, ihr guten Bewohner von Windemark, aber eure steifen Allüren finde ich kränklicher Natur. Alfred und der Doktor der Rechtswissenschaft vermeiden das verwandtschaftliche Du, als ob ein Strafzoll darauf stehe, und mir begegnet Herr Rechtsanwalt Toll auch mit einer Miene von Ehrerbietung, als sei ich die Königin von Kastilien. Ich schlage vor, daß wir, da wir nun Verwandte sind oder werden, uns auch alle ohne Formalitäten begegnen. Auf den Fidschi-Inseln reiben die Einwohner die Nasenspitzen bei solchen Gelegenheiten aneinander. Das ist etwas schwierig; folgen wir der alten guten deutschen Sitte: kreuzen wir die Arme und leeren wir die Gläser. Nun, nun, Alfred und Herr Doktor Friedrich Toll!“

Alle lachten, aber es geschah nichts.

„Nun?“ wiederholte und ermunterte jetzt auch Marguerita.

„Ich möchte,“ entgegnete Toll mit künstlicher Feierlichkeit, „die Comtesse von Sparre bitten, daß das Sie beibehalten wird, und es sei mir gestattet, dafür einige wichtige Momente ins Feld zu führen. Das Sie bildet eine der herrlichsten Barrieren, Fährlichkeiten in der Freundschaft zu vermeiden. Mit dem Du springt man gleich ins tiefste Wasser der Vertraulichkeit. Letztere aber ist ein Gut, das nach und nach errungen werden muß und dann auch nur einen dauernden Wert hat. Das Du läßt im Streite Grenzen überschreiten, die sonst niemals überschritten werden würden. Diese Grenzen braucht der Mensch im Verkehr mit seinen Nebenmenschen. Sie erhalten die guten Beziehungen, es bleibt ein Reiz, ein Geheimnis. Unser Ich, wie es eigentlich ist, haben wir alle zu verbergen; das Du bringt es auf beiden Seiten zum Schaden und zur Enttäuschung des anderen ans Licht. Der nackte innere Mensch gefällt nicht dem Nachbar, er will an dessen zweifellosen Wert und dessen Tugend glauben. Reißt der Vorhang und flieht der Respekt, so flieht naturmäßig auch der Wunsch nach Annäherung, und das Ende ist: Gleichgültigkeit, Entfremdung, gar Mißachtung.“

„Da hätte man denn ja eigentlich das Wort Du schon bei der Geburt mit sicher treffenden Flinten totschießen müssen,“ fiel Carmen ironisch ein. „Ja freilich, wenn Sie solche Dinge prophezeien, schlage ich sogar vor, daß wir uns mit Excellenz untereinander titulieren! Darauf kannst du dich verlassen, Marguerita, ich werde dich fortan nur noch Madame la Duchesse anreden, in deiner Gegenwart Steifröcke und Puderperücken tragen und jedesmal zahlreiche Knixe machen, wenn ich mit dir rede. Und mit dir, Alfred, werde ich nur verkehren, indem ich mich auf die Erde werfe und mit der Stirn den Fußboden berühre.“

Nach diesen lustigen Reden nahm Baron Büde das Wort. „Du spottest, gute Cousine, aber Doktor Friedrich hat recht. Ich las einmal und finde darin denselben Gedanken ausgedrückt:

Versteckter Blick: die Hecke ist zum Liebesgarten!
Der Händedruck eröffnet, und der Kuß verbreitert schon
den Weg zu seinem Heiligtum!
Doch bist du klug, wirst du mit fernren Schritten
warten,
Weil zwar der Blüten schönster Duft dir winkt,
Doch in dem Heiligtum zugleich der Tod,
Und auch der Liebe Tod geht um —“

„Hör auf!“ rief Marguerita schmollend. „Welch ein Pessimismus! Da lobe ich mir noch Friedrichs verständige Weisheit. Aber auch du, mein Freund, sollst solche Theorien nicht in die Praxis übertragen. Kannst du widerstehen, wenn der Kobold drüben dir ein Du anbietet? Sicher nicht! Und ich befehle!“

„Nein, nein, nein, meine gute Marguerita! Ich lasse mir nicht kommandieren. Erst muß der unhöfliche Zukunftsvetter sich die

Anwartschaft auf eine solche Vergünstigung wieder verdienen! Ihr taxiert mich denn doch etwas zu gering. Was ich anbot, war eine Fülle von Gnade! Da er sie ausgeschlagen, muß er büßen."

Als sie nach diesen neckischen Gesprächen und nach beendigtem Frühstück aufbrachen, rief Carmen: „Schrecklich, solches Brautpaar, das natürlich immer allein sein will! Wo bleibe ich? Hätte ich wenigstens Onkel Busch zur Hand! Und wie würde sich das machen! Ihr links im zärtlichen Geplauder, und ich rechts hüpfenden Schrittes neben der alten Podagra-Excellenz. Komm, Alfred!" schloß sie lachend und hängte sich an seinen Arm. „In Vertretung des mir kontraktlich von Doktor Friedrich zugesagten Freiers" — hier lachte sie Toll schelmisch an und war so reizvoll, daß man versucht war, sie in die Arme zu schließen — „reiche mir deinen Arm und führe mich zu deinen duftigen Stätten, damit ich der ausgewachsenen Borstentiere warte, bis sie ein schöner Tod von ihrem melodischen Grunzen erlöst."

Nun entwich sie mit ihrem vergnügt schmunzelnden Vetter. Die beiden aber sahen dem lustigen Mädchen nach, und durch des leicht entzündbaren Mannes Brust zog etwas von Unruhe und Begehren, vor dem er erschrak.

* *
*

Carmen war nach Lauenburg zum Onkel abgereist. In ihrer Herzensgüte hatte sie alle Wünsche beiseite geschoben. Sie wollte sich der Mission entledigen, den alten Herrn zu versöhnen, sie wollte eine Erneuerung des im Oktober ablaufenden Pachtvertrages zu erwirken suchen.

Nebeneinander vor der Au, deren glitzerndes Wasser wie immer gleich einem Silberstreifen die Wiesen durchzog, saßen die beiden Männer.

Toll berichtete, was ihm bei der inzwischen in *** stattgefundenen Konsultation der Arzt erklärt hatte. Margueritas Augenstörung hinge lediglich mit Bleichsucht zusammen. Sie bedürfe der Stärkung durch Spaziergänge, Speise und Trank. Sie solle kräftige Speisen genießen und Milch trinken. Er bitte, daß sie nach vier Wochen wiederkomme, er hoffe, daß bei einer genauen Befolgung seiner Vorschriften schon eine Änderung eingetreten sei.

„Na gottlob!" stieß der Baron frohbewegt heraus. Und fortfahrend: „Ich bin um so glücklicher über dieses Ergebnis der Untersuchung, als — ich will es dir nicht verschweigen — Marguerita seit Eintreten dieser Unbequemlichkeiten fortwährend unter der Befürchtung steht, ihr könne werden, was unserem Großvater geschehen. Soviel ich ihr auch die Besorgnis auszureden versuchte, immer wieder kam sie darauf zurück, und, lieber Toll, sie war schon einmal entschlossen, dir zu schreiben, sie wolle ihr Wort zurücknehmen, sie dürfe dich nicht vor eine solche Thatsache stellen."

„Ah — also deshalb die tiefe Schwermut!" rief der junge Mann. „Deshalb! Ich danke dir, daß du mir das nicht verhehlt hast. Und nein, nein, fürchte nichts, ich werde dich nicht verraten," schloß er. „Aber etwas anderes, was dich betrifft!" nahm er das Wort. „Was gedenkst du anzufangen, wenn dein Onkel dir die Pacht kündigt?"

Alfred von Büde zuckte die Achseln. „Ich weiß es bei Gott nicht. Fürs Militär bestimmt, dazu befähigt, traf mich der Sturz vom Pferde als ein schwerer Schicksalsschlag. Hier habe ich mich nun eingelebt und weiß die Sache zu handhaben. Aber um den Landmann oder Pächter anderswo zu spielen, fehlt mir die Fähigkeit und das Geld. Ich besitze ein winziges Vermögen und die Pension. Das ist alles, und davon habe ich noch meine Schwester und meine völlig allein in der Welt dastehende Cousine zu erhalten. Nachdem Carmen ihre Stellung hat aufgeben müssen, ist sie allein auch auf mich angewiesen. Ich schlage mich schon durch, aber für mehrere Personen in unseren Verhältnissen reicht's in keiner Weise."

„Wäre es nicht richtig gewesen, du wärest statt deiner Cousine zu deinem Onkel gereist?"

Büde schüttelte den Kopf. „Da ich ihm absolut nichts gethan, nichts unterlassen habe, bin ich zu stolz, gute Worte zu geben. Marguerita war bei ihm zum Besuch. Du weißt es. Er hielt um sie an. Sie sagte nein. Seitdem will er von uns allen nichts mehr wissen. Nun gab's nur zweierlei: ich fügte

mich, blieb der Kündigung der Pacht gewärtig, oder machte durch eine außer den Verhältnissen stehende Person den Versuch, den alten Herrn zur Vernunft zu bringen. Ist seine Handlungsweise nicht kleinlich, unwürdig, unedel? Ich hoffe, es gelingt Carmen. Auch um Margueritas willen wünsche ich es. Sie ist um meine Zukunft natürlich sehr besorgt."

Die kommenden Tage verflossen den Verlobten in einer glücklichen Berauschung.

Marguerita hatte auch den letzten Rest von Schwermut abgestreift, und beider Gedanken richteten sich, sofern sie nicht durch Beschäftigung mit Reitausflügen, Musik und gemeinsamer Lektüre unterbrochen wurden, auf die Hochzeit.

Wenn gute Nachrichten von dem Onkel Busch einlaufen würden, wollten sie bereits in sechs Wochen, in anderem Falle aber doch vor Abschluß des Jahres heiraten.

Toll hatte die Abreden mit dem Justizrat in Bründe wegen Abgabe der Praxis getroffen, eine herrliche Wohnung in einem alten Patricierhaus mit großem Garten war von ihnen gefunden und bereits gemietet worden.

Endlich traf dann der erste Brief von Carmen ein. Sie schrieb ganz entsprechend ihrer Art:

Freunde auf Windemark!
Ungeduldige Männer und Frauen auf dem Pachtgut!

Also thu ich euch kund und zu wissen:

Excellenz standen im Schlafrock und hohen roten Stiefeln; das edle, aber graumürrische Haupt bedeckt mit einer weißen Zipfelmütze, als ich anklopfte.

Zum Donnerwetter, wer ist da!? Ah! Du bist's? Was willst du? Wo kommst du, und so früh her?

Früh, Excellenz? Die Uhr ist zwölf! Vor sieben Stunden krähten schon die Hähne!

Sie soll der Teufel holen. Von aller Naturmusik ist mir Bellen vorlauter Hunde und Krähen übungssüchtigen jungen Federviehs das Fürchterlichste. Aber gleichviel! Nochmals! Was verschafft mir die Ehre? Ich denke, du trägst Schleppen am Rhein?

Die Fürstin konnte meine Dienste nicht mehr gebrauchen. Ich benahm mich zu unerträglich!

Kann ich mir denken! Ihr seid alle Querköpfe!

Das liegt in der Familie! Excellenz sind auch einer!

Wieso?

Excellenz zürnen, weil meine Cousine Marguerita einen Doktor heiratet.

Ja, was soll das Heiraten!? Vernünftige junge Mädchen bleiben ledig und steigen nicht in Eheschaukeln.

Excellenz wollten aber doch auch sich noch binden?

Das ist etwas anderes. Ich kann eine Frau ernähren.

Das kann der Doktor auch!

So! Nun, dann mögen sie glücklich werden. Ich will nichts mehr von der ganzen Sippschaft wissen.

Aber mich nehmen Excellenz doch in Gnaden auf?

Nein, auch das ist vorbei! Ich will jetzt eine andere Weibsperson heiraten und dazu bedarf ich der Wahrnehmung meines bißchen Vermögens. Ich werde deinem Cousin die Pacht kündigen.

Er bezahlt doch, was er schuldig ist. Warum denn einen braven Mann und Verwandten unglücklich machen?

Ich habe lange genug für euch gesorgt. Ich wollte euch sogar zu meinen Erben einsetzen. Da war die Heirat mit Marguerita allen gegenseitigen Wünschen entsprechend! Haltet ihr euch aber zu gut, sie mir zur Frau zu geben, so behalte ich meine Launen und vererbe mein Hab und Gut meiner künftigen Frau.

So laßt doch wenigstens bei Eurem Lebzeiten Alfred die Pacht von Windemark!

Nein.

Das ist doch Eigensinn, Excellenz!

Gut, so bin ich eigensinnig. Ich bin nicht gut, ich bin ein Sonderling, ich bin empfindlich, ich handle rücksichtslos. Ich ruiniere Existenzen! Schön, basta! Es ist einmal so.

So nehmen Excellenz mich doch zur Frau Bin ich nicht allerliebst?

Das wäre ein Plan! Ist's der Nichte Ernst?

Nein! Excellenz sind mir zu alt. Aber ich will Excellenz einen anderen Vorschlag machen. Ich will fortan bei Excellenz blei-

ben und Sie verziehen, als seien Sie mein Vater und ein — guter Mensch, der Sie eigentlich nicht sind.

Das läßt sich hören! Ist das nun Ernst?

Ja! Völliger Ernst!

Schön! Abgemacht! Friedrich! Albrecht! Frühstück auftragen! Das Beste, was im Keller ist: Hummer, Schweser-Koteletts, Früchte, Champagner! Ich bin guter Laune! Hier meinen Arm, kleine Nichte Carmelita! Und du kannst schon heute schreiben: Windemark-Pacht wird nicht gekündigt! —

So, da habt ihr die Komödie mit dem Schluß. Und denkt nur nicht, daß ich ein Opfer bringe, ihr guten Windemarker. Es ist ja reizend hier! Und alles will er thun, der Alte. Mit mir reisen, Geselligkeit im Hause einrichten, mir Reitpferde und Kabrioletts anschaffen — und mich überhaupt verziehen.

Und glaubt mir, ich thue auch sonst nichts umsonst. Ich nehme einen Kursus im Erbschleichen, ehe ich fest bei ihm eintrete, und mache durch diese Kunst alles in Ordnung für den Fall, daß die thörichte, aber im Grunde wohl nur etwas polterige Excellenz mit Tode abgehe. Was übrigens Gott noch lange verhüten möge! Womit für heute geschlossen. Ich komme zunächst auf vierzehn Tage nach Windemark zurück. Dann siedelt nach Wipfelhagen über eure kleine getreue

Carmelita.

PS. Wenn ich zurückkomme, bin ich bereit, Doktor Friedrich den Kontrakt zurückzugeben und ohne Bedingungen „Du“ mit ihm zu trinken. Ja, hochherzig bin ich!

* * *

Noch einmal wanderten Marguerita und Toll durch das Gutsgebiet. Am nächsten Tage wollte sich der Doktor in seine Heimat zurückbegeben; auch Carmen mußte, da ihr Urlaub abgelaufen war, Windemark wieder verlassen. Die Nachrichten, die sie von Wipfelhagen gesandt, hatten mit einem Schlage alle Zukunftssorgen beseitigt.

Zum Abschied hatte der Baron für den letzten Abend eine Gesellschaft eingeladen. Er wünschte beiden dadurch eine Aufmerksamkeit zu bereiten.

Ein Klavier- und ein Violinspieler setzten nach dem Abendessen ein, und zehn Paare drehten sich in lustigem Tanz durcheinander. Die fröhlichste Laune beherrschte die Gesellschaft, und erst gegen Mitternacht nahm das Fest unter ausgelassener Fröhlichkeit aller Teilnehmer ein Ende.

„Lebe wohl, meine Marguerita. Unsere Trennung ist ja nur kurz, sei nicht traurig!“ flüsterte Toll, als er nach Fortgang der Gäste noch einmal mit seiner Braut sich für einige Minuten abgesondert hatte. „Ich bitte dich, morgen nicht aufzustehen. Es ist allzu früh. Wir haben nichts davon und es ist dir nicht gut.“

Sie nickte, da er es so wollte. „Hab Dank,“ flüsterte sie zärtlich, „daß du so gut und nachsichtig mit mir gewesen! Es waren herrliche Tage. Und wie viel Gutes haben sie uns gebracht! Meine Sorge ist gehoben, Alfred in der Pacht bestätigt, der Onkel versöhnt, Carmen guter Dinge und für die Zukunft versorgt — wir aber nur noch wenige Wochen vor dem Endziel unserer Wünsche.“

Aber als sie dann noch einmal, schwer sich trennend, einander umfaßten, da erscholl nebenan eine Stimme, und Carmelita rief lustig mahnend in plattdeutscher Sprache: „Alfred lätt seggen: To Bed, to Bed, wer'n Leevsten hett! Wer keenen hett, mut ok to Bed! Se schull'n morgen bi Tid ut de Feddern, Herr Doktor, und Marguerita is de Slap nödig!“

„Ja, ja, wir kommen!“ bestätigten die jungen Leute willfährig und folgten ihrem Ruf.

Wenig später lag in Windemark alles bereits im tiefsten Schlaf.

(Schluß folgt.)





Hauptstraße und Palastthor in Seoul.

# Vier Wochen im Königreiche Korea.

Von

**Otto E. Ehlers.**

Nahezu drei Monate hatte ich, unter dem Zeichen des blauen Drachen stehend, im Reiche der Mitte zugebracht, mich in den engen Gassen südchinesischer Hafenplätze unter schwatzenden Kulis herumgedrängt und mich an dem fesselnden Volksleben ergötzt, hatte in dem „die Stadt der Städte" genannten Düngerhaufen Peking, je nach der Witterung, abwechselnd Staub schlucken oder bis an die Knie im Schlamm waten müssen, war in die Paläste der höchsten Würdenträger des Landes, wie in die Höhlen aller menschlichen und unmenschlichen Laster eingeführt worden und hatte mir schließlich noch in der mongolischen Wüste einen eisigen Steppenwind um die Nase wehen lassen und daselbst Mitte September mit den Zähnen geklappert wie ein überzieherloser deutscher Dorfschulmeister bei einem Begräbnis im Winter. Alles, was ich vom himmlischen Reiche und seinen bezopften Söhnen gesehen, hatte mich als Reisenden ebenso interessiert, wie als Menschen abgestoßen, und bevor ich zum zweitenmal in dieses merkwürdige Land, in dem der Kampf ums Dasein mit einer dem Europäer völlig unbekannten Energie gekämpft wird, in dem seit Jahrtausenden Sitten, Gebräuche, Gewandung und Verkehrsmittel nahezu die gleichen geblieben sind, in dem jedermann anstatt des Gewissens einen Zopf hat und immer einer sich von dem nährt, was der andere unter den Tisch wirft, bevor ich in dieses Land zurückkehre, wird der Reisende mit dem Menschen einen harten Streit aus-

zufechten haben, aus dem aber der Reisende wie gewöhnlich als Sieger hervorgehen wird. Thut er das nicht und ordnet sich dem Menschen unter, so hört er als Reisender überhaupt auf, existenzberechtigt zu sein.

Fürs erste hatte ich jedenfalls genug von China gesehen, um mir über die Schwierigkeiten, mit denen ich bei größeren Expeditionen daselbst für die Zukunft zu rechnen haben würde, klar zu sein. Jetzt, nach mehr als dreijährigem Karawanenleben, sehnte ich mich nach einem Lande, in dem ich unter liebenswürdigen Menschen eine Zeit lang der Ruhe pflegen und meine letzten Erlebnisse in Muße zu Papier bringen konnte. Nach allem, was ich gehört und gelesen, mußte ich das, was ich suchte, in Japan finden, und mit aller Macht zog es mich daher nach dem Lande der aufgehenden Sonne. Ich wäre auch am liebsten mit dem ersten besten Dampfer direkt diesem ersehnten Ziele zugestrebt, hätte ich es nicht für meine Pflicht gehalten, dem, gewissermaßen am Wege liegenden, von Reisenden so selten besuchten Königreiche Korea und dem übelbeleumundeten Sibirien noch einen Besuch abzustatten, bevor der Winter hereinbrach.

Nachdem ich in dem kleinen, reizend gelegenen Hafenstädtchen Tschifu den Staub Chinas von den Füßen geschüttelt hatte, fuhr ich an Bord der sich auf der Reede wiegengen Owari Maru, eines Dampfers der Nippon Yusen Kaisha, zu deutsch Japanischen Schiffahrtsgesellschaft, die über eine Flotte von gegen fünfzig meist in England gebauten Dampfschiffen verfügt, und wurde hier am Fallreep von dem Kapitän des Schiffes mit jener überschwenglichen, beinahe ans Komische grenzenden Höflichkeit, die den Japaner auszeichnet, bewillkommnet.

Die Nippon Yusen Kaisha hatte sich bereits am Lande dadurch bei mir auf das vorteilhafteste eingeführt, daß sie mir für mich wie auch für meinen Diener eine Fahrpreisermäßigung von zwanzig Prozent aufgedrängt hatte, nicht etwa in meiner Eigenschaft als Forschungsreisender, sondern — man lese und staune — als Landwehroffizier der deutschen Armee, von welcher erhabenen Stellung meinerseits man durch meinen Paß zufällig Kenntnis erhalten hatte.

Daß mir auf diese Weise von Japanern eine Prämie auf die Opfer, die ich als wehr- und waffenfähiger Mann meinem Vaterlande zu bringen verpflichtet bin, gezahlt wurde, rührte mich tief und um so tiefer, als mit der Rührung eine Ersparnis für meine Reisekasse von etwa vierzig Mark verbunden war.

Gleiche Ermäßigungen werden auf der genannten japanischen Linie übrigens allen Offizieren, Beamten und Missionaren, einerlei welcher Nation sie angehören, zu teil. Um dem sich vor Höflichkeit und Liebenswürdigkeit beinahe überschlagenden Kapitän den nötigen Halt zu geben und gleichzeitig ein gewisses heimatloses Gefühl, welches mich stets beim Betreten schwankender Schiffe in der Magengegend zu beschleichen pflegt, zu beseitigen, ließ ich mir von dem japanischen Steward die zu einem cocktail nötigen Ingredienzien holen und lud, nachdem die Mischung wohl gelungen war, meinen kleinen Kapitän ein, mit mir auf das Wohl seines Landesherrn, des mir aus der gleichnamigen Operette wohlbekannten Mikado, zu trinken.

Sollte einer meiner Leser so ungebildet sein, nicht zu wissen, was ein cocktail ist, so lasse er sich folgendes gesagt sein.

Ein cocktail ist eine Mischung von geschlagenen Eidottern und Zucker, in einer Serviette zu Schnee zerstampftem Eis, Whisky, Cognak, Sekt oder irgend einer anderen alkoholhaltigen Flüssigkeit und einigen Tropfen Angosturabitter, alles zusammen vor dem Gebrauch gut durcheinander zu schütteln. Kurz, um uns verständlicher auszudrücken: der cocktail ist ein kultivierter Knickebein, er stärkt den Magen und schärft den Verstand, wirkt beruhigend auf die Nerven und ist als Trost in trüben Stunden beiden Geschlechtern, namentlich an Bord von Schiffen, auf das angelegentlichste zu empfehlen.

Der gleichen Ansicht schien auch mein Kapitän zu sein, denn kaum hatte er das Wort cocktail vernommen, als sich seine Mundwinkel so weit wie möglich den Ohrmuscheln näherten und er damit gleichzeitig vor meinen erstaunten Augen ein Gebiß enthüllte, wie ich es bisher noch nicht gesehen hatte, aber in Zukunft noch oft genug bei seinen Landsleuten beobachten sollte. Zuerst glaubte

ich, der Mann hätte seine Zähne von oben bis unten vergoldet, bei näherer Betrachtung erkannte ich indessen, daß jeder der Schneidezähne zwei, drei, ja selbst vier Goldplomben trug, so daß das Ganze aussah wie ein Mosaik von Gold und Elfenbein. Der Japaner hat auffallend schlechte Zähne, aber er ist stolz auf alles, was er hat, selbst auf das Schlechte, und hält es daher für außerordentlich chic, demjenigen, dem er die Zähne zeigt, diese mit möglichst vielen Plomben vorzuführen, zumal eine solche Goldmine seiner Ansicht nach zugleich geeignet ist, seinen Kredit wesentlich zu erhöhen. Unter den sämtlichen Offizieren an Bord fand sich, wie ich später sah, kein einziger, der nicht ostentativ das Gold, welches ihm sein Dentist in die Zähne versenkt hatte, zur Schau trug.

Nachdem wir noch einige Stunden lang Bohnenkuchen (die Rückstände gepreßter und dadurch ihres Öls beraubter Bohnen), die in Japan als Düngemittel Anwendung finden, geladen hatten, lichteten wir kurz nach Mittag die Anker und verließen die Reede. Draußen begegneten wir S. M. Schiff „Alexandrine“, und die japanische Handelsflagge, eine rote strahlende Sonne in weißem Felde darstellend, senkte sich dreimal zum Gruße vor der deutschen Kriegsflagge. Bald war Tschifu unseren Blicken entschwunden, und da der beständig in dichten Fladen herniederfallende Kohlenstaub (wir feuerten mit japanischer Kohle) mir den Aufenthalt auf Deck verleidete, zog ich mich in den Salon zurück und vertiefte mich in die Lektüre einer in englischer Sprache erscheinenden japanischen Zeitschrift, des Kobe Chronicle. Rice still falling war das erste, was mir vom Marktberichte in die Augen fiel, dann folgte eine lange Jeremiade über die schlechte Lage der Landwirtschaft, ein Artikel über die zerfahrenen Verhältnisse des Parlamentes und den leidigen Parteihader, Notizen über Feuersbrünste, bei denen die Zahl der eingeäscherten Häuser immer gleich in die Hunderte ging, über Selbstmorde, Kesselexplosionen, Diebstähle &c., mit einem Wort tout comme chez nous. Das also war das Land, welches mir als der Inbegriff alles Idyllischen geschildert worden war, das Land meiner Sehnsucht und meiner Träume? Verstimmt und ernüchtert zugleich legte ich das Blatt, welches mir mit seiner elenden Druckerschwärze alle Illusionen zerstört hatte, aus der Hand.

Sollte auch in Korea der Druckteufel bereits an der Arbeit sein?

Der erste Offizier, ein wunderbar pomadisierter und auf eine halbe Seemeile nach Patschuli duftender japanischer swell, kam gerade an der Salonthür vorüber und ich bat ihn um Aufklärung. Nein! Es gäbe noch keine Zeitungen in Korea, das Land sei perfectly savage, ich thäte überhaupt gut, meine Erwartungen von vornherein auf ein Minimum herabzuschrauben.

„Mensch! Gott, Buddha, oder an wen Sie sonst glauben, sagen Sie, trinken Sie eine Flasche Bier mit mir und schwören mir, daß Korea perfectly savage ist? Glauben Sie denn, daß mir daran liegt, civilisierte Menschen und Staaten, die nichts als schlechte Nachahmungen europäischer Vorbilder sind, kennen zu lernen? Glauben Sie etwa, ich käme 12000 Meilen weit von Europa hergereist, um mich hier über die gleiche Civilisation und gleich langweilige dressierte Menschen zu ärgern wie daheim? Länder wünsche ich, in denen es weder Zeitungen, Posten noch Telegraphen giebt, Länder, die keine Hotels besitzen, in denen man einmal für den Zimmerkellner, zweimal für das Stubenmädchen und dreimal für den Hausknecht auf den Knopf zu drücken ersucht wird; Länder, in denen — nehmen Sie mir's nicht übel — patschulihaltige Parfüms noch keinen Eingang gefunden haben; Menschen, die entweder nackt gehen oder sich durch originelle Kleidung auszeichnen und deren Finger noch nie mit den Tasten eines Klaviers in Berührung gekommen sind. Ist Korea ein solches Land?“

Jawohl. Korea sei zwar mit China durch einen Telegraphen verbunden, aber im übrigen perfectly savage.

„Gut, was ich versprochen, sollt Ihr voll genießen. Steward, eine Flasche Bier!“

Nach wenigen Minuten stand das Verlangte vor mir, aber Etikette und Marke, ein goldenes Einhorn auf weißem Grunde mit der Unterschrift Kirin Beer, Tokio, waren mir unbekannt.

„Made in Japan, not made in Germany,“

meinte grinsend mein Gegenüber und erzählte mir, daß es in seiner Heimat sechs große, nach deutschem Muster eingerichtete Staats- resp. Aktienbrauereien gäbe, neben einer Unzahl kleinerer, welch letztere aber durchweg miserables Zeug lieferten und ihre Flaschen mit Nachahmungen der Etiketten bekannter deutscher und englischer Exportbrauereien beklebten.

„Sehen Sie, alter Freund, das alles sind die Früchte abendländischer Kultur. Doch lassen Sie Ihr Bier nicht abstehen. Es lebe Korea! Prosit!“

Als wir absetzten, konnte ich nicht umhin, dem kleinen Japaner zuzugestehen, daß ich von der Güte des Bieres auf das angenehmste überrascht sei. Da ich der einzige Kajütenpassagier an Bord war, überließ man es mir, aus den vorhandenen Vorräten den Speisezettel für den Abend zusammenzustellen. An dem Essen beteiligten sich außer dem wachthabenden sämtliche Offiziere, und ich muß ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie mit Messer und Gabel ungleich manierlicher umzugehen wußten wie ein großer Teil mir bekannter, unheimlich gelehrter deutscher Professoren und Geheimräte, die zwar eine vortreffliche Schulbildung, aber keine Kinderstube genossen haben.

Na! überhaupt meine lieben Landsleute! Gott verzeih mir's, wenn ich ihnen unrecht thue, aber was die Manierlosigkeit, die eine gewisse Klasse gerade beim Essen entwickelt, anlangt, so stellt dieselbe alles mir unter den wildesten Völkerschaften Vorgekommene tief in den Schatten. Wahrlich, in dieser Beziehung kann man wohl sagen: Die Wilden sind doch bessere Menschen.

Was ich in Bezug auf schlechte Manieren beim Essen erst kürzlich an einer mit acht Deutschen besetzten Tafel im Hotel Pagano auf dem entzückenden Capri erlebt habe, spottet jeglicher Beschreibung. Zur Rechten von mir saß ein deutscher Künstler, dessen Haupt eine wahre Löwenmähne silbergrauer Haare umwallte, die seit Jahr und Tag nicht mit der Schere eines Haarschneiders in Berührung gekommen, geschweige denn der Wohlthat einer gründlichen Waschung teilhaftig geworden war, wie ich aus dem Umstande schließe, daß mein verehrter Nachbar sich abwechselnd mit einem Bleistift und einem Löffelstiel die Kopfhaut kratzte. Ihm zur Seite löffelte, mit beiden Ellbogen auf den Tisch gestützt, sein mit Jägerhemd und Gummikragen gepanzerter Sohn laut schlürfend seine Suppe. Ich bin überzeugt — der schlürfende Jüngling erzählte mit Stolz, daß er für eine auf fünf Wochen berechnete Reise nur eine kaum sechs Pfund schwere Umhängetasche mit sich führe —, daß seine Mutter ihm zwar ein zweites Jägerhemd mitgegeben hatte, aber mit der Weisung, es nach Möglichkeit zu schonen, da die ita-



Koreaner in Trauer.



Koreaner.

lienischen Wäscherinnen wahre Vandalinnen seien. Und daß er, als guter Sohn, es heimbringen wird, von keiner rohen Waschfrau Hand entweiht, des bin ich sicher. Mein Gegenüber wurde von der übrigen Tischgesellschaft „Herr Professor" genannt, renommierte wie zehn Afrikareisende zusammen, kannte alle Welt und ließ an keinem seiner Bekannten ein gutes Haar. Beim Dessert kämmte er sich seinen Vollbart mit einer Gabel. Diese drei angeführten Herrschaften waren immerhin noch hochgradig civilisiert im Vergleich zu den Mitgliedern einer aus vier Personen, Vater, Mutter, Tochter und Schwiegersohn bestehenden, allem Anscheine nach sächsischen Familie. Die Schwiegermutter in schwarzem Seidenkleide, einen goldenen Zwicker auf der Nase und eine lange Uhrkette, aus braunem Menschenhaar geflochten, um den Hals, hatte kaum zu meiner Linken Platz genommen, als sie sich mit kühnem Griff auch schon meine Gabel aneignete. Es wurde gerade Fisch gereicht, und ich motivierte daher diese Zwangsanleihe damit, daß meine verehrte Nachbarin das fehlende Fischmesser durch eine zweite Gabel zu ersetzen beabsichtige. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich gewahre, daß sie, nachdem sie sich einen Fisch genommen, denselben seines Kopfes beraubt und diesen wieder auf den Präsentierteller gelegt hatte, anfängt, ihr Opfer mit den Fingern der linken Hand und dem mit der Rechten, nicht etwa am Griff, sondern in der Mitte der Schneide erfaßten Messer zu bearbeiten. Nach Erledigung dieser Präliminarien wurde der Fisch am Schwanz gepackt, um die Gräten abzunagen, und endlich, auf daß nichts umkomme, der Rest der Sauce mühsam auf der Messerspitze zum Munde geführt.

In gleicher Weise verfuhr die ganze Familie, in der, was Manieren anbetrifft, die größte Harmonie zu walten schien. Nur der Schwiegersohn hatte noch seine besonderen Liebhabereien, er nagte in den Pausen zwischen den einzelnen Gängen abwechselnd an einer dicken Brotschnitte und pfiff allerhand lustige Weisen. Überraschte ihn der Kellner mit einem neuen Gerichte, wenn er gerade mit der Brotschnitte beschäftigt war, so behielt er dieselbe zwischen den Zähnen, bis er sich bedient hatte.

Ich bin überzeugt, daß viele meiner Leser den Kopf schütteln und sagen werden, ich

habe die Figuren meiner Tischnachbarn erfunden und alles, was ich im Laufe meines Daseins an schauderhaften Manieren gesehen, recht unschuldigen Landsleuten aufgebürdet.

Ich selber wollte, es wäre so, aber ich habe — wie verschiedene Zeugen, darunter mein alter afrikanischer Streifgenosse Baron von St. Paul-Illaire, bestätigen können — genau geschildert, was ich erlebt, und lege für die Wahrheit dessen, was ich geschrieben, meine Hand ins Kohlenbecken. Offen gestanden, ich habe es selber nicht geglaubt, daß es in meinem Vaterlande immer noch so viel unerzogene Menschen gäbe, wie ich in einem einzigen Monate in Italien getroffen habe. Und dabei waren diese Menschen nicht etwa Leute aus den niederen Ständen, nicht Leute, die sich ihrer mangelhaften Erziehung bewußt waren, sondern im Gegenteil durchweg solche, die ein Recht haben, sich zu den Rittern vom Geiste zu zählen, und die sich selbst für berufen erachten, das Deutschtum im Auslande zu vertreten; Leute, die in einer Sitzung mehr Weisheit zu Tage förderten als die doppelte Anzahl Engländer oder Franzosen, die sich in einem Atemzuge über römische Kaiser, russische Handelsverträge, Hamburger Rauchfleisch, ägyptische Mumien, Homer, Scheffel, Richard Wagner, Major von Wißmann und Schopenhauer unterhielten und die bedeutenderen Werke aller lebenden Autoren gelesen hatten. Ist es nicht ein wahrer Jammer, daß diese Menschen nur an den Brüsten der Wissenschaft liegen, anstatt sich auch denen des guten Tones zuzuwenden, und kann man sich nach den von mir gemachten Erfahrungen wundern, daß Mitglieder anderer Nationen über Deutsche, wie ich sie geschildert, die Nase rümpfen und sich hüten, mit ihnen in Verkehr zu treten?

Wahrlich, es wird die höchste Zeit, daß auch der Erziehung des äußeren Menschen in Deutschland die erforderliche Aufmerksamkeit in den Schulen und Alumnaten zugewendet werde, um auf diese Weise eine größere Anzahl von Staatsbürgern dazu zu erziehen, daß sie ihren Nachkommen dermaleinst das bieten können, was so unbedingt nötig ist für die Heranbildung gesitteter Menschen — eine Kinderstube. —

Gegen acht Uhr abends passierten wir das Leuchtfeuer von Shan-tung, sternenklarer Himmel wölbte sich über uns, und sanft atmete das Meer, matter und matter wurde das Licht des letzteren Feuerzeichens, welches uns mit der chinesischen Küste verband,



Junger unverheirateter Koreaner; Mandarin; verheirateter Koreaner.

und bald war es im Dunkel der Nacht vollends verschwunden.

Als ich kurz darauf in meine Kammer kam, fand ich daselbst meinen kleinen dreizehnjährigen Diener Shokra, der, wie gewöhn-

lich, alles fein säuberlich hergerichtet hatte, meiner harrend, um mir beim Auskleiden behilflich zu sein. Shokra schien in ungewöhnlich gehobener Stimmung zu sein, und als ich ihn fragte, was ihm wäre, meinte er: „J'aime beaucoup les Japonnais, Monsieur“, und in seinem drolligen Französisch erzählte er mir nun, wie viel besser die Japaner seien als die Chinesen, die er ausnahmslos als Lügner und Diebe sans sentiment bezeichnete, während die Japaner an Bord sofort die wärmsten Decken, deren sie hätten habhaft werden können, herbeigeschleppt hätten, um, wie er sich ausdrückte, ein Nest für ihn zu bauen. Jeder an Bord habe ihm Liebes erweisen wollen, und von mehreren Matrosen habe er sehr schöne Geschenke erhalten. Ob er mir dieselben zeigen dürfe? Natürlich durfte er, und glückstrahlend holte er einen aus Pappe geformten, mit bunten Federn beklebten Papagei und eine kleine mit Wasser gefüllte Glaskugel, in der künstliche Goldfische herumschwammen, herbei. Beides wurde gebührend von mir bewundert, und Shokra durfte sein Nest aufsuchen.



Koreanischer Träger.

Am folgenden Morgen hatte ich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, mit welcher Liebe die Japaner den kleinen Kerl behandelten. Während er in China beständig etwa wie ein Orang-Utang angestaunt, betastet und nicht selten geneckt worden war, schienen die Japaner ihn vielmehr wie ein von Gott in der Feiertagslaune geschaffenes Kunstwerk anzusehen. Es war geradezu komisch, zu beobachten, wie sie um den Jungen besorgt waren, ihn hätschelten und wie ein rohes Ei mit ihm umgingen.

Wir sind später mehr als sechs Monate in Japan geblieben, aber wohin wir immer kamen, überall war Shokra der Liebling der Bevölkerung, und ich verdenke es ihm nicht, daß er die Japaner für les plus bons hommes du monde erklärt.

Die ersten koreanischen Küsteninseln kamen schon in aller Frühe in Sicht, das Meer zeigte eine intensiv hellgrüne Farbe, aus der die vom Rosenrot des Morgenlichtes übergossenen kahlen Felsen gleich Böcklinschen Feeninseln aufragten. Es war ein entzückend schöner Herbsttag, und als wir bald nach Mittag in der Bucht von Chemulpo einfuhren, zeichnete sich die Küste Koreas in seltener Klarheit vom wolkenlosen Himmel ab. Als Kuriosum erzählte mir der Kapitän, daß der Unterschied zwischen Ebbe und Flut hier einunddreißig Fuß beträgt.

Lange schon, bevor wir die einzelnen Häuser der Stadt erkennen konnten, hatte ein weithin leuchtendes schloßartiges, auf einem hinter der Stadt sich erhebenden Bergrücken gelegenes Gebäude meine Aufmerksamkeit auf

sich gezogen. Ich hielt dasselbe anfangs für einen Sommerpalast des Königs, bis ich zu meiner Freude erfuhr, daß es das Wohnhaus des Vertreters der Hamburger Firma E. Meyer u. Co., des einzigen großen europäischen Handelshauses in Korea sei. Da ich von unserem damaligen Gesandten in China, Herrn von Brandt, dessen Gastfreundschaft ich mehrere Wochen in Peking genossen hatte, dem hiesigen Chef der Firma, Herrn Karl Wolter, warm empfohlen worden war, so war ich schon jetzt überzeugt, daß ich auf der Veranda des stolzen Gebäudes manche angenehme Stunde verleben würde. Ich sollte mich — das bemerke ich gleich vorweg — in dieser Annahme denn auch nicht getäuscht sehen.

Als wir etwa eine Meile vom Ufer entfernt, zwischen einem japanischen und einem amerikanischen Kriegsschiff, Anker geworfen hatten, wurden wir bald von einer ganzen Flottille kleiner, in Form von Pantoffeln gebauter Boote umringt, und ich war gerade im Begriff, mit der Bemannung eines derselben in Unterhandlung zu treten, als sich der an Bord gekommene Hafenmeister, ein Engländer, mir vorstellen ließ und mich einlud, mit ihm in seiner Gig an Land zu fahren. Im Laufe der Fahrt erkundigte ich mich danach, ob in Chemulpo irgend ein Absteigequartier für Fremde existiere, und erfuhr, daß ein ganz gutes japanisches Gasthaus vorhanden sei. Ob ich denn niemanden in der Stadt kenne?

Nein! Aber ich sei an Herrn Wolter, Vertreter der Firma Meyer, empfohlen.

Wie ich in diesem Falle überhaupt daran denken könne, mich in einem Gasthaus einzuquartieren; ich müsse selbstverständlich ohne weiteres mit Sack und Pack zu Herrn Wolter ziehen, er, der Hafenmeister, selbst würde sich ein Vergnügen daraus machen, mich hinaufzubegleiten.

Da ich die phänomenale Gastfreundschaft aller Europäer im fernen Osten genugsam an mir erfahren hatte, folgte ich, Shokra mit dem Gepäck vorläufig im Gasthaus unterbringend, meinem Führer. Ich äußerte mein Befremden darüber, nur Japanern und Chinesen, dagegen fast keinem einzigen Koreaner zu begegnen, und erfuhr von meinem Begleiter, daß die auf ca. 5000 Seelen angegebene Bevölkerung der Stadt sich allerdings in der Hauptsache aus Japanern (2300) und Chinesen (550) zusammensetze, so daß, wenn man auch noch die zweiunddreißig vorhandenen Europäer, von denen gerade die Hälfte deutscher Nationalität sind, hinzurechne, nicht mehr als vierzig Prozent auf die Eingeborenen entfielen. Übrigens führe unser Weg gerade durch die japanische Kolonie, die, gleich der chinesischen, ein abgeschlossenes Ganzes mit eigener Verwaltung



Koreanischer Kuli.

bilde. Der erste Eindruck, den ich hier vom japanischen Volksleben, japanischer Sauberkeit und japanischem Fleiße erhielt, war ein durchaus günstiger, trotzdem mir von meinem Begleiter bedeutet wurde, ich dürfe aus der hiesigen Kolonie und deren Bewohner nicht auf Japan schließen, da die ihr Vaterland verlassenden Japaner die Hefe des Volkes bildeten.

Mir gefielen die rotbackigen, vergnügt und verschmitzt ausschauenden Leutchen in ihrer Nationaltracht, dem Kimono, vortrefflich und jedenfalls weit besser als ihre europäisierten Landsleute, die, mit Hose, Rock, Weste und steifem Filzhut bekleidet oder in Uniformen abendländischen Schnittes gezwängt, meist etwas Affenartiges an sich haben. Mein besonderes Wohlgefallen erregten die Arbeiter und Hausdiener, die mich mit ihrer originellen Tracht, trikotartig eng anliegenden Beinkleidern und weitem dunkelblau baumwollenem Ärmelwams, welches neben allen möglichen weißen und roten Ornamenten auch den Namen des Arbeitgebers oder dessen Wappen aufweist, lebhaft an die Clowns unserer Cirkusse erinnerten, wohingegen die Frauen und Mädchen, die auf stelzenartigen Holzschuhen mit einwärts gesetzten Füßen einherwatschelten, nicht eben dem Bilde entsprechen, welches mir meine Phantasie von ihnen vorgegaukelt hatte.

Doch was ist das für eine merkwürdige Erscheinung, die dort, einem wandelnden Riesenpilze gleich, uns entgegenkommt? Ich bleibe stehen, um mir dieselbe genau zu betrachten. Wie ich an den Umrissen der Figur und dem einzigen sichtbaren Körperteil, der Hand, erkenne, ist es ein Mann, der in ein bis auf die Knöchel reichendes, um die Hüften mit einem Bande zusammengehaltenes, grellgraues hemdartiges Gewand aus ungebleichtem, durchsichtigem Nesselfasergewebe gehüllt ist. Seine Füße stecken in dicken, wattierten Strümpfen aus weißem Baumwollzeuge und sandalenartigen Schuhen aus dünnen Hanfstricken. Kopf und Schultern verschwinden gänzlich unter einem aus rohem gespaltenem Bambus geflochtenen pyramidenförmigen Hut von etwa achtzig Centimeter unterem Durchmesser und einem halben Meter Höhe, so daß man nicht recht begreift, warum der also Vermummte auch noch ein zwischen zwei Holzstäbchen gespanntes gazeartiges Stück Nesselgewebe mit der Hand vor sein ohnehin unsichtbares Antlitz hält. Der Mann ist nicht, wie ich anfangs vermutete, ein Mönch oder bußfertiger Sünder, sondern ein Koreaner in dem landesüblichen Trauergewande. Unter dem Hute trägt er, wie die Abbild. S. 413 zeigt, noch eine sackartige gelbgraue Kappe, die gleichfalls aus Nesselfasern hergestellt ist.

Es dürfte, außer etwa China, kaum ein Land auf unserem Planeten geben, in dem die Trauervorschriften gleich strenge sind und in gleich pünktlicher Weise befolgt werden wie in Korea. Der Koreaner hat für Vater und Mutter und — sollten diese den Großeltern im Tode vorangegangen sein — auch für letztere in jedem einzelnen Falle für siebenundzwanzig Monate Trauer anzulegen, wohingegen der Tod der Kinder für die Eltern ähnliche Verpflichtungen nicht nach sich zieht. Der Trauernde hat sich für die Dauer der Trauerzeit nicht nur aller Arbeit zu enthalten, sondern, was ihm zweifellos weit peinlicher ist, er darf sich auch, falls er vorher verlobt war, vor Ablauf der genannten Zeit nicht verheiraten, so daß, wenn gerade mehrere Trauerfälle sich in der Familie in Intervallen von etwa drei Jahren folgen, Braut und Bräutigam alt und grau werden können, bevor sie zu ehelicher Verbindung gelangen.

Der Mann im Trauergewande war noch nicht meinen Blicken entschwunden, als zwei andere Koreaner des Weges kamen und meinen Begleiter begrüßten. Sie trugen weite weiße, über den Knöcheln in wattierte Strümpfe gesteckte Hosen, dazu der eine ein hemdartiges, gürtelloses weißes Gewand, der andere über diversen weißen Wämsern eine kurze, stark wattierte Jacke aus himmelblauem Seidenstoff, über die rechte Brust mit gleichfarbiger Schleife geschlossen. Am Gürtel hingen Feuerstahl, Brillenfutteral, Eßstäbe, sowie ein aus Papier gefertigter Tabakbeutel, im Gürtel steckte eine etwa drei Fuß lange Pfeife mit erbsengroßem Kopf und kurzem Mundstück aus Neusilber und einem mit eingebrannten Ornamenten versehenen Rohr von der Stärke eines Bleistiftes. Als Kopfbedeckung trugen sie hohe, nach oben konisch sich verjüngende schwarze,

haarsiebartige Hüte mit etwa vier Zoll breiter gerade abstehender Krempe (Abbild. S. 414). Diese Hüte werden entweder aus Roßhaar oder aus feingespaltenem schwarzgefärbtem Bambus geflochten. Die letztere Sorte ist bei weitem die teurere, und Hüte bester Qualität kosten bis zu dreißig Mark. Der Koreaner trägt sein Haupthaar von allen Seiten des Kopfes nach dem Wirbel gestrichen und hier säuberlich in einen Knoten von der Größe eines Enteneies geschlagen. Um den Schädel legt er ein etwa zwei Zoll breites Band aus Roßhaar und setzt darauf eine konische Kappe gleichen Materials, deren hintere Hälfte zur Unterbringung des Haarknotens sich stufenartig über die vordere erhebt. Erst nach Befestigung dieser beiden Stücke wird der beschriebene Hut aufgesetzt und vermittels lang herabhängender schwarzseidener Bänder, die unter dem Kinn eingeknotet werden, festgehalten. Der Koreaner besseren Standes legt seinen Hut, der übrigens weder gegen Wind, Kälte noch Sonne Schutz gewährt, selbst im Hause tagsüber nur selten ab, außerhalb seiner Wohnung aber zeigt er sich nie ohne denselben, ebenso ist für ihn der Hut unerläßlich, wenn er Besuche empfängt. Die Kopfbedeckung der höchsten Beamten besteht nicht in einem Hut, sondern in einer Kappe, ähnlich derjenigen, wie sie von dem gemeinen Manne unter dem Hut getragen wird, an deren hinterem Teil aber zwei seitlich nach vorn abstehende Flügel aus Roßhaargewebe befestigt sind (Abbild. S. 415). Unverheiratete Leute, gleichviel welchen Geschlechtes, ahai genannt, tragen das Haar in der Mitte gescheitelt und in einen hinten lang herunterhängenden Zopf geflochten, so daß es in einzelnen Fällen, zumal die männliche Bevölkerung Koreas sich ohnehin durch ungemein weiche Gesichtszüge auszeichnet, kaum möglich ist, einen Knaben vom Mädchen zu unterscheiden.

Mit dem Eintritt in die Ehe wird dem Knaben das Haar in der erwähnten Weise hochgebunden, das des Mädchens hingegen in zwei Zöpfe geflochten, die entweder als eine Art Chignon, durch welches eine große pfeilartige Nadel gesteckt wird, oder — so namentlich bei den ärmeren Leuten — um den Kopf geschlungen getragen werden. Mädchen sowohl wie Frauen besitzen keinerlei Kopfbedeckung, verlobte Jünglinge resp. Knaben zeichnen sich durch einen Hut, ähnlich dem der verheirateten Leute, aus, nur ist derselbe von gelber Farbe und meist mit einem rosaseidenen Bande befestigt. Überhaupt ist, wie wir noch im weiteren Verlauf der Reise sehen werden, Korea das Land der Hüte.

Nach Überwindung einer steilen Steigung hatten wir das Haus des Herrn Wolter erreicht, ich wurde auf das herzlichste willkommen geheißen, Boten wurden abgesandt, Shokra und mein Gepäck zu holen, und eine Stunde später saß ich, nachdem ich mich in einem heißen Bade verjüngt hatte, in einem behaglichen Fremdenzimmer, in dem in einem kleinen eisernen Ofen ein Holzfeuer so lustig bullerte, daß mich nach siebenjährigem Tropenleben ein längst entwöhntes Sehnen nach einem Winter in der Heimat ergriff. Daß ich einen solchen gerade in Korea erleben möchte, will ich nicht behaupten, es sei denn, daß mir das Gebäude der russischen Gesandtschaft in Seoul zur Verfügung gestellt würde, denn nur in diesem befinden sich, soweit ich zu beobachten Gelegenheit hatte, Heizvorrichtungen, die geeignet sind, einer Kälte von — 20 Grad Celsius (so weit sinkt das Thermometer hier zuweilen, während es im Sommer bis auf + 37 Grad steigt) ein Paroli zu biegen.

Herrlich war der Blick von der großen säulengetragenen Veranda des Hauses auf die von keinem Windhauch gekräuselten Wasser der Bucht mit ihren malerischen Inseln und vor Anker liegenden Schiffen, auf die Stadt und die hier und da hervorleuchtenden Gärten und Reisfelder, zu denen die kahlen, im Westen das Bild abschließenden Berge einen wirkungsvollen Hintergrund bildeten.

Mein erster Gang am nächsten Morgen galt dem Teile der Stadt, in dem die Koreaner, getrennt von den sie allmählich verdrängenden Fremden, leben. Ich fand die Straßen der Niederlassung weit freundlicher und sauberer als später diejenigen der Hauptstadt. Wahrscheinlich hat das gute Beispiel der Japaner hier veredelnd gewirkt. Die Häuser der Bewohner selbst freilich ließen in ihrem Äußeren an Ärmlichkeit ebensowenig wie im Inneren an Schmutz zu wün-



Thor der Hauptstadt Seoul.

schen übrig. Die Behausung des armen Mannes in Korea ist überaus dürftig. Auf einem niederen Unterbau von unbehauenen Feldsteinen, die, um kostspieligen Mörtel zu ersparen, vermittels Strohseilen und Lehm zusammengehalten werden, sind Wände aus Lehmfachwerk errichtet, über denen sich ein zum Schutze gegen den Wind mit einem Netzwerk aus Strohseilen überspanntes Strohdach wölbt. Kleine unter dem Dach eingelassene, mit Ölpapier beklebte Fensterchen sorgen dafür, daß das liebe Himmelslicht trüb durch geölte Scheiben bricht. Treten wir ein in ein solches ausnahmslos einstöckiges Häuschen, so finden wir meist zur Rechten, ein bis zwei Fuß unterhalb des übrigen Hausflures liegend, die Küche, in der der Koreaner sich sein einfaches Mahl aus Reis, Hirse oder Bohnen bereitet, und dahinter die Schlafkammer. Der zur Linken gelegene Raum, in dem die Familie auf mattenbedecktem oder mit starkem Ölpapier beklebtem Boden hockt, dient als Wohnraum, und an diesen schließt sich die Vorratskammer. An zweierlei ist in koreanischen Häusern, namentlich in der kalten Jahreszeit, niemals ein Mangel, nämlich an einer mit dem nötigen Muff verbundenen betäubenden Wärme und an Ungeziefer jeden Kalibers, wobei, meinen persönlichen Erfahrungen nach, die Flöhe sich in erdrückender Majorität befinden und alle ihre Nebenbuhler ausstechen. Die hohe Temperatur überrascht den Fremden um so mehr, als nirgendwo im Raume irgend etwas einer Feuerstelle Ähnliches zu entdecken ist. Erst bei gründlicher Nachforschung gewahrt man, daß die Heizung des Hauses entweder von außen oder von der Küche aus erfolgt, und daß der Flur des Wohnzimmers nichts anderes ist als die Oberfläche eines großen Ofens, dessen Rauchabzug am entgegengesetzten Ende des Hauses, wenige Fuß über dem Erdboden liegt. Über die Herkunft des Ungeziefers zerbricht man sich bekanntlich niemals den Kopf, es kommt und es ist da. Von Mobilien ist außer etwa einigen winzigen, kaum zwölf Zoll hohen Holztischchen, die zu den Mahlzeiten dienen, einem kleinen Hausaltar, auf dem den Vorfahren Opfer gebracht werden, und einem gegen drei Zoll hohen und vierzehn Zoll langen Holzschemel, den sich der Koreaner beim Schlafengehen an Stelle einer Schlummerrolle unter das Genick legt, in den meisten Fällen wenig zu

finden. Nur bei den vornehmeren Leuten sieht man oft in recht geschmackvoller Weise mit Messingbeschlag versehene Schränke, Kästen und Truhen, die in vortrefflicher Arbeit von den Schreinern der Hauptstadt geliefert werden.

Selten fehlt neben den Häusern der ärmeren Leute eine Bucht, in der einige garstige schwarze Vertreter der Gattung Borstenvieh ihr Wesen treiben. Auch Hühner und Enten werden viel gehalten. Da so gut wie gar keine Fahrstraßen in Korea vorhanden sind, auch Esel, Maultiere, Kamele und Elefanten im Lande nicht vorkommen, so ist man für den Transport von Lasten entweder auf Menschenkräfte, auf das Rind oder die eingeborenen, wenn auch kleinen, so doch äußerst ausdauernden und kräftigen Ponies angewiesen. Zur Feldarbeit wird fast ausschließlich das in Farbe und Bau lebhaft an seine Korea, namentlich in der Umgebung des Königs, keineswegs zu den Seltenheiten gehört.

Der koreanische Kuli trägt seine Last auf dem Rücken, und zwar auf einem nach Art eines Ranzens mit Strohseilen über den Schultern befestigten Holzgestelle in Form einer Staffelei (Abbildgn. S. 416 u. 417). Die Schenkel derselben sind so lang, daß sie den Kopf des Trägers um etwa einen Fuß überragen und bis etwa einen Fuß zur Erde reichen. Da, wo bei der Staffelei das Bild aufsteht, befindet sich hier ein sitzartiges Brett, auf welches die betreffende Last gestellt, gelegt oder sonstwie befestigt wird. Selbst Wasser und andere Flüssigkeiten werden von den Koreanern auf diese Weise befördert, zu welchem Zwecke über das Lastbrett ein Querbaum gelegt wird, an dessen Enden die Töpfe, Eimer oder Blechgefäße gehängt werden.



Koreanisches Stadtthor.

Vettern in Angeln (Nordschleswig) erinnernde koreanische Rind männlichen wie weiblichen Geschlechtes verwendet. Der bei uns so beliebte Ochse ist in Korea eine ebenso unbekannte Erscheinung, wie der Eunuche in Deutschland, wohingegen letzterer wiederum in

Wie in China, so ist auch in Korea das einzig gangbare Zahlungsmittel der Kupferkasch, ein kleines aus einer Mischung von Kupfer, Blei oder Zink bestehendes, in der Mitte durchlöchertes Geldstück. Infolge dieses Umstandes wird das Reisen im Inneren

des Landes ganz außerordentlich erschwert, da der Reisende gezwungen ist, seine ganze Barschaft in schwerer Münze mitzuführen, so daß selbst auf kürzeren Expeditionen das Gewicht seiner Geldsäcke dasjenige seiner gesamten sonstigen Habe weit übersteigt.

Bis vor wenigen Jahren wurden 350 koreanische Kupferkasch einem japanischen Silberyen oder Dollar (etwa 2 Mk. 40 Pf. nach heutigem Kurs) gleichgerechnet. Da machte die koreanische Regierung plötzlich den genialen Streich, daß sie — die Münzen werden nicht geprägt, sondern gegossen — die alten Kasch einzog, durch neue, weit geringwertigere ersetzte und diese der Bevölkerung aufzwang. Die Folgen blieben nicht aus. Wer nicht gezwungen werden konnte, verweigerte die Annahme der neuen Münze, Handel und Wandel stockten, und der Wert des Kasch sank binnen kurzem derartig, daß der japanische Silberyen anstatt mit 350 heute mit 3250 Kasch bezahlt werden muß.

Diesen Umstand benutzten die Japaner, um aus der Not ihrer Nachbarn für sich eine Tugend zu machen. Sie schlugen dem König vor, die Silberwährung einzuführen und nach japanischem Muster eine Münze in der Hauptstadt zu errichten. Um dem gerade auf dem Trockenen sitzenden, aber sonst zu allen Experimenten geneigten Monarchen die Sache zu erleichtern, erbot sich ein japanisches Konsortium, das erforderliche Geld vorzustrecken, falls ihm dafür das Recht zugesprochen würde, nach Belieben Silber- und Nickelmünzen prägen zu lassen. Kostspielige Maschinen wurden durch Vermittelung der Firma Meyer bezogen und die nötigen Baulichkeiten in Seoul errichtet. Kaum war jedoch alles fix und fertig, als man zu der Einsicht kam, daß nicht Seoul, sondern der Hafenplatz Chemulpo der geeignete Ort für eine Münze sei. Während meiner Anwesenheit daselbst war man nun gerade damit beschäftigt, hier die erforderlichen Bauten aufzuführen, auch hörte ich später, daß man thatsächlich mit der Prägung begonnen, daß indessen die chinesische Regierung gegen die Weiterprägung Protest erhoben habe, weil der König sich auf den Münzen den Titel „Großkönig“ widerrechtlich beigelegt hatte. Ein gleiches Fiasko wie die Münze hat auch die koreanische Post erlebt, die, glaube ich, nur einen einzigen Tag als Imperial Korean Post ihre Thätigkeit entfaltet hat, dann abbrannte und seitdem nicht wieder aufgebaut worden ist. Eine Reihe sehr schön gedruckter Marken in den Albums der Briefmarkensammler ist das einzige, was von der ganzen koreanischen Postherrlichkeit übrig geblieben ist.

Korea ist, trotzdem es China gelegentlich beliebt, jegliche Verantwortlichkeit für das, was im Lande geschieht, von der Hand zu weisen, de facto nichts anderes als ein chinesischer Vasallenstaat, wie schon daraus erhellt, daß man einen jährlichen Tribut nach Peking entrichtet, daß zu der Thronbesteigung jedes neuen Königs von Peking aus eine Gesandtschaft mit einem Schreiben des Kaisers erscheint, in dem der König als solcher anerkannt wird, und daß der König diese Gesandtschaft an einem Thorbogen, cirka zwei Kilometer außerhalb der Hauptstadt, in Person zu begrüßen hat. Übrigens hat der König, als er dem Kaiser von China im Jahre 1890 das Ableben der Königin Mutter anzeigte, in dem betreffenden Schreiben selbst die Worte gebraucht: „Ein kleines Königreich und ein Vasallenstaat, dem der Kaiser von China von jeher gnädig gesonnen gewesen sei.“ Dementsprechend nimmt auch der chinesische Ministerresident am Hofe von Seoul gegenüber seinen europäischen und seinem japanischen Kollegen eine für diese fast beleidigend bevorzugte Stellung ein. Er ist der einzige, der das Recht hat, sich in seiner Sänfte bis zur Audienzhalle tragen zu lassen, während die übrigen fremden Vertreter die ihrige außerhalb des Palastthores zu verlassen haben, ebenso ist es nur ihm gestattet, sich in Gegenwart des Monarchen zu setzen.

Nachdem ich mich an den koreanischen Häusern satt gesehen, stattete ich dem japanischen Viertel mit seinen wie aus der Spielzeugschachtel geholten zierlichen Holzhäuschen, seinen liliputartigen Gartenanlagen und seinem Friedhofe, sowie endlich auch dem gleichfalls gut gehaltenen, in jeder Weise Wohlstand verratenden Chinesenquartier Besuche ab.

Mittags erhielt ich ein Telegramm von unserem Konsul in Seoul, des Inhaltes, ich

möge mich möglichst ohne Zeitverlust nach der Hauptstadt auf den Weg machen, da der König am nächsten Morgen in großer Prozession zu einem Tempel außerhalb der Stadt ziehen wolle, bei welchem seltenen Anlaß ich Gelegenheit hätte, Zeuge eines der merkwürdigsten Schauspiele zu sein, die sich dem Auge des Reisenden im fernen Osten überhaupt jemals böten.

Eine angenehmere Botschaft hätte mir so leicht nicht werden können. Aber, wie schnell genug nach dem cirka fünfzig Kilometer entfernten Seoul kommen, um daselbst noch vor Dunkelwerden, d. h. vor Schluß der Stadtthore, einzutreffen? Ich bot sofort ein kleines afrikanisches Königreich für ein Pferd, aber Herr Wolter verzichtete großmütig auf ersteres und stellte mir letzteres auch so zur Verfügung. Unseren Konsul bat ich telegraphisch, mir von Seoul aus ein zweites Pferd auf halbem Wege entgegenzuschicken, und Shokra erhielt die Anweisung, am nächsten Morgen mit einem kleinen Dampfer, der den Verkehr zwischen Chemulpo und der Hauptstadt auf dem Flusse Han vermittelt, mit dem Gepäck zu folgen. Eine halbe Stunde später saß ich im Sattel eines untersetzten mongolischen Pferdchens, welches, wie alle seine Stammesgenossen, bei jedem dritten Schritte gewohnheitsgemäß stolperte, ohne aber je dabei zu Falle zu kommen. Der Weg, der größtenteils durch kahle Gebirgslandschaft führte, war kaum zu verfehlen nach den genauen Informationen, die ich erhalten hatte, und so trabte ich denn lustig darauf los, erst durch die Stadt, dann dahin zwischen Reisfeldern, auf denen hochgeschürzte Männer, bis über die Knie im Schlamm watend, reife Ähren schnitten, die dann von Rindern in zu beiden Seiten des Sattels befestigten Holzgestellen heimgebracht wurden. An einzelnen Stellen war man bereits wieder damit beschäftigt, den Boden mit Hilfe eines von einem Stier gezogenen Holzhakens für die neue Einsaat vorzubereiten.

Nachdem ich eine, von einem Deutschen mit Unterstützung des Königs für eine Seidenraupenzucht angelegte, aber später verlassene und nunmehr verwildernde Maulbeerpflanzung hinter mir gelassen und eine Paßhöhe erklommen hatte, ging es für kurze Zeit steil bergab, dann aber in flottester Gangart auf schmalem und steinigem, aber ebenem Pfade weiter. Trotz des durchweg öden Charakters der koreanischen Landschaft, in die nur vereinzelt Baumgruppen und niederes Buschwerk einige Abwechselung bringen, schwebt über derselben ein eigenartiger poetischer Zauber, wie ich ihn kaum in irgend einem anderen Lande empfunden habe. Es liegt über allem eine wunderbar wohlthuende Ruhe, eine Art Heidepoesie, die sich nicht näher beschreiben läßt. Selbst wenn weit und breit nichts zu sehen ist, was auf das Vorhandensein lebender Wesen hindeutet, fühlt man sich dennoch nicht einsam, und begegnet man Menschen, so hat man ihnen gegenüber von vornherein das Gefühl absoluter Sicherheit. Die Koreaner wirken auf den Fremden ungemein sympathisch, sie haben etwas Respektvolles, Bescheidenes und Liebenswürdiges in ihrem Wesen, was ihren Nachbarn, den Chinesen, so ganz und gar abgeht. Daß den Chinesen Eigenschaften auszeichnen, die ihn im Kampfe ums Dasein dem Koreaner weit überlegen machen, ist zweifellos, aber eben das Fehlen dieser Eigenschaften seiner bezopften Nachbarn bringt uns den Koreaner so ungleich näher.

Nichts berührte mich, nachdem ich den menschlichen Ameisenhaufen China verlassen hatte, angenehmer, als hier einmal wieder Menschen zu sehen, die nichts zu thun hatten und spazieren gingen. Chinesen und — Hamburger (ich bin selber einer und kenne meine Landsleute) gehen überhaupt nicht spazieren, sondern stets irgendwo hin, sie rennen wie die Besessenen aneinander vorüber und haben nur Zeit zum Gruß für denjenigen, von dessen Bekanntschaft sie sich einen geschäftlichen oder sonstigen Vorteil versprechen. Ich für meine Person habe die Erfahrung gemacht, daß meist diejenigen Menschen die liebenswürdigsten sind, die mit wenig Arbeit auskommen. Einer meiner Freunde, eine Seele von Mensch, hat einmal die Behauptung aufgestellt: Wer die Arbeit kennt, der liebt sie nicht, und wer sie liebt, der kennt sie nicht. Der Mann ist kaiserlich deutscher Konsul und füllt seinen Platz zur vollsten Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde aus; denn er kann, wenn es not thut, wie ein Pferd arbeiten und thut das auch, was um so mehr Anerkennung ver-

dient, als es ihm ganz und gar kein Vergnügen macht.

Hätte ich geschäftlich mit den Koreanern zu thun, sei es als König, Beamter oder Kaufmann, ich würde sie mir anders geartet wünschen; als Reisender aber, der ich nur von ihren angenehmen Eigenschaften Gebrauch zu machen hatte, liebe ich sie, wie sie sind, und dies wäre in noch höherem Grade der Fall, wenn sie nicht gewissermaßen einen point d'honneur darein gesetzt zu haben schienen, den Chinesen wenigstens nach einer Richtung hin in den Schatten zu stellen, nämlich in Bezug auf körperliche Unsauberkeit. Trotz aller Anstrengungen freilich ziehen sie auch in diesem Kampfe gegen die Söhne des himmlischen Reiches den kürzeren, und als Schwein steht der Chinese immer noch unübertroffen da.

Koreanische Frau.

Die Koreaner ähneln in ihren Gesichtszügen unstreitig mehr den Japanern als den Chinesen und zeichnen sich vielfach durch eine auffallend helle Hautfarbe aus. Sie sind von mittlerem Wuchs, ebenmäßig gebaut, haben meist kleine abgeplattete Nasen, vorstehende Backenknochen und hochgeschwungene Augenbrauen. Braunschwarzes Haar ist die Regel, doch habe ich auch Individuen mit helleren Nuancen kennen gelernt. Äußerst spärlich ist der Bartwuchs bei ihnen entwickelt, verhältnismäßig wenige Koreaner haben einen Anflug von Schnurrbart, und Besitzer von Vollbärten gehören zu den größten, allgemeine Bewunderung erregenden Seltenheiten.

Die Häuser in den am Wege liegenden Dörfern sind noch ärmlicher als diejenigen, die wir in Chemulpo gesehen, elende Lehmhütten mit oft von Kürbisranken überwuchertem Grasdach. Auf einem Lehmflur sieht man die Weiber mit Flegeln Reis, Hirse oder Buchweizen dreschen, Getreide reinigen und mahlen, und daneben trocknen in der Sonne an Weiden hängende Tabaksblätter oder in Körben ausgebreitete rote Pfefferschalen. Nackte Säuglinge (die Kleinen werden erst mit dem dritten oder vierten Jahre entwöhnt), Schweine und Hunde sieht man einträchtiglich zusammen zwischen dem das Haus umgebenden Schmutze wühlen, während die bereits flügge gewordenen Kinder vielleicht auf die Suche nach Reisig in die Berge geschickt sind. Ich hatte auf der die Hauptstadt mit Chemulpo verbindenden Landstraße einen lebhaften Verkehr zu finden erwartet, aber selten traf ich einen

einsamen Wanderer, und nur einmal begegnete ich einem größeren Trupp Leute, die einer von zwei Kulis getragenen Sänfte folgten, in deren Innerem mit gekreuzten Beinen ein koreanischer Beamter hockte, den ich wahrlich nicht um dieses Vergnügen beneidete, denn die koreanische Sänfte ist im Vergleich zu allen anderen Sänften, und auch zu den chinesischen, wegen ihrer Winzigkeit eine wahre Folterkammer.



Koreanische Dame.

Hinter dem Dorfe Orekul kam mir das von unserem Konsul erbetene Pferd, von seinem masu (Knecht) am Zügel geführt, entgegen. Sobald dem aalglatten temperamentvollen, wie ich später erfuhr, siebzehnjährigen Rappen chinesischer Rasse der Sattel aufgelegt und mein Stolperer dem masu zur Unterbringung in dem nächstgelegenen Dorfe übergeben war, ging es weiter und zwar vom Fleck weg ventre à terre; denn anders schien es der kleine Hengst nicht zu thun. Trotzdem ich leidlich mit Pferden umzugehen weiß und schon mit manchem Racker fertig geworden bin, verlor ich doch gelegentlich die Kontrolle über den wie von Furien gepeitscht über Stock und Stein dahinsausenden Chinesen, so daß ich endlich meinem Schöpfer dankte, als ich, ohne unter den in den Dörfern sich herumsielenden Kindern und Schweinen irgend ein Unglück angerichtet zu haben, an eine weite Sandwüste gelangte, die bis an den von mir zu passierenden Hanfluß heranreichte. „Nun, Alterchen, tob dich nach Herzenslust aus, hier wirst du schon kirre werden.“ Damit zog ich dem kleinen Kerl ein paar Tüchtige über. Wie ein Vogel flog er über den tiefen Flugsand, seine Hufe schienen den Boden kaum zu berühren, und mit dem Kirrewerden war's nichts. Ich glaube, es hätte noch stundenlang so fortgehen können, denn eine Lunge schien mein Rappe nicht zu besitzen. Erst der Han setzte seinem Jagen ein Ziel, und an der Fährstelle blieb er stehen wie ein Lamm. Als wir auf einem Ponton an das jenseitige Ufer gesetzt waren, meldete sich ein mir aus Seoul entgegengeschickter, mit zwergartigem Pony berittener Konsulatskonstabler bei mir, um von hier ab die Führung zu übernehmen. Wir durchritten das auf einer Anhöhe am Fluß gelegene Dorf Mapu und zogen dann, während die sinkende Sonne die im Norden und Süden die Hauptstadt einschließenden Berge in Purpur hüllte, der später einem tiefen Violett wich, zwischen sorgsam bebauten Feldern weiter. Selten habe ich so üppige Kohlfelder gesehen wie hier, die ganze Gegend glich einem Gemüsegarten, und ein größerer Gegensatz, als der zwischen der Landschaft, durch die unser Weg bisher geführt hatte, und der, die sich jetzt zu beiden Seiten des Weges ausbreitete, läßt sich kaum denken.

Mein Rappe war in Gesellschaft seines

kleinen Stallgenossen das Phlegma selbst, ich konnte ihm die Zügel auf den Hals legen und mich mit ganzer Seele dem Genusse des Beobachtens von Land und Leuten hingeben. Wenngleich die Straße von Mapu ab fahrbar geworden war, begegnete uns doch nur ein einziger mit Rindern bespannter Karren, trotzdem der Verkehr sonst an Lebhaftigkeit nichts zu wünschen ließ. Auffallend war mir die große Zahl schwankender Gestalten, die, des süßen Weines oder vielmehr Reisschnapses voll, aus der Hauptstadt kommend in Zickzacklinien heimwärts strebten. Ich glaubte aus diesem Umstand mit einem gewissen Recht auf einen hohen Festtag schließen zu dürfen, vernahm und konstatierte jedoch später, daß der Koreaner sich auch ohne äußere Anlässe gern einen Affen kauft. Er arbeitet nach berühmten Mustern:

Im Winter trinkt er und singet Lieder
Aus Freude, daß der Sommer nah ist,
Und kommt der Sommer, so trinkt er wieder
Aus Freude, daß er endlich da ist.

Wer wollte ihm das verdenken? Ich am allerwenigsten, zumal ich gefunden habe, daß der angezechte Koreaner den nüchternen an Artigkeit und Liebenswürdigkeit vielleicht noch übertrifft.

Außerdem fehlt in Korea das Schreckgespenst, welches so manchen braven Germanen davon abhält, so viel zu trinken, daß ihm die Auffindung des Schlüsselloches seiner Hausthür später Schwierigkeiten bereitet — die polternde Alte. Denn hier zu Lande schwingt der Mann den Pantoffel, und es ist mir nicht zu Ohren gekommen, daß er schlecht dabei führe. Die Frau spielt bei den Koreanern eine so untergeordnete Rolle wie bei wenigen anderen Völkerschaften des Orients, sie gilt bis in ihr spätestes Alter gewissermaßen als Kind, kann wegen krimineller Handlungen — da sie eben als unzurechnungsfähig angesehen wird — kaum vor Gericht geladen werden, ja sie besitzt nicht einmal einen Namen, sondern wird nur als die Tochter des X, Schwester des Y oder Mutter des Z bezeichnet. Sie hat sich jeglicher Einmischung in die Angelegenheiten der Männer zu enthalten, darf ohne Erlaubnis ihres Gatten weder ausgehen noch einen Blick auf die Straße werfen, geschweige denn Besuche empfangen. Solange sie die Kinderschuhe austreten, ist es den Mädchen erlaubt, zu gehen, wohin sie wollen, sind sie indessen zu Jungfrauen herangereift, so ist's mit der Ungebundenheit vorbei, sie sind — wenigstens in den vornehmen Familien — in die Frauengemächer gebannt und dürfen niemanden sehen und mit niemandem sprechen, außer mit ihren allernächsten Verwandten. Bei der Verheiratung junger Leute werden deren Neigungen in keiner Weise berücksichtigt; sind die betreffenden Väter einig, so werden die Astrologen und Geomanten nach ihrer Meinung gefragt, und nachdem diese Tag und Stunde der Hochzeit festgesetzt haben, wird die Ehe geschlossen. Polygamie giebt es in Korea nicht, ja, der Koreaner kann, selbst wenn er sich von seiner Gattin trennt, keine andere Ehe vor dem Tode seiner ersten Frau eingehen, wohingegen es ihm stets unbenommen ist, sich Konkubinen in beliebiger Zahl zu halten. Ein junges Mädchen oder eine Witwe, mit der er nachweislich ein zärtliches Verhältnis unterhalten hat, kann er sogar gesetzlich als Konkubine beanspruchen und sie, falls sie ihm entlaufen sollte, zwangsweise in sein Haus zurückbringen lassen.

Trotz der untergeordneten Stellung, die nach diesem das Weib einnimmt, wird demselben von seiten der Koreaner äußerlich ein gewisser Grad von Achtung nicht vorenthalten. Die Gemächer der Frauen gelten als ein Heiligtum, in welches sogar die Gerichtsbeamten nicht eindringen dürfen, auf der Straße geht jeder Mann auch dem ärmsten Weibe aus dem Wege und hütet sich, die Frau eines anderen auch nur mit der Fingerspitze zu berühren. Ja, die Frau hat sogar ihre besonderen Rechte. So ist es ihr z. B. — natürlich mit Erlaubnis ihres Gatten — gestattet, auch nach Sonnenuntergang auszugehen, wohingegen der Mann von Dunkelwerden bis um zwei Uhr in der Frühe sich nach einem alten Gesetz, welches heutzutage allerdings etwas lax gehandhabt wird, nicht auf der Straße zeigen darf.

Unverheiratete Leute männlichen Geschlechtes werden gleich den Frauen mehr oder weniger als Kinder behandelt, und Junggesellen, mögen sie selbst das dreißigste Lebensjahr überschritten haben, sind von Beratungen der Männer, sowie von Beamtenposten ausgeschlossen.

Alle diese Einzelheiten erfuhr ich nun freilich nicht von meinem Führer, dem Konsulatskonstabler, sondern erst später aus der Histoire de l'Église de Corée par Ch. Dallet, und als ich gegen sieben Uhr durch das zum Glück noch offenstehende imposante Thor in die Hauptstadt eintritt (s. Abbild. S. 420), da war mir die Stellung der koreanischen Frau noch ein Buch mit sieben Siegeln.

Nur meinem flotten Rappen hatte ich es zu verdanken, daß ich noch vor Thoresschluß anlangte, denn ich sah den mit einem cirka achtzehn Zoll langen Schlüssel bewaffneten Pförtner bereits am Schlosse hantieren, und kaum hatte er mich passieren lassen, so schlossen sich kreischend und polternd die mächtigen eisenbeschlagenen Thorflügel hinter mir. Die Schlüssel der verschiedenen Thore werden sodann in den Palast des Königs gebracht, und verspätet anlangende Wanderer sind, falls sie es nicht vorziehen, mit Lebensgefahr an Stricken die Mauer an der einen oder anderen schadhaften Stelle zu erklettern, gezwungen, außerhalb der Stadt das Herannbrechen des jungen Tages zu erwarten.

Seoul — der Name bedeutet zu deutsch Hauptstadt — ist ganz und gar nach chinesischem Muster angelegt, was schließlich nicht weiter zu verwundern ist, da die heute gegen 200000 Einwohner zählende Stadt im Jahre 1392 von einem Günstling der Mingfamilie, die damals in China gerade die Mongolen vertrieben und sich des Thrones in Peking bemächtigt hatte, gegründet worden ist. Der betreffende Herr, dem nicht nur die Stadt, sondern auch die jetzige Dynastie ihre Gründung verdankt, hieß Tsitsien, oder vielmehr er hieß nicht so, sondern heißt heute so, da alle koreanischen Könige erst nach ihrem Tode einen Namen erhalten. Man muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er vom malerischen Standpunkt aus die Lage der Hauptstadt vortrefflich gewählt und sie durch eine etwa zwölf Kilometer lange bergauf, bergab laufende, cirka zwanzig Fuß hohe und nicht viel weniger dicke, mit Schießscharten versehene Steinmauer gegen feindliche Überfälle gut gesichert hat. Über den Thoren koreanischer Städte — Seoul selbst besitzt deren acht — erheben sich nach chinesischer Art einfache oder doppelte, nach allen vier Seiten weit ausladende geschweifte Ziegeldächer (s. Abbild. S. 421).

Sobald wir die Stadtmauer hinter uns hatten, bogen wir rechts in eine schmutzige Gasse ein, zogen zwischen verhältnismäßig solide gebauten, aber ihrer unmittelbar unter dem Dach angebrachten Fensterchen wegen sämtlich den Eindruck von Pferdeställen machenden Häusern weiter und hielten bald vor einem in eine Mauer eingelassenen Thor. Nachdem sich dasselbe aufgethan, ritten wir in einen geräumigen Hof mit Stallungen und Dienerwohnungen, von dem eine breite Steintreppe in einen Garten hinaufführte. Das Ganze machte einen vielversprechenden Eindruck, und ich war infolgedessen überzeugt, nachdem ich mich kurz zuvor in Bangkok über die geradezu unwürdige Art, in der die kaiserlich deutsche Ministerresidentur untergebracht war, in der Tiefe meiner Seele geschämt hatte, hier ein der Weltmachtstellung meines Vaterlandes entsprechendes Konsulatsgebäude zu finden.

Leider sollte ich mich in dieser Erwartung getäuscht sehen; denn als ich die Treppe emporgeeilt war, sah ich in einem allerdings entzückenden Gärtchen in herrlicher Lage ein jammervolles einstöckiges Häuschen, welches sich von allen übrigen Behausungen der Eingeborenen nur durch eine Thür nach europäischem Muster und durch regelrechte Glasfenster unterschied. Anfangs hielt ich das Häuschen für die Wohnung des Gärtners; als jedoch in der Hausthür ein nichts weniger als gärtnermäßig gekleideter Herr erschien, um mich als seinen Gast zu begrüßen, da wußte ich, daß ich in dem Betreffenden Herrn Konsul Krien und in dem Hause, an dessen Schwelle er mich empfing, das kaiserlich deutsche Konsulatsgebäude vor mir hatte.

Um meinem freundlichen Wirte etwas Angenehmes zu sagen, lobte ich die idyllische Lage seines poetischen Häuschens, wäre aber dann beim Eintritt beinahe mit den mir unwillkürlich entschlüpfenden Worten des Faust: „In dieser Armut, welche Fülle, in diesem Kerker, welche Seligkeit!“ aus der Rolle gefallen.

„Ja, ja,“ meinte der Konsul, der meine Gedanken erraten haben mußte, „puritanisch einfach, billig und schlecht, so will man es daheim. Erzählen Sie nur einmal in Ber-

lin, wie es bei uns aussieht, denn wenn wir stöhnen, so heißt es, es sei pro domo, was ja freilich in diesem Falle auch wörtlich zutrifft. Jedenfalls nützt es nichts. Tag für Tag frage ich mit Leicester: ‚Stürzt dieses Haus nicht sein Gewicht auf mich?‘ Aber das alte Haus stürzt halt nicht, und bevor es nicht mindestens einen Staatsbeamten unter sich begraben hat, giebt es eben kein neues. Doch lassen Sie uns nunmehr ein Gläschen Pschorr auf Ihr Wohl trinken und dann auf ein halbes Stündchen in den Klub gehen.“ Ich glaubte, mich verhört zu haben, und kam mir beinahe lächerlich vor, als ich fragte, ob denn in Seoul ein Klub existiere. „Aber natürlich haben wir einen solchen, Sie können ihn auch Cercle Diplomatique nennen, denn seine Mitglieder setzen sich fast ausschließlich aus den beim König accreditierten fremden Vertretern und ihren Beamten zusammen. Wir haben hier einen bevollmächtigten Minister der Vereinigten Staaten, einen Generalkonsul und Chargé d'affaires des russischen Kaiserreiches, einen französischen Konsul und Commissaire, einen großbritannischen Generalkonsul, dazu einen japanischen Ministerresidenten und Chargé d'affaires, und — last not least — einen Residenten aus dem Reiche der Mitte. Alle diese Herren haben ihren Stab von Vicekonsuln, Sekretären, Attachés, und Sie können sich demnach denken, daß wir auch ohne die Missionare der verschiedensten Religionsgesellschaften eine ganz hübsche Gesellschaft bilden.“



Vornehme koreanische Frauen.

„Kommen Sie, ich bin begierig, Ihre diplomatic mixed pickles kennen zu lernen.“ Damit trank ich mein Glas aus und folgte, da ich mich wegen Mangels jeglichen Gepäckes — ausgenommen eine Zahnbürste — nicht umkleiden konnte, meinem Führer im Reitanzug in den nahegelegenen Klub.

Hier fand ich gegen ein Dutzend Herren der verschiedensten Nationalitäten beisammen, die alle ein Herz und eine Seele zu sein und sich nur im Mischen von cocktails gegenseitig den Rang streitig zu machen schienen. Einer nach dem anderen trat an der bar als cocktail mixer auf, um seine Kollegen zur Beurteilung seiner Mischung einzuladen. Sine ira et studio mußte ich dem Consul et Commissaire de la République Française den Preis als raffiniertestem Giftmischer zuerkennen.

In dem engen, aber behaglich eingerichteten Speisezimmer unseres Konsulats nahm ich später mit Konsul Krien und Vicekonsul Reinsdorff ein vortreffliches Mahl ein, welches mit einer Tasse Kaffee und einer guten Cigarre seinen Abschluß fand. Kaum hatten wir uns vom Tische erhoben, als einer der Diener meldete, die halbe Stadt stünde in

Flammen. Vor die Thür eilend, sahen wir, daß der Feuermelder den Mund zwar, wie das bei solchen Leuten überall in der Welt der Fall ist, ein wenig voll genommen hatte, daß aber nicht weit vom Konsulat thatsächlich die Lohe hoch gen Himmel schlug und das Feuer sich mit unheimlicher Geschwindigkeit ausbreitete.

Niemand war glücklicher als ich. Mir thaten zwar die armen Menschen leid, welche Habe und Gut bei der Gelegenheit einbüßten, aber wenn es doch einmal brennen sollte, so war es mir lieb, daß dies während meiner Anwesenheit geschah, denn die Charaktereigenschaften eines Volkes treten nie deutlicher hervor als bei großen Festlichkeiten, Aufständen und Feuersbrünsten.

Ohne auch nur eine Minute zu verlieren, begab ich mich auf die Brandstätte, und was ich da sah, war immerhin des Verzichtes auf die geistvollste Plauderei in dem behaglichsten Salon wert.

Seoul besitzt eine Anzahl Straßen, deren Ausdehnung und Breite sich keine abendländische Großstadt zu schämen brauchte. Der größte Teil der Straßenfläche wird aber, wahrscheinlich zu Nutz und Frommen einer Anzahl von Beamten, an ärmere Leute und Händler aller Art zum Aufschlagen leichtgebauter Buden und Schuppen vermietet, so daß von der breitesten Straße nichts übrig bleibt als ein Weg, der kaum zwei Ochsenkarren das Ausweichen gestattet. Sobald der König eine dieser Straßen zu passieren beabsichtigt, werden schleunigst sämtliche Holzbauten entfernt, und Seine Majestät dürfte daher kaum eine Ahnung davon haben, wie es in seiner Hauptstadt aussieht, solange er geruht im Palaste zu bleiben, was leider die Regel und nicht die Ausnahme ist.

In einer solchen Straße, die zufällig von der für morgen angesetzten Prozession nicht berührt wurde, war nun ein Feuer ausgebrochen, welches, zumal der Wind seine Ausbreitung begünstigte, unter dem leicht brennbaren Material eine furchtbare Verheerung anrichtete.

Die Besitzer der Buden, ausnahmslos Koreaner, standen, mit ihren weißen langen Gewändern geisterhaften Wesen gleich, entweder thatenlos da und sahen sich die Bescherung an, oder sie hatten sich auf die Ziegeldächer der die eigentliche Straße begrenzenden Häuser geflüchtet und beschworen alle guten Geister der Luft, des Wassers und der Erde, den Flammen Einhalt zu gebieten. Nur einige beherzte Männer hatten sich zu thatkräftigem Handeln aufgerafft und trugen in Schüsseln und Schälchen, Töpfchen und Tassen Wasser herbei, welches sie, etwa wie eine Opfergabe, in die Flammen schütteten. Wären nicht die japanischen und chinesischen



Koreanische Palastsklavin.

Feuerbrigaden aus ihren Quartieren, die sie wahrscheinlich mehr oder weniger bedroht glaubten, zur Stelle geeilt, ich glaube, ganz Seoul hätte niederbrennen können, ohne daß die Koreaner den energischen Versuch zu einem corriger la fortune gemacht hätten. Deutlich traten übrigens auch bei dieser Gelegenheit die Charakterverschiedenheiten der Chinesen und Japaner zu Tage; denn während die ersteren mit größter Ruhe und Überlegung den Flammen auf den Leib rückten, wollte bei den Japanern jeder alles thun und jeder der erste sein, so daß man vor lauter Eifer und Überstürzung erst verhältnismäßig spät zur Entfaltung einer wirklich nutzbringenden Thätigkeit kam. Die nach und nach auf ein begrenztes Gebiet zurückgedrängten Flammen verbreiteten eine wohlthuende Wärme, und Mitternacht war längst vorüber, als ich im höchsten Grade befriedigt von dem Gesehenen und Erlebten die Brandstätte verließ, um mein Kämmerchen im Konsulatsgebäude aufzusuchen und mich dort mit der durch einen sechsundzwanzig Meilen langen Ritt, eine internationale cocktail-Probe und eine Feuersbrunst gerechtfertigten Erwartung auf einen tiefen Schlaf ins Bett zu legen.

Als ich am nächsten Morgen, in einen mir als Schlafrock dienenden gelbseidenen, pelzgefütterten mongolischen Fürstenmantel, den ich in Peking erstanden hatte, gehüllt, zur Thür hinausschaute, hätte ich mich ohne die geringste Phantasie in mein geliebtes Hinterpommern, wie sich's im Herbste zuweilen dem Auge zeigt, zurückversetzt wähnen können; denn dichter Nebel entzog selbst die nächstliegenden Gegenstände meinen Blicken, und ich sah nichts, was mich auch nur im geringsten an das Land erinnerte, in dem ich weilte.

Nachdem ich gleich dem nach frischem Wasser schreienden Hirsch einige unartikulierte Laute ausgestoßen, schlüpfte ich wieder in mein mollig warmes Bett zurück und harrte des dienstbaren Geistes, der da als eine Folge meiner unartikulierten Laute kommen sollte. Und er kam, kam in Gestalt eines allerliebsten kleinen Koreaners von höchstens zwölf Jahren, der aber, wie ich aus seiner Haartracht erkannte, bereits verheiratet, zum mindesten aber verlobt sein mußte. Er war ein herziges Kerlchen mit pfirsichblütfarbenem Teint, haselnußbraunen Augen und einem feingeschnittenen Gesichtchen. Mit seinen der Kälte wegen vier- oder fünffach übereinandergezogenen wattierten Hosen und Jacken sah er aus wie ein wandelnder weißer Luftballon und nickte derartig komisch, daß ich mich vor Lachen im Bette kugelte.

Da der kleine Mann an mir ebensoviel Vergnügen zu haben schien, wie er mir bereitete, verständigten wir uns, trotzdem ich kein Wort Koreanisch und er keines einer anderen Sprache konnte, wunderbar, wie aus der Thatsache erhellt, daß der Ballon zur Thür hinausschwebte, um bald darauf mit Thee, Eiern, Butter und Brot zu erscheinen und mich nach Erledigung des Frühstücks ins Badezimmer zu führen. Erst gegen neun Uhr hatte sich der Nebel verflüchtigt, und als ich nun ins Freie trat, um mich an den Strahlen der Herbstsonne zu wärmen, bot sich meinen Blicken ein Bild, wie ich es täglich anschauen könnte, ohne seiner müde zu werden; denn vor mir lag die Hauptstadt des Königreiches Korea, eines der merkwürdigsten Reiche der Erde, von dem man nicht weiß, ob es sieben oder zwanzig Millionen Einwohner hat, eines Landes, welches es fertig gebracht hat, in seiner Abgeschlossenheit gegen abendländische Kultur selbst sein Nachbarreich China zu übertrumpfen. Erst seit dem Jahre 1876 sind die koreanischen Häfen den Japanern laut Vertrag geöffnet, diesem folgte als zweiter 1882 ein solcher mit den Vereinigten Staaten, und wenige Wochen später wurden gleiche Verträge mit England und Deutschland abgeschlossen. Nach diesem ist es schließlich nicht sonderlich überraschend, daß Korea auch heute noch ein Land ist, von dem die meisten Geographielehrer weniger wissen, als sie ihre Schüler lehren, ein Land, unendlich reich an terra incognita für die gesamte gebildete Welt, und ein Land, welches einen geradezu fascinierenden Reiz auf den Reisenden ausübt; denn der größte Reiz liegt für den letzteren bekanntlich darin, das zu schauen, was vor ihm wenige Menschen gesehen haben, oder womöglich, was er als erster sieht.

Der Anblick, den Seoul vom Garten des

deutschen Konsulats aus gewährt, ist weniger malerisch als imposant und eigenartig; denn man sieht aus einem Meer blauschwarzer Ziegeldächer verschiedene hochgelegene Paläste in europäischer Bauart emporragen, während im Norden von kahlen oder strichweise bewaldeten Bergen altersgraue Türme stolz herabschauen. Gerade vor dem deutschen Konsulate auf einem Hügel inmitten der Stadt erhebt sich ein ganz Seoul beherrschender Renaissancepalast, das russische Konsulatsgebäude; etwas weiter östlich fesselt ein Bau im Stil Elisabeths II. das Auge, an der neben ihm wehenden Flagge als das Eigentum Ihrer Großbritannischen Majestät kenntlich; ihm stellen sich würdig zur Seite die japanische Ministerresidentur, die festungartig angelegte Wohnung des chinesischen Residenten und andere mehr. Über dem ganzen Bilde schwebt eine zauberhafte Ruhe, die den abgehetzten Kulturmenschen ungemein wohlthuend berührt, und ich hätte in diesem Augenblicke, wenn zufällig eine weibliche Majestät in der Nähe gewesen wäre, in die Knie sinken und ausrufen können: „O Königin, das Leben ist doch schön!“ wenn — nun wenn Deutschland in Korea in gleich anständiger Weise vertreten gewesen wäre wie die anderen Groß- und Kleinmächte. So aber hätte ich selbst die verführerischste Königin unangekniet stehen lassen und wäre beschämt wieder in meine Kammer des kaiserlich deutschen Konsulatsgebäudes geschlichen, denn dieses Gebäude, welches sich vielleicht zu einem Landkrug im Kreise Schievelbein ganz gut eignen würde, ist alles andere, als geeignet, das Ansehen Deutschlands — ich will nicht einmal sagen, zu heben, sondern nur auf der Höhe zu halten, die notwendig ist, um nicht lächerlich zu erscheinen. Wo andere Nationen in Gesellschaftstoilette auftreten, da steht es dem Deutschen Reiche schlecht an, die Rolle des Aschenbrödels zu spielen.

Nicht das Auswärtige Amt in Berlin ist für eine solche Handlungsweise verantwortlich zu machen, denn il y a des juges à Berlin, Leute, die wissen, was sich schickt und wie es in der Welt aussieht, sondern in erster Linie diejenigen Reichsboten, die stets verneinen, wenn Summen gefordert werden für Repräsentationszwecke &c. im Auslande. Möge man an Regierungsgebäuden daheim sparen, so viel man will und kann, im Auslande darf nicht mit dem Pfennig geknickst werden; denn da taxiert uns eine ganze Nation nach einem einzigen Gebäude und dem in demselben hausenden Vertreter. Es giebt gar keine beschränktere Ansicht als diejenige mancher deutscher Bierphilister, daß Deutschland mächtig und angesehen genug sei, um auf Äußerlichkeiten Verzicht leisten zu können. Wenn der deutsche Michel sich einbildet, er könne noch heute a conto des im Jahre 1870 geernteten Ruhmes im Schlafrock oder, wenn es hoch kommt, im Jägerhemd mit angeknöpften Manschetten unter den Vertretern anderer Nationen einherlaufen, so verdient er seinen Namen mit Recht, und wenn unsere Herren Abgeordneten glauben, die Siamesen oder Koreaner bildeten sich ihr Urteil über uns und unser Vaterland aus den Treitschkeschen Jahrbüchern, so mögen sie sich gesagt sein lassen, daß genannte Nationen uns lediglich danach beurteilen, wie der deutsche Vertreter in ihrem Lande auftritt. Wie die Siamesen aus dem Gebäude der deutschen Ministerresidentur in Bangkok, so ziehen die Koreaner aus dem des deutschen Konsulates in Seoul folgende Schlüsse:

„Entweder ist Deutschland ein Land, welches nicht einmal so viel Geld hat wie beispielsweise Japan, oder aber, es läßt es uns und unserem Könige gegenüber an der Achtung fehlen, die andere Nationen uns und ihm zu zollen für geboten erachten. In beiden Fällen lohnt es sich nicht, den Deutschen irgend welche Sympathien entgegenzubringen.“

Nein, meine Herren Landsleute! Glauben Sie mir, daß für die Vertretung unseres Vaterlandes in der Fremde gar nicht genug gefordert und gar nicht wenig genug abgelehnt werden kann. Wollen wir uns mit anderen Nationen auf gleicher Höhe halten, so brauchen wir für unsere Vertretungen im Auslande Gebäude, die der Weltmachtstellung des Deutschen Reiches entsprechen, und in den Gebäuden wiederum Leute, die nicht nur schwierige Examina, sondern auch eine Kinderstube hinter sich haben, Männer mit tadellosen Manieren, weitem Horizonte und dem festen Willen, die ihnen vom Reich ge-

zahlten Repräsentationsgelder auch zu dem Zwecke zu verwenden, zu dem sie bewilligt worden sind; kurzum Leute von Welt.



Koreanischer Offizier.

Zum Glück ließen mir die Herren des Konsulats nicht lange Zeit, mir mit ähnlichen schwermütigen Betrachtungen über die Beschränktheit eines Teils unserer Volksvertreter, wenn auch nur vorübergehend, mein Leben zu verbittern. Ich wurde zu einem Spaziergange durch die Stadt abgeholt und folgte mit Freuden meinen liebenswürdigen ortskundigen Führern.

Der in den Straßen herrschende Schmutz sollte — so hatte man mir mitgeteilt — selbst denjenigen Pekings weit hinter sich lassen, aber nach den Erfahrungen, die ich in Seoul und mehreren anderen koreanischen Städten gesammelt, kann ich dieser Ansicht nicht beipflichten. Freilich trat ein Mangel an Schmutz und Unrat nirgendwo hervor, und namentlich in den engeren Gassen, zu deren beiden Seiten die übelsten Flüssigkeiten fußtief standen, duftete es nicht gerade nach Lavendel. Aber im Vergleich zu Peking erschien mir Seoul fast wie eine in hygienischer Beziehung mustergültig angelegte Stadt. Außer dem sich in ihnen abspielenden Leben bieten die Straßen Seouls nicht viel des Sehenswerten, es sei denn, daß man sich durch eine aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts stammende Bronzeglocke von riesenhaften Dimensionen, die in einer der Hauptstraßen in einem niedrigen pavillonartigen Verschlage aufgehängt ist, oder einige wenige vernachlässigte Tempelbauten imponieren ließe. Die meisten Häuser zeigen sich uns von der Rückseite, und wir wandeln daher größtenteils zwischen grauen kahlen Lehm- oder Steinwänden dahin. Daß die Rauchabzüge, wenige Fuß über dem Erdboden liegend, auf die Straße münden, ist ein Umstand, der, wie sich denken läßt, auch keineswegs zur Erhöhung des Genusses einer Promenade beiträgt. Tempel sind in der Hauptstadt nur in geringer Zahl vorhanden, die meisten liegen außerhalb der Stadt, und die sonstigen öffentlichen Gebäude, die königlichen Paläste nicht ausgenommen, sind ihrem Äußeren nach wenig anziehend. Anders sieht es schon in den Straßen aus, in denen die Magazine der Kaufleute und die Werkstätten der Handwerker sich in offenen Gewölben aneinanderreihen, oder in denen in Holzbuden und auf freistehenden Tischen Lebensmittel feilgehalten werden. Besonders waren es die Magazine der Pfandleiher — richtige Trödelbuden, wie sie der selige Mühlendamm in Berlin in Hülle und Fülle aufzuweisen hatte —, die mein Interesse erregten, denn ich fand in ihnen zu wahren Spottpreisen die merkwürdigsten Produkte alter und mo-

derner koreanischer Industrie, kleine Stahlkästchen mit Einlage von Silber, verschiedene Messing- und Bronzearbeiten, uralte Lederköcher mit Pfeil und Bogen — Rangabzeichen der Mandarinen —, allerliebste Messerchen in metallbeschlagener Holzscheide mit seitlich angebrachten metallenen Eßstäbchen, Musikinstrumente, Hüte, Fächer, Laternen, Unterjacken aus Rohrgeflecht, das heißt eine Art Brust- und Rückenpanzer, den die Koreaner im Sommer tragen, um das Durchschwitzen ihrer weißen Gewänder zu verhüten, Pulskühler aus feinem weißem Roßhaargewebe, die, wie bei uns Pulswärmer im Winter gegen die Kälte, hier im Sommer gegen die Hitze angelegt werden und deren Hauptaufgabe darin besteht, die Handgelenke vor direkter Berührung mit den Ärmeln zu schützen, und anderes mehr. Auch die Erzeugnisse der Möbeltischlerei reizten meine Kauflust, doch bekämpfte ich die letztere in anbetracht der Transportschwierigkeiten. Dagegen erstand ich eine Sammlung koreanischer Kopfbedeckungen und eine solche der verschiedensten Produkte der Papierindustrie; denn Korea ist nicht nur, wie schon bemerkt, das Land der Hüte, sondern auch das Land des Papiers.

Es ist kaum zu glauben, was der Koreaner alles aus Papier herstellt, und nur zu einem scheint es ihm vorläufig nicht zu dienen, nämlich als Nahrungsmittel. Der Koreaner könnte ohne Papier ebensowenig leben, wie der Bewohner Assams oder Burmas ohne Bambus, wie der Tamile ohne die Palmyrapalme. Er verwendet es zu all den Zwecken, zu denen wir Europäer es gebrauchen, und nebenbei zu hundert anderen. Es dient ihm in den Häusern in geöltem Zustande als Fußbodenbelag und als Ersatz des Fensterglases, im Freien als wasserdichte Decke, als Schirm und Hut. Aus alten Manuskripten werden vorzüglich haltbare Bindfaden gedreht und diese wieder zur Herstellung von Schuhsohlen, ja, ganzer Schuhe, von wasserdichten Gefäßen, Körben u. s. w. verwendet. Das Rohmaterial zu diesem in Bezug auf Stärke und Haltbarkeit einzig dastehenden Papiere liefert das Holz des Maulbeerbaumes.

Weniger appetitlich als originell erschienen mir die an offener Straße liegenden Garküchen, in denen vielfach in Töpfen von der Größe eines Asphaltkessels ein mit Fleischstückchen zusammen gekochter Bohnen- oder Hirsebrei brodelte, von dem jeder Lüsterne gegen Erlegung einiger Kasch mit seinem Eßstäbchen direkt aus dem Topfe so lange naschen konnte, bis ihm der Appetit verging. Daneben wurden in kleinen, in den Boden gegrabenen Löchern Kastanien geröstet, welche reißenden Abgang fanden.



Militärmandarin.

Auf dem Markte sah ich neben kolossalen Mengen roter Pfefferschoten die herrlichsten Kohlköpfe der Welt, Bohnen, Erbsen, Kastanien, Nudeln, Kartoffeln, rohe und gesottene Eier, Rind- und Schweinefleisch, gekochte Rinderhaut — scheinbar ein hochgeschätzter Leckerbissen —, Flußmuscheln, verschiedene Arten Fische und sonstige Seetiere. Die Fische wurden der Mehrzahl nach in totem Zustande und nicht, wie in China, lebendig in wassergefüllten Zubern feilgeboten, Taschenkrebse nicht, wie bei uns, in Körben durcheinander kriechend, sondern mit Strohhalmen zu langen Reihen zusammengeflochten, so daß solch eine etwa meterlange Kette einem riesigen Tausendfuße glich.

An Früchten entdeckte ich nur die orangegelbe Persimone, und zwar sowohl in rohem wie in gepökeltem Zustande.

Weibern begegneten wir verhältnismäßig selten, und die wenigen, die uns in den Weg kamen, waren entweder alt und garstig, oder aber sie wußten sich durch einen über den Kopf geworfenen Mantel fast gänzlich unseren Blicken zu entziehen (s. die Abbildungen S. 424 u. 425).

Daß es unter den jüngeren Mädchen des Landes auch solche giebt, die sich, ohne daß wir dagegen Protest erheben würden, unverhüllt zeigen könnten, mag man aus der Abbild. S. 428 entnehmen.

Die für den Reisenden interessantesten Vertreterinnen der koreanischen Weiblichkeit sind unstreitig die Abigails oder Palastsklavinnen, meist jüngere Weiber, die sich teilweise durch Schönheit, ausnahmslos aber durch die monströsesten Haartrachten auszeichnen, die je erfunden worden sind, nämlich phantastische Bauwerke aus Menschen- und Roßhaar von oft derartigen Dimensionen, daß eine Katze versucht sein könnte, ihr Wochenbett darin aufzuschlagen (s. die Abbild. S. 429).

Einen Anblick, den ich nie im Leben vergessen werde, boten diejenigen Straßen, durch welche heute die Prozession des Königs marschieren sollte. Durch Abreißen aller sonst den Verkehr hemmenden Baracken und Verkaufsstände war die ursprüngliche Breite derselben wieder hergestellt worden. Die Fahrdämme waren geebnet und gesäubert, und eine Anzahl Arbeiter war gerade damit beschäftigt, in der Mitte einen etwa zwei Fuß breiten Streifen mit weißem Sand zu bestreuen. Allerorten standen plaudernde Gruppen müßiger Gaffer umher, und zu beiden Seiten räkelten sich die zum Spalierbilden kommandierten Soldaten und Polizisten auf dem Boden herum, sonnten sich oder schnarchten um die Wette. Diese Soldaten der koreanischen Armee — die Stärke derselben wurde mir auf siebentausend Mann angegeben — sind bis auf die Fußbekleidung nach europäischer Art uniformiert, tragen runde, rauhe Filzhüte, ähnlich denen der italienischen Bersaglieri, und sind mit Remingtongewehren bewaffnet. Als Instruktoren dienen ihnen sonderbarerweise amerikanische Offiziere. Ich möchte nicht behaupten, daß sie mir, so wie sie dalagen und sich im Staube herumwälzten, derweil ihre schlecht geputzten Gewehre ohne Aufsicht danebenstanden, einen achtunggebietenden Eindruck gemacht hätten. Ihre eingeborenen Offiziere — oder waren es diejenigen der Polizeimannschaften — trugen die alte koreanische Uniform: schwarzseidenen langen, oberhalb der Füße mit breitem buntem Seidenbande — denn Knöpfe kennt der Koreaner nicht — geschlossenen Rock, an der Linken ein Schwert in Holzscheide mit herabhängenden Seidenquasten, an den Füßen chinesische hohe Filzstiefel und auf dem Kopfe einen rauhen runden Roßhaarfilzhut, durch eine Schnur haselnußgroßer gelber und roter Wachsperlen unterm Kinn befestigt. Von dem Knauf des Hutes hängt nach vorn ein Büschel Pfauenfedern, nach hinten ein roter Roßhaarschweif herunter (s. Abbild. S. 432).

Zwischen dem lagernden Fußvolk verteilt standen, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — denn sie würden, wenn sie gekonnt hätten, sich's sicherlich ebenso bequem gemacht haben wie ihre Kameraden von der Infanterie —, einige Dutzend Leib-Gardereiter Seiner Majestät des Königs. Nie sah die Welt ihresgleichen! Neben ihren kaum meterhohen, unausgesetzt um sich beißenden und hinten ausschlagenden, pomphaft aufgeputzten Ponies standen sie da, gleich soeben von der Bühne eines Schmieretheaters entlaufenen geschundenen Raubrittern, mit Stiefeln von so kolossalen Dimensionen, daß sie sich weder setzen noch legen, geschweige sich

ohne Hilfe in den Sattel schwingen konnten. Gewändern aus uralten, von Würmern und dem Zahne der Zeit benagten Brokaten oder schwarzen, mit vergoldeten Stiften beschlagenen mächtigen Schuppenpanzern, die sie, gleich Zwangsjacken, an jeglicher Bewegung hinderten. Mindestens einige Jahrhundert alte rostüberzogene Schwerter und stählerne Sturmhauben mit Spitze und Kettenbehang vervollständigten die Ausrüstung dieser königlichen Leibgarde. Ich konnte mich gar nicht satt sehen an diesen ebenso malerisch wie komisch wirkenden armen Rittern, die gar nicht zu wissen schienen, was sie mit ihren Gliedern und all ihrer wurm- und rostzerfressenen Pracht anfangen sollten.

Doch auch andere Erscheinungen fesseln unsere Aufmerksamkeit. Von einer Schar singender Trabanten begleitet, an jeder Seite von mehreren Dienern gestützt und festgehalten, kommt, auf einem, sein vier Fuß hohes Pferdchen um mindestens einen Fuß überragenden Sattel balancierend, irgend ein Mandarin vorüber. Auf der Brust seines dunkelfarbigen Gewandes trägt er eine etwa sechs Zoll im Quadrat messende bunte Seidenstickerei, die, je nachdem er Civil- oder Militärbeamter ist, einen weißen Kranich oder einen Tiger darstellt, während ein seitlich an den Rippen fest anliegender, vorn und hinten mehrere Handbreit vom Körper abstehender, einem Tonnenbande vergleichbarer, mit Gold, Silber, Nephrit oder Elfenbein geschmückter Gürtel scheinbar dazu da ist, den gelahrten Herrn davor zu schützen, sich seine Verzierungen abzustoßen (s. Abbild. S. 433). Hinter ihm trägt einer seiner Diener in einem weitmaschigen Netze aus Papierbindfaden das merkwürdigste Insignium eines Mannes von Rang, nämlich ein straußeneigroßes, blankpoliertes rundes Messingtöpfchen, welches den gleichen Zwecken dient wie gewisse Porzellangefäße, die wir in unseren Schlafzimmern in neben den Betten stehenden Schränkchen sorgsam den Blicken unserer Nebenmenschen zu entziehen pflegen.

Andere Mandarinen, Minister und Hofbeamte legten den Weg zum Palaste in offenen Sänften zurück, von deren Rücklehne Leoparden- und Pantherfelle herabhängen. Sie trugen vielfach dunkelfarbige geblümte Seidenmäntel. Unter einigen Sänften, deren Insassen sich durch eine mitraähnliche vergoldete Kopfbedeckung aus Papiermaché auszeichneten, befand sich an einer Stange ein etwa zwei Fuß im Durchmesser haltendes, auf dem Boden entlang laufendes Rad, welches mir durchaus geeignet erschien, den Trägern ihre Arbeit zu erleichtern. Von meinen Begleitern hörte ich, daß die also beförderten Herrschaften der Zunft der Astrologen und Geomanten angehörten, und daß diese berufsmäßigen Schwindelmeier sich im Lande so hoher Achtung erfreuten, daß schlechterdings nichts unternommen würde, ohne vorher ihren Rat einzuholen.

So, mit jeder Minute neue Eindrücke in uns aufnehmend, hatten wir langsam voranschreitend diejenige Straße der Stadt erreicht, die etwa mit den Berliner Linden verglichen werden könnte, insofern wenigstens, als sie zum Palaste des Königs führt und, was ihre Breite anlangt, jede andere Straße Seouls in Schatten stellt. Nach koreanischen Uhls, Dressels, Kranzlers, Felsings, Aschers, nach Hotels, Cafés, American bars sucht man freilich umsonst, denn die Straßenfronten werden ausschließlich durch Kasernen und Beamtenwohnungen in dem uns bekannten Pferdestallstil gebildet. Trotzdem erkennt man auf den ersten Blick, daß man sich hier im Mittelpunkte des Verkehrs befindet. Ein großes mächtiges Thor am Ende der Straße wird uns als Eingang zu dem Palaste (s. Abbild. S. 410) gezeigt, in dem die von seinem Volke heilig gehaltene Person des Monarchen, der Sohn des Himmels, residiert. Den Namen dieses hohen Herrn kann ich dem geehrten Leser leider nicht verraten, da er einen solchen erst nach seinem Tode erhält. Zwar ist ihm bei seiner Thronbesteigung vom Kaiser von China für die Dauer seiner Regierung ein Name verliehen worden, aber das Aussprechen desselben würde die schwersten Strafen nach sich ziehen, nur im schriftlichen Verkehr mit dem Hofe in Peking darf er gebraucht werden.

Wie in Deutschland bei Schustern und Schulmeistern, so sind in Korea bei den Beamten aller Rangstufen Brillen — namentlich solche aus Rauchtopas — ungemein beliebt; ja, ein Mandarin ohne Brille ist eigentlich kaum denkbar. Ob auch der kleine Mann die Berechtigung hat, sich ein solches

Ding auf die Nase zu setzen, ist mir unbekannt, dagegen weiß ich, daß selbst der höchste Mandarin in Gegenwart des Königs ohne Brille zu erscheinen hat. Je näher wir dem Palastthore kommen, um so lebhafter wird das Treiben, überall lagern Soldaten mit Hunderten von Fahnen, die in tausend schönen Farben spielen; zu Roß oder in Sänften ziehen hohe und niedere Beamte, je nach ihrem Range von einer geringeren oder größeren, mehr oder minder Spektakel vollführenden Dienerschaft umgeben, heran, um an den Thoresstufen abzusitzen und letztere, an jeder Seite gleich gichtbrüchigen Greisen von einem Diener gestützt, mit langsam abgemessenem Schritte emporzusteigen, denn so und nicht anders will es die Sitte, und ein Beamter, der ohne Unterstützung mit elastischen Schritten einherwandeln würde, wäre für die Koreaner ein ebenso unerhörtes Schauspiel, wie für uns etwa ein in Trikots gesteckter, durch brennende Reifen springender Kultusminister. Die Würde seines Amtes lastet — so wird angenommen — derartig auf ihm, daß er der Unterstützung zweier kräftiger Männer bedarf, um nicht unter der Last zusammenzubrechen. Wesentlich erleichtert wird ihm die vorschriftsmäßige Schwerfälligkeit seiner Bewegungen dadurch, daß er als Mann von Rang und Würden bei allen feierlichen Anlässen so viele Hemden, Hosen und Röcke übereinanderzieht, wie er deren besitzt, d. h. von jedem vielleicht ein halbes Dutzend. Bedenkt man, daß alle diese Kleidungsstücke stark wattiert sind, so wird man es begreiflich finden, daß ein bayerischer Braumeister in Bezug auf Taillenweite eine Pinie ist im Vergleich zu einem koreanischen Mandarinen.

Man sollte glauben, daß in einer Stadt, in der neben einer ganzen Anzahl europäischer Ministerresidenten und Konsuln auch noch einige Dutzend Missionare — europäische Kaufleute giebt es in Seoul nicht — ihr Wesen treiben, die eingeborene Bevölkerung über die Erscheinung eines neuen Europäers ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen würde. Das wird auch in der Regel der Fall sein; anders mit meiner Person, die bei den Koreanern annähernd dasselbe Interesse erregte, welches ich jedem von ihnen entgegenbrachte, nicht etwa meiner körperlichen Reize wegen, ach nein! sondern einesteils wegen meiner mit zahlreichen Erinnerungen an die Studentenzeit bedeckten linken Wange, anderenteils aber wegen meiner aus dickem gereifeltem, silbergrauem englischem Plüschstoff gefertigten Reithosen, die ich in vorläufiger Ermangelung anderer Beinfutterale auch heute wieder hatte anlegen müssen.

Wo immer ich ging und stand, bildete sich um mich eine Korona wißbegieriger Kinder, Männer und Greise, die meine Schenkel betasteten und sich lebhaft darüber unterhielten, von was für einem Tiere wohl dieses sonderbare glänzende Fell stammen möchte. Sie wurden gar nicht müde, mit der Hand über den Plüsch zu fahren und sich an seiner Weichheit zu ergötzen. Mit wahrer Lammesgeduld ließ ich die liebenswürdigen Menschen gewähren und entzog mich nur dann ihrem Forschungsdrange, wenn mir die Sache zu kitzelig wurde.

Pünktlichkeit ist, wie wir aus Büchmann wissen, die Höflichkeit der Könige. Dieses Wort Ludwigs XVIII. hat leider für den Orient keine Bedeutung, denn Fürst und Volk handeln dort gleichmäßig nach dem Grundsatz: Kommst du heute nicht, kommst du morgen. Auch der König von Korea ist in dieser Hinsicht kein Ausnahmemensch, und so hatte er, trotzdem die Prozession auf die elfte Vormittagsstunde festgesetzt worden war, um ein Uhr noch immer nicht geruht zu erscheinen. Hoffen und Harren macht bekanntlich hungrig. Das verspürten auch wir deutlich, und da wir keine Lust hatten, gegen das Knurren unserer Magen taub zu bleiben, andererseits aber auch — um die Prozession nicht zu versäumen — nicht zum Frühstück ins Konsulat zurückkehren konnten, so nahmen wir unsere Zuflucht zu einem Chinesen, der in einer der vom Zuge berührten Straßen einen Laden besitzt, in dem man so zu sagen alles haben kann, vom Richtschwert bis zum Puderquast. Wir trafen hier einige japanische Elegants in perlgrauen Hosen und schwarzen Gehröcken, die uns mit gutem Beispiele vorangingen und sich einen Frühschoppen ausgezeichnet schmecken ließen. Der bezopfte Ladenbesitzer sprang mit verständnisvollen Blicken auch uns sofort mit einigen Flaschen ins Gesicht, schleppte Brot herbei, öffnete eine Büchse marinierter He-



Mandarin mit Gefolge.

ringe und überließ uns damit unserem Schicksal. Dem Deutschen vergeht die Zeit nie schneller als bei Bier und Heringen, und wir bemerkten daher kaum, daß wir nochmals zwei Stunden durchlebt hatten, bevor der Ruf ertönte: Der König kommt!

Als wir vor die Thür traten, sahen wir vorläufig nichts als eine Schar gleich einer vom Fuchs gejagten Gänseherde schreiend auseinanderstiebender weißer Gestalten, die von Läufern mit Holzrudern rechts und links an die Mauer gedrückt wurden.

Nach geraumer Zeit kommt die Spitze des Zuges in Sicht. Eine Anzahl geschundener Raubritter und Panzerreiter sprengt, mit Mühe sich im Sattel haltend, auf winzigen Ponies heran; ihnen folgt in abgekürztem Trabe, durcheinander rennend, eine Abteilung Infanterie mit vier Posaunenvirtuosen, die mit solcher Begeisterung in ihre fünf Fuß langen Messinginstrumente hineinblasen, daß ihnen die Augen aus den Höhlen treten; dann kommt ein, an der Spitze mit einem Bündel Fasanenfedern geschmücktes Banner, getragen von einem Offizier. Zu beiden Seiten desselben laufen Träger mit sechzehn blauseidenen Fahnen, deren Stangen mit Glocken behangen sind. Hierauf wieder eine Abteilung Infanterie als Vortrab eines Generals mit gelbem Banner, zu beiden Seiten Träger der seltsamsten Feldzeichen, als da sind Lanzen mit roten Roßschweifen, Schirmen, Dreizacken, buntlackierten Schildern mit chinesischen Schriftzeichen, Feuerhaken, Hellebarden und Holzrahmen, die noch lebhaft an die Pfeifengestelle unserer Großväter erinnerten, nur daß hier die Pfeifen durch mit der Spitze nach unten stehende Pfeile mit weißen Federn an den Enden ersetzt waren. Da erscheint zu Roß, das Haupt bedeckt mit güldenem Helm, ebenfalls eine gelbseidene Fahne in der Rechten, der Oberst der Leibgarde, umgeben von Trabanten mit rotlackierten Stäben, hinter ihm zottelt ein Reiter mit mächtigem Dreizack, und diesem schließt sich der Träger des weißen, schwarzumränderten Reichsbanners an. Dichter Staub verkündet das Nahen eines neuen Trupps Infanterie. Darauf rasseln einige kleine, von den Bedienungsmannschaften gezogene Gatlinggeschütze vorüber. Ein im vollsten Trabe blasendes und trommelndes Musikcorps in gelben gazeartigen Gewändern und gleichfarbigen mit buntfarbigen

Rosetten besetzten Strohhüten fesselt Ohr und Auge in gleichem Maße wie die nächste Abteilung, nämlich eine Schar Sänger und Herolde, die das Nahen des Königs verkünden. Gleich hinter ihnen, unter Vorantritt eines Trägers mit der Königsstandarte, gewahren wir eine mit einem Baldachin versehene und mit rotem Stoff bezogene geschlossene königliche Sänfte, die aber, wie man mir bedeutet, leer ist und nur dazu dient, die Aufmerksamkeit der bösen Geister, die sich — so nimmt man an —, lüstern wie sie sind, gleich auf die erste Sänfte stürzen, von derjenigen, in der Seine Majestät folgt, abzulenken (s. Abbild. S. 440). Nachdem wieder ein Trupp Hellebardenträger und Panzerreiter vorübergezogen ist, kommt, umschwärmt von einem ungeordneten Haufen Fußvolk mit aufgepflanztem Bajonett, unter rotem, an den Seiten offenem Baldachin ruhend, der Sohn des Himmels (s. Abbild. S. 441), ein freundlich und wohlwollend dareinblickender Herr von etwa vierzig Jahren, angethan mit dunkelrotem Seidenmantel, das Haupt bedeckt mit schwarzer, mitraartiger Mütze. Das Bärtchen, welches die Lippen des leutseligen Monarchen einrahmt, könnte höchstens den Neid eines bartsüchtigen deutschen Sekundaners erregen (s. Abbild. S. 443). Lautlos — so verlangt es die Etikette — und scheinbar ohne die geringste Notiz zu nehmen, läßt das Volk die königliche Sänfte vorüberziehen, einige Leute wenden sich sogar ab, um durch ihren Blick nicht die geheiligte Person des Herrschers zu verunreinigen; nur wir Europäer lüften den Hut zum Gruße, und durch ein Neigen des Hauptes dankt der König. Unmittelbar hinter der Sänfte Seiner Majestät folgt eine Anzahl berittener fetter Eunuchen in Gewändern von blaugrüner Seide. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß alle diese Herren, von denen man annehmen sollte, daß das Ewig-Weibliche sie nicht mehr hinanzieht, verheiratet sind, als die eifersüchtigsten Gatten ihre Frauen oft zur Verzweiflung bringen und den ihnen von der Natur versagten Kindersegen dadurch ersetzen, daß sie Eunuchen im Knaben- oder Jünglingsalter an Kindesstatt annehmen. Riesenhafte, auf Bahnen ruhende Pauken, deren Schläger nebenher springen, werden der Sänfte des Kronprinzen, eines bartlosen blassen Jünglings, der fast die gleiche Tracht wie sein Vater angelegt hat, vorausgetragen, während Diener in weißen Röcken mit grünen Gazeüberwürfen und schwarzen Filzhüten neben- und hinterherlaufen.

Ein unscheinbarer älterer Herr, auf einem Pony von der Größe eines Neufundländers hockend, ward mir als der Präsident des Auswärtigen Amtes mit einem Monatsgehalt von vier Sack Reis, zwei Sack Bohnen und zehntausend Kasch (etwa sieben Mark zwanzig Pfennige) bezeichnet. Den Schluß des Zuges bildete ein Trupp geschundener Raubritter unter Führung des eine himmelblaue Fahne schwingenden, einflußreichsten Mannes bei Hofe, eines Lieblings Seiner Majestät, des Generals Han.

Sobald sich das Volksgetümmel verlaufen hatte, traten wir den Rückmarsch zum Konsulate an, um uns dort durch ein kurzes Nachmittagsschläfchen von den Strapazen des Tages zu erholen.

Gegen Sonnenuntergang machte ich allein einen Spaziergang auf den südlich von der Stadt gelegenen Nam Shan, der, teilweise mit Nadelholz bedeckt, schroff ansteigt und die Stadt um mehrere Hundert Fuß überragt. Ich sah von hier aus, daß die Häuser der Stadt entweder in Hufeisenform oder in der Form von Rechtecken gebaut sind und auf diese Weise nach hinten einen offenen Hof bilden.

Die verschiedenen königlichen Palastanlagen mit ihren ausgedehnten Höfen und Gärten, Mauern und Thoren bilden gewissermaßen kleine in sich abgeschlossene Städte. Einer derselben, der sogenannte Neue Palast, in dem der König gelegentlich Hof hält, bedeckt mit seinen Anlagen einen Flächenraum von mehreren Hundert Morgen.

Manche Paläste werden nur zu besonderen Anlässen, königlichen Hochzeiten, zur Beherbergung der aus Peking eintreffenden Gesandten u. s. w., benutzt. Der Palast, in dem der König während meiner Anwesenheit in Seoul residierte, der Thoi Hwa Mun, ist von hohen Mauern umschlossen, in welche drei Thore eingelassen sind. Das Hauptthor, in der uns bekannten chinesischen Form mit Doppeldach, wird von zwei auf gemauerten Sockeln ruhenden grotesken Steinlöwen flankiert und hat drei mit bunten

Figuren bemalte hölzerne Doppelthüren, von denen, wie in Berlin die Durchfahrt durch den Mittelbogen des Brandenburger Thores nur königlichen Wagen zusteht, die mittlere einzig und allein für Seine Majestät geöffnet wird.

Durch das Thor gelangt man nacheinander in zwei gepflasterte, von Beamtenwohnungen umgebene Höfe, von diesen in einen dritten Hof, an dessen Ende auf hoher Plattform sich die königliche Audienzhalle erhebt. Zu beiden Seiten derselben stehen in zwei Reihen je zwölf niedere Säulen, neben denen bei großem Empfange des Königs die Beamten genau nach ihren Rangabstufungen Aufstellung zu nehmen haben.

In einem angrenzenden Hofe steht, auf achtundvierzig Steinsäulen ruhend, inmitten eines Lotusteiches, der Sommerpalast des Königs. Außerdem befinden sich innerhalb der ganzen riesenhaften Anlage noch unzählige andere Gebäude, so die Prüfungshalle, die Halle der Geister, in welcher die Leichenfeierlichkeiten für Mitglieder der königlichen Familie stattfinden, die ausgedehnten Räume, in denen der König mit seiner Familie und seinen Weibern lebt u. s. w.

In einem Lande, in dem wie in Korea die ganze Religion — die meisten Koreaner bekennen sich zur Lehre des Konfucius — eigentlich lediglich im Ahnenkultus besteht, werden den Verstorbenen begreiflicherweise ganz außerordentliche Ehren erwiesen. Stirbt der König, so hat jeder Bürger des Landes siebenundzwanzig Monate lang zu trauern. Diese Trauerzeit zerfällt in zwei Perioden: die der tiefen und die der Halbtrauer. Die erstere währt so lange, wie die königliche Leiche aufgebahrt steht, nämlich gegen fünf, die letztere zweiundzwanzig Monate. Während der Dauer der Volltrauer dürfen an den Hausaltären nur Opfer für den verstorbenen König gebracht werden; Hochzeiten, Begräbnisse, Auspeitschungen und Hinrichtungen haben zu unterbleiben; ebenso ist es verboten, Tiere zu töten und Fleisch zu essen. Diese Vorschriften werden allseitig strengstens befolgt, doch wird es ärmeren Leuten, die nicht in der Lage sind, die Leichen verstorbener Angehöriger einbalsamieren zu lassen, im Sommer aus sanitären Gründen gestattet, solche zu beerdigen. An festgesetzten Tagen haben sich für die Dauer der tiefen Trauerzeit die Mandarinen der einzelnen Provinzen an bestimmten Punkten zu versammeln und, mit dem Gesicht der Hauptstadt zugewendet, offiziell einige Stunden lang zu heulen. Nachdem von den Astrologen Ort und Zeitpunkt der Beisetzung der königlichen Leiche ausbaldowert worden ist, wird der Sarg auf eine Bahre von kolossalen Dimensionen gehoben und abwechselnd von den Mitgliedern des Trauergefolges, an dem unter anderen sämtliche Truppen, Beamten u. s. w. teilnehmen, nach dem meist auf einem Hügel in der Nähe der Hauptstadt belegenen Begräbnisplatz getragen. Für jede Königsleiche wird ein neuer Platz gewählt, auf dem nach erfolgter Beisetzung neben einem Monument ein Gebäude für die Unterkunft der mit der Bewachung und Opferdarbringung beauftragten Beamten errichtet wird.

Bemerkt sei noch, daß kein Unterthan den König oder dessen Leiche weder mit einem Teile seines Körpers noch mit einem metallenen Gegenstand berühren darf. Ein koreanischer Arzt, der sich demnach einfallen ließe, seinem allergnädigsten Landesherrn mit Hilfe einer Pinzette einen Splitter oder sonst etwas aus dem Körper zu entfernen oder einen Abſceß zu öffnen, würde sich der schwersten Majestätsbeleidigung schuldig machen und höchstwahrscheinlich schleunigst um einen Kopf kürzer gemacht werden.

Auf der anderen Seite, so erzählt Père Dallet, gilt — falls Seine Majestät die Schuld trifft — für den betreffenden Unterthan die zufällige Berührung mit der geheiligten Person des Königs für eine Auszeichnung allerersten Ranges, und der so Geehrte hat die Berechtigung, fortan zur Erinnerung an den glücklichen Umfall ein rotes Seidenband zu tragen.

Die Sonne war längst hinter den Bergen verschwunden, als ich fröstelnd wieder im Konsulat anlangte. Bald darauf sah ich auf verschiedenen Berggipfeln Feuer auflodern, die ich als Freudenfeuer so lange mit der heutigen Prozession in Verbindung brachte, bis ich vom Konsul Krien dahin belehrt wurde, daß allabendlich nach trojanischem Muster von einem Ende des Königreiches zum anderen — Korea hat etwa das

gleiche Areal wie Großbritannien — von Berggipfel zu Berggipfel durch Fanale gemeldet würde, daß Ruhe und Friede im Lande herrsche. Für Zeiten der Not sind ganz bestimmte Feuerzeichen verabredet, so daß man binnen kürzester Zeit in der Hauptstadt von einem etwaigen Aufstande, einem Einfall feindlicher Truppen u. s. w. Kunde erhalten und entsprechende Weisungen erteilen kann.

Erst nach dem Essen erschien Shokra mit dem Gepäck. Der Flußdampfer, mit dem es gekommen war, hatte sich, wie das gewöhnlich der Fall sein soll, verschiedentlich festgefahren und war infolgedessen erst so spät in Mapu eingetroffen, daß Seoul nicht mehr vor Thorschluß hatte erreicht werden können. Ein vom Konsulat aus abgesandter Diener hatte ihn an Bord in Empfang genommen und ihn schließlich ebenso wie die einzelnen Gepäckstücke mit Hilfe eines Seiles unversehrt über die Stadtmauer gelotst.

Die Zähne des Jungen, der an Kälte noch gar nicht gewöhnt war, schlugen wie die Kastanietten eines Tarantellatänzers aufeinander, so daß wir den kleinen Kerl schleunigst in die Nähe des Ofens brachten. Aber selbst am Feuer wollte ihm nicht ordentlich warm werden, und er meinte, als ich ihn fragte, wie ihm das Reisen hier zu Lande gefiele: „Korea est un pays très froid, même le feu est froid ici.“

Tags darauf hatte ich als civilisierter Mensch im schwarzen Rock meine Besuche bei den verschiedenen fremden Vertretern zu machen, die sich gegenseitig in Bezug auf Liebenswürdigkeit und Gastlichkeit überboten, so daß ich gleich einem Salonlöwen in der Berliner Ball- und Trüffelcampagne fortan für jeden Abend besetzt war.

Man verkehrt in Seoul in zwangloser Weise, ißt gut und trinkt oft mehr, als einem bekömmlich ist.

Noch heute denke ich an ein Mittagessen, welches der russische Minister mir zu Ehren gab und bei welchem, nachdem man schon bei dem jedem russischen Essen vorangehenden Sakuska mindestens ein halbes Dutzend Schnäpse hatte zu sich nehmen müssen, die Diener aus Versehen zum Fisch Rum anstatt Moselwein einschenkten, der denn auch, da er einmal da war, gewissenhaft getrunken wurde. Nach Tische wurde anstatt Bier Wodka gekneipt, und der Umstand, daß ich dieses russische Nationalgetränk nicht nur nicht verschmähte, sondern sogar lobte und pries, begeisterte meinen scharmanten Wirt dermaßen, daß er mich — wiederum nach russischem Brauch — beim Abschiede mehrfach umarmte und küßte. Daß ich mich auch des folgenden Morgens mit Freuden erinnerte, möchte ich nicht behaupten.



Königliche Prozession in Seoul.

Kaum irgendwo ist mir die Zeit so schnell

und angenehm vergangen wie in der Hauptstadt Koreas. Da gab es so viel des Interessanten zu sehen und zu beobachten, so viel des Merkwürdigen zu kaufen und so viel nette Mann anmelden, und da wir in Erfahrung gebracht, daß Seine Excellenz sich auf das angelegentlichste nach Shokra erkundigt und den Wunsch geäußert hatte, einmal einen



Königliche Prozession in Seoul: Sänfte des Königs.

Menschen kennen zu lernen, daß die Tage dahinschwanden, man wußte nicht wie. Wie sich denken läßt, war mir, nachdem ich die Monarchen aller übrigen von mir bereisten Länder, mit alleiniger Ausnahme des Kaisers von China, der eben Fremde — die fremdländischen Gesandten neuerdings ausgenommen — grundsätzlich nicht empfängt, persönlich kennen gelernt hatte, daran gelegen, auch in Seoul dem Sohne des Himmels meine Aufwartung zu machen; weniger, um mich in den Strahlen königlicher Huld zu sonnen, als um das beim Empfange übliche Ceremoniell zu studieren.

Ich war daher auf das angenehmste überrascht, als mir eines Morgens von unserem Konsul die Mitteilung gemacht wurde, daß Seine Majestät geruhen wolle, mir eine Audienz zu gewähren, und daß es demnach geboten erscheine, mich vorher dem Präsidenten des Auswärtigen Amtes, von dem wir schon wissen, daß er ein Gehalt von vier Sack Reis, zwei Sack Bohnen und sieben Mark zwanzig Pfennig monatlich bezieht, vorzustellen.

Wir ließen uns daher noch in selbiger Stunde für den Nachmittag bei dem guten schwarzen Menschen zu sehen, so wurde beschlossen, den Jungen mitzunehmen. Nach dem Frühstück bestiegen wir die bereitstehenden Pferde und erreichten nach einem Ritt von etwa zwanzig Minuten — Shokra, der sich als wenig gewandter Reiter entpuppte und sein zwerghaftes Tierchen un cheval très vicieux nannte, nur mit Mühe und Not — den Hof des Auswärtigen Amtes, in dem uns von herbeieilenden Dienern die Reittiere abgenommen wurden. Auf einer Steintreppe gelangten wir in einen nach chinesischem Geschmack, d. h. mit Tisch und Stühlen ausgestatteten Raum, in dem uns der Herr Präsident mit freundlichem Lächeln, den Hut auf dem Kopfe, entgegenkam und uns die Hand zum Gruße reichte. Natürlich interessierte ihn Shokra, der in seiner Matrosentracht allerliebst aussah, ungleich mehr als wir beiden Europäer, aber man weiß im Orient, was sich schickt, und wandte vorläufig daher ausschließlich uns seine Aufmerksamkeit zu. Nachdem wir einige Täßchen chinesischen Thees geschlürft, wurden Champagner und englische Bisquits gebracht, und wir stießen mit der alten Excellenz, die auf diese Weise uns zu Ehren mindestens einen ganzen Mo-

natsgehalt verpuffte, auf das Vivat, crescat, floreat Koreas an.

Auch Shokra erhielt sein Glas Sekt und seinen Kuchen und wurde von unserem Wirte seiner schönen Augen, dunklen Hautfarbe und seiner wie Rabengefieder glänzenden Haare wegen viel bewundert. Die Audienz beim König, so meinte der freundliche Präsident beim Abschiede, würde wahrscheinlich am nächsten Tage stattfinden.

Auf dem Rückwege begegneten wir mehreren verhüllten Weibern, denen unter Musikbegleitung eine lebende Gans vorangetragen wurde. Sie begaben sich, wie mein Begleiter an dem genannten Vogel erkannte, zu einer Hochzeit. Die Gans spielt in Korea bei Hochzeitsfesten eine große Rolle, nicht etwa als Festbraten, sondern als ein glückbringendes Tier, welches sich im Hause der Neuvermählten bis an das Ende seiner Tage eines sorgenlosen Daseins erfreut.

Schon von dem Augenblicke an, da ich die Hauptstadt Koreas betreten hatte, war mir ein eigentümliches, beständig die Luft erfüllendes Klappern aufgefallen. Auch wenn ich zufällig einmal des Nachts erwachte, hörte ich nichts als das gleiche monotone Geräusch, welches ebensogut von einigen Tausend Webstühlen, wie von ebensovielen Fleischhackern oder Dreschern herrühren konnte. Auf Befragen wurden mir die Wäscherinnen als die Urheberinnen des Geklappers angegeben. Nirgendwo in der Welt nun hatte ich je zuvor Waschfrauen einen solchen Heidenlärm bei ihrem Geschäfte vollführen hören, und da niemand mir sagen konnte, in welcher Weise denn eigentlich die Wäscherei betrieben würde, beschloß ich, der Sache auf den Grund zu gehen. Das war nun keine so leichte Sache; denn die Räume der Frauen gelten in Korea als Heiligtum, und der unbefugte Eindringling riskiert daher eventuell die schönsten Keile. Das Glück war mir günstig, denn in einem Hause, dessen äußeres Gemach ich von der Straße aus als leer erkannt hatte, sah ich durch eine zweite Thür in einen Raum, in dem mehrere Weiber nebeneinander am Boden hockten und wie die Verrückten mit kleinen hölzernen Klöppeln in der Größe der bekannten vierkantigen Badethermometer, von denen sie einen in jeder Hand hielten, eine mit weißem Zeuge umwickelte Holzrolle bearbeiteten.

Das Rätsel war gelöst, nicht das Waschen selbst, sondern das Walken der Wäsche war mit dem für Seoul so charakteristischen Geräusch verbunden. Die Weiber mußten sich die Arme lahm arbeiten, um durch stundenlanges Klopfen den weißen Gewändern ihrer gestrengen Gatten den nötigen Glanz und die erwünschte Weichheit zu verleihen. Auf den Zehenspitzen, wie ich mich hereingeschlichen, zog ich mich zurück, aber doch nicht vorsichtig genug, um nicht noch im letzten Augenblicke von einem der Weiber gesehen zu werden. Mir einige Komplimente an den Kopf und gleichzeitig die Thür ins Schloß werfen, war für die energische Dame das Werk eines Augenblickes, und ich dankte meinem Schöpfer, daß ich neben dem Kompliment nicht auch noch ein halbes Dutzend Wäscheschlägel an den Kopf bekommen hatte.

Anstatt der erwarteten Ansage zur Audienz wurde einige Tage später aus dem Auswärtigen Amte die Meldung überbracht, Seine Majestät seien unpäßlich und daher nicht in der Lage, mich zu empfangen.

An Verschiebungen derartiger Haupt- und Staatsaktionen war ich während meiner langjährigen Reisen im Orient längst gewöhnt worden, namentlich hatte man am siamesischen Königshofe nach dieser Richtung das Menschenmöglichste geleistet. Außerdem, warum sollte nicht auch der Sohn des Himmels sich einmal den Magen überladen oder einen Katzenjammer haben können! Möglich auch, daß die Herren Astrologen und Geomanten den angesetzten Tag nachträglich für ungünstig erkannt hatten. Genug, ich tröstete mich und dachte, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sei.

Als indessen Tag auf Tag verging, ohne daß Seine Majestät etwas von sich hören ließ, zogen wir nähere Erkundigungen ein und erfuhren nun, daß der König auf das Vergnügen, mich kennen zu lernen, endgültig Verzicht leiste, nachdem er erfahren, daß ich — keinen Bart habe.

Daß das Fehlen eines Bartes eine Audienz vereitelt, mag den Lesern dieser Zeilen gewiß mehr als unwahrscheinlich klingen, aber das ändert nichts an der Thatsache. Europäer haben für die Koreaner im allgemeinen und für ihren König im besonderen in der Hauptsache ein Interesse ihrer Bärte wegen, und dieses Interesse steigt ebenso mit der

Größe des Bartes, wie es mit der abnehmenden Größe desselben fällt. Da ich nun so glatt rasiert bin, daß eine englische Zeitung, die sich mit der Beschreibung meiner Persönlichkeit befaßte, mich ungestraft als einen gentleman with a somewhat ecclesiastical appearance schildern konnte, hatte ich für Seine Majestät, die gerade einige Tage zuvor ein bartloses englisches Parlamentsmitglied ahnungslos empfangen hatte, jeglichen Reiz verloren; der hohe Herr blieb andauernd unpäßlich und ich hatte das Nachsehen.

Die Weigerung Seiner Majestät, mich zu empfangen, hatte aber noch weitere Folgen; denn der Herr Präsident des Auswärtigen Amtes, der sich gewissermaßen mit seiner Ehre engagiert glaubte, ärgerte sich über die Weigerung des Königs dermaßen, daß er sein Portefeuille niederlegte und sich in die Provinz versetzen ließ; so wenigstens hörte ich später von dem Vicekonsul Reinsdorff. Und alles das, weil ich keinen Bart trage.

Vielleicht werden diese Zeilen dazu beitragen, daß von Berlin aus nur solche Leute als Konsulats-Beamte nach Seoul entsandt werden, die sich nicht nur eines hervorragend starken Bartwuchses erfreuen, sondern sich auch kontraktlich verpflichten, von dem Rasiermesser, solange sie in Korea weilen, keinen Gebrauch zu machen. Übrigens hat sich auch in China der Besitzer eines starken Vollbartes stets hervorragender Wertschätzung zu erfreuen, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß unser ehemaliger Gesandte in Peking, Herr von Brandt, seine außerordentlichen diplomatischen Erfolge, abgesehen von seinen vielen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften, auch seinem den Gegenstand allseitiger Bewunderung bei den Chinesen bildenden prächtigen weißen Vollbarte verdankt.



König und Kronprinz von Korea.

In Begleitung des von Chemulpo zum Besuch herübergekommenen Herrn Wolter unternahmen wir eines Morgens einen längeren Ritt in die Umgebung Seouls. Durch das Ostthor die Stadt verlassend, trabten wir etwa eine Stunde auf leidlichen Wegen dahin, bis wir plötzlich, durch aufsteigenden Rauch, Gonggeläute und Flötengeblase angelockt, vom Pfade abwichen und, querfeldein sprengend, an einen mit in den Boden gesteckten Fähnchen abgegrenzten Platz ge-

langten, in dessen Mitte auf einem brennenden Haufen trockenen Grases die Leiche eines buddhistischen Mönches schmorte. Mönche und Nonnen, beide dem Äußeren nach nur an ihren Kopfbedeckungen zu unterscheiden — die Mönche tragen korbförmige gelbe Mützchen aus feinstem Bambusgeflecht und darübe (siehe nebenstehende Abbild.) große sechskantige Bambushüte mit einem wasserdichten Überzug aus geölter Seidengaze, die Nonnen dagegen auf ihrem kurz geschorenen Haar dicke graue spitze Mützen aus ungebleichten Reiswurzeln — standen plaudernd umher und schienen in vortrefflicher Laune zu sein. Wenn auch



Koreanische Mönche.

seit Begründung der heutigen Dynastie, also seit gerade einem halben Jahrtausend, die eigentliche Landesreligion der Konfucianismus ist, so haben sich doch noch einige Überreste des im vierten Jahrhundert nach Christo in Korea eingeführten Buddhismus erhalten, namentlich in Gestalt von Mönchs- und Nonnenklöstern, wie sich solche auch in der Umgegend von Seoul in den Bergen finden, und einzelnen buddhistischen Tempeln, die sich in ihrer Bauart von denen in China meist nur durch ihre messingbeschlagenen Thüren unterscheiden (s. Abbild. S. 447). Derweil der mit einer langen Stange bewaffnete Leichenschmorer in den Flammen herumstocherte, brachten die übrigen Leute Gras herbei oder vergnügten sich mit ihren Musikinstrumenten. Als Herr Wolter, der seinen photographischen Apparat mitgenommen hatte, sie ersuchte, sich einen Moment ruhig zu verhalten, da er ein Bild von ihnen aufnehmen wolle, zeigten sich Mönche und Nonnen gleich photographenfromm; auch hatten sie nichts dagegen einzuwenden, daß ich einigen von ihnen die Hüte beziehungsweise Mützen vom Kopfe nahm und ihnen je einen mexikanischen Dollar dafür in die Hand drückte.

Allseitig befriedigt schieden wir von unseren neuen Freunden, die sämtlich trotz ihres Asketenlebens fett waren wie die Klosterkatzen, und zogen weiter. Bald ging es in die Berge, und hier entrollten sich Bilder vor unseren Blicken, über welche ein Landschaftsmaler vor Wonne Purzelbäume geschlagen hätte, die aber auch jeden anderen für das Schöne empfänglichen Menschen mit Entzücken erfüllen mußten. Man konnte sich wirklich nichts Stimmungsvolleres denken als diese lauschigen Haine von Koniferen und herbstlich gefärbten Laubbäumen, zwischen denen über Felsgeröll silberklare Bächlein plätschern, während ringsum kahle Granitmassen sich zu beträchtlicher Höhe auftürmen. An einem dieser, allem Anscheine nach eigens für lyrische Dichter geschaffenen Plätzchen, in dessen Nähe sich eine größere Tempelanlage befindet, hatte irgend ein frommer Mann ein allerliebstes Rasthäuschen in chinesischem Stil erbaut (s. Abbild. S. 448), in dem wir in Ruhe und Behaglichkeit unser mitgenommenes Frühstück verzehrten.

Auf dem Rückwege besuchten wir eine auf baumumstandener Lichtung gelegene, viele Hundert Jahre alte, wahrscheinlich königliche

Grabstätte in der Nähe des Mönchsklosters Myo-Wanam. In der Mitte erhebt sich ein grasbedeckter Hügel, um den eine durchbrochene Steinbalustrade herumläuft, außerhalb derselben halten lebensgroße steinerne Tiger und Widder Wache, vor dem Grabe liegt eine schwere, etwa einen Fuß dicke Granitplatte, und daneben stehen vier in Stein gehauene Pferde, zwei Priester und zwei Soldaten. Die ganze Grabstätte erinnert lebhaft an die berühmten Ming-Gräber in der Nähe von Peking, nur daß letztere unendlich viel großartiger sind.

Als sehr lohnend erwies sich auch ein Spaziergang auf dem zum Teil noch innerhalb der Stadtmauern gelegenen Nordberg oder Puk Han, von dem aus man die Stadt noch besser übersieht als vom Nam Sham. Auf halber Höhe traf ich eine Abteilung Soldaten, mit Pfeilen nach einer Scheibe schießend. Die Leute leisteten wirklich Erstaunliches, denn trotzdem die Entfernung zwischen ihnen und der Scheibe über hundert Meter betrug, wurde letztere von den meisten Schützen getroffen, wohingegen ich bei ähnlichen Übungen in China auf weit kürzere Entfernungen Treffer verhältnismäßig selten beobachtete. Ein besonders glücklicher Zufall hatte es gefügt, daß gerade an dem Abende, an welchem ich den Puk Han bestieg, sich in einem der Höfe des königlichen Palastes die Verteilung der Diplome an diejenigen Studenten vollzog, die bei der alljährlich einmal stattfindenden Prüfung mit Ehren bestanden hatten. Da ich mein Fernglas mitgenommen hatte, so konnte ich die sich im Palasthofe abspielenden Vorgänge fast so genau beobachten, als stände ich auf der Umfassungsmauer des Palastes selbst.

Für den König war ein großes Zelt aufgeschlagen worden, Truppen standen umher, und einige Tausend Menschen wimmelten durcheinander wie auf einem Jahrmarkte. Die eigentliche Feier schien gerade beendet zu sein und Seine Majestät sich zurückgezogen zu haben; denn anderenfalls würde es auf dem Platze wohl weniger formlos hergegangen sein; auch sah ich, daß einzelne Mandarinen sich bereits dem Ausgange zuwendeten.



Koreanischer Schreiber.

So schnell ich konnte, raunte ich den Berg hinunter, um an demjenigen Palastthore Aufstellung zu nehmen, aus dem, wie ich aus

den draußen lagernden Dienern erkannte, die von der Feier zurückkehrenden Beamten und Studenten herauskommen mußten. Sie erschienen sämtlich im großen Ornat, bestiegen die ihrer harrenden Säusten und Ponies und zogen truppweise von dannen, die frischgebackenen Doktoren ihr in rosafarbigen Seidenstoff gehülltes Diplom in der Rechten; hinten an ihren Roßhaarmützen waren zwei auf Draht gezogene Blumenguirlanden befestigt, deren andere Enden sie mit den Zähnen festhielten. Draußen wurden sie von ihren Verwandten und Freunden beglückwünscht und im Triumph heimgeleitet. Sie gehören beinahe ausschließlich dem Adel des Landes an, denn wenn auch gesetzlich jedermann sich an den Prüfungen beteiligen kann, so kommt es doch nur selten vor, daß ein Mann ohne einflußreiche Beziehungen einen Grad, und seltener noch, daß der also Ausgezeichnete auch auf Grund seines Grades einen Posten als Beamter erhält. Überhaupt sind die Prüfungen in Korea nichts als eine Form, denn alles kommt hier auf Protektion und Familie an, und wenn sich trotzdem jährlich viele Tausende junger Leute, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg, an diesen Prüfungen beteiligen, so geschieht das, weil sie eine Reise in die Hauptstadt damit motivieren und sich ein paar vergnügte Tage machen können. Wie im Reiche der Mitte, so besteht auch in Korea das ganze Studium in einem Auswendiglernen der Klassiker, aber hier nicht etwa der eigenen Klassiker, sondern chinesischer, denn Korea hat keine alte Litteratur, ferner in einem Erlernen chinesischer Geschichte und chinesischer Schrift, da letztere ebenso wie die chinesische Sprache überall im Lande im amtlichen Verkehr gebraucht wird.

Daß der etatsmäßige Gehalt eines hohen koreanischen Beamten wenig Verführerisches hat, haben wir an den vier Sack Reis, zwei Sack Bohnen und 7 Mark 20 Pfg. unseres Präsidenten des Auswärtigen Amtes gesehen; aber der koreanische Beamte lebt gleich seinem Kollegen im Reiche der Mitte nicht von dem, was er vom Staate erhält, sondern von dem, was er dem Volke abnimmt. Um einen bestimmten Posten zu erhalten, scheut er sich oft nicht, so viel an Geschenken und Bestechungen zu opfern, daß sein ganzes Leben nicht ausreichen würde, diese Opfer wieder aus dem bezogenen Gehalte zu decken. Es ist daher begreiflich, daß die Herren Beamten, nachdem sie von vornherein so viel Geld ins Geschäft gesteckt haben, nicht nur das Bestreben haben, diese Geschäftsunkosten möglichst schnell zu decken, sondern auch noch möglichst viel zu erübrigen. Das geschieht nun dadurch, daß sie selbst erpressen, soviel sie können, und außerdem von den Erpressungsgeldern ihrer Unterbeamten gewissermaßen ihre Tantième beziehen.

Weder in China noch in Korea findet daran irgend jemand etwas Anstößiges, solange die Ausquetschungen sich in den hergebrachten Grenzen bewegen und der Beamte nach oben nur die nötigen Prozente abführt.

Daß unter diesen Verhältnissen sich die Wage der Gerechtigkeit stets nach der Seite neigt, wo sich der schwerste Geldbeutel befindet, versteht sich von selbst. Hat weder der Kläger noch der Beklagte Geld zuzusetzen, so kommt es ganz auf die Laune des über sie zu Gericht sitzenden Mandarinen an, ob der eine oder der andere oder alle beide ihre Hiebe bekommen. Geständnisse ganz nach Wunsch des Richters werden nötigenfalls mit Hilfe aller erdenklichen Folterqualen erzwungen. Ein beliebtes Mittel, schweigsame Zeugen oder Angeklagte gesprächig zu machen, ist die Kniebastonnade, bei der der Betreffende sitzend, auf einen Stuhl festgebunden, mit einem Rohrstock auf Knie und Schienbeine geschlagen wird.

Ich war eines Abends vor dem Hauptthore des Palastes Zeuge einer allem Anscheine nach durchaus unwichtigen öffentlichen Gerichtssitzung oder vielmehr Streitschlichtung, bei der der Angeklagte mit gesenktem Haupte vor dem aufrechtstehenden Richter in der Hucke saß, während hinter ihm der Ankläger hockte und zu beiden Seiten je sechs Soldaten Spalier bildeten. Die Sache verlief in diesem Falle ohne Prügel, vielmehr erfolgte Freisprechung des Angeklagten, was ich daraus schließe, daß der Richter denselben nach beendetem Verhör unters Kinn faßte, ihn emporhob und seiner Wege gehen hieß.

Schon in der zweiten Hälfte des Oktobers wurde es in Seoul derartig winterlich, daß in den Zimmern des deutschen Konsulats

trotz beständigen Heizens das Thermometer kaum über 14 Grad C. stieg. Wir froren infolgedessen wie die Schneider, und Shokra erklärte Korea für „un pays mauvais, mauvais". Hierzu hatte er unstreitig eine seiner Ein- und Ausfuhr bezifferte sich im Jahre 1891 auf 3200000 Dollar, wohingegen auf Gensan kaum 800000 Dollar entfielen. In malerischer, von kahlen Bergen gebildeter Meeresbucht gelegen, bietet die



Koreanischer Tempel.

gewisse Berechtigung, denn abgesehen davon, daß er zum erstenmal in seinem Leben erkannte, was das Wort Winter bedeutet, war ihm der Kampf gegen die Kälte noch dadurch erschwert, daß die Koreaner ihm trotz aller Liebe, die sie ihm sonst entgegenbrachten, die einzige Hose, die er zu seinem Matrosenanzug besaß, gestohlen und es dadurch mit dem kleinen Sansculotten ein für allemal verdorben hatten.

Zweifellos wurde ihm der Abschied von Seoul leichter als mir, da ich mich für alle Zeiten der hoch interessanten Tage, die ich in der Hauptstadt Koreas verleben durfte, mit besonderer Freude erinnern werde.

Auf gleichen Wegen, wie wir gekommen, kehrten wir nach Chemulpo zurück, Shokra zu Wagen, ich im Sattel, und wenige Tage später trug uns ein japanischer Dampfer zum Hafen hinaus, um uns nach Fusan und Gensan, zwei Hafenplätzen auf der Ostküste der koreanischen Halbinsel, zu bringen.

Fusan ist von beiden der weitaus bedeutendere Platz und bessere Hafen, der Wert Stadt mit der davorliegenden Hirschinsel bei der Einfahrt ein hübsches Bild. Schon vom Schiffe aus erkennt man an den schmucken am Ufer liegenden Holzhäuschen und einzelnen Gruppen dunkelgrüner Koniferen, daß auch hier die Japaner die Bewohner des Landes bereits verdrängt haben. In der That ist denn auch die eigentliche Hafenstadt, in der über 5000 Japaner leben — das Reich der Mitte ist nur mit etwa 150 Zöpfen vertreten —, in ihrem Charakter durchaus japanisch. Überall sieht man japanische Gasthäuser, Kaufläden mit europäischen Schundartikeln oder japanischen Nachahmungen solcher, mit Porzellanen, Glas- und Steingutwaren, in den Schneiderwerkstätten klappert die Nähmaschine, in den Friseurläden bearbeitet der japanische Haarkünstler seinen Kunden mit der rotierenden Rollbürste, vor den Thüren verschiedener Photographen hängen in Schaukästen die verführerischsten Bilder. Zahnärzte und Doktoren laden die leidende Menschheit durch Plakate ein, bei ihnen Heilung zu suchen, und vor den Hän-



Tempel im Walde.

fern sonnen sich schwanzlos geborene japanische Katzen, die in keiner Familie aus dem Lande der aufgehenden Sonne fehlen dürfen. Und die Koreaner? Sie leben ihrer etwa 30000 abseits von diesem geschäftigen Treiben und kommen nur, um über Tage sich als Lastträger einige Kasch zu verdienen oder auf den Fischfang zu fahren, der an der Küste außerordentlich ergiebig ist. Fleißig und geduldig verrichten sie die schwere Arbeit des Löschens und Ladens der ankommenden und abgehenden Waren und haben nichts dagegen einzuwenden, daß die sie beaufsichtigenden Japaner ihnen, um sich die Kontrolle zu erleichtern, mit Tusche chinesische Schriftzeichen auf die Wange malen.

Auf dem Fischmarkt, den ich während meines sechstägigen Aufenthaltes jeden Morgen besuchte, waren stets ungeheure Mengen der verschiedensten Seetiere aufgestapelt, u. a. Haifische, Riesenrochen, Violin-, Schwert- und Hammerfische, eine bis zu siebzig Pfund schwer werdende Karpfenart, von den Koreanern totémi genannt, und mächtige Haufen silberglänzender Sardinen, die aber nicht wie an der Riviera in Öl gelegt, sondern zu Dünger verarbeitet werden. Daß es zwischen all den an der Sonne trocknenden Fischen und Haifischflossen, den faulenden Sardinen und Muscheltieren nur für Leute mit anormalen Geruchsnerven längere Zeit auszuhalten ist, wird man begreiflich finden.

Im Jahre 1891 wurden von hier für 90000 Dollar gesalzene und getrocknete Fische, für 3000 Dollar Fischdünger und für 700 Dollar Haifischflossen nach China und Japan ausgeführt.

Die Zollverwaltung ist die einzige Behörde in Korea, die in der Lage ist, zuverlässige Angaben über ihr Ressort zu machen; denn sie ist gewissermaßen eine Filiale des unter der Leitung Sir Robert Harts stehenden musterhaft organisierten chinesischen Zolldienstes, dessen Beamte durchweg Europäer der verschiedensten Nationen oder Amerikaner sind. Die in Korea angestellten Zollbeamten sind der koreanischen Regierung von der chinesischen leihweise überlassen worden.

Der Chief Commissioner der koreanischen Zölle war zu meiner Zeit ein Deutscher, Herr J. F. Schönicke, der mir in liebenswürdigster Weise seinen letzten Jahresbericht (1891) zur Verfügung stellte. Danach ist der Wert des Imports und Exports in den letzten sechs Jahren von 2059585 Dollar (1885) auf 8622812 Dollar (1891) gestiegen; die Zolleinnahmen beliefen sich im letztgenannten Jahre auf 549058 Dollar.

Ausgeführt werden in der Hauptsache Reis, Getreide und Bohnen, und zwar aus-

schließlich nach Japan, daneben Rinderhäute und Hundefelle (der Hund wird von den Koreanern gegessen), Fische, eßbarer Seetang, Trepang, Papier ꝛc.

Als Importartikel stehen Baumwollstoffe englischen Fabrikates mit über $2\frac{1}{4}$ Millionen Dollar obenan, danach kommen chinesische Seidenstoffe mit $\frac{1}{2}$ Million, und den Rest bilden europäische Waren verschiedenster Art. Der Löwenanteil des Importgeschäftes entfällt mit etwa 3 Millionen Dollar auf England, dann folgen Japan mit etwa 1 Million, China mit 800000 Dollar, Deutschland mit 250000, die Vereinigten Staaten mit 190000, Frankreich mit 70000, Holland mit 25000, Österreich mit 18000, Belgien mit 3000 und Rußland mit etwa 1000 Dollar. Trotz seines bedeutenden Handels ist die Schiffahrt Englands nur mit 1430 Tonnen im Jahre 1891 vertreten, wohingegen Deutschland mit 7657 Tonnen, China mit 11263, Rußland mit 18893 und Japan mit 311754 Tonnen beteiligt ist.

Daß der koreanische Markt von Jahr zu Jahr größere Bedeutung gewinnen wird, steht außer Frage, denn alle Reisenden, die das Innere des Landes kennen gelernt haben, sind darüber einig, daß die Landwirtschaft einer großartigen Entwickelung fähig und daß das Land reich ist an Gold-, Silber-, Blei-, Kupfer-, Eisenerzen und Kohlen. Leider aber verpufft der König den größten Teil der Landeseinnahmen in allerhand Festlichkeiten und verwendet keinen Cent auf die Hebung des Verkehrs. Die Wege sind infolgedessen im Inneren des Landes in einer solchen Verfassung, daß es sich für den Bauern nicht lohnt, mehr Getreide zu bauen, als er für sich und seine Familie gebraucht, da der Transport etwaigen Überflusses mit zu viel Mühen und Kosten verbunden wäre. So kommt es vor, daß zuweilen ein Distrikt Hunger leidet, während in benachbarten Bezirken die Leute gar nicht wissen, was sie mit



Mauer und Thor der koreanischen Stadt Fusan.

ihren Erntevorräten anfangen sollen. Aus dem gleichen Grunde ist zur Zeit an eine Ausbeutung der verschiedenen Minen nicht zu denken, und das einzige heute in nennenswerten Quantitäten exportierte Metall ist Gold, welches die Eingeborenen in den Flußbetten waschen. Dem Handelsberichte zufolge ist für 689078 Dollar Gold im Jahre 1891 ausgeführt, aber da kein Japaner Korea verläßt, ohne einige Päckchen Goldstaubes auszuschmuggeln, wird angenommen, daß thatsächlich die fünffache Menge Goldes alljährlich aus dem Lande geht. Immerhin steht zu hoffen, daß der König über kurz oder lang zu der Einsicht gelangen wird, daß er sein Geld gar nicht besser anlegen kann als in Verkehrswegen, Eisenbahnen und Förderung der verschiedenen Metalle, an denen sein Land so reich ist. Nach dieser Richtung auf Seine Majestät einzuwirken, scheint mir die Hauptaufgabe der fremdländischen Vertreter in Seoul zu sein.

Während meines Aufenthaltes in Fusan war ich Gast des Sohnes des berühmten norwegischen Dichters Björnstjerne Björnson, Herrn Einar Björnson, der einen höheren Posten im koreanischen Zolldienst bekleidet und ein reizendes Häuschen mit herrlichem Blick auf die Hafenbucht bewohnt. Nachmittags fuhren wir meist auf den Fischfang und brachten jedesmal reiche Beute heim. Nie zuvor habe ich irgendwo in der Welt so wunderbares Meerleuchten beobachtet wie bei einer nächtlichen Bootfahrt in der Hafenbucht von Fusan. Man hatte die Empfindung, durch eine Masse flüssigen stahlblauen Metalls zu fahren, und konnte mühelos gedruckte Schrift, die man dem leuchtenden Wasser näherte, lesen.

Japan ist in Fusan durch einen Generalkonsul, China durch einen Konsul vertreten.

Gensan, welches ich nach einer recht bewegten Nachtfahrt erreichte, ist der nördlichst gelegene Hafen an der koreanischen Ostküste. Mit dem an Bord gekommenen Zollkommissar Herrn Grundmann, einem Deutschen, fuhr ich an Land und besichtigte das friedlich und anmutig gelegene Städtchen, in dem neben 13000 Koreanern etwa 700 Japaner, 50 Chinesen und 6 Europäer ein allem Anschein nach recht beschauliches Dasein führen, in welches nur gelegentliche Jagdausflüge, sowie die Ankunft eines japanischen oder russischen Dampfers etwas Abwechselung bringt. Für Jäger ist Gensan ein wahres Eldorado, denn in der nächsten Umgebung ist neben anderem Wilde der Tiger ein häufig gesehener, den Eingeborenen recht unwillkommener Gast. Allein im letzten Jahre wurden über dreihundert Tigerfelle von Gensan ausgeführt, und ein prächtiges lebendes Exemplar wurde mir für 250 Mark zum Kaufe angeboten. Daneben gehört die Wasserjagd namentlich zur Winterszeit, in der es in der Hafenbucht von wilden Schwänen und Wildgänsen wimmelt, zu den besten des ganzen Ostens. Herr Grundmann erzählte mir, daß er erst kürzlich an einem Tage zweiunddreißig Gänse geschossen habe. Eine derselben, die in Gestalt eines ausgezeichneten Bratens bei einem Diner, zu dem mich mein freundlicher Landsmann eingeladen hatte, auf der Tafel erschien, hat mich zu der Erkenntnis gebracht, daß eine gute gebratene Gans auch in Korea eine gute Gabe Gottes ist. Eine Specialität Gensans sind ferner seine vorzüglichen Austern, die den besten holländischen in keiner Hinsicht nachstehen und zu lächerlich billigen Preisen in jeder gewünschten Menge zu haben sind. Wenig appetitlich erscheint mir nur die Art, wie sie feilgeboten werden, nämlich ihrer Schalen beraubt, in offenen Körben zu einer quabbeligen Masse vereint.

Die Austernschalen werden namentlich in dem japanischen Viertel als Wegebaumaterial verwendet. Wie in Fusan, so haben auch hier China und Japan ihre Konsulate, und die japanische Regierung besitzt in Gensan ein zweiflügeliges dreistöckiges Konsulatsgebäude, dessen sich kein deutscher Botschafter irgendwo in der Welt zu schämen brauchte.

Vor meiner Abreise von Gensan stattete ich noch einem koreanischen Goldkäufer einen Besuch ab. Ich fand den mit untergeschlagenen Beinen auf seiner Matte sitzenden alten Herrn in vollster Thätigkeit, vor sich einen Mörser, in dem er das ihm angebotene Metall zerstieß, um es auf seinen Quarzgehalt zu untersuchen, neben sich eine chinesische Wage. Etwa ein halbes Dutzend seiner Landsleute, die aus dem Inneren gekommen waren und das von ihnen gewaschene Gold in Papierdütchen bei sich führten, beobach-

teten aufmerksam das Zerstoßen und Wägen ihrer Ware. Sie schienen unbedingtes Zutrauen zu ihrem Abnehmer zu haben und mit dem von ihm genannten Preise ohne weiteres einverstanden zu sein; denn das ganze Geschäft wickelte sich mit wunderbarer Ruhe und ohne jegliches Gefeilsche ab. Ich erfuhr später in Vladivostok von einem Herrn Kuster, einem geborenen Schweizer, ehemaligen Sträflingsinspektor in Sibirien und heute Goldminenbesitzer daselbst, daß das koreanische Gold bei weitem nicht so gut sei wie das sibirische, welches zur Zeit mit 540 Rubeln pro Pfund bezahlt würde, während koreanisches Gold kaum 300 Rubel erziele. Ich war Herrn Kuster für diese Belehrung um so dankbarer, als er mir gleichzeitig zwei der größten in seinen Wäschereien geförderten Stücke rohen Goldes als Muster seiner Ware zur freundlichen Erinnerung überreichte.

Indem wir nun Korea und damit eines der merkwürdigsten Reiche der Erde verlassen, seien mir noch einige wenige Worte über die politische Zukunft des Landes gestattet.

Je nach Laune der Chinesen von diesen als Vasallenstaat oder als unabhängiges Königreich behandelt, in früheren Jahrhunderten bald von den Japanern, bald von den Chinesen geknechtet und von jeher ohnmächtig, ohne Anlehnung an eine dieser beiden Mächte auf eigenen Füßen zu stehen, hat Korea nach Abschluß des russisch-chinesischen Vertrages vom Jahre 1860, demzufolge ein Teil der Mantschurei bis zum Flusse Tumen zu Sibirien geschlagen wurde, an Rußland einen dritten Nachbarn erhalten, vor dem es ein volles Recht hat auf der Hut zu sein, denn weder für China wie für Japan hat der Besitz der koreanischen Halbinsel eine auch nur annähernd so große Bedeutung wie für Rußland, welches in dem berechtigten Wunsche, sich aus den Fesseln, die ihm die unwirtliche Natur auf allen Seiten anlegte, zu befreien, sich mit Hilfe der bereits im Bau begriffenen, in Vladivostok mündenden sibirischen Bahn nach dem Stillen Ocean Luft zu schaffen sucht. Während nun Vladivostok für nahezu vier Monate durch Eis von jedem Verkehr abgeschlossen ist, besitzt Korea in Gensan und Fusan zwei vortreffliche, stets offene Häfen. Kein Wunder daher, daß Rußland mit lüsternen Blicken zu seinem schwächlichen Nachbarn hinüberschielt und ihn unter seine Fittiche nehmen möchte. Zwar hat es sich China gegenüber im Jahre 1886 verpflichtet, unter keinen Umständen koreanisches Gebiet zu besetzen; aber die Weltgeschichte hat genugsam bewiesen, was von solchen Zusicherungen Rußlands zu halten ist.

Ob Japan die Ansprüche, die es früher auf Korea hatte oder zu haben glaubte, später versuchen wird zur Geltung zu bringen, ist eine Frage, deren Entscheidung der Zukunft überlassen bleiben muß.

Korea selbst thut zweifellos weise daran, falls es sich seine heutige Stellung als selbständiges Königreich noch möglichst lange erhalten will, sich ausschließlich an China anzulehnen und gegen die Einflüsterungen fremder Diplomaten, das chinesische Joch von sich abzuschütteln, taub zu bleiben. Auf der anderen Seite wird es aber auch die höchste Zeit, daß die koreanische Regierung zu der Einsicht gelangt, daß mit dem Regieren Pflichten gegen diejenigen, die man regiert, verbunden sind, sonst könnte man denn doch eines schönen Tages die Erfahrung machen, daß selbst die Geduld des koreanischen Volkes ihre Grenzen hat.





# Vom Auslegen.

Skizze
von
**Ernst Eckstein.**

Die Physik lehrt uns, daß jeder Mensch seinen eigenen Regenbogen erblickt. Sie will damit sagen: für jedes wahrnehmende Auge ist es ein anderer Komplex von Tropfen, in welchem die Sonne sich bricht. Diese Thatsache läßt sich als Gleichnis auf die menschliche Sprache anwenden. Es klingt befremdlich, aber es ist so: jeder Mensch redet sein eigenes Idiom, dessen feinste Schattierungen ihm allein vollkommen verständlich sind.

„Was verstehen Sie unter Befugnis? Unter Abmachung? Unter Voraussetzung?"

Derartige Wendungen hört man bei jeder Gelegenheit; ein Beweis dafür, daß es hier durchaus keine feststehende, ein für allemal gültige Definition giebt; daß der Frager vielmehr die Thatsache anerkennt, derjenige, mit welchem er redet, könne eine specielle, von der des Fragers nicht unwesentlich abweichende Anschauung haben.

„Glück", „Frömmigkeit", „Ehre", „Tugend", „Pflicht", „Seele", „Gott" sind solche Haupt-Sprach-Münzen, denen fast jedermann eine individuelle Prägung verleiht, die daher im gegebenen Falle beinahe stets einer „Umwechselung", d. h. einer erschöpfenden Auslegung bedürfen, falls beide Teile sich wirklich und bis ins einzelne verstehen wollen. Ja selbst dann erübrigt ein unauflöslicher Rest: absolute Verständigung bleibt ausgeschlossen, weil ja die Interpretation selbst wieder mit Wörtern arbeitet, die der Deutung benötigen.

Ähnliche, wenn auch nicht ganz so frappierende Unzulänglichkeiten ergeben sich bei der Nomenklatur vieler konkreter Dinge. Wörter wie „Haus", „Wald", „Fluß", „Berg", „Sturm" bedeuten durchaus nicht für jeden, der sie gebraucht, das Gleiche. Der Großstädter verbindet mit der Vokabel „Haus" wesentlich andere Begriffe als der Bewohner eines Gebirgdorfes. Ein Ding, das der Bauer als „Haus" bezeichnet, nennen wir „Hütte" — je nach Befund sogar „Baracke" oder „Spelunke". Was dem Berliner Straßenjungen ein „Berg" ist, das scheint dem Autochthonen der Eifel kaum eine „Koppe" oder ein „Kopf", dem Älpler noch weniger. Die Landratte spricht von „Sturm", wo der Seemann im höchsten Fall eine „steife Brise" gelten läßt.

Aber auch da, wo der Entwickelungsgang der sprechenden Individuen nicht so schroff auseinandergeht, findet häufig genug bei ganz gewöhnlichen Ausdrücken eine begriffliche Divergenz statt. Was der eine als grau bezeichnet, ist dem anderen schon beinahe schwarz. Dieselbe Farbennüance wird von verschiedenen Sprechern „rosa" und „lachsfarben", „lila" und „violett", „bräunlich" und „dunkelgelb", „weiß" und „bläulich" genannt. Derselbe Mensch, auf welchen der Meinung des A. zufolge nur die Bezeichnung „Jüngling" paßt, erscheint dem B. als der Typus des „Mannes". Der „Karolasee" im „Großen Garten" zu Dresden ist nicht nur für die Mecklenburger und Schweizer, deren Heimat an prächtigen „Seen" so reich ist, sondern auch für gar

manchen „sprachfühligen“ Sachsen ebensogut ein „Teich“ wie der „Palaisteich“, während die „Teiche“ vieler Privatgärten häufig genug als „Becken“, „Bassins“ oder „Tümpel“ qualifiziert werden, ohne daß der Besitzer hier eine besondere Gehässigkeit wittern dürfte.

Aus diesen Betrachtungen folgt, daß eigentlich jedes Gespräch in gewissem Sinne ein wechselseitiges Aufgeben von Rätseln ist. Was beim Gedankenaustausch zweier Individuen herauskommt, stellt sich immer als eine Art Kompromiß dar — praktisch mehr oder minder wertvoll, theoretisch durchweg anfechtbar. Menschen von sehr verschiedenem Bildungsgrade oder von sehr getrennten Ideenkreisen sollten sich überhaupt jeder Debatte enthalten, denn ihr Versuch, den Gegner zu überzeugen, erinnert naturgemäß an die bekannte Geschichte von dem Fuchs und dem Storch, die einander zu Gaste luden. Beim Fuchs wurden die Speisen auf Tellern serviert: der Storch mit seinem spitzen Schnabel und seiner unzulänglichen Zunge ging leer aus. Beim Storch gab es die schönsten Delikatessen in langhalsigen Flaschen: hier hatte der Fuchs das Nachsehen. Ganz ähnlich verhalten sich zwei Menschen, die in verschiedenen Bildungsmedien herangereift sind. Sie verstehen einander nicht — und wenn sich auch der Beweisende wohlgesättigt vom Mahl erhebt: der, dem etwas zu beweisen war, hat wenig oder gar nichts bekommen, was er in Saft und Blut verwandeln könnte. Nur aus dem gegenseitigen Nicht-Verstehen der Kombattanten erklärt sich die Schwierigkeit, das Objektiv-Wahre selbst da festzustellen, wo sonstige Hindernisse — absichtliche Verdunkelung — dieser Feststellung nicht in den Weg treten. Man sollte z. B. denken, auf gewissen Gebieten der Politik und der Volkswirtschaft könnte es über diesen und jenen Punkt nur eine einzige Wahrheit geben, und wenn zwei kluge, ehrliche und hinlänglich unterrichtete Menschen — gleichviel welcher Partei sie bis jetzt angehört haben — mit dem ernsthaften Wunsche zusammenkämen, diese Wahrheit zu finden, so müßten sie nach ruhiger und leidenschaftsloser Besprechung zu einem von beiden Besprechern gleichmäßig anzuerkennenden Resultate gelangen. Aber just das Gegenteil ist der Fall. Beinahe immer scheiden zwei derartige Leute — selbst dann, wenn ihre Absicht die beste war — in vollkommenstem Zwiespalt, fester nur noch von dem überzeugt, was sie zu Anfang behauptet haben; daher es längst zum guten Tone gehört, politischen, volkswirtschaftlichen, philosophischen ꝛc. Gegnern seine Überzeugung nicht „aufdrängen“ zu wollen. Diese Enthaltsamkeit aber wäre ein Unsinn, wenn eine begründete Aussicht auf den erhofften Erfolg obwaltete.

Aus der Verschiedenheit des geistigen Inhalts, mit welchem der einzelne je nach seiner Individualität und Erziehung das Gefäß des Wortes erfüllt, ergiebt sich die große Häufigkeit „unangenehmer Erörterungen“. Die Genesis derartiger Differenzen ist häufig die folgende. Der A. spricht eine Behauptung aus, die nicht nur thatsächlich vollkommen begründet, sondern auch — subjektiv geredet — durchaus korrekt in der Form ist. Der B. indessen verknüpft mit den Wörtern und Wendungen, die der A. gebraucht, Vorstellungen, die mehr oder minder von denen des A. abweichen, giebt also vielleicht eine Antwort, die etwas bestreitet, was A. gar nicht behauptet hat. A., der nicht an die Möglichkeit denkt, daß eine von seinem persönlichen Standpunkt so klar formulierte Behauptung falsch interpretiert werden könne, wittert sofort eine feindliche Absicht, repliziert vielleicht in gereiztem Tone — und der Konflikt ist da. Die Bezeichnung „Mißverständnis“ für solche gesellschaftliche Entzweiungen ist daher eine sehr glückliche. In vielen Fällen liegt in der That zunächst weder böswillige Absicht noch etwa verletzende Plumpheit der Gesinnungen vor, sondern lediglich eine vielleicht sehr unscheinbare Verschiedenheit der sprachlichen Auffassung. Welch eine wilde Debatte z. B. kann sich anspinnen zwischen zwei Leuten, die beide das Wort „Geld“ in divergierendem Sinne gebrauchen: der eine im Alltagssinne, wo es mit „Kapital“ beinah identisch ist, der andere im nationalökonomisch-wissenschaftlichen, wo es durchaus etwas anderes bedeutet! Oder wie soll ein Verständnis erzielt werden, wenn der A. das Wort „Idealismus“ im Kantschen Sinne, der B. im Sinne der Pensionatserziehung begreift, und demzufolge

empört darüber zum Himmel stöhnt, daß sein Gegner die Schopenhauersche Philosophie als eine „idealistische“ bezeichnet!

Ferner erhöhen provinzielle Verschiedenheiten des neuhochdeutschen Sprachgebrauches — Verschiedenheiten also, die nicht, wie die unverblümt dialektischen, ihrer Divergenz sich bewußt sind — die Schwierigkeit des Verständnisses oft ganz außerordentlich. Das Wort „schimpfen“, das schriftsprachlich etwas bezeichnet, was in der guten Gesellschaft nicht üblich ist: — die Belegung nämlich mit Schmähworten — bedeutet z. B. am ganzen Rhein nur etwa so viel wie „schelten“, „auszanken“. Auch der gebildetste Vater „schimpft“ seine Kinder, wenn sie sich ungebührlich betragen haben. Ja, „schimpfen“ heißt oft so viel wie „seinem Unwillen Ausdruck leihen“, ohne irgend welche Hindeutung auf die Form dieses Ausdrucks. Behauptet nun eine unerfahrene rheinländische Seele etwa von einem norddeutschen Offizier, er habe sein Stubenmädchen „geschimpft“, so erregt er bei aller Harmlosigkeit seines Wollens vielleicht einen Sturm der Entrüstung. Der Kavalier verbittet sich diese dreiste Behauptung; der Rheinländer steift sich erbittert auf die — für ihn subjektiv ja vorhandene — Wahrheit; — der Wortwechsel endet womöglich mit einem Duell; denn „sprachliche Auseinandersetzungen“ sind ja unstatthaft, sobald die Grenzlinie der „Beleidigung“ überschritten ist.

In ähnlicher Weise wird das Eigenschaftswort „frech“ in ganz Süddeutschland unbedenklich von einem jungen Mädchen gebraucht werden können, das sich kleine Naseweisheiten zu schulden kommen läßt. Wollte man jedoch etwa in Hannover oder in Braunschweig von einer angehenden Jungfrau behaupten, daß sie „ein freches Ding“ sei, so würde man eine schier unsühnbare Kränkung wagen, denn „frech“ bedeutet hier „schamlos“. Auch das süddeutsche „Lausbub“ wirkt trotz der scheinbaren Derbheit der Form in der Regel weit weniger scharf als das norddeutsche „grüner Junge“. Wie dieses, charakterisiert es ursprünglich das männliche Individuum im Zustand unvollkommener Reife, im Stadium der frühesten Jugendeselei, die noch nicht zum Bewußtsein gewisser primitiver Toilettenerfordernisse gelangt ist. Dann aber ist diese Genesis völlig vergessen worden. Der Inhalt der ersten Silbe kommt dem Sprecher ebensowenig mehr zum Bewußtsein, wie dem Franzosen, wenn er cul-de-jatte (Krüppel) oder cul-de-sac (Sackgasse) sagt. Nur das Unentwickelte, Knabenhafte schwebt ihm bei der Vokabel vor und das hieraus sich ergebende mannigfach nüancierte Arom des Nichtsnutzigen im ernsten wie im harmlosen Sinne. Die Eigenart des „Lausbuben“ in der weniger angenehmen Bedeutung des Wortes skizziert uns der humorvolle Dichter Ludwig Eichrodt mit den nachstehenden klassischen Versen:*

Mei Vadder sagt: heil bleibsch derhaim!
Du Lausbu', du lebsch onseraim[1]
Nor z' Laid, als wèrsch e Lord ...
Mei Vadder isch en Schlaukopf —
Mei Mudder laßt mi fort.

Sie maint, i dhät noch Dorlach gehn
Un wie en Ochs am Dhornberg stehn,
Ja burrle![2] sowas noch?
I rutsch nach Bade-Bade —
D' Sparbix hat å[3] ihr Loch.

Der Lehrer sagt: Du Dhunigut,
I schaich dich aus'm Entschtidut,[4]
Du Nixnutz onterm Mond!
Der Lehrer isch en Simbach —[5]
I bin's nebbesser[6] g'wohnt.

Es giebt aber neben dem hier geschilderten widerwärtigen „Lausbuben“ auch eine sehr gemütliche Spielart, und diese ist die bei weitem verbreitetste. Man gebraucht das Wort vielfach sogar scherzweise (wie das neuhochdeutsche „Schelm“, das ursprünglich auch einen mißfälligen Sinn hatte) und bezeichnet damit ohne jede gehässige Nebenabsicht den halbwüchsigen Burschen, höchstens vielleicht mit einem tadelnden Seitenblick auf etwaige Gelüste und Anmaßungen, die über sein Alter hinausgehen. „Ach was,“ so fertigt die Mutter den Fünfzehnjährigen ab, der sie mit Bitten bestürmt, „so ein Lausbub wie du braucht noch keine Glacéhandschuhe!“ Oder der Vater meint kopfschüttelnd im tête-à-tête mit der Hausfrau: „Hör mal, ich glaube, der Fritz, der Lausbub, läuft schon den Mädchen nach!“ Irgend etwas Geringschätziges, was die Moral des

* „Rheinschwäbisch.“ Gedichte in mittelbadischer Sprechweise. (Lahr. Schauenburg.)

[1] unsereinem. [2] Ja, prosit! [3] auch. [4] Institut. [5] Dummkopf. [6] nicht besser.

Knaben beträfe, oder vollends ein wenn auch noch so verhallender Anklang an die Urbedeutung der ersten Silbe ist hierbei ausgeschlossen. Und, wie gesagt, der Minister, wenn er nicht gerade amtlichen Vortrag hält, gebraucht die Vokabel ebenso ungeniert wie der Kleinbürger. Spricht nun aber ein Süddeutscher dieses nach seiner Erfahrung durchaus nicht verfängliche Wort in Gegenwart einer norddeutschen Dame aus, so wird sie die Lust verspüren, mit Anstand in Ohnmacht zu fallen. Auf ihre unvorbereitete Einbildungskraft wirkt nämlich vor allem die erste Silbe, mit der doch sogar der sittlich verwerfliche „Lausbu'" Eichrodts nichts mehr zu thun hatte; denn dieser Thunichtgut, der nach „Bade-Bade" rutscht, weil die „Sparbix" ein Loch hat, erinnert mit seinen schulwidrig-noblen Passionen doch weit eher an das moderne Gigerl als an den schmutzigen, von Ungeziefer starrenden Gassenbuben.

Wenn nun schon das gesprochene Wort von heute derartigen Mißdeutungen ausgesetzt ist, um wieviel mehr das gedruckte oder geschriebene, das doch im Lauf der Jahre, bald früher, bald später, veraltet und dann thatsächlich etwas anderes bedeutet als das nämliche Wort in der lebendigen Volkssprache! Ist der Zeitraum, der uns von der Niederschrift trennt, nur unerheblich, so wird es ja in der Regel genügen, wenn man zur Auslegung den Zusammenhang und die schriftstellerische Eigenart des Verfassers heranzieht. Ist der Zeitraum dagegen ein sehr erheblicher, so bedarf der Autor einer systematischen Interpretation; wie denn z. B. das Mittelhochdeutsche, das uns rein lautlich keine sehr großen Schwierigkeiten bereitet, doch um der inzwischen vor sich gegangenen Begriffsveränderungen willen ernsthaft studiert werden muß.

Einige Beispiele von solchen Begriffswandlungen bei wenig verändertem Wortlaut mögen hier Platz finden. Mittelhochdeutsch pfaffe heißt durchweg soviel wie „Geistlicher", ohne gehässige Nebenbedeutung; heutzutage hat dieses Wort stets einen kirchenfeindlichen Beigeschmack. Mittelhochdeutsch nît (buchstäblich „Neid") bedeutet vorwiegend „Haß" und nît han („Neid haben") soviel wie „hassen". Das Dingwort minne besagt in frühester Zeit „Erinnerung"; später erst tritt der Begriff „Liebe" auf. Dagegen findet sich im Mittelhochdeutschen das Zeitwort minnen in dem später gänzlich verloren gegangenen Sinne von „heiraten". Das Dingwort reise bedeutet im Mittelhochdeutschen vielfach den „Kriegszug"; schimpf soviel wie „Scherz" und schimpflich wie „scherzhaft"; schiere (unser neuhochdeutsches „schier") heißt nicht etwa soviel wie „fast", sondern „in kurzer Zeit", während vaste (unser „fast") soviel wie „stark", „sehr" bedeutet. So gebraucht es bekanntlich noch Luther in seiner Bibelübersetzung. Das mittelhochdeutsche voure (unser „Fuhre") bedeutet Lebensweise, zunft heißt „Würde" ꝛc.

Aus dieser Unsicherheit des Sprachmaterials in Vergangenheit und in Gegenwart, aus diesem eigentümlichen Individualismus der gesprochenen und geschriebenen Worte hat sich bei den Gelehrten, die sich mit dem Verstehen namentlich der älteren Schriftwerke befassen, das Bedürfnis entwickelt, das Auslegen nach bestimmten wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu betreiben. Diese wissenschaftlich fundierte Kunst des Auslegens nennt man die Hermeneutik.

Unter den Goetheschen Epigrammen befindet sich das nachstehende Distichon:

> Im Auslegen seid frisch und munter!
> Legt ihr's nicht aus, so legt ihr's unter!

Hiermit verspottet er nicht die Auslegekunst selbst, sondern ihren gewöhnlichsten Fehler: die Superklugheit, den krankhaften Eifer, Dinge zu sehen, die nicht da sind, dem Autor Gedanken, Einfälle, Anspielungen in die Schuhe zu schieben, an die er im Traum nicht gedacht hat. Er selber sollte die Mißgriffe dieser Pseudo-Hermeneutik am eigenen Leibe erfahren. Was hat man nicht alles in den Goetheschen Faust hineingeheimnist! Aber der Pfeil des Altmeisters trifft, wie gesagt, nur die Superklugen, die das Gras wachsen hören, nicht etwa die Hermeneutik an sich. Im Gegenteil: er behauptet sogar in vielleicht übertriebener Schätzung der Deutekunst, selbst der lebende Autor bedürfe „erläuternder Anmerkungen". Er sagt:

> Denn bei den alten, lieben Toten
> Will man Erklärung, braucht man Noten.
> Die Lebenden glaubt ihr blank zu verstehn,
> Doch ohne Erklärung wird's auch nicht gehn.

Hierüber ließe sich streiten, da man von einem lebenden Autor wohl billig verlangen kann, daß er uns selber das vorsetzt, was zum Begreifen seiner Gedanken notwendig ist. Man vergleiche hierzu den Spruch Paul Heyses:

Wer sein Gedicht erklärt,
Verrät geheime Schwächen.
Ist es der Mühe wert,
Wird's für sich selber sprechen.

Aus der alexandrinischen Philosophie und Theologie stammt, nach Boeckh, die im Mittelalter herrschende Ansicht, daß in den Schriften ein vierfacher Sinn zu unterscheiden sei: der Wortsinn, der allegorische, der moralische und der anagogische oder mystische. Hiernach ergeben sich vier Arten der Auslegung, die sich aber auf zwei zurückführen lassen; der Auslegung des Wortsinns steht allein die allegorische Interpretation gegenüber, d. h. die Nachweisung eines Sinnes, welcher vom Wortsinn verschieden ist.

Über die allegorische Interpretation, die neuerdings wieder bei gewissen Faust-Forschern so merkwürdige Resultate gezeitigt hat, finden wir in Boeckhs „Encyklopädie und Methodologie" eine Reihe von interessanten Erörterungen, die zum Teil auch für den gebildeten Laien von unmittelbarem Interesse sind.

Aus dem Wesen der Allegorie überhaupt folgt (so heißt es bei Boeckh), daß die allegorische Auslegung jedenfalls eine sehr ausgedehnte Anwendung finden muß: denn die Allegorie ist eine in der Natur der Sprache und des Denkens tief begründete und daher häufig angewendete Darstellungsweise. Zunächst müssen die Mythen allegorisch erklärt werden; denn sie sind stets sinnliche Symbole des Übersinnlichen und schließen also einen anderen Sinn ein, als die Worte besagen. Daher ist es gerechtfertigt, daß man heilige Schriften allegorisch auslegt, denn ihre Basis ist mythisch. Nur fragt es sich, wieviel hier die Schriftsteller von diesem allegorischen Sinn mit Bewußtsein hineingelegt haben. Die ganze Poesie der Alten ist vom Mythos durchdrungen; die Alten selbst haben daher schon den Homer allegorisch erklärt. Aber hier geht diese Art der Auslegung über den Sinn des Dichters hinaus, da ja Homer von der ursprünglichen Bedeutung der Mythen nichts weiß. Ganz anders verhält sich dies z. B. bei Dante, der in seiner Divina Commedia die Allegorie durchweg mit Bewußtsein anwendet. Bei ihm ist die allegorische Erklärung recht eigentlich angebracht; ja, wir haben von ihm selbst allegorische Erklärungen in seinem „Convito". In diesem merkwürdigen Buche erklärt er, wie jede Schrift in vierfachem Sinne interpretiert werden könne, und wie er selber bei seinen Gedichten immer neben dem Wortsinn die anderen „höheren" Arten im Auge gehabt. So ist z. B. Beatrice in der Divina Commedia zugleich eine allegorische Darstellung der höchsten Wissenschaft, der spekulativen Theologie.

Boeckh, der übrigens weit entfernt ist, die Schwächen einer derartigen Dichtweise zu verkennen, weist dann im folgenden das Recht der allegorischen Auslegung in die gebührenden Schranken zurück. Er gestattet die allegorische Auslegung nur in dem einen Falle, daß der Wortsinn zum Verständnis nicht ausreicht. Wird eine Allegorie da unterstellt, wo sie nicht vorliegt, so macht sich der Interpret einer Fälschung und Vergewaltigung schuldig. Welcher Blödsinn dadurch entsteht, das zeigt die mittelalterliche Interpretation des Platonischen „Timæus", der zufällig mit den Zahlwörtern Heis, dyo, treis (1, 2, 3) beginnt. Der gewöhnliche Wortsinn des Einleitungssatzes bietet nicht die geringsten Schwierigkeiten. Aber dieser gewöhnliche Wortsinn schien den Superklugen nicht ausreichend; sie suchten noch einen „moralischen", und überdies einen „mythischen", „anagogischen". Die ganze „physikê poiesis" — so behaupteten sie — wird durch Zahlen zusammengehalten. Da nun der Dialog „Timæus" physischen Inhalts ist, so mußte Plato mit den drei Urzahlen anfangen! Ferner sollte auch etwas Theologisches hinter der Sache stecken: die Zahlen Eins, Zwei, Drei bezeichnen eine Art göttlicher Dreifaltigkeit! Die Einheit nämlich stellt das erste Princip aller Schöpfung, den Urgrund aller Dinge dar; die Zweiheit bezeichnet das Princip der Trennung und der aus der Sonderung der Elemente des Alls entstehenden Urbilder aller Dinge; die Dreiheit das schaffende Princip! So geht es

nun weiter: in jedem Worte werden spekulativ-theologische Geheimnisse gesucht. Dies ist ein Beispiel jener Pseudo-Interpretation, die ehedem für außerordentlich wissenschaftlich und weihevoll galt. Longin wurde nicht als Philosoph anerkannt, weil er diese Methode als falsch verurteilte. Und doch liegt es klar auf der Hand, daß weder Plato noch irgend einer von seinen Zeitgenossen derartige Schrullen gekannt hat.

Das sind Mißgriffe aus dem Gebiete der allegorischen Deutung. Wie plump jedoch in einzelnen Fällen auch die Wort-Interpretation fehlgreift, dafür ein charakteristisches Beispiel. Das griechische Wort kathagizein heißt „weihen", eine „Weihe erteilen". Nun giebt es einen Vers in der allbekannten Tragödie „Antigone", wo dieses Wort „kathagizein", dem Interpreten Hesychios zufolge, „verunreinigen" bedeuten soll. Es handelt sich nämlich um Leichname, deren zerrissene Glieder die Hunde „kathagiziert" haben. Das „kathagiziert" ist Problem; Hesychios erklärt es, im Widerspruch mit dem sonstigen Usus, für gleichbedeutend mit „entweihen", „besudeln", und der berühmte Philologe Gottfried Hermann schließt sich diesem Vorredner an, indem er folgende Escamotage riskiert: „Dadurch, daß ein Ort geweiht wird, werden die Profanen ferngehalten; ‚weihen' heißt also bewirken, daß man sich von einem Orte aus religiöser Scheu fernhält; die Verunreinigung durch die von den Hunden herbeigezerrten Stücke der Leichen bewirkt dasselbe; also bedeutet hier kathagizein so viel wie beflecken, resp. durch die Befleckung bewirken, daß jeder sich fern hält." — „Eine solche Erklärung," sagt Boeckh, „ist eigentlich nur ein abstraktes Raten aus dem Zusammenhange der Stelle." Das Wort heißt hier, wie überall, „weihen", und zwar ist es in der speciellen Bedeutung „die Totenweihe erteilen" aufzufassen. In dieser Bedeutung erhält es nun durch den Zusammenhang eine sarkastische Bitterkeit: „deren zerrissenen Gliedern Hunde die Bestattungsweihe geben." Man vergleiche zu diesem Sarkasmus die Worte des Baumgarten in Schillers „Tell": „Und mit der Axt hab ich ihm's Bad gesegnet."

Die falsche Auslegung, die in solchen und ähnlichen Fällen nur theoretisch-wissenschaftliche Nachteile mit sich bringt, wird außerordentlich folgenschwer im Prozeß, besonders im Strafprozeß. Der Fall, daß einer beim Kartenspiel über den (Coeur-, Pique- ꝛc.) König schimpft und von dem übereifrigen Nachtwächter, der just vorbeigeht, wegen Majestätsbeleidigung angezeigt wird, ist nicht so absurd, um nicht möglich zu sein, und kein Mensch kann dafür einstehen, daß nicht etwa ein hochdrakonischer Richter bei solchem Kartengeschimpfe die Annahme gelten läßt, der Beschuldigte habe im Grund seines Herzens dennoch ein crimen begangen, wenn er auch äußerlich nur die Karte gemeint. Es kommt hier ganz auf die Persönlichkeit des betreffenden Spielers an.

Schon im verflossenen Jahrhundert hat ein französischer Staatsmann behauptet: „Gieb mir drei Zeilen Geschriebenes, und ich will dich von Rechts wegen in die Bastille bringen." Die hier gemeinte Elasticität alles dessen, was ausgelegt werden kann, hatte ein scharfsinniger preußischer Referendar im Auge, als er in munterer Gesellschaft sich anheischig machte, jedes Citat aus irgend einem unserer modernen Dichter, jedes Sprichwort ꝛc. zur Basis einer kriminellen Attacke zu nehmen, unter Bezugnahme auf ganz bestimmte Vorschriften des Reichsstrafgesetzes. Man widersprach ihm, schrieb aber dann verschiedene Stellen und Dikta auf Zettel, die der Jurist mit siegesgewissem Lächeln entfaltete.

Das erste Blättchen enthielt die Verse Ludwig Uhlands:

> Ich bin vom Berg der Hirtenknab,
> Seh auf die Schlösser all herab …

Mit köstlicher Ernsthaftigkeit bewies nun der Ankläger, daß hier die Gründung einer gefahrdrohenden „Bergpartei" lyrisch verherrlicht werde, einer Partei, die sich das schnöde „Herabsehen" auf die Schlösser, d. h. also auf Regierung und Adel, zum Ziel gesetzt habe. Wer da übrigens auf die Schlösser all herabsehe, also auch auf das seines Landesherrn, der mache sich neben der strafbaren Anreizung zu Gewaltthätigkeiten offenbar auch eines Deliktes im Sinne von § 95 schuldig.

Der zweite Zettel enthielt das Sprichwort: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde."

Der grobe Unfug (§ 360), den der geist-

volle Interpret aus diesem Adagium herauskonstruierte, bestand in der unverkennbaren Absicht, die Gemeinde- und Staatsverwaltung dem Haß und der Geringschätzung der Bürgerschaft preis zu geben und das herrschende System durch verblümte Insinuationen verächtlich zu machen. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Uns Bürgern dieses nicht näher zu qualifizierenden Staatswesens schlägt fortwährend die Stunde. Folglich sind wir in diesem Staatswesen nicht glücklich. Eine Regierung aber, die ihre Unterthanen nicht glücklich macht, verdient, daß sie mit allen Mitteln bekämpft werde u. s. w.

In ähnlicher Weise formulierte er Anklagen wider das Sprichwort: „Alle Wege führen nach Rom" (Verleumdung Caprivis, der dem Papsttum durchaus keine unwürdigen Schleppträgerdienste erweise und keineswegs von der Kurie erkauft sei); wider das Schillersche „Ja, der Krieg verschlingt die Besten" (Beleidigung unserer glorreich heimgekehrten Armee von 1871, die gewiß nicht aus den „Schlechtesten" zusammengesetzt war); wider das gleichfalls Schillersche „Es brechen fast der Bühne Stützen" (injuriöse Verdächtigung der Mitglieder des Kgl. Hoftheaters, die niemals so lange zechen, bis ihnen übel wird); wider den schönen Refrain „Eins, zwei, drei, an der Frau, an der Magd, an der Bank vorbei", das in ähnlicher Weise interpretiert wurde, wie der oben citierte Anfang des Platonischen Dialogs „Timæus".

Zum Schluß gedenken wir noch einer ganz besonderen Art mißverständlicher Auslegung, von der ausschließlich die lebenden Autoren zu leiden haben. Wir meinen die Unterschiebung falscher Modelle.

Heine erteilt in dieser Beziehung einen vortrefflichen Rat. Er sagt:

> Gieb ihren wahren Namen immer
> In deiner Fabel ihren Helden.
> Wagst du es nicht, ergeht's dir schlimmer:
> Zu deinem Eselsbilde melden
> Sich gleich ein Dutzend graue Thoren —
> „Das sind ja meine langen Ohren!"
> Ruft jeder, „dieses gräßlich grimme
> Gebreie ist ja meine Stimme!
> Der Esel bin ich! Obgleich nicht genannt,
> Erkennt mich doch mein Vaterland,
> Mein Vaterland Germania!
> Der Esel bin ich! I-A! I-A!" —
> Hast einen Dummkopf schonen wollen,
> Und zwölfe sind es, die dir grollen.

Das Gedicht beruht auf einer tiefen Erkenntnis der Sachlage. Einem gelesenen Romandichter, der sich vor Jahren in einer Stadt Thüringens niederließ, ist es passiert, daß sich zu seinem Eselsbilde nicht nur zahlreiche Esel meldeten, sondern daß sie ihn auch dieserhalb zu Gericht zogen. Der Mann wurde zu einer nicht unerheblichen Geldstrafe verurteilt!

In solchen Fällen feiert die „Auslegekunst" ihre Triumphe. Nehmen wir an, irgend ein weibliches Wesen, das im Verlauf eines Romanes eine unangenehme Rolle spielt, sei hochgewachsen und blond, just wie die Eselin, die sich zu diesem Eselsbild meldet. „Aha," sagen die Interpreten, „das stimmt!" Nun hat aber das Eselsbild braune Augen und die Eselin blaue. Thut nichts! Das ist nur abgeändert, um den wahren Sachverhalt, die verletzende Porträtierung, halbwegs zu bemänteln! Das Eselsbild führt einen liederlichen Lebenswandel. „Ja," fragt der beschuldigte Autor, „führt denn die Klägerin auch einen solchen Lebenswandel?" „Nein, das ist es ja eben!" lautet die Antwort. Man sollte nun denken, die Logik müßte hier fortfahren: „Dann paßt also das Bild gar nicht; dann sind Sie's ja gar nicht!" Aber die Eselin demonstriert ruhig weiter: „Freilich so bin ich nicht: aber ich soll verunglimpft, der Schein soll erweckt werden, als ob ich so wäre!"

Man sieht, das Auslegen ist eine schwere Sache, die alle erdenklichen guten Eigenschaften, vor allem Vorsicht, Verstand, Unbefangenheit und Selbstbeschränkung erheischt. Wer da blindlings drauf losstürmt, der verrennt sich unfehlbar in die verwickeltsten Irrtümer. Der alte Berliner Eckensteher hat eine große Wahrheit geäußert, als er den schönen Gemeinplatz schuf: „Es kommt eben alles uff de Auffassung an."



# Verlorenes Gebiet.

Novelle
von
**Paula Lausen.**

In die Fenster einer der anmutigen Villen Heidelbergs, die am rechten Ufer des Neckar liegen, strich würzig duftend die frische Mailuft. Sie füllte die stillen Zimmer und umschmeichelte die einsame Frau, die in tiefen Gedanken an einem dieser Fenster saß und hinüberblickte auf den Hügel, auf dem die Heidelberger Schloßruine steht. Dieser hüllte sich langsam in tiefe Schatten; bläulich-graue Nebel stiegen aus dem Neckar empor und lagerten sich über die Stadt, mit ihren weichen, milden Hüllen Farbe und Glanz verdrängend, in denen eben noch der goldschimmernde Hügel erstrahlt hatte. Nur der Himmel erglänzte noch in wolkenloser, sieghafter Heiterkeit, lachend, fleckenlos, rein, und fern über der armen Erde, die in Dunkel und Stille versank. Es war die Stunde, die wie keine andere Sehnen, Hoffen, Bangen in uns erweckt, die Stunde, in der sich die geheimsten Winkel unseres Herzens öffnen, die Stunde, die auch in dieser gewöhnlich so gefaßten Frau tausend schmerzliche Erinnerungen wach rief, die der Tag mit seiner Arbeit besiegt hatte. Wie oft, wenn die Nacht ihren Einzug hielt, waren den fallenden Schatten die düsteren Gespenster ihrer Vergangenheit entstiegen. Auch heute umgaukelten sie sie wieder; aber zum erstenmal mischten sie sich mit freundlicheren Geistern, mit süßen, warmen Hoffnungen; heute, wo sich ihr sehnlichster verschwiegenster Wunsch erfüllen sollte; wo sie versuchen konnte, wieder an die Vergangenheit anzuknüpfen, die einst so jäh abgerissen war.

In wenigen Stunden würde sie ihren Sohn wiedersehen, ihr einziges Kind, nach zwanzig langen Jahren der Trennung. Es war ihr, als müsse sie in diesen letzten Stunden eines inhaltreichen Lebensabschnittes noch einmal in alle Höhen und Tiefen desselben hineinsehen; langsam ließ sie ihr ganzes Leben an sich vorüberziehen.

Da kamen sie zuerst, die fröhlichen, heiteren Bilder aus ihrer Jugendzeit. Gabriele von Gerstetten hatte zwar ihre Eltern nicht gekannt; ihr Vater, ein preußischer Offizier, war im ersten schleswig-holsteinischen Kriege gefallen, als Jella erst ein Jahr alt war, und die Mutter war ihm bald gefolgt. Aber als sie aus dem Kloster entlassen wurde, in dem sie ihre Schulbildung erhalten hatte,

war sie vom Bruder ihrer verstorbenen Mutter, vom Landesgerichtsrat Müller in München, aufgenommen worden, und die Arme seiner guten Frau hatten sie mit mütterlicher Liebe umschlossen. Der Onkel war ein tüchtiger Beamter, schlicht und recht; die Tante eine liebe Frau, mit engem Sinn, aber warmem Herzen; ihr Haus, ihre Kinder, ihr Gatte waren ihre Welt. So lebte Gabriele friedlich, als Glied dieser guten bürgerlichen Familie, als Stütze der Tante in deren tausend Nöten, stets bereit auszuhelfen, wo ihre geschickte Hand und ihr praktischer Sinn sich besser zurecht fanden in den häuslichen Schwierigkeiten als die umständliche Art der Tante. Indessen, so lieb sie diese hatte, im allertiefsten Herzen, ihr selbst uneingestanden, schlummerte doch eine kleine Geringschätzung des hausbackenen Wesens; sie hatte einen reichlichen Anteil an jenem frischen, heiteren Selbstbewußtsein, das junge hübsche Mädchen so oft beseelt, das nichts gemein hat mit eitler Selbstüberhebung, das nur eine Äußerung der sieghaften Kraft ist, die in der blühenden, üppigen Frische des jungfräulichen Körpers und Geistes steckt, nur das Vollgefühl des frohen Lebensmutes, mit dem die Natur diese ihre Lieblinge beschenkt. Mit unbewußter Genugthuung empfand sie, welch einen Schatz sie in ihrer frischen Jugend besaß; sie fühlte, wie dieselbe auch auf andere wirkte. War es ihr nicht immer leicht gelungen, alles zu erreichen und durchzusetzen, was sie sich energisch vornahm? Und war sie nicht stets felsenfest überzeugt, daß das, was sie that, auch das Richtige sei, das Richtige, das einzig Richtige, bedingungs- und zweifellos? Das Leben lag vor ihr ausgebreitet wie auf einer Landkarte. Höhen und Thäler, Berge und Abgründe, Sümpfe mit ihren unverkennbaren Zeichen gezeichnet. An die Möglichkeit eines Zweifels, eines Irrtums glaubte sie nicht.

An ihrem achtzehnten Geburtstage feierte sie ihre Verlobung mit Fritz Heining, einem jungen, wohlhabenden Kaufmann. Sein Bild, so wie er damals gewesen, tauchte jetzt plötzlich vor ihr auf, mit überraschender, greifbarer Deutlichkeit. Wieder strahlten seine lebensfrohen, zuversichtlichen Augen sie mit übermütiger Heiterkeit an aus dem gebräunten, energischen und hübschen Gesicht; wieder hörte sie sein kräftiges, herzliches Lachen. Wie hätte er ihr damals nicht gefallen sollen; er — die Verkörperung der Jugendfrische und Jugendkraft! Immer heller wurden die Bilder aus der Vergangenheit. Wie hatten sie gelacht und gescherzt in ihrer fröhlichen Brautzeit, wo es ihnen zu Mute war, als ob sie im Sturm von der Welt Besitz nehmen sollten! Wie heiter war der Abend gewesen, als sie, von der Hochzeitsreise zurückgekehrt, in ihr lichtstrahlendes und blumenduftendes Heim traten! Dann hatte sie mit fanatischer Hingebung allen Pflichten ihrer Ehe gelebt, und war immer tiefer eingewurzelt in den Boden, auf den sie verpflanzt war. Aber ganz verwachsen mit ihrem neuen Leben hatte sie sich doch erst gefühlt, als ihr Sohn geboren wurde. Die Erinnerungen aus der kurzen Zeit ihres Mutterglücks schienen ihr unzertrennlich von dem stillen Landhause an einem weltvergessenen bayerischen Gebirgssee, wo sie damals ihre langen Sommer verbracht hatte. Hier hatte sie nur für ihr Kind gelebt. Der Sonnenschein, der auf der ersten Zeit ihrer Ehe lag, war ihr nicht immer treu geblieben. Leichte Schatten erst, die aber dunkler und dunkler wurden, waren über ihr Eheglück gefallen; aber in der Sorge um ihren Sohn hatte sie Trost gefunden — bis endlich der trübe Strom ihres aus seinem natürlichen Bette getretenen Lebens auch dieses Glück überschwemmt und vernichtet hatte.

Die ersten Erfahrungen ihrer Ehe hatten die kindliche Harmlosigkeit nicht gestört, mit der sie die Welt betrachtete, ihre kleine, einfache Welt. Bald nach des kleinen Ernst Geburt aber, als die große Geselligkeit, die ihrem Mann Bedürfnis war, sie mitten hineinstellte in das Getriebe des Lebens, da öffnete sich ihr ein unklarer, aber weiter Ausblick, verschwommen und nebelbedeckt und doch so lockend. Sie verkehrte mit Männern der verschiedensten Berufsarten, deren Interessen, so flüchtig sie auch in ihrer Gegenwart berührt wurden, ihr doch da und dort einen Blick aufthaten in eine imponierende Welt, in der heimisch zu werden nach und nach ihre größte Sehnsucht wurde. Sie scheute keine Mühe zu diesem Zweck, mit rastlosem Eifer sammelte sie Kenntnisse auf; aber ohne

jede Leitung, ohne die geringste Übersicht, wie sie war, war es ein wunderliches Gemisch, ein wüstes Durcheinander, das sich in ihrem Kopfe aufstapelte, zusammenhangslose Brocken aus den verschiedensten Gebieten des Wissens, die ihre feinfühlige Sehnsucht nach innerer Abrundung mit Verzweiflung erfüllte, die oft ihren eigenen Spott, öfter aber tiefe Niedergeschlagenheit hervorrief. Und immer wieder thaten sich neue Abgründe auf; sie erschien sich so armselig mit ihren da und dort aufgelesenen Kenntnissen diesen Männern gegenüber, die mit so souveräner Sicherheit über Politik, Kunst, Litteratur sprachen, und mit so beneidenswerter Leichtigkeit in das Gebiet dieser und jener Wissenschaft hinüberschweiften, deren dunkle, zungenbrecherische Benennungen schon sie mit respektvollem Grauen erfüllten, ihr ihren bescheidenen Platz anzuweisen schienen in der dunklen Reihe der Ungebildeten und Halbgebildeten. Dann warf sie sich wieder mit doppeltem Eifer auf die Bücher, aus denen sie nicht viel anderes schöpfte als das verwirrende Bewußtsein einer unendlichen Welt, voll von dunklen Rätseln. Alles, was ihr früher so einfach, so klar erschienen war, wurde ihr jetzt wieder zur ungelösten Frage, alles, was ihr für das Leben festzustehen schien, wankte unter ihr. Ihre stille, weltentrückte Klostererziehung hatte ihr an Stelle eigener Erfahrungen das Resultat, gewissermaßen die Summe einer tiefen, in sich abgeschlossenen, aber einseitigen Lebensweisheit gegeben, einen Codex der christlichen Moral, so wie ihn der Klostergebrauch für die einfachen Ereignisse eines bescheidenen Frauenlebens zugeschnitten hat. Nun aber blickte sie mit geblendetem Auge auf weite Horizonte, in die dieses Licht nicht mehr hineinleuchtete.

An die meisten Menschen tritt wohl der Augenblick heran, wo sie aus den Trümmern ihrer kindlichen Welt sich eine neue aufbauen müssen; wenige sind aber dabei so vollkommen führerlos wie diese junge Frau.

Heining ließ seine Frau ruhig gewähren — sein Wahlspruch war ja: leben und leben lassen. Freilich war seine Art zu leben eine andere; aus dem jungen, heiteren und gewinnenden Menschen mit dem leisen Anflug von jugendlichem, liebenswürdigem Übermut war ein zwar harmloser, im Grunde gutmütiger, aber etwas derb empfindender Mann geworden. Er that, was ihm gefiel, und glaubte, das Menschenmögliche an Einsicht zu leisten, wenn er anderen dieselbe Toleranz bewies, die er für sich selbst beanspruchte. Je mehr aber Gabrieles Wesen sich entwickelte, um so schwerer fand sie es, sich in diese Auffassung von persönlicher Freiheit, von etwas gleichgültigem Nebeneinanderhergehen zu finden. Was ihr Mann that, war freilich nicht unrecht, er erfüllte seine geschäftlichen Pflichten mit großer Sicherheit und Leichtigkeit, zur Erholung liebte er Wein, Weib — dem Gesang fand er freilich keinen Geschmack ab —, beides allerdings in den erlaubten Schranken. Aber für Gabriele war kein Platz, weder bei seiner Arbeit, noch bei seinem Vergnügen; und die feinfühlende Frau litt unter dem Gedanken, ihn achtlos vorübergehen zu sehen an all der zarten, süßen, keuschen Hingebung, die sie ihm geweiht. Die Ausschließlichkeit, mit der sie für ihn hatte leben wollen, schien er gar nicht zu verstehen; ihm gefielen die Frauen viel besser, die sich im weitesten Kreise geltend zu machen wußten; ihm schien es viel wohler zu sein unter wilden, unerzogenen Geschöpfen, mit denen er lachte und scherzte, und die Gabriele wie toll erschienen in ihrem bacchantischen Treiben. Und das nannte er dann noch gesunde Elementarkraft, machtvolle Natürlichkeit. Überhaupt wurde nach und nach das Schlagwort „gesunde, ursprüngliche Natur" zu seiner Hauptwaffe im Kampfe gegen das sensible Wesen seiner Frau. Im tiefsten Herzen schätzte er sie zwar sehr hoch — aber oft ergriff ihn doch eine gewisse Gereiztheit, wenn er fühlte, daß sie sein Thun und Treiben geringschätze — und wenn, ganz leise auch, in seinem Herzen die Frage sich regte, ob sie nicht bis zu einem gewissen Grade dazu berechtigt sei. Dann bäumte sich die gesunde männliche Kraft, das festsitzende Bewußtsein des „Herrn der Schöpfung" in ihm auf. Durfte ihn, ihn, den blühenden Mann im Vollbesitz der Manneskraft, mit dem hellen Kopf und dem energischen Willen, eine Frau über die Achsel ansehen? Um sich zu rächen, spöttelte und witzelte er über ihren „Bildungsdrang". Er wußte wohl, daß er damit ihre empfind-

lichste Stelle traf, gerade weil sie hier eine innere Unsicherheit empfand, die sie veranlaßte, ihre Studien möglichst im stillen, geheimen, im Hintergrunde zu betreiben, um nicht der Lächerlichkeit anmaßender Blaustrümpferei zu verfallen. Ihre ursprüngliche Heiterkeit verschwand immer mehr unter dem Einfluß dieser inneren Kämpfe; besonders als auch das letzte, kostbarste Gebiet, auf dem sie bisher nach freiem, vollem Herzenstrieb geschaltet hatte, ihr langsam entzogen wurde. Heining behauptete in seiner derben Weise, daß es nun Zeit sei, den damals fünfjährigen Sohn „aus dem Weiberregiment" zu befreien und ihn unter seine eigene männliche Führung zu nehmen. So wurde sie wieder fremd, einsam in ihrer eigenen Familie.

Freilich gab es Menschen, von denen sie glaubte verstanden zu werden. Da war ihr Freundeskreis, der sich allmählich um sie gesammelt hatte; Gleichgesinnte, denen ihr Streben nicht lächerlich war, die sie hochschätzten, und die auch im stande waren, ihr da und dort den Rat zu geben, der ihr so sehr mangelte. Die Frauen fehlten freilich darin; die meisten, die sie kannte, zeigten nicht das geringste Interesse für die Dinge, die ihr am Herzen lagen, sondern freuten sich ihres Kochtopfes und ihres Hausrates, und die sogenannten geistreichen und die gescheiten Frauen hielten sich von ihr fern, die ersteren, weil sie keine anderen Götter neben sich dulden, am wenigsten in Gestalt einer jungen schönen Frau wie Gabriele; die anderen, die klugen und tüchtigen, zuckten die Schultern über „diese Wirtschaft mit den jungen Leuten" und hatten für die junge Frau kaum die flüchtigste Aufmerksamkeit.

Denn die Freunde waren in der That lauter junge Männer. Man sah sie mit diesem, man sah sie mit jenem; stets traf man den einen oder den anderen bei ihr. In der inneren Gereiztheit, die sich ihrer nach und nach bemächtigt hatte, war es ihr gleich, was man von ihr sprach; mit trotzigem Stolz sagte sie sich, daß sie ja nichts zu verbergen habe. Diese hielten zu ihr — wie ein Mann zum anderen! So glaubte sie wenigstens; sie sah nicht, ahnte nicht, wie sehr dieselben in ihr vor allem die Frau verehrten.

Einer unter ihnen besonders, ein junger Rechtsanwalt, Doktor Lohen, hatte sich ihr mit all dem feinen Verständnis genähert, nach dem sie verlangte. Gleiche Neigungen und Interessen verbanden sie, gemeinsame Lektüre, gemeinsame Studien, und Lohen ging mit wärmstem Anteil auf alle Bedürfnisse dieser so fesselnden weiblichen Seele ein. In einem uneingeschränkten Austausch der Gedanken, der bald auch auf das für die unbefriedigte, sehnsüchtig-suchende Frau so gefährliche, leidenschaft-getränkte Gebiet persönlicher Erlebnisse schweifte, kamen sie zu einer fast innigen Vertrautheit.

Gabriele hielt sich für zu hochstehend, zu sicher, um in diesem Verkehr auch nur die Möglichkeit einer Gefahr zu erblicken — bis —

Wie schwer, wie beschämend, wie entwürdigend war es selbst heute noch, nach so langen, langen Jahren, an das zu denken, was damals sich ereignet hatte. Nur flüchtig streiften es die scheuen Gedanken; die Erinnerung daran umtanzte sie heute noch als ein schwankendes Spiel von Licht und Schatten, wie ein dämonischer Spuk, der sie geäfft, betrogen.

Ihr Gatte war ihr untreu geworden, das hatte man ihr gesagt — bewiesen, wie sie glaubte. Mit diesem neuen dunklen Schatten kämpfend, der sich auf ihr Leben gesenkt, saß sie in einsamer Abendstunde allein, und in der Nacht, die sie umgab, gedachte sie Lohens, zum erstenmal mit vollem Bewußtsein, als des Lichtstrahls in ihrem Leben, als des Mannes, der sie verstand und würdigte, im Gegensatz zu dem anderen, der ihrer nicht wert war und der doch die Macht besaß, sie aufs tiefste zu demütigen. Mit ganzer Seele sehnte sie sich danach, sich wieder zu erheben von diesem Fall, das, was ihr Mann verschmäht hatte, gewürdigt, geschätzt, angebetet zu sehen. Und da war Lohen gekommen. Die leidenschaftliche Erregung, in der er sie fand, teilte sich auch ihm mit. Er wagte es, von seiner Liebe zu sprechen, von seiner hoffnungslosen, todestraurigen, aber stets verehrungsvollen, stets anbetenden Liebe. Und aus seinen Worten schlug es ihr entgegen, daß sie die Macht besaß, an der sie eben noch verzweifelt. Sie war nicht mehr die Gedemütigte, beiseite Ge-

worfene; sie war die Königin, die Göttin, die Glückseligkeit selbst, die sich in freier, uneingeschränkter, königlicher Wahl dem Würdigsten hingiebt. Was dann geschah, das wagte sie heute noch nicht dem Dunkel zu entreißen, in dem es seitdem gelegen.

Als er sie verlassen, empfand sie zuerst das Hochgefühl, einmal der ganzen wilden Leidenschaft ihrer aufs höchste erregten Natur nachgegeben zu haben. Sie hatte sich frei gefühlt, frei, einen Augenblick ihres Lebens. Aber dann wurde ihr erschreckend klar, was diese Freiheit bedeute: die Zerreißung aller der Bande, die sie bisher gefesselt. Was sie gethan hatte, mußte sie das nicht von allem trennen, was sie besessen, von Mann, Kind, Heimat? Sie hatte ihren Boden verloren, es würde ihr unmöglich sein, dem Gatten, dem Sohn je wieder in die Augen zu sehen. Sie mußte fort! Ein wilder Instinkt trieb sie hinaus auf die verlassenen Straßen, durch die sie planlos irrte, bis sie endlich am Wasser stand, am schwarzen, geheimnisvollen Wasser unter dem finsteren Nachthimmel, das sie lockte und schreckte. Wie es gekommen war, daß sie ihm endlich doch den Rücken drehte, wußte sie kaum mehr. Im Ohr klang ihr nur heute noch der Schall von nahenden Tritten, vor denen sie, so glaubte sie, damals geflohen war. Dann erinnerte sie sich, wie beim Heraufdämmern des späten Wintermorgens dieselbe Angst vor dem Erkanntwerden sie zu einem Entschluß trieb; wie in ihr das Bild einer Freundin ihrer Mutter auftauchte, die seit dem Tode ihres Mannes und dem unaufgeklärten Verschwinden ihres einzigen Sohnes ein stilles, zurückgezogenes Leben führte in einem weltvergessenen Landstädtchen. Die milden Augen, die sie stets so freundlich angeblickt, mit ihrem unaussprechlich gütigen Ausdruck, schienen ihr jetzt Aufnahme zu versprechen. Die Umstände waren ihrem Entschluß günstig; sie befand sich in der Nähe des Bahnhofes, und ein Zug ging in kurzer Zeit. Nach Verlauf von wenigen Stunden langte sie an dem kleinen Orte an, ging den wohlbekannten Pfad zu dem stillen Häuschen und fiel bewußtlos zusammen, als sie endlich vor Frau Herder, ihrer alten Freundin, stand.

Als sie sich von ihrer tiefen Ohnmacht erholt hatte, erzählte sie ihre Geschichte. Noch jetzt stand ihr der Blick tiefen, traurigen Erstaunens, mit dem die alte Frau sie während ihrer Erzählung angesehen hatte, wie ein schwerer Vorwurf vor der Seele. „Um Gottes willen, Gabriele, du!“ hatte sie gerufen, aber in diesen wenigen Worten lag für die junge Frau die bitterste Anklage, die ihr verzweifeltes Empfinden so erschütterte, daß es ihr einen Augenblick zu Mute war, als sei ihr wohler gewesen draußen in der dunklen Novembernacht, die wenigstens im Einklang gewesen war mit ihrer Stimmung. Hier wehte ein anderer Geist; freundlich schien die Sonne durch die blanken Fenster auf die sorgsam gepflegten Blumen, an denen kein welkes Blättchen hing. Die Wände waren voll von vergilbten Bildern, Menschen darstellend in altmodischer Tracht, die zum Teil schon längst aus dem Leben geschieden waren. Aber die rührende Pietät, die aus jedem Winkel des kleinen Wohnzimmers sprach, schien sie doppelt zu verdammen, sie, die ihre heiligsten Pflichten mit Füßen getreten. Dann aber, als Frau Herder sie im eigenen Schlafzimmer zu Bette gebracht hatte, und jene treue Fürsorge auch sie umgab, empfand sie eine wundersame Erleichterung; ihr war es einen Augenblick, als sei sie dem ganzen Elend ihrer Existenz entflohen, und matt und dankbar sah sie zu der alten Frau auf, deren Augen sich mit Thränen füllten, als sie sich über das Bett beugte.

Freilich dauerte diese wohlthätige Reaktion nicht lange. Die stumpfe Verzweiflung der ersten Nacht war nicht so entsetzlich gewesen als das Heer von Gedanken, das Gabriele jetzt überfiel und ihr alle die Stützen raubte, die ihr Dasein bis dahin so sicher getragen — Achtung der Welt und Selbstachtung, Lebensmut und Lebenszweck; alle die tausend Bänder, mit denen sie trotz aller Entfremdung doch noch festgebunden war in der Heimat: der herzliche Verkehr, der sie so vielen nahe gebracht, die freundschaftlichen Verhältnisse, die ein Teil ihres Ich geworden waren, auch die Macht einer gemeinsamen Vergangenheit, die sie an ihren Mann gefesselt hatte und deren Größe sie erst jetzt erkannte, und vor allem die Liebe zu ihrem Kinde, die jetzt die bitterste aller ihrer Qualen war.

Am nächsten Tage schrieb sie an ihren Mann — ein ausführliches Bekenntnis; noch in der dumpfen Vorstellung, als ob dieses sie von einem Teil der Last befreien könne, die auf ihr drückte. Heining antwortete bald in einem kurzen geschäftlichen Brief; er würde diese Geständnisse ignorieren und die Scheidung beantragen auf Grund böswilligen Verlassens, was in beiderseitigem Interesse vorzuziehen sei. Gabrieles Anwalt fand diesen Vorschlag sehr passend, nahezu großmütig, und die junge Frau willigte damals in alles. Heute freilich glaubte sie zu verstehen, daß auch die Furcht vor der beschämenden, nach seiner Auffassung lächerlichen Rolle des betrogenen Ehemannes Heining zu dieser Darstellung bewogen hatte.

Eine einzige Vorstellung blieb in der nächsten Zeit in ihr lebendig: die Angst vor einem Duell wurde ihr fast zur fixen Idee. Sorge um Lohen war es nicht, was sie dabei in erster Linie bewegte, sondern der folternde Gedanke, daß das Gespenst ihrer Schuld auch noch mit blutbefleckten Händen vor ihr erscheinen könne. Als aber Monat um Monat hinging und die Scheidung ausgesprochen war, verlor sie sich immer mehr in einem düsteren, verzweiflungsschweren Nebel, der die Welt vor ihr abschloß, als läge sie im Grabe. Dämonische Gestalten tauchten auf in der Nacht, in der sie lag; der Tod erschien ihr, bald sehnsüchtig begehrt, bald als ein feindlicher, grausamer Überwinder, von dem sich alles Leben schaudernd abwendet. Sie war dem Wahnsinn nahe.

Mit Engelsgeduld hatte sich damals die gute Tante bemüht, Gabriele dem Abgrund ihrer Gedanken zu entreißen, die sie wohl nie aussprach, die aber auf ihrem Gesicht stehen mochten. Sie hatte sie zu ihren Armen geführt, denen sie sich ganz opferte, ohne aber das leiseste Zeichen von Interesse in ihrem Pflegling zu erwecken. Erst eine gewaltsame Krisis gab sie dem Leben zurück.

An einem freundlichen Februartage saßen die beiden Frauen im sonnigen Zimmer, mit Armenarbeiten beschäftigt, als das Mädchen mit einer Karte hereinkam, die Frau Herber überrascht und halb erschreckt betrachtete.

„Besuch?“ fragte Gabriele, in menschenscheuer Hast aufstehend.

„Für dich, Doktor Lohen,“ antwortete die Tante, und mit dem Mut der Verzweiflung, in der Hoffnung, daß die wildeste Erregung für ihr armes Kind besser sein müßte als die gegenwärtige Apathie, verließ sie schnell das Zimmer und wies Lohen herein.

In der Erinnerung war es Gabriele klar geworden, wie diese Erscheinung aus dem vergangenen, verlorenen Leben sie plötzlich emporgerissen hatte aus der gramvollen Weltentrücktheit, in die sie sich verloren. Es war ihr beim Anblick von Lohens leidenschaftlich erregtem Gesicht, bei der Bewegung desselben gegen sie klar geworden, daß dieser Mann ein Recht auf sie zu haben glaubte, und eine wilde Empörung, eine feindselige Abwehr hatte sich in ihr geregt. Lohen schien dieselbe zu bemerken: „Frau Gabriele,“ sagte er zurückweichend, „haben Sie mich denn nicht erwartet?“

In diesem Moment, bei dem plötzlichen Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung in seinem Gesicht, hatte sie eine etwas mildere Regung erfaßt. Sie erinnerte sich daran heute noch — die ganze Scene war ihr in vollster Klarheit im Gedächtnis geblieben —, in peinlicher Klarheit, denn nichts hatte ihren Stolz mehr verwundet als die Sicherheit, mit der dieser Mann sie als sein Eigentum betrachtete. Ihre Weigerung, seine Frau zu werden — seine Frau, unter diesen Umständen, schien ihm unbegreiflich. Mein Gott, bei aller Verehrung, die er für sie empfand, hatte er doch geglaubt, sie durch diesen Beweis seines großen Sinnes fast zu beschämen. Und Gabriele war es erst später recht klar geworden, wie verletzend ablehnend sie gewesen war. Denn sie fühlte sich diesem Manne durch ihren Fehltritt doppelt entfremdet, und er war in der Überzeugung gekommen, daß sie ihn liebe. Und es lebte doch kein Funken mehr von ihrer verirrten Leidenschaft in ihr. Sie hatte ihm gesagt, daß sie ihr Kind nicht zum zweitenmal verraten könne, daß ihr Sohn das eine nicht von ihr denken solle, sie habe ihn verlassen, um ein anderes Glück zu suchen. Ein anderes Glück! Wie weit war sie entfernt von jedem Gedanken an Glück. Er war endlich von ihr gegangen, mit Mühe seine Ruhe bewahrend, gekränkt, vollkommen verständnislos für ihre Gründe. Er hatte ihr leid gethan, als er so fassungslos vor ihr stand:

„Sie lieben mich nicht, Sie haben nur mit mir gespielt — aber warum sind Sie dann nicht in München geblieben?"

Aber sie hatte doppelt gefühlt, wie fern und fremd er ihr war, dieser junge Mann, der zu ihr von Liebe sprach, zu ihr, deren Herz so alt geworden in Kummer und Reue. Wie falsch verstand er sie, wenn er glaubte, daß sich ihr zermartertes Herz einer allvergessenden Liebe öffnen könne, wie das eines jungen Mädchens, das nichts anderes wußte, als von Liebe und Glück zu träumen.

Als sie wieder allein war, war's ihr zu Mute, als sei sie aus einem schweren Traum erwacht; zum erstenmal fühlte sie wieder, daß sie lebe, zum erstenmal erwachte wieder in ihr das Bewußtsein, daß diese Welt da draußen noch Ansprüche an sie machen könne.

Seit dieser Zeit begann sie langsam an Tante Herders Leben teilzunehmen. Sie fühlte wieder etwas wie Mitleid, wenn sie Armut, Verkommenheit, Krankheit sah, einen Schimmer von Befriedigung, wenn sie da und dort zu helfen im stande war. Sie hatte von ihren Eltern ein ziemlich großes Vermögen geerbt, das sie in den Stand setzte, manches zu erreichen, wozu Frau Herders bescheidenere Mittel nicht ausreichten. Ihr Interesse an den Armen des Ortes wurde immer eifriger und wuchs sich nach und nach zu einem fast fanatischen Opfermut aus; in der weitgehendsten Selbstverleugnung, im Aufgeben jedes Gedankens, der sich auf ihr eigenes Ich bezog, hoffte sie ein wenig Ruhe zu finden. Vor der rastlosen Arbeit allein wichen die Gedanken zurück, die sie sonst unablässig quälten; sie durfte kein Auge haben für die liebeswarme, liebestrunkene, sehnsüchtige Schönheit des wolkenlosesten Frühlings, der draußen erwachte und dessen linde Lüfte, dessen heiterer Sonnenschein nur zu ihrem Herzen drangen, um darin eine wahnwitzige Sehnsucht nach ihrem Kinde zu erwecken, das sie verlassen, dessen Jugend sie vergiftet. So pflegte sie ihre Kranken, rieb sich auf in der Sorge um ihre Pfleglinge. Körperlich wurde sie dabei immer elender, sie war nur noch ein Schatten; und sie hoffte, hoffte jetzt aus tiefster Seele, daß sie bald mit befreitem Herzen dieser Welt lebewohl sagen dürfe, ihrem Kinde die Erinnerung an eine nach Kräften gesühnte Schuld hinterlassend.

Die Tante hatte ihr lange Zeit ruhig zugesehen, mit den stillen, klugen Augen, die so vieles sahen, beobachtend, beurteilend und schweigend. Unnütze Vorstellungen hatte sie gespart, und Gabriele war ihr heute noch dafür dankbar. Der Sommer, der Herbst, der Winter verstrich. Als sie dann aber sah, wie die junge Frau vor einem körperlichen Zusammenbruch stand, hatte sie ihr eines Tages eröffnet, daß sie die Absicht habe, einen lange projektierten Besuch bei einer ihr sehr befreundeten Familie in England auszuführen und Gabriele dorthin mitzunehmen. Alle Vorstellungen der letzteren scheiterten an der unanfechtbaren mütterlichen Autorität, die der sichere, durch Jahre und Erfahrungen geklärte Willen der älteren Frau über die jüngere gewonnen hatte.

An einem schönen Maitag waren sie dann in Dover angelangt, mehr als ein Jahr, nachdem Gabriele die Heimat verlassen. Die köstliche frische Seeluft strich über das grüne Land mit seinen dichten Wiesen, die blühende Hecken durchschneiden und auf denen in weitem Feld zerstreut üppige Baumriesen wachsen, frei nach allen Seiten sich entwickelnd. Vom Coupéfenster aus sah Gabriele auf die kleinen, behaglichen Dörfer, die noch den Reiz des Gesunden, Einfachen, Idyllischen erhöhen, der der Landschaft anhaftet.

Derselbe Stempel des Lebensfrohen war auch auf das hübsche Landhaus gedrückt, vor dem sie endlich hielten, das Landhaus in Wimbledon, einer Vorstadt Londons, das zwischen stattlichen Bäumen und farbenprächtig blühenden Büschen herauslugte. In der Erinnerung Gabrieles erschien es immer in der heiteren Beleuchtung jenes glanzvollen Maiabends, unter dem leuchtenden Abendhimmel, umtönt von den Stimmen der Amseln und Nachtigallen, die aus dem nahen Wäldchen erschallten. Unter der offenen Hausthür stand die stattliche Mrs. Holmer mit ihrem heiteren, angenehmen Gesicht, umgeben von einer Schar von Kindern, bereit, den Ankömmlingen „a hearty English welcome" zu geben; jenes warme Willkommen, dessen Gabriele heute noch dankbar gedachte, als des ersten Eindrucks harmlos-herzlichen

Entgegenkommens, den sie seit langer Zeit empfunden.

Keine grausame Neugier fragte hier nach Gabrieles Vergangenheit, für welche Frau Herders Freundschaft zu bürgen schien. Man gewann die junge Frau um ihrer selbst willen lieb; die Kinder hingen mit Leidenschaft an ihr, und Gabrieles unaufdringliche und würdig getragene Schwermut sprach zu dem warmen Herzen der guten Mrs. Holmer, die im Vollbesitz ihres blühenden Glückes, an der Seite ihres von gesundem Erfolg getragenen Gatten, inmitten ihrer munteren Kinderschar ein unbezwingliches Bedürfnis empfand, weniger Begüterte teilnehmen zu lassen an dem Reichtum ihrer harmonischen, gesegneten Existenz. Sie war stolz auf ihre Heimat, ihre Vaterstadt, die ganze gedeihliche Kraft ihrer Nation. Sie freute sich des Interesses, das Gabriele bald an allem nahm, mit der unbezwinglichen Frische der Jugend und der Regsamkeit des Geistes, die die junge Frau doch noch besaß; sie führte Gabriele in das englische Leben ein, in dieses Leben voll von Luft und Licht, voll von einfachem, gesundem Lebensgenuß. Langsam verlor sich unter dem Einfluß ihrer heiteren Umgebung die Düsterkeit ihres Empfindens, die ihr bisher das leiseste Interesse an allem Erfreulichen als einen Frevel hatte erscheinen lassen. Sie haderte nicht mehr mit sich, wenn sie sich empfänglich fand für den Reiz ihrer Umgebung, für die eigenartige Physiognomie der Stadt, mit ihrem unvermittelten Nebeneinander von Licht und Schatten, von aristokratischer Vornehmheit und verkommenstem Elend; empfänglich für die Anregung, die die großartige Fülle der hier aufgestapelten Kunstwerke auf sie ausübte; empfänglich selbst für die Geschicke der Menschen, die sie umgaben, für ihre Persönlichkeit, ihre Denk- und Empfindungsweise. Ihre angeborene Beobachtungs- und Auffassungsgabe hatte sich geschärft, vertieft durch die Erfahrung, die ein wandelbares Geschick in ihr gereift, das sie auf die höchsten Gipfel, in die tiefsten Abgründe des Lebens geführt. Ein lebhafter Gestaltungsdrang trieb sie dazu, ihrer inneren Welt Ausdruck, Form zu geben; in langen, stillen, arbeitsfrohen Stunden schrieb sie ein paar Novellen. Heute noch gedachte sie dankbar der Empfindung von endlich wiedergefundenem innerem Gleichgewicht, mit denen sie einst an diesen ihren Erstlingswerken gearbeitet. Auf Mrs. Holmers lebhaftes Zureden hin sandte sie die kleinen Sachen an einen deutschen Verleger, der sie freundlich aufnahm und sie unter Gabrieles Mädchennamen veröffentlichte, den sie nach der Scheidung wieder angenommen.

Frau Herder verließ England allein; sie weigerte sich entschieden, Gabriele mit sich zu nehmen, in der festen Überzeugung, daß diese in ihrem stillen Städtchen, in ihrer gleichmäßigen, resignierten Wirksamkeit nicht den Boden finden würde, auf dem sie auf die Dauer gedeihen könne. So blieb die junge Frau noch den Winter in England, dann aber erwachte die Sehnsucht nach der Heimat in ihr; was die eigene Sprache, das eigene Land bedeuten, hatte sie erst in der Fremde schätzen gelernt. Sie ließ sich deshalb mit einer Freundin der Familie Holmer, die bisher als Gesellschafterin einer alten Dame in Heidelberg gelebt hatte, in dieser freundlichen und belebten Stadt nieder, was um so passender war, als Holmers diesen Lieblingsort der Engländer oft besuchten.

So begann sie das Leben wieder von vorn, und die einsame Existenz mit der ihr noch fern stehenden Hausgenossin war schwer genug. In manchen Stunden der Erschlaffung, der Erschöpfung fragte sie sich mutlos, wozu sie denn lebe, ob nicht ein heroischer rascher Tod ein besserer Fürsprecher für sie gewesen wäre bei dem verlassenen Kind als das mutigst getragene Leben. Wie mochte wohl das Bild sein, das der heranwachsende Knabe von seiner Mutter bewahrte? Niemand konnte ihm sagen, wie bitter ihre Reue, wie schwer die Sühne war, die sie auf sich genommen. Und doch lernte sie endlich leben, um des Lebens selbst willen, ihr eigenes Ich, ihr vergängliches Geschick gering achten, vergessen in weiteren, reicheren, selbstloseren Gefühlen, verlieren in dem freien Blick, mit dem sie die weite Welt betrachtete.

Als Schriftstellerin war sie wenig fruchtbar; sie schrieb nur, wenn Bilder, Anschauungen, Gedanken in ihr so mächtig wurden, daß sie von selbst zum Ausdruck drängten. Dabei verlor sie nicht das Bedürfnis ernsthaften Studiums, und mit warmem Verständnis, mit Begeisterung ging sie auf alles

Meisterhafte ein. Es war vielleicht vor allem diese Objektivität, dieser weitschauende Blick und die dadurch erreichte freiere Auffassung, der sie es verdankte, nicht nur von schöngeistigen Frauen gelesen zu werden; manche feinfühlige Künstlernatur erfreute sie durch herzliche Anerkennung ihres Strebens.

Die Einsamkeit um sie herum begann sich zu lichten. Der Zauber ihrer Persönlichkeit war nicht der geringste ihrer Reize, und sie scheute sich nicht, davon Gebrauch zu machen, wenn ein inneres Bedürfnis, eine aufrichtige Empfindung sie zu irgend einem Menschen hinzog. Es war eine liebenswürdige, geistvolle und vor allem herzenswarme Koketterie — wenn Koketterie den bewußten Wunsch zu gefallen bedeutet —, mit der sie die fesselte, die sie wirklich sympathisch berührten.

So schien sie eine von den Seltenen, die siegen im Kampf mit ihrem Geschick, und doch war eines, dem sie für immer entsagt hatte: dem Besten, Süßesten — dem Familienglück. So gänzlich abgerissen die Vergangenheit hinter ihr war, so wurzelte sie doch mit den feinsten, zähesten, mit unzerreißbaren Wurzeln in ihrem Schoße. Nie war ihr das mehr zum Bewußtsein gekommen, als da ihr Freund, der Historiker Doktor Oberndorf, um ihre Hand anhielt, wenige Jahre, nachdem sie sich in Heidelberg niedergelassen hatte. Sie liebte ihn, soweit sie noch lieben konnte; sie sah in ihm den besten, treuesten Mann, dem sie mit tausend Freuden ihr ganzes Ich geschenkt, wenn sie noch frei gewesen wäre; sie haderte wohl auch mit ihrem Geschick, das ihn auf ihren Weg geführt, als es zu spät war. Für sie gab es Liebe und Glück nicht mehr; sie dachte an ihr Kind da draußen, fern von ihr, und doch immer und allezeit das Nächste ihrem Herzen, ungeteilt und unbestritten den wärmsten, ersten Platz dort einnehmend, auf den kein anderer je ein Recht haben würde. Oberndorf hatte sie verstanden, nachdem sie ihm ihre Geschichte erzählt. Er hatte dann Heidelberg für mehrere Jahre verlassen; ein Ruf der dortigen Universität hatte ihn zurückgeführt, und bald hatte sich das erste, ruhige Verhältnis wieder eingestellt.

Gabriele lebte Jahr für Jahr in der ihr lieb gewordenen Stadt, aus der sie nur mitunter größere Reisen entfernten. Frau Herder, die sie von Zeit zu Zeit besuchte, starb, von Gabriele wie eine Mutter betrauert. Die Freundin, mit der sie früher gehaust, hatte sich vor langer Zeit verheiratet, seitdem war sie allein geblieben.

Vor wenigen Monaten hatte sie die Nachricht vom Tode ihres Gatten erhalten, den eine kurze Krankheit dahingerafft hatte. Die Kunde hatte sie tief erschüttert, hatte ihr wieder mit mitleidsloser, unerbittlicher Schärfe das Unaufgeklärte, nun ewig Unaufklärbare ihres Verhältnisses zu diesem Manne vor Augen gestellt. Dann aber hatte sich ihrer ein einziger Gedanke bemächtigt, die Frage, ob ihr Sohn nicht jetzt frei sei. Solange Heining lebte, hatte sie es als moralische Verpflichtung empfunden, sich jenem fern zu halten. Nur ganz von weitem hatte sie sein Leben beobachtet; durch den Anwalt, der ihren Scheidungsprozeß geführt, hatte sie spärliche Nachrichten erhalten, die es ihr möglich machten, Ernsts Entwickelung in den gröbsten Umrissen zu verfolgen. Aber durfte das jetzt nicht anders werden, löste nicht der Tod ihre Bedenken? Wochenlang quälte sie sich mit Sorgen und Zweifeln, endlich schrieb sie ihrem Sohn einen kurzen Brief, mit der Bitte, sie zu besuchen. Seine Antwort war bald erfolgt, er würde kommen, sobald die dringendsten Geschäfte erledigt sein würden, die sich durch den Tod des Vaters ergeben hatten. Sie hatten seitdem einige Briefe gewechselt, nur spärliche, kurze, auf denen der Druck des unklaren Verhältnisses lag. Das Bedürfnis ergriff sie, sie noch einmal zu lesen. Einen nach dem anderen las sie, langsam, nachdenklich, mit zweifelndem Herzen; würde sie über seine ängstliche Befangenheit hinweg den Weg auch in die tiefsten Winkel seines Herzens finden, so wie sie es ersehnte? Mühsam studierte sie, ob sie nicht in diesen Zeilen etwas von dem Kinde wiederfände, das damals für ihr scharfsichtiges Auge eben begonnen hatte, Spuren einer keimenden Eigenart zu zeigen. In der äußeren Physiognomie der Briefe, in der tadellos klaren, säuberlichen Schrift, in der etwas schwerfällig korrekten Ausdrucksweise schien ihr ein Zug zu liegen, der an die leichte Pedanterie gemahnte, die schon das vierjährige Kind gezeigt, das keinen Flecken an sich duldete. Die Beobachtung that ihr wohl; es lag

darin etwas wie eine wenn auch noch so bescheidene Annäherung.

Wie sehr die Zeit während dieses langen Insichversunkenseins vorgeschritten war, merkte sie jetzt erst an der Dunkelheit, die es ihr schwer zu machen begann, die Zeilen zu entziffern. Ernst mußte bald kommen! Die Vergangenheit, in der sie eben noch so ganz gelebt, war plötzlich versunken um sie; rastlos, ohne klare Vorstellung, in sehnsüchtiger Erregung schritt sie durch die Zimmer. Draußen schlug die Uhr, jetzt mußte Ernst ankommen. Unfähig, sich länger zu beherrschen, setzte sie sich nieder, mit allen Kräften ihres Wesens horchend, horchend auf jeden Ton, der von der schon nächtlich stillen Straße heraufklang; das Rollen jedes Wagens verfolgend, das in der Ferne auftauchte, lauter und lauter wurde — und dann verklang. Endlich, dieser hielt; sie stand auf und sah in dem unsicheren Licht der spärlichen Straßenbeleuchtung eine große, dunkle Gestalt aus dem Wagen steigen und mit einem flüchtigen Blick auf die Umgebung ins Haus treten. Sie konnte ihm nicht entgegengehen; nur wie durch einen Schleier sah sie ihn dann, wie er unschlüssig, fast verlegen unter der Thür stand. Mit dem Ruf: „Ernst! Ernst!" fiel sie ihm halb besinnungslos in die Arme.

— — — — — — — — — — — — —

Endlich fand Gabriele ihre Fassung wieder. Jetzt betrachtete sie ihren Sohn mit stolzer Freude, selbst überrascht, wie ähnlich er ihr war; ihr, aber auch dem kleinen, schon mit fünf Jahren nachdenklichen Burschen, den sie verlassen, und dessen klare, zarte Züge sie wiederfand in dem ernsten, frühreifen Gesicht vor ihr. „Ernst," sagte sie mit leuchtenden Augen, „du bist doch noch mein Bubi, du hast dich gar nicht verändert trotz deiner Länge."

„Du auch nicht, Mama," antwortete dieser; so schattenhaft das Bild seiner Mutter geworden war, das er sich aus seiner Kinderzeit bewahrt, beim Anblick dieser schlanken, dunklen, vergeistigten Erscheinung stand es plötzlich wieder in lebhaften Farben vor ihm.

„O, Ernst, daran kannst du dich ja gar nicht mehr erinnern," sagte sie mit leisem, wehmütigem Lächeln.

„Doch, Mama, gerade so hast du ausgesehen, wenn du ins Kinderzimmer kamst, um mit mir auszugehen."

Ihre dunklen Augen schimmerten. „Weißt du das noch — liebes Kind?"

Im behaglichen Speisezimmer saßen sich bald darauf Mutter und Sohn gegenüber, in eifrigem Gespräch, und Gabriele fühlte mit innerster Befriedigung, wie die belebende Kraft ihres Wesens, die sich so oft an anderen bewährt hatte, auch ihrem Sohne gegenüber stand hielt, und daß es ihr gelang, die glückliche Stimmung von natürlicher Vertraulichkeit und gehobener Wärme, die sie empfand, auf ihn zu übertragen.

Nach Tisch stand sie auf. „Komm hier herüber, Ernst," sagte sie, in das anstoßende Kabinett tretend und ihm einen bequemen Stuhl hinschiebend; und während sich Ernst eine Cigarette anzündete, ließ sie sich in einen tiefen Lehnstuhl nieder. Es entstand eine kleine Pause, Frau von Gerstetten sah ernsthaft vor sich hin. Sie kämpfte mit einem Gedanken, der vielleicht in der Luft des kleinen, lauschigen Gemaches liegen mochte, ihres Studierzimmers mit seinem Charakter von Ernst und Sammlung: war dies nicht der Augenblick, der entscheiden würde über ihr Verhältnis zu ihrem Sohn — für alle Zeiten? Würde nicht die dunkle Vergangenheit mit ihren Schatten den Weg des Kinderherzens zur Mutter immer mehr verdüstern, immer schwieriger, immer unsicherer machen, wenn sie nicht heute, am Ausgangspunkte ihrer vereinten Zukunft, selbst hineinleuchtete in die schmerzlichen Geheimnisse, die sie barg? Sein ernstes, sinniges Gesicht schien ihr Verständnis zu versprechen. „Ernst," sagte sie deshalb, „weißt du, warum ich dich verlassen habe? Hat dir's der Vater gesagt?" Ihre Augen sahen ihn ruhig und klar an, nur ihre Stimme zitterte ein wenig, und eine leichte Röte flog über ihr zartes Gesicht.

„Ja, Mutter," antwortete Ernst leise und etwas unsicher, „erst in seinen letzten Tagen. Aber er sagte auch, daß du ihm manches zu verzeihen hättest."

Gabriele schwieg einen Augenblick; aus den Worten klang ihr etwas von der großen Versöhnung entgegen, die der Tod mit sich bringt. „Denke das nicht," sagte sie dann,

mit Augen voll von weichem Glanz aufsehend, „ich wollte dir nur das eine sagen, daß ich mir selbst nie, nie vergeben habe.“

Wieder war es still — lange Zeit. Ernst wagte nicht zu antworten, er fühlte, daß hier etwas lag, das zu heilig war für abschwächende, beschönigende Worte. Nur ganz langsam, zögernd kam das Gespräch wieder in Gang, tastend und unsicher. In Gabriele war die alte Zeit lebendig wie nie, die Gestalten, die ihr angehörten, bewegten sich vor ihr, fast greifbar. Sie frug nach diesen, sie frug nach jenen. Ernst wußte nur von wenigen. „Kennst du Mathilde Abtsdorf?“ sagte sie endlich, als das Bild dieser ihr einstmals vertrautesten Freundin vor ihr auftauchte, mit der sie ihre ganze Jugend geteilt.

Die einfache Frage schien dem jungen Mann unerwartete Schwierigkeiten zu bereiten; ein leises Lächeln spielte um seinen Mund, und eine leichte Röte stieg ihm in die Stirn. „O ja, gewiß, sehr gut,“ antwortete er, wie es schien, etwas zögernd. Dann griff er mit raschem Entschluß in seine Brusttasche, zog ein kleines Taschenbuch heraus, entnahm ihm eine Photographie und reichte sie seiner Mutter. „Siehst du, das ist ihre Tochter.“

Gabriele durchzuckte es wie ein halber Schrecken. Sie sah ihren Sohn fragend an; verstand sie das frohe Leuchten seines Gesichtes recht?

„Sie ist meine Braut,“ sagte Ernst, halb stolz, halb verlegen.

„Deine Braut? Ja, Ernst, bist du denn schon verlobt?“ fragte Frau von Gerstetten mit leise zitternder Stimme.

„Noch nicht öffentlich, Mama,“ antwortete dieser; „sonst hätte ich es dir geschrieben. Wir wollten die Verlobung jetzt noch nicht publizieren, es war nicht die richtige Zeit.“

Gabriele sah gedankenvoll auf das Bild vor ihr, den feinen, zarten Mädchenkopf, der mit all seinem Ausdruck von reiner Güte ihr doch eine grausame Enttäuschung war, der ihr zu sagen schien: „Zu spät, zu spät für dich.“ Welchen Platz in Ernsts Herzen konnte die Mutter noch erobern, die er kaum kannte, neben der Braut, die es wohl ausfüllte, wie wenigstens das glückliche Gesicht zu sagen schien, mit dem er auf ihr Bild blickte. „Ist das Anna?“ sagte sie endlich; sie konnte sich noch gut an Mathilde Abtsdorfs ältestes Töchterchen erinnern.

Ernst sah sie einen Augenblick wie überrascht an; der wohlbekannte Name klang ihm ganz seltsam aus dem Munde seiner Mutter, die ihm einer ganz, ganz anderen Welt als seiner heimischen anzugehören schien. „Nein,“ erwiderte er dann, sich besinnend; „Irene ist die zweite, sie ist erst achtzehn.“

„Anna ist zwei Jahre jünger als du, ich sehe euch noch vor mir, wie ihr zusammen gespielt habt. Hat Mathilde noch mehr Kinder?“

„O ja! Hertha, die ist sechzehn, und die beiden kleinen Buben, Albert und Otto.“

„Und wann heiratet ihr denn?“ fragte Gabriele; in ihrem Herzen kämpften noch die Sonnenstrahlen selbstloser Liebe mit dem leichten Reif, der vorhin darauf gefallen war.

„Im September, Mama. Papa Abtsdorf will nicht, daß wir so lange verlobt sind; und mir ist das natürlich recht.“ Ernst sprach mit einem so ehrlichen, unwiderstehlichen Ausdruck von warmem, aufrichtigem Glück, daß in seiner Mutter der letzte Rest von Egoismus unterging in herzlichem Mitempfinden.

„Das kann ich mir denken,“ sagte sie daher warm und herzlich. „Aber was sagt denn Irenes Mutter dazu?“ frug sie weiter, ihrer alten Freundin gedenkend, der sie sich so unerwartet wieder genähert fühlte.

„Ach, die ist außer sich; sie hat sich sehr gefreut, ein Brautpaar im Hause zu haben; wir sind doch schon seit Februar verlobt, und ich komme ziemlich viel hin. Aber sie sagt immer, sie fände einen langen Brautstand zu reizend.“

Gabriele mußte lachen; sie erkannte darin die alte Mathilde, die stets mit größter, wärmster Aufrichtigkeit das für das Beste für alle anderen hielt, was ihr selbst am meisten zusagte. „Und Irene?“

„Irene wird es freilich schwer, besonders weil ihre Mutter so unglücklich ist über das Herannahen der Hochzeit. Aber ich glaube, es wird sehr gut für sie sein; bei Abtsdorfs ist es zu unruhig.“

„Ja, jetzt, in der Brautzeit.“

„Ach nein, Mama, nicht nur jetzt! Es

ist immer so bei Abtsdorfs; du glaubst nicht, wie die Mädchen beschäftigt sind mit Stunden, und Nähkränzchen, und Armenschulen! Papa Abtsdorf ist oft wütend darüber, aber da kann er nichts machen bei seiner Frau, sie hält es nun einmal für Gewissenssache!"

„Mathilde beschäftigt sich wohl sehr viel mit ihren Kindern?"

„O, sie geht ganz in ihnen auf. Ich glaube nicht, daß die Mädchen irgend etwas thun, woran sie sich nicht beteiligt. Es ist oft sehr nett; es ist reizend, wenn sie zusammen musizieren. Aber weißt du," sagte Ernst vertraulich, „hier und da geht es doch ein bißchen zu weit. Du kannst dir gar nicht denken, wie oft sie schon darüber geweint hat, daß sie Irenes Vertrauen nicht mehr so besitzt wie früher."

Vor Gabrieles Auge erstand das Bild der alten Freundin; so war aus der geistig belebten, schwärmerischen Mathilde, die in ihren Mädchentagen in begeisterten Flügen über der Erde geschwebt, nichts anderes geworden als eine Mutter, eine fürsorgliche, zärtliche, eifersüchtige Mutter! Gabriele sah sie vor sich, umringt von ihren Kindern, aufgehend in dem lebhaften Treiben einer großen Familie. Welcher Kontrast mit ihrem eigenen Leben, das verfloß in tiefer Einsamkeit, in arbeitsfroher Stille. Sie fragte sich, ob wohl die Kinder ihres Herzens, die Früchte ihrer Arbeit so beglückendes, warmes Leben besäßen als jene Geschöpfe von Fleisch und Blut, die sich um ihre alte Freundin scharten. Gewiß, sie lebte nicht für sich allein; ihre Werke mochten wohl manchem eine Quelle des Genusses sein, und wer sich direkt an sie wendete um Rat und Hilfe, der pochte nie vergebens an. Und doch, einsam war sie trotz allem. Aber würde das jetzt nicht anders werden?

Ernst wurde im Laufe der kommenden Wochen ganz gefangen genommen von dem Zauber des stillen Daseins, das er hier kennen lernte. Jeden Morgen stieg ein neuer strahlender Maitag empor, das liebliche, ergrünende, erblühende Neckarthal mit seinem goldenen Glanze umspinnend, und bis in die mit so feinem, künstlerischem Sinn ausgestalteten Räume des Hauses seine duftenden Lüfte, seine hellen Sonnenstrahlen sendend. Jeden Morgen begrüßte ihn wieder seine Mutter mit demselben frohen Lächeln, das zu ihrem zarten, klugen Gesicht zu gehören schien; mit derselben lebhaften Frische, die ihren zweiundvierzig Jahren eine unverwüstliche Jugendlichkeit gab. Langsam wich der Druck, der sich seit seiner frühesten Jugend auf ihn gelegt, die Befangenheit, die wohl Folge der traurigen Erfahrungen seiner Kindheit war, des im Herzen geahnten und mitgekämpften Zwiespalts zwischen seinen Eltern, dann später der Trennung von seiner Mutter, und der vielen neugierig-mitleidigen Blicke, die er damals stets auf sich fühlte und die sich ihm tief in die fein empfindende Seele eingebrannt hatten. Er war einsam und auf sich selbst angewiesen gewesen an der Seite des Vaters, der ihn zwar herzlich lieb hatte, der aber doch stets seine eigenen Wege ging, die niemand weh und niemand wohl thaten, bis zuletzt ein gutmütiger Egoist. Selbst an der Seite seiner Braut, die zwar geschaffen schien zu liebevoller Hingabe, hatte er noch nicht ganz gelernt, aus tiefster Brust frei zu atmen, denn diese schwankte noch in dem peinlichen Dilemma der Brautzeit, zwischen dem angestammten Boden des elterlichen Hauses und dem plötzlich neu eröffneten Lande, in das sie Ernst begleiten würde.

Aber hier, bei seiner Mutter, dachte er nicht mehr an beobachtende Blicke, an alles, was er thun und lassen solle, um sich in Einklang zu setzen mit seiner Umgebung; zum erstenmal fühlte er sich ganz und völlig, fraglos, bedingungslos zu Hause. Seine Mutter empfand erleichtert, daß es noch nicht zu spät sei, ihn von der Last zu befreien, die der unverzeihliche Fehler ihrer Jugend auf ihn gelegt.

Endlich waren auch diese frohen Tage zu Ende; zum letztenmal saßen sie auf der von jungem Wein lichtgrün umsponnenen Veranda beim Frühstück; die letzte halbe Stunde vor Ernsts Aufbruch benutzten sie zu einem letzten Gespräch. „Du mußt Irene bald kennen lernen," sagte Ernst mit frohem Lächeln; er freute sich auf das süße feine Gesicht, das ihn erwartete. „Mama Abtsdorf läßt sie jetzt nicht mehr fort vor der Hochzeit, sonst müßte sie dich noch einmal besuchen. Aber du mußt nach München kommen!"

„Ich, nach München?" sagte Gabriele ernst. „Das ist keine Kleinigkeit."

„Ich weiß, Mama," entgegnete ihr Sohn langsam. „Ich habe schon oft darüber nachgedacht. Aber du mußt doch auch bei uns zu Hause sein, so gut wie wir bei dir."

„Wirklich, Ernst?" sagte Gabriele gerührt. „Ja, dann werde ich es wohl thun müssen."

„Versprich mir's, Mama," sagte Ernst eindringlich, „ich kann dir gar nicht sagen, wie ich mir's wünsche. Irene soll von dir selbst lernen, wie man's macht, um so ruhig und behaglich zu leben wie du. Sie paßt so gut dafür. Und dann besuchen wir dich auch alle Jahre — ist dir's recht?" — —

„Also auf Wiedersehen in München!" rief Ernst noch einmal vom Coupéfenster aus.

„Auf Wiedersehen!" rief Gabriele zurück, die still und blaß auf dem Perron stand. Der Zug setzte sich in Bewegung, Gabriele winkte ein letztes Mal und ging dann langsam, nachdenklich ihrem still gewordenen Heim zu. Frohe und traurige Gedanken wechselten in ihr, die Gedanken, die jede Mutter bewegen, wenn ihr einziges Kind von ihr geht, um sein Leben mit einem anderen zu teilen. Jede Mutter; sie gehörte ja wieder zu den Glücklichen, die das Los aller Mütter teilen, die ihr Kind hingeben, mit Sorgen, Zweifeln, Hoffen, aber mit dem warmen Gefühl im Herzen, daß dieses Kind hier eine Stätte hat, die sich in Glück und Unglück ihm öffnet.

Zu Hause angelangt, setzte sie sich auf die Veranda, wo sie eben noch mit Ernst gewesen. Sie fühlte sich im Einklang mit dem stillen Frieden des Maimorgens; endlich, endlich gab es keine Gespenster mehr!

Allgemach erwachte wieder ihr gewohnter Thätigkeitstrieb. Aber was sollte sie heute thun? Aus ihrem Arbeitszimmer schien ihr eine erschreckende Öde entgegen zu schlagen. Heute wollte sie sich mit ihrem Sohn beschäftigen, „wie alle anderen Mütter," sagte sie vor sich hin, „endlich wie alle anderen Mütter!" Sie hatte sich vorgenommen, seine Aussteuer zu besorgen; warum sollte sie nicht heute damit anfangen?

Wenige Stunden darauf saß Gabriele im Garten, auf ihrem Lieblingsplatz unter der großen Eiche. Vor ihr lag ein stattlicher Haufen Herrensocken, in die sie mit großem Ernst und Eifer und kleinen, zierlichen Stichlein ein E. H. nach dem anderen einnähte, sorgsam wie ein Schulmädchen, das sich ein Lob verdienen will. Ganz versunken in ihre ungewohnte Arbeit, schrak sie heftig zusammen, als plötzlich eine kräftige Männerstimme im Tone tiefsten Erstaunens zu ihr sagte: „Frau Gabriele, was in aller Welt thun Sie da?"

„Herr Professor, wo kommen Sie her?" gab sie nicht weniger erstaunt zurück, als sie ihren alten Freund Oberndorf erkannte. „Warum sind Sie denn schon von Ihrer Reise zurück?"

„Das will ich Ihnen sagen, wenn ich erst weiß, was Sie da machen."

„Ich zeichne Strümpfe," entgegnete Gabriele gelassen. „Wundert Sie das?"

„Nun, Ihre Gewohnheit ist es gerade nicht," erwiderte Oberndorf lachend. „Aber was mich besonders wundert, ist die Form! Entschuldigen Sie die Indiskretion, aber für Sie scheinen sie mir so zu lang" — er deutete auf die Fußlänge — „und so zu kurz," die Beinlänge angebend.

„Seit wann machen Sie denn unpassende Witze, Herr Professor?" sagte Gabriele, gutmütig lachend. „Eigentlich sollte ich sagen, das geht Sie gar nichts an! Aber wenn es Sie interessiert, so dürfen Sie ja wissen, daß sie für die Aussteuer meines Sohnes sind, der im Herbste heiratet. Ich habe Ihnen ja davon geschrieben!"

„Ja, freilich," antwortete Oberndorf, „ich habe sogar gehofft, ihn noch zu sehen. Mir scheint indessen, das ist gar nicht nötig; ich sehe Ihnen an, daß Sie befriedigt sind!"

„Da haben Sie recht," erwiderte Gabriele, indem ihre klugen dunklen Augen aufleuchteten. „Das bin ich auch. Ich muß Ihnen Ernsts Bild zeigen." Sie zog es aus der Tasche.

„Er sieht Ihnen merkwürdig ähnlich," sagte Oberndorf; dann, mit einem leisen Zittern der Stimme und einem fast schüchternen Blick, fuhr er fort: „Die Hindernisse, die uns einmal im Wege gestanden haben, sind jetzt doch gefallen. Gabriele, könnte es jetzt nicht sein? Weiß Gott, ich habe Sie noch so lieb wie damals!"

Gabriele sah ihn fast erschreckt an. „Max," sagte sie, „lieber Max, nein, es geht nicht."

„Warum nicht? Wegen Ihres Sohnes? Glauben Sie nicht, daß alles, was Ihnen lieb ist, mir heilig ist?“

Er sah so gut und treu aus, daß es Gabriele einen Augenblick war, als müsse sie sich lehnen an diese feste Stütze; dann aber sah sie Ernst vor sich, Ernst, ihr Kind, ihr alles! „Das weiß ich,“ antwortete sie mit warmer Überzeugung. „Aber eine Mutter kann nicht wieder eine Braut werden; ich bin viel älter, als Sie glauben, im Herzen viel, viel älter als Sie. Sie kennen ja meine Geschichte! Ich passe nur noch für die Freundschaft, nicht mehr für die Liebe!“

„Nein, Gabriele, das glaube ich nicht, gerade weil ich Ihre Geschichte kenne. Es thut mir weh, zu denken, daß Sie, gerade Sie, nie ein wahres Glück, nie eine wahre Liebe gekannt haben. Es ist unnatürlich!“

Gabriele nickte traurig. „Jawohl, unnatürlich, gerade so unnatürlich, als daß ich mein Kind verließ. Und wer sagt Ihnen denn, daß ich niemals eine wahre Liebe gekannt habe? So viel davon wenigstens, als man noch fühlen kann nach einem Leben wie meinem. Sehen Sie, Max, wenn wir uns vor fünfundzwanzig Jahren geheiratet hätten, als ich noch frei war, da wären wir jetzt wohl auch schon bei der Freundschaft. Auf die Jahre müssen wir verzichten, aber bei der Freundschaft wollen wir bleiben!“

Oberndorf schlug langsam in die ausgestreckte Hand; es war der älteste, der sehnlichste Wunsch seines Lebens, auf den er da verzichtete. „Ich muß wohl damit zufrieden sein,“ sagte er mit tiefem Ernst. „Ihre Freundschaft ist immerhin das Beste auf der Welt — nach dem anderen. Ehrlich gestanden, ich habe mir nur eine ganz schwache Hoffnung gemacht. Aber man muß schließlich zufrieden sein, wenn Sie einem Freundschaft und Vertrauen schenken. Vielleicht waren's nur die Socken,“ fuhr er fort, mit dem Versuch, zu scherzen. „Ich dachte mir, es müßte zu schön sein, wenn sie mir gehörten!“

Gabriele lachte. „Socken will ich Ihnen zeichnen, so viel Sie wollen, wenn ich mit diesen da fertig bin. Das heißt, dann habe ich wohl keine Zeit, denn ich gehe nach der Hochzeit nach München.“

„Nach München, Frau Gabriele,“ sagte Oberndorf ernst. „Haben Sie das wirklich vor?“

Aus Frau von Gerstettens Augen leuchtete ihr ganzes Vertrauen zu ihm, als sie antwortete: „Es wird mir schwer genug. Aber es muß doch früher oder später sein; Ernst hat mich so darum gebeten. Sie werden verstehen, daß ich bei ihm auch daheim sein will. Was damals geschehen ist, ist ja jetzt überwunden; ich glaube, Sie würden auch so denken, wenn Sie Ernst gesehen hätten.“

* * *

Der behagliche Salon im Abtsdorfschen Hause in München, einem der hübschesten in dem eleganten Villenviertel vor dem Siegesthor, hatte heute ein besonders festliches und erwartungsvolles Aussehen. Er war angenehm durchwärmt, sonnenhell und blumendurchduftet; die Narzissen und farbigen Anemonen, die in Gläsern und Schalen herumstanden, schienen sogar den frühen, italienischen Lenz schon jetzt, im Februar, in den freundlichen Raum zu zaubern. In geselligen Gruppen standen große, bequeme Lehnsessel herum, einladende Arme ausstreckend, und im Speisezimmer nebenan war eine lange gastliche Tafel gedeckt.

Dort stand auch Frau Abtsdorf mit ihren beiden Töchtern, Anna und Hertha. Frau Abtsdorf war eine jener Frauen, die trotz ihrer blühenden Frische in verhältnismäßig jungen Jahren das Aussehen einer Matrone annehmen; ihr lebhaftes, sympathisches Gesicht war noch weich und zart, ihre Gestalt aber schon etwas zu stattlich. Allein der heitere, offene Ausdruck ihrer Züge im Verein mit der blühenden Hautfarbe, der Stattlichkeit der ganzen Erscheinung und der natürlich anmutigen, selbstvergessenen Haltung wies auf gedeihliches Wohlleben in jeder Beziehung. Hertha war eine überraschende Erscheinung, eine wahre Göttin der Jugend, von überquellender und doch duftiger Blüte, das Gesicht strahlend von Heiterkeit und Leben. Anna, die ältere, schien neben ihr etwas verblaßt, ihre Linien waren zarter, ihr Kolorit bescheidener, die Gestalt klein und schlank; ein befangener, gedrückter Ausdruck, verbunden mit einem scheuen Feuer in den Augen, verriet, daß hier eine

leidenschaftliche Seele heiß und energisch einer Entwickelung zustrebte, die fremde Einflüsse zu vereiteln suchten. Alle drei legten eben die letzte Hand an die Ausschmückung des Tisches; man erwartete heute Irenes Schwiegermutter, Frau von Gerstetten, mit dem jungen Ehepaar zu Tisch.

„Mama, laß mich hier im Speisezimmer die Vorhänge zuziehen und das Gas anzünden," sagte Hertha. „Findest du das nicht reizend, ein Diner bei Lampenlicht? Ich finde es entzückend, so stimmungsvoll, so gesellig," fügte sie hinzu mit ihrem gewöhnlichen, bald mit größerem, bald mit minderem Erfolg gekrönten Streben, sich möglichst treffend auszudrücken. Allerdings gab das kalte Nordlicht, das durch das große Fenster fiel, dem Raum einen nüchternen und frostigen Charakter, trotz aller Blumen und Früchte, die den Tisch zierten.

„Das ist aber eine köstliche Idee, Hertha," sagte Frau Abtsdorf entzückt, „das thue nur gleich! Das war das Richtige — jetzt erst sieht es behaglich aus."

Es war merkwürdig, wie sehr die sonst nicht sehr auffallende Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter beim Sprechen hervortrat, das beide mit demselben lebhaften Mienenspiel begleiteten, mit denselben Modulationen ihrer ungewöhnlich vollen, klingenden Stimme.

„Sag, Mama," sagte Hertha, nachdem sie den Lüster angezündet hatte, sich an ihre Mutter heranschleichend, „sag, bist du nicht eigentlich auch schrecklich neugierig auf Ernsts Mama? Ist sie hübsch?"

„Aber Hertha," verwies sie Frau Abtsdorf, „wie kann man nur immer danach fragen! Das ist doch wirklich nicht so wichtig! Übrigens war sie sehr hübsch, sehr groß und sehr schlank!"

Dies letztere enthielt einen kleinen, wohlbeabsichtigten Stachel für Hertha. Diese warf einen Blick in den Spiegel über dem Kamin, in dem sie ihre eigene, nicht eben überzarte Taille erblickte, mit der sie sich in erbittertem Kampf befand. Sie wäre so gern elfenhaft zart und interessant blaß gewesen. „Denke dir," fuhr das Mädchen fort, „sie raucht! sie muß doch etwas sonderbar sein!"

„Warum soll sie denn nicht rauchen?" entgegnete die stets zum Widerspruch geneigte Anna. „Papa schmeckt es ja auch, warum soll es ihr nicht schmecken?"

„Aber Anna," sagte Hertha indigniert, „das ist doch etwas anderes; das Rauchen ist doch so unweiblich, und was unweiblich ist," sagte sie mit Emphase, „kann ich nicht leiden."

„Ihr werdet doch nicht streiten," unterbrach die Mutter; „geht, holt mir lieber die Kinder!"

Es lag eine kleine liebenswürdige Koketterie darin, daß sie der ehemaligen Freundin in der ganzen Glorie ihres Mutterglückes entgegentreten wollte. Bei den gegenseitig ausgetauschten Besuchen hatten sie sich verfehlt, und so sah Frau Abtsdorf dem ersten Wiedersehen mit Spannung entgegen, mit einer Spannung, die ein wenig Unbehagen enthielt, aber vor allem ihr gewöhnliches liebenswürdig gewissenhaftes Bestreben, sich jeder Voreingenommenheit zu enthalten; sie wollte nicht urteilen, ehe sie gesehen, das war offenbar ihre Pflicht. Freilich sprach viel, viel gegen die alte Freundin; sie kannte die Gründe nicht, die Gabriele einst veranlaßt hatten, Gatten und Kind zu verlassen; was immer aber auch sie dazu bewogen hatte, unrecht war es gewesen. Durfte sie aber sich pharisäerhaft an die Brust schlagen und Gott danken, daß sie nicht war wie diese? Und dann, außer diesem sehr achtbaren Grunde — wer weiß es, ob nicht, ihr unbewußt vielleicht, der Nimbus der interessanten Frau, der um Frau von Gerstetten schwebte, einen gewissen Zauber auf sie ausübte. Wer Mathilde gut kannte, der kannte auch ihre Schwäche für geistreiche, ungewöhnliche Menschen.

Als Frau von Gerstetten, gefolgt von Ernst und Irene, kurz darauf das Zimmer betrat, fühlte sie fünf Paar Augen unverwandt auf sich gerichtet, neugierig, prüfend und kritisch. Fremde mußten stets erst den Eindruck überwinden, den diese auf sie konzentrierte und so unverhohlen zur Schau getragene Aufmerksamkeit in ihnen hervorrief und die auf schüchterne Menschen verwirrend wirkte, wie ein unerwartetes feindliches Feuer. Auch Frau von Gerstetten fühlte sich etwas betroffen über alle diese Augen, die jede Einzelheit ihrer Erscheinung aufzufassen schienen.

„Mathilde," sagte sie trotzdem herzlich, „ich freue mich sehr, dich endlich wiederzusehen. Und noch dazu als Verwandte. Das hätte ich nie für möglich gehalten."

„Ich doch schon lange," entgegnete Mathilde. „Du weißt nicht, wie lange ich schon in Ernst den Wolf vermutet habe, der in meine Schafherde einbrechen will."

Gabriele lachte. „Nun, ein gar zu reißendes Tier ist er doch nicht, nicht wahr, Irene?"

„Nein, gewiß nicht," antwortete diese leicht errötend. Seit sie verheiratet war, fühlte sie sich oft peinlich berührt von der Gewohnheit ihrer Mutter, Ernst als den Familienstörenfried hinzustellen, der die Ruhe und Einigkeit des Hauses geraubt hatte.

„Übrigens ist dir noch eine ganz stattliche Schar übrig geblieben," fuhr Gabriele fort.

„Ach ja, das schon, aber es ist doch nicht mehr dasselbe," sagte Mathilde resigniert, mit ihrem naiven Egoismus. „Aber erlaube, daß ich dir meine anderen Kinder vorstelle: Anna, Hertha, Albert, Otto." Sie strahlte von befriedigtem Stolz.

Gabriele gab allen die Hand, in der ihr eigenen natürlichen, unbefangen herzlichen Art. „Aber wo ist denn dein Mann?" fragte sie.

„Gott, Anna," sagte Mathilde erschreckt, „wir hätten den Papa ja rufen sollen! Geh schnell hinüber und sag ihm, daß Frau von Gerstetten da ist."

Kurz darauf erschien der Vermißte. Er war ein stattlicher Mann von etwas bewußt sicherem Auftreten, dessen leise Selbstgefälligkeit aber gemindert wurde durch den guten, treuen Ausdruck seines klugen Gesichtes. Mit großer Ritterlichkeit verbeugte er sich vor Frau von Gerstetten, und indem er ihr die Hand küßte, sagte er mit einer wohlklingenden Stimme, die er gut zu beherrschen verstand und auf die er auch wohl ein wenig, ein ganz klein wenig stolz war wie auf seine ganze wohlgepflegte männliche Erscheinung: „Bitte vielmals um Entschuldigung, gnädige Frau, ich hatte gebeten, mich rechtzeitig zu rufen. Ich freue mich von ganzem Herzen, unsere alte Bekanntschaft zu erneuern. Grüß Gott, Ernst, grüß Gott, Irene," fügte er hinzu. „Sie glauben gar nicht, wie froh ich für eine männliche Stütze bin in dieser Weiberwirtschaft," wandte er sich wieder an Gabriele mit einem gutmütigen Lächeln, das diese noch aus seiner Knabenzeit her kannte, aus der Zeit, als Eugen Abtsdorf, ein frischer und netter, wenn auch wilder Bursche, der bevorzugte Gespiele ihrer Vettern gewesen war.

Man ging bald zu Tisch; der kleine Otto sprach mit heller Stimme, in monotoner Kinderart ein kurzes Gebet, was Gabriele einigermaßen erstaunte. Denn sie wußte zwar, daß Mathilde stets sehr fromm, Abtsdorf aber wenigstens früher ein ziemlich ausgesprochener Freigeist gewesen war. Allein Gabriele war sehr empfänglich für den stillen Zauber, der auf allen den jungen, im Gebet gesenkten Köpfen lag, und sie begriff das Leuchten von Glück und Stolz, das über das lebensfrohe Gesicht ihrer Freundin glitt, als diese nun ihren Platz einnahm an der Spitze der Tafel und ihr Blick den Tisch hinunterglitt über alle die blühenden Gesichter ihrer Kinder.

Nach Tisch befanden sich die beiden Freundinnen einige Zeit allein. Mathilde, angeregt, sympathisch berührt von Gabrieles Erscheinung und Wesen, und noch schwelgend im Triumph des stolzen Mutterherzens, den sie stets kostete, wenn sie sich im Kreise ihrer blühenden Familie zeigen konnte, bemühte sich, das Gespräch in möglichst herzlicher Weise einzuleiten. „Ernst muß glücklich sein, dich jetzt bei sich zu haben," begann sie; „du weißt gar nicht, wie er und Irene für Heidelberg schwärmen." (Die beiden hatten nach der Hochzeit dort einige heitere Tage verbracht.) „Es macht mich beinahe eifersüchtig. Aber ich denke mir auch dein Leben dort herrlich," fuhr sie fort; „die Kinder wenigstens haben es mir als ideal friedlich und harmonisch geschildert. Es muß köstlich sein, so viel Ruhe, so viel Sammlung, so viel Zeit zu haben. Zeit, das ist das einzige, was ich mir mitunter wünsche!" Jedes Gespräch, das Mathilde begann, so objektiv es auch anfangs zu werden versprach, sprang bald wieder auf ihre eigenen Angelegenheiten über. „Ich habe längst alle meine anderen Interessen aufgeben müssen, der Kinder wegen. Aber ich bereue es gar nicht; ich habe gar keine eigenen Bedürfnisse mehr."

Gabriele lächelte; es lag ein behagliches, naives Wohlbefinden in diesen Worten, wie es nur ganz befriedigte Existenzen kennen. „Kinder sind auch interessant," antwortete sie; „warum in die Weite schweifen!"

„Ja, gewiß," sagte Mathilde mit herzensfrohem Lächeln. „Wenn ich so mit ihnen lese, die alten Bücher aus der Jugendzeit, du glaubst nicht, was das für ein Genuß ist! Man wird ordentlich wieder jung dabei. Und jetzt, wo meine Stimme eingerostet ist, müssen die Mädchen für mich singen. Du mußt sie wirklich hören! Das heißt, wenn du Lust hast," fügte sie bei, aber es klang etwas gezwungen bescheiden. Wie würde man ihre Kinder nicht hören wollen?

„Natürlich, große Lust," entgegnete denn auch Frau von Gerstetten.

Die beiden Mädchen wurden gerufen und erklärten sich gern bereit, der an sie gerichteten Bitte zu entsprechen. Musiker von Fach mochten wohl die Achseln zucken, sowohl über die Wahl als über die Ausführung des Liedes, das die Mädchen sangen; die Leistung war ausgesprochen dilettantisch. Aber doch hatte die Hingebung, mit der hier die Musik betrieben wurde, etwas Liebenswürdiges; die jungen, frischen Stimmen besaßen einen süßen Reiz, die Klavierbegleitung, die die Mutter übernommen hatte, war sehr verständnisvoll, wenn auch vielleicht tiefer auf die Mädchen als auf die Musik eingehend, und ein eigener, keuscher Zauber wehte um die Gruppe am Klavier, in dem unsicheren Licht, zu dem sich der sinkende Tag und der milde Kerzenschein mischten. Es war der stille Frieden eines glücklichen Familienlebens, der hier zum reinsten Ausdruck kam.

Vierzehn Tage später saßen Frau von Gerstetten und ihre Schwiegertochter im behaglichen Wohnzimmer der letzteren. Es war bald nach dem Frühstück, und Ernst war schon ins Geschäft gegangen. Auf Irenes feinem Gesicht mit den ungewöhnlich klaren, reinen, sinnigen Zügen lag ein Ausdruck in sich gekehrten Glückes, in ihren weichen Bewegungen eine stille Gemessenheit, aber auch eine leise Müdigkeit und Abspannung, die Gabriele oft mit der Sorge erfüllte, ob dieser zarte, noch kaum entwickelte Kinderkörper der Aufgabe gewachsen sei, die schon so früh an ihn herangetreten war. Sie nähten an winzigen Kindersächelchen; ein behagliches Gespräch ging zwischen ihnen hin und her, das sich im Augenblick eben um Anna drehte, die in letzter Zeit fast täglich gekommen war, und die sich mit Leidenschaft an Frau von Gerstetten angeschlossen hatte, wärmer fast, so schien es, als Irene.

„Kind, höre jetzt auf mit deiner Näherei und lege dich ein Stündchen hin," sagte Frau von Gerstetten. „Du scheinst mir etwas müde."

„Ich bin es auch," antwortete Irene; „aber eigentlich sollte ich mich doch nicht so verwöhnen lassen."

Gabriele sah sie fast gerührt an; sie sah so kindlich zart aus. „Laß dir's nur gefallen," sagte sie. „Ich lasse dich heute vormittag allein, es wird dir ganz gut thun." Dann, nachdem sie noch gesehen hatte, daß die junge Frau in behaglicher Ruhe auf ihrer Chaiselongue lag, mit allem versehen, was ihr ein paar einsame Stunden vertreiben konnte, ging sie in ihr Zimmer, um sich anzukleiden.

Draußen war es wieder bitter kalt geworden; einer jener plötzlichen Rückfälle in den allertiefsten Winter, die der Münchener Vorfrühling nur allzu gut kennt, war eingetreten. Ein leuchtend blauer Himmel spannte sich über die in frischem Reife funkelnde Erde. Gabriele ging die Brienner Straße hinunter, den Propyläen zu. Die eisig kalte Winterluft belebte sie; mit ihrem raschen, elastischen Gang, der eine so vollkommene Beherrschung jedes ihrer Muskeln verriet, schritt sie leicht und schnell über den knisternden Boden. Weit und still lag der Königsplatz vor ihr in seinem vornehmen Ernst, der Königsplatz, an dessen gehaltene Schönheit sie so oft mit Sehnsucht gedacht. Wie oft war sie einst darüber geschritten als Kind, als Frau, als Mutter! Heimatsgefühl überkam sie; mit einer Empfindung von Andacht trat sie in die Glyptothek, die heute ihr Ziel war. Es war sehr einsam in den klassischen Räumen; nichts belebte sie als der heitere Ernst der ewig jungen Göttergestalten, die von ihren Postamenten herab-, aus ihren Nischen herausblickten; jener heitere Ernst, um den sie ihr ganzes Leben gekämpft, den sie endlich erreicht hatte; der frohe Ernst jener klassischen Göttergedanken, die mit glei-

chem hohem Lebensmut alle Freuden und alle Schmerzen des Daseins verkörpern. In tiefe Gedanken versunken, wandelte sie durch die weihevollen Räume; aus dem, was sie umgab, klang es ihr wie eine Mahnung heraus, das Leben ganz zu erfassen, in dem Glück des Heute, wie in dem Kummer des Gestern und, wer weiß es, vielleicht des Morgen! Unermeßlich reich an Erfahrung, an Einsicht, an zielbewußtem Lebensmut kann beides machen, Freude und Schmerz.

Als sie nach ungefähr einer Stunde die Glyptothek verließ und wieder die Propyläen im Sonnenglanz vor ihr lagen, konnte sie einem Trieb nicht widerstehen, mit dem sie schon seit Tagen kämpfte. Dort hinten, hinter jenem glänzenden Thor, hatte einst das Haus gestanden, in dem sich die Geschichte ihrer Ehe abgespielt hatte. Ob es wohl verschwunden war, das stille einstöckige Häuschen mit den grünen Läden und dem lauschigen Gärtlein, in dem sie so viel erlebt? Klopfenden Herzens schritt sie durch das massige Thor — eine neue Welt war dahinter erstanden; aus der grünen Idylle, die tausendmal zu ihrem Herzen gesprochen hatte, einst, vor langer, langer Zeit Glück und Liebe atmend, und später tröstend in ihrem stillen Frieden, war jetzt ein wunderliches Häusergewirr geworden, halb elegantes Villenviertel, halb plebejisches Vorstadtgewinkel. Aber das alte Häuschen stand noch, unter seine mächtigen Bäume gebückt. Jetzt erst, wo Gabriele ihr altes Heim vor sich sah, fühlte sie, wie ganz sie abgeschlossen hatte mit ihrer Vergangenheit. Dieser Zeuge jener Zeit ergriff sie nur mit der weichen Rührung, mit der uns ein Wort, ein Lied ergreift, das wir vor langen, langen Jahren zuletzt vernommen und das uns heute beweist, daß wir ein anderer, längst ein anderer geworden sind.

Sie trat den Heimweg an; die Mittagsstunde war mittlerweile angebrochen und die vorher so stille Straße hatte sich belebt. Die zahlreichen Gestalten, die sich hier bewegten, rissen Gabriele aus ihrem Sinnen; ihre gehobene Stimmung äußerte sich aber in einem intensiv frohen, stolzen Lebensgefühl, das aus ihren kräftigen und anmutigen Bewegungen sprach. Doktor Abtsdorf, der ihr begegnete, sah sie überrascht an. Er war in seiner Jugend ein etwas wilder Geselle gewesen, dem das Blut ungestüm durch die Adern lief. So musterhaft er nun auch in seine Rolle als Gatte und Vater hineingewachsen war, so war er doch immer noch äußerst empfänglich für weiblichen Reiz und sah deshalb ganz betroffen auf Gabriele, die ihm nochnie so hinreißend jung und schön erschienen war.

„Ich hätte Sie beinahe Fräulein Gabriele genannt," sagte er scherzend zu ihr, „wie vor fünfundzwanzig Jahren; Sie haben sich merkwürdig wenig verändert. Es ist das sehr wenigen gegeben," fügte er hinzu; „aber Sie beweisen wieder einmal das alte Wort, daß Dichter sich ewige Jugend bewahren."

Gabriele lachte. „Es scheint, daß Rechtsanwälte sich auch dieses Vorzugs erfreuen," sagte sie, „solche Komplimente klingen wenigstens nach längst vergangenen Zeiten."

„Ja, ja, die schönen alten Zeiten," sagte Abtsdorf nachdenklich. „Wir waren doch anders jung als diese Jugend heutzutage."

„Aber Doktor Abtsdorf," sagte Gabriele, „Herthas Vater sollte doch so etwas nicht sagen!"

„Hertha geht ja noch," erwiderte er, „aber sehen Sie nur Anna an, ist die nicht mit ihren zweiundzwanzig Jahren schon eine alte Jungfer? Sie haben das Mädel jetzt so viel gesehen: sagen Sie mir aufrichtig, was denken Sie von ihr?"

Gabriele schwieg einen Augenblick, dann sagte sie zögernd: „Sie scheint mir nur ein wenig überreizt. Wenn ich ganz offen sein soll, so würde ich sagen: Geben Sie sie einmal aus dem Hause. Ein bißchen mehr Selbständigkeit wird ihr wohlthun, und bei einer so großen Familie kann man ihr das schwer verschaffen. Ich glaube, sie würde auch körperlich dabei aufblühen."

Abtsdorf sah Gabriele frappiert an; er hatte schon selbst an diesen Ausweg gedacht. „Aus dem Hause thun, das ist leichter gesagt als gethan; ich wüßte niemand, zu dem ich sie schicken könnte, wenn nicht" — hier durchzuckte ihn ein plötzlicher Gedanke, dem er nachgab ohne lange Überlegung — „wenn nicht Sie sie mitnehmen wollen."

Gabriele hatte nicht im geringsten an einen solchen Vorschlag gedacht. „Glauben Sie denn, daß Mathilde damit einver-

standen sein wird?“ frug sie mit ehrlichem Zweifel.

„Mathilde wird sich schon hineinfinden; anfangs wird es allerdings schwer halten, sie mit dem Gedanken zu versöhnen, eines ihrer Hühnchen aus dem Bereich ihrer schützenden Fittiche zu entlassen.“ Abtsdorf lächelte. „Meine Frau ist eine fanatische Mama — und eine musterhafte,“ fügte er bei; er sprach stets nur in der herzlichsten Weise von Mathilde. „Aber ich wäre Ihnen über alle Maßen dankbar, wenn Sie sich mit Anna bemühen wollten. Mathilde versteht es nicht recht mit ihr, fürchte ich,“ sagte er kopfschüttelnd und sich bekümmert den langen, wohlgepflegten Vollbart streichend. Anna war eigentlich sein Liebling, und es that ihm im tiefsten Grunde seines treuen, zärtlichen Vaterherzens weh, daß gerade sie, die klügste seiner Töchter, nicht zu derselben frischen, fröhlichen Entwickelung kommen wollte wie seine anderen Kinder, deren liebenswürdige Anlagen seine Frau mit so viel Liebe zu lenken verstand.

Gabriele schwieg; sie mußte ihm recht geben; sie hatte sich oft darüber gewundert, wie wenig die Jahre, die Mathildes Äußeres zu so stattlicher Blüte gereift hatten, im stande gewesen waren, ihr geistiges Leben zu entwickeln; es schien fast, als ob das Gemüt, das so warm, beinahe überschwenglich aus ihrem Wesen hervorbrach, die triebkräftigen Keime des Verstandes überwuchert habe. Ihre Gedanken und Anschauungen waren noch genau dieselben wie vor fünfundzwanzig Jahren; mit demselben Enthusiasmus spielte sie noch ihren Schubert und Mendelssohn, las sie dieselben Bücher wie damals und war in ihrer Auffassung nicht so sehr weit von Hertha entfernt, die überhaupt so recht das Kind ihres Herzens war. Weil sie sich selbst so gleich geblieben, fehlte ihr das Verständnis für Annas noch unabgeklärtes Wesen, das heute mit Schärfe verwarf, was ihr noch vor einem Jahr für heilig gegolten hatte. Gabriele fühlte das herzlichste Mitleid mit dem armen Mädchen, das sie aus eigener bitterer Erfahrung nur allzu gut verstand. Ähnliche natürliche Anlagen hatten ihr einst das Lebensglück gekostet. „Wenn Sie glauben, daß Anna gern mit mir geht, so freue ich mich von Herzen, wenn sie zu mir kommen will,“ sagte sie daher herzlich nach einigem Besinnen.

„Gern!“ sagte Abtsdorf lachend. „Wissen Sie nicht, daß bei uns eine wahre Epidemie ausgebrochen ist, eine namenlose Schwärmerei für Sie?“

Mittlerweile waren die beiden im Gespräch bis an den Punkt gekommen, wo sich ihre Wege trennten. „Also,“ sagte Gabriele, „wenn Sie es wünschen, so komme ich heute nachmittag zu Mathilde und frage sie, ob Anna mir anvertraut wird.“

„Wirklich, wollen Sie so gut sein?“ fragte Abtsdorf, sie mit seinen treuherzigen Augen fast gerührt ansehend. „Das ist zu liebenswürdig von Ihnen! Sie erweisen mir einen wahren Freundschaftsdienst.“ Er blickte ihr noch einmal nach, nachdem sie sich getrennt hatten. Wie ihm diese Frau gefiel, diese kluge, gute und schöne Frau!

Zu Hause würde er Annas wegen ein Machtwort sprechen. Er hatte es lange aufgegeben, mit seiner Frau, die ihre Ansichten nie änderte, nutzlose Debatten zu führen; selten widersprach er ihr. Auch die Erziehung der Kinder hatte er ihr fast ganz überlassen. Nur mitunter, wenn es ihm passend erschien, übte er seine väterliche Autorität aus: dann fällte er seinen Spruch, gegen den es keine Berufung gab, gegen den keine Opposition geduldet wurde. Im innersten Herzen genoß er die seltenen Momente des Triumphes, wenn er in sein „Weibervolk“ ein solches Machtwort hineinwarf, das ihm nur ein sehr berechtigtes Äquivalent schien für die vielen kleinen Opfer, die es seinem Mannesstolz kostete, so viel zu schweigen und so manches zu dulden, was nicht nach seinem Sinn war.

So kam er auch heute nach Hause, als es eben Zeit war zu Tisch. Mathilde war etwas ärgerlich: „Papa kommt wieder so spät,“ sagte sie zu Hertha, „und er weiß doch, daß die Kinder in die Schule müssen.“

Da erschien er mit dem leise triumphierenden Lächeln, das seiner Frau stets verriet, daß er etwas Besonderes im Schilde führe. Er begrüßte alle, dann sagte er zu Anna: „Anna, dir habe ich etwas mitgebracht.“ Er zog sein Taschenbuch hervor, dem er mehrere Bankscheine entnahm. „Hier, das ist dein Reisegeld! Du wirst mit Frau von

Gerstetten nach Heidelberg gehen; sie wird heute nachmittag kommen, um dich einzuladen!" Er sah befriedigt im Kreise herum, in den seine Worte, deren Fassung an Klarheit und Bestimmtheit nichts zu wünschen übrig ließ, betäubend wie ein Blitzschlag gefallen waren.

„Um Gottes willen, Eugen," rief endlich seine Frau, noch fast atemlos vor Schrecken und Überraschung, „was meinst du?"

„Ich meine," entgegnete dieser mit großer Seelenruhe, „daß Anna mit Frau von Gerstetten nach Heidelberg geht."

„Ja, aber wie kommst du denn darauf?"

„Ich begegnete Frau von Gerstetten heute in der Brienner Straße und begleitete sie heim. Wir sprachen davon, daß Anna schlecht aussieht und daß ihr eine Luftveränderung gut sein würde. Und da bat ich sie, Anna zu sich zu nehmen."

„Aber Eugen, gerade jetzt, wo die Mädchen angefangen haben, zusammen Duette zu singen!"

„Das werden sie eben eine Zeit lang nicht thun!"

„Und wo Anna gerade neue Pflichten übernommen hat in der Sonntagsschule. Es wird ihr gewiß selbst unangenehm sein, da schon wieder abzusagen! Nicht, Anna?"

Aber Anna sah nicht aus, als ob sie gesonnen sei, aus irgend welchen Bedenken auf die Aussicht zu verzichten, die sich so verlockend vor ihr aufgethan. „Ach, Mama, da finde ich schon einen Ersatz," sagte sie.

Mathilde warf ihr einen strafenden Blick zu: „Du solltest solche Pflichten wirklich nicht so leicht nehmen! Es paßt jetzt überhaupt so schlecht!" Sie wußte nicht recht warum, sie hatte nur ein allgemeines Gefühl, daß dieser Plan jetzt, gerade jetzt besonders ungelegen käme. Freilich, diese Empfindung hätte sie wahrscheinlich jeder Zeit gehabt.

Aber jetzt wurde Abtsdorf ungeduldig: „Kreuzdonnerwetter," rief er zornig, „ich werde wohl noch meine Mädeln hinschicken dürfen, wo ich will, wenn ich es für gut halte. Es bleibt dabei: Anna geht, weil ich es wünsche und weil ich es notwendig finde."

Auf diese energische Erklärung hin herrschte vollkommene Stille in dem kleinen Kreise; unter gedrücktem Schweigen wurde die Suppe ausgelöffelt; aber Abtsdorf fand bald wieder ein halb spöttisches, halb gutmütiges Lächeln. Er liebte befriedigte Gesichter, heiteres Gespräch an seinem Tisch; aber er liebte es auch, zu zeigen, wer Herr im Hause sei. Jetzt war das letztere geschehen; sein Mittagessen sollte ihm das aber nicht verderben. So lenkte er ein; bald ging wieder das gewöhnliche muntere Lachen und Reden um den Tisch; nur Frau Abtsdorfs Stirn wollte sich nicht klären.

Nach Tisch folgte sie ihrem Mann in sein Zimmer, wo er stets ein Stündchen Siesta hielt, um noch einmal, unter vier Augen, die Sache zu besprechen. Aber es war nichts mit ihm zu machen; er ließ sich auf gar keine Erörterungen ein. Frau Abtsdorf führte alles mögliche ins Treffen; zuletzt sprach sie in ganz leisen Andeutungen davon, wie wenig sie Gabrieles Leben kannten, ob sie es wagen dürften, ihr ein junges Mädchen anzuvertrauen. Ihre Vergangenheit war doch etwas dunkel.

Aber hier wurde Abtsdorf bitterböse. „Das ist abscheulich!" rief er entrüstet. „Bist du nicht einmal Menschenkennerin genug, um dieser Frau die Reinheit und Güte von der Stirn zu lesen? Ich kann dir versichern, daß es kein Mensch wagt, ein Wort des Zweifels an ihr laut werden zu lassen. Aber ich kann dich noch gründlicher beruhigen! Ich kenne ihre Vergangenheit. Heining kam damals in der Ehescheidungsangelegenheit zu mir, aber ich wollte die Sache nicht übernehmen, weil mir die Frau zu leid that. Ich bitte mir aus, daß du dich auf mich verläßt; ich vertraue meine Tochter keiner zweifelhaften Person an." Abtsdorfs ritterliches Herz war damals in der That gerührt worden durch den Mut und die Aufrichtigkeit, mit welcher Gabriele vom ersten Augenblick an die Konsequenzen ihres Fehltritts gezogen hatte.

Mathilde ging gedrückt von ihrem Gatten; diesmal, sah sie, hieß es sich fügen. Offenbar hatte ihn für Frau von Gerstetten eine jener Schwärmereien ergriffen, die ihn mitunter überfielen und die, so erlaubt und unanfechtbar sie auch waren, in seiner Frau doch das dunkle, schmerzliche Gefühl weckten, daß Abtsdorf in der Ehe nicht alles fand, was er einst darin gesucht. Ach, die Jugendträume! Wie hatte ihr die Ehe einst vorgeschwebt,

als ein Meer von Liebe und Glück und Hingebung, als ein vollkommenes Aufgehen des einen in dem anderen! Aber so war es nicht geworden. Sie hatten beide gar wohl ihr eigenes Ich gewahrt! Ihre Wege kreuzten sich nicht, sondern gingen meist parallel, einander nahe genug, daß sie sich friedlich die Hände reichen konnten. Allein ein Weg war es nicht; Abtsdorf hatte seine eigene Welt, und sie, sie hatte die ihrige, Gott sei Dank, in ihren Kindern gefunden, in ihren Kindern, auf deren Atemzug sie lauschte, auf deren Herzschlag, die sie leitete, führte, einschloß in ihre mütterliche Liebe! Bei allen gelang es ihr, nur Anna strebte hinaus aus diesen Hafen; mit eifersüchtigem Schmerz fühlte die Mutter, wie diese Tochter, ein Teil ihres Ich, sich loslöste aus dem Kreis, den sie gezogen um ihre Kinder, hinausstrebte in eine Ferne, die ihr dunkel und gefährlich schien. Sollte eine Fremde ihre Führerin auf jenem Gebiete sein, eine Fremde, die selbst gefallen war auf dem schlüpferigen Wege? Und sie konnte es nicht hindern; sie wußte, das sie jeden Gedanken an Widerspruch aufgeben mußte, nachdem ihr Mann sein letztes Wort gesprochen.

So gab sie denn auch ihre Einwilligung zu dem Plan, als Frau von Gerstetten nachmittags kam, um sich Antwort zu holen. Merkwürdigerweise sogar mit leichterem Herzen, als sie für möglich gehalten. Gabriele saß vor ihr, so hübsch, so sicher, so vornehm, sie war so liebenswürdig in der Dankbarkeit, die sie der Mutter bezeigte, welche ihr ihr Kind anvertrauen wollte, daß die so außergewöhnlich ihren Empfindungen und Eindrücken unterworfene Mathilde ganz gefangen wurde von dem Zauber und in ihrem erregbaren Herzen einen jener Anfälle von liebenswürdigem Enthusiasmus verspürte, die sie so leicht überkamen. Sie sprach sich wärmer und rückhaltloser aus, als es wohl sonst ihre Gewohnheit gegen Gabriele war, und die Frauen saßen sich gegenüber mit einem Gefühl von Herzlichkeit, das sie noch nicht füreinander empfunden, seit sie sich wiedergesehen. Anna saß selig daneben; bei den wenigen Worten, die Frau von Gerstetten über ihr Leben in Heidelberg fallen ließ, rollte sich ein köstliches Bild vor ihren Augen auf; sie sah die schönen Räume des Hauses, den stillen Garten vor sich, in denen sie süße Stunden nach eigenem Gutdünken verbringen würde, ungehindert durch das Familienjoch, das ihrem ungebundenen Freiheitstrieb, ihrem schroffen Unabhängigkeitsbedürfnis so oft widerstrebte.

Gabriele ging nach Hause mit einem warmen Gefühl der Befriedigung; die Versöhnung zwischen ihrer Vergangenheit und ihrer Gegenwart, die für sie in dieser engen Annäherung an die Freunde von damals lag, that ihr im tiefsten Herzen wohl.

Subjektive Naturen, die stets unter dem Eindruck irgend eines Einflusses sind, kommen selten zu wirklicher innerer Festigkeit. So begannen auch wieder für Frau Abtsdorf die peinlichsten Schwankungen, als sie im Laufe der nächsten Tage mehrmals befremdet gefragt wurde, ob es denn wahr sei, daß ihre Tochter Frau von Gerstetten nach Heidelberg begleite. Man wußte, wie ängstlich Mathilde über ihren Kindern wachte. Und nun dieser Entschluß, eines derselben einer Frau von so zweifelhafter Vergangenheit anzuvertrauen. Hier hatte sich ein anderes Bild von ihr erhalten als das, welches ihre Freunde seitdem zu lieben und verehren gelernt hatten; wer sie hier gekannt hatte — mancher erinnerte sich ihrer noch wohl —, dem war sie geblieben, was sie einst gewesen war, die Frau mit dem Fleck auf der Ehre, die Frau, die treulos Mann und Kind verlassen hatte. Der Geist ihrer Schuld war hier nicht tot; er lebte noch ein zähes, unüberwindliches Leben im Gedächtnis des Geschlechtes, das Zeuge gewesen war, wie sie diesem Dämon einst erlegen.

Was half diesem allgemeinen Urteil gegenüber eine freundliche Stimme? Was nützte es, daß Mathilde wacker kämpfte gegen alle Zweifel, sich und anderen gegenüber, daß sie selbst für einen Augenblick die Gerüchte verstummen machte mit dem Hinweis darauf, daß ihr Mann Gabrieles Vergangenheit kannte besser als irgend ein anderer. Rein war diese Vergangenheit nicht; und mit unerbittlichem Mißtrauen suchte der Verdacht, der die düstere Geschichte jener Tage nicht klar zu machen im stande war, in der Gegenwart seinen Halt und seine Rechtfertigung.

Mathilde empfing eines Tages den Besuch einer alten Freundin, die ihr mitteilte, daß

selbst in Heidelberg Gabrieles Ruf nicht ganz tadellos sei. Es gab Menschen, die an ihrem Verhältnis zu Professor Oberndorf großen Anstoß nahmen. Freilich, sie hatte dort auch die wärmsten Verteidiger! Aber diese wußten nicht, welchen Eindruck Gabriele hier einst gemacht, wie man sie stets gesehen hatte umringt von einer Schar von Verehrern, und wie sie endlich spurlos verschwunden war. Mit diesen Bildern zusammengehalten schien auch der andere Verdacht nicht unmöglich. Gewiß, er war nicht bewiesen, aber Mathilde hatte doch die Pflicht, ihn erst zweifellos niedergelegt zu sehen da, wo es ihr Kind galt.

Es lag eine gewisse Mäßigung in der Art, wie die aufrichtig besorgte Freundin dies alles vorbrachte, eine Billigkeit, die ihren Eindruck auf Frau Abtsdorf nicht verfehlte. Den Verdacht selbst wies sie zurück; aber sie versprach der Freundin, in Frau von Gerstettens eigenem Interesse die Sache aufzuklären.

Allein, so tapfer sie auch gekämpft hatte, so warm sie zu Gabriele gehalten, sie verbrachte doch ein paar qualvolle Stunden des Zweifels, bis Abtsdorf nach Hause kam. Dieser war natürlich vor allem über die Maßen entrüstet, und die Namen, mit denen er die wohlmeinende Freundin belegte, ließen an kräftiger Ausdrucksfähigkeit nichts zu wünschen übrig. Mathilde hatte große Mühe, ihn auch nur einigermaßen zu beschwichtigen. „Sollte ich nicht mit Gabriele reden?" fragte sie endlich; „ich glaube natürlich selbst nicht an die Geschichten; aber Gabriele kann dann doch den Gerüchten entgegentreten. Ich denke, Aufrichtigkeit ist unter Freunden in solchen Dingen immer das Beste."

Abtsdorf schwieg; mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab, wie es schien, ohne so recht auf seine Frau zu hören. Dann brach er wieder los. Endlich ging er aus dem Zimmer, die Thür heftig hinter sich zuwerfend.

Mathilde kannte das, heute war er für ruhige Überlegung nicht mehr zu brauchen, morgen dann, wenn eine Nacht Abkühlung des ersten Ärgers gebracht hatte, würde es möglich sein, mit ihm zu beraten.

Abtsdorf bestand in der langen Unterredung, die er am nächsten Tage mit seiner Frau hatte, zuerst darauf, die ganze Sache zu ignorieren. In der vergangenen Nacht freilich hatte er sich wieder und wieder Gabrieles Geschichte vergegenwärtigt und sich gefragt, ob eine Frau, die so ganz unabhängig, so ganz Herr ihres Lebens und ihrer Handlungen war wie Frau von Gerstetten, ob eine solche Frau nicht vielleicht doch einer Moral huldigen könne, die er zwar für sie sogar bis zu einem gewissen Grade anerkennen würde, die er aber doch für seine Tochter nimmermehr gelten lassen konnte. Abtsdorf kannte die Welt besser als Mathilde, die in jedem Abweichen von dem einfachen Weg weiblicher Tugend den schmählichsten Fehler sah, den eine Frau auf sich laden kann; er hatte einst gar manche begabte und sonst in jeder Beziehung bewunderungswürdige Frau gekannt, die sich aus ihrer Unabhängigkeit ein Recht herleitete, es hier so streng nicht zu nehmen. Sollte Gabriele zu diesen gehören?

Am nächsten Morgen indes war auch er von einem Bekannten auf der Straße angehalten und gefragt worden, ob es denn wahr sei, daß er beabsichtige, seine Tochter zu Frau von Gerstetten zu schicken. Diese Frage weckte seinen ganzen nicht geringen Widerspruchsgeist. Als ein anderer an Gabriele zu zweifeln wagte, schien ihm das so abscheulich, so schändlich, und war er so geneigt, den Verdächtiger in der ausdrücklichsten Weise Lügen zu strafen, daß er in seiner Entrüstung die selbstgehegten Zweifel vergaß. Sehr ärgerlich und sehr deutlich hatte er dem Frager geantwortet, daß er in der That vorhabe, Anna nach Heidelberg zu schicken, und daß Frau von Gerstetten eine Dame sei, von der er wisse, bestimmt wisse, daß sie nur den besten Einfluß auf seine Tochter haben könne.

In dieser Stimmung war er auch nach Hause gekommen. Mathildes zärtliche Sorge aber um Anna, und die Vorsicht und Schonung, mit der sie von Gabriele sprach, brachte ihn zu ruhiger Stimmung und Überlegung — und Überlegung schloß leider die Zweifel der Nacht nicht aus.

Sie waren beide noch gänzlich unschlüssig; Abtsdorf meist schweigend an seinem Grimme zehrend, Mathilde alle Für und Wider aus wärmstem, gewissenhaftestem Herzen bespre-

chend — da erschien Gabriele selbst. Es war ihre gewöhnliche Zeit, und Abtsdorfs hatten nur in ihrer Aufregung die Stunde übersehen. Einigermaßen betreten, bemerkte Frau von Gerstetten, daß sie hier etwas unterbrach, das einer ehelichen Scene sehr ähnlich sah. Aber bald fühlte sie an Mathildes befangener Art, an den prüfenden, überlegenden Blicken, mit denen sie Abtsdorf betrachtete, daß sie selbst wohl dem Gegenstand des Gespräches nicht fern stand. Man hatte wahrscheinlich über sie geschwatzt, Abtsdorfs vielleicht gar vor ihr gewarnt. In ihrer Stellung als geschiedene Frau, die ganz allein lebte, war ihr dergleichen bösartiges Gerede schon öfter zu Ohren gekommen; sie hatte sich nie viel darum gekümmert, da sie sicher war, daß ihre Freunde nicht daran glauben würden. Und was die anderen dachten, konnte ihr gleichgültig sein; das war wenigstens ein Vorteil ihrer vollkommenen Selbständigkeit.

Als nun aber gar Mathilde sich eine Thräne aus dem Auge wischte, die ihr die Aufregung sehr gegen ihren Willen entlockt hatte, schien es Gabriele geraten, etwaige Zweifel über ihre Person zu zerstreuen. Sie konnte es Abtsdorfs ja nicht verargen, wenn sie sich nicht so sicher fühlten in der Beurteilung ihrer selbst als die Heidelberger Freunde, die sie viel besser kannten.' „Hast du Ärger gehabt, Mathilde?" frug sie daher mit einem guten und herzlichen Ausdruck, daß diese wieder warmes Vertrauen erfaßte. „Könnte ich dir vielleicht irgendwie helfen?"

Mathilde sah sie flehend an. „Verzeih mir, Gabriele," sagte sie, „ich habe mich allerdings sehr aufgeregt, aber ich kann mich kaum entschließen, dir zu sagen, warum."

„Und weshalb nicht? Glaubst du, es würde mich kränken?" frug Gabriele weiter, die Spur verfolgend, die sie entdeckt zu haben glaubte.

Mathilde nickte.

„Ich kann mir schon denken, was es ist," fuhr Frau von Gerstetten fort. „Man hat dir etwas Häßliches über mich zugetragen! Aber du wirst wohl nicht erwarten, daß ich mich dagegen verteidige! Du kannst überzeugt sein, ich würde deine Tochter nicht zu mir nehmen, wenn sie durch mein Leben oder meine Gewohnheiten in irgend einer Weise geschädigt werden könnte. Glaube mir, sie wird bei mir nichts sehen, was gegen deinen Sinn wäre." Ihre dunklen Augen leuchteten bei diesen Worten so warm und ehrlich, ihre Stimme klang so überzeugend ruhig und wahr, daß beiden, Abtsdorf und seiner Frau, ein Stein vom Herzen fiel.

„O Gabriele, es ist doch abscheulich, daß niemand vor solcher Nachrede sicher ist!" rief Mathilde; „aber wir werden ihr jetzt energisch entgegentreten."

Gabriele lächelte etwas wehmütig. „Es wird dir das wohl wenig nützen," sagte sie; „eine Frau wie ich entgeht dergleichen nicht! Ich habe mir längst abgewöhnt, mich darum zu kümmern."

„Aber Gabriele, das finde ich doch nicht richtig," meinte Mathilde.

„Vielleicht nicht," sagte Frau von Gerstetten sehr ernst; „aber du weißt ja, ich habe es wohl lernen müssen, solche Urteile nicht zu schwer zu nehmen. Wie hätte ich denn sonst leben können?"

„Liebe Gabriele, solche Dinge brauchst du aber doch nicht auf dir sitzen zu lassen, nur weil dir eine unglückliche Ehe unerträglich geworden ist."

„Eine unglückliche Ehe mir unerträglich geworden," rief jetzt Frau von Gerstetten, „was meinst du damit? Doktor Abtsdorf, Mathilde, wißt ihr denn nicht —?"

Nun unterbrach sie Mathilde, in der in diesem Augenblicke eine schreckliche Ahnung aufdämmerte. „Was soll ich wissen?" rief sie entsetzt, in einem Ton, aus dem der Abscheu vor der Möglichkeit, die sie erblickte, so deutlich sprach, daß Gabriele sofort empfand, diese Frau würde sie nie verstehen.

Sie selbst fühlte sich darum freilich nicht schlechter. „Kannst du denken, daß ich mein Kind verlassen habe, weil ich meine Mädchenträume von Glück und Liebe nicht erfüllt sah? Ich bin gegangen, weil ich in einem Augenblicke der" — sie stockte — „der Verzweiflung das Recht verlor, im Hause meines Mannes zu bleiben."

„Gabriele!" rief Mathilde entsetzt, „was man damals sagte, du hättest deinen Mann — du hättest ihn — du wärst ihm nicht treu gewesen, das war doch nicht wahr?"

„Ja, es war wahr," entgegnete diese jetzt herb und schroff.

„Eugen, Eugen, und das hast du gewußt und hast es mir nicht gesagt! Und unsere Mädchen, unsere unschuldigen Mädchen!“

„Mathilde, bist du toll?!“ schrie Abtsdorf wütend.

Eine tiefe Stille herrschte dann im Zimmer, ein unheimliches Schweigen, das den Eindruck des empörten mütterlichen Aufschreis noch zu vertiefen schien.

Gabriele faßte sich zuerst wieder. „Nachdem ich sehe, daß du die Thatsachen so auffaßt,“ sagte sie, „ist es besser, wenn ich dieses Haus nicht wieder betrete. Ich hatte allerdings gehofft, mir ein Recht auf eine andere Beurteilung erworben zu haben.“

Nun fand auch Abtsdorf die Sprache: „Gnädige Frau,“ sagte er mit wirklicher Wärme, „es thut mir von Herzen leid, mehr als ich es sagen kann, daß solche Dinge in meinem Hause vorkommen konnten. Ich muß mich im Namen meiner Frau entschuldigen; ich weiß, daß unsere Töchter keine bessere Freundin haben könnten als Sie!“

Mathilde war im ersten Augenblick, als sie die Tragweite der Worte ermaß, die getäuschtes Vertrauen ihr entlockt hatten, selbst erschrocken, und sie hatte ein unklares Gefühl, als sei sie zu weit gegangen. Aber dann überfiel sie's aufs neue, wie viel Entsetzliches sie gehört. Diese Frau, die täglich ihre reine Schwelle überschritten, der sie sogar eine ihrer Töchter hatte anvertrauen wollen, die war eine von jenen, die es nur wert sind, daß man mit Fingern auf sie deutet. Und ihr Mann hatte das gewußt, geduldet! Welcher Abgrund trennte doch ihr Empfinden von dem seinen! Und als er diese Frau gar in ihrem Namen um Entschuldigung bat, da ergriff sie ein Gefühl der Empörung. „Nein,“ sagte sie entschieden, „ich werde mich nie entschuldigen! Es ist meine heiligste Überzeugung, daß das höchste Gut einer Frau ihre Ehre ist!“

„Mathilde!“ rief Abtsdorf wieder, aber Gabriele fiel ihm ins Wort.

Ihre Erregung war gesunken; sie sah traurig auf die alte Freundin; sie empfand, wie viel sie in diesem Augenblick verlor. „Leb wohl, Mathilde,“ sagte sie, „wir wollen wenigstens nicht mit bösen Worten auseinandergehen.“ Dann ging sie zur Thür, Abtsdorf geleitete sie hinaus.

Er bestand auch darauf, sie nach Hause zu bringen, es war ihm unmöglich, sie nach diesem Auftritt allein den Heimweg antreten zu lassen. Worte wurden nicht viel zwischen ihnen gewechselt. Gabriele ging rasch, schweigend. Sie schien Abtsdorf kaum zu bemerken. Der lichte Traum der letzten Monate war vor ihr versunken; aus dem Boden, den sie wieder zu erobern gehofft, waren sie aufs neue emporgewachsen, die Gespenster, die sie seit kurzem gebannt glaubte; sie hatten sie vertrieben, gerade so, wie vor langen, langen Jahren; vertrieben von dem freundlichen Herd der Familie, der ihr so wohl gethan, aufs neue losgerissen von ihrer Vergangenheit, die sie endlich, endlich versöhnt geglaubt. Würde in diesem neuen Zusammenbruch wieder alles versinken, auch die Liebe ihres Kindes? Was blieb ihr dann? Einsamkeit, Verlassenheit und das Bewußtsein eines verfehlten Lebens, verfehlt trotz aller Anstrengungen, aller unsäglichen Mühen. Denn was würden jetzt die Lebensgüter bedeuten, die ihr noch blieben, wenn sie ein zweites Mal das Herz ihres Sohnes verlor? Alles war dann nur noch eine große Enttäuschung.

Abtsdorf schritt neben ihr, vergebens nach irgend einem Wort suchend, das ihr wohlthun könne. Er fand nichts; am Hause angelangt, küßte er ihr nur stumm die Hand.

Ernst war allein in seinem Arbeitszimmer, als Gabriele bei ihm eintrat; beim Schein seiner Studierlampe saß er am Schreibtisch, den die Bilder seiner Frau und seiner Mutter zierten, und sein Gesicht trug den still zufriedenen Ausdruck, den Frau von Gerstetten in allen diesen Wochen stets mit Freuden an ihm wahrgenommen hatte. Eine plötzliche Schwäche überfiel sie bei diesem Anblick; ein lähmender Schmerz durchbebte ihr Herz. Welch eine Mutter war sie, daß sie nichts als Kummer und Sorge in das Leben ihres Sohnes hineintrug! Wie viel würde noch bleiben von seinem neu errungenen, so kurz genossenen Seelenfrieden, wenn er das wußte, was sie gekommen war ihm zu sagen? Ernst sah erschreckt auf ihr bleiches Gesicht, aus dem in diesem Augenblick der letzte Rest von Farbe wich. Sie schwankte, und er stürzte auf sie zu und fing sie in seinen Armen auf. Es war fast, als ob das Gefühl seiner Nähe das Schreckensbild einer

erneuten Vereinsamung in erneuter, doppelter Reue zu bannen im stande sei; krampfhaft griff sie nach seiner Hand, wie nach einem rettenden Anker: „Ernst, bleib bei mir."

„Freilich, Mama," entgegnete dieser, der glaubte, es nur mit einem körperlichen Zustand zu thun zu haben. „Ich will nur Irene rufen."

Gabriele wehrte ab. „Nur du," sagte sie mit noch ganz schwacher Stimme. So saßen sie ein paar Minuten, Gabriele war noch unfähig zu reden. Nach und nach indes verging das Gefühl der Ohnmacht, und sie begann, Ernst den Vorfall der letzten Stunde zu erzählen. Dieser hörte ihr zu, schweigend, erschreckt, erregt, entrüstet. Er empfand nur das eine, daß man seine Mutter gekränkt hatte und daß es an ihm sei, das zu rächen.

„Ich setze keinen Fuß mehr zu Abtsdorfs, ehe sie sich entschuldigt haben; Irene auch nicht!" rief er aus. „Mama Abtsdorf wird dann schon einsehen, was sie da gethan hat. Das wird sie schon zur Besinnung bringen."

„Thu das lieber nicht, Ernst," wehrte seine Mutter. „Bring Irene nicht in Zwiespalt mit ihrer Familie. Es würde doch nichts nützen; so, wie ich ihre Mutter kenne, kann sie ja nur denken, daß sie recht hat."

„Nun, Irene wird das selbst entscheiden, aber ich für meine Person bleibe dabei. Und ich glaube, Irene auch."

Gabriele lächelte etwas müde; die unbedingte Stellungnahme ihres Sohnes that ihr wohl. Ob aber Irene denken würde wie er? Irene, mit der sie doch noch nicht so recht vertraut geworden war. „Ich danke dir, Ernst, mein Kind, mein alles!" sagte sie nur; ihre Zweifel ließ sie nicht laut werden.

Sie sah wieder so blaß aus, daß Ernst eine zweite Ohnmacht befürchtete. Er rief Irene herbei; die Mutter sei unwohl, sagte er. Bald war die junge Frau um diese beschäftigt, mit erschrecktem Gesichtchen, aber in ihrer gewohnten sicheren, einfachen Art, hilfsbereit das Richtige ergreifend. Gabriele folgte den stillen, geschickten Bewegungen, mit denen die junge Frau alles um sie ordnete und ihr zu Bett half; wirkliche, herzliche Teilnahme schien daraus zu sprechen.

„Was fehlt nur Mama?" fragte Irene besorgt, als sie und Ernst wieder allein waren.

Ernst sah seine Frau überlegend an. „Es wird vorübergehen," sagte er. „Mama ist etwas sehr Schmerzliches widerfahren." Er zog Irene zu sich nieder auf das kleine Sofa und lehnte ihren Kopf an seine Schulter, liebkosend über die weichen, dunklen Haare streichend. Es war sehr schwer, seiner kindlichen Frau das Vorgefallene zu erklären. „Wir haben zwar nie davon gesprochen," sagte er. „Aber du weißt wohl, Mama hat ein trauriges Leben gehabt. Sie hat einmal einen Fehler begangen — wir brauchen nicht weiter davon zu reden. Weiß Gott, daß sie ihn bereut und gesühnt hat! Und heute hat man ihn ihr wieder vorgehalten; du wirst einsehen, es ist jetzt meine Pflicht, zu ihr zu halten."

Irene sah zu ihm auf; sie sagte nichts, sie schien auf eine weitere Erklärung zu warten.

Ernst stockte, dann fuhr er fort: „Es ist leider bei deiner Mutter geschehen! Ich hoffe, sie wird bald selbst fühlen, daß es unrecht war, Mama jetzt noch damit zu kränken. Siehst du, Kind, man kann doch noch etwas gut machen im Leben; und dann sollte niemand mehr davon sprechen."

Irene sah vor sich hin, dann sagte sie, schüchtern, langsam: „Ernst, ich kann es doch nicht verstehen, wie man Mann und Kind verlassen kann. Ich kenne ja die Gründe nicht, die sie dazu gehabt hat" — eine leichte Röte flog über ihr Gesicht —, „aber ich glaube, ich wäre daran gestorben. Deine Mama ist lieb und gut mit uns; aber ich kann es nicht begreifen, ich kann nicht, Ernst." Ganz leise fuhr sie fort, in der Furcht, Ernst weh zu thun, und doch unwiderstehlich hingerissen von ihrer Überzeugung: „Es macht mich immer wieder fremd gegen sie; sieh, Ernst, wenn ich denken sollte, ich müßte einmal unser Kind verlassen! Ich kann mir nicht denken, wie man das thun kann."

Sie sah so süß aus, so rein, dieses Kind, dem die nahende Mutterschaft einen besonders rührenden Zauber gab, daß Ernst ganz ergriffen auf sie schaute; ergriffen und ein wenig traurig. War es nicht sein Glück, sein Stolz, daß Irene so makellos rein, so fern allem Unrecht war? Hatte nicht ihr keuscher Reiz ihn am heftigsten an sie gefesselt, und hatte er es nicht stets aus tiefstem Herzen empfunden, wie sie sich fern hielt von jeder rauhen Berührung, vor jedem

unlauteren Hauch; still und bescheiden in ihrem zurückgezogenen Winkel blühend, aber um so süßer duftend für die, die sie dort aufsuchten? Aber freilich, da konnte sie es nicht lernen, ein Wesen wie seine Mutter zu verstehen, die mit größeren Leidenschaften, mit der heißen Sehnsucht nach einer weiteren Welt begabt war, und die das Leben hatte auskosten müssen auch mit seinem Schmerz und seiner Sünde. Konnte er es auch nur wünschen, daß Irene den Versuch mache, es begreifen zu lernen? Wäre es nicht schade, jammerschade, wenn diese reinen Augen in die Abgründe des Lebens schauen müßten, und wenn sie, statt so ruhig, so lieb und klar zu blicken wie jetzt, von Angst und Zweifeln erfüllt würden? Sie war nicht dazu geschaffen, die Rätsel des Lebens zu lösen; sie war gemacht für die glückliche, eingeschränkte Enge des einfachen Frauenlebens; da stand sie sicher. Und so würde ihr stets die Sünde Sünde sein; schroff und herb zu verurteilen, war nicht ihre Art; aber es war eine unausfüllbare Kluft zwischen ihr und allem, was je ein giftiger Hauch gestreift; sie konnte es nicht verstehen.

Frau von Gerstetten kehrte bald nach Hause zurück. Frau Abtsdorf schrieb ihr noch ein paar Zeilen, in denen sie sagte, wie leid es ihr sei, die traurige Vergangenheit wieder zur Sprache gebracht zu haben, und in denen sie herzliche Wünsche für die Zukunft aussprach. Mehr zu sagen, ihre Worte zurückzunehmen, wäre gegen ihre Überzeugung gewesen; aber ihr Taktgefühl warf ihr vor, einen Gast im eigenen Hause in dieser Weise beleidigt zu haben.

Anna wurde mitgeteilt, daß sie nicht mit Frau von Gerstetten reisen würde. Frau Abtsdorf rief sie zu diesem Zweck auf ihr Zimmer und bat sie mit Thränen in den Augen, in dieser Entscheidung keine Härte zu sehen, sondern sich auf das Urteil ihrer Mutter zu verlassen, die es besser mit ihr meine als irgend jemand auf der weiten Welt. Anna schwieg und sah nur mit leidenschafterfüllten, fast feindseligen Augen auf ihre Mutter. Tagelang spürte sie dann um Ernsts Wohnung, in der Hoffnung, wenn auch nur noch von weitem ihren Abgott zu sehen. Einmal gelang es ihr; sie sah Frau von Gerstetten aus dem Hause treten. Leise zitternd sah sie auf die Frau, von der sie die Erfüllung ihrer verschwiegensten Träume erhofft hatte; die Erschließung einer Welt, nach der sie eine ungemessene Sehnsucht empfand, und von der zu Hause niemand etwas zu wissen schien. —

Frau von Gerstetten lebt wieder ihr altes Leben; sie arbeitet ruhig, gesammelt, liebevoll wie sonst. Die alten Freunde gehen bei ihr aus und ein; Professor Oberndorf ist nach wie vor der vertrauteste unter ihnen, dem allein sie die Erfahrungen ihres Münchener Aufenthaltes mitgeteilt hat. Ihr Sohn besucht sie alljährlich, meistens im Mai, und sie verbringen dann ein paar Wochen des ungestörten Genusses. Irene ist selten dabei; Mutter und Sohn verstehen sich besser, fühlen sich einander näher, wenn sie allein sind. Die junge Frau holt ihren Gatten gewöhnlich nur ab, und bleibt dann meistens ein paar Tage. Sie erzählt dann wohl flüchtig die Chronik ihrer Familie. Einmal sogar, als sie eben in Heidelberg war, kam Anna dort durch und besuchte sie und Frau von Gerstetten. Sie war seit kurzem verheiratet, und aus ihren glückstrahlenden Augen konnte man lesen, daß sie nun doch gefunden hatte, was sie gesucht.

Mitunter bringt auch Irene eines oder das andere der herzigen Kinderchen mit, die in blühender Schar um sie und Ernst herum aufwachsen. Den Kleinen erscheint die Großmama in Heidelberg wie eine gütige Fee, die in einem Märchenlande lebt, in dem es die herrlichsten Sachen giebt, das aber stets nach kurzer Zeit versinkt, während die Großmama Abtsdorf ein sehr wesentlicher und vertrauter Faktor in ihrem Leben ist, so wenig von romantischem Zauber umgeben wie Vater und Mutter, dafür aber zu ihrem Dasein gehörend, fast so gut wie diese beiden. Denn sie ist ein Teil ihrer Alltagswelt, kommt täglich in ihr sicheres, vertrautes Heim; Frau von Gerstetten aber lebt in einer fremden Welt, die ihnen kaum Wirklichkeit scheint; nach München ist sie nie wieder gekommen, das Haus ihres Sohnes hat sie nie wieder betreten.


Ansicht von Salerno.

# An tyrrhenischen Gestaden.

Von

**Cecil Mariano Pilar.**

II.

Heute zur kleinen Kirche La Pietra Santa, die, in der Nähe der Trinità auf freier Höhe gelegen, zu den schönsten Aussichtspunkten gehört. Im Rahmen schroffer Felsen erscheint das ferne Meer wie ein großartiger Alpensee. Dabei der weiteste Blick auf das ganze Thal mit der lang hingestreckten turmreichen Stadt in der Tiefe und unzähligen auf den Höhen und in den Schluchten zerstreuten Dörfern, Kirchen und Klöstern: ein so bevölkerter Landstrich wie vielleicht kein zweiter in Italien. Man müßte stundenlang hier verweilen, um alle Einzelheiten des Bildes festzuhalten.

Auf dieser landbeherrschenden Höhe hielt vor achthundert Jahren ein glänzender Reiterzug. Zwei Kinder des Nordens, ein französischer Papst und ein Normannenherzog, blickten, vielleicht ebenso entzückt und überrascht wie wir, auf das vom goldenen Sonnenlicht des Südens verklärte Paradies zu ihren Füßen. Odo von Chatillon, Papst Urban II., der während des Kampfes mit seinem Gegenpapst Klemens III. in Unteritalien weilte, folgte einer Einladung des mächtigen Abtes Pietro Pappacarbone auf die Trinità di Cava, um die soeben vollendete Klosterkirche einzuweihen.

Pietro hatte einst mehrere Jahre in Cluny verlebt und war dort Lehrer und Novizenmeister Odos von Chatillon gewesen. Als dieser in der Folgezeit von Gregor VII. nach Italien berufen wurde, um dem Papste in der Durchführung cluniacensischer Ideen zu helfen, ging Odo zunächst auf ein Jahr nach Cava zu seinem ehemaligen Lehrer und treuen Freunde. Das stille Kloster in der Schlucht des Selano spielte in Hildebrands Kämpfen gegen Investitur und Simonie eine gewichtige Rolle. Es war das einzige Benediktinerhaus Italiens, in welchem die strenge Regel Clunys eingehalten, die Ideen Clunys verstanden wurden. Wie oft mögen die Freunde, Pietro Pappacarbone und der Papst, der einst den ersten Kreuzzug predigen sollte,

> Urban secondo
> Che aprì il Cielo l'inferno e regge il mondo,

in eifrigem Gedankenaustausch über die Geschicke der Kirche auf dieser Höhe gestanden haben.

Und künftige Thaten stiegen wie die Sterne
Rings um sie her unzählig aus der Nacht.

Das Ideal der Kirche begeisterte zu jener Zeit die Gemüter in einer Weise, die wir nicht mehr nachzuempfinden vermögen. Damals hat, der Tradition nach, Pietro dem Freunde dessen spätere Erhebung auf den heiligen Stuhl geweissagt. Jetzt nach zwanzig Jahren sollte Odo als ruheloser, unermüdlich um die dreifache Krone kämpfender Papst das friedliche Asyl wieder betreten, wo er als einfacher Benediktiner still glückliche Tage verlebt hatte.

Am 4. September 1092 zog Urbano II. mit großem Gefolge von Salerno nach Cava. Es begleiteten ihn der Normannenherzog Roger, sechzehn Kardinäle und unzählige Ritter und Geistliche. Auf der Höhe angelangt, sprach der Papst beim Blick auf das blühende, dem Kloster unterworfene Thal und in Erinnerung an den heiligen Alferius, der hier gewandelt war: „Dies ist heiliges Land“; und stieg vom Pferde. Alle folgten seinem Beispiel. Bald begegnete ihnen der Abt mit allen Mönchen. Barfuß und psalmensingend zogen sie bis zur Trinità.

Der Felsblock, auf den der Papst beim Absteigen den Fuß setzte, wurde la Pietra Santa genannt. Er ist noch jetzt vor dem Altar des Kirchleins zu sehen, das in der Folgezeit zur Erinnerung an jene Begebenheit erbaut wurde.

Tags darauf, am 5. September 1092, wurde die Klosterkirche vom Papste geweiht. „Noch nie,“ sagt die Chronik, „hatte man außerhalb Roms eine so feierliche Funktion gesehen.“

Die Erinnerungstafel, die auf Urbans Befehl gesetzt wurde, ist noch im Seitenschiff der leider völlig umgebauten und modernisierten Kirche erhalten. Herzog Roger schenkte dem Abt den kostbaren Mantel, den er selbst während der Einweihung getragen hatte, und der Papst sein eigenes Hirtenkreuz aus Goldfiligran und verschiedene Reliquien, unter anderen, wie schon erwähnt, den Schädel der heiligen Felicitas, die von nun an als Schutzpatronin der Abtei und der ganzen Terra di Cava verehrt wurde.

Eine päpstliche Bulle verlieh dem Abte von Cava bischöfliche Macht und die Jurisdiktion über alle Klostervasallen. Roger fügte eine Menge Rechtsverleihungen hinzu. So erteilte er u. a. dem Abte von Cava das Recht, bei seinen Reisen durch die Länder des Herzogs aus eigener Machtvollkommenheit die zum Tode verurteilten Verbrecher zu begnadigen. Herzog Roger, der Beherrscher Salernos, Calabriens und Siciliens, nimmt überhaupt in der langen Reihe fürstlicher Gönner und Wohlthäter der Trinità di Cava die erste Stelle ein. Das Klosterarchiv besitzt nicht weniger als siebenundzwanzig von ihm ausgestellte Schenkungsurkunden. Er belehnte die Abtei mit Städten, „Schlössern und Vasallen, sowohl Christen als Saracenen“. Die dankbaren Mönche verherrlichten ihren Wohlthäter in Lied und Bild, und durch acht Jahrhunderte ist sein Name täglich fürbittend im Gottesdienste genannt worden.

„Noch jetzt, wo das Kloster all seiner Güter beraubt worden ist, beten die wenigen Mönche täglich für Herzog Rogers Seelenruhe.“ So erzählte uns ein greiser Benediktiner, der auf einer Steinbank in der Loggia des Kirchleins saß und mit trübem Blick in die herrliche Gotteswelt hinausschaute. Er trug einen bischöflichen Ring am Finger. Daran erkannten wir, daß er einst Abt gewesen ist.

Die Pietra Santa ist das vornehmliche Ziel der einsamen Spaziergänge der Benediktiner. Hier genießen sie abends „il fresco“ — die Kühle — und eine herzerhebende, köstliche Aussicht auf Land und Meer. Wie oft und mit wie ganz anderen Empfindungen mögen die Vorgänger dieses alten Abtes hier gesessen haben!

Sie schauten mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Cava hin.

Soweit das Auge reichte, war alles ihrem Krummstab unterworfen. Der „Magnus Abbas Cavensis“ übte im Mittelalter die baronale Herrschaft über das ganze Thal und unzählige in Süditalien und Sicilien verstreute Städte und Ländereien aus. Hundertundfünfzig Klöster und dreihundert Pfarrkirchen waren seiner bischöflichen Oberhoheit unterstellt. Doch wurde diese mächtige Diöcese schon 1497 unter Johanna von Aragonien geteilt, und die Stadt Cava erhielt einen eigenen Bischof. Die Trinità, die bis dahin der Mittelpunkt einer selbständigen

Benediktinerverbindung, der Congregazione di Cava, gewesen war, verlor ihre Vorrechte. Infolge einer durchgreifenden Reform des Ordens wurde sie der alle Benediktinerhäuser Italiens umfassenden Congregazione Cassiniense einverleibt und der Abt, der bisher auf Lebenszeit von den Mönchen erwählt worden war, wurde vom Papste auf sechs Jahre ernannt.

Nur jener alte Abt hat in stürmischer Zeit und ausnahmsweise zwanzig Jahre lang das Amt bekleidet.

„Lassen Sie mich darüber schweigen, was diese zwanzig Jahre für mich gewesen sind," sagte er uns. „Auch ich habe der Revolution meinen Tribut gezahlt. Ich mußte fliehen und habe vier Jahre in der Verbannung gelebt. Die italienische Regierung hat sich," meinte er, „durch Einziehung der Klöster selbst den größten Schaden gethan. Sie hätte auf das Klostergut eine allmählich abzuzahlende große Anleihe machen können. So hätte sie daran einen bleibenden Fond gehabt, während es jetzt verschleudert worden ist und der Staat überdies den Lebensunterhalt der Mönche zu bestreiten hat. Und wie viel herrliche Klostergebäude, wert, als nationale Monumente erhalten zu werden, gehen dem Verfall entgegen! Unsere Zeit ist nicht eine Zeit des Fortschritts, sondern des Rückschritts," schloß der alte Mönch mit großer Bitterkeit.

Uns scheint es auch, daß es weiser gewesen wäre, die Klöster durch das Verbot des Eintritts neuer Glieder aussterben zu lassen. Jetzt werden Klöster häufig von Mönchen unter anderem Namen gekauft oder gemietet, wie letzteres z. B. im Kloster San Francesco in der Stadt Cava der Fall ist. In Rom entsteht ein neues Kloster nach dem anderen. So ist die Aufhebung nur eine Form. Das Klostergut hat man vernichtet, das Klosterwesen aber, trotz aller Gewaltmaßregeln, nicht unterdrücken können.

„Welche aber geistverständig sind und die Klösterei nützlich zu brauchen wissen, die lasse man drinnen bleiben, im Namen Gottes," sagt Luther. Er war viel duldsamer, als es die, dem Namen nach, freiheitsliebende Regierung des katholischen Italiens ist.

Den wegen seiner Kühle gepriesenen und von Fremden vorzugsweise gern als Sommeraufenthalt gewählten Ort Corpo di Cava hatten wir uns bisher nur von fern angesehen. Mit seinen malerischen Türmen erhebt er sich wie eine alte Burg auf dem Felsen, an dessen Wand sich die Trinità lehnt. Corpo di Cava war ursprünglich der eigentliche Hauptort, die Stadt Cava. Entstehung und Dasein verdankte er der Abtei, und während des ganzen Mittelalters sind seine Geschicke unauflöslich mit denen des Klosters verbunden.

Schon St. Alferius ließ hier eine Herberge für die durch den Ruf seiner Heiligkeit angezogenen zahlreichen Pilger und Wallfahrer errichten. Pietro Pappacarbone erweiterte sie, fügte andere Baulichkeiten hinzu und umgab das entstehende Dorf mit einer Mauer und acht Türmen. Hier vereinigte er die Verwaltungs- und Justizbeamten der Klostergüter. Davon, von der Körperschaft der Richter, stammt der Name Corpo di Cava, wie in Neapel ein Stadtteil aus demselben Grunde Corpo di Napoli heißt. In Corpo di Cava übte der mächtige Abt als Baron und Lehnsherr seine weltlichen Rechte aus. Der neue Ort wuchs rasch, und Pietro Pappacarbone, der, Dank sei es den Schenkungen Herzog Rogers, über große Mittel verfügte, gab ihm eine stattliche Kirche, deren herrliche Marmorsäulen im siebzehnten Jahrhundert mit barocken Pfeilern umkleidet worden sind.

Doch welche Stadt des Königreichs Neapel durfte sich in jenen stürmischen Zeiten eines langen friedlichen Gedeihens erfreuen! Die Mönche Cavas, in ihrer politischen Gesinnung stets wechselvoll und treulos, stets auf der Seite des Glücklicheren, des jeweiligen Siegers, hielten es gegen ihren bisherigen Wohlthäter Manfred mit Karl von Anjou. Manfreds Truppen verheerten das Thal, besetzten Corpo di Cava, zerstörten Türme und Mauern (1265). Die Mönche flohen und kehrten erst nach der Schlacht bei Benevent in die Trinità zurück.

Nur hundertunddreißig Jahre später wurden Cavas Mauern vom König Ladislaus wieder aufgebaut. Jetzt sind der Abt und mit ihm alle Cavenser eifrige Anhänger Ladislaus' von Ungarn gegen Ludwig von Anjou. Zum Dank dafür erhebt der siegreiche König die Abtei zum Bischofssitz und

die Terra di Cava in ihrer Gesamtheit zur Stadt (1394). So sind also die Bewohner der zahlreichen Dörfer Cavas in ihrem historischen Rechte, wenn sie sich alle mit Stolz als Bürger der Stadt Cava betrachten. Die eigentliche Stadt nennen sie La Piazza, den Markt.

Als nun aber infolge der bereits erwähnten Reform des Benediktinerordens die Bischofswürde des Abtes aufgehoben wurde, entstand ein großer Streit zwischen der Abtei und den Cavensern. Die Bewohner der Terra di Cava, die ihre Stadt während eines Jahrhunderts mit Selbstgefühl Urbs episcopatus Cavensis genannt hatten, wollten auf dieses Vorrecht nicht verzichten. Sie ziehen bewaffnet vor das Kloster und erzwingen vom Abte das Versprechen, sich beim Papste für die Einsetzung eines vom Kloster unabhängigen Bischofs zu verwenden. erschlagen und geschunden werden, wie St. Bartolomäus!" beschließen die rauflustigen Vorfahren der jetzt so zahmen und ängstlichen Cavenser. Aschermittwoch 1507 dringen zweitausend Männer mit Geschrei in die Zellen der Benediktiner, schlagen und verjagen die Mönche und plündern das Kloster.

Entsetzen erfüllt alle Gemüter wegen dieser Frevelthat. Ferdinand der Katholische, der zufällig gerade in Neapel anwesend ist, bestätigt in einer prachtvollen Urkunde alle Rechte und Besitzungen des Klosters, und Julius II. spricht über die Stadt Cava den Bann aus. Erst durch Vermittelung der „traurigen Königin" Johanna von Aragonien wurde er aufgehoben, und zwar unter der Bedingung, daß die Cavenser alljährlich am Aschermittwoch eine Sühnekerze ins Kloster bringen sollten.

Diese leichte Buße nahmen sie gern auf



Vorhalle des Domes von Salerno.

Papst Julius II. erklärte indessen das Versprechen für ungültig und wies die Cavenser mit ihrer Bitte ab. Damit aber gaben sich diese durchaus nicht zufrieden. „Wer von Versöhnung mit den Mönchen spricht, soll sich, ohne deshalb auf die Erfüllung ihres Wunsches zu verzichten. Sie wollten einen eigenen Bischof haben, und so gingen die Zwistigkeiten weiter, bis endlich der Abt Alessandro um des Friedens willen nachgab.

Er schloß mit Ludwig von Aragonien, dem Beschützer der Cavenser, einen Vertrag, demzufolge die Abtei zu gunsten des neuen Bischofs auf die ganze Terra di Cava samt in das fruchtbare Thal hinunter. Corpo di Cava verödete. „Die Mauern sind zerfallen, die Türme sind zerstört!“ Dichter Epheu schlingt sich um die rotgrauen Trümmer.



Inneres des Domes von Salerno.

Vietri und Cetara verzichtete (1513). Das bisherige Gebiet der Abtei zerfiel nunmehr in zwei Diöcesen: die der Santa Trinità di Cava und die der Stadt Cava. Der Mittelpunkt der ersteren, deren Ländereien in ganz Süditalien zerstreut waren, war in dem Gebiet der zweiten eingeschlossen — und die Kathedrale der zweiten lag auf fünfzig Schritte von der Kirche der Abtei. Das wurde die Quelle vieler Wirrnisse. Die Mönche betrachteten die Teilung als ein schweres Unglück, und Abt Alessandro ist wegen seiner sträflichen Nachgiebigkeit von seinen Nachfolgern viel getadelt und geschmäht worden. Ein Benediktiner nennt ihn geradezu: „filius perditionis et filius diaboli.“

So war denn das Band zwischen der Trinità und Corpo di Cava gelöst. Damit hatte aber auch der Daseinsgrund dieser künstlichen Stadt aufgehört. Mit innerer Notwendigkeit zogen Handel und Wandel und in ihrem Gefolge Bischof und Stadtverwaltung von der unbequemen Höhe und der noch unbequemeren Nähe der Mönche

Bis 1869 war noch ein altes Thor mit dem in Stein gehauenen Stadtwappen erhalten. In einem der Felder sah man die Lilien Frankreichs. Karl VIII. hatte den schon aus Opposition gegen die franzosenfreundlichen Mönche spanisch gesinnten Cavensern, um sie für sich zu gewinnen, ein Diplom gegeben, in welchem er ihnen die verschiedensten Vergünstigungen versprach und das Recht erteilte, die Lilien Frankreichs im Wappen zu führen. Nicht der Zahn der Zeit, sondern moderne municipale Willkür hat das malerische Stück Mittelalter zerstört. Was Goten und Vandalen, Krieg, Feuer und Wasser unversehrt gelassen haben, das erliegt in Italien nur zu oft der blinden Zerstörungswut unwissender Sindaci.

* * *

Die Hitze verbietet weitere Wanderungen. Erst gegen Abend schlendern wir langsam durch den Kastanienwald bis zum kleinen, anmutigen Dorf Cesinola. Eigentlich kann

man es kaum ein Dorf nennen. Es ist eine der vielen Fraktionen von San Cesario und besteht aus acht bis zehn Häusern, die alle hart nebeneinander und auf einer Seite der Straße liegen. Gegenüber erheben sich Gartenmauern, und die mit Zweigen von rotblühendem Oleander vermischten Weinranken ziehen sich hoch über die Straße bis in die Fenster der Häuser.

Das stattlichste Haus gehört einem Signor Della Porta, dem größten und reichsten Grundbesitzer der Gegend. Alle die zahlreichen Gärten von Cesinola bis hinauf zur Pietra Santa gehören ihm und werden von seinen Pächtern bebaut. Der Boden hat in diesem Jahre bereits Weizen getragen. Der ist im Juni geschnitten und dasselbe Feld mit Mais besäet worden. Bohnen ranken sich um die mannshohen Maisstengel, und dichte Weinlauben schützen sie vor dem Sonnenbrand. Viel Tabak wird in Cava gebaut. Es ist eine Gattung, die zu Schnupftabak verwandt wird und hier erba santa heißt. Die ganze Gegend duftet nach diesem heiligen Kraut. Der Tabakverkauf ist staatliches Monopol. Die Regierung erteilt, wo ihr der Boden dazu geeignet erscheint, die Erlaubnis zum Anbau. Die ganze Ernte muß an den Staat verkauft werden. Die Kontrolle ist streng. Alle Pflanzen werden von Beamten gezählt und Listen über jedes Feld geführt.

— — — — — — — — — — — — —

Hier hat jeder Unterschied der Stände aufgehört. Die Bauern und die sogenannten Signori, die reichen bürgerlichen Grundbesitzer, sind in Bildung, Sitte und Lebensweise einander völlig gleich. Was aber beim Bauern liebenswürdig und naiv erscheint, ist beim Großgrundbesitzer, dem alle Wege offen stehen, um sich zu bilden und sein Leben zu verschönern, unerträglich und empörend. Die hiesigen Patricierfamilien, die Della Porta, die Cinque, die Cardoni, sind seit Jahrhunderten in Cava ansässig. Mit der Tradition des Wohlstandes, mit dem historischen Besitz verbindet sich aber keinerlei Tradition der Bildung und irgend welcher socialen Verpflichtungen. Das Haus, in dem wir wohnen, ist seit zweihundert Jahren im Besitz der Familie Cardoni. Die stattlichen Räume, die Spiegel, die in ihrer Art schönen und stilvollen barocken Thüren zeugen vom gediegenen Wohlstande der Familie. Mehrere Höfe sind in ihrem Besitz. Dabei keine Spur von Bildung, ja auch nur von civilisierter Lebensweise. Mutter und Tochter thun alle Hausarbeit selbst, waschen, kochen, räumen auf. Nur ein altes Weib erscheint täglich, um ihre Einkäufe zu besorgen, denn sie selbst gehen bekanntlich nie von Hause. Fleisch essen sie fast nie, obwohl sie alle matt und kränklich sind. Die Familie sitzt oft stundenlang unthätig beisammen. Kein Buch existiert im Hause, keine Zeitschrift, kein allgemeines Interesse, nichts, gar nichts, was an einen Hauch des Geistes erinnern könnte. Abends werden zehn-, zwanzig-, hundertmal dieselben unverstandenen lateinischen Gebete wiederholt. Das eintönige Gemurmel dringt bis in unser Wohnzimmer und wirkt einschläfernd wie fernes Meeresrauschen. Die einzige Anregung gewähren die Besuche der alten Rosa. Sie ist eine einfache Bauerfrau, verkehrt aber mit den Cardonis auf gleichem Fuße. Halb ist sie geehrter Gast, halb Dienerin, denn wenn sie da ist, kocht sie für die Familie.

— — — — — — — — — — — — —

Spazierfahrt nach Salerno. Die Lage der am Meer hingestreckten, amphitheatralisch an dem Bergrücken hinaufklimmenden Stadt ist wundervoll. Der öffentliche Garten erinnert an die Villa Reale in Neapel. Überhaupt erscheint hier alles wie eine Kopie der Hauptstadt. Salerno hat keinen individuellen Charakter. Weiß getünchte Häuser mit grünen Jalousien, schreiende Farbe, schreiende Menschen, schmutzige Straßen, entsetzliche Gerüche, Bettler ohne Zahl, alles gerade wie in Neapel.

Eine große Stierherde wurde durch die Stadt getrieben und füllte die lange Hauptstraße; prächtige Tiere, silbergrau mit mächtigen, weit ausladenden Hörnern. Die Treiber, in kurzer Sammetjacke und blauer Weste, in Kniehosen und Ledergamaschen, schritten gemächlich hinterdrein. Malerisch aber höchst gefährlich, zumal in einer Stadt, deren Bewohner eine auffallende Vorliebe für die rote Farbe haben.

Durch enge steile Straßen ging's hinauf zur Kathedrale San Matteo. Der von maurischen Bogen eingefaßte Vorhof ist schön, das Innere der Kirche dagegen erneuert und

verdorben. Nur der Fußboden des Chores und die beiden Lektionarien sind sehenswerte Arbeiten aus der Cosmatenzeit. Wir konnten sie nicht in der Nähe betrachten, denn der Chor war von einer andächtigen Menge gefüllt, die den Worten eines Predigers lauschte. Es war das Fest der heiligen Anna, und der Priester hielt die Lobrede auf die Mutter der Madonna.

Wir gingen in die Chorkapelle und standen lange vor dem Grabmal des großen Papstes, der in Salerno im Exil gestorben ist. „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und die Ungerechtigkeit gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“ Unwillkürlich schweiften die Gedanken nach Deutschland hinüber, zur Kaisergruft im Dome zu Speyer, wo Gregors VII. Gegner ruht, und die weltbezwingende Macht des Papsttums im Mittelalter trat in plastischen Bildern vor die Phantasie.

— — — — — —

Heute machte uns der Abt, Don Michele Morcaldi, seinen Gegenbesuch. Ein schöner alter Mann und eine selten vornehme Gestalt in Gang und Haltung, in jedem Wort. Er ist fast siebzig Jahre alt; man würde ihm kaum fünfzig geben. Die schönsten Zähne, edle Züge, jugendlich elastischer Gang. Das feine schwarze Benediktinergewand, die goldene Kette mit dem bischöflichen Kreuz erhöhen die Würde und den Anstand der Erscheinung.

Gegen uns war Monsignor Morcaldi sehr freundlich und entgegenkommend, in der gewinnenden, formvollendeten Weise, die dem Verkehr mit vornehmen katholischen Geistlichen einen unleugbaren Reiz verleiht. Er bedauerte lebhaft, uns neulich verfehlt zu haben, und will uns selbst seine geliebte Abtei zeigen. Seit sechzig Jahren lebt er in Cava. Als kleiner Bube wurde er auf die Trinità gebracht, die er nie mehr verlassen sollte.

Wir begleiteten den Abt auf seinem Spaziergange. Er führte uns einen für uns neuen, an Aussichtspunkten reichen Weg und sagte, als wir unser Entzücken aussprachen, mit feinem Lächeln: „Si guadagna sempre ad andare colla chiesa“ — mit der Kirche zu gehen, ist immer Gewinn.

Don Michele Morcaldi hat sich an der Hand der Chroniken gründlich in die lokale Geschichte vertieft und teilte uns aus dem Schatz seines Wissens einiges Interessante mit.

An der Existenz einer von einem Konsul



Kanzel im Dome zu Salerno.

aus der Familie der Meteller gegründeten römischen Kolonie in Salerno und Cava ist nie gezweifelt worden. Für sie sprechen sowohl die in der Nähe der Abtei befindlichen Trümmer einer römischen Wasserleitung, als auch der Name „Valle Metelliana“, den das Thal von Cava noch im Mittelalter trug. Nur der genaue Zeitpunkt ließ sich nicht feststellen, sowie die Frage, auf welchen der fünf Konsuln aus dem Hause der Meteller die Kolonisation zurückzuführen ist.

Dies nun meint der Abt mit Sicherheit ermittelt zu haben. Die Römer pflegten neue Wasserleitungen nach dem jeweiligen Konsul oder Cäsar zu benennen: so Aqua Claudia, Aqua Trajana u. s. w. Das Bächlein, dessen Wasser sie aus der Schlucht, wo jetzt die Trinità liegt, nach dem Castrum

Metellianum — heute San Cesario — leiteten, heißt Selano. Daraus schließt der Abt, daß die römische Kolonisation zur Zeit der beiden Konsuln Quintus Cäcilius Metellus Numidicus und Marcus Junius Selanus, mithin im Jahre 109 vor Christo stattgefunden habe, denn die Annahme liege nahe, daß die Kolonisten das Thal nach dem einen, das Wasser nach dem anderen Konsul genannt hätten.

Die Zerstörung der römischen Wasserleitung ist ein Rückfall von höherer Kulturstufe auf die tiefere. Das damals wasserreiche San Cesario muß sich jetzt mit Cisternen begnügen.

— — — — — — — — — — — — — —

Gestern machten wir einen wundervollen Spaziergang durch den tiefen Grund der Schlucht, die wir so oft auf halber Höhe umwandert haben. Ein schmaler Waldpfad führt zu dem auf Felsboden fließenden Selano hinunter. Dunkel und lauschig war es in dem kühlen Grunde: krystallklares Wasser, mächtige Felsblöcke und dichtes Grün. Ein Hain für „badende Nymphen“, meinte mein Gefährte. In der That ziehen, wie wir später erfahren haben, täglich in der Morgenfrühe Scharen, zwar nicht von Nymphen, aber von munteren Dorfmädchen, in die Schlucht hinunter, um sich in dem Bächlein, das ab und zu tiefe grüne Weiher bildet, zu baden. Die Gegend erinnert an den Schwarzwald, an den Mummelsee.

Erstaunlich ist der Reichtum der Flora. Hier im Walde wuchsen Blumen und Sträucher, die mich wie Heimatsklänge anmuteten: Heidelbeeren, Preißelbeeren, Hopfenranken, daneben ein wilder Feigenbaum, und der an der Bergwand emporschweifende Blick entdeckt einen weißblühenden Myrtenstrauch, der hoch oben aus einer Felsenspalte hervorsproß.

Ohne Weg und Steg folgten wir dem Lauf des Baches durch Busch und Brach und Weidengestrüpp. Plötzlich erweitert sich das Thal, und aus der lauschigen Stille, der grünen Einsamkeit treten wir in den so ganz verschiedenen Landschaftscharakter der felsigen ölbaum-, kaktus- und aloebewachsenen Küste.

Schlucht des Selano und die Abtei Trinità di Cava.

Die Nacht war hereingebrochen, als wir sehr ermüdet in Vietri im Albergo della Rosa anlangten. Der weite Vorplatz des Wirtshauses ist zugleich Küche. Ein mächtiges Feuer loderte unter dem an zwei Hebebäumen schwebenden Riesenkessel, in welchem etwa ein Centner Maccaroni gekocht wurden. Die turmdicke Wirtin führte uns in die Wirtsstube, wo mehrere Bauern beim Glase Wein saßen. Sofort rückten sie zusammen und baten uns mit der dem italienischen Volk eigentümlichen Mischung von Gleich-

heitsgefühl und Ritterlichkeit, bei ihnen Platz zu nehmen und mitzutrinken. Sie horchten auf, als wir deutsch miteinander sprachen, und sagten endlich in höchstem Erstaunen: „Wer kann das verstehen!?"

* * *

Wir unternehmen eine Fahrt auf der Küstenstraße nach Amalfi. Dieser Weg ist so schön, daß man aus dem Erstaunen und Entzücken nie herauskommt. Die Straße bleibt meist auf der Höhe. Sie umgeht tiefe, felsige Schluchten, die sich aufs Meer öffnen und an deren Wänden malerische Dörfer amphitheatralisch hingelagert mit ihren Loggien und Rebenlauben, ihren spinnenden Frauen und aus den Bogenfenstern schauenden Mädchen, eine wunderbare Mannigfaltigkeit immer neuer Bilder gewähren. An der Küste viereckige, zinnengekrönte Türme, an denen die weiße Brandung hoch aufspritzt; kleine, tiefblaue oder smaragdgrüne Buchten zwischen hohen, dunklen Felsenwänden, wo das Wasser den schmalen, sandigen Ufersaum sanft bespült und vereinzelte Fischerböte wohl geborgen liegen. Jede Bucht ist eine abgeschlossene Welt, ein kleines, reizendes Idyll, ein Gesang aus der Odyssee. Sie liegen tief unter uns, und ihre scheinbare Unerreichbarkeit erhöht ihren Zauber.

Küstenstraße von Vietri nach Amalfi.

Die Straße ist vortrefflich angelegt und mit einer schützenden Mauerbrüstung versehen, an die sich von Zeit zu Zeit eine Steinbank lehnt. Wie hübsch ist diese menschliche Vorsorge für den müden Wanderer!

Wir fuhren bis zum höchsten Punkt und blickten von der wildzerklüfteten Felsenklippe Capo dell' Orso hinab auf die weite Bucht von Amalfi mit all ihren Ortschaften und auf die scharfgeschnittene Silhouette des fernen Capri.

— — — — — — — — — — — — — —

Es ist Sonntag. Gegen Abend wandern wir zur einsam gelegenen Kirche von Castagneto, Chiesa di Vetranto genannt. Auch hier, wie landesüblich, vor der Kirche eine breite, von Steinbänken eingefaßte und von alten Bäumen beschattete Terrasse.

Dies ist unseres Nachbarn, des Priesters Andallone, Pfarrkirche. Er hatte eben die Benediktion beendet und trat uns entgegen. Sein Kirchlein besitzt ein schönes Kunstwerk, eine Marmorstatue der Madonna mit ihrem Kinde. Leider steht sie in einer Nische unter einer Glasglocke und ist durch eine Krone von bunten Steinen verunziert.

An die Kirche stößt das Pfarrhaus, wo Andallone Sonnabend und Sonntags übernachtet. „Denn am Sonntag früh aus dem entfernten San Cesario — man geht eine Viertelstunde — herzukommen, ist ganz unmöglich." Eine alte Sakristanin schloß alle Zimmer auf. In einer dieser ärmlichen, niedrigen Stuben hat lange Zeit eine greise Engländerin, Miß Clark, gelebt, die vor einigen Jahren, hundertjährig, hier gestorben ist. Für den Pfarrer und die Sakristanin ist sie eine sagenhafte Gestalt.

„Sie war katholisch geworden. Der Herzog von Polignac hatte sie bekehrt. Sie hatte die Kinder des Königs von Frankreich erzogen." Welches Königs von Frank-

reich, war nicht zu ermitteln. Andallone sprach davon gerade so, als hätte es nur einen König von Frankreich gegeben, als lebe dieser noch jetzt.

Im Zimmer des Pfarrers hing eine sehr mittelmäßige Zeichnung, ein konventioneller Kopf, an der Wand. „Dies ist eine Tochter des Königs von Frankreich, die in Italien Nonne geworden ist.“

„Wann? Wie? War es eine Prinzessin von Orleans?“ fragte ich, aber die Sache blieb dunkel.

Eine seltsame Unklarheit der Begriffe nicht nur, nein auch aller konkreten Vorstellungen, scheint ein durchgehender Zug der Cavenser, auch der halbwegs gebildeten, zu sein. Bestimmte Antworten, genaue Angaben über irgend einen noch so nahe liegenden Gegenstand, insbesondere über Raum- und Zahlverhältnisse kann man nie erhalten. Was vollends außerhalb Cavas liegt, ist eine ferne dunkle Sage, wie der König von Frankreich und seine fromme Tochter, die in Italien Nonne geworden ist.

Bei einem Priester ist ein so niederer Bildungsstand freilich überraschend, doch verbindet der treffliche Andallone mit der Enge und Verwirrung seiner Vorstellungen eine höchst anerkennenswerte Toleranz und Weite des Herzens. Dafür nur ein Beispiel:

In seinem großen Hause in San Cesario hat er überflüssige Räume, die er im Sommer an Fremde vermietet. Vor einigen Jahren zog ein deutscher Maler bei ihm ein. Priester und Maler wurden die besten Freunde und saßen oft plaudernd zusammen. Einmal kam das Gespräch auf religiöse Fragen, und es fand sich, daß der Maler Jude war. Das war dem Pfarrer sehr interessant; er hatte noch nie einen Juden gesehen. „Thun Sie mir einen großen Gefallen, lieber Freund,“ sagte er am nächsten Sonnabend, ehe er die weite Reise nach Castagneto antrat, zu seinem Mieter, „kommen Sie morgen während der Messe in meine Kirche.“ Gern erfüllte der Maler diesen Wunsch. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als der Pfarrer im Meßgewande ihn an den Altar heranwinkte und mit folgenden Worten der Gemeinde vorstellte: „Diesen fremden Herrn, meine Freunde, empfehle ich eurer besonderen Liebe und Verehrung. Er ist ein Verwandter der Madonna.“

Die Sakristanin führte uns aus dem Pfarrhause in den anstoßenden Weingarten eines Bauern, wo man eine herrliche Aussicht auf Vietri und das Meer genießt. Die zahlreichen Kinder der Bauern umgaben uns. Alle waren sie schön, nur ein kleines Mädchen gräßlich entstellt. Als ganz kleines Kind hatte man das hilflose Wesen allein in der Wiege gelassen, und ein Schwein, der geliebte Stubengenosse der Familie, hatte ihm ein Ohr abgefressen. Die Eltern erzählten uns diese Schauergeschichte mit fatalistischer Ruhe. Sie schienen sich durchaus keine Vorwürfe zu machen und werden das intime Zusammenleben mit dem grunzenden Hausfreunde sicher nicht aufgegeben haben.

* * *

In der Kirche auf dem Lindenplatz findet jetzt jeden Abend eine Marienandacht statt. Das geheimnisvolle Dämmerlicht der Kirche, der Gesang, die Anrufung der Madonna unter den verschiedensten Bildern: Rosa mistica; Consolatrix afflictorum; Refugium peccatorum; Salus infirmorum; Regina angelorum wirken ergreifend und erhebend.

Heute hatte sich leider ein wohlbeleibter Priester aus der Stadt Cava eingefunden, der vier Abende nacheinander Marienpredigten halten wird. Das hohle, deklamatorische Pathos war unerträglich. Da ist uns der unbeholfene Dialekt der Bauern viel lieber, und ihre Verehrung der Madonna mit Blumen und Lichtern stimmt mehr zur Andacht und erhebt das Gemüt durch einen Hauch von Weihe und Poesie, von dem in dem Wortschwall des Priesters keine Spur zu finden war.

— — — — — — — — — — —

Die Hitze ist eine große Plage. Man kann nur fahren oder in nächster Nähe herumschlendern. So bleibt Cesinola das einzige Ziel unserer Spaziergänge. Dort saßen heute der Einsiedler aus der Avvocatella vor der Thür des bekannten Bauernhauses in eifrigem Gespräch mit der jungen Hüterin des Schweines. Es war ein Bild, das einen Maler entzückt hätte: das schöne Mädchen und der silberhaarige Mann mit den schar-

fen, charakteristischen Zügen im weißen Pilgeranzuge. Der Einsiedler geht heute von Haus zu Haus und sammelt Vorräte, die man ihm gern und reichlich giebt. Wir begegneten ihm später immer wieder, zuletzt in einem stattlichen Pachthofe. Vier hübsche Schwestern standen auf der breiten, sonnigen Terrasse, die ihrem Zweck nach genau dasselbe ist, wie die rauchgeschwärzte „Riegenstube“ in den Bauernhäusern meiner baltischen Heimat, nämlich die Korntenne; hier wird das Korn gedroschen und in der Sonne gedörrt. Die Schwestern trugen uns Früchte auf die Terrasse heraus und behandelten uns mit freundlicher Aufmerksamkeit wie hoch willkommene Gäste. Die jüngste hatte einen von den drei anderen durchaus abweichenden Typus.

„Pasqualina ist ein Kind der Madonna,“ sagte die Bauerfrau. In ganz Süditalien ist es Sitte, daß, wenn ein Säugling stirbt, die Mutter ein Kind aus dem Findelhause nimmt und es an Stelle des verstorbenen aufzieht. Es ist eine schöne rührende Sitte, und schön und rührend ist auch die Anschauung, die sich in der Bezeichnung „figli della Madonna“ kundgiebt, die die armen, von ihren Eltern verlassenen kleinen Wesen der Mutter aller Gnaden als besonderes Eigentum zuspricht und ihnen damit eine Anweisung auf Liebe und menschliches Erbarmen ausstellt.

Der Verkehr mit den Bauern ist sehr erfrischend und entschädigt einigermaßen für den völligen Mangel an geselligem Umgang. Wir befinden uns in einer geistigen Vereinsamung, wie sie vollkommener nicht gedacht werden kann. Man könnte Jahre hier leben, ohne, mit Ausnahme der Benediktiner, je einem Menschen zu begegnen, der die Sprache und die Ausdrucksweise der Gebildeten versteht. Auf die Länge macht sich das fühlbar, und für einen einzelnen könnte trotz aller Reize der Natur der Aufenthalt in dieser geistigen Wüste unerträglich werden. Zu zweien und während einiger Sommermonate läßt sich indessen das weltverlorene Dasein recht gut aushalten, und die Gespräche mit den Bauern sind oft lehrreicher und interessanter als die oberflächlichen Berührungen mit flüchtigen Reise- und Badebekanntschaften, wie man sie in vielbesuchten Sommerfrischen zu erleben pflegt. Dabei hat es einen eigenen Reiz, daß die Leute ihrerseits den Abstand nicht empfinden und mit uns verkehren, als teilten wir in jeder Beziehung ihre Ansichten und Lebensanschauungen.

Küstenstraße nach Amalfi.

— — — — — — — — — — — — — —

Heute, Sonntag, ist das vielbesprochene und lang vorbereitete Madonnenfest. Gestern Nachmittag herrschte bereits reges Leben und fröhliches Treiben auf dem Lindenplatze. Die Hornmusikanten von Vietri, die alle Feste der Gegend verherrlichen, zogen in Matrosentracht heran und ließen sich auf der sichelförmigen Steinbank unter der Linde nieder. Die Kirchthüren stehen offen, und alles geht hinein, um die geputzten Heiligen, die demnächst hinausgetragen werden sollten, zu

bewundern. „Stasera escono tutti i Santi — heute abend werden alle Heiligen herauskommen,“ wurde uns gesagt; „la Madonna esce alle sette e si ritira alle nove.“ (Die Madonna geht um sieben Uhr aus und zieht sich um neun zurück.) Auch die Musikanten ziehen in die Kirche und spielen vor dem Altar ein lustiges Stück. Pfefferkuchenverkäufer haben ihre Tische aufgeschlagen. Am Brunnen werden Wassermelonen feilgeboten. Die Brüder der Confraternitas eilen herbei.



Gemüseverkäufer.

Plötzlich allgemeine Verwirrung, eifriges Hin- und Herreden. Die Prozession kann noch nicht stattfinden. Die Madonna muß länger in der Kirche bleiben. „Der Schlüssel des Kongregationsgebäudes, in dem sich die Kerzen und die Anzüge der Brüder befinden, ist verloren.“ „Nein, er ist aus Versehen alla piazza, in die Stadt gebracht worden.“ Ein Bruder wird nach Cava geschickt, ihn zu holen. Endlich ist der Schlüssel da. Wieder große Besprechung. Wie verteilt man die Rollen? Wer trägt Sant' Anna, wer die Madonna? Die alte Gaetanella ist in großer Aufregung. „Das muß wohl erwogen werden,“ sagt sie uns mit Nachdruck, „la Madonna pesa — die Madonna ist sehr schwer, sie braucht starke Leute.“ Jetzt erscheint ein Bruder nach dem anderen mit einer großen brennenden Kerze in der Hand und in der bekannten Tracht: langer weißer Rock, weiße Kapuze, olivenfarbener Kragen. Die kleinen Buben sind in ihrem Anzug besonders stolz und vergnügt und stolpern über die langen Röcke, die ihnen von ihren Vätern aufgebunden werden. Ein als Engel angezogener ganz kleiner Junge wird von seinen großen Schwestern herbeigeführt. Er gleicht mehr einem Riesenkäfer als einem Engel: gelbes, goldverziertes Röckchen, brauner Schleppmantel oder braune Flügeldecke, an der zwei große graue Flügel befestigt sind. Das Engelchen ist sehr stolz und aufgeregt. „Komm schnell, die Madonna wartet,“ wird ihm zugerufen.

Jetzt bewegt sich die Prozession aus der Kirche. San Cesario, der lokale Schutzpatron, eröffnet den Reigen im Priesteranzug, rosig und lächelnd wie ein Kopf im Schaufenster eines Haarkünstlers. „Come è bello San Cesario!“ sagt ein Dorfmädchen in höchster Bewunderung. Die heilige Anna hat eine Wespentaille und hält die kleine Maria an der Hand. Endlich erscheint die Madonna selbst, und nun geht der Jubel an. Die Glocken läuten, die Musik fällt mit einem Marsch ein, Raketen und Schwärmer fliegen in die Luft, alles jauchzt, der Lärm ist unbeschreiblich. Die Musik folgt der Madonna, und so zieht die Prozession zur Avvocatella hinauf nach Cesinola und weiter durch alle Fraktionen von San Cesario und wird überall mit Raketen und Leuchtkugeln empfangen. Es wurde Nacht, und die Kerzen schimmerten geheimnisvoll und phantastisch durch die dunklen Hecken der viel verschlungenen Hohlwege. Das Volk freut sich so kindlich und harmlos, daß man sich unwillkürlich mitfreut.

Als die Prozession nach dreistündiger Wanderung um zehn Uhr abends heimkehrte, war sie recht erschöpft. Die Brüder gähnten, San Cesario schwankte auf den Armen seiner Träger. Das vor der Madonna einherschreitende Engelchen konnte kaum mehr vorwärts und wurde von zwei Männern geschleppt. An der Thür seines Elternhauses, des Hofes, wo wir neulich den Einsiedler

trafen und mit den vier Mädchen plauderten, hatte er durchaus hineingewollt. „Er war schläfrig und hungrig. Wir gaben ihm Pfefferkuchen, und so ging er noch weiter.“ So berichteten uns seine Schwestern, bei denen wir uns heute früh nach ihm erkundigten.

Das war gestern nur der Vorabend, die „Vigilia“ des Festes. Heute währt der Jubel den ganzen Tag. Das Hochamt wurde von einer Polka eingeleitet, und bei dieser tanzverlockenden Weise lag die Gemeinde andächtig auf den Knien. Der dicke Priester aus der Stadt Cava hielt die Lobrede, „il panegirico“, der Madonna. Seltsam genug! Das Volk hat nicht die mindeste Kenntnis von biblischer Geschichte; die Geistlichen bemühen sich in keiner Weise um den Volksunterricht, besteigen sie aber die Kanzel, so sind ihre Predigten voller Anspielungen auf die alttestamentliche Geschichte, voller Bilder, die dieser entnommen sind. Die Zuhörer, die der Priester mit „Signori“ anredete, verstehen kein Wort davon. Zum Schluß wurde das Dorf San Cesario selig gepriesen, weil es gerade die Madonna dell' Avvocata zu seiner Schutzpatronin erwählt habe, und „questa borgata“, die sich so gesunder Luft und einer fleißigen Bevölkerung erfreue, ward den besonderen Segnungen der seligen Jungfrau in einem wunderlich rhetorischen Gebet empfohlen.

Während der Evangelienvorlesung, des Gloria und der Elevation pflegt man hier an Festtagen vor der Kirchthür Böllerschüsse abzufeuern. Ein unsinniger Gebrauch, der in San Cesario zum Glück abgeschafft ist, seitdem vor einigen Jahren zwanzig Kilo Pulver durch eine solche Salve in Brand gerieten und eine fürchterliche Explosion erfolgte, die das Kongregationsgebäude teilweise zerstörte und drei Menschen das Leben kostete.

Die Musik spielt den ganzen Tag, bald hier, bald dort in allen Ortschaften des Dorfes. Abends Feuerwerk auf dem Lindenplatz. Es fiel mir auf, daß die lustigen Weisen die Jugend nicht zum Tanzen anregten. „Das ist bei uns nicht Sitte,“ sagte man uns. Das Tanzen ist, wie es scheint, ein vorzugsweise deutsches Vergnügen. Ein Volksfest ohne Tanz wäre bei uns nicht denkbar. Als das Feuerwerk abgebrannt war und die Musik abzog, ging alles friedlich und fröhlich nach Hause, und in einem Augenblick war der Platz leer.

Wer übrigens besonders festlustig ist, der geht heute abend noch nach Madre di Dio, einer Kirche bei Nocera, wo die Madonna dell' Avvocata durch ein nächtliches Fest geehrt wird.

— — — — — — — — — — — — — — —

In der Nacht zog ein starkes Gewitter

Improvisierter Verkaufstisch an der Landstraße.

auf. Die Scharen froher Wallfahrer nach Madre di Dio sind gründlich naß geworden. Das hat aber die Festfreude nicht abgekühlt. Heute ist auch noch Fest. Der arme San Cesario, der gestern mit herumgetragen wurde, darf doch nicht ganz leer ausgehen, drum ist ihm zu Ehren morgens Messe und abends Feuerwerk.

Wir sind der ewigen Raketen müde und wollen dem heute ziemlich matten und abgestandenen Festjubel entfliehen. So stiegen wir zur Pietra Santa hinauf und hofften dort mit der wunderbaren Aussicht zugleich wünschenswerteste Stille zu genießen. Aber weit gefehlt. In Corpo di Cava wird Mariä Himmelfahrt begangen und das Madonnenbild in fröhlicher Prozession zur Pietra Santa getragen. Viele Leute waren erwartungsvoll versammelt, und das Raketenfliegen sollte gleich losgehen. Wir kehrten eilig um und verzogen uns in den stillen Wald. Die Feste sind hübsch, aber sie nehmen kein Ende. Es ist zu viel.

* * *

Die Hitze hat sich zu unerträglicher Glut gesteigert. Wir leben wie die Seelen in Dantes Fegefeuer, „che sono contente nel fuoco".

Der August in Italien ist ein Monat der Qual. Schon um sechs Uhr früh ist die Wärme drückend. Unser kleiner Morgenspaziergang ist kein Genuß mehr. Wir flüchten in unsere großen luftigen Räume, die zum Glück sonnenlos sind. Allein die Reflexe sind hier heißer als im Norden das unmittelbare Sonnenlicht. So schließen wir die Jalousien und verhalten uns ganz still. Die oft und mit Recht getadelte „Inerzia" der Italiener, die geistige Schlaftrunkenheit, die jeden Aufschwung lähmt und nie ein lebendiges Interesse aufkommen läßt, wird durch das erschlaffende Klima erklärt und teilweise entschuldigt. Es gehört schon ein sehr großes Maß von Thatkraft dazu, um bei solcher Hitze zu arbeiten.

Was gäben wir nicht um einige regenkalte Tage, wie sie sich in der Heimat im August häufig einzustellen pflegen!

O, wie fühl ich in Rom mich so wohl, gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing!

sagt Goethe — und das wird jedes in den Glanz des reinen Äthers versetzte Nordlandskind ihm nachempfinden. Aber es ist auch wahr, daß in Italien die Qual der Sommermonate der hohe Preis für den milden Winter und herrlichen Frühling und Herbst ist und daß sie an Intensivität alle Plagen des graulichen Nordens übertrifft.

Erst bei einbrechender Nacht verlassen wir das Haus und schleichen im Schneckengange zur kleinen in den Felsen gehauenen Kirche der Avvocatella, auf deren breiter, mit ringsherum laufender Steinbank versehenen Terrasse sich allabendlich die angesehensten Männer von San Cesario zur „Conversazione" versammeln. Wie einfach sind hier die Sitten! In Deutschland gehen die Männer abends zum Bier; ohne Getränk, ohne Tabaksqualm keine Geselligkeit. Hier findet sich, wenn der Einsiedler das Ave Maria geläutet und die Lampe vor dem Altar angezündet hat, einer nach dem anderen ein, verrichtet erst sein Gebet in dem Kirchlein vor dem wunderthätigen Madonnenbilde und verharrt dann bei Mond- oder Sternenschein ein Stündchen plaudernd auf der Terrasse. „Das ist unser Kaffeehaus," sagten sie uns. Ein Kaffeehaus ohne Kaffee, ohne Bier und Wein und Cigarren. Die Männer genießen nur il fresco, die frische Luft, trinken und rauchen nicht. Sie spucken nur, spucken rastlos, und gedenken dabei vielleicht des Drachens, der vor grauer Zeit in einer Höhle dieser Schlucht hauste, und den ein frommer Benediktiner durch Spucken getötet haben soll. Von dem Drachen heißt der Ort drüben Dragonea.

Eine anziehend typische Gestalt ist der alte Einsiedler Francesco Paolo oder Cicco Paolo — wie er abkürzend genannt wird — in seinem langen weißen Rock und mit den scharfgeschnittenen Zügen, die an Köpfe auf alten Bildern der toskanischen Schule erinnern. Als neunzehnjähriger Bursche hat er, der Madonna zu Ehren, durch einen festlichen Böllerschuß seine rechte Hand verloren und mußte sein bisheriges Handwerk, die Weberei, aufgeben. Jetzt trug er bei Festen und Prozessionen die üblichen Pfefferkuchen zum Verkauf umher und arbeitete hier und da, soviel er konnte. Endlich — er war darüber achtundvierzig Jahre alt

geworden — ernannte ihn der Pfarrer von San Cesario in Anerkennung seines fleißigen, tugendhaften Lebenswandels zum Inhaber der kleinen Einsiedelei, die er jetzt schon dreißig Jahre bewohnt. Er hat die Kirche zu bewachen und in stand zu halten und bestreitet dies sowie seinen eigenen Unterhalt lediglich aus den Almosen der Leute, die in der Avvocatella ihre Andacht verrichten. Die wunderthätige Madonna dell' Avvocata hat viele Anhänger besonders in Salerno, wohin Cicco Paolo sich zweimal wöchentlich zur Einlese der ihm regelmäßig zufließenden Gaben begiebt. Für sich selbst braucht er wenig. Er verwendet fast alles zur Verschönerung der Kirche und zur Verherrlichung des Festes, das er alljährlich am Pfingstmontage seiner Madonna zu Ehren veranstaltet. Dazu strömen die Leute aus allen umliegenden Orten, sogar aus Salerno herbei. Sie lagern auf freiem Felde und verzehren ihre mitgebrachten Vorräte, denn es ist, wie einer der „il fresco“ genießenden Männer uns erzählte, „non una festa di devozione, ma una festa di colazione.“

Cicco Paolo ist sehr unternehmend. Er hat auf seine Kosten die Kirche tünchen und den kleinen Glockenturm erbauen lassen. Er kann weder lesen noch schreiben. Dennoch hat er es möglich gemacht, die auf seine Madonna bezüglichen Wundergeschichten zu sammeln und als ansehnliches Büchlein drukken zu lassen. „Natürlich sind es nur die Hauptwunder,“ erklärte er uns. „Wollte man alle Wunder meiner Madonna niederschreiben, würden die Bände kein Ende nehmen.“

Mit seiner einzigen Hand bebaut er den kleinen Garten, der sich in schmalen weinlaubenüberdachten Terrassen an der schroffen Felswand emporzieht, und wenn er nichts anderes zu thun hat, nimmt er sein Gewehr und schießt kleine Vögel. Für mein Mitleid mit den Singvögeln hat er kein Verständnis. „Sie schmecken gut und sind zum Essen da.“ Von Sentimentalität, ja auch von Idealität weiß der Einsiedler nichts, obschon sein fleißiges, friedliches, allzeit fröhliches Dasein einem idealen Zweck, dem Dienste seiner Madonna, gewidmet ist und uns wie die Verwirklichung eines Lebensideals besonderer Art erscheint. Er ist einigemal bestohlen worden, Spitzbuben brachen in sein Haus ein, nahmen ihm Geld und eine Uhr. „Den Verlust tragt Ihr gewiß mit Fassung,“ sagte ich. „Ihr hängt nicht am irdischen Gut.“ „Warum?“ antwortete er halb verwundert, halb empört. „Die Sachen sind gut, und ich brauche Geld für die Madonna und für das Fest.“ Er war ordentlich gekränkt, daß ich ihm einen so unpraktischen Sinn zutraute.

Cicco Paolo ist unser interessantester Verkehr in San Cesario. Mit niemand plaudern wir so gern wie mit ihm. Wir sagten ihm das einmal. Es freute ihn sichtlich. Auch er hat Wohlwollen für uns, und nach dieser gegenseitigen Liebeserklärung wurde der gute Alte besonders mitteilsam.

So lebt er in seinem Häuschen mit der herrlichsten Aussicht, läutet die Glocke, erhält die ewige Lampe, sammelt Gaben für seine Madonna, baut seinen Wein und freut sich jeder guten Gabe Gottes. Sein Brot backt er sich selbst und zwar für viele Monate vorrätig. Es ist eine Art Zwieback, steinhart wie das Knackebrö der Schweden. Er zeigte es uns, und der gute Alte, der uns nie um eine Gabe angesprochen hat, wollte uns durchaus ein großes Stück von seinem Brot schenken. „Nehmt es doch,“ bat er, „und schmeckt es euch nicht, so gebt es den Hündlein.“

Abends unterhält sich der Einsiedler mit den auf der Terrasse versammelten Männern, und kommen Andächtige, so geht er in die Kirche und spricht den Segen oder den englischen Gruß. „So seid Ihr ein Einsiedler und lebt doch recht gesellig,“ sagten wir ihm. „Allabendlich habt Ihr Conversazione. Das lassen wir uns gefallen. Sant Antonio hatte es weniger gut. Er sah in seiner Höhle nur Drachen und Schlangen.“ Cicco Paolo findet auch, daß seine Einsiedelei der Sant Antonios bei weitem vorzuziehen ist, und ist dafür dankbar und in seinem Gott vergnügt.

(Schluß folgt.)



# Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck.

Von

**August von Heyden.**

Bei dem weitverbreiteten Interesse, welches man heute den Produkten der Werkthätigkeit unserer Altvorderen zuwendet, bei der Menge von Staats- und Privatsammlungen, in denen ihre Schätze aufgespeichert werden, der umfassenden Litteratur, diesem Gegenstande menschlicher Thätigkeit gewidmet, erinnern sich nur wenige noch der Zeit oder begreifen sie, in der alles dieses in verschwindend geringem Maße vorhanden war.

Für die Pflege der Reste des klassischen Altertums hat man freilich seit Jahrhunderten sich bemüht; eine gleiche Sorgfalt aber den nachchristlichen Perioden zuzuwenden, ihre kulturhistorische Bedeutung, das reichhaltige Lehrmaterial in ihnen zu entdecken, hat erst die neueste Zeit vermocht.

Wie lange ist es her, daß selbst hervorragende Geister die litterarischen Schätze des deutschen Mittelalters als roh und der Erhaltung unwert ansahen. Gerade in Bayern, wo Reste früherer Zeit reichlich noch vorhanden waren und einsichtige Männer zuerst die Blicke auf sie lenkten, bieten sich klassische Beispiele von Blindheit in Bezug auf den Wert der Erzeugnisse des Mittelalters. Man setzte z. B. den Bestrebungen des Barons von Aretin, die mittelalterlichen Reste Bayerns staatlich zu schützen und zu sammeln, die Ansicht entgegen, daß seit der klassischen Zeit der alten Griechen bis zum Wiedererwachen der Kunst in neuerer Zeit „zu viel altes Zeug existiere, welches den Geschmack verderbe; ja, es wäre ein Glück, wenn man dasselbe verbrenne"; und noch Klenze äußert sich gutachtlich über die „vereinigten Sammlungen in München", als es sich darum handelte, dieselben würdig unterzubringen: man solle sie nach Schleißheim schaffen, weil sie als Anziehung für neugierige Fremde ganz geeignet seien, Besucher in das verödete Schloß zu ziehen, da diese Altertümer ja eigentlich nur den Wert von Erinnerungen für das bayerische Herrscherhaus hätten und das Interesse, welches König Maximilian an ihnen nehme, ja bald wieder erlöschen werde.

Es ist aber patriotische Pflicht, in Dankbarkeit derer zu gedenken, welche, der Gegenströmungen, oft sogar des Spottes unerachtet, den Blick auf die Reste nachchristlicher Zeit lenkten und deren jetzt immer sich steigernde Würdigung erkämpft haben. Ich nenne vor allen die Namen Aretin, Aufseß, Hefner-Alteneck, A. Springer, Eitelberger, Essenwein, Osten-Sacken, Falke, Eye, Quirin Leitner, Bock, Schnütchen, J. Lessing und andere. Wir dürfen hier aber vor allem den Einfluß nicht vergessen, mit dem ein hohes Fürstenpaar diese Bestrebungen gefördert und durch sein jederzeit bekundetes Interesse gewissermaßen courfähig gemacht hat: wir meinen das preußische Kronprinzenpaar, den späteren, leider uns so früh entrissenen Kaiser Friedrich und seine geistvolle und kunstverständige hohe Gemahlin. Allen denen, welche jenem feierlichen Akte beiwohnen durften, wird die herrliche, verständnisvolle Rede unvergeßlich sein, mit welcher der deutsche Kronprinz bei der Einweihung des Gewerbemuseums-Palastes den Einfluß darlegte, welchen die Reste der

Arbeiten unserer Vorfahren auf unsere Werkthätigkeit ausüben, und zu ihrer Nacheiferung aufforderte. Der Altmeister von allen diesen Männern aber und vielleicht deren originellster ist Jakob Heinrich von Hefner-Alteneck.

Es ist eine Reihe von Jahren her, seit mich eine kleine Erwerbung, die eine gewisse kritische Beziehung zu einem der seltensten Stücke des bayerischen Nationalmuseums hatte, zuerst in schriftlichen Verkehr mit dem liebenswürdigen alten Herrn brachte, dem bald persönliche, in der weiteren Entwickelung sehr freundschaftliche Beziehungen folgten. Es sind mir unvergeßliche Stunden, die ich, ihm gegenüber sitzend, verleben durfte, wenn der achtzigjährige Herr im Feuer der Rede und des Streites der Meinungen mit der linken Hand das kleine schwarze Käppchen von einem Ohr zum anderen schob und die Augen, jede Spur des Alters verlierend, aufblitzten, ja seine ganze Gestalt sich aufrichtete wie bei einem Jüngling.

Ohne eigentlich von Beruf ein Gelehrter zu sein, hat Hefner durch unausgesetztes, von frühester Jugend an zielbewußtes Arbeiten mit höchster Anspannung seiner Energie einen großen Wissensschatz zusammengetragen, den für allgemeine Zwecke ohne jeden selbstsüchtigen Gedanken nutzbar zu machen, er bei keinem seiner Vorhaben aus dem Auge verlor. Bei allen seinen Publikationen, bei dem Konservieren, Sammeln für eigenen Besitz und Erwerben für öffentliche Zwecke von Resten der Vergangenheit, bei ihrer Aufstellung und Anordnung standen für ihn rein praktische Zwecke, sei es die Klarlegung historischer oder kunsthistorischer Thatsachen, sei es die Belehrung von Künstlern, Kunstindustriellen und Handwerkern, in vorderster Linie. „Woraus man nichts lernen kann, das ist nichts wert,“ ist ein beständig von ihm ausgesprochener Grundsatz, aber Hefner-Alteneck versteht es eben in hervorragendster Weise, aus oft scheinbar unbedeutendsten Dingen eine Fülle von Belehrung zu ziehen, wie kaum ein zweiter. Am nächsten steht ihm vielleicht darin der verstorbene Eitelberger, neben Jakob von Falke.

Es ist ja unzweifelhaft, daß alle diese Bestrebungen, die sich vielfach mit denen kreuzten, welche v. d. Hagen in der Litteratur, Boisserée und Passavant in der Kunst verfolgten, ihren gemeinschaftlichen Ausgangspunkt in den romantischen Anschauungen des ersten Drittels unseres Jahrhunderts hatten. Doch gerade diese Männer haben der Romantik das mondscheinhaft Körperlose genommen, die Freude und das Interesse am Mittelalter gesundet und auf sicheren Boden gestellt. So sonderbar es klingen mag, so darf man doch sagen, daß diese begeisterten Romantiker die Romantik zerstört und die Kenntnis einer lebensvollen Wirklichkeit an ihre Stelle gesetzt haben.

Wesentliche Unterstützung, ja vielleicht sogar die Möglichkeit ihrer Erfolge verdankt diese Richtung neben dem von mir bereits erwähnten preußischen Kronprinzenpaar zwei ebenfalls durch und durch romantischen Fürstennaturen, König Ludwig I. von Bayern und seinem Sohne, dem ebenfalls leider so früh dahingeschiedenen König Maximilian, welcher letztere durch das Wohlwollen und das Verständnis, das er den Arbeiten von Aretin, Hefner-Alteneck und Aufseß entgegenbrachte, ebenso wie durch die Gründung der historischen Kommission die Möglichkeit rascher, sich gegenseitig fördernder und unterstützender Arbeit zur Klärung der Kenntnisse mittelalterlicher Geschichte und Kultur geschaffen hat. König Ludwig II. aber hatte auch nicht nur volles Verständnis für die Institutionen seines Vaters, sie erfüllten sein ganzes geistiges Leben, und so förderte er sie in der umfassendsten Weise selbst dann noch, als die schwersten Zeiten über den unglücklichen, so groß angelegten Fürsten hereingebrochen waren. So hat bis auf den heutigen Tag eine Störung dieser Kulturarbeit nicht stattgefunden, die nun für immer gesichert scheint.

Während die Historiker Döllinger, Giesebrecht, Waitz, Hegel, Wattenbach, Dümmler u. a. in den Archiven und Bibliotheken die Schätze alter Zeit an das Tageslicht zogen, suchten Aufseß, Hefner-Alteneck, Essenwein u. a. in den Kreuzgängen und Sakristeien der Kirchen und Klöster, auf Böden und in den Rumpelkammern der halb oder ganz verfallenen Schlösser und Burgen, in den Kellereien der alten Patricier und Handwerkerhäuser nach Schätzen, die eine in verkehrten Anschauungen engherzig befangene

Zeit als nutzlosen Wrast in den Schutt geworfen hatte.*

Welche Pracht mittelalterlicher Textilkunst haben uns die Flicklappen zur Ausbesserung der jetzt oft gar nicht mehr vorhandenen liturgischen Gewänder vor Augen gelegt! Ein Glück war es, wenn alte Reste, wie jenes wundervolle Schild der Sammlung Prinz Karl von Preußen im Berliner Zeughause als Waschkesseldeckel, oder jener seltenste Eisenhut im Germanischen Museum als Dachschutz eine alltägliche Verwendung ohne Veränderung seiner Form gefunden hatten, bis sie ein rettendes Auge entdeckte. Auch einer der interessantesten und wertvollsten Teile des bayerischen Nationalmuseums, die Sammlung der Holzschnitzwerke, ist eine solche Rettungsthat von Hefner-Alteneck, welche dem Staate wenig mehr als nichts gekostet hat.

Hefners ganzer Enthusiasmus, alle seine Bestrebungen gingen natürlich aus, woher sie nur ausgehen konnten, von der Liebe zur Kunst; aber wir wollen die Umstände segnen, welche ihn abhielten, Künstler im engsten Sinne des Wortes zu werden.

Jakob Heinrich von Hefner war als der jüngste Sohn des kurmainzischen, später königlich bayerischen Staatsrates Franz von Hefner, den 20. Mai 1811 in Aschaffenburg geboren. Seine Eltern lebten in guten Verhältnissen und hatten noch einen Sohn und zwei Töchter; der älteste Sohn war bereits Kavallerieoffizier, als Heinrich noch ein Kind war, und das Pferd des Bruders wurde die Veranlassung eines schweren Unglückes für den Knaben, das aber vielleicht von dem wesentlichsten Einfluß auf die Charakterentwickelung dieses Mannes geworden ist. Bei einer Spielerei mit dem Pferde brach der Knabe den rechten Arm, der vollends durch die falsche Behandlung eines Arztes bis auf den Oberarm verloren ging. Es konnte nicht fehlen, daß der verstümmelte Knabe, noch dazu als Kind eines hochstehenden, allgemein geachteten Vaters, überall, wo man ihn kennen lernte, Mitleid erweckte. Das aber war dem kleinen charaktervollen Heinrich unerträglich, er biß die Zähne zusammen und sagte sich: Ich will euch zeigen, daß ich mit meinem Arm so viel und mehr leisten kann als ihr mit zweien. Er wurde bei den Kinderspielen der gefürchtetste Raufer, kein Baum, kein Zaun war seinen Kletterkünsten zu hoch, und was beim ersten Male mißglückte, das gelang beim zweiten oder dritten Versuche gewiß. So bildete sich früh seine eiserne Energie, welche ihn durch sein ganzes Leben vor keinen Schwierigkeiten zaghaft werden ließ, wie oft und wie scheinbar unüberwindlich sie ihm später entgegentraten. Die Behinderung durch die Einarmigkeit für jede Handarbeit hatte Hefner schon früh überwunden, wobei ihn ein so überaus sicheres und zuverlässiges Auge unterstützte, daß er noch heute in seinem vierundachtzigsten Jahre für keine, auch die kleinste seiner überaus korrekten Zeichnungen eines Glases bedarf.

Hefners Vater, ein kunstverständiger Herr, hatte eine kleine, aber erlesene Sammlung alter Bilder, an denen das Auge des Kindes mit Staunen und Bewunderung hing. Der Wunsch, selbst ein Künstler zu werden, der wohl schon darum natürlich war, weil seine beiden älteren Schwestern, die eine mit sehr gutem Erfolge, wenn auch als Dilettantinnen, die Kunst übten, wurde niedergehalten durch die vielleicht übertriebene Schätzung der unerreichbaren Hoheit der Kunst, deren Erzeugnisse wenigstens zu sammeln er um so früher begann. Bereits mit zwölf Jahren hatte Hefner das Erwerben der Schnitte von Dürer und der deutschen Kleinmeister neben dem von allerlei Altertümern begonnen. Und es ist merkwürdig, wie früh bei dem Knaben sich ein sicherer Blick, fast möchte man sagen, ein Zielbewußtsein für seinen Sammeleifer entwickelte, der unbeirrt blieb trotz alles Verhöhnens, trotz der Vorwürfe seiner Geldverschwendung für „wertloses" Zeug. So fand er als Knabe das Musterbuch eines Reisenden für Buntpapiere aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts (datiert), das er erwarb und dadurch eine Vorbildersammlung dieser Industrie von höchstem Werte erhielt, zumal Hefner, nachdem er in der Richtung angeregt war, die Sammlung durch sein ganzes Leben fortgesetzt und erweitert hat. Vielleicht hat der erste, nur schlechte Unterricht im Zeichnen, der ihm in Aschaffenburg zu-

* Wir wollen hier eines Mannes gedenken, der mit kundigem Auge manchen Schatz gehoben und zugänglich gemacht hat, des Antiquars Pickert in Nürnberg; daß er dabei selbst nicht zu kurz kam, soll ihm niemand verargen.

gänglich war, wesentlich dazu beigetragen, den Beruf des Künstlers seiner Begabung unmöglich erscheinen zu lassen. Aber es fand sich doch bald eine Unterweisung, welche dem lernbegierigen Knaben brachte, was er brauchte. Professor Louis in Aschaffenburg unterrichtete ihn im geometrischen Zeichnen, namentlich auch in Perspektive und Projektionslehre, so daß er, leidlich vorgebildet, aus dem späteren Unterrichte des verdienstvollen Herausgebers des Werkes über die Katharinenkapelle in Oppenheim, des Galeriedirektors Dr. Franz Hubert Müller zu Darmstadt, den größtmöglichen Nutzen ziehen konnte.

Bald aber regte sich in dem jungen Manne der Trieb der eigenen Ideen, die zunächst der Methode des Zeichenunterrichtes galten, und ein glücklicher Stern, der Hefner öfters geleuchtet, führte ihn mit dem Manne zusammen, der mehr als ein anderer geeignet war, diese Ideen die Probe für ihre Brauchbarkeit bestehen zu lassen.

Der Schöpfer der bayerischen Industrieschulen, Fürst Wallerstein, lernte Hefner kennen und veranlaßte ihn, als Volontär den Unterricht im Zeichnen auf der Anstalt in Aschaffenburg zu erteilen. Der kaum zwanzigjährige junge Mann ergriff feurig die Gelegenheit, seine damals ganz neuen, heute längst allgemein anerkannten Grundsätze des Zeichenunterrichts zur Geltung zu bringen, daß mechanisches Nachzeichnen gänzlich zu verwerfen sei, das Auge des Schülers nach dem Naturkörper geübt und überall auf die dabei in Betracht kommenden Gesetze der Perspektive und der Beleuchtung geführt werden müsse. Hefner behielt diese Stellung fünf Jahre lang bei und wurde als Anerkennung für seine Leistung im Alter von fünfundzwanzig Jahren zum Professor ernannt. Schon vorher hatten das Sammeln von Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen sowie von Gegenständen älterer Kunstindustrie und Bewaffnung, damals oft für ein Butterbrot zu erwerben, dem jungen Manne, der fleißig die ganze ihm erreichbare Umgegend nach derlei Schätzen absuchte, die Bekanntschaft des geistvollen Karl Maria von Radowitz eingetragen, der als Gast König Ludwigs I. Aschaffenburg besuchte. Radowitz war es, der Hefner darauf hinwies, daß das Wesen früherer Kulturperioden sich nur in ihren eigenen Werken widerspiegele und daß es höchste Zeit sei, die in Deutschland zwar noch massenhaft vorhandenen, aber diesem Zwecke doch ganz entzogenen Schätze zu heben. Nicht so, wie Spalat schon Ende vorigen Jahrhunderts die Geschichte der Tracht der Völker zu geben versucht, dürfe man die Sache anfassen; auch der von Bonnard eingeschlagene Weg, obwohl viel richtiger, sei noch nicht korrekt genug, nur durch genaueste Wiedergabe und Zusammenstellung der Reste der Vergangenheit, seien es nun Grabsteine, Miniaturen oder Produkte des Gewerbfleißes, könne man ein wirklich wahres Bild der Vorzeit gewinnen. Die Bedenken des jungen Mannes, die Zweifel an seiner Kraft wußte Radowitz in seiner eminent liebenswürdigen Weise nicht nur zu beseitigen, er öffnete ihm auch durch seinen weitgehenden Einfluß die Wege, um zunächst in näherer Umgebung, Mainz, Frankfurt u. s. w., dann aber in immer weiteren Kreisen sich zunächst selbst über das zu orientieren, was von solchen kulturell wichtigen Resten noch vorhanden war, und leitete die für Hefner ungemein wichtigen Beziehungen zu Passavant, Steinle, Veit und Hochstädt ein. So sammelte sich allmählich eine solche Fülle kulturhistorischen Materials und Wissens bei Hefner, daß er an die Herausgabe seines ersten Werkes „Trachten des christlichen Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen" denken konnte. Der bescheidene Mann aber wagte noch nicht allein an diese Arbeit zu gehen. Er suchte die Hilfe erfahrener Mitarbeiter und glaubte sie auch bald gefunden zu haben. Vor allen Dingen aber brachte ihm das Glück einen Verleger für diese Arbeit, der den Mut hatte, ohne Rücksicht auf den noch sehr zweifelhaften Erfolg dieses jungen Unternehmens die bedeutenden Summen in dasselbe hineinzuwerfen, die es notwendig fordern mußte. Wenn der Erfolg nicht ausgeblieben ist, so gebührt dem Frankfurter Heinrich Hof und dem im Jahre 1848 den Verlag übernehmenden H. Keller der ehrlich verdiente Anteil der Anerkennung dafür, daß er Hefners Bestrebungen durch sein ganzes ferneres Leben zur höchsten Ehre des deutschen Buchhandels treu geblieben ist, keine Mühe und

Kosten gescheut hat, den überaus hoch gespannten Anforderungen Hefners betreffs technischer Ausführung seiner Arbeiten nachzukommen. Stellte doch Hefner an sich selbst die höchsten Ansprüche und schreckte vor keiner Schwierigkeit zurück. Es war ihm ganz gleichgültig, ob er mit seinem Reißbrett im schärfsten Sonnenlichte oder frierend im naßkalten, dumpfen, mattbeleuchteten Keller saß, um irgend ein Denkmal aufzunehmen und zu zeichnen. Oft mußte er, wie bei Wiedergabe des Grabsteines des Apothekers Klaus Hofmair in der Vorhalle von St. Moritz in Augsburg (Trachten des christlichen Mittelalters II, Blatt 243), Teile der Mauer einreißen lassen, um ein volles Bild zu gewinnen. Er löste aber nach dem Erscheinen des ersten Heftes seiner „Trachten des christlichen Mittelalters" im Jahre 1840 seine Verbindung mit seinen Mitarbeitern, weil ihre Arbeiten ihm nicht voll genügten, und stellte sich ganz auf eigene Kraft.

Diese hatte durch seine im Jahre 1837 geschlossene Ehe mit Elisabeth, der Tochter des Geheimrates Pauli, eine wesentliche Stärkung und Sicherung erfahren. Die vortreffliche Frau, eine große, schlanke, imponierende Erscheinung, wie Hefner selbst, voll innigster Teilnahme und reifem Verständnis für die Arbeiten ihres Gatten, hat mit feinem Takte von diesem alles das Kleinliche des Lebens fern zu halten gewußt, was die Arbeitskraft desselben beeinträchtigen konnte. Namentlich in den schweren Tagen, die der Verlust zweier erwachsener Söhne für Hefner herbeiführte — der eine, Offizier, erlag den Folgen des Feldzuges von 1870 —, ist sie es gewesen, welche der leidenschaftlichen Art, wie sich bei Hefners Natur notwendigerweise der Schmerz äußern mußte, heilsame Schranken anlegte und durch ihre feste Haltung seinen Lebensmut und seine Arbeitsfreudigkeit erhielt. Und endlich verdanken wir ihrer aufopfernden Pflege bei einer fast hoffnungslos scheinenden Cholera-erkrankung die Erhaltung des sonst kerngesunden Mannes, dem sie selbst leider vor wenigen Jahren durch den Tod entrissen wurde.

Bald nach dem Beginne der öffentlichen Wirksamkeit Hefners wurde für ihn die unausgesetzte Verwechselung mit einem Professor von Hefner in München, der ebenfalls in Altertumskunde „machte", im höchsten Grade unangenehm. Unser Hefner wußte dieses unausgesetzt sich wiederholende Quiproquo, welches seinen litterarischen und wissenschaftlichen Ruf zu gefährden begann, nicht anders zu beseitigen als durch Hinzufügung des Beiwortes „Alteneck" an seinen Namen, wozu die Genehmigung nach langer Korrespondenz mit der bayerischen Regierung erteilt wurde.*

Der Erfolg des Trachtenbuches, welches in zwei Ausgaben, schwarz und mit sorgfältig von Hefner überwachter Handkolorierung, erschien, war ein unerwarteter. Nicht nur brachte das Deutsche Kunstblatt im Jahre 1843 von der Hand Kuglers eine eingehende Besprechung und einen warmen Hinweis auf die große Bedeutung der Hefnerschen Arbeiten, auch das in England erscheinende Archæological Journal (Juni-Heft 1845) wies in einer langen, mit Illustrationen aus dem Hefnerschen Werke geschmückten Besprechung, welche der Hand eines sehr gelehrten Altertumskenners seinen Ursprung verdanken muß, auf die große Wichtigkeit der Hefnerschen Thätigkeit hin.** Auch in dem von Friedrich Eggers geleiteten Deutschen Kunstblatte findet sich 1851 eine durch drei Nummern fortgesetzte Abhandlung über Hefners Trachtenstudium, das immer mehr litterarische Früchte zu zeitigen begann und, einmal bekannt geworden, aus weiteren Kreisen Förderung gewann.

So war man bei einem kleinen Lustbau auf der Ruine der 1399 verbrannten Burg Tannenberg in Hessen auf alte Funde gestoßen, welche den Großherzog von Hessen veranlaßten, eine sorgfältige Ausgrabung auf dem Burgterrain vorzunehmen. Diese förderten eine unerwartete Anzahl Waffen, Rüststücke, Haushaltungsgegenstände, Scher-

* Die Genehmigung ließ sehr lange auf sich warten, weil die Regierung sich die Gewißheit verschaffen wollte, daß dieser einfache Name nicht Kollisionen mit anderen adeligen Familien, die sich etwa im Besitze des Schlosses oder Fleckens „Alteneck" befinden könnten, herbeiführe. Hefner hatte aber diesen Namen gewählt, weil, was man kaum vermuten sollte, es gar keinen solchen Ort giebt, was die sorgfältigsten Nachforschungen der königlich bayerischen Regierung endlich feststellten.

** Fast gleichzeitig mit Hefners Trachtenwerk erschien in Düsseldorf ein Kostümbuch für Künstler, eine oberflächliche, kritiklos zusammengestoppelte Arbeit, die der gelehrte Engländer in demselben Artikel auf den gebührenden Platz stellt.

ben von Gefäßen und Ofenkacheln zu Tage, gerade lauter Haushaltungs- und Gebrauchsstücke des täglichen Lebens, welche über viele bisher unerledigte Fragen mittelalterlicher Kultur um so vollkommener Auskunft zu geben vermochten, als die Geschichte des Fundortes bis in die kleinsten Details bekannt war und beurkundet wurde, vor allem das Jahr und der Umstand der Zerstörung unumstößlich feststand. Hefner konnte einen Teil dieser Funde und unter Beihilfe eines jungen Gelehrten, Dr. J. W. Wolff, die Geschichte der Burg Tannenberg als besonderes Werk, ebenfalls bei H. Keller, 1850 erscheinen lassen. Als notwendige Ergänzung des Trachtenwerkes hatte Hefner-Alteneck bereits die Veröffentlichung der Gerätschaften des Mittelalters in Arbeit genommen, welche als dreibändiges Werk mit herrlichen, mit der Hand kolorierten Tafeln von 1848 bis 1855 von H. Keller der Öffentlichkeit übergeben wurde. Hefner war 1852 nach München übergesiedelt, wo er reichere Hilfsquellen für seine Thätigkeit zu finden hoffen durfte.

Schon 1853 ernannte ihn König Max zum Konservator der vereinigten Sammlungen in München. Freilich hörte für ihn als gewissenhafter Verwalter von Staatseigentum nunmehr jedes Erwerben im eigenen Interesse auf. Er widmete, abgesehen von der Fortführung seiner litterarischen Arbeiten, seine ganze Thätigkeit nun ausschließlich dieser königlichen Sammlung und dem in Gründung begriffenen bayerischen Nationalmuseum.

Es war ein Glück für Hefner, daß er dem Drängen seines Freundes Aufseß, der im Jahre 1852 auf dem Kongreß der historischen Vereine zu Dresden nicht ohne Hilfe Hefners die Gründung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg ermöglichte, nicht nachgab, Nürnberg statt München zu seinem Aufenthalte zu wählen; er würde bei der eigenartigen diktatorischen Natur von Aufseß in seinem ruhigen zielbewußten Fortarbeiten nur gestört worden sein. Gerade die lokale Trennung beider Männer erhielt jedem die ihren Zielen so förderliche Individualität. Die größeren Verhältnisse der Münchener Unternehmungen, die reicheren Hilfsquellen waren allein geeignet, Hefners ganze Thätigkeit entfalten zu lassen, die in Nürnberg nur zu unheilvoller Konkurrenz mit den Bestrebungen von Aufseß geführt hätten. Als König Maximilian unseren Hefner im Jahre 1862 zum Konservator des königl. Kupferstichkabinetts und der Sammlung der Handzeichnungen machte, erwählte ihn auch die Akademie der bildenden Künste zu ihrem Ehrenmitgliede; freilich mußte er deshalb jetzt seine offizielle Stellung bei den vereinigten Sammlungen aufgeben. Aber auch hier gestaltete sich seine Thätigkeit nach dem Princip, daß eine solche Sammlung allgemeine Belehrung schaffen müßte und nicht nur für den Gelehrten da sei. Er stellte daher zuerst einen streng chronologischen Überblick über die Entwickelung des Kupferstiches zusammen. Gleichzeitig hatte er Gelegenheit, das prachtvolle Turnierbuch Maximilians I. von Hans Burgkmaier, im Besitze des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, durch eine große Publikation, ebenfalls im H. Kellerschen Verlage, weiteren Kreisen zugänglich zu machen (1853), was um so verdienstlicher ist, als das Original, ein Papiercodex in sehr desolatem Zustande, vielleicht nicht mehr lange zu erhalten möglich sein wird. Das Turnierbuch ist aber auch darum von hervorragendem Werte, weil es authentische Darstellungen dieser Kampfspiele in der vormaximilianischen Zeit mit der Art, wie sie durch Kaiser Max und nach ihm geübt wurden, zur Darstellung bringt. Die Hauptthätigkeit Hefners aber blieb das unausgesetzte Umblicken nach den Resten vergangener Zeit; es geschah das nicht sowohl vom Standpunkt des Sammelns für den Staat, als vor allem des Schützens des noch Vorhandenen, und wir verdanken dieser Unermüdlichkeit die Erhaltung von mindestens hundertundzwanzig alten Grabsteinen, die er dem Verderben entriß, ungezählt diejenigen, die er abformen ließ und zeichnete. Unter den ersteren befinden sich die herrlichsten Produkte deutscher Meister, wie z. B. Riemschneiders u. a. Er auch war der Entdecker jener berühmten Kampfschilde in der Elisabethkirche von Marburg, welche, nachdem Hefner die schönsten in seinen Trachten veröffentlicht, eine vollständige Publikation durch Warnecke erfuhren. Bei einer seiner Reisen im Jahre 1841 hatte er in Bamberg einen

komischen Kauz, Martin von Rieder, kennen gelernt. Er war Zeichenlehrer und hat als solcher mannigfach guten Einfluß geübt; so waren der bekannte Architekt Ohmüller und der Gotiker Friedrich Hofstet seine Schüler. Rieder war in dem an alten Resten des frühen Mittelalters ehemals so reichen Bamberg aufgewachsen und war Zeuge der unerhörten Brutalitäten gewesen, mit welchen im Jahre 1816 bei Säkularisation der Klöster mit den Schätzen der früheren Jahrhunderte gehaust wurde. So gering seine Mittel waren, gelang es ihm doch, eine Menge herrlicher Reste zu erwerben und zu bergen. Seine volle Bedürfnislosigkeit ermöglichte, diesem Sammeltrieb weiter zu frönen, und so häufte Rieder allmählich auf Dachböden und in Scheunen, die ihm von Freunden überlassen wurden, da sein Haus längst vom First bis zum Keller vollgestopft war, alle alten Überreste auf, die er erreichen konnte. Natürlich war darunter eine Menge ziemlich wertloses Zeug neben den merkwürdigsten Kostbarkeiten. Rieder war glücklich schon in dem Bewußtsein des Besitzes, denn zu einem Teile desselben zu gelangen und ihn zu genießen, war bei dieser eigenartigen Magazinierung völlig ausgeschlossen. Hefner sah aber bei wiederholtem Besuche von Bamberg die große Wichtigkeit der Erhaltung dieser einzigen Sammlung ein, und da Rieder selbst den Wunsch hatte, die Dinge in sachverständige, feste Hände gelangen zu lassen — er hatte an Gründung eines Museums in Bamberg gedacht —, so ging er willig auf Hefners Vorschlag ein, gegen eine Leibrente von 1500 Gulden die ganze Sammlung an den Staat für das bayerische Nationalmuseum abzutreten. Die Übernahme der Sammlung erfolgte durch Aretin und Hefner im Jahre 1860, aber bereits 1862 starb Rieder, so daß die Sammlung, in der sich z. B. das heute geradezu unschätzbare karolingische Elfenbeinkästchen und viele andere Arbeiten in Elfenbein des elften und zwölften Jahrhunderts befanden, ebenso wie die reich mit Miniaturen geschmückte Pergamenthandschrift des Polonius Marcellus, die Entwürfe Rohrritzers für den Bau des Regensburger Domes, eine Menge Missalen und Chroniken, dem bayerischen Staate 2400 Gulden kosteten.

Am 28. Oktober 1867 fand endlich die feierliche Eröffnung des bayerischen Nationalmuseums in dem prächtigen Gebäude an der Maximilianstraße unter seinem Direktor Karl Maria Freiherrn von Aretin statt, und die Riedersche Sammlung bildete einen der wichtigsten Teile dieses großartigsten Instituts in Deutschland. Aretin hatte Klenze gegenüber, der, wie bereits gesagt, diese Sammlungen nach Schleißheim hatte schaffen wollen, einen schweren Stand gehabt, sie München zu erhalten, und er verdankte vielleicht nur dem Umstande, daß das für das Taubstummeninstitut bestimmte große Gebäude an der Maximilianstraße sich für diesen Zweck unbrauchbar erwies, die Erfüllung seines sehnsüchtigsten Wunsches, seiner unausgesetzten Bestrebungen. Das Taubstummengebäude war zum Nationalmuseum hergerichtet worden. Aber schon am 29. April 1868 überraschte Aretin der Tod.

König Ludwig II. sah sofort in Hefner den einzig möglichen Nachfolger des Hingeschiedenen, den er bereits im Januar 1868, während Aretin noch in voller Gesundheit thätig war, zum Generalkonservator der Kunstdenkmale Bayerns ernannt hatte. Es kamen nun freilich schwere, verantwortungsvolle Tage für Hefner. Aretin hatte in jenem unausgesetzten Kampfe mit widerstrebenden Kräften das Museumsgebäude, um endlich beatus possidens zu werden, vielleicht etwas vorschnell ohne genügende Untersuchung des baulichen Zustandes des Hauses übernommen. Es zeigten sich bald die gefährlichsten Gebrechen an dem noch ganz neuen Bau. Die Keller waren nicht überwölbt, die Balken an vielen Stellen durch Auffüllung feuchten Schuttes so angefault, daß einmal ein Besucher durch den Fußboden brach. Ohne das Museum nur einen Tag zu schließen, wurden die nötigen Wölbungen und Balken eingezogen, durch Treppenanlagen und Feuermauern die Feuersicherheit des Baues, dessen Inhalt nachgerade unschätzbar geworden war, geschaffen. Gleichzeitig mit diesen Arbeiten steigerte Hefner die Ausnutzbarkeit des Instituts durch eine von dem vortrefflichen Kreitmeyer geleitete Gipsformerei, durch Herstellung von Photographien der hervorragendsten Sammlungsstücke, durch Einrichtung der großen Fach-

bibliothek und der Kopiersäle. Endlich gelang es Hefner auch, den freien, öden Raum hinter dem Museum zu gewinnen und einen Garten zu schaffen, in dem Kunstwerke, die in den Sälen nicht recht untergebracht werden konnten, wie die Fugger-Bronzegruppe von Hubert Gerhard, viele Grabsteine u. a., aufzustellen möglich wurde.

Neben all diesen Arbeiten, die von unausgesetzten Reisen zum Zweck neuer Erwerbungen unterbrochen wurden, ging eine chronologische Neuordnung des Museums, sowie eine musterhafte Etikettierung jedes einzelnen Gegenstandes einher, auf welches beides Hefner den größten Wert legte, weil überhaupt nur so nicht nur dieses, sondern jedes Museum den Zweck allgemeiner Belehrung und Bildung erfüllen kann, der allein die Aufwendung so großer Summen und so vieler Kräfte rechtfertigt. Demselben Zwecke diente in hervorragender Weise die Ausscheidung von ebenfalls streng chronologisch geordneten Fachsammlungen, z. B. der Waffen und Kostüme, der Schmiedekunst, der Holzskulpturen, der Textilien und der Keramik, der Modellsammlungen für Goldschmiede u. s. w. Dabei erlaubten die von Hefner selbst konstruierten Gestelle und Schränke eine so allseitige Betrachtung des ausgestellten Gegenstandes, daß die Einrichtungen des Museums als mustergültig gelten können und auch anerkannt worden sind, so daß Julien Solvay, der 1878 vom Ministerium in Brüssel als Experte nach Deutschland und Österreich zum Studium der Museumseinrichtungen gesendet wurde, in seinem Berichte mit Recht sagen konnte: À tous égards le Musée bavarois de Munich est le plus parfait et celui, qui peut fournir le plus d'indication en cette manière. C'est un modèle d'ordre, d'organisation, d'installation, de richesse, et il ne s'en trouve nulle part, qui soit aussi complet.*

Aber auch im eigenen Lande hat es Hefner-Alteneck nicht an Anerkennung gefehlt, wenn auch der zweite Kongreß der Kunstgewerbevereine in München sich bemüßigt fand, den Wunsch auszusprechen, daß, da Hefners Thätigkeit ausschließlich durch das Direktorium des Nationalmuseums ausgefüllt sei, die Erhaltung der Kunstdenkmale Bayerns schärfer im Auge behalten werden müsse. Vielleicht ist dieser bisher in keinem deutschen Lande so unausgesetzte Sorge gewidmet worden wie in Bayern gerade durch Hefner. Ich könnte beschämende Beispiele der Vernachlässigungen in diesem Fache aus Staaten anführen, deren Kunstverwaltungen sonst einen in mancher Beziehung vielleicht nicht unverdienten Ruf genießen.

Hefner als Generalkonservator der Kunstdenkmale Bayerns konnte den ihm mittelbar gemachten Vorwurf durch Anführung von Thatsachen völlig zurückweisen. Aber es blieben dem verdienten Manne doch auch Enttäuschungen und unliebsame Erfahrungen nicht erspart, so daß er im Jahre 1885 in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahre auf wiederholtes Ansuchen endlich sich in den Ruhestand zurückziehen durfte. Natürlich war das für Hefner nur insofern eine Ruhe, als er unbehindert von amtlicher Pflicht nunmehr ganz der Beendigung der kunst- und kulturhistorischen Arbeiten leben konnte, die ihn schon in den letzten Jahren beschäftigt hatten. Als Hefner, schwer gedrückt von dem Tode seiner treuen Lebensgefährtin, den achtzigsten Geburtstag feierte, ernannte ihn der Prinz-Regent zum königlich bayerischen Geheimen Rat. Für ihn hatte aber jetzt das Leben, einsam, wie er geworden war — sein als Elektriker ausgezeichneter nunmehr einziger Sohn, der Schwiegersohn Pilotys, lebte fern von München —, nur noch einen Zweck: fertig werden mit allem, was begonnen war. Und wirklich, überblickt man den ganzen Umfang dessen, was Hefner geschaffen, so kann man die höchste Bewunderung diesem staunenswerten, so erfolgreichen Fleiße nicht versagen. Die Anzahl dieser Werke ist nicht einmal so groß, aber, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, sie haben es in sich.

Diese Bewunderung wächst, wenn man weiß, mit welcher außerordentlichen Sorgfalt alle diese Veröffentlichungen vorbereitet und ausgeführt wurden, wobei er ganz allein auf den klaren Blick seiner bis in sein jetziges Alter nie ermüdenden, erstaunlich seh-

* In jeder Hinsicht ist das bayerische Museum in München das vorzüglichste und kann die beste Belehrung in dieser Richtung gewähren. Es ist ein Muster von Ordnung, Organisation und Reichtum, und nirgends findet sich eine gleich vollständige Sammlung.

kräftigen Augen und seine linke Hand angewiesen war. Man muß Hefner mit dieser linken Hand arbeiten gesehen haben, wie er auf dem durch kleine Bleigewichte in schräger Lage zu seinem Körper festgehaltenen Papier Stift und Pinsel mit solcher Sicherheit handhabt, daß Korrekturen fast ganz ausgeschlossen erscheinen. Man muß gesehen haben, mit welcher Sorgfalt er bei Durchsicht der Probedrucke jeden Stich, jeden Farbenabzug prüft und Fehler rügt, wo mein doch ebenfalls geschultes Auge kaum einen solchen würde entdeckt haben. Seine Publikationen haben, obgleich er sich bei der Darstellung von Gerätschaften fast niemals der Photographie bedient hat, den Wert absoluter Zuverlässigkeit.

Hefner hat den ganz richtigen Gesichtspunkt, daß die Photographie den Körper verzerre, also ein absolut richtiges Bild nicht zu geben vermöge, zumal sie durch unvermeidliches Hervortretenlassen des Zufälligen das Wesen der Erscheinung verdunkle, daß ferner die Photographie jede Restauration bei der Darstellung der oft sehr beschädigten und verunstalteten Originale unmöglich mache.* Diese Übelstände werden bei einer von kundigem Auge geleiteten, perspektivisch richtig konstruierten Zeichnung fortfallen. So beruht das vollständig in zehn großen Quartbänden vorliegende Prachtwerk „Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts“, in welchem er seine Trachten des christlichen Mittelalters und seine Gerätschaften zu einem verbesserten Ganzen vereinigt hat und dem ein ähnliches an die Seite zu stellen keine zweite Nation vermag (vergl. „Nord und Süd“, Band 39, Heft 115), eben auch fast ausschließlich auf Hefners eigenen Zeichnungen. Ich darf dem dort Gesagten nur hinzufügen, daß die gleiche Sorgfalt und Vollendung, welche in den ersten Bänden die allgemeinste Anerkennung nicht nur der Fachkreise erregte, bis zum letzten Blatte des letzten zehnten Bandes die gleiche geblieben ist.

Ebenso vollkommen ist eine zweite Publikation, gleichfalls ein Prachtwerk ersten Ranges: „Deutsche Goldschmiedewerke des sechzehnten Jahrhunderts“ (Frankfurt a. M., Heinrich Keller, 1890). Die dargestellten Gegenstände sind Reproduktionen der auf Pergament ausgeführten Zeichnungen von Hans Mielich, in München 1573 gestorben. Es sind dies teils Kopien vorhandener Prachtgeräte und Schmuckstücke, fast sämtlich aus der Schatzkammer des bayerischen Herrscherhauses — sie wurden seiner Zeit im Auftrage Albrechts V. und seiner Gemahlin, Anna von Österreich, von Mielich dargestellt und bildeten dadurch gewissermaßen ein bildliches Inventar jenes Besitzes —, teils sind es Entwürfe Mielichs selbst, für reiche Private zur Ausführung durch deutsche Goldschmiede bestimmt.

Das Vorhandensein dieser Zeichnungen ist von um so größerer Bedeutung für die Kunstgeschichte, als die Schätze selbst, welche einen unglaublichen Wert an Gold, Edelsteinen und köstlicher Ausführung repräsentieren, größtenteils verloren gegangen oder eingeschmolzen sind. Eine französische Reisebeschreibung vom Jahre 1816 erwähnt noch mehrere der von Mielich gezeichneten Prachtwerke als in der Schatzkammer in München vorhanden. Gegenwärtig ist, wie gesagt, fast nichts mehr erhalten. Nur der große ungeschliffene Smaragd der Prachtkanne (Tafel 9) existiert noch. Die Zeichnungen selbst scheinen zum Teil als Geschenke an fürstliche Personen Verwendung gefunden zu haben; jedenfalls wurden sie im Laufe der Zeit verstreut, so daß sich nur ein Teil in der Königl. Bibliothek in München erhalten hat. Auch das Königl. Kupferstichkabinett in Berlin besitzt einige. Vor allen aber war Hefner selbst so glücklich, ein großes, freilich schlimm zugerichtetes Konvolut dieser Zeichnungen vom Antiquar Kronacher in Bamberg erwerben zu können, nachdem die Königl. Bayerische Staatsbibliothek den Ankauf dieser unschätzbaren Blätter mit dem Bemerken abgelehnt hatte, daß die Darstellungen keinen wissenschaftlichen Wert hätten und ähnliche Dinge genug vorhanden seien.

* Warnecke hat einen Vorzug seiner Publikationen der heraldischen Kampfschilde von Marburg den Hefnerschen Darstellungen gegenüber gerade in ihren photographischen Aufnahmen gesucht. Er entkräftigt aber diese Behauptung selbst dadurch, daß er fast durchweg, um die Aufnahme verständlicher zu machen, doch auch zu geometrischen Zeichnungen hat greifen müssen. Das Werk ist übrigens vortrefflich, namentlich durch seine Vollständigkeit.

Die Blätter — Zeichnungen auf Pergament oder Papier mit der Feder konturiert und in Farben ausgetuscht, vielfach zerrissen und vermodert — fanden sich in einer ebenfalls stark beschädigten Ledermappe, mit dem Bibliothekzeichen der Kurfürstin Dorothea Sibylla von Sachsen (gest. 1659). Hefner stellte diese köstlichen Blätter durch mühevolle und sorgsame Restauration wieder her und veröffentlichte einen Teil der schönsten gleichzeitig mit den vorzüglichsten Blättern der bayerischen Staatsbibliothek in dem vorgenannten Werke auf zwanzig Tafeln in vortrefflichem Farbendruck. Er selbst kopierte die Zeichnungen behufs des Kupferstiches auf das genaueste. Einige Blätter wurden ihrer großen Dimensionen halber in verkleinertem Maßstabe oder nur teilweise dargestellt, z. B. mehrfach nur einzelne Glieder der zahlreichen Prachtketten.

Welche nunmehr verlorenen Schätze müssen seiner Zeit in Deutschland vorhanden gewesen sein, wenn ein Fürstenhaus eine solche Fülle von Kostbarkeiten besaß, deren Pracht, deren Geschmack und Sauberkeit der Ausführung alles in Schatten stellt, was die Jetztzeit derartiges hervorbringt. Wir besitzen ja noch genug Verzeichnisse von Schmuckschätzen, wie das von jenem Vermächtnis Joachims II. an seine natürliche Tochter von der schönen Gießerin, jenes Brautschatzes, den Johann Sigismund von Brandenburg 1594 von Meister Gabriel Lange in Nürnberg fertigen ließ, jenes reichen Vermächtnisses an Schmuck, das der Geck Hans Meinhard von Schönburg 1615 seinen lachenden Erben hinterließ. Nicht alles mag die Qualität jener bayerischen Kronschätze gehabt haben. Aber hin und wieder auftauchende spärliche Reste und die Hefnersche Publikation geben uns den traurigen Beweis, was das als arm verschriene Deutschland einst sein genannt und verloren hat.

Aus den Jahren 1866 bis 1868 datiert eine weitere vortreffliche Veröffentlichung unseres Hefner, die der mittelalterlichen Kunstsammlung des Fürsten Anton von Hohenzollern zu Sigmaringen. Lindenschmidt hatte bereits früher den prähistorischen und antiken Teil dieses herrlichen Besitzes im Auftrage seines hohen Eigentümers bearbeitet. Hefner brachte die Werke des zehnten bis siebzehnten Jahrhunderts auf sechzig sorgfältig mit der Hand kolorierten Kupferstichtafeln und begleitendem Text (München, Friedrich Bruckmann). Alle Blätter sind von Hefner selbst in seiner bekannten korrekten Art gezeichnet. Aber gerade hier zeigt sich die Richtigkeit des Grundsatzes, die Zeichnung vor der Photographie zu bevorzugen. Eines der interessantesten Stücke der Sammlung, das Pappenheimer Schwert, wäre durch Photographie abzubilden nicht möglich gewesen, weil es so zerstört ist, daß nur das kundige Auge Hefners die Herstellung eines Bildes mit der ganzen Schönheit dieser herrlichen Waffe ermöglichte, wie wir sie vor uns haben.

Handelt es sich bei Herausgabe der Goldschmiedearbeiten nicht nur um die Schaffung von Vorbildern für Goldschmiede, sondern auch um den Beweis der Leistungsfähigkeit des deutschen Kunstgewerbes früherer Zeit, wo Unkenntnis oder halbe Kunstkennerschaft bisher immer das Gespenst des Benvenuto Cellini auftauchen ließ, so hat eine zweite Veröffentlichung Hefners in noch höherem Grade die Ehre der deutschen Kunstindustrie des sechzehnten Jahrhunderts gerettet und ins hellste Licht gestellt.

Auch die prachtvoll getriebenen Rüstungen im Louvre, in Madrid, in Dresden, welche der Zeitperiode Franz' I. bis Heinrichs III. angehörten, waren bisher immer für Produkte italienischer und französischer Plattner angesehen worden. Aber Hefner fand unter den alten wertlos erachteten Papierbündeln der Königl. Sammlung der Kupferstiche und Handzeichnungen in München die köstlichen Entwürfe zu Prachtrüstungen, deren Ornamente die Monogramme und Symbole der französischen Könige zeigten. Angeregt durch diese Funde, brachten archivalische, durch den preußischen Gesandten Grafen Werthern in Madrid angestellte Forschungen die Korrespondenzen und Abrechnungen auch der Verwaltungen Karls V. und Philipps II. zu Tage, welche mit deutschen Plattnern geführt worden waren.

Es ist aber ausgeschlossen, daß diese Plattner entweder Entwürfe nichtdeutschen Ursprunges ausgeführt haben oder wiederum deutsche Entwürfe in Frankreich, Italien oder Spanien dortigen Plattnern als Vor-

bilder gedient haben könnten.* Gerade bei den berühmtesten und schönsten Rüstungen, z. B. in Madrid, findet sich das Plattnerzeichen des Desiderius Kolmann, des Jorg Seusenhofer und anderer. Die Zeichnungen sind meist ohne Namen. Hefner vermutet bei einigen die Autorschaft von Mielich, bei anderen die von Daniel Hopfer und Christoph Heinrich Schwarz, von dem, wenn Hefner damit recht hat, ihm die Zeichnungen zum Brustharnisch Tafel 18 zuzuschreiben, unzweifelhaft auch der Entwurf auf Tafel 11 stammt, der, meiner Ansicht nach für denselben Harnisch gemacht, eine ganz gleichartige Empfindung in der Linienführung und in den Formen zeigt. Auch wo sich die nach diesen Zeichnungen getriebenen Rüststücke befinden, ist bis jetzt nur in wenigen Fällen festzustellen gewesen. Die Monde und das verschlungene Monogramm H. D. unter der Königskrone beweisen den Auftraggeber Heinrich II. von Frankreich unzweifelhaft. Ebenso weist das F. mit der Krone und dem Salamander auf König Franz I. Die wenigen noch erhaltenen, nach den Entwürfen wirklich gefertigten Stücke hat Hefner in einer Roßstirn aus der Sammlung Napoleons III. — jetzt im Musée d'Artillerie in Paris —, sowie in einem Brustharnisch einer Rüstung Rudolfs II. entdeckt, der sich in dem K. K. Waffenmuseum zu Wien befindet. Sorgsames Suchen und Vergleichen der Zeichnungen mit den Prachtwerken in den Waffensammlungen würde die Zahl der vorhandenen Stücke sicher vermehren. Es war jedenfalls eine große Anzahl solcher Zeichnungen vorhanden, welche, nicht beachtet, in alle Winde zerstreut worden sind. Dem Sammlerfleiße des umsichtigen Herrn Detailleur gelang es ebenfalls, einige aufzufinden, welche nun mit dessen ganzer Sammlung zu den Schätzen des Königl. Kunstgewerbemuseums zu Berlin gehören.

Musterhaft, wie alle Veröffentlichungen, welche unter Hefners Leitung aus dem Verlage von Keller in Frankfurt hervorgingen, sind auch diese achtzehn Blätter, in unveränderlichem Lichtdruck in den Ateliers von Bruckmann in München hergestellt. Hier, wo es sich nur um Reproduktionen von unkolorierten Zeichnungen meist in Konturen handelte, konnte Hefner nicht zweifelhaft sein, die photographische Kopie zu wählen.

Hieran reihen sich zwei weitere überaus verdienstvolle Veröffentlichungen: „Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance“ (zwei Bände, 1860 bis 1885) und „Ornamente der Holzskulpturen von 1450 bis 1820 im bayerischen Nationalmuseum“ (beide bei Heinrich Keller in Frankfurt a. M. erschienen).

Hefner giebt, vom dreizehnten Jahrhundert beginnend, in zwei Bänden eine große Anzahl von mustergültigen Eisenarbeiten mit Ausschluß der Plattnerei, welche allerdings der Eisenarbeit die schwierigsten Aufgaben stellt, aber als eine Kunst für sich aufgefaßt werden muß und für die Belehrung des Eisenarbeiters der Jetztzeit ziemlich wertlos ist. Es folgen nach der Reihenfolge den Darstellungen der gotischen Periode die namentlich in Italien so reich entwickelten Übergangsformen zur Renaissance, wie jener Fackelhalter von Nicolo Grosso am Palazzo Strozzi. Die Arbeiten der Renaissance selbst führen in die reichen Barockformen, wie sie die Gitter am Belvedere in Wien, die an der Residenz von Würzburg und die im bayerischen Nationalmuseum befindlichen Gitter von Eichstedt repräsentieren. Die vortrefflichen Aufnahmen, die musterhaft meist von Klephan gestochen sind, entstammen wieder durchweg Hefners zuverlässiger Kunstfertigkeit. Hingegen hat sich Hefner in den „Ornamenten der Holzskulptur“ der Photographie bedient. Auf vierzig Tafeln wurden in unveränderlichem Lichtdruck von Obernetter in München über achthundert Werke der Holzschnitzerei dargestellt, welche durchgehends der als ein Unikum dastehenden Sammlung des bayerischen Nationalmuseums angehören. Hefner hat, wie bereits angedeutet, diese Sammlung fast aus Bauschutt und Müllhaufen zusammengelesen. Beim Abbruch alter Häuser abfallende geschnitzte Bauteile, bei Umzügen und Neueinrichtungen von Wohnungen als überflüssigen Ballast fortgeworfene Bilderrahmen und Ähnliches sind von geschickter Hand ihrer Verunstaltungen entkleidet, gereinigt und zusammengestellt worden. Die

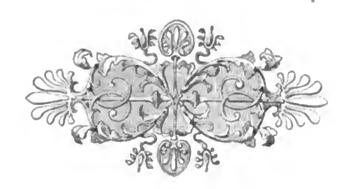
* In neuester Zeit haben die Forschungen von Wendlin Böheim und Cornelius Gurlitt erfreuliche Aufschlüsse über den Verkehr ausländischer Fürsten mit deutschen Plattnern gebracht.

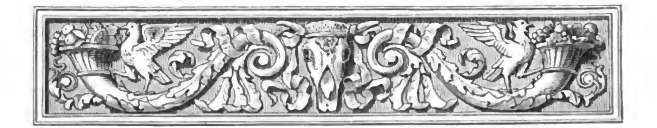
baren Auslagen für die käuflich erworbenen Stücke betragen wenige Hundert Mark. Aus dieser Sammlung wählte Hefner die für den Zeitraum von 1450 bis 1820 am meisten mustergültigen Stücke für seine Publikation, bei der er, weil hier zufällige Beeinträchtigungen der Form, welche eine Restauration durch den Zeichner fordern, fast ausgeschlossen ist, wie bereits gesagt, von der Photographie Gebrauch machen konnte.

Was alle diese Veröffentlichungen Hefners in hervorragender Weise kennzeichnet, ist neben der umfassenden Kenntnis ihres vorbildlichen Wertes für die Technik der überaus feine Geschmack, mit dem die Dinge gewählt und zusammengestellt sind. Jedes Blatt ist ein kleines Kunstwerk in Bezug auf Anordnung der Gegenstände nicht nur nach der Seite der Belehrung, sondern auch nach der des Schönheitsgefühles. Es studiert sich in keinen Publikationen bequemer als in denen von Hefner. Daß die Anerkennung des Wertes dieser Arbeiten weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausgeht, dafür ist der Beweis, daß einige derselben, z. B. die „Eisenwerke", eine französische Bearbeitung erfahren mußten (Paris, Librairie Troß, 1870).

Dauernd fortgesetztes Specialstudium wird vielleicht manche der von Hefner in den Begleittexten seiner Veröffentlichungen gegebenen Ansichten abweisen oder modifizieren, aber das Verdienst wird ihm niemals bestritten werden können, daß er ein Bahnbrecher war, daß ein großer Teil der kulturgeschichtlichen Bestrebungen in Deutschland auf den von ihm gelegten Fundamenten ruhe und daß er mehr wie irgend ein anderer zur Erhaltung vieler kulturell hochwichtiger Schätze der Vergangenheit gewirkt hat. Seine Arbeiten werden niemals aufhören, ein unentbehrliches Hilfsmittel für den Kultur- und Kunstindustrieforscher zu sein, weil die Zuverlässigkeit seiner bildlichen Darstellungen unvergleichlich und unumstößlich ist.

Hefner genießt das große Glück, die Erfolge seines Lebens noch voll ernten zu können. Er ist der letzte dieser Männer von so universell kulturgeschichtlichem Wissen, welche die Mauern dieses Gebäudes einer neuen Wissenschaft aufgeführt haben. Denn der vortreffliche Essenwein ist nun auch in das Grab gesunken. Jetzt gilt es, durch das Specialstudium der einzelnen Fächer den inneren Ausbau des Hauses zu schaffen. Kräfte fehlen nicht. Der allseitig, bei Staaten wie bei Privaten, sich bethätigende Sammeleifer giebt verhältnismäßig leichte Gelegenheit für diese Arbeiten. Möge Hefner mit seinem klaren Auge die Fortentwickelung des von ihm Gegründeten noch lange in derselben Frische verfolgen können, die der schönste wohlverdiente Lohn eines so unermüdlich strebsamen Lebens ist.





# Privilegierte Nachbildung von Altertümern.

Skizze

von

**Joseph Steigerwald.**

In den Kreisen der Kenner ist es eine bekannte Thatsache, daß es eine Reihe von Fälschern giebt, die Antiquitäten jeder Art nachmachen und als echt in den Handel bringen. Es geschieht dies nicht etwa erst seit den letzten Jahren, nein, schon viel, viel länger, und zwar mit solchem Raffinement und einer Aufbietung von Kunstfleiß, daß nicht selten die besten Kenner übertölpelt werden. Die öffentlichen Museen und Sammlungen von Privaten, alle bergen sie Falsifikate, die meist sehr gut bezahlt und als solche erst später an kaum zu bemerkenden Einzelheiten entdeckt wurden. Am meisten natürlich werden Sammler, die als solche erst anfangen, von schlauen Händlern übers Ohr gehauen und müssen für ihre Leichtgläubigkeit tüchtig zahlen.

Es giebt faktisch kein Gebiet der Altertumskunde, das nicht durch Fälschungen ausgenützt wurde und noch wird. Ja, es giebt über diese Fälschungen und über ihre Methoden jetzt schon eine ziemlich umfangreiche Litteratur, und ist es namentlich das Buch des Franzosen Paul Eudel: „Die Fälscherkünste" (Le Truquage), das eine Fülle von konkreten Beispielen bietet.

Die Details dieser Fälscherkünste hier zu offenbaren, wäre ja gewiß sehr interessant, allein der Zweck dieser Zeilen gilt dem Schaffen einer Nachbildnerwerkstätte, in der schon seit einer Reihe von Jahren Altertümer, namentlich solche römischen, fränkischen und skandinavischen Ursprungs, mit einer Treue nachgeahmt werden, welche staunenswert ist.

Grabstätte eines ausgerüsteten römischen Kriegers. (Fundstätte: Mainz.)

Es handelt sich jedoch um keine Fälschungen, sondern um legale Nachbildungen zum Zwecke der Ausbreitung der Altertumskunde — eine Nachbildnerei, die sogar von verschiedenen Regierungen und Korporationen pekuniär unterstützt wird und von welcher man faktisch sagen kann, daß sie privilegiert ist.

Geht man durch die Museen und beschaut die ausgestellten Gegenstände aus der römisch-fränkischen Zeit, so wird man staunen über die Fülle derartiger Funde. Aber das sind alles keine Originale, sondern durchweg Nachbildungen! Wohl hat jedes Museum auch Originale aus dieser Zeit; aber die sind meist in einem besonderen

Raum aufgestellt und als solche kenntlich gemacht, während die Etiketten an den Nachbildungen besagen, wo sich die Originale befinden.

Mit den Originalen allein die Museen zu füllen und beispielsweise einen umfassenden Überblick über die Waffen, Kleider und Geräte der Römer und Franken zu geben, ist nicht einmal gut dotierten Museen in den Haupt-Centralen möglich.

Trotzdem aber bieten jetzt auch die Museen von Provinzialstädten solch umfassende Sammlungen, die jedoch nur durch Nachbildungen zu ermöglichen waren und auf die Dauer vervollständigt werden können. Originale Fundstücke, wie die seltenen vorrömischen Helme und Bronzeschwerter, sind sehr teuer, da sie nur da, wo früher römische Kastelle sich befanden, bei Ausgrabungen, zumeist aber durch Baggerungen im Flußbett hin und wieder zu Tage gefördert werden. Aber gerade in solchen Fällen sind es Händler, welche unter der Hand diese Stücke erwerben und teuer an Private weiterverkaufen, weil sich die Finder stets scheuen, ihre Funde den Museen anzubieten; sie meinen, man zahle da zu wenig oder beschlagnahme die Funde ohne jede Vergütung.



Römische Waffentrophäe.

Für die Museen ist nun ein Retter in der Not die Nachbildnerei, wofür sich eine nur diesem Zweck dienende Werkstätte im römisch-germanischen Museum zu Mainz befindet. Dieselbe ist schon seit den fünfziger Jahren in Thätigkeit und wurde begründet von dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine „zur Aufhellung der Vorgeschichte Deutschlands und seiner Berührung mit den Römern bis zur Zeit Karls des Großen".

Der Mit- und Hauptgründer, sowie der erste Arbeiter dieser Nachbildnerei war der erst im Jahre 1893 verstorbene, weithin bekannte Direktor Dr. Lindenschmit, der mittels Gipsformen die Funde römisch-fränkischen Ursprungs, die sich teils in und um Mainz, dem ehemaligen Moguntiacum der Römer, teils sonst im Reiche und außerhalb desselben ergaben, vervielfältigte und dadurch in erster Linie das römisch-germanische Central-Museum in Mainz vervollständigte, dann aber auch diese Nachbildungen an andere Museen abgab.

Jetzt ist diese Nachbildnerei der Mainzer Werkstätte so sehr vervollkommnet, daß ihre Leistungen wahrhaft staunenswert sind, ja so sehr, daß für den Nichtkenner Originale und Nachbildungen nicht zu unterscheiden sind. Es dürfte deshalb auch weitere Kreise interessieren, einiges über diese Nachbildnerei zu vernehmen. Da ist vor allem die Abformung durch Gelatine, welche Form, durch Gips ausgegossen, das Original getreu wiedergiebt. Aber nicht nur die bauchigen Amphoren und sonstigen umfangreichen Gegenstände, wie z. B. römische Votivtafeln 2c., werden da vervielfältigt, sondern auch die subtilsten Sächelchen: feine Armspangen, Perlenschnüre, Gewandhalter 2c., bei welchen ein Draht im Inneren dem Gipsüberzug als Halt dient. Dieser Art der Abformung entzieht sich faktisch nichts; der Former bringt auch das scheinbar Unmöglichste zuwege.

Dann wandert der Gipsabguß zu dem Maler, der ihn nach dem Original mit Farbe versieht, Gold und Silber imitiert, ja selbst die Steine des Originals täuschend wieder auferstehen läßt. Diese Maler haben eine solche Übung, daß ihnen die Abtönungen der verschiedenen Töpfereien oder der verrosteten Waffen, sowie die Patina der Bronzen überraschend gut gelingen. Former und Maler arbeiten sich praktisch in die Hände und ergänzen sich gegenseitig. Da ist z. B. die erst dieser Tage abgeformte Einrichtung einer bei Speier gefundenen römischen Schmiede: Amboſſe und Zangen, ganz wie sie heute noch von den Schmieden gebraucht werden. Man glaubt, schweres Eisen zu haben, hat aber nur gemalten Gips; und dabei sind die Gipszangen genau so beweglich wie die Originale!



Römischer Krieger mit Pilum (Lanze), Schwert, Dolch und niedergesetztem Schild.

Die Formen werden numeriert und kommen nach dem ersten Gebrauch aufs Lager, das nun über 13000 Nummern umfaßt. Bei Nachbestellungen werden die Formen nach Bedarf wieder verwendet.

Diese Art Nachbildnerei wurde von Napoleon III. für das von ihm nach dem Muster des Mainzer Museums gegründete römisch-gallische Museum St. Germain in Paris eingeführt, wozu Direktor Lindenschmit speciell nach Paris berufen wurde. Derselbe wurde gleichzeitig von Napoleon als Ratgeber benützt betreffs der Bewaffnung der Römer, da der Kaiser der Franzosen damals die Marotte hatte, eine Biographie Cäsars zu schreiben. Lindenschmit erbat sich als Belohnung die Erlaubnis, aus den dortigen Museen Abgüsse für das Mainzer Museum machen zu dürfen, welche Erlaubnis gern gewährt und reichlich ausgenützt wurde.

Gefundene Metallsachen sind fast stets mit einer dicken Kruste von Kies und Rost überzogen, so daß die ursprüngliche Form kaum kenntlich ist. Diese nun wieder herzustellen, ist auch eine Specialität der Werkstätte. Durch entsprechende Manipulationen, wobei das Feilen eine Hauptrolle spielt, wird die Kruste, soweit nötig, entfernt; von dem abgefeilten Rost, fein pulverisiert, wird ein Kitt bereitet, mit welchem nicht allein vom Rost tief ausgefressene Stellen ausgefüllt, sondern auch zerbrochene Stücke, z. B. Degenklingen, zusammengeflickt werden, wobei nur ein untergelegtes Drahtendchen Hilfe leistet. Diese Flickstellen werden so hart wie das Metall selbst und sind von diesem nicht zu unterscheiden.

Das Flicken spielt überhaupt eine große Rolle, da die meisten Gegenstände schon in Stücken eingeliefert werden; namentlich Töpfereien kommen in Scherben. Da gilt es denn, mit Scharfsinn und Geduld die einzelnen Stücke zu einem Ganzen zu vereinigen, wobei als Bindemittel Hausenblase dient. Ja, es kommt auch nicht selten vor, daß unzerbrochen eingehende Originale, weil sehr mürbe, beim Abformen in Stücke gehen. Die Besitzer würden verzweifeln, wenn sie die Scherben ihrer wertvollen oder doch als solche geschätzten Gegenstände sähen. Aber die Kunstfertigkeit der Leute bringt die Scherben wieder so fein zusammen, daß bei der Rücklieferung der Eigentümer selbst nichts von der Flickerei merkt.



Fränkischer Krieger mit Lanze, Wurfbeil und Kurz- und Langschwert.

Auch werden Funde, die nur aus Teilstücken bestehen, ergänzt, so daß solche halb und halb echt, zum anderen Teil aber nachgebildet sind. Auch bei dieser Art Flickerei ist die höchste Vollendung erreicht und der Übergang vom Echten zur Nachbildung nur für geübte Kenner sichtbar.

Es werden auch Nachbildungen auf dem Wege der Galvanoplastik hergestellt, und ist hierbei insbesondere die Kunst zu erwähnen, den Nachbildungen die alten Bronzen eigene Patina zu geben, daß sie von den Originalen kaum zu unterscheiden sind. Gerade in dieser Beziehung wird eben nach einem (von einem schlichten Arbeiter erfundenen) Verfahren gearbeitet, das, in den Händen gewerbsmäßiger Fälscher, verhängnisvoll für den Antiquitäten-Markt werden könnte.

Aber auch in den Gebieten der Feinmechanik, Waffen- und Rüstungsschmiederei wird gearbeitet. Da werden die Instrumente für ärztliche Bestecke aus Messing nach vorliegenden römischen Originalen gemacht, römische und fränkische Schwerter, Lanzen, Äxte geschmiedet, Helme getrieben, Trophäen hergestellt, und zwar minutiös getreu nach den Originalfunden und Beschreibungen römischer Schriftsteller. Diese Gegenstände kommen nicht nur in Museen und Schulen, auch die Königliche Hofbühne in Berlin bezieht solche Waffen.

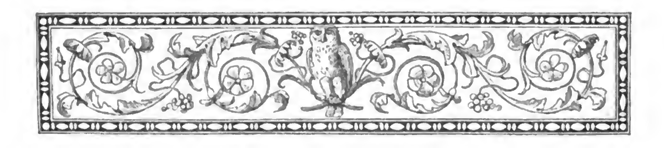


Römischer Krieger mit Pilum (Lanze), Schwert und aufgehobenem Schild.

Eine neuerdings vielverlangte Specialität ist die Nachbildung eines vom verstorbenen Bildhauer Scholl modellierten, vollständig ausgerüsteten römischen und fränkischen Kriegers; Bekleidung und Ausrüstung getreu nach Fundstücken, sowie historischen und litterarischen Denkmälern und Quellen. Namentlich für höhere Schulen sind die in verkleinertem Maßstabe ausgeführten Statuen sehr instruktiv. Überlebensgroße Nachbildungen befanden sich mit anderem auf der Weltausstellung zu Chicago und wurden auch prämiiert. Der Römer und der Franke, beide wuchtige Gestalten mit Helm, Lang- und Kurzschwert, Axt, Lanze und Schild, sollen auch in ein Treppenhaus des neuen Reichstagsgebäudes zu Berlin kommen, wo sie sicherlich einen ganz eigenen Effekt machen werden. Als seiner Zeit die Figur des römischen Kriegers vor Kaiser Wilhelm I. in Wiesbaden ausgestellt war, bemerkte dieser, daß der Anblick des erhobenen Schildes einen ermüdenden Eindruck mache. Daraufhin wurde von Bildhauer Scholl die Figur mit niedergesetztem Schild dargestellt.

Alle diese Arbeiten erfordern natürlich ein sehr geschultes Personal, das nur durch jahrelanges Vertrautsein mit der in den einzelnen Zweigen üblichen Technik im stande ist, das zu leisten, was thatsächlich jetzt in der Nachbildnerwerkstätte des römisch-germanischen Museums geboten wird.





# Nachträgliches für den Weihnachtstisch.

Ein Lieferungswerk, welches sich mit dem Leben und Treiben in London und dessen Umgebung beschäftigt, liegt nun vollständig vor und bildet in dem eleganten und gediegenen Einband, den der Verleger dazu herstellen ließ, ein sehr schönes und interessantes Geschenk. Es heißt **Aus dem modernen England** von Gustav F. Steffen. (Leipzig, Peter Hobbing.) Der Verfasser ist ein Schwede und hat das Werk zuerst in seiner Muttersprache erscheinen lassen. Darauf hat er es für Deutschland selbst bearbeitet und dem Dr. Oskar Reyher die Übersetzung anvertraut. Zuerst erhält der Leser eine Schilderung der äußeren Eindrücke aus der Weltmetropole an der Themse, und dann wird ihm das politische Leben, das Gesellschaftsleben in der Stadt und auf dem Lande vorgeführt, wobei namentlich die verschiedenen Sportarten berücksichtigt werden; dann wird die Presse und das geistige Leben und endlich Kunst, Litteratur und das Treiben in öffentlichen Lokalen geschildert. Das Buch ist reich und mannigfaltig illustriert und mit der genauesten Kenntnis der Verhältnisse verfaßt, wobei sich der Autor weder von ungünstigen Vorurteilen leiten noch allzusehr imponieren ließ. — Als Gegenstück zu diesem Buche liegt das gleichfalls zuerst in Lieferungen erschienene Werk von Paul Lindenberg **Berlin in Wort und Bild** vor, welches in Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung in Berlin erschienen ist. Lindenberg kennt Berlin durch und durch und hat in diesem Buche seine früheren vereinzelten Studien zu einem größeren Ganzen zusammengefaßt. Er versteht es, in liebenswürdigem Plauderton über alles zu berichten, was in der neuesten Weltstadt von historischem, politischem, künstlerischem oder gesellschaftlichem Interesse ist. Dazu kommt eine große Anzahl von Illustrationen, teilweise nach Originalzeichnungen, so daß das ganze stattliche Buch überall als Geschenk willkommen sein wird. — Als ganz reizendes Geschenk kann das Buch von Alexander Olinda **Freund Allers** gelten, welches in der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart in vorzüglicher Ausstattung erschienen ist. Der Entwickelungsgang des genialen Zeichners ist von seiner ersten Jugend in Hamburg bis zu seiner gegenwärtigen Zurückgezogenheit auf der Insel Capri in Wort und Bild getreulich wiedergegeben. Schon die ersten ergötzlichen künstlerischen Versuche des Knaben zeigen, daß ihn alles in seiner Umgebung zur Nachbildung reizt, und so ist es geblieben bis zur Gegenwart; aber seine große Begabung hat ihm gestattet, nicht nur das Kleinste, sondern auch das Größte in charakteristischer Weise festzuhalten. Wir ergreifen daher die Gelegenheit, um auch auf das bereits früher von uns erwähnte illustrierte Prachtwerk **Unser Bismarck** von C. W. Allers, welches in großen Lieferungen gleichfalls von der Union herausgegeben wird, hinzuweisen. Die Aufmerksamkeit aller Verehrer des großen Kanzlers ist diesem Prachtwerke schon des Gegenstandes wegen zugewandt, aber auch die echt realistische Schärfe des Künstlers trägt das Ihrige dazu bei, ihm bleibenden Wert zu verleihen. — Für Litteraturfreunde hat Karl Emil Franzos ein sehr elegantes Buch erscheinen lassen (Leipzig, Adolf Titze), welches den Titel führt **Die Geschichte des Erstlingswerks** und in welchem eine Anzahl von lebenden belletristischen Schriftstellern, die dem Publikum durch ihre Werke nahe getreten sind, selbst erzählen, auf welche Weise ihre erste hervorragende Dichtung entstanden ist. Ähnliche Bücher sind zuweilen aus Theaterkreisen hervorgegangen, und das Publikum liest immer mit Vergnügen von dem Streben und Ringen seiner Lieblinge auf den Gebieten der Litteratur und Kunst. Aber auch für die spätere Geschichtsforschung können derartige autobiographische Bekenntnisse wertvoll sein. Franzos hat seinem Buche die Jugendporträts der betreffenden Dichter und Dichterinnen beigegeben, und wir zweifeln nicht, daß sein Unternehmen vielen Anklang finden wird. — In sehr hübscher Ausstattung hat die Verlagshandlung von Karl Jacobsen in Leipzig die zweite Auflage des anziehenden Buches **Eine Pusztenfahrt**, Bilder aus der ungarischen Tiefebene von Franz Woenig, illustriert von A. Klamroth, erscheinen lassen. Das eigenartige Volksleben der temperamentvollen ungarischen Nation wird darin nach verschiedenen Richtungen anziehend geschildert. — Daß auch von Georg Ebers ein neuer Roman zur rechten Zeit für den Weih-

nachtstisch erschienen ist, wird den vielen Verehrern dieses Dichters eine willkommene Nachricht sein. Diesmal kommt aber Ebers nicht mit einem ägyptischen oder überhaupt nicht mit einem Stoffe aus dem klassischen Altertum, sondern der zweibändige Roman **Im Schmiedefeuer** (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) spielt im alten Nürnberg zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und der Autor hat es trefflich verstanden, sich in die betreffenden Zeitverhältnisse hineinzuleben und dem Leser ein Bild deutschen Städtelebens aus längst vergangenen Tagen vorzuführen. — Auch im Verlage von Gebrüder Paetel in Berlin sind mehrere wertvolle belletristische Werke herausgekommen, von denen wir namentlich zu Festgeschenken den neuen dreibändigen Roman von Hans Hoffmann **Wider den Kurfürsten** und den eigenartig festlich ausgestatteten Novellenband von Marie von Ebner-Eschenbach empfehlen möchten. In letzterem finden sich zwei Novellen der mit Recht so hoch gefeierten Dichterin **Das Schädliche** und **Die Totenwacht**. — Für die Freunde harmloser litterarischer Scherze sei noch die Folge der Bliemchen-Bücher von Gustav Schumann erwähnt. Diesmal handelt es sich um die jüngere Generation der Familie Bliemchen und zwar hauptsächlich um die Verlobungsgeschichte der Tochter **Emma Bliemchen**, deren Abschluß an einem Weihnachtsabend erfolgt. Vater Bliemchen und seine Frau Pauline zeigen sich darin in der bekannten sächsischen Gemütlichkeit. Das Buch ist bei Abel u. Müller in Leipzig erschienen.

Um auch noch einiger neuer Jugendschriften zu gedenken, erwähnen wir die „Gesammelten Werke" von Ottilie Wildermuth, die von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart herausgegeben werden. Der eben erschienene zehnte Band, der wie alle übrigen sehr geschmackvoll ausgestattet und hübsch illustriert ist, enthält die Novellensammlung **Perlen aus dem Sande** und wird auch separat als abgeschlossenes Ganze abgegeben. — Gleich dem eben erwähnten Buche ist auch die Erzählung **Armlos** von B. From, welche bei Orell Füßli u. Co. in Zürich erschienen ist, vorzugsweise für junge Mädchen bestimmt. Die Heldin dieser Geschichte ist ohne Arme geboren, und der Autor verfolgt den Zweck, junge Seelen empfänglich zu machen für das Schicksal der Enterbten, Geprüften und Bedrängten der Welt. — Recht hübsch ist auch die illustrierte Erzählung für die Jugend **Das Waldhaus am Strande** von W. Egbert, welche in Altenburg bei Stephan Geibel erschienen ist. Es handelt sich dabei um das Kind eines längere Zeit verschollenen Schiffers, der schließlich von dem Töchterchen, das wie Dinorah eine Ziege zur steten Begleiterin hat, nach mancherlei Abenteuern wiedergefunden wird. — Als Geschenk für Knaben empfiehlt sich das im Verlage der Kesselringschen Hofbuchhandlung in Leipzig und Frankfurt a. M. erschienene Buch **Walter**, Erlebnisse und Abenteuer eines jungen Deutschen in Norwegen, erzählt und illustriert von Eduard J. Müller. Die großartigen Naturschönheiten Norwegens sind hier in der lebhaften Form einer Reiseerzählung geschildert, und die Illustrationen zeichnen sich in der That durch Naturtreue und künstlerische Auffassung aus. — Schließlich erwähnen wir noch ein neues Unternehmen, welches von der bekannten Jugendschriftstellerin Frau Helene Stökl geleitet ist und im Verlage von Levy u. Müller in Stuttgart erscheint. Der Gesamttitel heißt **Mädchenbibliothek Freia**, und jeder einzelne Band bringt eine sorgfältige Auswahl von gediegenem Lesestoff. Schon der erste Band konstatiert den Beginn eines recht empfehlenswerten Sammelwerkes für die Jugend.

---

# Litterarische Notizen.

**Stumme des Himmels.** Roman in zwei Bänden von Friedrich Spielhagen. (Leipzig, L. Staackmann.) — Man kann nicht sagen, daß Friedrich Spielhagen in diesem neuesten Romane ein besonders originelles Thema behandelt habe, man kann auch nicht sagen, daß die Scenerie neu sei oder daß die Personen durch eigentümliche, den Leser frappierende Charakterzüge hervorstechen, aber dennoch fesselt uns der Erzähler durch die Kraft der Darstellung; wir folgen mit leidenschaftlichem Interesse vom ersten bis zum letzten Augenblicke der Entwickelung der Vorgänge und sind am Schlusse erschüttert von der unabwendbaren Tragik, welche sich in dem Ende des Konfliktes ausspricht. Freilich werden gerade mit diesem gewaltsamen Ende viele Leser nicht einverstanden sein, denn es ist hier weder von einer Gerechtigkeit noch von einer Versöhnung die Rede, sondern nur von einem plötzlichen Abschluß durch gewaltsamen Tod. Und wie Spielhagen hier das ihm künstlerisch am geeignetsten scheinende Ende vorgezogen hat, so hat er auch im Laufe seiner Erzählung mit der Willkür des souveränen Poeten wiederholt dem Zufall eine eingreifende Rolle zuerteilt, aber niemals entfernt er sich von der Linie der Möglichkeit, und im Sinne der modernen Kunstrichtung zeigt er uns, was ein wahrhaft genialer Künstler aus einem Stoffe machen kann, der, wie bereits gesagt, durchaus nicht originell oder besonders pikant ist. Es handelt sich um die Liebe eines verheirateten Mannes zu einem jungen Mädchen, dessen Bekanntschaft er während eines Badeaufenthaltes auf der Insel Norderney macht. Ulrich von Randow hat Frau und Kinder auf seinem ostpreußischen Gute zurückgelassen, um in der Seeluft seine Nerven zu stärken, und Fräulein Eleonore Ritter hält sich zu gleichem Zwecke in Norderney auf, nachdem

sie in einer englischen Familie vornehmsten Ranges als Governeß gelebt und große Reisen gemacht hat. Sie besitzt vollkommen aristokratische Manieren und ist überhaupt körperlich und geistig ein geradezu ideales Geschöpf. Wie die Liebe dieser beiden Menschen entsteht und sich später, als Eleonore den Sachverhalt weiß, zur unwiderstehlichen Leidenschaft entfaltet, ist meisterhaft durchgeführt. Eleonore reißt sich endlich los, und nachdem sie dem Geliebten ein briefliches Geständnis hinterlassen, flieht sie heimlich von der Insel und begiebt sich zu Verwandten nach Berlin, von wo aus sie nach einiger Zeit wieder eine Stelle sucht. Der Zufall bringt sie in die nächste Verwandtschaft und zugleich in die nächste Nachbarschaft des Herrn von Randow. Es würde zu weit führen, auch nur anzudeuten, mit welchem poetischen Geschick Spielhagen seine Heldin in verschiedene Beziehungen zu allerlei Menschen bringt, die oft nur vorübergehend, oft längere Zeit den Leser fesseln. Eleonore findet eine Freundin in der unschönen Schwester des jungen Mädchens, dessen Erziehung sie vollenden soll. Wiederholt will sie sich dem Schicksal, das sie in immer engeren Kreisen umschlingt, entziehen, aber es gelingt ihr nicht; sie trifft mit dem Geliebten zusammen, auf beiden Seiten steigert sich der Kampf, und endlich bringt ein Zufall die Katastrophe. Das unglückselige Paar wird fast wider Willen zusammengeführt, Eleonore sucht darauf den Tod im Wasser, und im Bestreben, ihr Leben zu retten, muß auch Randow das seinige zum Opfer bringen. Um diesen Hauptstamm der Handlung ranken sich mancherlei Begebenheiten von nebensächlichem Werte für das Ganze, und während der Dichter bei der Gestaltung seiner Heldin dem Hange zum Idealisieren sich im vollsten Maße überlassen hat, giebt er in den anderen Figuren zum Teil Kabinettstücke realistischer Art. Namentlich gilt dies von den Personen in der Berliner Pension, die eine ältere Verwandte Eleonores hält. Der etwas seltsame Titel des Romans „Stumme des Himmels" rührt von einem Wort Jean Pauls her und soll die Bezeichnung für Menschen sein, die weder im Leid noch in der Freude zur rechten Zeit den rechten Ausdruck finden. Seltsamerweise wird diese Bezeichnung in dem Romane zuerst auf Hertha, die Frau Randows, angewendet, so daß diese also als ein Wesen erscheint, dem es versagt ist, sich wirksam so zu äußern, wie es im Inneren empfindet. Der Stil Spielhagens ist auch bei diesem Werke von bezwingender Kraft; der Autor hat es verschmäht, Künsteleien anzuwenden, durch welche neuerdings die Leser oft mehr ermüdet als gefesselt werden. G.

**Von, vor und nach der Reise.** Plaudereien und kleine Geschichten von Theodor Fontane. (Berlin, F. Fontane u. Co.) — Auch dieser neueste Band des gerühmten Verfassers, der damit die alte, fadenscheinige Behauptung auf das glänzendste widerlegt, daß mit dem hohen Alter die eigentliche poetische Schöpferkraft aufhöre, weist in Bezug auf Plastik der Charaktere und humoristischen Ton die alten Vorzüge der Fontaneschen Muse auf. Auch hier bewundern wir die Kunst, mit welcher der Dichter, im Gegensatz zu den ermüdenden, langatmigen Schilderungen unserer Naturalisten, mit ein paar Strichen ein stimmungsvolles Landschaftsbild oder ein eigenartiges Menschenporträt auszugestalten weiß. Auch an Spott und Satire, die aber nie verletzend wird, fehlt es nicht: so enthält das Einleitungskapitel „Modernes Reisen" recht beherzigenswerte Mahnungen, die wohl auch schon andere gegeben haben, aber sicherlich nicht in so liebenswürdiger, heiterer und doch entschiedener Weise. Von trefflichem Humor ist die kleine Skizze „Onkel Dodo", der moderne Gesundheitsapostel, der alle Menschen mit seinen Theorien beglücken möchte. Tragisch ergreifend ist der „Karrenschieber von Grisselsbrunn", in welchem das nur Angedeutete, geheimnisvoll Verschwiegene einer verkommenen Existenz von besonders künstlerischer Wirkung ist. Gerade dieser fein künstlerische Zug, ohne Zweifel bei Fontane ein Erbteil seiner französischen Ahnen, verleiht selbst unbedeutenden Gegenständen bei unserem Dichter einen eigenartigen Reiz: wie z. B. Alphonse Daudet in seinen „Briefen aus meiner Mühle", versteht auch Fontane — wenn es darauf ankommt — noch aus dem Nichts etwas zu machen. Manche der hier behandelten Gegenstände, wie die Heimreise des „Professor Lezius", würden bei weniger feinsinniger Behandlung einfach trivial wirken.

**Der letzte Hieb.** Eine Studentengeschichte von Hans Hopfen. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) — Auf Seite 9 seiner Erzählung macht der Dichter die Bemerkung: „Wenn es dem unablässigen Bemühen jener überweisen Leute, welche den großen Fehler begehen, die Dinge der Jugend mit den Augen des Alters zu betrachten, einst gelingen sollte, den sogenannten Duellunfug auf deutschen Universitäten zu vernichten, so würden sie ein schönes Stück nationalen Lebens ausgerottet haben, und der Ersatz, welcher auf der zerstörten Stelle wucherte, würde gewiß noch weniger nach ihrem Geschmack und allgemein und tief zu beklagen sein." Wenn sich gegen diese Worte vielleicht auch manches einwenden ließe und an die englische vornehme Universitätsjugend zu erinnern wäre, so ist doch die vorliegende Erzählung, rein als Kunstwerk betrachtet, eine der besten und anmutendsten Geschichten des produktiven Erzählers zu nennen. Die Geschichte handelt von einem Herrn im höheren Semester, der noch eine Mensur annimmt, dann durchs juristische Examen fällt und damit auch seine schöne Braut, eine schlichte Gastwirtstochter, aufgiebt. Unser Held, Weinmeister, wird schließlich — katholischer Pfarrer, während die Verlassene später einem jungen Rechtsgelehrten in die nordische Heimat als Gattin folgt. Das Hauptinteresse der einfachen Handlung konzentriert sich um die Darstellung des studentischen Lebens, dieser schönen Jugend, welche selbst den größten Nichtigkeiten den Schein von hochwichtigen Staatsaktionen zu verleihen weiß. Hopfen

bleibt auch durchaus objektiv, wenn er erzählt, aus welchem Grunde sein Held und Kandidat durchs Examen fiel: nicht sein mangelndes Wissen trug die Schuld, sondern eben das noch sichtbare äußere Abzeichen des letzten Hiebes. Wie bei Heyse und Wilbrandt merkt man auch bei Hopfen gerade in dieser Geschichte, daß ihm nicht umsonst Goethe Vorbild und Meister deutscher Darstellungsweise geblieben ist. Nur mit einem Unterschiede: während Paul Heyse unter diesen Schülern mehr die nationalliberale Mitte und Wilbrandt den rechten Flügel vertritt, steht Hopfen mehr auf dem linken Flügel; Stoffen wie den „Wahlverwandtschaften“ zuneigend, liebt er in der Ausführung die kräftige, volkstümliche Sprachbehandlung des „Götz“. Ganz besonders sei das trotz seiner Schlichtheit ergreifende Büchlein jenen sogenannten „alten Herren“ empfohlen, wie auch jenem Teile unserer akademischen Jugend, welche mit dem Verfasser „zu Gott hoffen, daß unsere deutsche Jugend ihre altüberkommene ‚Barbarei‘ erhalten und diese sie vor der Nivellierung der Sitten und Gebräuche nach dem Muster der anderen Kulturnationen bewahren möge“.

**Unmoderne Geschichten** von Benno Rüttenauer. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Gewiß, unmodern, hin und wider sogar etwas altfränkisch muten die in dem Bande vereinigten Geschichten an, von denen allein die erste in einer auch schon — vergangenen Gegenwart spielt und die Geschicke eines alten Rockes aus der Jugend des Erzählers humoristisch vorführt; indessen unpoetisch ist keine von ihnen, wenn auch manchmal die romantische Form der Einkleidung — ein altes Manuskript berichtet und ähnliches — getrost hätte geopfert werden können. Von den vier anderen historischen Geschichten, die kein eigentliches psychologisches Problem behandeln, sondern nur im Sinne der alten Fabulierkunst unterhaltend wirken, verdienen der „Teufel in der Christnacht“ und der „Kampf mit dem Marienbild“ hervorgehoben zu werden. Trotzdem möchten wir dem talentvollen, mit seinem Humor begabten Verfasser raten, mehr den für den Humor gleichfalls sehr wohlgeeigneten Fragen des gegenwärtigen Lebens Beachtung zu schenken. Das Beharren auf jenem Standpunkte führt schließlich zur Einseitigkeit, stereotypen Wiederholung und, was für einen Schriftsteller das Unangenehmste bleibt, zu künstlerischer Vereinsamung.

**Unterm Regenbogen.** Von Paul Remer. (Berlin, Deutsche Schriftsteller-Genossenschaft, Verlagsabteilung.) — Kleine Gedichte in Prosa nannte Charles Baudelaire, der Dichter der Fleurs du Mal, seiner Zeit gewisse Stimmungsbilder, Phantasien und Wortgemälde, für die ihm die bisherigen rhythmischen Formen nicht Freiheiten und auch Feinheiten genug boten. Turgenjew hat in seinen Senilia bekanntlich Jahrzehnte später die Form wieder aufgenommen. Seitdem haben wir auch in Deutschland solcher Gedichte in Prosa unzählige erhalten, an denen freilich nichts Poetisches ist; sie lassen sich auch, kennt und befolgt man das Rezept, sehr rasch und leicht in beliebiger Fülle herstellen, zumal dann, wenn man nichts Rechtes zu sagen hat. Paul Remer macht eine Ausnahme und nähert sich glücklich seinen Vorbildern; freilich darf nicht verschwiegen werden, daß sich auch bei ihm manches Richtige findet, das eben, weil Prosa, ohne Eindruck bleibt. Auch die Sprache ist hier und da etwas manieriert. Aus einem Geschichtchen, wie die „Alte Tasse“ der Mutter, hätte sich mit größerer Wirkung, nach dem alten Vorbilde A. Grüns von der alten Muhme, ein poetisches Idyll herstellen lassen. Wir können uns für die Pflege dieser neuen, etwas problematischen Dichtungsart nicht allzu sehr begeistern; was soll sie, da man solche Stellen aus jedem größeren Romane und schon aus kleineren Novellen einfach herausnehmen kann? Indessen als Probe eines vielversprechenden Talentes möge auch das vorliegende Büchlein einigermaßen Beachtung verdienen.

Eine eigenartige Begabung verraten die **Märchen** von H. Herold. (Großenhain, Baumert u. Ronge.) Es hält ja schwer, auf diesem Gebiete noch Neues und Bedeutendes zu leisten, während es nur zu leicht ist, in den Ton des Läppischen oder Gezierten zu verfallen. Die Verfasserin hat beide Klippen glücklich vermieden; auch die sogenannte Lehre tritt nie mit schulmeisterlicher Deutlichkeit dürr und dürftig zu Tage. Das auch sonst zierlich ausgestattete Buch wird sicherlich jenem Teil unserer Jugend Genuß und Unterhaltung bereiten, welcher schon vertraut ist mit den Geheimnissen der schwarzen Kunst Gutenbergs. L.

* * *

**Die Phantasie im Rechte.** Vortrag von Dr. Heinr. Dernburg. (Berlin, H. W. Müller.) — Die Verbindung der „ewig beweglichen, immer neuen, seltsamsten Tochter Jovis, seinem Schoßkinde, der Phantasie“ mit der blütenlosen, in Paragraphen erstarrten Rechtswissenschaft erscheint dem Laien fürs erste als unausführbares Experiment. Dem vortrefflichen Gelehrten aber gelingt es in seinem Vortrage sehr bald, den Leser nicht nur mit dem Gedanken vertraut zu machen, sondern ihn davon zu überzeugen, daß die Phantasie „der Grund alles Rechtes ist, das belebende Element, durch welches es besteht“. Mit der Volksphantasie rechneten auch die Gesetzgeber des Altertums. Sie wußten sehr genau, daß nur das als Recht anerkannt wird, was Autorität über die Gemüter gewinnt, und daß diese Autorität viel leichter durch das Übersinnliche einer göttlichen Offenbarung zu erreichen ist als durch trockene Befehle. Voll dramatischen Lebens ist besonders das römische Recht. Das moderne Recht hat äußerlich das meiste abgestreift, was an seinen Ursprung in der Phantasie erinnern könnte. Es entbehrt vor allem eines ritterlichen Zuges für die Schwachen und Hilfsbedürftigen und nimmt zu wenig Rücksicht auf die moralischen Bedürfnisse der Volksseele. Seine Grundpfeiler ruhen jedoch nach wie vor auf der Phantasie. Wie könnten die Beziehungen der Menschen zueinander

bestehen ohne Treue und Ehre? Und beide nennt der Verfasser mit Recht: Töchter der Phantasie, denn sie sind Erzeugnisse einer edlen Einbildungskraft. Mit den detaillierten Ausführungen und dem darin angefachten Streit über die Civilehe möge sich der Leser selbst bekannt machen. Er wird in dem verhältnismäßig dünnen Heftchen mehr Freude und Belehrung finden, als hier angedeutet werden konnte.

* * *

**Eine Frühlingsfahrt nach Malta.** Mit Ausflügen in Sicilien. Von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Ein jedes Buch über Malta ist uns willkommen, da wir von den Verhältnissen auf dieser Insel herzlich wenig wissen. Haben wir nun gar einen Führer, dem Homer ebenso vertraut ist wie Schiller, der für alles ein offenes Auge besitzt und liebenswürdig zu erzählen versteht, so freuen wir uns um so mehr, daß unsere Kenntnisse bereichert werden. Besonders merkwürdig ist die Abgeschlossenheit der Maltenser und ihr Verhältnis zur englischen Regierung; interessant auch die Vorliebe für Musik. Die Musik leitet uns — am Namen Bellinis — nach Sicilien hinüber. Auf der dreizackigen Insel besuchen wir mit Rodenberg Syrakus, Taormina, Aci Reale und Palermo, überall Neues und Wissenswertes erfahrend, und mit Bedauern nehmen wir Abschied von dem Buch, das uns in so künstlerischer und — billiger Form Reisegenüsse gewährt hat.

* * *

**Die Faustsage und der Goethesche Faust.** Von Karl Küchler. (Leipzig, Gustav Fock.) — **Goethes Faustdichtung**, in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt von Veit Valentin. (Berlin, Emil Felber.) — Wieder zwei Faustschriften! Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die Unerschöpflichkeit des Gegenstandes oder die Geduld der Ausleger. Küchler hat sich seine Aufgabe sehr leicht gemacht; da er aber in der Vorrede so beweglich um Nachsicht bittet, so wollen wir nicht mit ihm rechten. Valentin weiß manches Neue zu sagen und verwebt in die Betrachtung über den Aufbau der Faustdichtung eine Reihe hübscher Sätze über Form und Zweck des Kunstwerkes im allgemeinen, über den Unterschied zwischen Epos und Drama, über den Begriff der Episode u. dgl. Seine Betrachtungsweise geht von der Einheitlichkeit der Dichtung als von einer Voraussetzung aus; der innere Fortgang des „Faust“ liegt in dem Widerstreite zwischen Gott, Teufel und Faust; der Aufbau gliedert sich in drei Hauptmassen: die vorbereitende Handlung, die Versuche des Mephistopheles und das Ende der Handlung, nach dem Scheitern der Versuche des Mephistopheles.

* * *

**Die Kunst der Rede und des Vortrages.** Von Karl Skraup. (Leipzig, J. J. Weber.) — Bei der traurigen Thatsache, daß selbst Berufsredner nur selten deutlich und dialektfrei sprechen oder daß sie in Irrtümern befangen sind, wie in demjenigen vom „dramatischen R“, wird das vorliegende Werk vielfach willkommen sein. Es entspricht allen Anforderungen der Theorie und ist doch aus der Praxis hervorgegangen. Nach einer Übersicht über die Apparate der Sprachbildung wird gelehrt, wie man diese Apparate stärken und beherrschen kann; alsdann erfahren wir, worin die Schönheit, die künstlerische Gestaltung des Vortrages besteht. Vortrefflich ist beispielweise, was Skraup über die Aussprache des G und des R bemerkt, ausgezeichnet sind einzelne Analysen, etwa diejenige des Baumbachschen Scherzgedichtes Tempora mutantur. Das Werk enthält den ersten Teil einer bisher noch ungeschriebenen und doch so nötigen modernen Rhetorik.

D.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



# Umsonst.

Novelle
von
**Hermann Heiberg.**

II.

Toll saß mit der Comtesse Carmelita von Sparre im Coupé des Eisenbahnzuges und hörte ihrem lustigen Schwatzen mit einem Wohlgefallen zu, das er schon auf Windemark vergeblich herabzudrücken versucht hatte. Er liebte seine Braut, aber wenn ihm heute noch die Wahl gestellt worden wäre, so würde er sich für dieses schöne, lebhafte und aufgeweckte Mädchen entschieden haben. Und diese Thatsache riß quälend an der Seele des Mannes.

Es war doch unmöglich, Marguerita zu erklären, daß er sie lassen und Carmelita heiraten wollte. Der Gedanke war schon ungeheuerlich, wie viel mehr die Ausführung undenkbar! Er begriff nicht, wie sich sein Sinn so rasch geändert hatte. Er wußte nur, daß sich schon beim ersten Sehen etwas Überwältigendes in ihm geregt hatte, daß die sich immer wieder einstellenden Vergleiche zwischen den beiden Cousinen stetig mehr zu Carmelitas Gunsten und Margueritas Ungunsten ausgefallen waren, daß ihn trotz aller Kämpfe diese neue Liebe dämonisch umspann.

Marguerita war ein tadelloses Geschöpf; sie besaß Schönheit, ein sanftes Herz, Verstand und vornehmen Sinn. Aber sie neigte zum sentimentalen Philosophieren, das Toll nicht gefiel, ihn sogar abstieß und erst jetzt, nachdem er die Gründe erfahren, milder und mitleidig stimmte.

Carmelita zeigte eine Unerschrockenheit der Lebensauffassung, die ihm Achtung einflößte; ihr souveräner Humor und die Kraft ihres Willens machten sie neben ihrer blendenden Schönheit in seinen Augen zu einer unvergleichlichen Erscheinung. Von ihr beachtet, gar geliebt zu werden, war für ihn der Inbegriff höchster Erdenwünsche. Und doch! Wenn seine Gedanken sich wieder Marguerita und somit der Vernunft und Pflicht zuwandten, graute ihm vor diesem Wankelmut, und er verwünschte den Augenblick, der ihn mit der Familie überhaupt in Berührung gebracht hatte.

In solchem Kampf zwischen Besonnenheit und Leidenschaft konnte dem Manne auch nichts ungelegener sein, als daß die Umstände ein gemeinsames Reisen mit Carmen

herbeigeführt hatten. Sie mußten stundenlang allein beisammen sein, und es schien ihm unmöglich, Gleichgültigkeit zu heucheln, wo die Gelegenheit zu einem offenen Bekenntnis geradezu aufforderte.

Sie plauderten, während sie in dem Eisenbahncoupé dahinflogen, über Marguerita. Toll hatte die Rede zunächst auf seine Braut gebracht, denn er hoffte, das Lob, welches Carmen ihr zu teil werden lassen würde, könnte ihn in seinen guten Vorsätzen bestärken.

Er besaß den vollen Willen, sich dem verderblichen Zauber, den Carmelita auf ihn ausübte, zu entziehen. Aber er strauchelte schon in der ersten halben Stunde, weil sie völlig arglos ihm nicht nur allerlei Artigkeiten sagte, die seinem Selbstgefühl schmeichelten und seinen geheimen Hoffnungen Nahrung gaben, sondern ihn auch durch einen von ihr lebhaft befürworteten Vorschlag in die stärkste Versuchung führte.

„Sie haben ja Zeit, Don Friedrich! Kommen Sie einen Tag mit nach dem Gute meines Onkels!“ hob sie bittend an. „Und haben Sie keine Zeit, so machen Sie sich frei mir zuliebe! Sie thun wirklich ein Werk christlicher Barmherzigkeit, wenn Sie mir durch Ihre Gesellschaft den noch vor mir gähnenden langen Weg verkürzen, insbesondere aber mir über den ersten Tag forthelfen. Es war so herrlich auf Windemark! Nun packt mich wieder für Monate die alte fürchterliche Öde. Thun Sie's aus Mitleid. Sie glauben nicht, wie viel ich zu überwinden habe neben der launenhaften alten Excellenz. Ich mag's nur denen in Windemark nicht gestehen.“

Und als er, seinem besseren Ich gehorchend, trotz dieser eindringlichen Reden unter Angabe zwingender Gründe dennoch zauderte, ihr eine Zusage zu geben, schmollte sie verführerisch und sagte: „Na ja! Ich seh's! Sie wollen nicht. Es ist Ihnen zu langweilig! Es giebt für Sie nur Madonna Marguerita! Was ist dagegen eine Carmen Sparre!?“

Da siegte die durch Carmelita geweckte Eitelkeit. In ihren Worten gelangte wiederum eine Würdigung seiner Person zum Ausdruck, auch erhöhte die Bescheidenheit, mit der sie über sich selbst urteilte, ihren Wert in seinen Augen. Er wollte den sehen, der einer solchen Sprache aus dem Munde eines so bezaubernden Geschöpfes auswich!

Der Comtesse Carmelita hatte die Natur jenen Stempel mädchenhafter Schönheit aufgedrückt, der den Frauen etwas Unnahbares verleiht, sie aber, wenn sie diese Zurückhaltung abstreifen, erst recht zu bezaubernden Geschöpfen macht. Ihr war zugleich die Gabe der Anmut und künstlerischer Sinn zuerteilt. Sie kleidete und gab sich anders als andere, und immer richteten sich die Augen der Menschen auf sie.

Toll hatte stetig, sowohl beim ersten Zusammensein, wie auch am gestrigen Tage wieder, beobachtet, wie sich alles Carmelita zuwendete. Sie war während des ganzen Abends der Mittelpunkt. Man bewunderte sie und bewarb sich um ihre Gunst, und sie nahm's wie eine lächelnde Königin entgegen oder lehnte schelmisch kopfschüttelnd das Lob über ihre Reize ab. Dadurch ward sie insbesondere anziehend. Die ihr von der Natur verliehenen Vorzüge verführten sie niemals zu einer Überhebung.

Und all dem unterlag heute Toll. Er nahm — obschon sich tausend Gegenstimmen in seinem Inneren erhoben — schließlich ihren Vorschlag an.

Sie bestiegen, nachdem sie nach zweistündiger Eisenbahnfahrt ihr nächstes Ziel erreicht hatten, den dort bereits harrenden offenen, mit zwei edlen flinken Rappen bespannten Wagen und fuhren lachend und lustig belebt wie zwei Brautleute in die sonnenbestrahlte Herbstlandschaft hinein.

Und während sie dahinflogen, gab jeder, in dem Drang zu gefallen, sein Bestes, und wer die beiden fröhlich Scherzenden gesehen, wie sie versteckte Blicke tauschten, der hätte zu dem Schluß gelangen müssen, daß ein enger Bund zwischen ihnen bestehe.

Einmal sagte Carmelita: „Also Sie wollen jetzt wirklich in sechs Wochen heiraten? Schade —“

„Schade? Weshalb?“

„Sie werden dann sicher ein rechter Philister werden, während Sie jetzt —“

„Bringt die Ehe dergleichen absolut mit sich? Oder halten Sie mich für besonders dazu veranlagt?“ spöttelte Toll aufgeräumt.

Sie zog mit neckischem Ausdruck in den

Mienen die Schultern. „Gewisse Männer müßten nie heiraten. Sie verlieren wie Blumen den Duft."

„Und weshalb beziehen Sie diesen Allgemeinsatz gerade auf mich?"

„Ich kann's nicht begründen, nur als richtig empfinden. Ich weiß, daß Sie einschlafen, Pantoffeln und einen Schlafrock tragen werden. Marguerita hat einen starken Zug ins Übervernünftige."

„Sie finden das?"

„Gewiß! Ich lobte sie vorher. Es geschah aus vollster Überzeugung. Wenn ich trotzdem ein eingehenderes Urteil fällen sollte, würde ich sagen: sie hat Hang zum Hausbackenen."

„Und das gefällt Ihnen nicht?"

„Doch, aber es paßt nicht für Sie. Sie sind einmal eine Ausnahme unter den Männern. Sie sind lebhaft, anregend, wissen aus Ihrem Verstand etwas zu machen und hassen die prüden Lebensformen und das sparsame Naschen am Daseins-Näpfchen. Das gefällt mir."

„So meinen Sie, daß wir gut füreinander gepaßt haben würden? Besser als Marguerita und ich? Glauben Sie das, Comtesse?"

Was Toll sprach, drängte sich ihm auf die Lippen. Er mußte wissen, ob sie ihn liebte. Durch das Unvermittelte, durch die neckische Betonung, die er angewandt, hielt er sich, falls Carmelita auswich, den Rückzug offen. Erst schaute sie ihn blitzschnell mit großen, fragenden Augen an, auch lachte sie schelmisch. Aber dann, als ihr klar wurde, was wirklich in ihm vorging, trat ein angstvoller Ausdruck in ihre Züge, und sie sagte mit verhaltener Stimme: „Wissen Sie, Don Friedrich, was ich für besser halte?"

„Nun, Comtesse?"

„Sie fahren nicht mit nach Wipfelhagen. Ich bemerke eben etwas in mir, das mir nicht gefällt. Sie müssen zurück, Sie müssen —"

Das Wort erstarb. Die Mundwinkel zuckten, und die Büste hob sich ungestüm.

Und da Toll dies sah, da er nun wußte, daß er wiedergeliebt wurde, wagte er's im Sturm der Leidenschaft. Er umfaßte sie, die Wonnelaute unterdrückend um des Zeugen auf dem Bocke willen, und preßte seine Lippen voll Inbrunst auf ihren Mund.

Aber sie, obschon sie es nicht wehrte, saß da wie leblos. Erst als sie das just unter Wald und Gebüsch reizvoll emportauchende Wirtshaus erreichten, kam wieder Leben in ihre Gestalt.

Sie befahl dem Kutscher, zu halten, forderte Toll durch eine stumme Miene auf, ebenfalls abzusteigen, und schritt in die Wirtsstube voran.

„Lassen Sie mich machen," gebot sie ihm leise und nun wieder mit einem hingebenden Blick, der ihm Ströme durchs Innere jagte. „Bereiten Sie etwas Warmes; was gerade da ist!" erklärte sie der Wirtin. „Wir gehen inzwischen in den Wald, bis Sie es fertig haben." Und noch im Fortgehen: „Wann kommt die Post, die hier bei Station Halbe hält?"

„Spätestens in einer halben Stunde muß sie hier sein, Comtesse."

„Gut! Der Herr will mitfahren. Halten Sie sie an, wenn er nicht zurück sein sollte."

Nachdem sie, fast ohne zu reden, den Wald erreicht hatten und dann in der Stille und Einsamkeit standen, löste sie plötzlich ihren Arm aus dem seinen, und dann umschlang sie den Mann mit leidenschaftlich stürmischer Gebärde und flüsterte: „Und ist es ein Verbrechen, für das ich mein Leben lang büßen muß — einmal, heißgeliebter Mann, will ich dich küssen. Und du, küsse mich wieder! Presse mich einmal fest, ganz fest an dein Herz!" Und unter halb ersterbendem Laut: „Ach, du, du, diese überselige Wonne der armen Kreatur!" Und dann: „Wir müssen — du weißt es und ich weiß es — jetzt voneinander gehen und von heute an uns meiden immerdar. Du wirst mich nicht verachten, daß ich dir mein Herz öffnete, das dir gehörte seit der ersten Begegnung — ich hatte keine Gewalt über mich. In mir kann niemals ein Vorwurf gegen dich aufkommen, weil ich dich von ganzer Seele liebe. Und wenn der Himmel dir gnädig ist, so hat dich auch nur ein Rausch zu mir geführt, dann kehrst du zu ihr zurück! Ich würde schon bei dem Gedanken vergehen, daß ich Margueritas Glück vernichtete. Und nun laß uns langsam heimkehren!"

Toll hörte das alles und fand keine Sprache. In seinem Herzen tobte es, und

sein Gehirn brannte. Folgte er dem Aufruhr seines Inneren, dann stürzte er vor ihr nieder und erklärte, daß er sie nicht lassen werde. Aber da sie ihn erinnerte an Marguerita, da diese vor ihm aufstieg in ihrer Schönheit, weiblichen Sanftmut und vertrauenden Liebe, siegte in ihm die gerechte Natur und das Mitleid.

Er umfaßte Carmelita zärtlich, sprach weiche Worte, aber fügte sich stumm ihrem Willen und seinem Gewissen.

Noch ließen sie den Zauber der Herbstlandschaft auf sich wirken, dann wanderten sie langsam ans Haus.

Freilich, als der Postillon ins Horn stieß, als nun wirklich der Abschied kam, da war's den beiden Menschen, als ob das, was an Glut, leidenschaftlicher Sehnsucht und grenzenloser Unbefriedigung in ihnen emporstieg, sie verzehren, sie vernichten müsse.

* *
*

Schwere Träume hatten Marguerita geängstigt. Ein schier unerträglicher Druck auf den Augen, der sie tags über wieder gepeinigt, hatte auf der Grenze zwischen Nacht und Morgen einen so qualvollen Charakter angenommen, daß sie wimmernd und schluchzend dagelegen hatte. Dann war allerdings Erlösung eingetreten, auch Abspannung und Müdigkeit hatten ihr den Schlaf zurückgegeben, und erst um die Zeit, als Toll von Carmelita im Wirtshaus Abschied nahm, erwachte sie und hörte auch nebenan in ihrem Wohngemach die Uhr die Zeit angeben.

Marguerita zählte die Schläge, es waren zehn. Aber seltsam! Als sie dann die Augen aufschlug, war's noch finster um sie her. Vielleicht war die Uhr in Unordnung geraten. Doch nein! Marguerita vernahm Geräusch, treppauf, treppab im Hause; auch vom Hofe her ertönten Laute, die einer vorgerückten Zeit angehörten.

Noch sann sie, halb im Traum, halb im Wachen. Dann sprang sie, jählings von einer fürchterlichen Ahnung gepackt, empor, tappte sich ans Fenster, suchte nach der Schnur, zog die Gardinen zurück und öffnete gar das Fenster. Und als es dann immer noch dunkel vor ihren Augen blieb, da kam's über sie, als müsse sie ersticken vor Angst und Grausen, da drang aus dem Munde der Taumelnden ein Schrei von solcher Qual, von solcher Verzweiflung und solchem Entsetzen, daß er laut durch das Haus gellte, auch weit, weit über Hof und Park drang.

Und dann raffte sie sich, bebend an allen Gliedern, auf. Nein, nein, es war nicht möglich! So grausam konnte Gott nicht verfahren. Sie rieb die schmerzenden Augen, suchte, sich anstrengend, den Sehnerv zu reizen, suchte das Dunkel zu verscheuchen.

Aber nichts, dennoch nichts, und abermals ging ein Ton aus der gemarterten Brust, der wie Todesröcheln klang. Also blind! Also nun war's doch geschehen, was sie gefürchtet seit Jahren, was sie in Ängsten bei Nacht aus dem Schlaf gescheucht, was als drohendes Gespenst am Tage sich in ihre Vorstellungen gemischt. Das Schicksal ihres Großvaters war ihr geworden!

„O Gott, der du alles vermagst, auf dessen Wink Welten entstehen und vergehen, und der du der Inbegriff der Barmherzigkeit für jede Kreatur, habe Gnade und Erbarmen!"

Sie schrie es, während Thränen herabflossen aus den erloschenen Augen und ihre Hände benetzten.

Nichts mehr sehen! Die Welt, die wunderbare Welt mit ihren heiligen Schönheitsbildern missen — ach, weit mehr noch — ihn, ihn nicht mehr sehen, aber fühlen, während sie ihre Wange an seine preßte, wie auch seine Augen sich füllten, und wie es aus ihnen herabtropfte in herzzerbrechendem Mitleid um sie.

Nicht mehr hoch zu Roß mit ihm hinausfliegen wie in diesen seligen Tagen, nicht mehr niederhocken und in die sonnendurchflutete Landschaft schauen mit ihren Wiesen, Bächen, Wäldern, Gehöften, Dörfern, und nicht mehr der Menschen Thun und Treiben beobachten, nicht mehr frei sich bewegen, nicht mehr arbeiten, nicht mehr lesen, schreiben, Künste üben, Hausarbeit verrichten, anderen Liebesdienste erweisen können!

Ein hilfloser, unfähiger, auf die Güte seiner Umgebung angewiesener Mensch, ein allen Lästiger, Überflüssiger, ohne Recht auf Dasein — und — und — im letzten Augenblick betrogen um höchstes Erdenglück, um das Recht auf Vereinigung mit ihm, dem besten, edelsten Mann.

„Gott über den Wolken!“ hauchte die Blinde noch einmal und richtete die verdunkelten Augensterne empor. „Weshalb mußtest du denn noch kurz vorher die Liebe in mein junges Herz senken? Um mich um so furchtbarer zu strafen? Was that ich?“

Sie stöhnte, sie ächzte, sie weinte von neuem so herzerbarmend, daß es selbst die toten Gegenstände hätte erweichen müssen. Und andere Vorstellungen kamen: Ihm, Friedrich, ward die Kunde, daß sie blind geworden. Er eilte zu ihr; sie sah, ohne zu sehen, ihn, ihre Geschwister, wie sie sich in der gramvollen Qual ob solchen Schicksals an die Brust faßten, wie sie sich, fühlende Menschen, wortlos abwandten, weil das Herz ihnen schier brechen wollte.

Und vorbei, vorbei für immer! Sie mußte ihm das Wort zurückgeben, sie mußte ihn von sich befreien.

Am besten, sie verriet keinem im Hause das Fürchterliche; sie tappte sich die Treppe hinab, rief nach der Magd, ließ sich von ihr, Schmerzen vorschützend, aber ihr Stillschweigen auferlegend, an die Au führen. Und wenn sie dort unten angelangt waren, konnte sie jene unter irgend einem Vorwand fortschicken und, nachdem ihr das gelungen, ins Wasser springen, in das tiefe, stille Wasser.

Ja, ja — aber doch vorher mußte sie seine, Friedrichs, Lippen noch einmal auf den ihrigen fühlen, noch einmal seine Stimme hören! Noch einmal!

Nun brachen die heißen Quellen vollends auf, es stürzten schier die strömenden Thränen aus den armen, schmerzenden, erloschenen Augen. Und dann weckte diese furchtbarste Vorstellung: die ewige Trennung von ihm, doch gerade wieder das Verlangen nach Leben, weckte wieder Hoffnungen. In der verzehrenden Seelennot griff sie nach den Strohhalmen, die sie noch fassen konnte.

Es gab vielleicht doch eine Rettung. Durch eine Operation konnte sie wieder sehend werden. Das erfüllte sie plötzlich ganz allein. Und weil es so war, fand sie nun auch keine Ruhe mehr hier oben. Sie wollte hinab, Alfred mußte gleich mit ihr nach Kiel. Sie mußten Friedrich zunächst verschweigen, was geschehen. Weshalb dem Armen auch noch — vielleicht ohne Zwang — Qualen bereiten!

Also vorwärts, ohne Verzug! Marguerita wandte sich vom Fenster fort. Sie stieß an, sie tappte hin und her. Endlich fand sie, grenzenlos gemartert durch die Eindrücke über diese ersten mangelhaften Versuche, mit Nacht vor den Augen sich fortzubewegen, die Thürklinke.

Und dann suchte und fand sie draußen das Treppengeländer und rief durchs Haus nach dem Mädchen, nicht in gehobenem Ton, sondern mit der Stimme einer innerlich Unbewegten, sanft wie sonst: „Lenchen, Lenchen! Komm herauf, Lenchen!“ Und als das keinen Erfolg hatte, etwas lauter und lauter. Und als das abermals verhallte, ohne daß jemand erschien, fiel ihr ein, daß sie ja im Zimmer eine Klingel hatte.

Also zurück, da sie sich die Treppe nicht hinabwagte.

Aber als sie sich schon zurückwenden wollte, kam es plötzlich über sie, daß der geringste Verzug die Operation gegenstandlos machen könne. Sie mußte rasch, rasch handeln! Sie mußte hinab, ihren Bruder verständigen. Sie konnte es nicht erwarten, des Arztes Urteil zu hören. Es fieberte in ihr, ihr Schicksal aus seinem Munde zu vernehmen. So rief sie denn laut und dringend des Mädchens Namen. Und dann hatte es Erfolg.

Eilend stürmte das gute Geschöpf die Treppe empor und fragte, erschrocken über Haltung und Aussehen ihrer Gebieterin, nach deren Wünschen.

„Ich kann nicht sehen, führe mich hinab, vorsichtig — rufe meinen Bruder.“

„Herr Baron sind nach Bründe geritten, gnädigstes Fräulein.“

Statt einer Antwort ein schweres Atemholen. Auch das noch! Die ersten Stunden mit dieser Todesqual allein! „So führe mich in den Garten! Rufe den Kutscher.“

Sanft klang es, als ob sie sich schon still gefunden in das Ungeheure. Aber wer in ihr Inneres hätte schauen können, der hätte gesehen, daß schier Blutstropfen aus der gemarterten Seele sickerten.

* * *

Und abermals zwei Tage.

Im Wartezimmer des Arztes saß nach der Prüfung Marguerita von Büde, und

drinnen im Sprechzimmer standen sich der Arzt und Baron Alfred gegenüber.

„Nun, nun, verehrter Herr Doktor?“ drängte der Mann. „Was sagen Sie? Ist Rettung?“

Erst ein Schütteln des Kopfes, dann ein traurig bestimmtes: „Nein! Zu spät! Ihr Fräulein Schwester ist an einem sogenannten Glaukom erblindet. Als ich sie vor Wochen untersuchte, fand ich zwar Erscheinungen, die auch wohl diesem Leiden vorhergehen können, aber häufig nur Folgen von Blutarmut, von Bleichsucht sind. Es war anzunehmen, daß die Natur, kräftig unterstützt, sich bald selbst wieder helfen würde. So walteten also besonders unglückliche Umstände. In dem einen Auge befindet sich, wie ich durch den Augenspiegel erkenne, noch ein kleiner Schimmer. Aber es hat für die Folge keinen Wert, auch der wird nach den gemachten Erfahrungen erlöschen.“

Baron Büde lehnte sich nach dieser fürchterlichen Eröffnung an den Schreibtisch des Arztes zurück.

Aber nun kam noch das Entsetzlichste von allem. Wer sollte Marguerita eröffnen, daß eine Operation zwecklos, daß sie unheilbar erblindet sei?

Flüsternd sprachen die Männer noch einmal zusammen, dann trat der Arzt ins Wartezimmer, faßte sanft Margueritas Hand und sagte: „Gegenwärtig, hochverehrte Baronesse, ist nichts zu machen. Ein Eingriff ist ohne Nutzen. Da in dem einen Auge aber noch ein Schimmer, so —“

Erst fiel sie nach diesen Worten zurück. Eine solche Totenblässe trat auf ihre Wangen, daß ihr Bruder, für sie fürchtend, sich namenlos erschrocken zu ihr hinabbeugte. Dann aber raffte sie sich mit eisernem Willen empor und sagte mit gewaltsam gefaßtem Ausdruck in den Zügen: „Genug! Ich weiß mein Schicksal, Herr Doktor. Die lange Besprechung hat mich schon belehrt, daß es für mich keine Hilfe giebt. Ich wollte nur Klarheit, weil ich sie brauche.“

Und als er dann nichts erwiderte, aber Alfred sie mit Inbrunst umarmte und mit leiser Stimme das Wort: „O du Held, du meine unvergleichliche Schwester!“ ihr zuraunte, sie gar das Naß seiner Thränen an ihren Wangen fühlte, war es ihr, die trotz der Fassung, die sie an den Tag gelegt, doch noch im tiefsten Winkel ihrer Seele eine kleine Hoffnung genährt, als ob der Tod sich ihrem Herzen nahe.

Erst als sie später einander auf der Eisenbahn gegenüber saßen, fand sie die Kraft, zum erstenmal wieder das Wort zu nehmen, seinen Trost, seine Zärtlichkeiten, sein Mitleid anders als mit stummen Zeichen, anders als mit im Inneren versickernden Thränen zu beantworten.

Auch legte sie von diesem Augenblick an eine Willensstärke an den Tag, die zur Bewunderung hinriß.

„Wir müssen jetzt,“ hob sie mit sanftem Ernst an, „zunächst über Friedrich sprechen, Alfred. Ich meine, du mußt sogleich selbst nach Altona reisen und ihm erklären, daß ich selbstverständlich mein Wort nicht einlösen kann. Noch mehr! Ich müsse ihn bitten, ohne Einwand, ohne mich je wiederzusehen, unsere Beziehungen zu lösen. Nicht Erquickung und Trost ist mir sein Mitleid — nein, es würde mir noch mehr an meiner Seele reißen. Ich weiß, daß er mit mir fühlt, ich weiß sogar — ich glaube es so fest, wie ich an Gott glaube —, daß er mich, die Blinde, gar heiraten würde. Aber ich kann keines Mannes Weib werden. Es hat mir das Glück nicht werden sollen. Ich bin gefaßt. Nur du, Alfred — Alfred — verlaß du mich nicht —“

Die Stimme brach. Noch einmal schien sie dem Ungeheuren unterliegen zu wollen. Dann aber gewann sie ihre Haltung zurück, sie fand sie um so eher wieder, als der Mann, der ihr gegenübersaß, eine Fülle von Güte aus seinem Inneren hervorholte, alles ihr zusagte, was sie wünschte.

„Erkläre Friedrich,“ hauchte die Blinde, „es wäre sein Verzicht das größte Geschenk, das er mir zu geben vermöge. Sag ihm, daß ich nicht die Kraft hätte, noch einmal seine Stimme zu hören, gar von seiner Zärtlichkeit berührt zu werden. Er soll — hörst du, teurer Alfred — nicht glauben, daß Hochherzigkeit mich verzichten, mich diese Bitte aussprechen lasse. Sag ihm, mich leite lediglich das Gefühl für das Vernünftige, Unabänderliche. Nicht nur Rücksicht auf ihn, sondern ebensosehr auf mich selbst bestimmten meine Entschlüsse. Und daß ich ihn bitte,

von einer nochmaligen Begegnung abzusehen, habe lediglich einen selbstischen Grund. Ich kann es wirklich nicht — ihm lebewohl sagen."

Alfred nickte still. So sehr beherrschte ihn noch die Gewohnheit, daß er vergaß, daß sie dieser stummen Zustimmung nicht gewahr werden könne.

„Nun, du antwortest nicht?" stieß die Blinde sanft heraus.

„Verzeih!" ergänzte der Mann erschrocken. „Ich —" Er wollte ihr eine Erklärung geben, weshalb er geschwiegen hatte. Aber er unterdrückte, sich rasch besinnend, zartfühlend die Worte. Er sagte nur: „Verlasse dich darauf, meine Marguerita, daß ich alles ganz in deinem Sinne erledigen werde! Und höre mich: Ich werde dir in Zukunft zu ersetzen versuchen, was du verlorst. Ich will dir Freund, Bruder, Vater — ich will dir alles sein. Und sei nicht traurig, meine einzige Schwester. Du weißt an dem Beispiel unseres Großvaters, daß diejenigen, denen das Augenlicht genommen, doch noch wieder ganz glücklich zu werden vermögen. Auch du wirst mit deiner starken Seele und bei deiner ungewöhnlichen Veranlagung das Gleichgewicht deines Inneren völlig zurückgewinnen. Da ich jetzt um so mehr entschlossen bin, niemals zu heiraten, so brauchst du dich auch keinen materiellen Sorgen für die Zukunft hinzugeben. Ich bleibe bei dir! Wir werden uns niemals mehr verlassen."

Und sie hörte diesen Trost und diese rührende Sprache der Liebe und des Edelmuts, aber sie wollte nicht, daß er es je zur Wahrheit mache. Deshalb sagte sie: „Du weißt, was in mir vorgeht bei deinen Worten. Ich brauche nicht zu sagen, wie ich dich liebe. Aber gleich vernimm: Ich entbinde dich deines Verzichts. Du hast es nicht gesprochen. Nein, mein teurer Bruder! Was mir nicht beschieden war, das soll gerade dir werden! Es ist meine sehnsüchtigste Hoffnung. Und du wirst mich trotzdem nicht verlassen, ich weiß es. Ich baue so fest auf dich, wie du" — Margueritas Stimme zitterte — „meiner schrankenlosen Dankbarkeit versichert sein darfst."

Und als sie nach diesem zärtlichen Ausbruch die zitternden Arme ausstreckte, um ihn an sich zu ziehen, beugte er sich vornüber, faßte den geliebten Kopf und preßte immer von neuem seine Lippen auf ihren Mund.

* * *

Nach diesen Vorfällen waren über dreiviertel Jahr verflossen.

Toll hatte, nachdem er die erste furchtbare Erschütterung über die Kunde der Erblindung seiner Braut überwunden, Büdes geschrieben, daß er sofort in Windemark eintreffen werde.

Aber freilich war die Ausführung an Margueritas Weigerung gescheitert. Selbst einen Brief zu hören, den er ihrem Bruder für sie gesandt, hatte sie trotz der eifrigen Befürwortung Alfreds abgelehnt. Dagegen diktierte sie ihm einen solchen, in dem sie Toll in den rührendsten Worten für seine Treue dankte, wobei sie zum Ausdruck brachte, wie sehr — wenn überhaupt solches noch möglich — ihre Achtung vor seinem Charakter sich erhöhe!

Und das war denn auch das letzte gewesen. Dann schien sich Toll wenigstens vorläufig in das Unvermeidliche gefunden zu haben.

Wochen und Monate vergingen, die Marguerita, dem Beispiel ihres Großvaters folgend, dazu benutzte, sich ohne Hilfe zu bewegen, und in denen sie Versuche anstellte, wenigstens zunächst einen Teil ihrer früheren Thätigkeit wieder aufzunehmen. Ihr ganzes Augenmerk war auf den einen Punkt gerichtet, der durch ihre Blindheit hervorgerufenen Hilflosigkeit Herr zu werden.

In einen ungeheuren Konflikt war Carmelita geraten, die sogleich nach dem Gute zurückgekehrt war. Ihr Gewissen schlug; ihr zärtliches und reuevolles Herz drängte sie, Marguerita nicht zu verlassen. Ihr Schmerz über deren Schicksal war grenzenlos. Ihre Aufmerksamkeit und Sorge rührten die Blinde zu Thränen.

Dann aber begann der Onkel zu poltern. Er müsse sie ersuchen, zu kommen; er sei auch der Hilfe bedürftig. Er nehme den größten Anteil an Margueritas Schicksal, aber sie habe doch ihren Bruder, während er einsam dasitze.

So war denn nach mehrwöchigem Auf-

enthalt von den Geschwistern entschieden worden, daß Carmelita wieder abreisen solle.

Am Tage vor ihrem Abschied war's noch einmal herrlich und sonnenwarm draußen geworden, und das hatte Marguerita veranlaßt, Carmelita zu bitten, sie zum letztenmal unter die Tannen zu führen. Stärker denn je hatte sich die Sehnsucht nach Toll eingestellt, und mit ihr war auch das Verlangen gewachsen, gerade dort noch vor dem Abscheiden des Herbstes ein Stündchen zu sitzen.

„Ich lasse dich für Augenblicke, weil ich der Meierin versprach, dem Kinde einen Verband anzulegen," erklärte Carmelita, nachdem sie ihre Cousine dahingeführt.

Und Marguerita nickte sanft, und das lebhafte junge Mädchen eilte fort.

Als sie aber eben seitwärts aus dem Park trat, hörte sie, daß sich jemand vom Ausgang her näherte, und als sie das Haupt erhob, sah sie — und das Herz wollte ihr stocken — Toll vor sich. Auch er, der nach dem ersten tiefbewegten Wiedersehensaustausch erklärte, auf dem Wege zum Gutshause zu sein, um Marguerita zu besuchen, vermochte sich nur mit Aufbietung seiner ganzen Willensstärke zu beherrschen.

Geschehenes gelangte zwischen ihnen nur durch ihre schmerzerfüllten Blicke zum Ausdruck. Ihr vornehmer Sinn drängte Worte zurück. Lediglich Marguerita, lediglich deren Wohl und Wehe durfte sie beschäftigen.

Und so unterließ Carmelita nichts, weder durch Rede noch durch Gebärden, ihn von seinem Vorhaben zurückzuhalten. Das vertrauliche Du, mit dem sie damals ihre Liebe besiegelt, umgehend, stieß sie drängend heraus: „Sie befriedigen Ihr Gewissen, Friedrich, aber die arme Marguerita stoßen Sie zurück in Nacht und Trübsal. Nun hat sie eben einigermaßen sich in das Erbarmungslose ihres Schicksals gefunden. Welcher Willensstärke, welcher opferwilligen Hilfe von Alfred hat das bedurft! Nein, nein, ich bitte Sie: Lassen Sie ab von einem Wiedersehen! Nichts Gutes, vielmehr nur für Sie beide noch Traurigeres wird daraus entstehen!"

Er aber überwand sie. Er sagte: „Sie irren, glauben Sie es! Was ich Marguerita zu sagen habe, wird sie — wenn sie mich noch liebt — nicht beschweren, sondern stärken und aufrichten. Ich weiß es! Es ist mir ein Gedanke gekommen während dieser langen Zeit des Grübelns, Sorgens und Denkens. Darüber will ich mit ihr sprechen. Überlassen Sie alles mir. Je nach den Umständen will ich sogleich wieder nach Bründe zurückkehren. Mein Wagen wartet am alten Wege."

Hierauf gaben sie stumm einander die Hand und trennten sich unter einem langen, bewegten Blick. Ihre Herzen waren so übervoll, daß der Mund versagte. Carmelita wandte sich langsam den Wiesenpfad hinab, Toll schritt, die Brust schier zugeschnürt, tiefer in den Park. Das Blut wallte ihm so heftig, daß er wiederholt unterwegs stehen bleiben mußte. Aber nicht Erwartung, nicht Mitleid für Marguerita, nicht die Qual der durch das Wiedersehen geweckten Liebe war's, sondern die Lüge lastete centnerschwer auf ihm. Erfüllte ihn doch die einzige Hoffnung, daß, obgleich sein Mund aus Pflicht und Edelsinn anders sprechen wollte, Marguerita ihn bei dieser Begegnung bedingungslos lassen werde.

So oft er mit seiner Familie und seinen Freunden Rücksprache gehalten hatte, so oft war er abratenden Stimmen begegnet. Nicht ein einziger hatte die Möglichkeit einer Heirat mit Marguerita in Überlegung gezogen. Sie hatten ihm gesagt: es hätte wohl unritterlich genannt werden können, wenn **er** das Bündnis gelöst haben würde; da sie es aber gar aufs entschiedenste gefordert, so sei es nur weise, sich zu fügen. Nicht die noch gegenwärtig ihn beherrschende, aus Mitleid und Großmut zusammengesetzte Stimmung solle für einen Entschluß maßgebend sein, sondern kühle Vernunft, die der Zukunft gedenke, sie nüchtern betrachte, die müsse seine Handlungen lenken. Eine blinde Frau sei außer stande, ihren Obliegenheiten als Ehegattin nachzukommen, sie könne die Pflichten gegen sich, ihren Mann und ihre Kinder nicht erfüllen. Und da dies zweifellos, so würden sie sich beide nur unglücklich machen. Marguerita habe als eine edeldenkende Natur gehandelt, indem sie ihm sein Wort zurückgegeben, so möge er sich glücklich schätzen.

Unter solchen und ähnlichen Rückerinne-

rungen, aber auch unter der Wirkung der Wiederbegegnung mit Carmelita, die er nur noch heftiger liebte, erreichte Toll, leise auftretend und begünstigt durch den weichen Pfad, der das Geräusch seiner Schritte dämpfte, den Tannenweg.

Mit stockendem Atem hinüberschauend, sah er sie, die einst der Inhalt alles seines Denkens gewesen, sah er sie an demselben Ort, an dem sie gerade die glücklichsten Stunden zusammen verlebt hatten.

Mit zitternden Augen umfing er ihre Gestalt, ihr stilles, liebes Angesicht, und tiefste Wehmut ergriff sein Inneres um so mehr, weil er sie so sanft ergeben, so fromm und geduldig, so arg- und ahnungslos erblickte.

Wenn sie ahnen könnte, daß er bereits im Beginn ihrer Liebe sie verraten hatte! Ihn schauderte.

Und dann plötzlich erhob sie das Haupt und erschrak. Ein Zweiglein war geknickt, das sein Fuß berührt hatte.

Welch heiße Ströme durch des Mannes Brust jagten, als der den Blinden eigene, unruhig gespannte Ausdruck in den Zügen erschien. Doppelt ward er dadurch erinnert, wie hilflos sie war, was das Schicksal ihr genommen.

Aber er mußte endlich handeln. Er raffte sich auf. Absichtlich machte er abermals ein Geräusch. Er wollte sie vorbereiten. Eine jähe Überraschung konnte ihr schädlich sein, ohnehin bangte ihm vor den Folgen einer solchen.

Zum Glück war sie ihm selbst behilflich. „Wer ist da? Bist du es, Carmen?“ hob sie an.

Noch einmal kämpfte er; dann aber sagte er deutlich vernehmbar, mit weicher Stimme: „Nein, nein, Marguerita! Ich — ich bin's — Friedr—“

Aber er sprach nicht aus, weil ein Laut, zwar ein halb unterdrückter, aber ein so ächzender Laut zwischen den Tannen verhallte, weil eine solche Erschütterung die Blinde erfaßte, daß Angst, Sorge und Herzensnot ihm schier die Kehle abdrückten.

Doch war's nur für Sekunden. Dann war er an ihrer Seite und fiel, ihre Hände fassend, sie pressend und küssend, mit Thränen benetzend, an ihr nieder.

Und sie faßte seinen Kopf und stöhnte in Wonne, und als er gar emporsprang, sie mitleidig an sein Herz zog und küßte, da riß sie ihn an sich mit der ganzen Kraft ihrer schrankenlosen Liebe. —

Sie hatten miteinander gesprochen und sie hatte ihm gesagt: „Wenn du mich fragst, ob ich meinen Entschluß geändert habe, so sage ich auch heute nein. Was ich mit blutendem Herzen dir vor Monaten erklärt — ach, Friedrich, wenn du in mein Inneres hättest sehen können, du hättest wohl aus Mitleid Tag und Nacht geweint! — das war nicht das Ergebnis flüchtiger Überlegung, sondern meiner Liebe, jener, die erst fragt, was sie dem anderen schuldig ist, die die höchsten Wünsche unterdrückt, weil sie des anderen Glück mehr vor Augen hat als das eigene. Es war das Ergebnis des mir innewohnenden Pflichtgefühls; es war, mein Freund, die Ausübung der Religion, wie ich ihr innerstes Wesen verstehe. Du meinst, ich solle nicht jetzt mich entscheiden, du wolltest nach Verlauf von Monaten wieder dich mir nähern. Eine Aussicht auf Glück ohnegleichen! Aber dennoch werde ich dir dieselbe Antwort geben! Laß uns aber Freunde sein und bleiben, und zeigen wir unsere Freundschaft dadurch, daß wir uns ferner nicht wieder in Versuchung führen. Ich weiß, meine Worte klingen dir kalt; du begreifst nicht, daß die Vernunft so über dem Gefühl zu stehen vermag. Die Menschen würden vielleicht gar sagen, ich fließe über vor Edelmut. Nichts von alledem! Dürfte ich — ich ließe dich von dieser Stunde ab nicht mehr von mir! Wenn du gegangen sein wirst, werde ich denken, ich sei meiner Sinne beraubt gewesen, daß ich dich nicht zurückhielt. Auch wird es vieler, vieler Wochen bedürfen, bevor ich das Gleichgewicht meiner Seele zurückgewinne. O nein, nein, ich schelte dich ja nicht, daß du gekommen bist! Wie könnte ich? Ach, Lieber“ — sie wandte sich zu ihm und preßte ihn fest, fest an sich und küßte ihn unter Thränen —, „nur ein Mensch, dem schier Göttliches in der Brust wohnt, konnte ja handeln wie du! Aber benutze auch du die Zeit zur Prüfung und glaube, daß ich dich nicht minder lieben werde, wenn du mir endlich erklärst, du wolltest auf mich verzichten. Und nun gehe!

Ich habe keine Kräfte mehr. Jeder von uns ist frei! Was wird, steht bei Gott! Ihm wollen wir die Zukunft überlassen."

* * *

Toll war damals sogleich wieder abgereist, aber erreicht hatte er nichts. Sie gab ihn frei und hielt ihn doch wieder. Und da er ihr den furchtbaren Kampf nachfühlte, gelangte er zu keinem Groll; aber weil Herz und Gewissen und Reue sprachen, fand er auch nicht den Mut zu einem Verzicht.

Carmen war zum alten Baron wieder zurückgekehrt, aber ihre Briefe hatten einen immer schwermütigeren Inhalt angenommen. Was Marguerita einst erfahren, mußte nun sie erproben.

Mit dem alten Herrn war überhaupt nicht zu leben. Seine Launen wechselten fortwährend, und sie waren die schlechtesten. Von dem, was er ihr versprochen, hielt er soviel wie nichts. Stets wußte er einen Grund zu finden, um Abreden, die eine Abwechselung bieten sollten, im letzten Augenblick rückgängig zu machen. Sein selbstsüchtiges Ich war nicht im stande, sich zu einem Opfer aufzuschwingen, und dabei war er einsiedlerisch und wich den Menschen aus.

Neben dieser Aussicht für Carmen, nun ein langes Leben in solcher Freudenlosigkeit zu verbringen, ward sie qualvoll von ihrer Liebe zu Toll gepeinigt.

So war denn alles in der Schwebe und in trauriger Ungewißheit, und nur erfreulich war's, mit welcher Energie Marguerita ihre bedeutungsvollen Aufgaben ferner zu lösen bestrebt war.

Auf ihren Wunsch war ein junges aufgewecktes Mädchen angenommen worden, das sie gleichsam zu ihrer Lehrmeisterin gemacht hatte. Sie mußte ihr bei ihren Versuchen, eine Schreibmaschine zu gebrauchen, behilflich sein, sie mußte ihr die Hand führen beim Stricken und Häkeln, beim Nähen und bei sonstigen weiblichen Verrichtungen. Von ihr ließ sie sich vorlesen und in den Morgenstunden ins Freie begleiten.

Sehr bald schon versuchte die Blinde, allein zu gehen, und bediente sich nur eines Stockes. Später ließ sie auch diesen häufig fort. Im Hause bewegte sie sich wie eine Sehende. Beim Aufstehen und Schlafenlegen bedurfte sie nur anfangs der Hilfe. Später brauchte sie niemand zu begleiten und zu bedienen.

In überraschend kurzer Zeit wußte sie die Tasten auf dem Klavier zu finden und zu spielen, und schon war es vorgekommen, daß sie an Gesellschaften teilgenommen und sich unter den Gästen des eigenen Hauses bewegt hatte.

So machte sie eine Schule durch, in der sie sich selbst erzog und aus der die erstaunlichsten Erfolge hervorgingen.

Bisweilen war auch schon wieder wie ehedem ein Lächeln in ihren Zügen erschienen. Neuerdings wußte sie bereits die Rolle zu tauschen. Sie suchte Alfred zu bedienen, es ihm wie früher im Hause angenehm zu machen, statt daß er für sie sorgte.

Als die Geschwister eines Abends um die Zeit des wiedergekehrten Herbstes beisammen saßen, wurde noch spät die Post gebracht, und unter den Eingängen befand sich ein Brief von Carmen.

Aus dem lustigen Mädchen mit seiner unbezwinglich fröhlichen Laune war — wenn auch der frühere Humor sich nicht ganz verleugnete, die Zeilen erwiesen es — ein melancholischer Mensch geworden. Sie schrieb:

„Ihr fragt, weshalb ich nichts mehr von mir hören lasse? Ach, ihr Lieben! Weshalb soll ich euch auch noch das Herz schwer machen!? Dennoch schreie ich förmlich nach guten menschlichen Seelen, und heute muß ich auch einmal ablösen, was mich bedrückt, ich muß es, wenn ich nicht daran ersticken soll.

Der alte Onkel liegt seit Wochen an Schwindel und Appetitlosigkeit danieder. Sobald er sich etwas wohler fühlt, schwindet jede Sanftmut. Unserem Diener Joseph hat er gestern in seinem Zorn eine Tasse und einen Teller nachgeworfen. Alles zittert vor ihm; daneben verlangt er, daß wir nicht eine Minute uns entfernen. Kein Mensch besucht uns. Die vielen öden, ungeheizten Zimmer atmen einen seelenniederschmetternden Hauch aus. Der Herbst schaut mich, sofern ich überhaupt ins Freie gelange, hoffnungslos an.

Der Tag beginnt mit Sorge und Pflege für den misanthropischen alten Herrn.

Kaum zur Handarbeit gelange ich, geschweige zum Lesen, zum Musizieren. Aber es erfreut mich auch keine geistige Beschäftigung mehr. Ungeteilt giebt's keine Wonnen auf unserem Erdball. Der Mensch muß im Zusammenhang mit anderen das Dasein genießen dürfen, wenn aber ihm das nicht beschieden, wenigstens seine Freiheit haben. Ich bin eine Gefangene, und meinen finsteren Kerkermeister muß ich bedienen wie eine Magd.

Wie gern übt man Werke der Barmherzigkeit und der Menschenliebe, wenn das Herz dabei ist! Wie soll ich aber jemand lieben, der von der Zipfelmütze — der Alte liegt immer mit einer weißen Zipfelmütze im Bett und ärgert sich, daß die Fliegen, deren Humor durch den ungewohnten Anblick offenbar geweckt wird, sich darauf setzen — also von der Zipfelmütze bis zur Fußspitze aus Eigenliebe besteht.

Ich bin leider ein zu guter Christ, sonst würde ich beten, daß der Herrgott ihn zu sich nähme. Es ist ein Dasein zum Irrewerden! Und nun etwas anderes.

Gestern, wo er etwas besser und auch besserer Laune war, nahm ich ihm das Versprechen ab, mich, sobald er das Bett verlassen, zum Entgelt für meine Pflege auf vierzehn Tage zu euch zum Besuch zu beurlauben.

Ich weiß zwar, daß er nachher tausend Gründe finden wird, seine Zusage zurückzunehmen. Aber ich bin fest entschlossen, mich diesmal an sein Wort zu halten.

Wollt ihr mich haben? Ich sterbe fast vor Sehnsucht nach Windemark. Und wenn ihr, o lieber Don Alfredo, und du, Marguerita, Königin an Selbstbeherrschung und Güte, ein Gastzimmer frei habt, wollt ihr die Daumen kneifen, daß das alte Onkel-Ungetüm bald wieder mit seiner Pfeife die Gemächer parfümieren kann? Was macht ihr? Sagt mir Liebes! Es braucht das sehr eure arme

Carmen."

Der Inhalt dieser Zeilen bewegte die Geschwister um so mehr, weil das liebenswürdige Mädchen doch ihnen fast allein diese Opfer brachte.

„Weißt du, was ich glaube, Alfred?" hob Marguerita bald nach Empfang dieser Zeilen, zu ihrem Bruder gewendet, an. „Ich glaube, daß Carmen dich liebt. Immer schon gelangte ihre Schwärmerei für dich sehr erkennbar zum Ausdruck, wenn wir einmal vertraulich miteinander plauderten. Nur die Umstände, nur ihr Zartsinn hielten sie sicher ab, mir's zu gestehen. Heute ist es bei mir Gewißheit! Darf ich dir einen Vorschlag machen, Alfred?"

„Nun, Marguerita?" Der Baron sagte es traurig lächelnd.

„Halte um sie an und warte ab, was geschehen wird!"

„Wie du sprichst, Marguerita! Sie denkt nicht daran und am allerwenigsten Onkel Busch, sie frei zu geben. Nein, nein! Wir haben beide auf solche Dinge fürs Leben verzichtet und wollen daran festhalten!"

„Du leugnest also nicht, du guter, edler, selbstloser Mann, daß du sie wiederliebst?" Und als er nicht antwortete: „Du schweigst? Es ist also wahr, und du leidest schwer?"

Ihre Stimme klang weich, und sie hörte, daß er leise aufseufzte. Dann aber sagte er sanft abweisend: „Reden wir nicht mehr von mir, Marguerita. Lasse mich jedoch etwas widerrufen, was ich eben geäußert. Ich sprach von Verzicht. Ich schloß dich in diesen mit ein. Das war unbedacht. Und da wir heute beisammensitzen und einmal so ernste Gegenstände berühren, bitte ich dich, sage mir offen, wie du denkst. Willst du wirklich nicht Friedrichs Frau werden?"

„Nein!" klang es fest zurück. Und dann mit sichtlich künstlicher Aufraffung: „Gerade in diesen Tagen habe ich einen Entschluß gefaßt. Gerade eben wollte ich dich bitten, ihn aufzusuchen und ihm definitiv zu erklären, daß ich auf meinem Entschluß beharre."

„Du betonst deine Worte so schwermütig, Marguerita. Du sprichst, als ob etwas Bedeutsames auf dich eingedrungen sei, etwas, von dem ich nichts weiß. Rede! Entziehe mir nicht dein Vertrauen! Was ist es? Zürnst du Toll?"

Sie schüttelte sanft den Kopf. „Wie kann man jemandem zürnen, den man so lieb hat! Aber seit vier Monaten hat er nicht mehr geschrieben — du weißt es —, und das thut weh, und ich habe es recht gedeutet. Er wurde — in diesen Tagen ist's mir offenbar

geworden — anderen Sinnes. Ich fühle, ich weiß es. Mein Herz sagt es mir. Und so will ich ihm zuvorkommen."

„Und wenn du dich täuschest, Marguerita? Sicher, du täuschest dich!"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich täusche mich nicht, Alfred, ich wiederhole es dir. Ich fehlte auch selbst, da ich ihm wieder Hoffnung machte. Ich ließ ihn damals nicht ganz ohne eine solche in der grenzenlosen Qual des abermaligen Verzichtes. Etwas anderes aber, Alfred, winkt mir! Dein Glück! Alle meine Gedanken werden sich fortan darauf richten. Ihr sollt euch besitzen. Und ich weiß es, dieser höchste Wunsch meines Herzens wird mir werden!"

Er drückte ihr stumm die Hand und küßte sie. Er legte ihr an den Tag, wie sehr ihn ihre Worte gehoben, ihm den geschwundenen Glauben wiedergegeben, wie sie ihn gerührt hatten. Dann aber sagte er: „Ich habe eine Bitte, Marguerita. Warte noch acht Tage, bevor du Toll eine unbedingte Absage erteilst. Vielleicht wendet sich noch alles zum Guten. Willst du? Ich bitte dich inständig!"

Sie sagte nicht nein und nicht ja. Sie hob nur die Schultern und seufzte leise auf.

Und die folgende Woche harrte Marguerita aus; als dann abermals keine Nachrichten von Toll eingingen, verwandelte sich ihre Schwermut in tiefe Bitterkeit.

Während sie an demselben Tage mit ihrem Bruder bei Tisch saß, drang sie in ihn, sich bereits am kommenden Morgen nach Hamburg aufzumachen. Sie verging in der Folter der Ungewißheit. Sie wollte und mußte wenigstens wissen, was ihn bewegte, auf welche Ursache sein Schweigen zurückzuführen sei. Nur das, das sollte er in Erfahrung bringen und dann zurückkehren.

Und er versprach zu thun, was sie von ihm erheischte, und nur in dem einen wichtigsten Punkt ergriff er noch einmal das Wort. Er sagte: „Und wenn ich ihn nun doch finde, wie du in deinem Herzen hoffst, Marguerita? Wenn er dir treu blieb, wenn er keinen anderen Gedanken gehabt hat als die Erfüllung eurer Wünsche? Was dann? Ich frage nochmals!"

Statt etwas zu erwidern, bedeckte sie das Angesicht mit den Händen. Ein leise wimmernder Laut drang aus ihrer Brust. Er aber verstand sie, trat ihr näher und umschlang sie sanft. Es bedurfte keiner Antwort mehr.

* * *

Um dieselbe Zeit, in der sich dies in Windemark begab, trat der Briefträger in die Halle des dem Baron von Busch gehörenden Schlosses Wipfelhagen und händigte der eben ins Wohnzimmer schreitenden Gräfin Sparre die Post ein.

Carmelita griff um so eifriger danach, weil sie eine Antwort auf ihre nach Windemark gerichteten Zeilen darunter zu finden erwartete. Und in der That entnahm sie den Eingängen eine Karte von Baron Alfred, der, den Empfang ihres Briefes anzeigend, mitteilte, daß er am kommenden Tage nach Hamburg reisen werde, um Toll zu sprechen, und auf dem Rückwege die Absicht habe, Wipfelhagen zu berühren, um sowohl nach dem kranken Onkel zu sehen, als auch mit ihr den Tag ihrer Hinkunft nach Windemark zu bereden oder gar sie mitzunehmen.

Noch unter ihrer durch diese Zeilen hervorgerufenen belebten Stimmung warf Carmelita nun auch einen näheren Blick auf die übrigen Eingänge und sah jetzt, daß noch ein zweites Schreiben für sie dabei war.

Da ihr die Handschrift unbekannt, öffnete sie die Zeilen arglos, fuhr aber wie gelähmt zurück, als die Anfangsworte vor ihren Augen auftauchten.

Und dann las sie unter fieberndem Herzschlag das Nachstehende:

„Bis heute habe ich, meine Carmelita, einen Kampf ohnegleichen gekämpft. Täglich legte ich mein ungestümes Herz in Fesseln, ertrug die Qual meiner sich immer noch verstärkenden Sehnsucht, die Qual des unnatürlichen Verzichtes auf Sie, die ich liebe mit ganzer Leidenschaft.

Ich hatte gehofft, daß es mir gelingen würde, mein Inneres zu besänftigen — ich handelte ja auch in Ihrem Sinne —, aber seit einer viele Monate andauernden Nervenkrankheit, von der ich mich erst seit Wochenfrist erholt, ist es für mich unumstößlich geworden, daß ich ohne Sie nicht zu leben

vermag, daß ich seelisch und körperlich vergehen muß, wenn ich Sie nicht besitzen darf. Diese Krankheit war bereits die Folge der schmerzlichsten Gemütskämpfe.

Sie werden mir sagen — ich höre Sie sprechen: Was soll aus Marguerita werden, wie wird sich Alfred zu solcher Wandlung verhalten!?

Ich entgegne darauf: Ich will ihm offen erklären, wie die Dinge stehen. Mein Schild gegen seine Vorwürfe wird meine ehrliche Gesinnung sein. Ich werde ihm erwidern, daß mir Gott diese Liebe zu Ihnen, Carmelita, in die Brust pflanzte, während er die andere immer mehr verdorren ließ.

Und Marguerita selbst?

Ich vertraue ihrem göttlichen Herzen, demselben Herzen, das mich wiederholt frei gab.

Und nun hören Sie, meine unvergleichliche Carmelita! Wenn Sie diese Zeilen empfangen, bin ich bereits auf dem Wege nach dem Wirtshaus, wo ich damals die unvergeßlichen Stunden mit Ihnen verlebte. Ich war, nachdem ich Sie verlassen, nicht in dieser Welt. Ein solcher Glücksrausch hatte mich ergriffen, daß mein Fuß, wie durch Flügel getragen, dahinschritt. Meine Seele schien abgelöst vom Irdischen, mein Auge sah nur offene Himmel und in ihnen wohnten Sie.

Und dann unsere Wiederbegegnung in Windemark! Hier Carmelita, dort die Blinde, deren Unglück mir das Herz zerschnitt, die mich frei gab und doch in jedem Wort mir zurief: Kehre zurück! Ich sterbe, wenn unser Bündnis gelöst wird!

Ich möchte den vernunftbegabten Menschen sehen, der einen solchen Widerstreit in seinem Inneren auszutragen vermag. Er muß mit Eisen gepanzert oder gefühllos sein.

Nun aber sind die Kräfte am Ende. Ich sage: wenn Sie mich wirklich lieben — und eine Carmelita spricht ja keine leeren Worte —, so haben Sie Erbarmen und lassen Sie mich Sie übermorgen um dieselbe Stunde, in der wir damals glücklich waren, im Sandkrug in Halbe wiederfinden. Lassen Sie nicht vergeblich warten

Ihren Friedrich Toll."

Nachdem Carmelita eben die Lektüre des Briefes vollendet hatte, erschien der Diener des Hauses und meldete, daß der gnädige Herr nach ihr verlange. So ward sie zunächst von ihren Gedanken abgelenkt, und erst im weiteren Verlauf des Tages und während der Nacht, in der sie ruhelos auf und ab wanderte, gelang es ihr, sie einigermaßen zu ordnen, die tobende Unruhe in ihrem Inneren zu dämpfen.

Aber zu einem Entschluß war sie dennoch nicht gelangt, schon deshalb nicht, weil sie das Gut nicht verlassen konnte. Es gab, abgesehen von dem Umstande, daß dem alten Herrn jeden Augenblick etwas zustoßen konnte, keinen einleuchtenden Grund, einen solchen Ausflug zu unternehmen.

Falls sie Toll überhaupt diese Zusammenkunft gewährte, mußte er nach Wipfelhagen kommen, und es blieb nach endgültiger Entscheidung dann nur noch zu überlegen, ob er heimlich eintreffen oder sich als Gast des Onkels melden solle.

Zu all diesem beschäftigte Carmelita der Umstand, daß Baron Alfred nach Hamburg gereist war, um Toll zu sprechen, und daß ersterer, da er Toll nicht finden werde, früher erscheinen und somit die beiden in Wipfelhagen sich treffen könnten. Sie war nicht einmal im stande, Toll gleich schriftlich oder telegraphisch Mitteilungen zu machen. Es blieb nur die Möglichkeit, ihm einen Brief nach Sandkrug zu schicken und in diesem ihn auf die Umstände aufmerksam zu machen.

Und wenn sie dann zu diesem Entschluß gelangt war, stellten sich doch wieder die ursprünglichen Bedenken ein, ob sie ihm überhaupt gewähren dürfe, was er verlange.

Ihr Herz rief ein von grenzenloser Sehnsucht getragenes Ja, ihr Gewissen flüsterte ihr ein kurzes, herbes Nein zu.

Unter solchem Hin und Her ihrer gequälten Seele brach der Morgen an, und mit diesem begab sich wiederum etwas, das sie völlig fassungslos machte.

Ein von der Zweigstation abgesandter Postschaffner erschien gegen zehn Uhr vormittags und überbrachte ihr ein Eilboten-Schreiben von Marguerita, die ihr meldete, daß sie den rascheren Beförderungsweg gewählt habe, weil sie mit diesen Zeilen ihrem Bruder zuvorkommen wolle. Und dann hieß es in den starren, mechanisch aneinander gefügten Druckbuchstaben weiter:

„Alfred ist nach Hamburg gereist, um sich über Friedrichs Schweigen zu unterrichten. Ich sah und hörte seit Monaten nichts mehr von ihm. Anfänglich legte ich mir es aus als eine zarte Rücksicht. Zweifel an seiner Treue stiegen nicht einmal in mir auf. Allmählich aber hat mich eine furchtbare Gewißheit erfaßt. Dir, meiner teuren Carmelita, sage ich es heute mit blutender Seele: Mir ahnt, daß er sich von mir endgültig lösen will, daß er — o, daß ich es niederschreiben kann, ohne daß die Hand mir versagt! — einer anderen sich zugewendet hat.

Nur äußerlich, Carmen, bin ich stark. Drinnen ist nichts anderes als Wankelmut und Schwäche, weil nichts anderes darin wohnt als Sehnsucht und Liebe.

So weit habe ich es durch Fleiß und Übung und durch die Kraft meiner nie erloschenen Hoffnung auf den Besitz des von mir geliebten Mannes gebracht, daß ich die vornehmsten Pflichten einer Hausfrau auch mit den erloschenen Augen zu erfüllen mich getraue.

Das wollte ich zu erreichen suchen. Dann konnte ich eher verantworten, noch einen Anspruch an ihn zu erheben. Nicht wahr, Carmen, Liebe hofft bis zum letzten Atemzug, wenn auch der Mund anders spricht. Es wäre keine menschliche, keine rechte Liebe. Und nun! Wenn du heute in mein Inneres blicken könntest, wo plötzlich eingegraben steht: Doch alles umsonst! Zu dem fürchterlichen Schicksalsschlag noch diese herzzerreißende Enttäuschung — dann würdest du begreifen, daß ich mich nach den Wassern der Au sehne, um darin ewiges Vergessen zu finden.

Noch eins könnte mich ans Dasein fesseln: ein Glück, und das liegt — höre, teure Carmen — in deiner Hand.

Alfred liebt dich! Giebst du ihm das Jawort — ich werbe für ihn auf Grund dessen, was meine lebendigen Augen einst sahen —, so ist es wieder hell um mich, ja, mein Unglück wird mir gering erscheinen gegen solches Geschenk für ihn, für mich! In eurem Glück will ich dann ferner leben, das wird mich den Verlust des meinigen verschmerzen lassen.

Alfred wird dir geschrieben haben, daß er ehestens eintrifft. Nimm ihn, meine teure Schwester, so auf, wie er — wie es sehnsüchtig wünscht deine dich zärtlich liebende

Marguerita."

Der Tag war so grau. Die ganze Welt war so grenzenlos öde, ohne Licht und Sonne. Frösteln fuhr durch Carmelitas Glieder. Nachdem sie diese Zeilen gelesen, war ihr wie einer Verurteilten zu Mute, wie einer zum Tode Geweihten, die, um die Qualen von der Seele zu lösen, es nicht erwarten kann, auf den Richtplatz geführt zu werden.

Oben lag der Kranke und wimmerte und stöhnte. Was in der vorigen Woche an Kraft gewonnen war, hatten die letzten Tage wieder verwischt.

Sie sollte immer um ihn sein, und ihr Pflichtgefühl trieb sie ohnehin, ihn nicht zu verlassen. Und dabei die Wolken über dem Haupt derer, die sie vor allen auf der Welt liebte.

Toll, durch die Seelenkämpfe vom Nervenfieber daniedergeworfen, sah nur Heilung, wenn sie sich ihm zu eigen gab.

Und sie durfte nicht!

Marguerita, da ihr Lebensglück zerstört, überlegte, wo sie die gemarterte Seele zur ewigen Ruhe betten könne.

Sie selbst ein von Reue, Mitleid und leidenschaftlicher Liebe durchwühltes, nicht minder nun um alles betrogenes Menschenkind.

Aber nicht genug. Noch einen gab's, dessen Dasein zerstört war. Carmelita wußte es, daß ein so tief empfindender Mann wie Alfred den Verzicht nie überwinden werde.

Und nirgend eine Lösung, wie immer das grübelnde Ich sich verzehrte.

Nur die Gebieterin Zeit konnte entwirren, wo kein Menschenwitz einen Ausweg fand. Aber Warten war Erneuerung von Qual, und dem Sterblichen war nur ein bestimmtes Maß von Widerstandsfähigkeit zuerteilt.

Und dabei war nun eben sie, die einst völlig Unbeteiligte, der Mittelpunkt des Dramas geworden, auf ihren Schultern lag fast die ganze Schuld und Verantwortung für die Zukunft, in ihren Händen lag die Macht zur Befreiung der Herzen.

Gab sie sich Alfred zu eigen, so machte sie nicht nur ihn und Marguerita glücklich, sondern verschaffte sich ein ruhiges Herz und ein gutes Gewissen.

Neben Toll gab es in der That keinen Mann, den sie so ehrte wie Alfred. Aber Toll! Sie liebte ihn grenzenlos. Ihr Herz jauchzte auf, sobald sie sich der leidenschaftlichen Sprache in seinen Zeilen erinnerte, sobald sie sich vorstellte, er werde nicht vor dem Äußersten zurückschrecken, um sie zu seinem Eigentum zu machen.

Wenn er ihr jetzt sagen würde: Da wir uns lebend nicht gehören können, so soll uns der Tod vereinen. Arm in Arm, Lippe an Lippe, wollen wir diese unruhige Welt gegen die stille des Friedens, gegen die Welt vertauschen, in der es keine Trennung giebt! so würde sie ihm begeistert zustimmen. Freilich, herrlicher war es, zu leben, mit lebendigen Sinnen neben ihm glücklich zu sein.

Neue Schauder flogen durch des Mädchens Körper. Eine angstvolle Unruhe vor dem Nächstliegenden erfaßte sie.

Noch hatte sie den Brief an Toll nicht aufgesetzt, noch weniger einen Boten beordert, der ihn nach Halbe brachte.

Nachdem sie sich von dem Kranken, der oben in dem hohen, nach dem Park gelegenen Gemach in Schmerzen stöhnte, entfernt, griff sie nach Papier und Feder und schrieb nunmehr unbeirrt mit fester Hand:

„Teurer Mann!

Wenn Sie nach Prüfung der Anlagen, die ich von Alfred und Marguerita empfing, dennoch mich sehen wollen, dann kommen Sie morgen nacht nach Wipfelhagen. Ich bin um zwölf Uhr im Gartenpavillon. Gott schütze Sie! Carmen."

* *
*

Das war kein Unwetter, das war ein Rasen in der Natur.

Gegen den Spätnachmittag war ein sausender Wind mit Regen aufgekommen, der nicht abgelassen, sondern stetig zugenommen hatte. Nun, um Mitternacht, lärmten und schrien die Hexen des Unwetters um das alte, turmflankierte Herrenhaus in Wipfelhagen. Sie rissen die Wetterfahnen unter kreischenden Wehtönen hin und her und stürzten Ziegel von dem hoch emporstrebenden, in seinem Gebälk stöhnenden Gebäude herab.

Und todesgeängstigt, in äußerer und innerer Kälte zitternd, harrte im Pavillon Carmelita Sparre auf den von ihr geliebten Mann. Schon war es eine halbe Stunde über die von ihr erbetene Zeit. Tausend Gedanken bestürmten sie, während sie dasaß:

Er kam nicht, weil er gar nicht in Sandkrug eingetroffen war. Alfred hatte ihn abgehalten. Oder er war gekommen, und man hatte ihm ihr Billet nicht eingehändigt. Oder alles hatte sich nach ihrer Voraussetzung vollzogen, aber der Gegend unkundig und durch die Finsternis behindert, irrte Toll ums Schloß und wagte nicht, sich bemerkbar zu machen.

Zuletzt hielt es sie nicht mehr. Den finsteren Naturgewalten trotzend, stieß sie die Thür auf und tastete sich, der Richtung des Schlosses folgend, vorwärts. Sie wollte sich an den Eingang des Weges begeben, auf dem er allein den Hof erreichen konnte. Doch gelangte sie nur bis an die Schloßtreppe. Hier verließen sie die Kräfte. Und vollends zuckte sie zusammen, als mitten im Sturm ein Gewitter losbrach. Blitze, von krachenden Donnerschlägen gefolgt, zuckten über die Gegend und schienen die Gebäude ringsum in Brand setzen zu wollen.

Aber gerade dieses Feuerleuchten ward einem Fremden, der eben über den Hof sich kämpfte, die Lichtfackel zum Sehen und Erkennen.

Plötzlich vernahm die auf den Stufen Hinabgesunkene in ihrer Nähe Schritte, und als sie, halb zusammenfahrend, halb von hoffender Ahnung belebt, sich aufraffen wollte, hörte sie ihren Namen sprechen und ward, als sie antwortete, von Tolls Armen umschlungen.

„Komm rasch, folge mir!" raunte das Mädchen nach diesem ersten Rausch des Wiedersehens in entschlossenem Tone, faßte Tolls Rechte, führte ihn vorsichtig die Stufen empor, öffnete leise und verschwand mit ihm im Dunkel des Hauses.

Und bald ward es vorn in einem der Gesellschaftszimmer hell, Licht schimmerte hinter den Vorhängen.

Nachdem Carmelita Toll hier drinnen noch einmal stürmisch umarmt, eilte sie fort, um nach dem Kranken zu sehen, auch der Wärterin Anweisungen zu geben.

Dann aber zurückkehrend, zog sie ihn auf einen Ruhesitz.

„Liebst du mich, mein angebetetes Kind?“ hauchte der liebetrunkene Mann.

„Nun du da bist, mit dir in den Tod!“ gab sie zurück.

Und eng umschlungen saßen sie beisammen, während die Nacht, vorwärts wandernd, die finsteren gegen die dunklen und die dunklen gegen die helleren Gewänder vertauschte, bis dann plötzlich draußen in der Halle sich Geräusch vernehmbar machte und beide aus dem Liebesrausch jäh aufgeschreckt wurden.

Blitzschnell emporspringend, schob Carmen Toll ins Nebengemach, und nachdem das geschehen, öffnete sie, ihre Befangenheit unterdrückend, die Thür zur Halle.

Vor ihr erschien mit dem Ausdruck unruhiger Sorge in den Zügen die Wärterin und meldete, daß der alte Herr nach kurzem, schwerem Kampf wie tot daliege, ja sein Leben ausgehaucht zu haben scheine. „Ich bitte, kommen Sie, Comtesse! Und wie ist es? Soll ich die Diener wecken?“

Zunächst wollten der Erschütterten die Glieder versagen, die Sprache fehlte, und das Herz arbeitete mühsam. Dann aber, sich gewaltsam aufraffend, hieß sie die Wärterin voranschreiten. Sie werde sogleich folgen. Sie solle einstweilen nichts unternehmen.

Die Frau nickte willfährig und ging, Carmen aber schwankte zur Thür und ließ Toll wieder eintreten.

Aber als sie dem beunruhigt Fragenden Auskunft geben wollte, was geschehen, verließen sie gänzlich die Kräfte, sie wankte und fiel dem tief erschrockenen Mann in die Arme. Und dann, nachdem sie sich endlich mühsam erholt, hauchte sie hastig: „Du mußt fort ohne Verzug! Sogleich! Du weißt den Weg! Und noch einmal: Wenn du rufst, so bin ich da. Ich bleibe dein fortan, was auch geschieht, und ich thue, was du befiehlst! Schone nur, ich bitte dich, unsere Lieben in Windemark. Bedenke, was wir ihnen schuldig sind. So! Und nun küsse mich noch einmal — Dank, Dank —! Geh leise. Gleich rechts wende dich auf den Sandweg. Schreibe bald — täglich. Ich sterbe sonst wohl vor Angst und Sehnsucht nach dir. Adieu, adieu, Geliebter! Gott sei mit dir, mit uns!“

Eine Weile horchte Carmelita noch, nachdem Toll gegangen. Zum Glück nichts. Lautlose Stille draußen und drinnen. Er war entwichen, ohne von jemandem bemerkt zu sein.

Sie aber erinnerte sich, was oben Grausiges geschehen, drückte, wie um Kraft zu gewinnen, die Hände auf die Brust und stieg hinauf in die Totenkammer.

* * *

Es war am Abend des Begräbnistages des alten Herrn.

Nach der Tage schwerer Unruhe, dem Sterbegange und der Rückkehr ins Schloß saßen sich Carmen und Baron Alfred einander gegenüber. Marguerita war nicht erschienen. Auf ihres Bruders Wunsch hatte sie sich ferngehalten.

Ihre Unbehilflichkeit in fremder Umgebung schloß eine Teilnahme aus, und andere Bedenken traten hinzu. Auch Carmelita hatte dringend abgeraten.

Freilich leiteten sie andere Gründe. Ihr zitterte und bangte in Angst und Scham vor dem Augenblick, ihrer Verwandten gegenüberzutreten. Ihr unruhiges Gewissen sprach und rief ihr zu, daß sie einen Einbruch begangen habe, daß sie Heuchelei treibe und unsühnbaren Verrat weiter übe an denjenigen, die wie niemand sonst ein Anrecht auf ihre Treue und Selbstentäußerung besaßen.

Schon diese Tage mit der belasteten Seele neben Alfred einherzugehen, war ihr eine Qual gewesen sondergleichen.

Und nun stand sie der ersten Prüfung unter den vielen, die ihrer warteten, gegenüber. Ihr ahnte — sie wußte es —, daß Alfred sprechen werde, und sie mußte ihm mit einem Nein antworten.

In dem Gemach, in dem sie sich beisammen fanden, hatte Carmelita, schon um die schwermütigen Eindrücke der letzten Tage durch sanfte Bilder zu mildern, alles aufs reizvollste hergerichtet.

Der gedeckte Tisch mit dem schimmernden Leinen und Silber trug alles, was nur dem Gaumen munden konnte; auch hatte der Gärtner weiße Rosen und blutrote Weinblätterzweige herbeischaffen müssen, und endlich summte der blitzende Theekessel — der

stete Begleiter nordischer Behaglichkeit — seine stillen Lieder.

Nachdem beide den Speisen zugesprochen, wurden allmählich durch den aus dem Keller des Verstorbenen herbeigeholten feurigen Wein die Zungen freier.

Alfred trank Carmelita wiederholt zu und äußerte zuletzt, anknüpfend an eine ihrer Bemerkungen, zugleich aber gedrängt, alles Geschehene noch einmal mit trostreichen Worten zu wiederholen: „Der Doktor erklärte mir heute, es sei ein Glück gewesen, daß unseren Onkel der Tod erlöst hat. Er würde, nachdem unerwartet der Rückfall eingetreten, sich elend hingeschleppt haben. Aber auch für uns alle ist es ein Glück. Du bist befreit von Pflichten, die während dieser Zeit durch nichts belohnt wurden. Die Zukunft war freudlos. Wie ich vor einer Stunde aus des Verstorbenen Nachlaß ersehen habe, sind wir, du und ich, seine Erben geworden. Dir ward ein größeres Kapital, mir der Rest des Gesamtbesitzes. Danken wir ihm, daß er so gehandelt hat. Es wird sich nun hoffentlich für Marguerita auch noch alles zum Besten wenden, sie wird erreichen, was nach der bewunderungswürdigen Anbequemung an ihr Schicksal ihres Herzens höchstes Sehnen blieb. Wie ich dir sagte, traf ich weder Toll, noch sprach ich die Eltern, letztere nicht, da ich vorläufig eine Begegnung noch vermeiden wollte. Aber ich erfuhr, daß Toll lange schwer, ja lebensgefährlich krank gewesen, und da ich diesem aus Rücksicht und Unvermögen hervorgegangenen Umstande sein Schweigen zuschreibe, habe ich mich ihm genähert und ihn zur Wiedergenesung nach Windemark eingeladen. Auch du, Carmen, gehst doch nun gleich mit mir? Wir werden, so Gott will, fortan nur frohe Tage verleben. Wir werden finden, was eines jeden geheimes Hoffen ist. Denn du sollst es nur wissen, auch ich habe einen sehnsüchtigen Wunsch, auch ich —"

„Verzeih, Alfred! Vernahmst du nicht draußen ein Geräusch? Bitte, einen Augenblick. Ich muß nachsehen, ich kehre gleich zurück —"

Carmelita sprach es, holte durch einen zu ihren Worten im Einklang stehenden Blick Alfreds Zustimmung ein und eilte hinaus.

Es war ihr in diesem Augenblick unmöglich, ihn anzuhören. Als er eben so feierlich begonnen und sie mit seinen still werbenden Blicken angesehen, hatte sie gefühlt, daß ihr gegenwärtig die Fähigkeit zu einer solchen Auseinandersetzung durchaus fehlte.

Die Knie bebten, und ihr Atem ging stockend, als sie draußen in die Halle trat. Sie mußte sich an eine der diesen Raum stützenden Säulen anlehnen, um sich aufrecht zu erhalten. Und als sie sich endlich aufraffte, war es nur, um die Klingel zu ziehen und den Kammerdiener des Verstorbenen herbeizurufen.

„Gehen Sie hinein zu dem Herrn Baron," erklärte sie mit flüsternder Stimme, „und entschuldigen Sie mich. Sagen Sie, daß ich mich plötzlich nicht wohl befinde und mich in mein Zimmer zurückziehen müsse —"

Aber während sie noch sprach, öffnete Baron Büde die Thür des Wohnzimmers und forschte mit besorgter Miene, was draußen geschah. Dadurch wurden Carmelitas Absichten unmöglich gemacht. Er trat hinzu und führte, als eben seine Verwandte selbst das Wort zu solchen Erklärungen nehmen wollte und gezwungenermaßen dem Diener abwinken mußte, sie ins Zimmer zurück.

Hier bewegte sich dann das Gespräch zunächst um ihre Unpäßlichkeit, auch vermied Baron Alfred in der Folge Anspielungen auf das, was ihn noch eben allein beschäftigt hatte. Als aber Carmelita dadurch ihr inneres Gleichgewicht allmählich zurückgewann, auch liebenswürdig unbefangen sich gab, zog er wiederum aus ihrer belebten Stimmung vorteilhafte Schlüsse, und es geschah nun doch, wovor dem Mädchen wie vor dem Tode gebangt hatte.

Nach einem raschen Übergang sagte er, absichtlich zunächst einen leichten, dann aber, von seinen Empfindungen fortgerissen, einen leidenschaftlichen Ton anschlagend: „Darf ich dich einmal etwas fragen, meine liebste Carmelita? Schon seit langer Zeit liegt es mir auf den Lippen, ja schon seit dem Tage, wo du zu uns nach Windemark zurückkehrtest! Also höre: Auch ich sehne mich nach einer Häuslichkeit, und wenn du mir ebenso gut bist wie ich dir, dann bitte, entschließe dich" — hier streckte er seine Hand aus und faßte mit sanftem Druck ihre Rechte —, „meine Frau zu —"

Aber weiter gelangte er nicht, weil sie sich ihm in demselben Augenblicke entzog, mit angsterregten Mienen emporsprang und von ihm forteilte. In einer Ecke des Gemaches fiel sie nieder auf einen Sessel, bedeckte mit beiden Händen ihr Angesicht und blieb auch so, als er ihr folgte, vor ihr niederkniete und sie mit weichen Worten um eine Erklärung ihrer Erregung bat.

Endlich trocknete sie mit ihrem Tüchlein die Augen, gab ihrem Körper eine feste Haltung und sagte, während sie Alfred durch eine sanft bittende Bewegung aufforderte, sich zu erheben: „Ich kann deine Frau nicht werden. Ich liebe einen anderen Mann und habe ihm mein Wort verpfändet. Und ferner: Ich vermag dir heute noch seinen Namen nicht zu nennen. Er selbst wird dir alles offenbaren. Verzeih mir, daß ich dir diese Enttäuschung bereite, und, mein einziger Freund, ich flehe dich an, werde nicht mein Widersacher, sondern lasse dein edles Herz zu meinen Gunsten sprechen. Ich weiß, ich fordere Großes, für ein Menschenherz wohl das Höchste. Aber ich vertraue deinem unvergleichlich hohen Sinn!“ Und nachdem sie dies gesagt und wie unter einer ungeheuren Erschöpfung tief Atem geholt, schloß sie: „So, mein teurer Alfred. Und nun laß mich. Ich bitte, für heute mich zurückziehen zu dürfen. Ich bin von all den Erregungen — du warst schon Zeuge meiner Schwäche — mit meinen Kräften am Ende. Ich bedarf dringend der Ruhe!“

Nach diesen Worten erhob sie sich, lehnte mit gesenktem Haupt und abgewandtem Blick ihren Kopf an seine Schulter und verließ, nachdem sie so eine Weile in tiefer Bewegung stumm neben dem erschütterten Manne verharrt, das Gemach. — —

Noch einmal standen sie sich gegenüber in demselben Raum mit seiner hohen Decke, den mächtigen Stuckaturen, den schweren Teppichen und Vorhängen. Draußen vor dem Schloß harrte bereits der Wagen, der Baron Alfred zur Bahn bringen sollte. Der Kutscher, neben sich den Koffer, saß, des Winks gewärtig, unbeweglich, und nur, wenn die feurigen Schwarzen allzu ungeduldig sich gebärdeten, folgte ein scharfer Ruck mit der Zügelleine oder ein kurzes zorniges Mahnwort.

„Adieu, Carmen! Wie gern ich dich mitgenommen hätte, kann ich dir in Worten nicht ausdrücken. Anders hatte ich mir alles gedacht — ganz anders. Aber ich habe mich zu fügen, und ich kann, da ich dich wahrhaft liebe, ja nur den Wunsch haben, daß du glücklich wirst. Eine Beruhigung möchte ich gern noch mit mir fortnehmen, da ich nun von dir scheide und auch Marguerita berichten soll: Sieh es mir nach, wenn mein leidenschaftlich erregtes Ich auf so fern liegende Gedanken geriet! Während der schlaflosen Stunden kam es plötzlich über mich und hat mich nicht gelassen: Du liebst doch nicht etwa Toll und er dich? Nur das möchte ich hören, dann ist alles gut, und ich will mein Schicksal geduldig auf mich nehmen.“

Er forschte mit gespanntestem Ausdruck in ihren Zügen. Noch erfüllte ihn die Hoffnung, daß diese ungeheuerliche Idee nur das Produkt der ihn während der Nacht unablässig quälenden Phantasien sei.

Als sie dann aber, statt zu antworten, statt durch Wort, Blick oder Bewegung ihn zu beruhigen, erblassend wankte, die Augenlider schloß und die Hand auf die Brust drückte, wurden seine Pupillen groß und weit, und die Rechte griff unter stockendem Atem nach der Lehne eines Stuhles.

„Ah! Al—so do—ch —“ hauchte er, ließ das Haupt zurücksinken und bohrte die Fingernägel in die Handflächen seiner Linken.

Carmelita aber, vor sich dieses Bild der Zerschmetterung, riß sich empor, flog auf Alfred Büde zu, glitt an ihm nieder und umklammerte seine Knie.

„Höre mich erst, lieber, edler Mann, bevor du Urteile fällst, gar mich verdammst! Ich sehe dir an, was in dir sich regt, und ich muß sterben, wenn du ohne Versöhnung, ja ohne Trostworte für mich von dannen gehst. Ich bin, mitten im Glücksjubel, von diesem Manne geliebt zu werden — denn mein Herz gehörte ihm beim ersten Sehen — doch unsagbar elend! Ich bin es, obschon mich, obschon Friedrich — ich schwöre es bei dem Allmächtigen über den Wolken — kein gerechter Vorwurf trifft. Toll und ich haben uns erst gebunden, nachdem Marguerita wiederholt erklärt hatte: sie gäbe Toll frei. Wir haben — Gott ist unser Zeuge — unmenschlich gekämpft. Ihn, Toll, warf die

Seelenqual aufs Kranken-, fast aufs Sterbebett. Wenn wir nicht redeten, so war es die unserem Mitleid und unserer Liebe entspringende schmerzliche Furcht, euch wehe zu thun, die begreifliche Scheu, gerade der Blinden so Ungeheuerliches zu erklären. Wir sind auch noch heute ratlos, was geschehen soll, doppelt, da mich Margueritas Zeilen über ihre Hoffnungen und Wünsche mit Friedrich und über deine Liebe zu mir belehrten. So, nun weißt du alles, mein teurer Alfred. Brich, wenn du kannst, den Stab über uns."

Eine Weile verharrte Baron Alfred von Büde unbeweglich. Auch, nachdem seine Verwandte geendigt, sah man nur an der gewaltig arbeitenden Brust, daß Leben in ihm war. Dann aber beugte er sich zu Carmelita hinab, hob sie mit stummem Ernst in den Zügen empor und ließ sich, nachdem sie auf einen Sessel zurückgeglitten, selbst auf einen Stuhl fallen.

Sie sah, wie sein Körper zitterte, wie seine Seele litt. Endlich aber erhob er das gesenkte Haupt, richtete sein Auge auf sie und sagte unter schwerem Atemholen: „Verzeihen! Ja, Carmelita, ich will mich bemühen! Trösten? Wie kann jemand trösten, auf dem selbst so Ungeheures lastet? Du sagst, du seiest elend, unglücklich? Ich glaube es! Aber was steht ihr, Marguerita, bevor? Wie soll ich es ihr sagen?" Er brach ab und starrte vor sich hin. Und dann: „Doch genug der Qual! Ich will jetzt fort. Du wirst von mir hören, ich schreibe dir. Adieu! Lebe wohl! Beten wir zu Gott, daß er für uns alle einen Weg findet. Wir brauchen ihn."

Nach diesen Worten reichte er ihr mit ausdrucksloser Miene die Hand, warf der sich auf die Rampe Schleppenden vom Wagen noch einen stillen, trüben Blick zu und verschwand nach wenigen Augenblicken.

* *
*

Für Alfred Büde flog der jagende Kurierzug noch lange nicht rasch genug dahin, dann wenigstens nicht, wenn er sich erinnerte, in welcher namenlosen Spannung sich Marguerita befand, wie ihr danach verlangte, aus dem Bann der Unklarheit herauszutreten.

Da sie nicht zu lesen vermochte und Alfred Dinge solcher Art anderen zur Mitteilung an sie nicht überantworten konnte, so hatte er sich von Wipfelhagen aus telegraphisch auf das Notwendigste beschränkt.

Er hatte ihr gemeldet, daß Friedrich lange lebensgefährlich erkrankt gewesen sei, daß er ihn nicht dort gefunden, aber täglich auf ein Schreiben an ihn Nachricht erwarte. Außerdem hatte er des Onkels Tod gemeldet, zugleich gebeten, nicht zum Begräbnis zu kommen, und endlich erklärt, daß er baldmöglichst zurückkehren werde.

Und wenn er nun auch, statt das fieberhaft ersehnte Glück zu bringen, der Übermittler einer schier lebensvernichtenden Nachricht werden sollte, so geriet er doch, eiligst ins Haus zurückgelangt, in die Lage, unvorbereitete Botschaft von ihr abzuhalten, sie allmählich auf ihr Schicksal vorzubereiten.

Insbesondere beunruhigte ihn, während er dahinflog, die Überlegung, daß Toll schon nach Windemark geantwortet haben könne, daß dieser Brief bereits Erklärungen enthalten habe und daß sie durch irgend einen auf Margueritas Ungeduld zurückzuführenden Umstand zu ihrer Kenntnis gelangt sein könnten.

Er bestieg infolgedessen auch bei der Ankunft in Bründe ohne Aufenthalt den seiner harrenden Wagen, fragte nur, da ein neu eingestellter Knecht auf dem Bock saß, weshalb der Herrenkutscher Hinnerk nicht erschienen sei, und trieb, als ihm die Antwort wurde, daß dieser bettlägerig sei, nur noch kurz den Burschen an, die Tiere scharf ausholen zu lassen.

Und eben durch diesen zufälligen Umstand blieb ihm dann auch verborgen, was in Windemark sich vorbereitete.

Ahnungslos fuhr er vor dem Hause vor, grüßte wortlos den herbeieilenden Diener und begab sich ohne Nachfragen, zunächst um etwas Toilette zu machen, in seine Gemächer.

Aber schon als er die Thür hinter sich schloß, vernahm er Sprechen in dem nach dem Park liegenden Wohngemach, und was ihm dann, näher tretend, ans Ohr schlug, das erschütterte ihn bis ins innerste Mark. Zuerst sprach eine bekannte Stimme; sie gehörte Toll, der auf eine Frage Margueritas Antwort gab.

„Ja, ich erhielt Alfreds Brief, als ich eben von einem kurzen Ausflug zurückkehrte. Er veranlaßte mich um so mehr, gleich hierher zu eilen, teure Marguerita, weil ich dir eine Erklärung schuldig bin."

„Du meinst wegen deines Schweigens? Ach, du lieber Armer, ich weiß es ja von Alfred, daß du schwer danieberlagst. Ich weiß, daß du nicht Nachricht geben konntest, aus Rücksicht gegen mich nicht wolltest. So leitete dich wie stets nur dein gutes Herz."

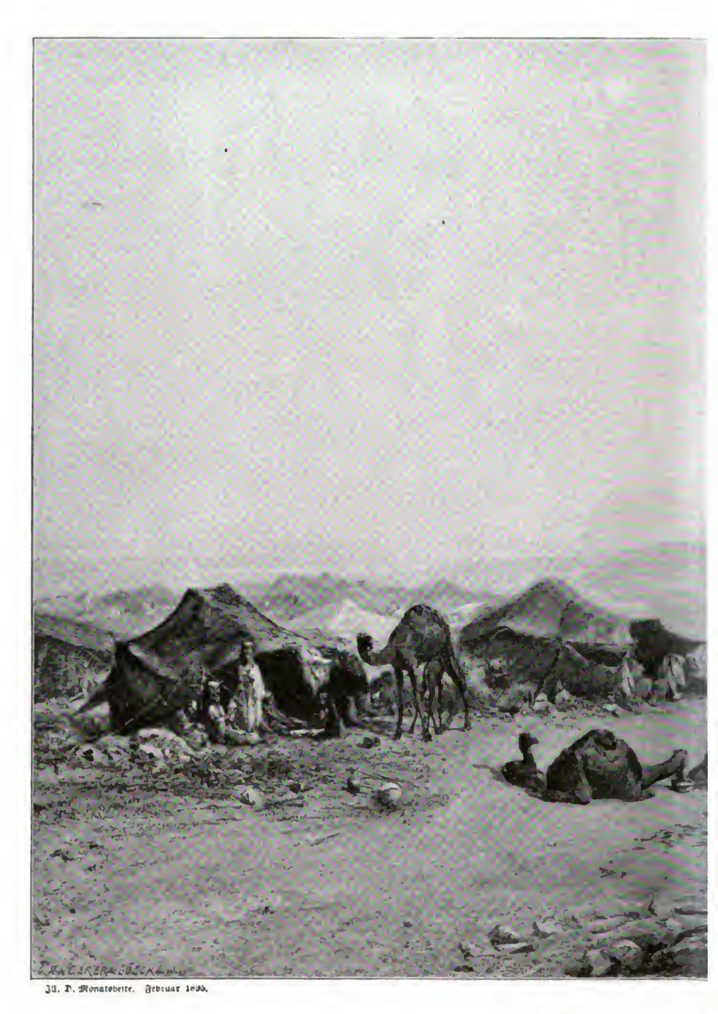
„Ja, ja, das war es auch, teure Marguerita! Aber noch etwas anderes. Höre mich! Sei stark! Vergiß nicht, daß du selbst einst sagtest, es sei besser, wir blieben fürs Leben treu verbundene Freunde, als daß wir einen Bund schlössen. Und so knie ich jetzt vor dir nieder und flehe dich an: Fördere mein Daseinsglück! Fördere es auch um deines Glückes willen! Was soll ich reden, um dir zu beweisen, daß wir beide ein schweres Wagnis eingehen würden. Zeit und Nachdenken haben mich belehrt, daß du recht hattest, gleich damals mir dasselbe zu erklären, was ich dir heute sagen muß. So wisse: Die Zwischenzeit hat mir einen Ersatz in den Schoß geworfen durch die Liebe eines anderen edlen Mädchens, gerade derjenigen, der du auch zärtlich zugeneigt bist und die du auch ferner in dein Herz schließen wirst, obschon sie mich begehrt. Carmen, Carmen ist es, die ich liebe und die mich wieder liebt! Wie schwer es meinem Fühlen und Denken wird, dir dieses Bekenntnis von Angesicht zu Angesicht zu machen, weißt du, Marguerita, mußt du wissen, weil ich sonst deiner Achtung unwert gewesen wäre. Ich flehe dich an, teure Marguerita, sei gut, sei mild und liebevoll! Im engsten, innigsten Zusammensein wollen wir die künftigen Tage unseres Daseins verleben, also dich und Alfred nicht meiden, sondern zum Mittelpunkt unserer Gedanken machen. Nun, Marguerita? Du schweigst? Ach, zerreiße nicht noch mehr mein Herz, das schon so schwer blutete, weil es dir, du schwer Geprüfte, diese Botschaft bringen mußte!"

Und dann hörte der vor Spannung schier taumelnde Lauscher ihre Antwort:

„Verzeih, mein lieber, geliebter Freund, wenn ich eben zögerte. Du sollst die Gründe, die du falsch auslegtest, gleich erfahren. Was mich erschütterte, war keine Enttäuschung über deine Worte um meinetwillen. Ich liebe dich so grenzenlos, daß ich selbst mein Leben freudig für dich hingeben würde. Also, Friedrich, dein Entschluß sei gesegnet, und mit dir und Carmelita sind meine Gedanken, die nur Glück und Segen auf euer Haupt herabwünschen. Schmerz erfüllt nur mein Herz, weil ich weiß, daß Alfred Carmelita liebt, und daß nun diesem selten edlen Menschen nicht das wird, was er seit Jahren als höchsten Wunsch gehegt und wie keiner verdient hat. Um ihn krampft sich mein Inneres zusammen. Wie ich ihn vorbereite, ihn nicht zu sehr erschüttere, bewegt mich, die Überlegung, auf welche Weise es geschehen soll, erfüllt mich mit namenloser Angst und Sorge. Hat er es aber erst erfahren und sich darein mit seinem starken selbstlosen Ich gefunden, so wird der Himmel hell; dann wollen wir zu dem schreiten, was du, mein teurer Freund, verheißest! Ja, wir wollen nicht mit schwachen Sinnen den Schmerz der Enttäuschungen nähren, sondern uns durch stählerne Kraft ein neues, schönes Glück verdienen! So verstehe ich die Aufgaben eines sittlichen Menschen, so verstehe ich die wahre Lebenskunst. Und nun, mein teurer Friedrich, ich fühle, daß meine Kräfte schwinden. Küsse und umarme mich noch einmal zum Abschied und sage mir es auch noch einmal, daß du mich nicht ganz aus deinem Herzen verbannen wirst, dann — dann —"

Aber nun war es auch mit ihrer Stärke am Ende. Ein seelenverzehrendes Schluchzen, das die große Heldin überfiel trotz Aufwendung all ihrer Willensmacht, verschlang, was sie noch sagen wollte.

Aber es weinten noch zwei andere wie Kinder. Der eine kniete neben ihr, die eben eine göttliche That, die That höchster Selbstentäußerung, mit sanfter Miene vollbracht; der andere stand, vor beiden verborgen, und streckte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe und Rührung nach ihr die Arme aus, denn mitten in halber Todesqual hatte sie nicht an sich, sondern nur an ihren Mitmenschen, an — ihn gedacht!



Ill. D. Monatshefte. Februar 1895.

W. Gentz: Ruhende K




Zu Pietsch: Wilhelm Gentz.

·awane in der Wüste.



Selbst-Porträt von Wilhelm Gentz.

# Wilhelm Gentz,
## der Maler des Orients.

Von

. Ludwig Pietsch.

Mit dem am 23. August 1890 achtundsechzigjährig zu Berlin verstorbenen Maler Professor Wilhelm Gentz ist aus der Gruppe jener Berliner Meister, welche besonders während der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre unter den deutschen Künstlern am höchsten geschätzt wurden, einer der begabtesten, bekanntesten und tüchtigsten geschieden. Er war reich genug veranlagt und gründlich und allseitig genug in seiner Kunst ausgebildet, um diese seine außerordentliche Tüchtigkeit und Meister-

schaft auf den verschiedensten Gebieten der Malerei zu bethätigen. Aber Neigung, Schicksal und seine ersten Erfolge drängten ihn in eine ganz besondere Richtung, auf die fast ausschließliche Behandlung eines bestimmten Stoffgebietes. Er wurde der erste und glänzendste deutsche Maler der orientalischen Welt.

Die ersten Anfänge der Orientmalerei bei den europäischen Kulturvölkern liegen nicht viel weiter als siebzig Jahre zurück. Aber seit Jahrtausenden sind für das Abendland die Länder des Orients die vermeintliche Heimat der erstrebenswertesten Schätze und Güter, das Quellgebiet bald des reichsten Segens, bald der verderblichsten Heimsuchungen gewesen. Von dorther war den Völkern des Westens das erste Licht der Kultur, waren ihnen die Keime aller Künste gekommen, die sich auf griechischem Boden dann freilich in ganz selbständiger Weise zu herrlicher Eigenart entwickeln sollten. Aus dem Morgenlande aber kamen auch die Barbarenschwärme, welche jene Blüten zu vernichten drohten und vernichtet hätten, wenn der Anprall dieser Völkerwoge nicht an dem festen Bollwerk hellenischer Kraft und Tapferkeit zerschellt wäre. Dann wieder tragen die Griechenheere Alexanders und später die der Römer die europäische Kultur rückwärts tief in die Länder des Ostens hinein, und blühende Pflanzstätten griechischer und römischer Sitte und Bildung erwachsen auf morgenländischem Boden. Dort geht die Sonne des Christentums auf, um sich sieghaft strahlend über alle Lande des Westens zu verbreiten und sie mit seinem Glanz und seiner Wärme zu erfüllen. Wieder mehrere Jahrhunderte danach aber wird noch einmal der Osten zur Brutstätte des Unheils für das Abendland. Mit Anspannung aller Kraft gelingt es den Völkern Westeuropas kaum, sich der Überschwemmung durch die fanatischen Horden der Sarazenen zu erwehren und diese verheerende Flut zurückzuwerfen. Nicht völlig aber vermag sich das Abendland von diesen Eindringlingen zu befreien, es nicht zu verhindern, daß sie wenigstens im westlichsten Teil unseres Kontinents ihr eigenes Reich errichten. Doch der übermächtige Herzenszug der christlichen Völker des Abendlandes nach Osten, nach den Stätten, „wo der Herr in seiner Größe gewandelt hat in Knechtesblöße“, treibt sie, den Spieß umzukehren. Der Invasion Westeuropas durch die Moslim des Morgenlandes folgt die des letzteren durch die Heeresmassen der christlichen Kreuzfahrer. Aber trotz aller ungeheuren Opfer an Gütern, Blut, Menschenkraft und Leben erreichen sie es nicht, den Errungenschaften und Schöpfungen dieser umgekehrten Völkerwanderung auf orientalischem Boden Dauer zu verleihen. Noch einmal bricht von Osten her ein neuer Völkerstrom, von ähnlichem religiösem Fanatismus wie einst die Sarazenen durchglüht, in das christliche Europa ein, die alte Kultur der von diesen wilden Kriegerscharen betretenen Länder barbarisch vernichtend, sie verwüstend und verheerend. Während dreier Jahrhunderte sind diese Söhne des Morgenlandes und das von ihnen über den Trümmern des alten byzantinischen errichtete türkische Reich der Schrecken des ganzen Abendlandes. Ja, noch bis in das erste Viertel unseres Jahrhunderts hinein bedrohen die Piratenflotten moslemitischer Raubstaaten die Küsten besonders aller Mittelmeerländer unseres Weltteils und stören den friedlichen Verkehr der Nationen auf der See.



Gezeichneter Studienkopf.

So hatten die Bevölkerungen des christ-

lichen Europas reichlichen Grund, mit Furcht und Haß auf die des Orients zu blicken. Beide Welten trennte ein tiefer, unüberbrückbar scheinender Abgrund voneinander. Aber eben diese gründliche Verschiedenheit, der Ruf des Reichtums, die Fremdartigkeit des Wesens, der Sitten, der Trachten, der Bauten, des Kultus, der gesamten Lebensarten jener orientalischen Völker gaben ihnen und ihren sonnenhellen und heiteren Heimatländern für die Phantasie der abendländischen Menschheit doch zugleich wieder einen ganz eigentümlichen Zauber. Die unaufhörlichen See- und Küstenkriege und ebenso die dadurch nie völlig unterdrückten Handels- und Geschäftsverbindungen der italienischen meerbeherrschenden Republiken und der spanischen Monarchie (nach der Niederwerfung und Vertreibung der Mauren von ihrem Boden) mit den Türken auf dem Meer und in allen deren Herrschaft unterworfenen Ländern und Inseln machte die Bevölkerungen dieser Reiche besser als die aller anderen abendländischen mit jener moslemischen Welt bekannt und vertraut. Venetianische Maler, wie Gentile Bellini, sind die ersten, auf deren Bildern wir Gestalten von Türken und anderen Orientalen begegnen; Gestalten, welche durch ihr Aussehen kaum einen Zweifel darüber lassen, daß ihre Darstellung sich auf eigene wirkliche Anschauung seitens jener Maler gründet. Wie hier in der venetianischen Malerei, so finden wir Schilderungen von Menschen, Vorgängen und Sitten in orientalischen Ländern zuerst in der erzählenden italienischen und spanischen Litteratur.



Gezeichneter Studienkopf.

Auch Ungarn und Österreich erhielten während des sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eine nur zu reichliche wenig erwünschte Gelegenheit zum genauen Bekanntwerden mit den Türken und ihren orientalischen Hilfsvölkern. Aber in der furchtbaren Bedrängung, in welche beide Länder durch die ungerufenen barbarischen Gäste gerieten, haben ihre Maler nur wenig daran gedacht, diese Menschen und ihr Leben genau zu beobachten und ihre Erscheinung in zuverlässigen Bildern festzuhalten, um sie der Nachwelt zu überliefern. — Bei der künstlerischen Darstellung aller Vorgänge der biblischen Geschichte des Alten und Neuen Bundes, deren Schauplatz das Morgenland ist, lag während des ganzen Mittelalters, der Renaissance und auch in der zunächst folgenden Zeit der Malerei nichts ferner als das Bestreben, ihren Bildern echte orientalische Lokalfarbe zu verleihen. Sie versetzten die heiligen Geschichten entweder in die eigene Zeit, das eigene Volk, die eigenen Städte und Landschaften, oder in eine Idealwelt ohne jede lokale Bestimmtheit, in welcher die heiligen Personen, in ideale Gewänder gekleidet, erschienen, deren Art und Formen von denen der antiken Statuen und Reliefs abgeleitet waren. Höchstens daß niederländische und venetianische Maler der biblischen Geschichten gelegentlich einzelnen Gestalten auf ihren Bildern den türkischen annähernd ähnliche Phantasiekostüme liehen. Die Länder des Orients selbst zu besuchen, deren Landschaften, Städte und Menschen mit eigenen Augen zu sehen, zu studieren und zu Gegenständen der künstlerischen Darstellung zu wählen, kam noch während des vorigen Jahrhunderts keinem Maler in den Sinn. Und wenn einer den Wunsch dazu gehegt hätte, so wäre die Ausführung an damals kaum zu überwindenden Schwierigkeiten gescheitert.

Alles im Besitz der Bekenner des Propheten befindliche Land, mit Ausnahme der

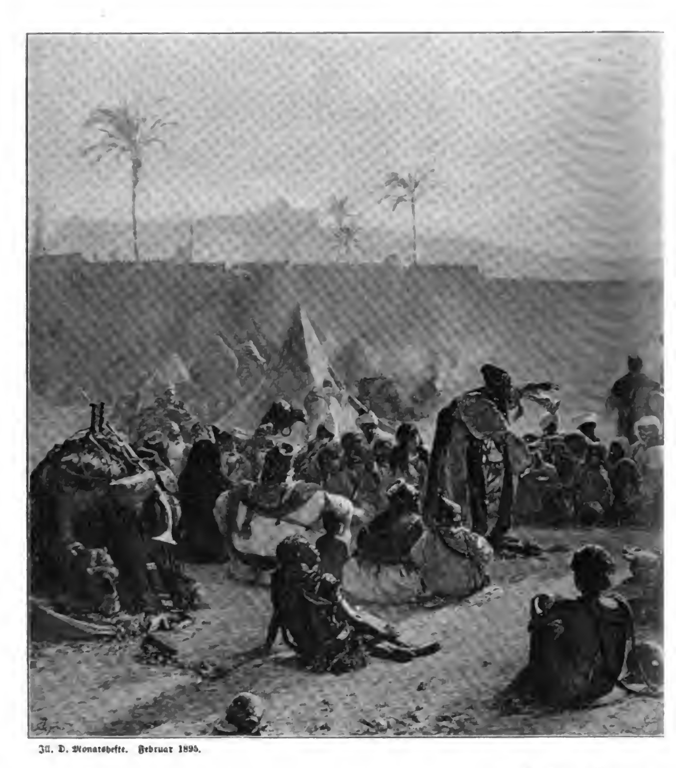
damals bereits von den Briten erschlossenen Teile Ostindiens, war den christlichen Reisenden so gut wie versperrt. Wer das Wagestück unternahm, dennoch in sie einzudringen, setzte sich schutzlos ernsten Gefahren für Leib und Leben aus.

Die Expedition Bonapartes nach Ägypten bahnte, wie den Altertumsforschern und sonstigen Männern der Wissenschaft, auch den Künstlern zuerst die Wege in dessen merkwürdigsten, an grandiosen Wunderwerken uralter und jüngerer Vergangenheit wie an erhabenen Schönheiten der Natur und dem interessantesten malerischsten Volksleben gleich reichen Teil des afrikanischen Orients. Von den gefeiertsten französischen Künstlern jener Epoche aber hat keiner diese sich damals bietende Gelegenheit benutzt, keiner die Gegenden, die Lokalitäten, welche es auf den Bildern der französischen Ruhmesthaten im Nillande darzustellen galt, mit eigenen Augen gesehen. Daß Baron Gros, der Maler der Schlachten bei den Pyramiden und bei Abukir, es nicht gethan hat, darüber lassen diese seine berühmten Gemälde keinen Zweifel.

Zwei andere geschichtliche Ereignisse waren es, durch welche eine gründliche Veränderung in dem Verhältnis der europäischen Kunst zum türkisch-asiatischen wie zum arabisch-afrikanischen Orient herbeigeführt wurde. Das eine ist die Erhebung Griechenlands gegen die türkische Gewaltherrschaft in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts; das andere die Eroberung Algiers durch die Franzosen im Jahre 1830 mit den sich daran schließenden, Jahrzehnte hindurch fortgesetzten Kämpfen zur Unterwerfung des ganzen algerischen Gebietes. Die Thaten und Leiden der griechischen Freiheitshelden im Ringen mit der Übermacht der türkischen Barbaren erweckten die leidenschaftliche Teilnahme des christlichen, des freiheitbegeisterten, liberalen und ganz besonders des klassisch gebildeten Abendlandes. Wenn die deutschen Poeten sich auch nicht bewogen fühlten, oder nicht in der Lage waren, nach dem Beispiel und Vorgang Lord Byrons persönlich auf den Schauplatz jener Ereignisse zu eilen, um den Griechen und der heiligen Sache ihren Arm und ihr Vermögen zur Verfügung zu stellen, so stimmten sie doch ihre Leier zu schwungvollen Liedern zum Preise der hellenischen Helden und Thaten. Mit den bayerischen Philhellenen und mit König Otto zogen auch einzelne Münchener Maler, wie Freiherr von Heydeck (zugleich als Soldat der griechischen Freiheit) und Peter Heß, nach dem neu erstandenen Griechenland, machten dort die Naturstudien nach Land und Leuten zu Gemälden, in welchen sie Episoden aus jenen Griechen- und Türkenkämpfen und andere denkwürdige Vorgänge aus dieser Epoche (wie den Einzug König Ottos in Nauplia) schilderten.

Der geniale französische Meister Delacroix, der Maler so mancher Bilder zu Byronschen Dichtungen, wie einzelner grausigen und heroischen Ereignisse aus diesen griechischen Freiheitskriegen, fußte bei seinen Schilderungen türkischer Menschen und Lokalitäten freilich ebensowenig auf eigenen an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen und Studien als sein Vorgänger Baron Gros. Aber ein anderer französischer Meister, Delacroix' um vier Jahre jüngerer Zeitgenosse, Decamps, durchstreifte gerade in der Zeit jener griechischen Freiheitskämpfe die Türkei und Kleinasien zu Studienzwecken und brachte von dieser Reise eine enorme Fülle neuer Eindrücke, Anschauungen, Motive, Skizzen und Naturstudien mit, die er während der folgenden Jahre zu Öl- und Aquarellgemälden von ganz origineller Macht der Charakteristik, der Zeichnung, der Farbe und Lichtwirkung, Scenen aus dem Volksleben der von ihm bereisten Orientländer und biblischen Darstellungen von echt orientalischem Lokalcharakter bearbeitete. Diese Kunstschöpfungen ernteten leidenschaftliche Bewunderung, erweckten die Lust an den Sittenschilderungen aus dem Morgenlande im kunstfreundlichen Publikum und wurden vorbildlich für viele Nachfolger auf diesem Wege.

Zwei Jahre nach der Orientreise Decamps' erfolgte die Eroberung der Stadt Algier durch die französischen Truppen, womit der langjährige Krieg gegen die Beduinen, die Herren des algierischen Landes, eröffnet wurde. Den französischen Malern that sich damit eine neue Welt, der afrikanische Orient, auf. Diesmal zögerten sie nicht, mit vollen Händen zuzugreifen, wo eine so überreiche Schatzkammer neuer Gegenstände, fremdartiger, fesselnder, eminent malerischer Erschei-



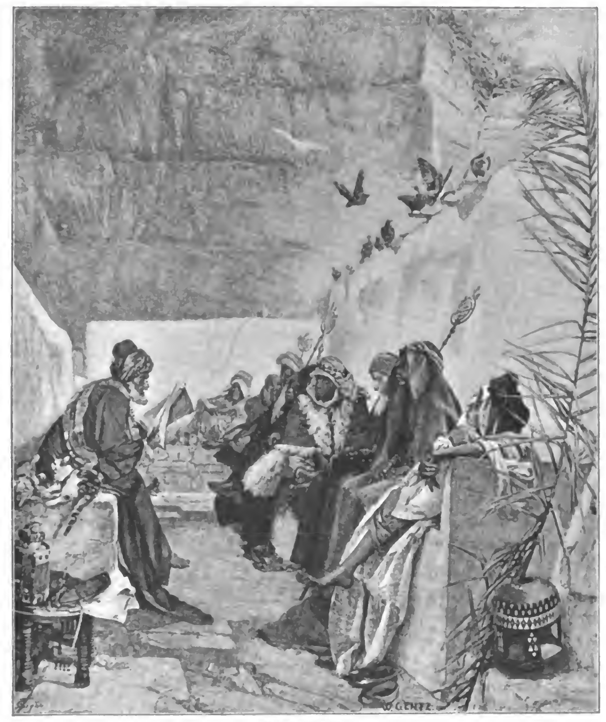
Ill. D. Monatshefte. Februar 1895.

W. Gentz: Märchene



Zu Pietsch: Wilhelm Gentz.

…erzähler in Kairo.




Koranvorlesung.

nungen des Menschen- und Tierlebens wie der Landschaft sie dazu einlud. Das beweglichste, am schnellsten und leichtesten auffassende, werktüchtigste Talent der damaligen französischen Malerschule, Horace Vernet, ging allen voran, um sich der hier gebotenen Stofffülle zu bemächtigen. Er blieb nicht bei der Lösung der ihm von der französischen Regierung gestellten Aufgaben, der Darstellung der französischen Waffenthaten gegen die Araber, stehen. Er durchstreifte das Land, lebte mit dem Volk, schilderte in einer langen Reihe höchst lebensvoller Gemälde dessen charakteristische Sitten und Gebräuche, das Leben im Kriege und Frieden, in der Wüste, den Dörfern und Städten, die Karawanen, Jagden, Sklavenmärkte, Märchenerzähler, Tänze, Zeltlager u. s. w. Ja, er glaubte, in diesen arabischen Menschen, in der Bevölkerung der Oasen, den Hirten, den Dorf- und Zeltbewohnern, die noch unverfälschten treuen Abbilder der altjudäischen zu erkennen, deren sagenhafte Geschichte die heilige Schrift erzählt. In dieser künstlerischen Über-

zeugung malte er zahlreiche Scenen des Alten, auch des Neuen Testaments, zu deren Gestalten ihm die Araber Algiers die Modelle lieferten.

Horace Vernets glänzendes Beispiel fand seitens der französischen Maler eifrige Nachahmung. Delacroix besuchte Algier und den Norden Marokkos, und seinem dortigen Studienaufenthalt dankt die französische Kunst zwei der bewundertsten Werke dieses Meisters: die „Algierischen Frauen“ und die „Jüdische Hochzeit in Marokko“. Rasch gelangte seitdem die Orientmalerei in Frankreich zur höchsten Blüte. Wie Algier und die Küste von Marokko, so erschloß sich auch Ägypten unter Mehmed Ali und seinen Nachfolgern, das türkische Reich unter dem reformatorischen Sultan Mahmud mehr und mehr den abendländischen Reisenden. Auch die verbesserten, häufigeren und zweckentsprechenderen Verkehrsmittel erleichterten den Besuch der Länder des Orients und damit auch den Künstlern das Unternehmen und Ausführen von Studienreisen durch jene, noch immer von so verlockendem und geheimnisvollem poetischem Reiz umwobene morgenländisch-moslemische Welt. Wer will alle die französischen Maler nennen, die seit Horace Vernet den Orient durchzogen und fortan einen großen Teil ihrer künstlerischen Lebensaufgabe und ihre höchste Befriedigung in der Schilderung jener sonnenhellen Landschaften, jener Architekturen, jener braunen, bald in farbenprächtige, bald in weiße und einfach düsterfarbige Stoffe gekleideten, bald halbnackten Menschen, ihrer fremdartigen Sitten, ihres ganzen Lebens und Treibens gefunden haben. Mit den Namen Marilhat, Boulangé, Fromentin, Regnault, Vida, Gérôme, Benjamin Constant, Pasini sind nur einige der bekanntesten citiert.

Für die deutschen Künstler war zu derselben Zeit der Anreiz zu Orientfahrten ein sehr viel geringerer. Alles Morgenland lag für sie anscheinend so unerreichbar fern! Hermann Kretschmar in Berlin war, soviel ich weiß, der erste deutsche Maler, der Ägypten bereiste, dort am vicekoniglichen Hof und ebenso in Konstantinopel an dem des Sultans mit Porträts der Herrscher und anderer Persönlichkeiten beauftragt wurde und von diesen Ländern, Völkern und Herrschern aus eigener Erfahrung und Beobachtung berichten konnte. Aber er hat wenig von dem dort Gesehenen und Erlebten in seinen Gemälden verwertet und sich bald nach seiner Heimkehr wieder ganz anderen Gegenständen und der harmlos gemütlichen Genremalerei zugewendet. Eduard Hildebrandt, der große Landschafter, und Karl Werner, der Aquarellist in Leipzig, durchstreiften das Morgenland, um Motive für Bilder aus dessen Natur und Architektur zu finden oder die dortigen Landschaften und Städteansichten und die gewaltigen Monumente der Vergangenheit treulich nach der Wirklichkeit meist in Aquarellgemälden darzustellen. Aber Orientmaler in dem Sinne, wie es jene genannten französischen Meister waren und wie sie unter den deutschen, belgischen, italienischen, spanischen, englischen und russischen Künstlern gegenwärtig so zahlreich geworden sind, haben wir in Deutschland vor Wilhelm Gentz nicht besessen.

Was ihn dazu gemacht und gebracht hat, ist nicht äußerlicher Zufall. Die Leidenschaft für den Orient und speciell für Ägypten, der Traum und heiße Wunsch, dessen Wunder mit eigenen Augen zu sehen, erwachte bereits in der Seele des Knaben, ähnlich wie der, als Mann die Stätten Trojas zu besuchen und die Trümmer der Stadt des Priamus wieder auszugraben, in der Knabenseele Schliemanns. Wilhelm Gentz ist der Sohn des Kaufmanns Johann Christian Gentz zu Neu-Ruppin, eines sehr merkwürdigen Mannes, von höchst ausgeprägter und seltener Eigenart; eines selfmade man in des Wortes vollster Bedeutung, der, mit nichts beginnend, durch praktische Klugheit, Energie und zähe Ausdauer zu großem Besitz und Vermögen gelangt war. Er erwarb in der Nähe der Stadt das nach seinem eigenen Namen benannte Gut Gentzerode und das Eigentum großer Torfgräbereien. Zu seinem Besitze gehörte später auch der Garten und der sogenannte „Freundschaftsturm“, welche durch den Aufenthalt Friedrichs des Großen als Kronprinzen während seiner in Neu-Ruppin verlebten harten Bußezeit ihre historisch patriotische Weihe empfangen haben. Wilhelm war der jüngste von mehreren Brüdern. Am 9. Dezember des Jahres 1822 geboren, wurde ihm das

große Glück, während seiner Kinderjahre sich der freiesten Bewegung in Wald und Feld nach Herzenslust erfreuen zu dürfen, mit der Natur beständig in innigem Zusammenhange zu leben. Für alle ihre Erscheinungen bezeigte der Knabe das lebhafteste Interesse. Er sammelte, was es von jenen Naturerzeugnissen nur eben zu sammeln gab: Vögel und Vogeleier, Käfer, Schmetterlinge, Pflanzen, und füllte seine und seiner Brüder Kinderstube damit. Aber gleichzeitig trotz dieser Lust am Umherschweifen und am winterlichen Schlittschuhlaufen auf den weiten zu Eis erstarrten Seeflächen jener Gegend war in ihm eine ebenso leidenschaftliche Lust am Zeichnen und am Silhouettenschneiden erwacht. Mit heißem Eifer arbeitete er zwischen den sehr viel älteren Schülern in der Zeichenklasse des Gymnasiums, an deren Unterricht teilzunehmen dem Kleinen auf seine dringenden Bitten gestattet worden war. Und emsig zeichnend saß er während der Winterabende daheim in seinem Stübchen. Hand in Hand mit diesen Beschäftigungen ging die nicht minder eifrig betriebene Lektüre. Aber unter allen Büchern, die er verschlang, reizten und fesselten ihn keine anderen in solchem Maße wie alle auf Afrika und speciell auf Ägypten bezüglichen. Seitdem er das erste Buch gelesen hatte, welches ihm Kunde von den Wundern des Nillandes gab, stand es bei ihm fest, wie er seiner Mutter bekannte, daß er Ägypten sehen und durchwandern müsse. Wie ernst es dem Knaben damit war, bewies er dadurch, daß er von dem Tage an für die Reise dahin sein Taschengeld zu sparen begann. Aber ehe er zur Ausführung dieser Reisepläne gelangte, machte er in den Schulferien wiederholt größere Fußreisen. So einmal bis nach Lübeck, von wo er eine sich ihm bietende Schiffsgelegenheit benutzte, um nach Kopenhagen zu gelangen. Das Thorwaldsenmuseum entzückte seine, damals noch mehr für die plastische Kunst als für die Malerei begeisterte Seele in hohem Maße. Auch Dresden und seine Galerien und Sammlungen lernte er kennen. Alle die so gewonnenen Anschauungen und empfangenen mächtigen Anregungen bestärkten ihn immer mehr und mehr in dem Entschluß, sein Leben der Kunst zu widmen. Davon aber wollte der Vater nichts wissen, der als praktischer Mann und Kleinstädter von den Künstlern und



Studienkopf eines syrischen Knaben.

ihrer Thätigkeit eine ziemlich geringe Meinung haben mochte. Der Sohn wurde streng angehalten, das Gymnasium regelrecht zu absolvieren und nach wohlbestandenem Abiturientenexamen die Universität Berlin zu beziehen. Dort belegte er zwar pflichtschuldig seine Kollegien in der philosophischen Fakultät, aber lange hat es ihn nicht auf den Bänken der Auditorien geduldet. Statt abstrakte Studien zu treiben und sich mit ästhetischen Theorien den Kopf zu füllen, wandte er sich mit allem Eifer dem künstlerischen Studium der lebendigen Natur und den Übungen im Zeichnen und Malen unter August von Klöbers Leitung in dessen Werk-

statt zu. Gentz hat es später immer beklagt, daß er nicht sehr viel früher schon in eine künstlerische Werkstatt geschickt worden war, statt gerade die Jugendjahre, in denen die Hand am bildsamsten, der Geist am aufnahmefähigsten für das, was uns gelehrt werden kann, ist, in den Klassen des Gymnasiums zu verbringen.

Die Berliner Akademische Kunstausstellung im Herbst des Jahres 1842 war durch das Erscheinen der beiden großen geschichtlichen Bilder der jugendlichen belgischen Meister Louis Gallait und Eduard de Bièfve, „Die Abdankung Karls V.“ und „Das Kompromiß der Edlen“, epochemachend in der Geschichte der neueren deutschen Malerei geworden. Man glaubte in diesen beiden mit großer technischer Bravour gemalten, farbig gedachten und mit ungewöhnlicher koloristischer Kraft und Harmonie wirkenden Bildern alle jene Eigenschaften vereinigt zu sehen, welche der deutschen Malerei bisher gänzlich versagt gewesen waren. Die jüngere Generation, die völlig unter der Macht dieses neuen Eindruckes stand, war fest überzeugt, daß nur in jenen belgischen Kunststädten und Malerschulen, aus welchen solche Werke hervorgegangen waren, das Heil auch für die deutschen Kunstjünger zu finden sein könne; daß diese nach Brüssel und Antwerpen ziehen müßten, um sich dort zu wirklichen Malern heranzubilden, während man auf deutschen Akademien nichts als Kartonzeichnen und gleichsam in Öl oder Freskofarben kolorierte Kohlen- oder Bleistiftentwürfe schaffen lerne. Auch Wilhelm Gentz folgte diesem Zuge nach Belgien und arbeitete eine Zeit lang mit eifrigem Bemühen auf der Akademie zu Antwerpen. Aber, wie mancher andere seiner gleichalterigen deutschen Genossen, kam auch er dort zu der Erkenntnis, daß das wirklich Gute und Außerordentliche, was uns in jenen großen belgischen Gemälden so imponiert hatte, auch Pariser Ursprungs sei und man mithin besser thäte, sich direkt an die ursprüngliche Quelle zu wenden. Auch er übersiedelte nach Paris, um dort seine Studien mit wenn möglich noch verdoppeltem Arbeitseifer fortzusetzen. Hier wurde Gleyre, der französische Schweizer, sein Meister und Lehrer, dessen Bedeutung freilich auf ganz anderen Vorzügen als auf einer etwaigen technischen Virtuosität und großen koloristischen Wirkung seiner Bilder beruhte. Gleyre war der Meister der strengen Zeichnung, dem die ideale Schönheit und Grazie der Linien und der Formengebung als höchstes Ziel galt; eine feine, vornehme, echt poetische Natur, als Meister und Lehrer seiner Kunst abhold allen technischen Rezepten und Anweisungen, wie sie andere Meister ihren vertrauensvollen Schülern übermitteln, die dann wohl der trügerischen Meinung leben, im Besitz des Geheimnisses zu sein, ganz sicher außerordentliche malerische Kunstwerke schaffen zu können. Jedenfalls hat Gentz in der Werkstatt Gleyres tüchtig, streng und gewissenhaft den menschlichen Körper zu zeichnen gelernt.



Studienkopf eines alten Ägypters.

Von Paris aus machte er um die Mitte der vierziger Jahre einen Ausflug nach Spanien. Er sah die unvergleichlichen Schätze der alten großen Kunst der Ita-

liener und Spanier im Museum des Prado zu Madrid und kopierte dort in kleinem Format und skizzenhafter Behandlung, aber mit dem erfolgreichen Bemühen, vor allem den jedem Bilde charakteristischen Farbenklang genau zu treffen, die in jener Galerie befindlichen Hauptwerke seiner Lieblingsmeister, des Tizian, Paul Veronese, Correggio und Velasquez. Von Madrid aus durchstreifte Gentz Südspanien, und als er einmal Gibraltar erreicht hatte, fuhr er nach Tanger hinüber. Dort im marokkanischen Küstenlande that er den ersten Blick in jene afrikanisch-orientalische Welt, nach der ihn die Sehnsucht schon seit seinen Knabenjahren gezogen hatte. War es auch nicht der ägyptische Orient, so boten sich ihm hier doch die orientalischen Völkertypen, die Sitten und Lebensarten der Araber, Mauren und Neger in ihrer damals noch gänzlich unverfälschten Eigenart, Reinheit und Echtheit. Mit reich gefüllten Mappen kehrte er nach Paris zurück, wo er sein erstes selbständiges Bild „Der verlorene Sohn, die Schweine hütend“ malte. Für kurze Zeit nahm er auch seinen Aufenthalt wieder in Berlin und in seiner Heimatstadt. Aber es trieb ihn mächtig zurück nach dem großen Centrum der künstlerischen Bewegung, nach Paris, und er schlug dort von neuem für einige Jahre seine Wohnung auf. Ja, in der Erkenntnis, wie viel ihm noch an der vollen Beherrschung der malerischen Ausdrucksmittel fehle, trat er dort noch einmal als Schüler in eine Werkstatt ein, die des als Lehrer der Malerei über alle geschätzten Couture, des Malers der vielbewunderten „Römischen Orgie“, und arbeitete nach dessen angeblich unfehlbaren Rezepten der besten Maltechnik und des besten Kolorits.


Studienkopf eines ägyptischen Weibes.

Der kurze marokkanische Aufenthalt hatte des jungen Künstlers heißes Verlangen nach den Wundern des Orients nur noch geschärft und gesteigert. Um es endlich vollständig zu befriedigen, zog er im Jahre 1850 nach Ägypten. In der glücklichen Lage, sich auch solche Wünsche gewähren zu können, durch keine Sorgen um den Erwerb und die Notdurft des Lebens in seinen Studien, in der Freiheit der Bewegung und im Genuß dessen, was ihm als das Genießenswerteste erschien, gehemmt, behindert und eingeengt, konnte Gentz diese Reise mit reichstem Gewinn für seine künstlerische und menschliche Entwickelung und Bildung ausführen. Hier errang er die feste Grundlage und die bestimmte Richtung für sein ganzes ferneres Leben. Wie mächtig der Eindruck des dort in Ägypten, Nubien und Kleinasien, auf seinen Wanderungen, Nilfahrten, Stadtaufenthalten, Wüstenritten von ihm Gesehenen und Erlebten gewesen ist, davon geben seine außerordentlich lebendigen, fesselnden, von schöner Begeisterung durchglühten Reisebriefe, die später für seine Freunde gedruckt worden sind, das beredteste Zeugnis.

Nach fast zweijähriger Abwesenheit im Orient nach Europa heimgekehrt, lebte Gentz abwechselnd in Berlin, auf dem elterlichen Gute und in Paris, wo er (1853), durch seine unersättliche Lernbegierde getrieben, noch einmal in Coutures Werkstatt eintrat, um sich

noch weiter in allem Technischen der Malerei zu vervollkommnen. In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre brachte er endlich im Vaterlande die reifen Früchte seiner bisherigen vieljährigen Studien an die Öffentlichkeit. Das erste der hier von ihm zur großen akademischen Kunstausstellung gegebenen Bilder freilich wies durch keinen Zug auf des Malers passionierte Beschäftigung mit dem Orient hin. Es stellte in lebensgroßen Kniefiguren eine arme, alte Reisigsammlerin dar, die im Walde, vom Tode getroffen, an einen Baumstamm gelehnt und zurückgesunken, starr und kalt dasitzt, und ein blühendes junges Mädchen, das, tief durchschauert von dem Anblick, der sich ihm hinter den zurückgeschlagenen Zweigen der Gebüsche bietet, der Toten gegenübersteht. Das Bild trug auf dem Rahmen den Vers geschrieben: „Wohl endet Tod des Lebens Not, doch schauert Leben vor dem Tod." Ein ernster und origineller Geist offenbarte sich zweifellos in dem seltsamen Bilde, dessen Malerei bei manchen Härten und Herbigkeiten doch eine ungewöhnliche Kraft und Tüchtigkeit erkennen ließ.

Die ersten Gemälde, in welchen Gentz seine orientalischen Beobachtungen und Studien verwertete, waren umfangreiche Darstellungen neutestamentlicher Scenen: Christus und Magdalena auf dem Gastmahl des Simeon, und Christus zwischen den Zöllnern und Pharisäern (1856 und 1858). Seine Studien und Erinnerungen machten sich besonders in der Verwendung verschiedener echt orientalischer Trachtstücke, in der Kostümierung einzelner Gestalten dieser Bilder, in einzelnen ebenso echten Charakterköpfen, und, auf dem zweitgenannten Bilde, besonders auch in der Figur des syrischen Hirten bemerkbar, welcher seine Schafe an der Gruppe der Zöllner vorübertreibt. Mindestens ebenso deutlich wie der Einfluß der orientalischen Wirklichkeit auf die Phantasie und die Anschauungsweise des Malers macht sich der der großen alten venetianischen Meister, des Tizian und Paolo Veronese, in diesen beiden Gemälden, in ihrer Komposition wie in ihrer Farbengebung und Malerei geltend, in der Tiefe und Größe des Tones, wie in der technischen Behandlung. Der Eindruck beider Werke war ein zwiespältiger. Ihre ganze Art war zu fremdartig, zu abweichend von der traditionellen Darstellungsweise der heiligen Geschichten, um nicht das an jene gewöhnte deutsche Publikum stutzig zu machen; und andererseits wieder zeigte sich in der Conception wie in der gesamten malerischen Ausführung eine außerordentliche Kraft des Talentes und des Könnens, die nicht verfehlte, den Künstlern wie den naiven Beschauern zu imponieren.

Bald nach der Ausstellung dieser Gemälde verließ Gentz Paris, um fortan seinen dauernden, freilich immer wieder durch längere und kürzere neue Studienreisen in die Länder des Orients unterbrochenen, Aufenthalt in Berlin zu nehmen. Hier malte er jenes Bild, das bei seiner Ausstellung im Herbst 1860 einen noch unbedingteren und allgemeineren Erfolg errang, als die bisher von seinem Maler geschaffenen. Es war das heute im Städtischen Museum zu Stettin befindliche Gemälde: „Sklaventransport durch die Wüste." Hier erschien Gentz in seiner vollen Selbständigkeit und Eigenart. Die ganze Komposition und jede Einzelgestalt zeigte das Gepräge des selbst Gesehenen, Beobachteten und Erlebten. Mitleidlos und mit hoher Objektivität ist das Grausige des Vorganges und aller seiner erschütternden Einzelheiten, die Pein der schwarzen und braunen Opfer der arabischen Habgier, die brutale Roheit der Treiber dieser ins Joch gespannten menschlichen Herde geschildert. Aber zugleich atmet das ganze Bild doch auch wieder die persönliche künstlerische Wonne des Malers an der hier in so voller Realität geschilderten Wüstennatur, wie an der Erscheinung aller dieser reich nüancierten Typen der afrikanischen Völkerrassen, für welche Gentz zeitlebens ein noch viel stärkeres Interesse zu empfinden schien als für seine lieben weißen Menschenbrüder. Gleichzeitig mit diesem, jeden Beschauer packenden und um seiner lebensvollen Zeichnung und starken, farbigen Wirkung willen bewunderten großen Bilde stellte er damals eins von kleinerem Umfange aus, das in seiner Art einen kaum minder bedeutenden und nachhaltigen Eindruck hervorbrachte. Es war „Sphinxe und Widder in der Thebaide" bezeichnet und zeigte einzelne grandiose Reste einer jener, auf die Pylonen der Tempel von Karnak führenden Alleen aus riesen-

Jll. D. Monatshefte. Februar 1895.

Zu Pietsch: Wilhelm Gentz.

W. Gentz: Haremsfrauen auf der Reise.

haften, in Stein gemeißelten Sphinx- und Widdergestalten, die noch in ihrem halb zertrümmerten Zustand, aus wüstem Gestrüpp hervorragend, so gewaltig erscheinen und so eigentümlich ergreifend auf jeden wirken, der ihnen dort in der Einöde gegenübertritt. Zwischen diesen Kolossen wandelnd aber erscheint auf dem Bilde die Gestalt eines braunen, in das lange dunkelblaue ägyptische Hemd und den Kopfschleier gehüllten Fellachenmädchens mit den von ihm gehüteten Schafen und Widdern, welche zwischen den Trümmern ihrer uralten gigantischen Abbilder weiden und ihr spärliches Futter suchen. In tiefer Bläue spannt sich der eherne Himmel Afrikas über der ernsten Landschaft, deren Luft in der Sonnenglut zittert und flimmert.

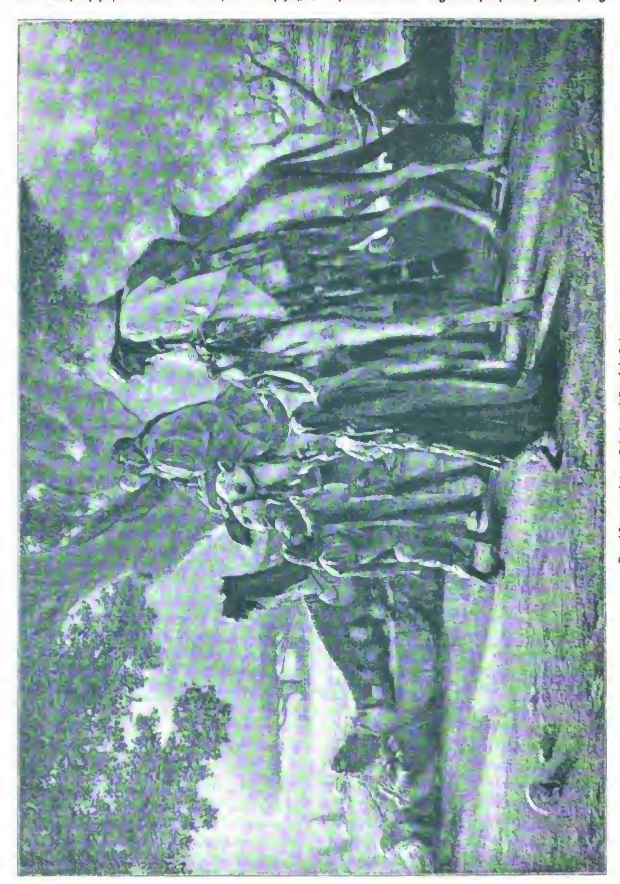


Studienkopf eines Juden aus Jerusalem.

Bilder aus der orientalisch-afrikanischen Welt, von ähnlicher Größe der Anschauung und Auffassung und ähnlicher Energie und malerischer Kunst der Schilderung, von einem deutschen Maler ausgeführt, hatten eine Berliner Kunstausstellung bis dahin noch nie geschmückt gehabt. Wilhelm Gentz eroberte sich damit seinen Platz unter den namhaftesten Künstlern Berlins. Noch mehr befestigte er sich in dieser Stellung, als er begann, Bilder kleineren Umfanges zu malen, in deren Durchführung er einen hohen Grad delikater Vollendung erreichte. Ein derartiges Bild, ein arabisches Zeltlager in der Wüste mit einer großen Zahl von Gestalten, Menschen, Kamelen, Pferden, die teils vor den ausgespannten braunen und gestreiften Kamelgarnzelten in vollem Sonnenlicht, teils im offenen, tiefschattigen Inneren ausruhten, nötigte zur rückhaltlosen Anerkennung der eminenten künstlerischen Leistung darin auch diejenigen, welche sich selbst noch jenen beiden früheren Schöpfungen seines Talentes gegenüber kritischer und kühler als wir verhalten hatten.

Der so errungenen künstlerischen Position entsprach durchaus auch die gesellschaftliche, die Gentz damals bereits und während der ganzen Folgezeit in Berlin einnahm. Als er zu dauerndem Aufenthalt hierher übersiedelt war, erwarb er ein Haus in der Feilnerstraße, das, ursprünglich für den Terrakottafabrikanten Feilner durch Fr. Schinkel erbaut, durch seine reich mit Terrakottareliefs idealen Stils geschmückte Backsteinfassade in der ganzen Stadt berühmt war. Im Sommer 1861 vermählte er sich mit einer verwitweten Dame von feinem Geist, ehrlicher Kunstliebe, reicher Bildung und hoher Anmut

der Erscheinung und des Wesens. Die Wohn- und Gesellschaftsräume im ersten Geschoß



Erquickung auf der Schubra-Allee bei Kairo.

jenes Hauses stattete er mit einem edlen künstlerischen Luxus aus, wie er auch in den reicheren Häusern des damaligen Berlins noch fast unbekannt war. Aber ein ganz besonderes und eigenes persönliches Gepräge erhielten diese Räume und ihre Ausstattung durch die Menge der von Gentz von seinen Orientreisen mitgebrachten orientalischen Er-



W. Gentz: Einzug des deutsche



Kronprinzen in Jerusalem.

zeugnisse mannigfaltigster Art, Teppiche, Gewirke, Stickereien, Vorhangstoffe, Bronzegeräte, Fayencen, Holzschnitzereien, Waffen ꝛc. und eine nicht geringe Fülle von ägyptischen Altertümern und Gefäßen, Statuetten, Schmucksachen. Die so eingerichteten und dekorierten Räume wurden der Schauplatz eines ebenso glücklichen traulichen Familienlebens, als einer glänzenden ausgedehnten Geselligkeit. Mit allen hervorragenden Künstlern Berlins wie mit den Leuchten der Wissenschaft, den Kreisen unserer Großindustriellen, der Finanzaristokratie, welche in jener Zeit ihren Stolz in der eifrigen Förderung der schönen Künste durch Ankäufe und Aufträge suchten, und des höheren Beamtentums verknüpften das gastliche Haus Gentz' bald vielfach intime Beziehungen. Die ganze Geselligkeit in diesem vornehmen Künstlerheim war wie ein Vorspiel derjenigen, welche sich von 1861 ab in noch gesteigertem Maße im Hause Gustav Richters, dieses Prototyps eines modernen Künstlerfürsten, entfalten sollte.

Und doch war Wilhelm Gentz eigentlich keine gesellige Natur. Seine höchsten Genüsse fand er auf seinen Studienwanderungen in den Ländern des Orients, in seiner Werkstatt bei der Arbeit, im ernsten Gespräch mit einem verständnisvollen guten Freunde, im still-behaglichen Zusammensein mit den Seinen und in der Lektüre besonders von wissenschaftlichen, geschichtlichen und ethnographischen Büchern und hervorragenden Reisewerken.

Das junge Eheglück des Meisters wurde die Veranlassung zu einem einmaligen Heraustreten aus dem von Gentz erwählten künstlerischen Lieblingsgebiet. Er malte das Bildnis seiner blonden Gattin (Kniefigur in Lebensgröße) in blauem ausgeschnittenem Kleide; ein Bild von schöner Haltung und vornehmer Wirkung, welches den besten Beweis lieferte, daß Gentz über der Beschäftigung mit den Schwarz- und Braunhäutigen es noch keineswegs verlernt hatte, auch das seelische Leben eines weißen anmutigen Frauenantlitzes und den Farbenreiz und Schimmer weißer Gesichtshaut und weißer Schultern in ganzer Feinheit und Zartheit wiederzugeben. Ein anderes eminentes Werk der Bildnismalerei hat Gentz in dem Porträt seines Vaters geschaffen, dessen vollbärtiger Patriarchenkopf mit dem des Sohnes in dessen höherem Alter die größte Ähnlichkeit zeigte. Aber immer wieder kehrte er zu seiner Lieblingswelt, dem afrikanischen und asiatischen Orient, zurück, dessen Natur und Menschenleben ihm eine unerschöpfliche Fülle von immer neuen, immer malerischen und interessanten Motiven bot. Doch Gentz war weit davon entfernt, sich an den einmal in Marokko und Ägypten empfangenen Eindrücken, gemalten und gezeichneten Studien genügen zu lassen und gleichsam von diesem Kapital zu zehren. Immer wieder brach er in den folgenden Jahren zu Reisen in die Länder des Orients, ins Nilland, nach Syrien und Palästina, nach Algier, nach Tunis und Tripolis auf, um seine Anschauungen aufzufrischen, zu bereichern, seine Studien zu vervollständigen und erneute Kraft in der Sonne dieser Länder und aus der Berührung mit ihrem Boden zu saugen, der ihm als der wahrhaft heimatliche für seine Kunst erschien. Diese gute Gewohnheit hat ihm gute Frucht getragen. Sie hat ihn jederzeit davor bewahrt, in eine bequeme Manier zu verfallen, das ihm einmal geläufig Gewordene fort und fort, wenn auch „mit ein bißchen anderen Worten" zu wiederholen. Er blieb im steten lebendigen Zusammenhang mit der Natur und Menschenwelt, deren Schilderung er sich zu seiner Lieblingsaufgabe erwählt gehabt hatte, und so blieb, von der Wirklichkeit befruchtet, das von ihm Geschaffene immer frisch und neu. — Ich kann mich darauf beschränken, hier nur einige der bekanntesten und hervorragendsten aus der langen Reihe seiner Werke aufzuführen, die während der letzten drei Jahrzehnte aus seinem Atelier hervorgingen, und deren ich mich noch meist ziemlich deutlich entsinne. Eins der nächsten nach jenem „Lager in der Wüste" war das Bild „Sklavenmarkt in Kairo im Hofe eines arabischen Hauses", wo einem reich gekleideten mohammedanischen Herrn von den Händlern mit der lebendigen Ware eben ein schönes nubisches kaffeebraunes Mädchen, auf dessen enthüllten Reizen seine Blicke prüfend und begehrlich ruhen, zum Kauf angeboten wird. „Eine Dorfschule in Ägypten" unter freiem Himmel im Hof eines halb versunkenen uralten Tempels aus der Pharaonen-

zeit, von dessen steinernen Wänden herab die riesigen Reliefbilder der ägyptischen Götter und Herrscher auf das seine Koranverse plärrende kleine junge Volk herabblicken, das zu den Füßen des greisen Schulmeisters hockt. „Ägyptische Studenten“, das ältere korankundige gelehrte Männer in langen farbigen Kaftanen, meditierend und diskutierend im Schatten eines Palmen- und Cypressenhaines wandelnd, und einen Schüler im Vordergrund hockend und eifrig in den heiligen Büchern, für den Moslim die einzige und wahre Quelle aller Weisheit, studierend zeigt.

„Das Lager der großen Mekka-Karawane in der Wüste“, ein Bild, in welchem die gewählte Aufgabe — die lebensvolle Darstellung einer enormen bunten Menge, eines Gewühls und Gewimmels von Menschengestalten aller Typen und Rassen des Morgenlandes, von Kamelen, Pferden, Maultieren, unter heiß strahlendem Himmel — in der Zeichnung und Farbe bewundernswert gelöst erschien. Ein „Ägyptischer Märchenerzähler“, welcher der um ihn versammelten, ihm andachtsvoll lauschenden Menge, seine Reden mit drastischen Gebärden begleitend, die gern gehörten arabischen Wundergeschichten vorträgt. Die „Ankunft einer Karawane in Kairo“, eine große figurenreiche Komposition, ein echtes Spiegelbild dieser Seite des morgenländischen Lebens, wie es sich zu jener Zeit, noch unverfälscht durch den später alles beherrschenden und alles Ursprüngliche wandelnden europäischen Einfluß, den Augen des Malers zeigte. „Der Schlangenbändiger in Oberägypten“, eine Darstellung aus dem dortigen Volksleben, für welche wieder eine Tempelruine in einer der südlichen Nilstädte als Lokal und Scenerie gewählt war. „Erquickung auf der Schubra-Allee bei Kairo“, jener auf das Lustschloß Schubra hinführenden Sykomorenallee, wo Kamele und ihre Reiter und Begleiter ausruhen und einer der ersteren Nilwasser aus dem Kenneh-Kruge trinkt, den ihm ein fellachisches junges Weib hinaufreicht. Das von links hereinstrahlende Licht der sinkenden Sonne wirft die langen Schatten der Stämme, der Tiere und Menschen weit hin über den breiten Weg, wo sie mit den warmen hellen Lichtstreifen auf dem Boden wechseln. „Die Begegnung zweier Karawanen in der Wüste“, die fesselnde Schilderung der herzlichen frohen Begrüßungen, welche einander hier wiedersehende und erkennende Männer und Freunde tauschen. „Gebet in der Wüste“, ein großartig disponiertes Bild eines solchen für das Seelenleben und die Sitten der Orientalen so charakteristischen Vorganges. Die Teilnehmer einer Karawane, von den Kamelen abgesessen, deren Köpfe, Hälse und Höcker im Hintergrunde über die Reihen der Männer hinausragen, stehen in langer Reihe, meist tief gebückt, in andächtigem Gebet der Morgensonne zugewendet, welche die langen Schatten aller Gestalten über den gelblichen Wüstenboden hin nach rückwärts wirft. Vor allen diesen Betern aber steht in feierlich würdevoller Haltung ein vornehmer bärtiger Scheik in weißen Gewändern hoch aufgerichtet da.

„Spaziergang eines Harems“ — schöne Frauengestalten, charakteristische weibliche Typen verschiedener, die Länder des Orients bewohnender Rassen, in prächtigen farben- und schmuckreichen Trachten, unter der Aufsicht eines Eunuchen in den Baumgängen des Gartens ihres Herrn lustwandelnd. „Ein Abend am Nil in Oberägypten“, die Frauen und Mädchen aus den Lehmhütten des Uferdorfes, mit den langfließenden dunkelblauen, ungegürteten Baumwollengewändern bekleidet, auf den Köpfen die großen, edelgeformten thönernen Wasserkrüge tragend, welche sie, den einen Arm in schöner Linie hoch erhebend, mit der Hand stützen und in ihrer Stellung erhalten, wandeln in dem ihnen eigentümlichen feierlich langsamen Schritt hinab zu dem steinigen Ufer des heiligen Stromes, um aus seiner segenspendenden gelblichen Flut zu schöpfen. In dem heißen Dunst, der die Ferne zart verschleiert, ragen Palmen- und Sykomorengruppen, flach gedeckte Lehmhütten und das gewaltige Pylonenpaar einer uralten Tempelruine über Strom und Ufer empor. — Die ernste grandiose Natur Nubiens gab das Motiv zu jener Uferlandschaft voll düsterer Hoheit mit den steil aufragenden Felswänden, an deren Fuß im niedrigen Wasser des Stromes Tausende von rosigen, stelzbeinigen, schlangenhalsigen Flamingos und Ibis und langschnäbeligen watschelnden Pelikanen sich in

dichtem, lichtfarbigem Gewimmel drängen und plätschernd, flügelschlagend, fischend, schnatternd, ihre Federkleider sträubend, ihr wunderliches Wesen treiben — ein Naturbild von packender Wirkung. „Harem in der Wüste" (Supraporte im Pringsheimschen Hause): Kamele mit reich bequastetem, buntem Geschirr, auf ihrem Rücken die großen, grotesk geformten Palankine aus vielfarbigen Stoffen tragend, welche die Frauen des Harems eines vornehmen Arabers, ängstlich vor allen Blicken verborgen, während der Wüstenreise beherbergen, kommen dem Beschauer, gleichsam aus dem Bilde heraus, direkt entgegen, geleitet von bewaffneten Kamelreitern, zu Fuß daneben schreitenden mohrischen Speerträgern, einem Kamelfüllen und einer zierlichen zahmen Gazelle. Der sehr tief angenommene Horizont läßt die Gestalten der Kamele mit ihren Lasten hoch über der Ebene in die Luft aufragen und dadurch doppelt imposant erscheinen. „Idylle in der Thebaide", eine freie Dichtung, ein altägyptisches Phantasiestück, für das dem Meister die dort am oberen Nil beobachtete Wirklichkeit wohl kaum das Motiv geboten hat: eine auf einem Steinblock, unweit einer uralten Sphinx- und Widderallee sitzende junge braune, fast nackte Hirtin, an deren dunkle Glieder sich ein weißes Lämmchen aus ihrer Herde schmiegt, hört lächelnd, und die weißen glänzenden Zähne fletschend, den Liebesworten eines braunen nubischen Jägers zu, der, mit Weidmesser, Bogen und Pfeilen im Köcher bewaffnet, mit dunklen Fellen um die Hüften bekleidet, ihr zur Seite kniet und ihr ein Büschel glänzender Federn darbietet. Ein von ihm erlegter Flamingo mit ausgebreiteten rosig- und schwarzfarbigen Schwingen liegt am Boden, zu den Füßen des liebenden Afrikaners.



Studienkopf einer Fellachin.

Ein kleineres liebenswürdiges Bild aus den letzten siebziger Jahren, „Ein Koranspruch als Heilmittel", zeigt ein anscheinend an Liebesgram krankendes arabisches zartes Mädchen, das von seiner alten Dienerin zu einem weisen mohammedanischen „Medizinmann" geführt ist und von diesem als Allheilmittel wunderkräftige Koransprüche auf

Zettelchen geschrieben erhält, welche die Patientin zu verschlucken hat, um der Erlösung von ihren Leiden gewiß zu sein. Auf diesem Bilde voll fremdartiger poetischer Anmut hat Gentz sich mit glücklichem Erfolge einer äußerst liebe- und kunstvollen Detaildurchführung auch alles Nebensächlichen, aller Geräte, Geschirre, Stoffe und Möbel befleißigt, die er bei der Mehrzahl seiner Gemälde verschmähte, und so ein echtes Kabinettstück geschaffen, dessen ruhige geschlossene Farbenstimmung freilich auch durch diese zierliche Kleinmalerei nicht beeinträchtigt wird.

Eine Frucht des Gentzschen Studienaufenthaltes in Algier um die Mitte der siebziger Jahre ist das schöne Bild „Gedächtnisfeier des Rabbi Isaak Barschischat" auf der weit ins Meer hinausschauenden Uferhöhe über der Stadt Algier. An der Stirnseite des von Cypressen beschatteten gewölbten weißen Grabmalhauses dieses gepriesenen irdischen Heiligen verrichten dichte Gruppen von frommen Israeliten tief gebückt ihre Gebete. Jüdische Frauen in festlicher Tracht, Kerzen in den Händen tragend, und einzelne bärtige Männer nahen sich von der unten gelegenen Stadt und von der anderen Seite im Vordergrund her. Jüdische Rabbis sitzen links im ersten Plan, Gebete oder fromme Betrachtungen und Hymnen aus den heiligen Büchern lesend. Vor und neben ihnen am Boden stehen Gefäße und niedrige, eingelegte arabische Holzschemel, welche auf ihren Platten hohe Leuchter mit Kerzen darin tragen. Aloe- und Palmettenbüschel wuchern zwischen dem Gestein des Bodens dieser Terrasse. — Verwandt in der Stimmung ist das figurenreiche Bild „Almosen spendende Frauen auf einem mohammedanischen Kirchhof an einem hohen moslemischen Feiertage". Eine tief ernste Wirkung geht von dem Bilde aus, an welcher seine Farbe wie die Komposition mit den rührenden Gestalten der Almosen empfangenden Armen und den feierlich bewegten der Spenderinnen gleichen Teil haben. Der Akt des frommen Almosenspendens auf einem Kirchhof bei Kairo ist noch in einem zweiten umfang- und gestaltenreichen Bilde von großartiger Komposition und Wirkung dargestellt. Es zeigt in langem Zuge eine dicht gedrängte Schar arabischer Männer und Frauen, hohe Palmenzweige tragend, sich zwischen den Grabmälern aus der Tiefe des Bildes heraus zum Vordergrunde bewegend, wo auf Gräbern am Wege der Prozession Arme, Krüppel und Blinde sitzend ihrer harren und ihnen die Hände entgegenstrecken, um die Gaben der Milde zu empfangen.

Im Jahre 1871 erwarb Gentz sich in der Hildebrand-Privatstraße, im Berliner Westen, welche den Kanalquai, Kaiserin-Augusta-Straße, mit der Tiergartenstraße verbindet, ein kleines Haus, eine Villa von einem Gärtchen umgeben, nachdem er das große Zinshaus zwischen der Feilner- und Ritterstraße verkauft hatte. Das nur für ihn und seine Familie, die Gattin und ein Kinderpärchen, zur Wohnung bestimmte neue Eigentum wurde von Gentz in ganz eigenartiger Weise den gemeinsamen Bedürfnissen, Lebensansprüchen, Wünschen, Neigungen und seinem künstlerischen Geschmack entsprechend eingerichtet und in ebenso origineller Art malerisch in seinen Innenräumen, an Treppenhaus, Flur, Saal- und Stubenwänden und Decken geschmückt. Nach seinen selbst erfundenen und gemalten farbigen Entwürfen führten mit ihm gemeinsam teils befreundete Künstler, teils dafür angeworbene Zimmermaler diese merkwürdigen Dekorationen aus. Die am Treppenhause sind streng im Stil der altägyptischen Tempel- oder Grabkammer-Wandgemälde gehaltene symbolische Darstellungen, welche in deren Formen- und Bildersprache das Glück des Hauses — die Treue, die herzliche Liebe, die Gastlichkeit, die festliche Freude — verherrlichen, dessen Hüter die auf den, jeder wirklichen Stufe entsprechenden, gemalten Stufen sitzenden Gestalten kleiner Hausgötter sind, während glückverheißende Vögel sich zunächst des oberen Wandsaumes reihen. Die Wände eines größeren Zimmers im Erdgeschoß wurden mit ägyptischen Landschafts- und Lebensbildern aus der Gegenwart dekoriert, an deren Ausführung auch der unserem Meister befreundete Anton von Werner, der 1871 nach Berlin übersiedelt war, persönlich mitarbeitete. Einzelne dieser Wandgemälde sind Übertragungen von Gestalten und größeren Gruppen aus bekannten Staffelei-Bildern von Gentz, wie eine Hauptpartie aus der



Jll. D. Monatshefte. Februar 1895.

W. Gentz: Ibis, Flamingos




Zu Pietsch: Wilhelm Gentz.

…a n d Pelikane im oberen Nil.



Ill. D. Monatshefte. Februar 1895.

W. Gentz: Ibis, Flamingos



Zu Pietsch: Wilhelm Gentz.

…nd Pelikane im oberen Nil.

Almosenspender-Prozession, aus dem „Gebet in der Wüste“ und dem „Märchenerzähler in Kairo“. Ein paar andere, wie der junge ägyptische Diener mit der Jagdbeute seines Herrn (erlegten prächtigen Flamingos und anderem Getier), und wie das Bild der durch ihre kühnen Reisen in den wildesten Orientländern, ihre merkwürdige außerordentliche Persönlichkeit und ihr tragisches Ende berühmten Holländerin Fräulein Tinné, hoch zu Kamel, inmitten ihrer Begleitung — sind erst für diese Bestimmung von Gentz entworfen worden. Über einer Thür dieses Zimmers aber malte er auf Goldgrund die Porträt-Halbfiguren seiner beiden Kinder Ismael und Mirjam in feierlicher Haltung, einander gegenüber stehend. Eine große Wandfläche wurde mit Darstellungen von streng stilisierten Phantasiepflanzen und buntschimmernden Vögeln bemalt. Zu den ornamentalen gemalten Borten, zur Dekoration der Wandfriese, der Vouten und Decken, wurden zum Teil altägyptische Ornamentmotive in geschmack- und verständnisvollster Weise benutzt und mit bester Wirkung verwertet. Andere Räume wieder nahmen an ihren Wänden eingerahmte Staffeleibilder, Farbenskizzen, Studien, Aquarelle, Zeichnungen des Hausherrn wie der ihm befreundeten Künstler, Meisterwerke der Radierungen und Lithographie auf.



Araber. (Studie zur „Begegnung zweier Karawanen“.)

Alle jene während der sechziger Jahre auf seinen Orientreisen noch fort und fort vermehrten Schätze an Erzeugnissen alter und neuerer orientalischer Kunst- und Hausindustrie, ägyptische Antiquitäten, arabische Prachtgewebe, Gewirke, Stickereien, Waffen, Bronzegefäße und Geräte, wie die roheren aber eigenartigen Arbeiten nubischen und innerafrikanischen Ursprunges, fanden in den so geschmückten Räumen eine harmonische Umgebung, in welcher sie noch ganz anders zur Geltung kommen konnten als in jeder anderen. Im oberen Geschoß richtete Gentz sich seine Werkstatt und seine Kostümkammer ein. Dort vergrub er sich mit, wenn möglich, noch gesteigerter Leidenschaft in seine künstlerische Arbeit, in die Ausführung immer neuer Entwürfe zu Bildern aus dem Leben der ägyptischen, algerischen, syrischen Bevölkerungen an der Hand seiner ins Enorme vermehrten, an Ort und Stelle gemalten und

gezeichneten Naturstudien und der mitgebrachten Requisiten, eben jener Kostüme, Stoffe, Kunst- und Gewerbeprodukte. Zu seinen männlichen Negergestalten leistete ihm während mehrerer Jahre ein wahres Musterexemplar eines schönen schwarzbraunen Afrikaners, den er als Diener engagiert hatte, als ungemein brauchbares Modell eine schätzbare Hilfe. In farbenprächtige orientalische Trachten gekleidet, pflegte dieser in dem ganzen Westviertel bekannte Schwarze bei den jeweiligen glänzenden Abendgesellschaften, zu denen sich in jenen so phantastisch reizvollen kunstverschönten Räumen die ersten Leuchten der Kunst und Wissenschaft, die schönsten und geistvollsten Frauen Berlins zusammenfanden, aufzuwarten; eine Besonderheit dieses Künstlerheims, die vortrefflich zu dessen ganzem ungewöhnlichem exotischem Gepräge stimmte.

Nicht selten konnten die Besitzer und Bewohner desselben in ihren Räumen noch erlauchtere Besucher begrüßen, welche ebenso die Hochschätzung des Meisters und seiner Schöpfungen, wie das Interesse und die Freude an dessen merkwürdigem Hausinneren und seiner Ausstattung herführte. Es war das kronprinzliche Paar, zu dessen schönen gewinnenden Gewohnheiten es bekanntlich gehörte, die Werkstätten und Wohnungen unserer hervorragendsten und geachtetsten Künstler durch seine Besuche zu ehren. Die innige aufrichtige Liebe des Thronfolgers wie seiner britischen Gemahlin für alles künstlerische und kunstgewerbliche Schaffen und Geschaffene, das gründliche, tiefe und feine Verständnis beider für diese Dinge, das auch bei solchen Besuchen und Besichtigungen zu Tage trat, machten sie dem dadurch ausgezeichneten Meister doppelt wert. Das Wohlgefallen des Kronprinzen an den Gemälden von Gentz bekundete sich in dem diesem erteilten Auftrage zur Ausführung des großen Gemäldes, welches den Einzug des hohen Herrn in Jerusalem darstellen sollte. Auf seiner Orientreise im Herbst 1869, deren nächste Veranlassung die festliche Eröffnung des Suezkanals gab, welcher der preußische Thronfolger beizuwohnen eingeladen war, hatte er auch Palästina durchreist und die Stadt Davids besucht. Die ihm dort vor den Thoren gewordene feierliche Begrüßung durch die herbeigeströmte mohammedanische, christliche und jüdische Bevölkerung wie durch beduinische Reitertrupps hatte ihm einen großen glänzenden Eindruck hinterlassen. Gestützt auf die Schilderungen des Kronprinzen und seiner Begleiter, konnte Gentz die Darstellung, mit der er sich beauftragt sah, um so eher unternehmen, als er auf seiner 1873 unternommenen Reise durch Syrien und Palästina viele getreue Aufnahmen und Lokalstudien auch von Jerusalem, seinen Umgebungen und seinen Bevölkerungstypen gemacht hatte. Das nach mühevoller Arbeit vollendete Gemälde, heute eine Zierde der Berliner Nationalgalerie, vergegenwärtigt die denkwürdige, malerisch prächtige Scene in ihrem vollen phantastischen Glanz und Reiz mit der ganzen überreichen Fülle charakteristischer Details in solcher Lebendigkeit, als hätte der Maler wirklich, wie er sich selbst darauf dargestellt hat, diesem Einzuge beigewohnt und dessen Vorgänge frisch nach der Natur skizziert gehabt. Die alten hohen finsteren Mauern Jerusalems, durch deren „Thor von Damaskus“ der hohe Gast einreiten soll, bilden den schattigen Hintergrund, vor welchem sich das Schauspiel in heißem Sonnenschein abspielt. Die Kawassen aller Konsulate, drei von ihnen die norddeutsche, die preußische und die Hausstandarte des Kronprinzen tragend, und der deutsche Konsulats-Dolmetsch Murad Effendi reiten dem Kronprinzen voran. Gekleidet in die blaue und gelbe Uniform der schlesischen Dragoner unter dem weißen Burnus, und das Haupt mit dem schleierumwundenen Helm bedeckt, mit der Rechten grüßend, kommt er im Schritt seines arabischen Schimmelhengstes heran; vorauf seinen Begleitern und seinem Gefolge, dem Prinzen Ludwig von Hessen, dem Generalkonsul von Alten, dem Pascha von Jerusalem, dem General von Stosch, dem Hofmarschall Grafen Eulenburg, dem Grafen Lehndorff, den Adjutanten von Jasmund und von Schleinitz, dem Generalarzt Dr. Wegener. Diesem Reiterzuge, der von rechts her sich naht, schließen sich der Patriarch Jesaias, die Bischöfe, Priester, Konsuln, die in Jerusalem lebenden Deutschen, die türkische Truppeneskorte an, zu der auch eine Eskadron Kamelreiter zählt. Schwarz gekleidete türkische Haremsfrauen

sehen von den Schutthügeln und Gartenmauern zur Rechten dem Einzug zu. Ihnen gegenüber, angesichts des Kronprinzen, drängen sich, hohe Palmzweige zum Gruße schwingend, unverschleierte Beduinenfrauen in dunkelblauen Gewändern. Im Vordergrund knien und neigen sich vornehme Mohammedaner in farbigen prachtvollen Kleidern, und mehr zur Linken Juden aus Jerusalem, Pelzmützen auf den bärtigen Häuptern. Ein Trupp von Reitern mit langen Lanzen, welcher links im Vordergrunde zu Pferde am Wege hält, besteht aus Beduinen des Jordanthales, welche hierhergekommen sind, um das Geleit des Kronprinzen auf seiner weiteren Reise durch das gelobte Land zu bilden. Aus dem Hintergrunde von den Thoren her sieht man Scharen Volkes herbeieilen, um dem Einreiten des hohen Gastes zuzuschauen. Ganz am ersten Plan zur Rechten, am Fuße jener Schutthügel, hält der Maler selbst im Sattel seines Reitesels, das hier an ihm Vorüberziehende in sein Skizzenbuch einzuzeichnen. Über den Mauerzinnen hoch empor ragen in der Ferne die Kuppeln der alten und neuen Grabeskirche, eines türkischen Minarets und der schwere vierkantige sogenannte Turm Davids. Das Ganze ist in den Sonnenschein des Orients eingetaucht, der alle Farben heller und feuriger leuchten läßt und alle Gegenstände energischer modelliert. Das 1876 in Berlin ausgestellte Gemälde erwarb Gentz die große goldene Medaille.

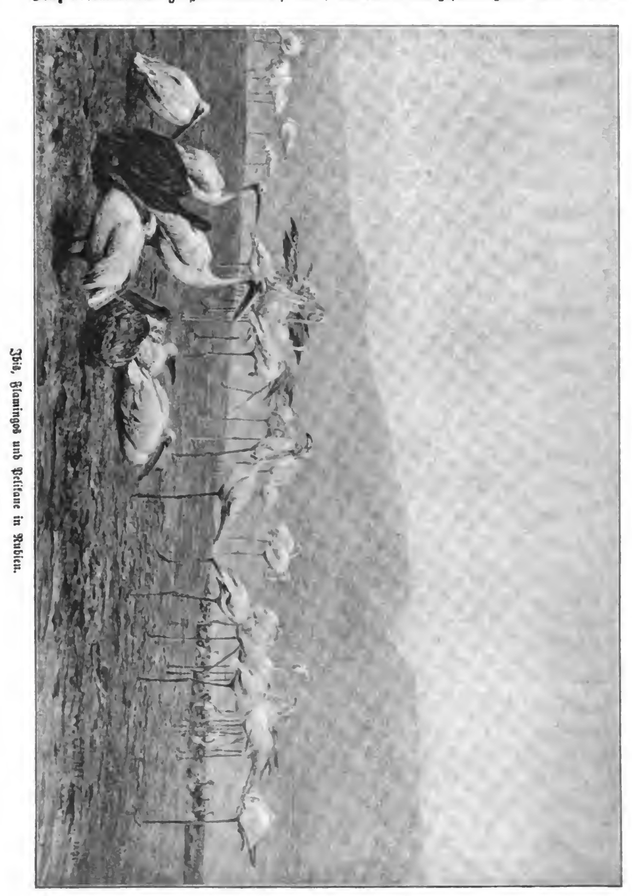


Pelikane. (Studienzeichnung.)

Auch auf auswärtigen Ausstellungen, wie in München und Wien, hatte er längst schon die gebührende Anerkennung gefunden und war durch die Verleihung von Medaillen ausgezeichnet worden. 1874 wurde er zum Mitgliede der Berliner Akademie ernannt, 1877 in deren Senat berufen. Als Ausstellungskommissar und Juror wurde er 1878 nach Paris, 1882 nach Wien entsendet, und alljährlich wurde bei den akademischen Ausstellungen zu Berlin seine Thätigkeit in ähnlicher Weise in Anspruch genommen. Er genoß das unbedingte Vertrauen in die Gerechtigkeit und Unbefangenheit seines Urteils, in seine gründliche Sachkenntnis, seinen unermüdlichen Eifer und seine Pflichttreue in der Ausführung des einmal Übernommenen, in seine strenge Gewissenhaftigkeit im Einhalten des Versprochenen.

Noch in dem Jahre der Ausstellung jenes

Bildes, des „Einzuges in Jerusalem", trat Gentz abermals eine größere Orientreise an.



Ibis, Flamingos und Pelikane in Nubien.

Sie führte ihn nach den damals noch wenig bekannten und besuchten Gegenden des Fayum in Unterägypten, die er mit einem bedeutenden Geleit von gepäcktragenden Kamelen und Dienern, er selbst auf einem Esel reitend, durchzog, wie er sich mit seiner kleinen Ka-

rawane ergötzlich in einer trefflichen Farbenskizze geschildert hat. Während dieser Fayumreise schrieb er fesselnde Berichte, die er mit eigenen Zeichnungen illustrierte, für die „Gartenlaube".

Neben Gentz' Arbeiten an seinen großen und kleinen Gemälden her ging eine nicht minder eifrige und freudige zeichnerische, illustrative Thätigkeit. Für Georg Ebers' bekanntes Prachtwerk „Ägypten" führte er eine große Zahl von Darstellungen aus altägyptischen Zeiten wie aus dem Leben der heutigen Bewohner des Nillandes und aus dessen Landschaft für den Holzschnitt aus, die zu den originellsten und künstlerisch bedeutsamsten Zierden des reich ausgestatteten Werkes gehören.

Von Gentz' Gemälden aus seinem letzten Jahrzehnt nenne ich hier noch: „Die Jeremiasgrotte bei Jerusalem", „Volksleben bei Algier", „Koptische Christen zu einer Felsenkirche gehend", „Der Prediger in der Wüste", „Ritt des Kronprinzen Friedrich zu den Khalifengräbern bei Kairo".

Von seinem unersättlichen Verlangen getrieben, die Natur und das Leben des mohammedanischen Orients in allen dazu zählenden Ländern kennen zu lernen und von Grund aus zu studieren, um es von allen Seiten in allen seinen Formen und Äußerungen in immer wieder anderen Gemälden zu schildern, trat Gentz im Herbst des Jahres 1889, begleitet von seiner Gattin und seinem Sohn Ismael, dem jungen Maler, seinem Schüler, eine Studienreise nach Tunis und Tripolis an. Hier hoffte er den afrikanischen Orient in all seiner Eigenheit noch reiner erhalten und unverfälschter zu finden als in anderen Küstenländern des Mittelmeeres. Mit jugendlicher Leidenschaft gab er sich dem Studium der sich ihm hier bietenden Wirklichkeit hin. Rücksichten auf die eigene Bequemlichkeit, auf Gefahren für seine Gesundheit, ja sein Leben, wo es galt, seine künstlerischen Zwecke zu verfolgen und zu erreichen, hatte er nie gekannt. Auch hier mochte er solche Rücksichten nicht nehmen. Unausgesetzt und bei jedem Wetter, bald in glühender Sonnenhitze, bald von eisigen Stürmen und kalten Regengüssen bis ins Mark durchschauert, zeichnete und malte er dort im Freien, auf städtischen Gassen und Plätzen und außerhalb der Mauern, durch keine Anstrengung ermüdet, durch keine Unbill der Jahreszeit abgeschreckt, nur gegen die zudringliche Neugierde und etwaige Böswilligkeit des Pöbels durch einige türkische Soldaten geschützt. Aber auch seine stählerne Natur konnte auf die Länge nicht in den Proben bestehen und ausdauern, denen sie sein Fanatismus der künstlerischen Arbeit und die Gleichgültigkeit gegen sein körperliches Wohl und Wehe aussetzte. Er erkrankte zu Anfang des Jahres 1890 ernstlich zu Tripolis. So schleunig, wie es nötig gewesen wäre, den Ort zu verlassen, wo ihm jede Möglichkeit sorgsamer Pflege und ärztlicher Behandlung abgeschnitten war, und nach Europa hinübergebracht zu werden, verhinderten gerade damals wütende Stürme auf der See. Die endlich doch gewagte schwere Überfahrt nach Malta, Syrakus und dem italienischen Festlande trug sicher dazu bei, den tödlichen Krankheitskeim, den er auf afrikanischem Boden in sich aufgenommen hatte, zur verhängnisvollen Entwickelung zu bringen. In Berlin traf er als ein verwandelter Mann ein. Alle ärztliche Kunst, alle hingebende liebevolle Pflege durch seine Gattin und seine Kinder vermochte die Zerstörung seiner Lebenskraft nicht mehr aufzuhalten. Bis zum letzten Augenblick bewußt, gefaßt, wie ein echter Orientale, klaglos und ruhig in Allahs Willen ergeben, schlichen dem schwer Leidenden die Wochen des Frühlings und Sommers hin, bis der Tod ihn an einem heißen Augusttage die müden Augen schloß, welche so durstig und freudig zeitlebens alle Schönheit und Herrlichkeit dieser Welt in sich eingesogen hatten.

Gentz ist der Vater der Orientmalerei in Deutschland geworden. Bedeutende Talente unter den Jüngeren haben später, durch ihn angeregt, aus denselben Quellen wie er ihre Begeisterung und ihre Stoffe geschöpft. An künstlerischer Kraft, an Reichtum der erfinderischen, malerisch-poetischen Phantasie, an Produktivität, in der Größe der Auffassung und in der Energie und Wahrheit der Charakteristik jener morgenländischen Welt aber hat ihn keiner von allen übertroffen, für die er der Pfadfinder gewesen ist.



# Die Beziehungen der Pfahlbautenbewohner
## zu den Pflanzen.

Von

**Bruno Schröder.**

Alljährlich ziehen Tausende wanderfroher Pilger nach jenen herrlichen Seen am Nordabhange der Alpen, insbesondere nach denjenigen der Schweiz. Wo heute in sonnigen Tagen das Dampfschiff die blauen Fluten durchfurcht und Kirchen, Villen, Hotels und all die anderen Häuser aus dem Grün der Bäume vom Ufer herüberschauen, wo Engländer, Franzosen und Italiener, Deutsche, Russen und Gäste von jenseit des Oceans bei der Table d'hote eine fast babylonische Sprachverwirrung herbeiführen, da sah es einst ganz anders aus. Wohl schauten auch in der vorgeschichtlichen Zeit die Zinnen und Häupter der Bergesriesen mit ihren Gletschern und Firnen wie jetzt noch in erhabener Ruhe auf das Treiben der Menschen herab, doch die Menschen waren vor mehr als sechstausend Jahren in jenen Gegenden andere, anders in Sprache und Sitten, anders auch in ihren Bedürfnissen, lebten sie doch in einer Zeit, die im weiteren Sinne den Übergang von der jüngeren Steinzeit, der neolithischen Zeit, zur Bronzezeit darstellt. Bis zum Jahre 1854 wußte man von ihnen und ihren Ansiedelungen in den Schweizer Seen nichts. Von diesen Seen sind es besonders der Bodensee, der Züricher See, sowie der Bieler, Neuchateler und Genfer See, welche uns am meisten interessieren mögen. Vom Züricher See ging die erste Kunde über menschliche Ansiedelungen im Wasser in der Vorzeit aus. Man fand nämlich bei einem abnorm niedrigen Wasserstande eine rätselhafte Menge Pfähle über den Seegrund hervorragen, die so morsch waren, daß man sie mit dem Spaten durchstechen konnte; außerdem entdeckte man bei genauerem Suchen zahlreiche bearbeitete Hirschgeweihe und mancherlei eigenartig Gerät aus Stein und Bronze. Ein Züricher Gelehrter, Professor Dr. Ferdinand Keller, wurde auf das Gefundene aufmerksam gemacht, es wurden an analogen Orten Nachgrabungen veranstaltet, und eine vor Jahrtausenden untergegangene Welt wurde aus ihrem Todesschlummer erweckt, indem uns das prähistorische Zeitalter der Pfahlbauten entstand, welche in Europa in moderner Form noch am besten durch Venedig und teilweise Amsterdam vergegenwärtigt werden.

Meist an einer vor heftigen Winden möglichst geschützten Bucht wurden von den Pfahlbauern Baumstämme, entweder ganz oder gespalten, bald mit Rinde, bald geschält, in den Seegrund eingerammt. Das Eintreiben der Pfähle, welches die Herstellung eines Flosses voraussetzt, wurde durch schwere Steine und gewaltige Holzschlägel, deren mehrere gefunden wurden, bewerkstelligt und die Pfähle zuvor mittels Feuer und Steinbeilen am unteren Ende zugespitzt. Sie erreichen oft eine Länge von fünf bis sechs Metern und eine Dicke von zwölf bis dreißig Centimetern im Durchschnitt. Eichen, Buchen, Birken und Tannen mußten dazu ihr Holz liefern. Oben auf die Pfähle machte man die Diele, indem Querbalken eingezapft oder mit Holznägeln festgenagelt wurden, auf welche entweder zwei Rundholzlagen

oder Bretter mit gespaltenen Stämmen abwechselnd gelegt wurden. Etwaige Löcher in der Diele wurden mit Lehm und Schilf verstopft, oder man bereitete einen Estrich von Lehm und kleinen Steinen.

Auf diesen Pfahlbaurost kam das eigentliche Wohnhaus, welches ein Rechteck von ungefähr 9:5 Metern oder auch einen Kreis nach seinem Grundrisse gebildet hat. Zum Bau desselben benutzte man Fichten-, Kiefern-, Erlen- und Espenholz, auch Haselnuß verwendete man gelegentlich. Die Wände bestanden aus senkrecht gestellten Stangen, die man mit Ruten durchflocht, welche ebenfalls wie die Diele mit einer zehn bis fünfzehn Centimeter dicken Lehm- oder Lettenschicht gedichtet waren. Das Dach war mit Stroh, Schilf, Binsen, Reisern, Rinde oder Moos gedeckt. Mit Ausnahme der Rinde werden die genannten Stoffe auch auf die Lagerstätten bezogen werden können. Öffnungen in der Wand ließen Luft und Licht herein, ein Loch im Dache den Rauch, der von einem in der Ecke stehenden, aus rohen Sandsteinplatten gebildeten Herde kam, hinaus. In der Diele war eine Fallthür angebracht, welche die direkte Verbindung mit dem Wasser herstellte. Oft verband auch ein Brückensteg den Pfahlbau mit dem Ufer, während der gegenseitige Verkehr der einzelnen Pfahlbaue durch sogenannte Einbäume vermittelt wurde. Zur Herstellung dieser Einbäume, die übrigens z. B. auf den oberbayerischen Seen heutzutage noch im Gebrauch sind, benutzte man durch Feuer ausgehöhlte Baumstämme, welche unseren hölzernen, aus einem Stück gefertigten Brunnentrögen und Schaftränken nicht unähnlich waren. Außer dem Herde stand in der Hütte der Pfahlbauer noch ein Webstuhl, es wurde gesponnen und Schnüre zu Jagd- und Fischgeräten gedreht, Waffen und Werkzeuge aus mancherlei Material gefertigt und Thongefäße mit der Hand geformt und mit zierlichen Mustern geschmückt. Alle Abfälle und unbrauchbar gewordenen Gegenstände warf man ins Wasser, wo sie im Schlamme versanken. Neben dem Wohnhause werden sich auch noch Hütten zur Aufbewahrung von Stroh, Heu, Getreide und trockenem Brennmateriale auf dem Roste befunden haben, ebenso zerstreut dazwischen Ställe für Kühe, Schafe, Ziegen und Schweine, welche eine Streu aus Binsen und Schilf, oder aus Tannenreisern und Laubholz erhielten. So mag es wohl auf einem Pfahlbauroste der Schweizer Seen ausgesehen haben.

Was die Bebauung des Ackers betrifft, so wird dieselbe höchst einfach gewesen sein und in einem bloßen Aufreißen des Bodens vermittels krummer Baumäste und Stecken bestanden haben, vielleicht ähnlich wie dies in der eben genannten Weise bei den Rothäuten Nordamerikas geschieht. Die Pflanzgärten wird man haben einzäunen müssen, da der Wildstand in jenen Zeiten ein sehr stattlicher war und sich kaum jemand gefunden hätte, den Wildschaden zu ersetzen.

Unter den Getreidearten, welche die Pfahlbauer kultivierten, ist der Weizen und die Gerste am hervorragendsten vertreten. Von den zahlreichen Weizenarten, die wir heute produzieren, kannte man damals schon mehrere. Am häufigsten baute man den gewöhnlichen Weizen (Triticum vulgare Vill.), außerdem den ägyptischen Weizen (Triticum turgidum L.), den Spelt (Triticum spelta L.), den Pfahlbauten-Emmer (Triticum dicoccum Schrank) und das Einkorn (Triticum monococcum L.). Auch die Gerste existierte schon in mehreren Arten, z. B. als kleine Pfahlbautengerste (Hordeum hexastichum sanctum), als dichte sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum densum) und als zweizeilige Gerste (Hordeum distichum L.). Man zog auch die Hirse als Rispenhirse (Panicum miliaceum L.) und als Kolbenhirse (Setaria italica P. B.). Der Hafer tritt erst in späteren Zeiten in der Bronzeperiode auf, Roggen findet man nirgends. Das Volk der Pfahlbauer scheint in keiner näheren Beziehung zu den Völkern von Osteuropa gestanden zu haben. Diese bauten wenigstens in der Bronzezeit Roggen, und derselbe müßte den Pfahlbauern bekannt geworden sein, wenn sie mit dem Osten in Verkehrsverbindungen gestanden hätten. Dagegen weisen die Getreidearten der Pfahlbauer, sowie die in ihren Kulturschichten aufgefundenen Samen der Ackerunkräuter auf eine Verbindung mit den Mittelmeerländern hin. Die Pfahlbauer haben nicht nur dieselbe Gerstenart, sondern sogar dieselbe Varietät kultiviert wie die Bewohner Süditaliens. In Ägypten erscheint die Gerste schon auf

Denkmälern frühester Zeiten und gehört häufig zu den Einschlüssen der Mumien. Ferner haben wir gesehen, daß eine Weizenart, die in Ägypten noch häufig angebaut wird und schon in sehr alten Mumiensärgen gefunden wurde, nämlich Triticum turgidum, wenigstens zeitweise in der Schweiz vorkam. Die indischen Hirsearten (Panicum und Setaria) haben gewiß auch diesen Weg aus ihrer Heimat nach der Schweiz genommen, sie wurden in Ägypten viel gebaut und die Setaria in verschiedenen altägyptischen Grabmälern abgebildet. Von den in den Pfahlbauresten als Samen gefundenen Ackerunkräutern kommt das kretische Leinkraut (Silene cretica L.), welches in Deutschland und der Schweiz fehlt, auf Leinäckern Griechenlands, Italiens und Südfrankreichs vor, und die Urheimat unserer Kornblume (Centaurea cyanus L.) ist Sicilien, weil sie sich aber auch auf den Kornäckern der Pfahlbauer fand, so beweist ihr Vorkommen ebenfalls, daß das Getreide dieses Volkes aus den Mittelmeerländern, Südfrankreich und Italien stammt. Die Phönizier dürften es von ihren Kolonien aus verbreitet haben.

Das Korn wurde wahrscheinlich durch den Drusch auf der Diele des Pfahlbaurostes von allen Unreinigkeiten befreit, denn man fand ganze Haufen von Unkräutern, wie Labkraut (Galium), Melde (Chenopodium), Klette (Lappa), Kornrade (Agrostemma githago L.), Hahnenfuß (Ranunculus repens L.) und Schneckenklee (Medicago minima Bert.), von denen man annimmt, daß sie als Kehricht durch die Fußbodenöffnung geworfen worden sind. Durch Handmühlen, die aus zwei glatten Steinen bestanden, die in rotierende Bewegung versetzt wurden, hat man die Körner zerquetscht und zermalmt. Je nach dem Materiale der Steine wurde das Mehl bald feiner, bald gröber. Es wurde meist zu Brot gebacken, und wundersamerweise sind uns solche Brote erhalten geblieben. Sie sollen nach ihrer Konsistenz Ähnlichkeit mit unserem Schrotbrot haben, denn die Kleie wurde mit gebacken. Es sind rundliche unten flache Kuchen von fünfzehn bis fünfundfünfzig Millimetern Höhe, die oben gewölbt und uneben sind und daselbst Halmstücke und Spreureste zeigen. Durch Gärung wurde das Brot nicht getrieben. Man breitete es auf glühenden Steinen wahrscheinlich aus und bestreute es mit heißer Asche, wie es denn in der Edda heißt: „da nahm Edda einen Laib aus der Asche, schwer und klebricht und voll Kleien." — Indem das Hirsebrot der Pfahlbauer mit Leinsamen imprägniert wurde, erhöhte man den Wohlgeschmack desselben. Da der Gedanke sehr nahe liegt, daß aus den Samen des ebenfalls gefundenen Mohnes (Papaver somniferum L.) wie aus dem eben erwähnten Leinsamen (Linum angustifolium Heer) und den Buchnüssen (von Fagus silvatica L.) Öl gepreßt wurde, so hat man mit der Möglichkeit zu rechnen, daß diese Öle die Stelle der Butter vertreten haben. Merkwürdig ist, daß man bei den Pfahlbauern kein Gerstenbrot gefunden hat, und nur Weizen und Hirse zu Brot gebacken wurden. Man muß die Gerste zu anderem Zwecke verwendet haben und röstete sie vielleicht oder machte schleimige Suppen daraus. Lassen wir uns eingedenk sein, daß die Gerste vornehmlich einen Beruf hat. Die Gerste, die nicht zu Bier gebraut wird, hat ihren Beruf verfehlt, so darf man frei nach Alexander Meyer auch von der Gerste der Pfahlbauer vermuten. Verschiedene Thatsachen machen diese Vermutung sehr wahrscheinlich, denn in Ägypten stand schon in den ältesten Zeiten die Bierbereitung in voller Blüte, und nach Strabos Angaben huldigten auch die Iberer und Ligurer dem Genusse des edlen Gerstensaftes. Warum sollten sich also die biederen Pfahlmänner nicht mit diesem Stoffe über die Mühen des Lebens hinweggetäuscht haben? Sind ihnen auch großartige Bierbrauereien modernen Stiles entbehrlich gewesen, so genügte ihnen ein irdener Topf mit dito Deckel und ein geflochtener Seihbeutel, um Bier herzustellen.

Übrigens stehen auch die Pfahlbauer in dem Verdachte, die Bereitung des Mostes aus Obst gekannt und geübt zu haben, was man aus den großen Mengen von Kerngehäusen der Äpfel geschlossen hat, die sich fanden und die möglicherweise die Trester darstellen.

Wenden wir uns der Speisekarte der Pfahlbauer zu, so finden wir die Leguminosen oder Hülsenfrüchte als weitverbreitetes Nahrungsmittel, hauptsächlich Bohnen und Erbsen. Von den Bohnen war die Pferde-

oder Saubohne (Vicia Faba L.) sehr geschätzt. Eigentümlich ist ihre kleine Form in den Kulturschichten der Pfahlbaue der Schweiz. Der Kleinheit nach zu schließen, glaubte man anfangs Erbsen vor sich zu haben, und selbst Männer von Fach haben sich über diesen Punkt gestritten, ehe die Identität mit Bohnen festgestellt wurde. Dieselbe geringe Größe nehmen wir auch an den Erbsen der Pfahlbauer wahr, an Pisum sativum L., zu welcher sich als dritte Hülsenfrucht noch die Linse (Ervum Lens L.) gesellte, mit gleicher abnormer Kleinheit.

Aus der Zahl der Gemüse der Pfahlbauer sind uns der Pastinak (Pastinaca sativa L.) und die Möhre (Daucus carota L.) bekannt geworden.

Das Obst, welches die Pfahlbauer zum Nachtisch genossen, wurde schon bei Bereitung des Mostes durch den Apfel erwähnt. Die in den Kulturschichten aufgefundenen Äpfel (Pirus malus L.) und Birnen (Pirus communis L.) sind alle viel kleiner als unsere heutigen, der Griebs oder das Kerngehäuse nahm den weitaus größten Teil der Frucht ein, wie bei den Holzäpfeln und -birnen, die wild im Walde wachsen. Sehr oft sind sie in Stücke zerschnitten gefunden worden, entweder halbiert oder dreigeteilt. Die innere Schnittfläche dieser geteilten Früchte ist, wie die Außenseite, tief gerunzelt, ein Zeichen, daß an ihnen ein ähnliches Verfahren wie an unserem Backobst geübt wurde. Die Pflaume (Prunus insititia L.) und noch mehr die Schlehe (Prunus spinosa L.) kamen auch vor, und ihre Kerne sind gleichfalls viel kleiner als die unserer Pflaumen, wo hingegen die gefundenen Kirschkerne von der Vogelkirsche (Prunus avium L.) denjenigen unserer Kirschen ziemlich an Größe gleichkommen. Die Früchte der Trauben- oder Ahlkirsche (Prunus padus L.), die der Felsenkirsche (Prunus mahaleb L.), die Früchte der Kornelkirsche (Cornus mas L.), des Mehlbeerbaumes (Pirus aria L.) und des Schneeballes (Viburnum lantana L.), deren Genuß in der Vorzeit stattgefunden haben mag, wurden gesammelt. Als Beerenobst waren am beliebtesten die Himbeere (Rubus Idæus L.) und die Brombeere (Rubus fruticosus L.), seltener die Erdbeere (Fragaria vesca L.) und die Heidelbeere (Vaccinium myrtillus L.). Hingegen scheinen die Hagebutten, die bekannten roten Samenbehälter von Rosa canina L., unserer Heckenrose, viel gesammelt worden zu sein und ähnlich wie heute noch in Österreich zur Bereitung einer vortrefflichen Wildbretsauce Verwendung gefunden zu haben. Auch die Beeren der Eberesche (Sorbus aucuparia Gärtn.) fanden Beachtung. Von anderen Früchten, teils genießbaren, teils ungenießbaren, sind noch die Walnüsse, Haselnüsse, Wassernüsse (Trapa natans L.), Eicheln, Kiefern- und Tannzapfen gefunden worden.

Die Annahme jedoch, daß die Pfahlbauleute Vegetarianer gewesen wären, ist irrig, denn ihre Kost war eine gemischte und es wechselte bei der Fleischkost das Fleisch der Haustiere und Wildbraten mit Fischen ab.

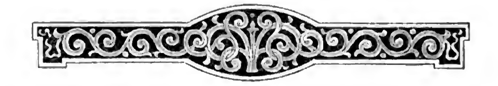
Um Feuer zum Kochen herzustellen, mußten auch teilweise Pflanzen dienen. Man fing die Funken durch Aneinanderschlagen von Quarz und Eisenkies wohl schon damals mit Feuerschwamm auf, den man in fast allen Pfahlbauten gefunden hat, am häufigsten den gemeinen Feuerschwamm (Polyporus fomentarius L. und igniarius L.), seltener eine andere Species (Dædalia quercina L.).

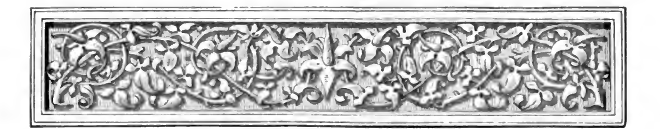
Bemerkenswert ist, daß man in einem Pfahlbau die Reste der bei den Kelten heilig gehaltenen Mistel (Viscum album L.), einen Baumschmarotzer, gefunden hat. Dieselbe wurde nach des Plinius Bericht unter besonderen Feierlichkeiten von den Druiden vom Eichbaume zur Zeit des ersten Mondviertels herabgenommen und besaß als Panacäum geheimnisvolle medizinische Kräfte, um Krankheiten abzuhalten oder zu heilen.

Das Holz der Bäume und Sträucher wurde, wie schon erwähnt, zu Pfählen, Balken und Brettern verwendet. Äste mit kropfigen Auswüchsen erschienen zu Schlägeln und Keulen geeignet, letztere wurden gern aus Ahorn- und Eichenholz, besonders aber aus dem noch dauerhafteren Holze der Eibe (Taxus baccata L.) gefertigt, eines Nadelbaumes, der bei uns dem Aussterben entgegengeht. Aus diesem äußerst festen Holze machten die Pfahlbauer Teller, Näpfe, Schalen und Kufen. Auch Birkenholz verwendete man ähnlich. Schlanke Eichen- und Eschenschößlinge dienten zu Lanzenschäften und zu

Speeren zum Fischstechen, daneben benutzte man auch Tannen- und Fichtenholz zu Axtstielen, Hammerstielen, Fassungen von Feuersteinsägen und zu Rudern.

Wie der Beginn des Ackerbaues zuerst bei den Pfahlbauern hervortritt, so bemerken wir auch bei ihnen zuerst die Uranfänge der Weberei in Mitteleuropa. Das Weben ging zweifelsohne aus dem Flechten hervor. Die Industrie des Gespinstmateriales zeigt sich in den Pfahlbauten in zweierlei Gestalt; wir finden die Bastfaser zu gröberen Geflechten verarbeitet, wie zu Matten, Stricken, Schnüren oder Netzen, aber auch die Flachsfaser bei feineren Geweben als Leinentaffet und geköperten Stoff. Hingegen ist Atlas oder Satin nirgends gefunden worden. Die Bastfaser lieferte vornehmlich die Linde (Tilia grandifolia Ehrh. und T. parvifolia Ehrh.). Außerdem dienten zu Flechtarbeiten Schilf und die Halme einiger Gräser. Körbe stellte man dar, indem man geschälte Weidenruten mit Strohhalmen oder Ruten durchflocht. Alle diese Geflechte sind aber mit größter Geschicklichkeit ausgeführt. Aus Birkenrinde stellte man Riemen her, die so sauber und kunstgerecht ausgeführt sind, als ob sie ein gelernter Sattler verfertigt hätte. Aus Bast gedrehte Stricke brauchte man bei der Schiffahrt und zum Aufrichten der Hütten, die Schnüre dagegen zu Netzen, zum Tragen der Thongefäße und zum Befestigen der Feuersteinpfeilspitzen an die Pfeilstäbe. Auch reihte man auf Schnüre beiderseits durchlochte Haselnüsse, sowie durchbohrte Schneckenhäuschen und Hundszähne, die vielleicht einer jungen neolithischen Pfahlbauschönen als Halsschmuck dienten, um ihr „angenehmes Äußere“ in ein noch vorteilhafteres Licht zu setzen. Die Flachsfaser stammte von einem niedrigen und auch in seinen Samen kleineren Flachse (Linum angustifolium Heer) als dem bei uns gebräuchlichen (Linum usitatissimum L.). Wie die Flachsfaser zubereitet wurde, darüber fehlen uns die Quellen. Das Spinnen wird eine Hauptarbeit der Frauen und Kinder gewesen sein. An einem primitiven, aufrechtstehenden Webstuhl wurde das Weben vorgenommen. Ein Züricher Bandfabrikant hat einen solchen senkrecht stehenden Webstuhl der Pfahlbauer nach aufgefundenen Bestandteilen rekonstruiert. Am meisten wurde Leinentaffet, als das erste und kulturgeschichtlich älteste Gewebe, hergestellt. Köperstoff ist nur einmal gefunden worden. Die zubereitete Flachsfaser wurde zu Fransen, Decken und zierlichen Haarnetzen verarbeitet, die noch durch Färbung mit einer Resedaart (Reseda luteola L.) einen gelblichen Ton erhielten. Nach der Menge von Überresten von dünnen und dicken Tüchern scheint man schließen zu können, daß die Bekleidung der Pfahlbauer nicht in Fellen, sondern in Flachsgewändern bestanden hat, nicht bloß in der „schönen Bronzezeit“, sondern auch in der jüngeren Steinzeit. Ja, es haben sich sogar Reste von Stickereien erhalten, teils in natura, teils als Verzierung an Thongefäßen; so sind z. B. auf einem Pfahlbautuche mit einer Nähnadel Fäden so durchgezogen, daß sie verschiedene Dessins bilden.





# Herzogin Luise Dorothee von Gotha.

Von

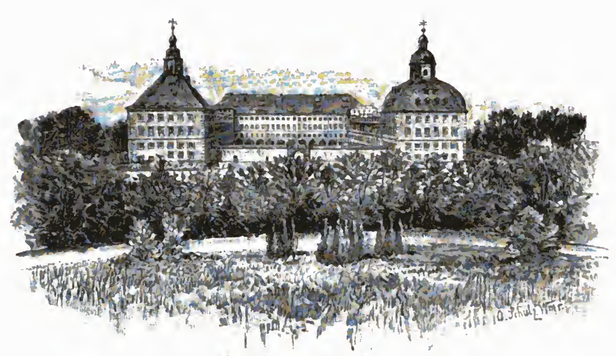
**Adolf Stern.**

Wenn es je eine vergangene Zeit gegeben hat, deren Menschen in voller selbstzufriedener Sicherheit und mit der tröstlichen Zuversicht, daß es morgen und übermorgen sein werde, wie es gestern und heute gewesen sei, durchs Leben gingen, so war das die Zeit vom zweiten Drittel des siebzehnten bis zum letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer französisch gebildeten Aristokratie. Die erhabenen philosophischen Gedanken eines Leibnitz von der prästabilierten Harmonie und der besten der möglichen Welten wurden fröhlich auf höchst gebrechliche, fragwürdige und zum Teil sinnlose Zustände übertragen, und die tiefe Überzeugung, daß Gott die Welt eigentlich nur für die Leute von Stande geschaffen habe, die die Geister und Gemüter erfüllte, ist der Schlüssel zu gar vielen denkwürdigen Erscheinungen der in Rede stehenden Zeit. Jedes Lebensbild, das uns in die Tage der Aufklärung und der Herrschaft des französischen Geistes zurückversetzen will, wird erst auf dem Untergrund der bezeichneten Anschauung deutlich und wirksam werden. Da wir die Welt mit völlig anderen Augen ansehen, so sind wir im allgemeinen geneigt, die Mängel der jener Zeit und Bildung angehörenden Menschen rascher zu empfinden als ihre eigentümlichen Vorzüge. Die Teilnahme, die so viele bedeutende, ja in ihrer Art liebenswürdige Gestalten aus den aristokratischen Lebenskreisen von der Periode Ludwigs XIV. bis zu der Friedrichs des Großen fordern, setzt immer voraus, daß wir uns zugleich in Überlieferungen und Vorurteile zurückliegender Tage hineinleben. Selbst für eine so anziehende Frauennatur jener Zeit, wie die Herzogin Luise Dorothee von Gotha, deren Gedächtnis durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Voltaire und Friedrich dem Großen erhalten geblieben und neuerdings durch eine ausgeführte Biographie von J. von der Osten* aufgefrischt worden ist, gilt dies Gesetz. Das Selbstgefühl, das im kleinsten deutschen Staate von damals des hochfürstlichen Hauses „Splendeur, Autorität und Reputation“ über das Wohl des Landes setzte, und die Prunkliebe, die einen überzahlreichen und kostbaren Hofstaat für unentbehrlich hielt, bilden die Schatten zu dem interessanten Bilde einer sächsischen Fürstin, in der die eigenartige Bildung der französischen Aufklärungsperiode besonders rein und besonders wirksam erschien.

Der Schauplatz, auf dem sich, die erste Jugend abgerechnet, das Leben der philosophischen Herzogin von Gotha abspielte, hinterläßt heute den Eindruck verödeter, verblaßter Herrlichkeit. Zwar die Stadt Gotha ist mächtig emporgeblüht und offenbar vom regsten Leben erfüllt. Aber das von Ernst dem Frommen erbaute Riesenschloß der Friedenstein thront einsam, seines vormaligen Lebens beraubt, auf der Höhe über Gotha, und das Stadtschloß Friedrichsthal liegt mit

* Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha. 1732 bis 1767. Mit Benutzung archivalischen Materials. Von Jenny von der Osten. Mit sechs Bildnissen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel, 1893.

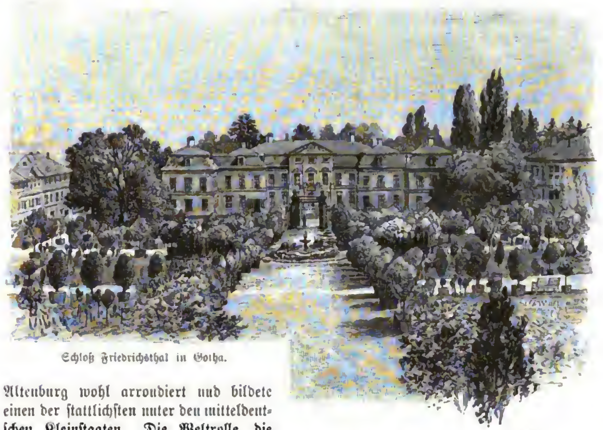
geschlossenen Pforten und Läden wohlerhalten, aber unbewohnt an den Promenaden der Stadt, die gegenüberstehende vielberühmte Orangerie scheint wenig mehr besucht zu werden, die damals gepriesenen Sommerlustschlösser von Friedrichswerth und Ichtershausen werden nicht einmal mehr in den Reiseführern genannt. Alle diese Schlösser, deren Inneres noch im heitersten und frischesten Glanze ihrer Rokokoausstattung strahlte, muß sich unsere Phantasie mit den „vielen dienstbaren Geistern" erfüllt denken, die „ihr leichtes luftiges Wesen in Sammet und Seide gehüllt hatten", wie es noch Herzog Karl August von Weimar vorfand, als er im Dezember 1775 aus dem Gothaer Residenzschlosse zum erstenmal an Goethe schrieb. Wovon dem Herzog der Sturm- und Drangperiode „ganz schwindelig und übel" wurde, das war für das Geschlecht, dem Luise Dorothee angehörte, das eigentliche und unentbehrliche Lebenselement. Die Herzogin blieb mit den geistigen Bestrebungen, in denen ihr Leben verfließt und gleichsam aufzugehen scheint, doch durchaus die große Dame des achtzehnten Jahrhunderts, Philosophie und Litteratur galten als Schmuck, Schlösser und französische Gärten, Theater und Maskeraden, Kammerjunker und Pagen, Prunkwagen und edle Reitpferde als Notwendigkeiten des Daseins. Überall leuchtet die Devise des besonderen Ordens der „Einsiedler", den Luise Dorothee im Lustschloß zu Friedrichswerth gestiftet hatte, die Losung „Vive la joie!" hindurch.



Schloß Friedenstein über Gotha.

Die Prinzessin Luise Dorothee von Sachsen stammte, gleich ihrem späteren Gemahl, dem Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha und Altenburg, aus dem Blute Herzog Ernsts des Frommen und aus der Linie von Meiningen. Sie war am 10. August 1710 zu Meiningen geboren, verlor ihre Mutter schon als dreijähriges Kind und ward von ihrer Stiefmutter Elisabeth Sophie, einer Tochter des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, erzogen. Bei dieser Erziehung kreuzten sich die Einflüsse der alten lutherisch-theologischen Bildung, die im Hause der Ernestiner heimisch war, und der neuen französischen Hofbildung, die von Versailles her die deutschen Höfe überflutete, doch zeigten sich die letzteren Einflüsse schon stärker, maßgebender und nachhaltiger. Die junge Luise Dorothee erfreute sich eines Glückes, das einer Prinzessinnenjugend nur selten zu teil wird; sie gewann in der drei Jahre älteren jüngsten Hofdame ihrer Stiefmutter, Juliane Franziska von Neuenstein,

eine Herzensfreundin. Die junge Dame, Tochter eines der abenteuernden, von Hof zu Hof ziehenden Kavaliere des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Paris geboren, danach am herzoglich württembergischen Hofe aufgewachsen. Gut gebildet und scharf verständig, wußte sie das volle Vertrauen der Prinzessin Luise Dorothee zu gewinnen. Zunächst freilich währte das Zusammenleben der Freundinnen nur kurze Zeit, die Prinzessin wurde im Juli 1729 mit dem Erbprinzen von Gotha verlobt und im September des gleichen Jahres vermählt. Noch regierte Herzog Friedrich II., der zu Anfang des spanischen Erbfolgekrieges einer der Verbündeten gewesen war, die Ludwig XIV. unter den deutschen Reichsfürsten gefunden hatte, und knapp der Gefahr entronnen war, gleich den wittelsbachischen Brüdern von Bayern und Köln von Land und Leuten vertrieben zu werden. Während seiner Regierung hatte sich das Herzogtum Gotha-



Schloß Friedrichsthal in Gotha.

Altenburg wohl arrondiert und bildete einen der stattlichsten unter den mitteldeutschen Kleinstaaten. Die Weltrolle, die Herzog Friedrich II. auch nachher noch gelegentlich zu spielen versuchte, stützte sich auf eine kleine Armee von 6000 Mann Infanterie und 1500 Reitern, eine Militärmacht, die für das 150000 Einwohner zählende Herzogtum unerträglich gewesen wäre, wenn sie nicht abwechselnd im kaiserlichen oder holländischen Solde gestanden hätte. Der Erbprinz und seine Gemahlin verleugneten ihr Wohlgefallen an dieser Art „Splendeur" nicht, und als der frühe Tod des Vaters und Schwiegervaters sie am 23. März 1732 auf den Thron rief, war es Friedrichs III. erste Sorge, sich diese bewaffnete Macht und den Einfluß, den er durch sie übte, zu erhalten. Herzogin Luise Dorothee zeigte sich mehr auf Vergrößerung des Hofstaates bedacht, ihre Biographin meint selbst: „zählt man alle die Würdenträger, Beamten und Bediensteten zusammen, die sich um den Thron scharten, so ergiebt sich, daß fast alle Bewohner der Stadt Gotha direkt oder indirekt vom Hofe abhängig sein mußten." Die acht ersten Regierungsjahre des neuen Herzogs waren eine Friedenszeit, und demgemäß konnte sich an dem jungen Hofe ein fröhlich genußreiches Treiben entfalten, das sich vom Treiben an anderen kleinen Höfen von vornherein durch die der jugendlichen Herzogin eigentümliche Neigung für Philosophie und Litteratur unterschied. Es war eben die Zeit, wo die auf Leibnitz gestützte Popularphilosophie Christian Wolffs mit ihren „vernünftigen Gedanken" von Gott, der Welt

und der Seele der Menschen, auch allen Dingen überhaupt, von der Menschen Thun und Lassen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit und vom gesellschaftlichen Leben der Menschen, aus den bürgerlichen Gelehrtenkreisen zu den oberen Schichten emporstieg und (wenn man von der engeren Gemeinsamkeit der Pietisten, der Stillen im Lande absieht) zum erstenmal seit dem großen Kriege ein gemeinsames geistiges Interesse die verschiedenen Stände erfüllte. Gottsched wußte recht gut, was er that, als er versuchte, seine Reform der deutschen Dichtkunst, seine Propaganda für das Ansehen unserer Litteratur möglichst eng mit der Wolffschen Philosophie zu verknüpfen — er hoffte auf diesem Wege die französisch gebildeten Höfe und den in Franzosenbewunderung ersterbenden Adel zur deutschen Poesie herüberzuziehen. Er mußte freilich erfahren, daß es in Dingen des Geschmacks keine Logik giebt. Fürsten und Adel lebten sich in Wolffs aufgeklärte Weltanschauung hinein, ließen sich das unbehilfliche Deutsch, in dem diese Vernünftigkeit vorgetragen wurde, gefallen, und labten sich im übrigen an den klassischen Dichtern des Jahrhunderts Ludwigs XIV. und an deren neuestem Nachfolger Voltaire.

So verfuhr Kronprinz Friedrich von Preußen um diese Zeit in seinem Rheinsberg, so Herzogin Luise Dorothee auf ihrem Friedenstein und in den verschiedenen Sommerlustschlössern ihres Landes. Sie las Wolffs ältere und neuere Schriften, die immer deutlicher, aber auch immer breiter und weitschweifiger wurden, las sie so ernstlich, daß Wolff selbst von ihr rühmen mußte, sie habe in seiner Philosophie „ungemeine Progressus gethan“, sie suche noch täglich ihr Vergnügen in seinen Schriften, „so daß sie viele Professores beschämen würde, wie sie denn selbst eine und die andere Stunde ihren Hof-Dames insonderheit aus der Logica und Moral einige Stellen erkläret“. Dann aber las sie mit Vorliebe französische Komödien und die steif eleganten Oden aus der Schule Boileaus, ließ ein Liebhabertheater in ihrem Schlosse errichten, in dem Stücke von Racine, Regnard, Voltaire, La Chaussée, Marivaux und Boissy dargestellt wurden. Luise Dorothee beantwortete mit einer gewissen verbindlichen Würde und im steifen Kanzleistil die deutschen Briefe, die Gottsched und Frau Viktoria Adelgunde Gottsched sowie andere Vertreter der damaligen deutschen Litteratur an sie richteten. Aber ganz sie selbst war sie doch erst, wenn sie französisch schrieb und mit einer Reihe hervorragender Menschen ihrer Zeit, bei denen sie die gleiche Bildung und die gleichen geistigen Interessen voraussetzen durfte, in dem halb geistreich spielenden, halb anmutig komplimentierenden Tone briefwechselte, der so zahlreiche Briefe der Zeit erfüllt.

Neben den wissenschaftlichen, litterarischen und artistischen Genüssen am Hofe zu Gotha fehlte es nicht an Phantasiespielen und Maskeraden, an den ländlichen Vergnügungen im gestickten Kleid und im Reifrock, die wir von Watteaus und Lancrets Bildern her kennen und die dazu dienten, das höfische Ceremoniell zu lockern und zu mildern. Herzogin Luise Dorothee ließ 1739 im Park zu Friedrichswerth „die Klausen der ‚Einsiedler‘ zimmern. Eine Hütte war ausschließlich zum Speisesaal bestimmt, in einer zweiten nahm man den Kaffee, die dritte diente als Spielzimmer, in der vierten fand die Aufnahme neuer Mitglieder statt.“ Priorin des Ordens, dessen Glieder gelobten, „aus ihrer Seele den Ärger, den übeln Humor, die alle Freuden des Lebens vergiften, zu verbannen“, war die Herzogin selbst, „la belle Dorimene“, alle Mitglieder erhielten besondere poetische Namen, eine eigene Ordenstracht: ein olivenfarbener Domino, ein Schäferhut mit rosa Bändern und der Pilgermuschel, ein Pilgerstab mit Myrtenkronen, um den Hals das weiß und grüne Ordensband, auf grünem Email ein Füllhorn mit der Devise „Vive la joie“ als Ordenszeichen, so gingen die Eremiten vom guten Humor einher. Durch den Grafen Gotter auf Molsdorf und den in Leipzig lebenden Grafen Manteuffel — Wolffisch-Gottschedschen Angedenkens — hatte man Beziehungen zu Berlin und dem lebensfrohen Kreise, der damals den preußischen Kronprinzen umgab. Hatte man am gothaischen Hofe darauf gerechnet, daß nach der Thronbesteigung Friedrichs II. das Phantasie- und Genußleben von „Remusberg“ sich nun erst aus der Knospe zur Blüte entfalten werde, so mußte man durch die Invasion von Schlesien und

die kriegerischen Jahre, die dem Winter von 1740 zu 1741 folgten, bitter enttäuscht werden. Indes traten die politischen Ereignisse und die kriegerischen Sorgen noch nicht so nahe und drängend an die thüringischen Lande heran, daß man auf Friedenstein oder Friedrichswerth die gewohnte Weise des Lebens eingestellt oder verändert hätte. Just in den Jahren zwischen dem ersten und zweiten Schlesischen Kriege entfaltete sich das fröhliche Treiben am Hofe Luise Dorothees noch mannigfacher. Und mit der 1746 beschlossenen Entsendung ihres (1735 geborenen) Sohnes, des Erbprinzen Friedrich, nach Genf und Paris knüpften sich für die Herzogin eine Reihe von dauernden Beziehungen zur französischen Hauptstadt, namentlich zur Kunst- und Litteraturwelt von Paris an. Unter den Lehrern, die der junge Prinz in Paris erhielt, befanden sich Melchior Grimm und der Abbé Raynal, unter den Bekanntschaften, die dem jungen Grafen von Rothe (unter diesem Namen hielt sich der prinzliche Knabe in Genf und Paris auf) durch seinen Gouverneur und Oberhofmeister Herrn von Thun vermittelt wurden, waren Voltaire und dessen damalige Freundin, die Marquise du Chatelet. Die hier angeknüpften Fäden sollten während des Lebens der geistvollen Fürstin nicht wieder abreißen, aber freilich galt es einen hohen Preis für die Anknüpfung zu bezahlen: der arme, dem mütterlichen Auge und Herzen entrissene Prinz verkümmerte in der Fremde und starb, als die Herzogin endlich 1750 die Heimkehr ihres Kindes erzwang, schon nach wenigen Jahren (1756) an dem Siechtum, das er aus Paris davongetragen hatte.

Doch zur Zeit, als der Einsiedlerorden blühte, als man mit Graf Gotter auf Molsdorf verkehrte und durch ihn von allen Vorkommnissen am Berliner Hofe unterrichtet wurde, als man in Du Molard und dem Abbé Raynal litterarische Korrespondenten in Paris gewann, das heißt in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, ließ man sich von dieser und von schwereren Prüfungen am Hofe zu Gotha nichts träumen. Herzogin Luise Dorothee hatte damals ihre Umgebungen so gestaltet, wie diese lange Jahre hindurch blieben. Schon 1735, drei Jahre nach ihrer Thronbesteigung, hatte die Fürstin ihre vertraute Freundin Franziska von Neuenstein nach Gotha gerufen, sie zunächst zu ihrer Hofdame und vier Jahre später, als sich Franziska mit dem Baron Hermann von Buchwald verheiratete, zur Oberhofmeisterin ernennen lassen. Die junge Frau behielt solchergestalt ihre Wohnung im Schlosse, vermochte ihrer Gebieterin und erlauchten Freundin zu jeder Stunde nahe zu sein und teilte deren geistige Bestrebungen wie die Genüsse eines bevorzugten Daseins. In der auserwählten Gesellschaft der Herzogin spielte Frau von Buchwald die Hauptrolle, unter den Eremiten vom guten Humor hieß sie um ihrer geistvollen Beweglichkeit willen „la Brillante“, sie sollte in späterer Zeit auch die Sorgen Luise Dorothees teilen. Neben anderen geistigen Vorzügen besaß sie die große, jetzt fast verloren gegangene Kunst der Höflinge, in die Falten eines fürstlichen Charakters hineinzuschauen und in jedem Augenblicke zu erraten, was am angemessensten zu sagen oder zu verschweigen sei. Ein wunderliches Schicksal hatte Frau von Buchwald bestimmt, nicht nur ihre geliebte Herzogin, sondern auch deren Zeit zu überleben, und in die Periode hineinzuwachsen, wo die französische Bildung im Vergleich mit der aufstrebenden deutschen wenig mehr bedeutete. Daß ihre Feinheit und geistige Empfänglichkeit selbst dann noch alle Welt gewann, daß Wieland, Herder und Goethe zu ihren eifrigen Bewunderern gehörten, ist ein vollwichtiges Zeugnis für den persönlichen Zauber der Dame, die Voltaire als „Grande maitresse de Gotha et des cœurs grande maitresse“ poetisch feierte.

Die letzte sorgenlose Glanzzeit der Herzogin Luise Dorothee fiel in die acht Jahre, die zwischen dem Aachener Frieden und dem Beginn des Siebenjährigen Krieges (1748 bis 1756) lagen. In diesem Zeitraum waren für die Lebenskreise, denen die sächsische Fürstin nun einmal angehörte, die verheißungsvollen Anfänge der großen und selbständigen deutschen Dichtung, die in Klopstocks Oden und den ersten Gesängen des „Messias“, in Lessings Erstlingsdramen vom „Jungen Gelehrten“ bis zu „Miß Sara Sampson“, in Kleists und anderer Gesängen zu Tage traten, einfach nicht sichtbar. Man

würde verwundert aufgehorcht haben, wenn irgend wer prophezeit hätte, daß der „Messias“ die unsterbliche „Henriade“ und die noch unsterblichere „Pucelle“ überragen und der Dramatiker Lessing den Dichter des „Mahomet“ und des „Cäsar“ weit hinter sich lassen würde. Denn im Augenblick war ja die Überlegenheit der französischen Aufklärungspoesie über die deutsche noch unbestreitbar. Und dazu schien es, daß ein Teil des glänzenden Pariser Litteraturlebens, über das jetzt der neue Pensionär des Gothaer Hofes Melchior Grimm seine vielberühmte „Litterarische Korrespondenz“ handschriftlich einsandte, nach Deutschland verpflanzt werden könnte; denn Friedrich von Preußen versammelte zu Potsdam eine ganze Tafelrunde von französischen Schöngeistern, und das Haupt und der König aller dieser Geister, Voltaire, ging am preußischen Hofe ab und zu. Im Herbst 1750 gelang es den schmeichelnden Zureden Friedrichs, den in Frankreich heimatlos gewordenen Schriftsteller ganz und, wie er meinte, auf immer für sich zu gewinnen. Andere, jüngere französische Poeten reisten in Deutschland, schon kam keiner mehr nach dem Barbarenlande, ohne dem in Paris gutberufenen Hofe zu Gotha seinen Besuch zu machen und der geistreichen Herzogin seine Huldigung darzubringen. Das große Ereignis der in Rede stehenden Zeit war dann der längere Aufenthalt Voltaires zu Gotha im Frühjahr von 1753 und just am Vorabend der grausamen Demütigung, die Friedrich II. dem ehedem Vergötterten durch seine Verhaftung in Frankfurt am Main bereitete. Infolge seiner Streitigkeiten mit Maupertuis und des wachsenden Mißverhältnisses zum König, an dem beide Teile Schuld trugen, Voltaire aber doch den größeren Teil der Schuld, war der Schriftsteller seines Aufenthalts in den preußischen Hauptstädten und Königsschlössern müde geworden und hatte sich unter dem Vorwande, die Bäder von Plombieres zu besuchen, von Friedrich dem Großen verabschiedet. Nach längerem Aufenthalt zu Leipzig traf er am 22. April in Gotha ein, wo ihn die Herzogin Luise Dorothee mit jeder denkbaren Auszeichnung empfing. Da Voltaire Kammerherr der Könige von Frankreich und Preußen hieß, waren alle Etiketteschwierigkeiten, ihn als vornehmen Gast zu ehren, aus dem Wege geräumt. Und so konnte er denn am 25. April das Geburtsfest des regierenden Herzogs und danach eine Reihe von großen Festtafeln, von Bällen in Masken, von Partien und Picknicks mit begehen helfen. Willkommener als der prächtige und zahlreiche Hof und die großen Gesellschaften an demselben waren Voltaire sicher die Stunden im engeren Kreise der Herzogin, in denen er seine poetischen Werke und sein Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten vorlas, die Unterredungen mit der geistvollen Fürstin selbst, der Austausch ihrer Anschauung mit der Voltaires, die von Haus aus etwas pessimistischer und durch die jüngsten Potsdamer Erfahrungen des Dichters bitterer geworden war. Nur zu gern ließ sich Voltaire, der in dem behaglichen Asyl des Friedensteins nicht ahnen konnte, welches Wetter in der Seele und den Entschlüssen König Friedrichs des Großen inzwischen gegen ihn heraufstieg, in dem „Tempel der Grazien, der Vernunft, des Geistes, der Milde und des Friedens“ festhalten, als dessen Göttin Herzogin Luise Dorothee waltete.

Freilich ganz umsonst sollte Voltaire sich dieser fürstlichen Gastfreundschaft und der zärtlichen Pflege seines in Berlin verwundeten Selbstbewußtseins nicht erfreuen. Gleich nach seiner Ankunft bat ihn die Herzogin um die Abfassung einer deutschen Reichsgeschichte. Das Reich blieb auch in seinem Verfall für die kleinen Fürsten und ihre Höfe der Unter- und Hintergrund ihres Daseins, und man vermochte sich nicht zur großmächtlichen Gleichgültigkeit gegen seine Vergangenheit und seine Schicksale zu erheben. Andererseits empfanden die fürstlichen Kreise von französischer Bildung es unliebsam, daß die Reichsgeschichte recht eigentlich die Domäne des gelehrten deutschen und lateinischen Pedantismus war und blieb. So kam die Herzogin von Gotha auf den Einfall, der große Schriftsteller, der in den Geschichten Karls XII. von Schweden und Peters des Großen Teilnahme selbst für den fernen Norden erweckt hatte, müsse auch die trockene deutsche Reichsgeschichte beleben können. Sie ließ nicht ab, in Voltaire zu dringen, und um seinen guten Willen zu erweisen, setzte

sich der gefeierte Gast hinter die reichsgeschichtlichen Folianten der Gothaer Schloßbibliothek, machte Auszüge und entwarf seine „Reichsannalen“ (Annales de l'Empire), die, beim besten Willen Voltaires, unterhaltend und fesselnd zu schreiben, doch eines seiner langweiligsten Bücher werden sollten. Lessings Kritik (in der Berliner Vossischen Zeitung vom Sonnabend den 16. März 1754) spottete nach der Vollendung und Herausgabe des Buches sehr überlegen über die Mittel, die Voltaire zum Aufputz des trockenen Stoffes anwendete. „In der Einrichtung scheint der Herr von Voltaire die Chronologie des Präsidenten Henault zum Muster genommen zu haben; die Art des Vortrags aber ist völlig sein eigen, denn niemand weiß so gut als er die wichtigsten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen und alles mit einer gewissen Spitze zu sagen, die den zum Geschichtschreiber gewordenen Poeten nicht unverraten läßt. Das Merkwürdigste bei diesem ganzen Werke sind wohl die Vers tecniques, in welche der Herr von Voltaire alle Namen der Kaiser und ihre wichtigsten Thaten nach einer chronologischen Ordnung gebracht hat, eine Arbeit, mit der sich bei uns Berkenmeyer und andere abgegeben haben. Diese Probe giebt Anlaß, zu fürchten, daß der Dichter, wenn er noch lange in Deutschland bleiben sollte, zuletzt Chronodisticha machen dürfe und vielleicht aus keiner anderen Absicht, als sich nach dem Geschmacke der Nation zu richten, unter welcher er lebt, so wie er zum Exempel in Frankreich die Henriade und in England den Brutus und den Tod des Cäsars gemacht hat.“

Voltaire selbst, der das im April 1754 begonnene Buch in wenig mehr als neun Monaten beendete, sah alsbald ein, daß die „Reichsannalen“ seinen Ruhm nicht vermehren könnten. Er entschuldigte sich im folgenden Jahre bei der Marquise du Deffand damit, daß er sich der unschmackhaften Arbeit für eine Prinzessin von Sachsen unterzogen habe, die wohl wert wäre, daß man angenehmere Dinge für sie machte, und warnt in einem anderen Briefe (Kolmar, 16. Mai 1754) den Grafen d'Argental, sein



Herzogin Luise Dorothee von Gotha.
Aus: Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha. Von Jenny v. d. Osten. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.)

Buch zu lesen, weil nichts ungesunder sei als tödliche Langeweile. „Die Herzogin von Gotha, die sehr liebenswürdig ist, hat mich in einen Pedanten auf us umgewandelt, wie Cicero die Gefährten des Ulysses in Tiere verzauberte. Ich muß Herrn und Madame d'Argental wiedersehen, um meine ursprüngliche Gestalt wiederzugewinnen."

Daß die Urheberin des Buches, Herzogin Luise Dorothee, die Leistung anders ansah und stolz darauf war, Voltaire ihren Wünschen und Winken gehorchen zu sehen, brauchen wir nicht erst zu versichern. Während seines Aufenthaltes in Gotha waren natürlich nur die Anfänge der „Reichsannalen" gediehen. Trotz der Auszeichnungen, die man ihm erwies, wußte der weltkluge Franzose gut genug, daß ein geehrter Gast gehen muß, solange seine Wirte den Abschied noch fürchten, anstatt ihn zu wünschen. So hatte sich Voltaire denn auch nicht länger als bis zum 25. Mai in Gotha halten lassen. Von Wabern aus, wo er wieder einem seiner fürstlichen Verehrer, dem Landgrafen von Hessen, einen Besuch abstattete, sprach er der Herzogin und ihrem Gemahl seinen Dank aus und sagte mit einer jener Wendungen, in denen er Meister war, daß er den Durchlauchten von Herzen verzeihe, wenn sie ihn für den Rest seines Lebens unglücklich gemacht hätten. Sie hätten so viel Gutes auf ihn gehäuft und ihm ein so köstliches Leben bereitet, daß er mit ewigem Leid daran zurückdenken müsse. In seinem Briefwechsel mit der Herzogin, den er von diesem Zeitpunkte an eifrig fortsetzte, schlug er den Ton beständiger Sehnsucht nach den Herrlichkeiten und den vorzüglichen Menschen des Friedensteins an. Daß er der Herzogin die von ihr veranlaßten „Reichsannalen" widmete, lag in der Natur der Sache; als sie ihn neben den freundschaftlichsten und anerkennendsten Briefen für diese Widmung nach fürstlichem Brauch ein Geschenk von tausend Thalern machen wollte und Voltaire, trotz der Wendung, daß kleine Geschenke die Freundschaft unterhalten, sich gegen die Annahme der Summe sträubte, zürnte und schmollte sie wohl einmal, aber im ganzen traf sie meist glücklich mit den Vorstellungen, den geistigen Neigungen und dem lobbedürftigen Selbstgefühl des großen Schriftstellers zusammen. Die Jahre, die dem Besuch Voltaires in Gotha folgten, brachten dessen Niederlassung an den Ufern des Genfer Sees und den höchsten und freiesten Aufschwung, der seinem Charakter und seinem Talent gegönnt war. Die Herzogin nahm an allem, was Voltaire zwischen 1754 und 1767 schrieb und that, den regsten und lebendigsten Anteil, für ihre Bildung und Weltanschauung war und blieb er der größte Geist der Zeit, mit seinen Schwächen, die so leicht durchschaubar waren, wußte sie sich abzufinden, seine Vorzüge erquickten und erhoben sie, es ist leicht zu glauben, daß sie nicht nur Verehrung, sondern auch wirkliche Freundschaft für die widerspruchsvolle Erscheinung Voltaires empfand. Zunächst machte ihr das Zerwürfnis ihres litterarischen Gottes mit Friedrich von Preußen zu schaffen. Die Brutalität, mit der man ihn in Frankfurt am Main behandelt hatte, vergalt Voltaire nach seiner Weise mit einer rücksichtslosen und verleumderischen Rachsucht, und sein Ingrimm gegen den König verleugnete sich auch in den Briefen an Luise Dorothee nicht. Gleichwohl fühlte sie von vornherein ganz richtig heraus, daß er gern mit dem Löwen ausgesöhnt gewesen wäre, dessen Tatze ihn so empfindlich verwundet hatte. Freilich ohne weiteres war diese Aussöhnung nicht herbeizuführen, denn Voltaire wollte sich weder demütigen, noch konnte er in den ersten Jahren, die er zu Prangin, auf dem Landhaus Aux Delices bei Genf und in Monrion bei Lausanne zubrachte, seine schlimmen Erinnerungen und bitteren Gefühle so weit bemeistern, daß er die Tücken und giftigen Ausfälle gegen den ehemaligen königlichen Freund unterlassen hätte. Die Herzogin bemühte sich unablässig, Voltaire alles Gute und Günstige, was sie aus Sanssouci vernahm, zu berichten, doch bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges blieben alle ihre Vermittelungsversuche ohne Erfolg.

In anderen Dingen ließ es Voltaire an der höfischen und schmeichelnden Nachgiebigkeit nicht fehlen, die sich mit seiner kühnen Aufklärungslust und seinem streitbaren Naturell so wundersam verband. Er sandte der Herzogin von Gotha den ersten Entwurf seines Gedichts über die Zerstörung Lissabons

(durch das Erdbeben vom 1. November 1755) und gab, als sie am Schluß den Hinweis auf eine göttliche Vorsehung vermißte, ihr mit den Zeilen:

Un jour tout sera bien, voilà notre espérance;
Tout est bien aujourd'hui, voilà l'illusion.
Les sages me trompaient, et Dieu seul a raison.
Humble dans mes soupirs, soumis dans ma souffrance,
Je ne m'élève point contre la Providence!

recht und volle Genugthuung, so daß Luise Dorothee ihm entzückt schrieb: „Man sagt zu Paris, daß Sie, um die Frömmler zufrieden zu stellen, den Schluß des Gedichts geändert haben, ich aber schmeichle mir, daß Ihre Neigung für mich und Ihre Nachgiebigkeit für meine Schwäche den Schluß so geschmückt hat. Ich bin keine Frömmlerin und habe niemals für eine solche gegolten, aber ich bekenne offenherzig und ohne Erröten, daß ich den Drang, die Vorsehung zu lieben und anzubeten, habe." (Luise Dorothee an Voltaire, Gotha, 26. Mai 1756.) Auch über die Aufführung seiner Dramen in den kleineren Verhältnissen des Gothaer Schloßtheaters erteilt der Dichter bereitwillig Rat, aber freilich traten in den verhängnisvollen Jahren zwischen 1756 und 1763 die litterarischen Interessen naturgemäß etwas in den Hintergrund. Die Herzogin fand mit dem Ausbruch des großen Kampfes, den Friedrichs des Großen Genie und seine, allen Schicksalsschlägen trotzende Standhaftigkeit glücklich zu Ende führen sollte, ihren Gemahl und sich selbst in einer gefahrvollen Lage, von der beide sich in den beiden ersten Jahrzehnten ihrer Regierung nichts hatten träumen lassen.

Die Berichterstatter über den Hof von Gotha und die Zeiten der Herzogin Luise Dorothee stimmen darin überein, daß die geistvolle Herzogin ihren gutmütig schwachen, pedantisch ordnungsliebenden und von seinen Umgebungen immer abhängigen Gemahl nicht bloß überragte, sondern im wesentlichen bestimmte und lenkte. Luise Dorothee war eine pflichttreue Gattin, wie eine zärtliche Mutter; die langweilige Mittelmäßigkeit Herzog Friedrichs III. und ihr eigenes lebhaftes Naturell verleiteten sie nie zu einem Liebesspiel, wie es an den Höfen des achtzehnten Jahrhunderts häufig genug war. „Die Freude, die Herzogin Luise Dorothee lenkte, war eine maßvolle; mitten in der üppigen Zeit des Rokoko blieben die Grazien züchtig am Hofe von Gotha," sagt J. von der Osten mit Recht. Die Vernünftigkeit der Wolffschen Philosophie, deren getreue Schülerin die Herzogin war, führte zu der Einsicht, daß man am besten die Dinge nehme, wie sie eben sind, und sie mit Widerwillen und Widerstand nicht verbessere. Ob sie in der Hauspolitik, deren Fäden sie lenkte, eine so gute Entschädigung für gewisse innere Entbehrungen ihres Lebens fand als in der Philosophie und der französischen Litteratur, läßt sich aus ihren Briefen und Aufzeichnungen nicht erkennen.

Die erste große Haupt- und Staatsaktion, in die das Herzogtum Gotha-Altenburg unter Friedrichs III. und ihrer Regierung verwickelt wurde, war jene Exekution gegen Luise Dorothees Stammhaus und Stammland Sachsen-Meiningen, die zum „Wasunger Kriege" führten, einer der wenigen Episoden aus der Geschichte unserer Kleinstaaterei, die allgemeiner bekannt und mit einem unsterblichen Fluch der Lächerlichkeit belegt sind. Auf Befehl des Reichskammergerichts sollte Gotha gewaltsam die Befreiung eines meiningischen Ehepaars von Gleichen bewirken, das der er- und verbitterte Herzog Anton Ulrich mit harter Gewaltthätigkeit behandelt und eingekerkert hatte. Weil der Herzog Friedrich III. den größeren Teil seiner Truppen wie gewöhnlich im Ausland hatte, mußte zu dem Zuge gegen Meiningen, neben Grenadieren und Artillerie, sogar seine vielgenannte „Garde zu Pferd", hundertundachtzig stattliche und schöngerüstete Reiter, aufgeboten werden, die denn bekanntlich gen Wasungen, dem thüringischen Schilda und Schöppenstedt, zogen, die Stadt ohne viel Blutvergießen eroberten, nach einigen Wochen, wegen eines möglichen Überfalls durch die Miliz des gesamten Herzogtums Meiningen, wieder räumten und nachdem sich die gothaische Armada ermannt und in einigen Dorfwirtshäusern gestärkt hatte, die Stadt zum zweitenmal mit stürmender Hand nahmen. Der lächerliche Krieg währte bis ins nächste Jahr hinein, und hätte der Selbstherrscher von Gotha seine Truppen nicht anderweit bedurft, so würde er sich vermutlich länger im Besitz seiner Eroberung behauptet haben.

Am 19. Januar 1748 war zu Eisenach der Herzog Ernst August von Sachsen verschieden, der die beiden Herzogtümer Weimar und Eisenach zuerst wieder vereinigt und regiert hatte. Ein Testament, das der Herzog am letzten Lebenstage seinem Oberstallmeister von Reineck in die Schreibtafel diktiert hatte, berief den Herzog von Gotha zum Regenten und Vormund während der Minderjährigkeit des Prinzen Ernst August Konstantin, des einzigen Sohnes Ernst Augusts. Am 24. Januar schon, noch vor der Beisetzung des Herzogs von Weimar, erschienen Friedrich III. und Luise Dorothee in Weimar, der erstere ließ sich als Landesadministrator huldigen. Sofort erhoben Sachsen-Meiningen und Sachsen-Koburg Widerspruch. Und obschon das herzogliche Paar von Gotha acht Monate in Weimar blieb und sich zunächst im Besitz behauptete, auch Luise Dorothee durch ihre Briefe an Friedrich II. von Preußen diesen zur thätigen Teilnahme für die gothaischen Ansprüche zu bestimmen wußte, so gelang es gegenüber der offenbaren Parteilichkeit des Wiener Kaiserhofes doch nicht vollständig, diese Ansprüche durchzusetzen: die durchlauchtigste Landesherrschaft von Gotha mußte sich schließlich begnügen, die Vormundschaft über den unmündigen jungen Herzog von Weimar und die Landesadministration des „Fürstentums Eisenach“ zu erstreiten, während die Verwaltung des „Fürstentums Weimar“ an Herzog Franz Josias von Koburg überging.

Doch man hatte den jungen Erben des Herzogtums Weimar-Eisenach in Gotha. Er war mit seinem gesamten Hofstaat („153 Mannspersonen, 68 Weibspersonen“) am 10. November 1749 dahin übergesiedelt. Luise Dorothee hoffte, sich einen künftigen Schwiegersohn in dem Fürsten des Nachbarlandes zu erziehen; sie bestimmte eine ihrer Töchter für Ernst August Konstantin. Allein auch dieses Stück Hauspolitik kam zu keinem glücklichen Ende. „Die kleine Prinzessin war ein lebhaftes Kind, er desto schläfriger, die kleinen Neckereien hoben seine Neigung zu ihr nicht.“ Von Haus aus fanden sich in der Umgebung des unmündigen Herzogs Menschen genug, die ihn gegen den Vormund aufhetzten und ein Interesse daran hatten, die Verbindung der Häuser Gotha und Weimar zu hindern. So ergab sich im Laufe der Jahre eine kalte Entfremdung und schließlich ein völliges Zerwürfnis zwischen Friedrich und Luise Dorothee von Gotha und ihrem weimarischen Mündel. Der junge Herzog lernte seinen Aufenthalt in Gotha als eine Gefangenschaft ansehen, machte einen mißglückten Fluchtversuch und setzte dann durch geheime Unterhandlungen am kaiserlichen Hofe durch, daß er schon vor vollendetem achtzehnten Lebensjahre die Regierung seines kleinen Landes antreten durfte, die er übrigens kaum vier Jahre hindurch (von 1755 bis 1759) führen sollte. Von einer Heirat mit der Tochter Luise Dorothees war nicht weiter die Rede, Herzog Ernst August Konstantin vermählte sich mit der Prinzessin Anna Amalia von Braunschweig und wurde der Vater Karl Augusts.

Dieser Ausgang der Familienpläne der Herzogin von Gotha fiel mit dem Beginn einer Zeit schwerer Bedrängnis und großer Sorgen zusammen. Seit dem Beginn des Jahres 1756 mehrte sich das Geflüster, daß der Ausbruch eines großen Krieges bevorstände. So geheim die Bündnisverhandlungen gegen Friedrich II. von Preußen betrieben worden waren, es wurde doch genug davon laut, um den kleinen Höfen, den Fürsten, deren Länder zwischen den feindlichen Mächten lagen, Befürchtungen aller Art zu erwecken. Da gleichzeitig erneuter Krieg zwischen England und Frankreich drohte, mußte Georg II. darauf denken, sein geliebtes Stammland, das Kurfürstentum Hannover, gegen französische Angriffe zu schützen. Nach altem Brauch nahm er für englisches Geld die Truppen kleiner deutscher Fürsten in Sold, Friedrich III. von Gotha vermietete ein Infanterieregiment an Hannover, tausend Mann, die im April 1756 Gotha verließen. Während der Sommermonate zog das Unwetter herauf und näher; der Einfall Friedrichs des Großen in Sachsen brachte Österreich rasch unter die Waffen, und Maria Theresia ließ durch ihren Gemahl die veralteten und ziemlich unwirksamen Hilfsmittel der Reichsexekution in Bewegung setzen. Aber wenn König Friedrich auch der Mahnungen und „Dehortatorien“ des Kaisers Franz lachen konnte, minder mächtige Reichsfürsten, die zur preußischen Sache neig-

ten, gerieten dadurch doch in Verlegenheit. Der Herzog von Gotha, der einen Teil seiner Truppen nach Hannover gesandt hatte und dadurch wenigstens indirekt mit Preußen im Bunde stand, wurde jetzt von Wien aus gedrängt, an allen feindseligen Erklärungen und Schritten wider Friedrich den Großen Anteil zu nehmen. Er weigerte sich um so bestimmter, als wenigstens ein Teil seines Landes (Altenburg) völlig im Machtbereich der Preußen lag, und es gelang ihm, eine Art neutraler Stellung zu behaupten. Als aber König Friedrich im Juni 1757 bei Kollin geschlagen war, wurde es sowohl mit der Reichsexekutionsarmee als mit dem Einmarsch der Franzosen als kaiserlicher Verbündeter bitterer Ernst. Der Prinz Joseph von Hildburghausen übernahm den Oberbefehl der bei Erfurt konzentrierten Reichsarmee, die das Kurfürstentum Sachsen von den Preußen befreien sollte, die französischen Truppen unter Soubise überschwemmten das kleine Gebiet des Herzogs von Gotha, dieser selbst wurde, da er sein Reichskontingent nicht gestellt und Truppen zur hannöverschen Armee gegeben hatte, zu einer „Pön“ von 400000 Thalern verurteilt, die nach mancherlei Unterhandlungen und Gestundungen schließlich unbezahlt blieben.



Graf Gustav Adolf von Gotter und seine Nichte Friederike von Wangenheim im Kostüm des Ordens der Hermites de bonne humeur.
Aus: Luise Dorothee, Herzogin von Sachsen-Gotha. Von Jenny v. d. Osten. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.)

Die wunderliche politische Situation, in der sich der Herzog von Gotha befand, gewann im Verlauf des Herbstes Gestalt. Der Hof auf Friedenstein hatte zahlreiche Tafelgäste: heute Soubise mit hundert bis zweihundert französischen Offizieren, morgen Seydlitz mit seinen preußischen Husaren und Dragonern, heute die Befehlshaber der Reichsarmee und ihrer österreichischen Hilfstruppen, morgen König Friedrich selbst mit seinem Bruder Heinrich und seinen Generalen im Dreispitz. Am 15. September 1757 ritt König Friedrich nach Vertreibung der Gegner zum erstenmal in Gotha ein: „von allen Seiten strömte das Volk zu, mit jedem Schritte wuchsen Jubel und Freude; der Hof ließ den König in der Straße durch einen Kammerherrn bekomplimentieren und sich wegen des nicht standesgemäßen Empfanges entschuldigen, worauf der König freundlich

erwiderte, daß er nur um die Erlaubnis bitte, mit den durchlauchtigsten Herrschaften eine Suppe essen zu dürfen, da er seit vier Tagen nicht ordentlich gespeist habe. Gegen drei Uhr kam er auf dem Schlosse an, wo er vom Herzog und der Herzogin, inmitten ihrer Kinder und des ganzen Hofes, auf dem Schloßhof empfangen wurde. Dem Herzog bezeigte er auf eine freundliche, verbindliche Weise seine Teilnahme an der beängstigenden Lage, in welcher er sich befinde, der Herzogin eine Hochachtung und Aufmerksamkeit, welche selbst seine Umgebung in Erstaunen setzte. Die Tafel war bereits für die österreichischen Offiziere serviert, an welcher jetzt der König und seine Begleiter nebst den hohen Herrschaften Platz nahmen und auf besonderen Wunsch des Königs auch Frau von Buchwald, die er seine gute alte Freundin nannte."

Der König konnte, so gern er für die ihm geistesverwandte Herzogin Luise Dorothee ein übriges gethan hätte, nicht versprechen, Gotha zu behaupten und zu beschützen, aber er konnte dem Herzog sagen, daß er seine Hinneigung zu Preußen wohl kenne und die Schritte, die dem kleinen Souverän von der Übermacht abgedrungen wurden, nicht als feindliche auffasse. Die nächsten Wochen brachten in der That die Franzosen und Reichsvölker wiederholte Male zurück, der Herzog mußte die Reichsmanifeste gegen Preußen veröffentlichen und die Stellung seines Kontingentes versprechen, er sah die Drohung der Reichsacht über sich schweben und konnte erst nach Friedrichs des Großen Sieg bei Roßbach, der alle Exekutionsmaßregeln ins Stocken brachte, im Winter von 1757 zu 1758 ein wenig aufatmen. In allen diesen Fährlichkeiten wurde nun die Herzogin der gute Genius wenn nicht des Landes, doch ihres Hofes und ihrer Residenz. Die persönliche Liebenswürdigkeit, die Anmut und Bildung Luise Dorothees mußten den Groll und Zorn der Kaiserlichen und der Franzosen entwaffnen, die ganz wohl wußten, daß der Herzog von Gotha zu Preußen neigte und die Herzogin mit König Friedrich in Briefwechsel stand. Bei den französischen hohen Offizieren fiel ihre Verbindung mit Voltaire, ihre Belesenheit in der neuesten französischen Litteratur mildernd ins Gewicht, sie fühlten sich an dem Hofe auf dem Friedenstein wie zu Hause, wie in Paris, die Lebensart und die Sitten, die Einrichtung wie die Küche waren durchaus französisch, und Luise Dorothee verstand jeden einzelnen der maßgebenden Führer günstig und nachgiebig zu stimmen. Mitten unter dem Getümmel des Krieges gingen die Plaudereien über die Neuigkeiten der Pariser Litteraturwelt ihren Gang, die Fremden fanden die Herzogin und ihren Kreis so gut und zum Teil besser unterrichtet, als sie selbst waren. Vierzehntägig sandte Grimm, wenn er nicht gerade als Sekretär des Marschalls d'Estrée an einem Feldzuge teilnahm, seine „Correspondance litteraire", und obschon die schlimme Zeit Luise Dorothee und ihren Hof zu manchen Einschränkungen zwang, so galt doch das Weiterleben in den litterarischen Interessen als Notwendigkeit und nicht als Luxus. Auch minderten die Bedrängnisse dieser Jahre die Vorliebe der Herzogin für die Franzosen überhaupt nicht. Selbst als ihr Land und ihr Hof unter der Occupation der französischen Armee gewaltig zu leiden hatte, schrieb sie (Gotha, 5. November 1757, dem Tage der Schlacht von Roßbach) an Voltaire: „Welche Übel uns Ihre teuren Landsleute auch verursacht haben, ich finde die Nation bezaubernd und verehre viele einzelne; aber ich wünsche freilich mit Wärme den Frieden, ich wollte, daß alles ruhig wäre und daß sich diese liebenswürdigen Franzosen auf dem Heimweg in ihr Land befänden."

Voltaire hatte während der Kriegsjahre die Genugthuung, sich für eine Anleihe, die der Herzog und die Herzogin von Gotha durch seine Vermittelung in Genf machten, verbürgen zu dürfen; er fühlte sich, seit er auf seinem eigenen Schlosse in Ferney saß, mehr und mehr als Grand Seigneur, und die Herzogin behandelte ihn denn auch in ihren Briefen durchaus als solchen. Wenn ihr etwas an dem bewunderten Manne mißfiel, war es seine fortgesetzte Bosheit gegen Friedrich den Großen. Die Siege, die der König fort und fort erfocht, schafften ihm nur Luft für den Augenblick, ein ehrenvoller Friede, der ihn im Besitz seiner Länder gelassen hätte, war der einzige Siegespreis, den er forderte. Bereitwillig gab er seine Zustimmung zu den Versuchen, die auch Luise

Dorothee machte, Unterhandlungen und Friedensverhandlungen herbeizuführen. Die wieder aufgenommene Korrespondenz zwischen König Friedrich und Voltaire, der seinerseits nur Weisungen und Winke des französischen Ministers, des Herzogs von Choiseul, weitergab, ging zu einem Teil durch die Hände der Herzogin von Gotha. Gegen den Ausgang 1759 hegte letztere einige Hoffnung, daß aus den spinnwebenhaften diplomatischen Versuchen Voltaires etwas Wesentliches hervorgehen könnte. Bald mußte sie sich überzeugen, daß die Briefe, die Voltaire in Choiseuls Auftrag an den König von Preußen gerichtet hatte, nur Tastversuche waren. Ergaben doch die Versuche, die Luise Dorothee am verwandten englischen Hofe machte, keine besseren Resultate und mußte sie ohnmächtig dem verzweifelten Kampfe, den Friedrich II. mit seinem zusammenschmelzenden Heere gegen eine Welt in Waffen bestand, Jahr für Jahr bangend zusehen. Ihre eifrigen Bemühungen und ihre ungeheuchelte Bewunderung für den heroischen König erwarben ihr freilich das volle Vertrauen des letzteren, das Friedrich der Große nicht müde ward in seinen Briefen auszusprechen. Sowie sich der politisch-kriegerische Horizont für ihn erhellte, teilte der König der Herzogin seine besseren Aussichten mit; am Schlusse des Jahres 1762, das die entscheidenden Wendungen brachte, erschien er selbst wieder auf dem Schlosse zu Gotha. Luise Dorothee fand seinen Geist groß, glänzend und hinreißend wie immer, sah aber mit Schmerz, wie sehr der siegreiche Held unter den Nachwirkungen schwerster Sorgen und härtester Strapazen gealtert war. Der Briefwechsel zwischen dem König und der Herzogin war während der Monate, wo die Friedensverhandlungen nun endlich und wirklich stattfanden, lebhafter als je zuvor; der Hubertusburger Friede war kaum unterzeichnet, als Friedrich der Große einen Feldjäger an seine Freundin sandte und ihr den Friedensschluß mit der Bemerkung anzeigte, er zähle darauf, daß der Frieden und die größere Entfernung keine Scheidewand zwischen ihm und Luise Dorothee aufrichten werde, da er anderenfalls zu viel verlieren würde.

Im Herzogtum Gotha, das schon in den letzten Jahren des Krieges, dank der Geltung und Berücksichtigung, deren sich die Herzogin bei beiden Parteien erfreute, weniger gelitten hatte als im Beginne der sieben Jahre, versuchte man sich seit dem März und April 1763 so gut wieder einzurichten, wie es eben gehen wollte. Wenigstens war Friedrich der Große kaum nach Berlin und Sanssouci heimgekehrt, als Luise Dorothee mit ihm über Grimms litterarische Berichte aus Paris und verwandte Gegenstände zu korrespondieren begann. Grimm selbst hatte sich noch gegen Ende des Krieges am Hofe zu Gotha vorgestellt; 1765 erschien Helvetius, der Verfasser des berühmt berüchtigten Buches „Sur l'esprit", auch andere französische Schöngeister machten ihre Aufwartung. Keiner von allen vermochte der Herzogin eine Teilnahme einzuflößen, wie sie für Voltaire empfand. Die scharfe Kritik, die Grimm in seiner litterarischen Korrespondenz gelegentlich an neuen Werken des Patriarchen von Ferney übte, glitt an ihr ab. Für Diderot, Rousseau, kurz für das ganze jüngere Geschlecht, das nach Voltaire emporgekommen war, empfand sie kein tiefer reichendes Interesse, obschon sie gelegentlich Rousseau gegen Voltaires Erbitterung in Schutz nahm. Das Hofleben hatte in diesen ersten Friedensjahren, die zugleich die letzten Lebensjahre der Herzogin Luise Dorothee sein sollten, etwas von seinem ehemaligen Glanze eingebüßt, für die Verhältnisse des Landes war es noch immer überprächtig und dazu lebhafter bewegt, als für die erschütterte Gesundheit der Fürstin dienlich sein mochte.

In den gewohnten Beschäftigungen und dem fortgesetzten innigen Verkehr mit ihrer Freundin, der Frau von Buchwald, lebte die Herzogin noch bis 1767. Sie war schon seit längerer Zeit krank, ohne es sich selbst und anderen eingestehen zu wollen, seit dem Sommer des gedachten Jahres erweckte ihr Zustand ernste Besorgnisse, im September ward der berühmte Breslauer Arzt Balthasar Tralles nach Gotha gerufen, er „erkannte sofort, daß der Zustand der Kranken hoffnungslos sei, und konnte nichts anderes thun, als ihre Beschwerden erleichtern". In der Nacht vom 22. auf den 23. Oktober schied Luise Dorothee aus dem Leben; zu Füßen ihres Ahnherrn Ernsts des Frommen und

seiner Gemahlin in der Margaretenkirche zu Gotha verlangte sie in ihrem Testament bestattet zu werden. In diesem Wunsch, wie in ihrem Verhältnis zu ihren Kindern, den Prinzen Ernst und August und der Prinzessin Luise, sowie in einer Reihe kleinerer Züge ihres Lebens schlug gleichsam das deutsche Blut durch den doppelten und dreifachen Firnis ihrer französischen Bildung hindurch. Ihre kulturgeschichtliche Bedeutung verdankte die geistvolle Fürstin gleichwohl ausschließlich ihrem Anschluß an diese Bildung. Und charakteristisch für die Nachwirkung einer energischen und einer durchaus eigenartigen Begabung war das Gepräge, das Hof und Stadt Gotha noch lange Jahrzehnte nach dem Tode der Herzogin Luise Dorothee behielten. Ihr Gemahl, Herzog Friedrich III., überlebte sie nur um ein Lustrum, aber durch die ganze Regierung ihres Sohnes, Herzog Ernsts II. (1772 bis 1804), zeigt sich die besondere Anschauung und Geistesrichtung noch lebendig und wirksam, welche in Luise Dorothee einen so entschiedenen Ausdruck erhalten hatte. J. von der Osten schildert die segensreiche Thätigkeit Herzog Ernsts, indem sie hervorhebt: „Zunächst tilgte er die überkommene Schuldenlast, wobei er niemandem als sich selbst die Einkünfte schmälerte. Alle Einrichtungen für öffentliche Wohlfahrt, die heute bestehen, entstammen seiner Anregung; er hat für den Chausseebau gesorgt,* die willkürlichen Fronen abgeschafft, eine neue Prozeßordnung erlassen, das Lottospiel aufgehoben, eine Landesbrandassekuranz geschaffen, Wissenschaft und Kunst unterstützt. Seine segensreiche Socialpolitik war eine unwillkürliche Emanation seines edlen Charakters; Luise Dorothee hatte ihren Sohn gelehrt, ein guter Mensch zu sein, auf daß er Gutes wirkte. In Ernst II. hat sich die theoretische Aufklärung der Philosophen entwickelt zur praktischen Humanität der Philanthropen."

Friedrich Melchior von Grimm.

So ist wenigstens Luise Dorothees Sohn als Landesvater das geworden und gewesen, was sie als Landesmutter, nach den Überlieferungen und fürstlichen Anschauungen ihrer Tage, nur unzulänglich hatte sein können. Als Denkmäler ihrer Regierung, ihrer geistigen Bestrebungen sowie ihrer besonderen Bildung müssen der 1764 begründete und bis auf den heutigen Tag in Ansehen stehende „Almanach de Gotha" und vor allem die große Gothaer Ausgabe der Werke Voltaires, bis in unser Jahrhundert hinein die stattlichste und vollständigste Sammlung der zahlreichen Schriften des Philosophen von Ferney, gelten. Wie ein Nachklang ihrer Zeit erscheint die poetische Thätigkeit des Gothaer Dichters Friedrich Wilhelm Gotter, des letzten wirklichen Talents in der deutschen Litteratur, das sich bewußt und unbedingt der Franzosennachahmung befleißigte, ja dessen Gedichte zum guten Teil nur Bearbeitungen französischer Vorbilder waren. Noch in der 1787, also beinahe schon zu Ende der Sturm-

* Seume, 1802 vom „Spaziergang nach Syrakus" nach Leipzig und Grimma heimkehrend, rühmt, daß ihm immer wohl geworden sei, so oft er durch das Gothaische und Altenburgische gegangen sei. „Um einen Fürsten zu sehen, braucht man nicht eben seine Schlösser zu besuchen. Seine Städte und Dörfer und Wege und Brücken geben die beste Bekanntschaft."

und Drangperiode der deutschen Litteratur, geschriebenen Vorrede zur Sammlung seiner „Dichtungen" (Gotha, 1787) bekannte sich Gotter zu seinen Meistern: „So sehr es seit einiger Zeit Mode geworden ist, das dichterische Verdienst der Franzosen zu verschreien, so wenig trage ich Bedenken, den Einfluß hier dankbar zu bekennen, den eine lange Bekanntschaft mit diesen liebenswürdigen Schriftstellern auf die Bildung meines Geschmacks gehabt hat. Die unverkennbaren Belege dieses Geständnisses in der vorliegenden Sammlung selbst aufzusuchen, überlasse ich der Belesenheit eines jeden, sowie seinem Scharfsinne, den Wert oder Unwert derselben zu bestimmen."

Auch Herzog Ernsts deutsches Hoftheater, unter der Leitung Eckhofs (1775), wies noch genug Spuren der Herrschaft des französischen Geschmacks auf, an seiner Spitze stand der Oberhofmarschall Hans Adam von Studnitz, der noch zum engsten Kreise Luise Dorothees gehört hatte und von dem J. von der Osten rühmt, er sei „ein Marschall ebenso erfahren im Ceremoniell, als leicht und gefällig im Umgang, ein vollendeter Weltmann und ein Freund der Geselligkeit, wie es wenige giebt" gewesen, der aber in Paris das Centrum aller feineren Bildung und aller Geisteskultur sah. Bis zur Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts währte am Gothaer Hofe die Bevorzugung des französischen Geistes und Wesens vor dem deutschen, der Schatten der Herzogin Luise Dorothee schwebte über allem, was man hier unternahm und erstrebte. Da gleichzeitig der benachbarte Hof zu Weimar ganz unter dem Einfluß der aufstrebenden deutschen Dichtung stand, so waren hier zwei unvereinbar und im innersten Kern unversöhnliche Welt- und Kunstanschauungen räumlich nahe aneinander gerückt, und nur der freundnachbarliche Verkehr der Höfe von Gotha und Weimar wandelte den Kampf zu einem stillen und unsichtbaren. Die vermittelnden Naturen, wie Herzogin Anna Amalia und Wieland einerseits und Frau von Buchwald und der Minister Sylvius von Frankenberg andererseits, hatten freilich genug zu thun, um das stumme Ringen immer in den Grenzen zu halten, die das gute Verhältnis beider Höfe zog.

In den neunziger Jahren, zur Zeit, als der engere Bund Goethes und Schillers begann, war der Sieg der deutschen Anschauung schon entschieden. Damals kehrte, als ein letzter Zeuge früherer Tage und einer überwundenen Bildung, der langjährige Pariser Korrespondent der Herzogin Luise Dorothee, Friedrich Melchior von Grimm, in Gotha ein. Der baronisierte deutsche Kandidat hatte noch mehrere Jahrzehnte lang nach dem Tode seiner Gönnerin als Geschäftsträger des Herzogs von Sachsen-Gotha und als geheimer Agent der Kaiserin Katharina II. von Rußland in Paris und am französischen Hofe eine angesehene Stellung behauptet, bis ihn die Stürme der Revolution nach seinem ursprünglichen Vaterlande zurücktrieben. Sein Aufenthalt in Gotha von 1793 bis 1807 erneuerte noch einmal das Andenken und die Nachwirkung der Persönlichkeit der Herzogin Luise Dorothee und der wunderlichen Periode, in der der Hof einer deutschen Fürstin ein Vorort von Paris gewesen und eben darum bewundert und gepriesen worden war.





# Señor Demonio.

Novelle
von
**Balduin Möllhausen.**

Nähert man sich von Osten her, nördlich an Texas vorbei, den Rocky Mountains und überschreitet bei dem mexikanischen Örtchen Anton Chico den Rio Pecos, einen tückischen Gebirgsstrom, so erreicht man, stark ansteigend, nach kurzer Wanderung den Rand des Thales von Cuesta. Tief unten gelegen und eingeengt von meist schroffen verwitterten Plateauresten und mit den blauen Gebirgszügen im Hintergrunde bietet es dem auf luftiger Höhe Weilenden ein Bild von überraschender Schönheit. Wie eine abgeschiedene Welt dehnt sich vor seinen Blicken die grüne Fläche aus. Erhöhten Reiz verleiht ihr der Rio Pecos, der in zahlreichen engen Windungen sie durchschneidet und der auf seinen Ufern wuchernden Baum- und Strauchvegetation üppige Lebenskraft zuführt. Hart an den westlichen, spärlich mit verkrüppelten Cedern und Tannen geschmückten steilen Abhängen liegt das Städtchen Cuesta. Von oben gesehen, erinnert es mit seinen würfelförmigen gelben Lehmgebäuden an die unregelmäßig zerstreuten Klötze eines von Kinderhand umgestürzten Baukastens. Einzelne Ranchos oder Gehöfte erheben sich hier und da in geschützten Winkeln, mit den dazu gehörenden Pferde- und Rinderherden die umfangreichen Wiesenflächen anmutig belebend. Ein verlockendes Bild, doch nur so lange, als man nicht mit den ziemlich verwahrlosten leichtfertigen Bewohnern in engeren Verkehr tritt. So war es wenigstens vor vierzig Jahren.

Bis dahin fand, außer Jägern und Fallenstellern, selten ein forschender Reisender aus dem Osten seinen Weg in dies abgeschlossene Reich. Der einzige nennenswerte Besuch bestand aus gefürchteten Gästen, größeren Banden der Apaches, Komanches oder der Navahoes, jener berüchtigten Lanzenreiter auf der Westseite der Rocky Mountains, die nur zu oft sich nicht auf Pferdediebstahl beschränkten. Sie kamen wie aus den Wolken gefallen. Ihre Anwesenheit wurde zuweilen erst ruchbar, wenn Flammen ihren bedrohlichen Schein in die Nacht hinaus sandten, stürzendes Gebälk die erschlagenen Bewohner einsam liegender Gehöfte unter sich begrub.

Es war zu Anfang der fünfziger Jahre und im Hochsommer, als in Cuesta das Fest

eines besonders einflußreichen Heiligen mit dem üblichen Pomp begangen wurde. Aus allen Richtungen waren die Angesessenen herbeigeströmt, um sich an der Prozession zu beteiligen und demnächst den hohen Tag bis zum folgenden Morgen durch den Genuß von Aguardiente und El Paso-Wein, durch Gesang und Tanz zu verherrlichen. Als nicht zu umgehende Notwendigkeit galt außerdem, einige Pfund Pulver zu verknallen und mit Einbruch der Nacht weithin leuchtende Feuer anzuzünden, zu denen sein Scherflein an Brennholz beizutragen jeder rechtschaffene und fromme Bürger sich für verpflichtet hielt.

An der Spitze aller dieser Lustbarkeiten stand der Alcalde oder Bürgermeister selber, ein bäuerlicher vierschrötiger Viehzüchter in Hemdärmeln, mit breitkrempigem Sombrero und einem gutmütigen Brauergesicht. Vorzugsweise weilte er in der Fandangohalle, wo er mit barocker Grandezza unter den zügellosen Tänzern die Ordnung aufrecht erhielt.

Jetzt, nachdem Talgkerzen und Lampen angezündet worden waren, ließ er die Blicke wiederholt, wie nach jemand suchend, über die im Hintergrunde stehenden Zuschauer hinschweifen, und jedesmal ohne befriedigt zu werden. Um so eifriger überwachte er dann wieder die wilden Burschen in den phantastisch verzierten weiten Calzoneros, und die glutäugigen Señoritas mit den flatternden Röcken, wie sie nach dem Klingen von Tamburin, Guitarre, Geige und Triangel sich im tollen Reigen drehten oder in Schlangenwindungen gegenseitig abstießen und wieder haschten. Und wie die Flaschen und Gläser klirrten, die Cigaretten zwischen bärtigen und unbärtigen, jungfräulich üppigen und welken Lippen glimmten und die dunklen Augen so verführerisch sprühten und blitzten! Es war wahrhaftig eine Lust, das zu beobachten.

Und abermals spähte der Alcalde nach Verstummen der Musik ungeduldig im Kreise umher.

„Einer fehlt mir," sprach er im Tadel, und andächtig neigte jedes Ohr sich ihm zu, „Don Urbano, ich sehe ihn nicht. Warum ist er nicht hier? Und gerade er müßte zur Stelle sein, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, auf daß er in seiner Heimat darüber schreiben könnte, wie wir unsere Heiligen ehren."

„Madre Santissima!" hieß es aus der Reihe der rastenden Tänzer unwillig zurück, „was fragt der Señor Demonio nach allen Heiligen der Welt?"

„Ein Heide ist er, ein Pagano, ein Dämon!" rief ein zweiter, zugleich aber scheu um sich spähend. Dann ein anderer:

„Ein böser Geist, ein Ishuve, wie die Wilden der Prairie ihn heißen, wenn sie von ihm reden. Sie fürchten ihn, obwohl sie nie eine Waffe in seiner Hand sahen!"

„Vor Sonnenuntergang begegnete ich ihm," ertönte abermals eine Stimme im Hintergrunde, „Santa Maria! Wie nahm er sich aus! Weit aus dem Wege ging ich ihm mit seinen Höllenaugen und bekreuzigte mich. Nach der Höhe stieg er hinauf mit dem braunen Domingo. Der trug ihm das Teufelsinstrument. Eine Todsünde ist es, an dem Ehrentage unseres Schutzpatrons die Hand an eine Arbeit zu legen und sogar geheimnisvolle Dinge zu treiben in schwarzer Nacht!"

„Ruhe da!" gebot der Alcalde mit fetter Stimme streng, „denn ich sage euch: ein Kaballero erster Klasse ist er, und Don Urbano Recado ist sein Name und nicht Señor Demonio. Spricht er nicht viel, so reißen andere die Mäuler um so weiter auf. Was ihr aber in seinen Augen entdeckt, ist lauter Gelehrsamkeit. Aber hier hätte er freilich sein müssen, schon allein um der Ehre willen. Doch er kommt vielleicht noch; die Nacht ist lang, und jetzt los mit der Musik und die Beine geschwungen, als ob ihr für einen Real jeden Tag ein Paar neue einkaufen könntet!" und mit erhöhter Begeisterung brach der so lange verhaltene Jubel sich wieder Bahn. Zugleich stampften die regsamen Füße mit verdoppelter Gewalt den staubigen Lehm-Estrich. Es rasselten, jammerten und klirrten die Instrumente, daß des dicken Alcalden strahlendes Gesicht vor Stolz und Wonne auseinander ging, wie ein guter Hefenteig, und er mit einstimmte, als es im Chor nach einer langsamen Walzermelodie durch den mit Tabaksrauch, Staub und Dunst gefüllten niedrigen Raum schallte:

„Tanze, tanze, bis der Atem dir vergeht,
Küsse, küsse, bis das Herz dir stille steht!
Trinke, trinke, bis der Teufel hat geholt
Deinen letzten Pesos weißes Gold."

Wohlgefällig um sich spähend, wurde der alte Herr eines auffällig schönen, schlank gewachsenen Mädchens ansichtig. In dem auf die Straße öffnenden Eingange stand es, mit dem Rücken nachlässig an den Thürpfosten gelehnt. Während es düsteren Blickes das geräuschvolle Treiben überwachte, verknotete es die beiden nach vorn gezogenen langen schwarzen Haarflechten mit hastigen Griffen, um sie alsbald wieder zu entwirren. Dem Alcalden war nicht entgangen, daß die anmutige Erscheinung mehrere zu ihr herantretende junge Männer geringschätzig abfertigte, und irgend ein Ärgernis argwöhnend, rief er ihr aufmunternd zu:

„Juanita, ist das eine Art? Die hübscheste und flinkste Tänzerin unseres Thales steht da, als ob das Alter sie drücke? Caramba, Muchacha (Kindchen)! Gebrauche deine kleinen Füße, wozu sie dir gegeben wurden, anstatt mit deiner Hoffart Unfrieden zu schüren!"

„Die Nacht ist lang," wiederholte Juanita des Alcalden eigene Worte, und im Trotz kräuselte sie die blühende Oberlippe empor, daß die weißen Vorderzähne sichtbar wurden; „soll ich ermüden, bevor der Tag heraufzieht?"

„Wer erlebte je, daß du ermüdetest, und hättest du den Tanzplatz in vierundzwanzig Stunden nicht verlassen. Bei unserem allerheiligsten Schutzpatron, anderes geht in deinem eigensinnigen Kopf um. Kränkte dich jemand, so gesteh's offen, daß ich's ihm heimzahle."

„Wer könnte mich kränken?" fragte Juanita spöttisch, und gewahrend, daß die Aufmerksamkeit der zunächst Weilenden sich ihr zukehrte, trat sie ganz ins Freie hinaus, wo nur noch ein matter Lichtschein sie streifte. Gleich darauf stand ein hübscher, kräftig gebauter Bursche vor ihr, und sein wild gelocktes Haupt ihr zuneigend, begann er mit eigentümlich zitternder Stimme: „Juanita, ich frage dich abermals und ernstlich: Willst du jetzt mit mir in den Reigen eintreten? Noch ist es nicht zu spät."

„Du, Mateo?" hieß es frostig zurück, „und du redest gar, als besäßest du ein Recht, mich zu zwingen. Ist dir ums Tanzen zu thun, so findest du da drinnen Mädchen im Überfluß mit roten Lippen, die nach deinem Geschmack sind."

„Aus dir spricht Eifersucht," versetzte Mateo, seine Leidenschaftlichkeit nur schwer bekämpfend. „Was ist daran gelegen, wenn ich im Vorbeigehen eine andere küsse? Der Tanz und der Wein treiben einem das Blut zu Kopfe, daß man vor Lust die ganze Welt umarmen möchte."

„So gehe und umarme und küsse die ganze Welt. Was frage ich danach, solange ich selbst unbelästigt bleibe."

Durchdringend sah Mateo in die unter den zornig gerunzelten Brauen hervor glühenden dunklen Augen. Ohne eine Miene zu verziehen, ertrug Juanita seinen Blick. Es war, als habe tödliche Feindschaft sie geschieden, und doch klopften ihre Herzen, daß sie meinten, daran ersticken zu müssen. Endlich seufzte Mateo tief auf.

„Willst du, daß es um solche elende Ursache vorbei mit uns sei," hob er heiser vor Erregung an, „so können alle deine schönen Worte und Versprechungen nur Falschheit gewesen sein. Caramba! mir soll's recht sein. Wer weiß, vielleicht wartest du auf den Bartolome; der braucht freilich nur in die Tasche zu greifen, um Silber klirren zu lassen."

Juanita zuckte die Achseln. Ihre schwarzen Augen schienen sich zu vergrößern, indem sie nachlässig erwiderte: „Du redest wie ein Unsinniger. Erwartete ich den Bartolome, wer wollte es mir verbieten? Wenn er nur kommen wollte. Fast bereue ich, ihn damals in einer Weise heimgeschickt zu haben, daß er unser Thal seitdem nicht mehr betrat. Ist's aber vorbei mit uns, ertrag ich's leicht genug."

Wiederum ruhten die funkelnden Blicke ineinander, wie die zweier Kämpfer, die erbittert nach einer günstigen Gelegenheit zum Angriff suchen. Erst nach einer Pause des Schweigens erklärte Mateo, gewaltsam Gleichmut erheuchelnd: „Erträgst du's leicht, wenn die Leute uns verspotten, habe ich noch weniger Last daran."

„Spotteten sie lange genug, hören sie von selber auf," erwiderte Juanita gelassen.

Mateo lachte ingrimmig und fügte hinzu: „Magst dich unterdessen an dem Señor Demonio schadlos halten. Sollst ja manche Stunde bei Tag und bei Nacht in seinem Zelt verbringen und ihm die Teufelskünste ablernen, mit denen er dich bannt. Weshalb heiratest du ihn nicht?“

Juanitas Augen sprühten; trotzdem klang es sorglos, als sie erklärte: „Lieber als dich nähme ich ihn sicher.“

„Ist das dein letztes Wort?“

„Mein letztes Wort auf deine schlechte Rede.“

„So höre auch das meinige,“ versetzte Mateo, über dessen Haupt die Wogen verhaltenen Grolls zusammenschlugen: „Für dich der Heide, der Dämon, der Ishuve; für mich die Señoritas, so viele ihrer in unserem Thal die Füße zum Tanz zu heben verstehen!“ Und laut aufjauchzend stürmte er in die Halle hinein, wo er alsbald zwischen den sich drehenden Paaren verschwand.

Finster hatte Juanita ihm nachgesehen. Die frischen Lippen preßte sie aufeinander, daß sie fast verschwanden. Zwei schwere Thränen rollten über die bräunlichen Wangen. Sie wartete, bis Mateo, eine glücklich lachende Tänzerin in den Armen, zweimal vor ihr vorübergestürmt war und jedesmal einen mißtönenden Jubelruf ausgestoßen hatte, dann schlich sie davon.

„Ich und der Señor Demonio,“ sprach sie im Übermaß ihrer Erbitterung höhnisch vor sich hin, „er, der wie ein Vater zu mir ist und selber an seinem Leid zu tragen hat. Santa Maria! Woher kommt dem Mateo so viel Bosheit? Er wird's noch bereuen.“

Gleich darauf war sie in den schwarzen Schatten zwischen den Häusern verschwunden. Sie zürnte Mateo, aber auch sich selber. Wie Hohn tönte die Musik hinter ihr her, wie böser Hohn gellte in ihren Ohren: Küsse, küsse, bis das Herz dir stille steht.

So beurteilte man Don Urbano Recado, den Señor Demonio, Ishuve oder wie sonst man ihn seiner Eigentümlichkeiten wegen nannte. Dabei wußte man nicht mehr von ihm, als daß er vor zwei Monaten eines Tages plötzlich da war, ohne über das Woher und Wohin Auskunft erteilt zu haben. Auf einem Maultier, gefolgt von zwei beladenen Packtieren, die ein brauner Bursche beaufsichtigte, hatte er seinen Einzug in das Thal gehalten und vor dem ersten Gehöft, an welchem der Weg vorüberführte, abgesattelt. Seinen Begleiter hatte er darauf abgelohnt und zu den Seinigen am Rio Grande zurückgeschickt, sich selbst dagegen bei Zepeda, dem Besitzer des Ranchos, gegen guten Entgelt in Beköstigung gegeben. Anstatt aber in dem niedrigen Lehmbau Wohnung zu nehmen, schlug er etwas abseits ein mitgeführtes Zelt auf, in dem er samt seinen Habseligkeiten ein erträgliches Unterkommen fand. Dort lebte er still für sich. Was er hinter den Zeltwänden trieb, blieb Geheimnis. Zu ihm hineinzugehen wagte außer Zepedas Tochter keiner. Man sah ihn nur, wenn er größere oder kleinere Ausflüge unternahm oder gelegentlich einmal beim Alcalden der Stadt vorsprach. Auf diesen Gängen begleitete ihn regelmäßig ein Mitglied der friedlichen städtebauenden, der sogenannten Pueblo-Indianer, das er einst mit heimbrachte und nach dem Wohnsitz seines Stammes Domingo nannte.

Zu der Stunde, in welcher der Alcalde ungeduldig auf sein Erscheinen wartete, befand Urbano sich hoch oben auf dem Rande des von der Stadt aufwärts führenden Abhanges. Dort, wo auf eine kurze Strecke der östliche Prairiehorizont vor ihm lag, saß er auf einem Felsstück, mittels eines Sextanten die Höhe einzelner Sterne messend. Neben ihm kauerte der gelehrige Domingo, vor sich einen Chronometer nebst kleiner Blendlaterne, die ihr Licht durch die einzige Scheibe auf das Zifferblatt warf. Die Blicke starr auf dasselbe gerichtet, war seine Aufgabe, jedesmal den Zeitpunkt genau zu bezeichnen, in welchem das Wort „Stopp“ zu seinen Ohren drang.

Urbano war eben im Begriff, das Ergebnis der letzten Beobachtung in das zur Hand liegende Buch einzutragen, als Domingo plötzlich die kleine Flamme verlöschte. Verwundert sah Urbano auf ihn hin, erhielt aber sofort eine Erklärung durch die in geläufigem Spanisch geflüsterten Worte: „Keinen Laut geben Sie von sich. Menschen in der Nähe. Es mögen Apaches sein. Kommen sie bei Nacht, sind sie gefährlich.“

Urbano, dem die Empfindungen der Furcht oder des Erschreckens überhaupt fremde

Dinge, lauschte aufmerksam; doch erst nach einer Weile unterschied er das Geräusch, mit welchem ein aus seiner Lage gestoßener Stein einen anderen traf und mit diesem abwärts ins Rollen geriet. Zugleich raunte Domingo ihm dringlich zu: „Sie kommen hierher," und ihn zu sich niederziehend, kroch er mit ihm in den Schutz eines breit verzweigten Cedernstrauches.

Sie hatten kaum eine Lage gewonnen, in der sie, begünstigt durch die milde Beleuchtung des Firmamentes, die Strecke bis zu einer nahen Regenschlucht zu überblicken vermochten, als sie auf dem Uferrande eine unbestimmte Bewegung entdeckten. Allmählich entwickelten sich aus derselben vier indianische Krieger, die in geringer Entfernung vor ihnen vorüber dem sich unmittelbar in das Thal senkenden Abhange zuschritten. Dann folgte Stille. Um so deutlicher drang dafür der wilde Festjubel herauf, dem gelegentlich abgefeuerte Freudenschüsse erhöhten Ausdruck verliehen.

Leicht überzeugten die feindlichen Kundschafter sich, daß sie bei ihrem geheimnisvollen Unternehmen keine Störung zu befürchten hatten, und zurück begaben sie sich nach der Schlucht, der sie eben entstiegen waren. Auf dem Uferrande blieben sie abermals stehen, und hinab in die Tiefe schallte der zweimalige durchdringende Schrei eines Waldkauzes. Das heraufgesendete kurze Aufjauchzen eines Prairiewolfs galt als Zeichen des Verständnisses, und vorsichtig schickten die Kundschafter sich an, den nunmehr vorauseilenden Raubgenossen auf kürzestem Wege zu folgen. Da die Schlucht dem abgelegenen Rancho Zepedas gegenüber in das Thal mündete, konnte über ihr Ziel kaum noch ein Zweifel walten. Auf Erfolg aber durften sie um so zuversichtlicher rechnen, weil ihnen nicht fremd, daß an besonders hochgehaltenen und geräuschvoll eingeleiteten Festtagen die in dem Thal zerstreuten Gehöfte meist vollständig verödet lagen.

„Apaches," meinte Domingo gleichmütig zu Urbano, als sie aus ihrem Versteck hervorschlichen und sich aufrichteten, „sie werden das Zelt meines Freundes ausrauben."

„So kann ich's nicht hindern," antwortete Urbano gelassen; „vermöchte ich es, so müßten vorher die in ihrem Taumel gedankenlosen Menschen da unten gewarnt werden."

„Sie hören nicht auf meinen Freund. Sie tanzen, bis die Dächer über ihren Köpfen brennen."

„Unsere Pflicht haben wir dann wenigstens erfüllt."

Mit den Instrumenten beladen, gingen sie nach der Stelle hinüber, wo die Stadt zu ihren Füßen lag. Sinnend spähte Urbano hinab. Der Festjubel schien seinen Gipfel erreicht zu haben. Lauter und durchdringender ertönte das Jauchzen und schneller folgten die Schüsse aufeinander. Unabänderlich wiederholte sich in bestimmten Pausen:

„Tanze, tanze, bis der Atem dir vergeht,
Küsse, küsse, bis das Herz dir stille steht,
Trinke, trinke, bis der Teufel hat geholt
Deinen letzten Pesos weißes Gold!"

Wie bitterer Hohn klang die heitere Melodie in Urbanos Ohren.

„Die listigen Steppenräuber hätten sich in der That keine günstigere Gelegenheit zu einem Überfall wünschen können," bemerkte er träumerisch zu dem Gefährten gewendet, und mühsam, halb gleitend, halb kletternd, begannen sie auf der hindernisreichen Bahn sich niederwärts zu bewegen.

* * *

Als Urbano auf dem Tanzplatz erschien, war eben Rast eingetreten. Lebhafter kreisten dagegen Flaschen und Gläser, freier kreuzten sich tolle Scherzreden. Sobald man aber seiner ansichtig wurde, blieb manche auf der Zunge schwebende lustige Bemerkung unausgesprochen.

„Señor Demonio", lief es von Mund zu Mund, bis der Alcalde glühenden Antlitzes und leuchtenden Auges seinen Gast freundschaftlich willkommen hieß und sein spätes Kommen aufrichtig bedauerte. Weitere Komplimente schnitt Urbano ab, indem er die Hand abwehrend erhob, und als hätte er damit einen Bann um alle Gemüter geschlungen, trat Stille ein. Aus seiner Haltung glaubte man herauszulesen, daß die bei seinem Eintritt herrschende geräuschvolle Fröhlichkeit ihn anwiderte, er am liebsten dem tollen Treiben sofort ein Ende gemacht hätte. Außerdem war seine ganze Erschei-

nung sicher nicht geeignet, unter den leichtfertigen und abergläubischen Mexikanern großes Vertrauen zu erwecken, statt dessen aber jene Empfindungen, denen er die bösen Spottnamen verdankte. Lang, hager und knochig gebaut und in den abgetragenen Reisekleidern, standen die schmalen Schultern kaum noch im Verhältnis zu seiner Größe; trotzdem verrieten untrügliche Merkmale, daß voll ausgebildete Kräfte sich in ihm mit einer zähen, durch Ertragen von Beschwerden und Entbehrungen gestählten Körperbeschaffenheit einten. Den Hut trug er in der Hand. Man gewann dadurch den vollen Anblick einer ungewöhnlich breiten und hohen Stirn. Das blauschwarze, mit dem ersten Weiß gemischte starke grobe Haar besaß die seltsame Eigenschaft, sich steil emporzusträuben. Von ihm unterschied sich in der Farbe nicht der volle Bart, der tief auf die Brust herabfiel. Unheimlich kontrastierte zu beiden das Gesicht mit der scharfen Geiernase und den stark vorspringenden Backenknochen. Ursprünglich bleich, hatte es, soweit es sichtbar, infolge des beständigen Aufenthaltes im Freien eine gelbe Lederfarbe angenommen. Unter den Brauen hervor, die oberhalb der Nase ineinander verliefen, blickten die Augen mit einer so durchdringenden Schärfe, daß es nicht zum Verwundern, wenn jeder, den sie trafen, die Neigung empfand, sich abzuwenden. So auch jetzt der stolze Alcalde, als er ihn fest ansah und mit kaum merklichem Tonfall seines tiefen Organs anhob: „Ich tadle nicht, wenn jugendfrisches Blut zu wilden Ausschreitungen treibt. Am heutigen Abend aber hätten Sie Ihren Leuten wehren und anderes vorschreiben sollen, denn bewahret euer Schutzheiliger euch nicht davor, daß binnen kurzer Frist die Brandfackel in eurem Thal aufleuchtet, blutige Beile und Messer geschwungen werden und eure besten Pferde in den Besitz der Apaches übergehen, so müßt ihr schon selber für euer Hab und Gut eintreten. Also besinnt euch; Zeit habt ihr nicht zu verlieren."

„Wie er unseren Schutzpatron verspottet!" hob ein Bursche an, aber ein alterndes Haupt fiel mit den Worten ein: „Spricht Don Urbano, soll man auf seinen Rat hören," und im wüsten Durcheinander überschrien höhnische Stimmen den erteilten Rat.

„Wir glauben ihm nicht! Wer sah den Señor Demonio jemals lachen? Ihn ärgert's, wenn andere fröhlich sind. Uns gönnt er nicht die Freude, unserem Schutzpatron nicht die Ehre. Das ist die Art gottloser Heiden, die nie die heilige Messe besuchen." Und wer weiß, welche sonstige Schmähungen unter dem Einfluß der berauschenden Getränke noch in die Welt hinausgeschickt worden wären, hätte der Alcalde sich nicht mit seiner ganzen Würde ins Mittel gelegt.

„Ruhe da!" gebot er abermals, „vergeßt nicht, daß einem vornehmen Gaste Achtung gebührt. Täuschten ihn seine Augen in der Dunkelheit, so offenbart sich in seiner Warnung guter Wille."

„Anstatt mit Reden Zeit zu vergeuden, sollten die Männer sich bewaffnen, oder es wird in der That zu spät," versetzte Urbano gelassen.

Doch seine Worte übten gerade die entgegengesetzte Wirkung von der beabsichtigten auf die erhitzten Gemüter aus. Einzelne Besonnene versuchten zwar, zu vermitteln, allein sie wurden schnell übertäubt von der Mehrzahl, die trotz der heimlichen Scheu vor Urbano einen Störenfried in ihm erblickte und daher seinen vermeintlich leeren Einwänden den Boden zu rauben trachtete. Der Alcalde war unterdessen an Urbanos Seite getreten. Auch ihn beseelte ein unerschütterliches Sicherheitsgefühl.

„Unsere Hirten draußen vor dem Thaleingang sind wachsam," sprach er in seiner Verlegenheit entschuldigend, „kein Fuchs schleicht unbemerkt an ihnen vorbei. Das wissen alle und fußen darauf. Stieg dem Gesindel der Wein zu Kopfe, ist schweres Verkehren mit ihm. Einen Tanz muß ich noch frei geben, dann aber will ich selber in Begleitung einiger handfester Männer ausgehen, um das Mißverständnis aufzuklären."

Urbano zuckte die Achseln bedauernd. Er begriff, daß er mit seinen Vernunftgründen nicht durchdrang, aus dem einen Tanz deren ein halbes Dutzend und mehr werden würden, und schritt dem Ausgange zu.

„Musik! Musik!" schallte es hinter ihm her; „beweist dem Señor Demonio, daß wir keine furchtsamen Kinder sind! Mille Caramba! Trinkt lieber auf seine Gesundheit

für den guten Willen!" Das Weitere erstarb in dem unabänderlichen:

„Trinke, trinke, bis der Teufel hat geholt
Deinen letzten Pesos weißes Gold!"

Sogar der Alcalde mochte froh sein, daß er nicht länger durch den finsteren Gast mit seinem Rabengekrächz beengt wurde.

Als Urbano ins Freie hinaustrat, gesellte Domingo sich ihm wieder zu.

„Von der Tollwut des Tanzes sind sie besessen," antwortete er auf dessen Frage. „Ungebärdigen Kindern gleichen sie. Mögen sie keine Ursache zur Reue finden!" Und ihre Schritte beschleunigend, verfolgten sie den nach dem vermeintlich gefährdeten Rancho führenden Weg.

Eine kurze Strecke hatten sie zurückgelegt, als ein Mann, die Büchse auf der Schulter, sie einholte.

„Du, Mateo?" redete Urbano ihn verwundert an.

„Ich selber, Señor. Sie erschreckten mich. Gehe ich den Weg umsonst — um so besser."

„Und gewannst es über dich, Juanita zu verlassen?"

„Sie verschwand früher," antwortete Mateo, eigentümlich verbissen.

„Sie ging mit Zepeda und ihrer Mutter nach Hause?"

„Nein, den Alten gefiel's noch in der Stadt. Solch hohes Fest wird nicht alle Tage gefeiert."

„Weshalb begleitetest du deinen Schatz nicht?"

„Wir trennten uns im Zorn voneinander. Sie verargte mir's, daß ich im Vorbeigehen mit einer anderen scherzte. Gute Worte wollte ich nicht geben. Caramba! Hatte ich doch keine Sünde begangen."

„Ihr handeltet beide vorschnell. Empfindlichkeit und Mißtrauen führen zu Zerwürfnissen, und Zerwürfnisse kühlen die Liebe ab."

„Ich hatte triftigere Gründe zu Mißtrauen als sie."

„Inwiefern?"

Mateo säumte mit einer Erwiderung; dann stieß er ingrimmig hervor: „Ich will's nur eingestehen. Ich glaube, daß Juanita auf Sie mehr giebt als auf mich. Reden die Leute doch schon darüber. Sie bestritt es nicht, als ich es ihr vorhielt."

Urbano lachte geräuschlos und doch unsäglich herbe vor sich hin. „Du bist ein Narr mit deiner Eifersucht," fügte er hinzu. „Ist Juanita mein Liebling und besitzt sie Vertrauen zu mir, so liegt nichts Arges darin. Auch ich hatte einmal einen Schatz," und noch bitterer klang seine Stimme, „doch nur so lange, bis Mißtrauen zwischen uns gesät wurde. Wir wären sonst wohl glücklich geworden. Mir aber mit meiner abschreckenden Häßlichkeit wurde dadurch das Lieben auf ewige Zeiten verleidet. Das laß dir gesagt sein. Doch das nur nebenbei, um dich von deinem Unverstand zu heilen. Trotz des Zerwürfnisses treibt es dich also, nach Juanita zu sehen?"

„Ist es vorbei mit uns, soll sie wenigstens erfahren, daß ich sogar auf ein leeres Gerücht hin in Sorge um sie geriet."

„Möchte es sich als ein leeres Gerücht erweisen! Doch sage, weilt außer Juanita sonst noch jemand auf dem Rancho?"

„Ein greiser Hirt, den seine Füße nicht mehr weit tragen, und die alte Brigida."

„Weiter niemand?"

„Ein junger Peon,* der fürs Bleiben bezahlt wird. Er möchte sonst dem Tanz zuschauen. Aber Sie fragen, als ob die Apaches Zepedas Rancho wirklich bedrohten."

„Sie bedrohen das Gehöft nicht nur, sondern haben zur Zeit wahrscheinlich bereits Besitz von ihm ergriffen."

„So will ich hin und Juanita retten oder mit ihr sterben," rief Mateo bestürzt aus und wollte davonstürmen, als Urbano ihm zu bleiben befahl.

„Du möchtest eine Dummheit begehen," fuhr er ruhig fort, „denn verhält es sich, wie ich vermute, so bist du ein toter Mann, bevor du einen Blick auf Juanita erhaschest. Zuvor wollen wir uns überzeugen, ob meine Voraussetzung keine irrtümliche. Nachher sehen wir weiter."

Schweigend schritten sie einher. Als endlich der Rancho hinter einem Bergvorsprung hervor in ihren Gesichtskreis trat, gewahrten sie, daß nicht nur die kleinen Fenster des Wohnhauses hell erleuchtet waren, sondern auch Lichter, anscheinend Strohfackeln, sich zwischen den Baulichkeiten eilfertig hin und

* Peon, eine Art Leibeigener.

her bewegten. Mit einem dumpfen Aufschrei setzte Mateo zum wilden Lauf an, stürzte aber nach wenigen Schritten stolpernd zu Boden. Mit einer Äußerung des Grauens sprang er auf. Anstatt die Flucht fortzusetzen, wies er auf eine Gestalt, die quer über den Weg lag. Zu sprechen vermochte er nicht.

„Kennst du ihn?“ fragte Urbano, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der vor ihm Liegende durch einen Beilhieb getötet worden war.

„Er hütete die Pferde Zepedas und die der Nachbarn dort im Thaleingang,“ stotterte Mateo, wie einer Betäubung sich entwindend.

„So befand er sich auf dem Wege, die Kunde von dem Überfall zu verbreiten, und daran hinderte man ihn auf Kosten seines Lebens. Doch ermuntere dich. Was ihm nicht gelang, wirst du ausführen. Laufe, so schnell deine Beine dich tragen, und schreie in die Fandangohalle hinein, was du hier sahst —“

„Juanita —“ hob Mateo in heller Verzweiflung an, und schnell unterbrach Urbano ihn mit den Worten: „Kann sie überhaupt noch gerettet werden, so ist es nur möglich, wenn du die Leute in der Stadt aufrüttelst. Also fort mit dir!“

Mateo stürmte davon, und langsamer schritten die beiden Gefährten auf das nur noch eine mäßige Strecke entfernte Gehöft zu. Still war die Luft. Zwar gedämpft, jedoch deutlich drangen daher noch immer die Ausbrüche eines zügellosen Jubels zu ihnen herüber; es wiederholte sich geisterhaft vibrierend das tolle:

„Trinke, trinke, bis der Teufel hat geholt
Deinen letzten Pesos weißes Gold!“

Häßlich kontrastierten Melodie und Worte zu dem Bilde, von welchem sie kurz zuvor fortgetreten waren, häßlich wie höllisches Hohngelächter zu den Scenen, die sich nunmehr vor ihren Augen entwickelten.

Gegen dreihundert Ellen trennten sie noch von dem Rancho, als plötzlich Flammen aus dem einen Stall schlugen und dessen Umgebung grell beleuchteten. Hinter einer Einfriedigung blieben sie stehen. Finster überwachte Urbano eine größere Anzahl brauner Gestalten, die damit beschäftigt, die aus dem Wohnhause geschleppten Gegenstände auf gesattelte Pferde zu verladen. Andere trieben eine Herde durch den vom Rio Pecos gebrochenen Paß, um mit ihr auf der unabsehbaren Ebene sich zu verlieren. Still und geschäftig, wie es sonst nicht Gewohnheit der Eingeborenen, gingen sie zu Werke. Erst als auch das Wohnhaus in Flammen stand und einen weithin leuchtenden Schein gen Himmel sandte, brachen sie in triumphierendes Heulen und Gellen aus. Teuflische Befriedigung offenbarte sich in der Zerstörungswut, mit der sie Dinge, die ihnen sonst willkommen gewesen wären, jedoch keinen Platz mehr auf den Rücken der Pferde fanden, in die lodernde Glut warfen. Dazu tönten, ihre Sicherheit gleichsam verbürgend, unablässig das Jauchzen und Schießen von dem Städtchen zu ihnen herüber, aber jäh verstummte plötzlich alles. Mateo war an seinem Ziel eingetroffen.

Auf einem mehr Schutz gegen die Beleuchtung gewährenden Umwege gelangten Urbano und sein Begleiter, von der Schattenseite her behutsam einherschleichend, bis dicht an das Zelt heran. Fast gleichzeitig wollten zwei der Unholde auf der anderen Seite in dasselbe eindringen. Domingo blieb stehen, wogegen Urbano zu den Räubern herumtrat. Sie sahen ihn nicht gleich. Erst als er sie anredete und, den Sextanten darreichend, spöttisch fragte, ob sie auch ihn zu besitzen wünschten, schnellten sie auf die Füße empor. Als ob der Anblick des mit rötlichen Reflexen überströmten unbewaffneten Mannes mit den unheimlich schauenden Augen ihre Lebensgeister in Fesseln geschlagen, das glänzende Instrument dagegen ein durch Zauber herbeigeführtes qualvolles Ende verheißen habe, verharrten sie anfänglich wie gelähmt. Dann stießen sie, durch Grauen erpreßt, das Wort „Ishuve“ aus, und sich umkehrend, flohen sie nach dem brennenden Gehöft hinüber. „Ishuve! Ishuve!“ hieß es immer wieder, während sie entsetzte Blicke rückwärts sandten. „Ishuve! Ishuve!“ als man sich auf die Pferde warf und in wildem Rennen der vorausgetriebenen Herde nachfolgte. Sogar Domingo sah mit verheimlichter Scheu zu dem Gefährten auf, der es verstand, durch den Zauber seiner Augen die gefährlichsten Feinde zu vertreiben. Wo aber kurz zuvor noch eine erbarmungslose

Horde in Raub, Mord und Brand schwelgte, herrschte jetzt das Schweigen des Grabes. Nur die Flammen polterten dumpf, indem sie das ausgedörrte Holz gierig verzehrten. Mit dem steil emporwirbelnden Rauch einten sich Tausende von Funken.

Düster starrte Urbano in die Glut. Wo waren die Menschen geblieben, die dem verräterischen Überfall ausgesetzt gewesen? Solange der Rancho sich in seinem Gesichtskreise befand, hatte er nicht das kleinste Zeichen von ihnen entdeckt. Waren sie noch rechtzeitig geflüchtet, oder lagen sie begraben unter der glühenden Asche? Da störte eine leichte Bewegung ihn aus seinem Brüten auf. Er kehrte sich danach um, und vor ihm stand der junge Peon, dem das Überwachen des Gehöftes übertragen worden war.

Zitternd und bebend nach der überstandenen Todesangst erzählte er, daß es ihm im letzten Augenblick geglückt sei, den nächsten Bergabhang zu erreichen und sich dort zu verbergen. Von dem alten Hirten und Brigida wußte er nur, daß sie das Haus nicht verlassen hatten, also wohl, wenn nicht erschlagen, unter den stürzenden Trümmern umgekommen seien. Juanita hatte ihr Heil in offener Flucht gesucht, war aber eingeholt, auf ein Pferd gesetzt und an den Sattel festgeschnürt worden, worauf mehrere der Unholde sich mit ihr entfernten. Wie der junge Mann von seinem hochgelegenen Versteck aus wahrgenommen zu haben glaubte, waren sie, anstatt die Richtung nach der Prairie hinaus einzuschlagen, in dem Paß nördlich abgebogen, augenscheinlich um in einer Regenschlucht nach dem Plateau hinauf zu gelangen. —

Mateo war der erste, der auf der Unglücksstätte eintraf. Stumm vernahm er die verhängnisvolle Kunde. Erst nach einer Weile gewann er seine Besonnenheit zurück.

„Ich werde sie finden," erklärte er mit unheimlicher Ruhe. „Wer sie raubte, ich errate es. Ein brauner Mann war es nicht, aber braune Männer halfen ihm. Wehe über ihn, wenn ich ihn vor mir sehe! Wäre es erst Tag, daß man eine Fährte unterscheiden könnte."

Urbano betrachtete ihn nachdenklich. „Du wirst nicht allein nach ihr suchen," sprach er in seiner ruhigen entschiedenen Weise. „Juanita habe ich lieb gewonnen. Ich begleite dich."

Mateo schien seine Worte nicht zu hören. Bald darauf widerhallten Wehklagen zwischen den hoch aufstrebenden Bergwänden. Hände wurden verzweiflungsvoll gerungen. In heißen Thränen erstickten die Klagen um rettungslos Verlorenes. Flüche einten sich mit Drohungen, indem die aus ihrem Festjubel jäh aufgescheuchten Thalbewohner das Sinken des Brandes überwachten. Mit noch ausgeprägterer Scheu wichen sie dem eisig schauenden Señor Demonio aus. Zu der abergläubischen Furcht vor seinem Blick gesellten sich Scham und Reue, seine dringenden Ratschläge in den Wind geschlagen zu haben. Selbst der Alcalde begegnete ihm mit der Zurückhaltung eines bösen Gewissens.

* *
*

Eine Tagereise nordwestlich von Cuesta, ebenfalls am Rio Pecos, der dort in einem engen Felsenbett einhertost, und in einem ringsum von Plateaus begrenzten hügeligen breiten Thalkessel, erheben sich die Ruinen der alten Indianerstadt Pecos. Auf den Trümmern der ersten untergegangenen Kolonie terrassenförmig errichtet, kontrastiert das zerfallende lehmfarbige Gemäuer malerisch zu dem heiteren Grün der Wiesen und Haine. Gleichsam beherrscht wird es von einer etwas abwärts gelegenen, aus ungebrannten Lehmziegeln in plumpem Stil erbauten christlichen Kirche. Auch ihre Bedachung ist eingestürzt. Erweitert haben sich unter atmosphärischen Einflüssen Fensteröffnungen und Portal; aber noch immer legt sie ein beredtes Zeugnis ab von dem klugen Walten energischer Mönche, die einst das Kreuz nebst allem damit geeinten Segen und Unsegen in die verborgensten Winkel des großen Kontinents hineintrugen.

Die sich westlich neigende Sonne beleuchtete träumerisch jene verödeten Heimstätten, als von Süden herauf drei Wanderer sich ihnen näherten. Anstatt der in mäßiger Entfernung vorüberführenden vereinsamten alten Handelsstraße zu folgen, hielten sie das Ufer des Pecos, wo die verhältnismäßig dichte Vegetation es ihnen erleichterte, ihre Bewegungen zu verheimlichen. Vorauf schritt Domingo, die Büchse auf der Schulter. Er befand sich auf vertrautem Boden; außerdem

aber war er, selbst ein Pueblo-Indianer, der Mann dazu, seinen Weg durch die verworrenen Irrgänge der noch erhaltenen unteren Stockwerke hindurch zu finden. In seinen Spuren folgten Urbano und Mateo. Zepeda, seine beiden Söhne und drei oder vier junge Männer seiner Nachbarschaft waren eine kurze Strecke zurückgeblieben, um erst auf eine an sie gerichtete Aufforderung sich ihnen anzuschließen.

Bis vor einer halben Stunde waren sie den Spuren des Pferdes gefolgt, welches unzweifelhaft Juanita trug. Dort hatte es, mutmaßlich von einem der Wilden geritten, um die etwa Nachsetzenden in die Irre zu führen, den ungebahnten Weg in der Nähe des Flusses mit der Landstraße vertauscht, wo seine Fährten verloren gehen mußten.

Geschützt durch Baum und Strauch, trafen die drei Gefährten vor dem Südende der Trümmerstadt ein. Ein schmaler, nur mit Kraut und Ginster bedeckter Streifen schied sie noch von dem aufstrebenden Gemäuer. Forschend ließen sie von dem sicheren Hinterhalt aus die Blicke über die in ihrem Gesichtskreise befindlichen Öffnungen der oberen Stockwerke hinschweifen. Nirgend entdeckten sie Merkmale, daß sich Menschen dort verborgen hielten oder nach Verfolgern auslugten. Geschah letzteres, so ließ sich voraussetzen, daß sie von einer anderen Seite aus die Straße im Auge behielten. Hatten die Räuber aber in der That in den Ruinen Zuflucht gesucht, wie Domingo vermutete — und weit darüber hinaus konnten sie in der kurzen Zeit überhaupt nicht gelangt sein —, so handelte es sich für sie jetzt nur noch um einige Stunden, bis die Nacht sich auf die Landschaft senkte und damit der Fortsetzung der Flucht nichts mehr entgegenstand. Dies alles erwägend, streckte Domingo sich lang aus und glitt zwischen dem Gestrüpp hindurch auf eine Stelle zu, wo über den sich an das Mauerwerk lehnenden Schuttwall hinweg eine größere unregelmäßige Öffnung ihn angähnte. Zoll um Zoll sich nach vorn schiebend, betrug die Entfernung bis dahin nur noch wenige Schritte, als er plötzlich anhielt, den Boden vor sich argwöhnisch prüfte, dann aber den Gefährten durch ein Zeichen riet, zurückzubleiben. Er hatte auf dem festgelagerten Schutt die zwar schwache, jedoch unverkennbare Spur eines beschlagenen Hufes entdeckt. In der Richtung nach der Maueröffnung sich wiederholend, spähte er indessen vergeblich nach solchen, die von dorther ins Freie hinausstanden. Kurze Zeit ging er mit sich zu Rate, bevor er in das Buschwerk zurückschlich. Nicht länger im Zweifel, daß die Räuber samt ihrer Beute innerhalb der Trümmerstadt weilten, ordnete er Mateo mit der Weisung an Zepeda ab, mit den Seinigen ohne Zeitverlust der Landstraße offen nachzufolgen und den Ruinen gerade gegenüber sich zur Nachtrast einzurichten, wogegen er selbst und Urbano sich wieder nach dem Schuttwall hinauf begaben. Gleich darauf verschwanden sie zwischen dem Gemäuer.

Als sie den ersten düsteren Raum betraten, vernahmen sie das eigentümliche leise Wiehern oder vielmehr Grunzen eines Maultieres. Schnell trat Domingo, der es als eins der seinigen erkannte, neben dasselbe hin, und es durch schmeichelnde Berührung beschwichtigend, bewirkte er, daß es sich fortan ruhig verhielt.

Die Feinde innerhalb der Räume zu wissen, genügte dem vorsichtigen Domingo nicht, um sich für einen bestimmten Angriffsplan zu entscheiden. Urbano anratend, ihm dicht auf den Fersen zu bleiben, setzte er sich daher wieder in Bewegung, und nach kurzem Einherschleichen befanden sie sich in einem Labyrinth finsterer Gänge und zellenartiger Gemächer. Nur hier und da fiel durch die geborstenen Außenmauern und ursprünglichen Luftlöcher etwas Tageslicht zu ihnen herein.

Indem sie, um jedes durch die stillen Räume laufende Geräusch zu vermeiden, auf dem mit Schutt und Trümmern bedeckten Boden jeden Fußbreit bedachtsam prüften, bevor sie ihm ihr Gewicht anvertrauten, kamen sie nur langsam von der Stelle.

Domingo hatte die Richtung eingeschlagen, die an der Ostseite des seltsamen Baues hinführte. Dort bot sich ihnen Gelegenheit, durch eine breitere Spalte über die angrenzende Wiese hinweg die kaum zweihundert Schritte entfernte Landstraße zu übersehen. Leer und verödet dehnte sie sich aus. Nirgend zeigte sich eine Spur menschlichen Lebens. Nur Dohlen erfüllten die Luft mit

ihrem mißtönenden Geschrei, indem sie die alte Kirche scharenweise umflatterten und zwischen ihr und den verschiedenen höher hinaufragenden Mauerresten der Stadt gleichsam vermittelten. Den Hauptteil des Trümmerfeldes mieden sie augenscheinlich, dem Verdacht Raum gebend, daß gerade dort, und zwar von oben herab sichtbar und sie daher beunruhigend, die Räuber sich verborgen hielten.

Und weiter verfolgten die beiden Kundschafter ihren Weg, jetzt aber dahin, wo die Vögel gescheucht wurden, als Domingo plötzlich stehen blieb und den Gefährten leise warnte. Ein unbestimmtes Geräusch erreichte ihre Ohren. Es klang, als ob unter der Last eines darüber Hinschreitenden ein Teil der die unteren Räume bedachenden Holz- und Lehmlage niedergebrochen sei. Stille folgte; doch nur kurze Zeit, und es ließen sich gedämpfte Stimmen vernehmen. Die oben gestörte Bewegung wurde wieder aufgenommen, und deutlicher unterschieden sie vorsichtige Schritte. Dann rieselten Sand und Lehmbröckel auf sie herein, dadurch gelöst, daß zwei Männer in beinah erreichbarer Höhe über sie hinwegschlichen. Sie befanden sich offenbar auf dem Wege nach dem Südende der Stadt, um auch von dort aus durch einen Blick sich von der Sicherheit der näheren Nachbarschaft zu überzeugen.

Um einer möglichen Begegnung mit den vielleicht im Erdgeschoß Zurückkehrenden auszuweichen, drang Domingo, die bisherige Richtung aufgebend, nunmehr tiefer in die sich aneinanderreihenden Zellen ein. Ahnungslos näherten sie sich dem Punkte, welchen die Feinde zu ihrem Versteck gewählt hatten. Sie wurden erst darüber belehrt, als es abermals über ihnen knisterte und feiner Schutt sich löste. Ihre Bewegung einstellend, vernahmen sie die mit rauhem Organ gesprochenen Worte: „Wir brauchen den Sonnenuntergang nicht abzuwarten. Je früher aus der verdammten Mausefalle, um so sicherer. Am heutigen Tage hindert uns kein Teufel mehr.“ Und in gebrochenem, schwer verständlichem Spanisch lautete die Antwort: „Ich bleibe. Ich will Nacht um mich sehen. Bezahlt mich und geht. Soll ich Menschen begegnen, die nach der Señorita fragen?“

„Hast du denn gar kein Mitleid mit mir?“ erhob sich eine ergreifend klagende Mädchenstimme, „kein Mitleid mit meinen Eltern?“

„Oder gar mit dem Schurken, dem Mateo?“ fügte die erste Stimme einfallend gehässig hinzu.

„Bartolome, um der gebenedeiten Jungfrau willen, womit habe ich die Qual an dir verdient?“ hieß es in wilder Verzweiflung zurück. „Ich flehe dich an bei dem Allerheiligsten, gieb mich frei. Laß mich gehen, und ich gelobe, deinen Namen zu verschweigen —“

„Frei geben, nachdem ich dich unter Todesgefahr kaum gewann, und wohl gar um für die Plünderung der braunen Lumpe verantwortlich gemacht zu werden? Caramba! Da müßte ich weniger verliebt in dich sein. Deine Eltern sollst du freilich wiedersehen, aber nicht, bevor wir weit von hier Mann und Frau geworden sind. Damit bescheide dich und sei vernünftig —“

Das Geräusch wurde laut, mit welchem die beiden Späher auf demselben Wege, den sie gegangen waren, zurückkehrten. Ein lebhaftes Gespräch entspann sich. Aus demselben klang hervor, daß Zepeda und seine Begleiter auf der bezeichneten Stelle eingetroffen waren. Doch auch Mateo hatte man in dem Gesträuch vor dem Südende des Trümmerfeldes entdeckt, und zwar in dem Augenblick, als er sich eben tiefer in dasselbe zurückzog.

Bartolome stieß einen lästerlichen Fluch aus. Wütend bedrohte er Juanita, die ihr Klagen und Flehen erneuerte. Den Tod verhieß er ihr unter einem fürchterlichen Eide, wenn sie durch Erheben ihrer Stimme Verrat übe. Die darauf folgende Bewegung gab der Vermutung Raum, daß er zwischen den geborstenen Mauerresten nach einer Stelle suchte, von wo aus er, ohne selbst entdeckt zu werden, die Landstraße notdürftig zu überblicken vermochte. Diesen Zeitpunkt benutzten Domingo und Urbano, sich behutsam nach der Eingangskammer zurück zu begeben. Dort trieben sie das Maultier ins Freie hinaus, für Zepeda das Signal, scharfe Wache zu halten und jeden niederzuschießen, der sich oberhalb der Ruine zeigen würde. Mateo riefen sie dagegen zu sich herein. Sein Gesicht erglühte in wilder Erregung

und gefährlicher Entschlossenheit. Nachdem aber sein erster Verdacht bestätigt worden, schien er nicht erwarten zu können, mit Bartolome handgemein zu werden. Es erreichte seine an Raserei grenzende Wut einen Grad, daß es des dringendsten Rates der Gefährten bedurfte, ihn vor Unbesonnenheiten zu bewahren.

Vorsichtig einherschleichend, betraten sie den Raum, wo Urbano und Domingo Bartolome in seinem Verkehr mit Juanita belauschten. Jetzt herrschte daselbst Stille. Auch sie verhielten sich ruhig. Im Finstern allein auf das Gehör angewiesen, blieb ihnen nur übrig, die eigenen Bewegungen von denen der unsichtbaren Feinde abhängig zu machen, die, nachdem die Flucht ins Freie hinaus abgeschnitten worden, voraussichtlich Rettung in einem der zahlreichen Schlupfwinkel des Erdgeschosses suchten. Erst als in dem Mittelpunkt des einem Ameisenhaufen ähnlichen Baues, durch fallende Trümmer erzeugt, gedämpftes Poltern ertönte, regten sie sich wieder. Drei oder vier der dumpfigen Zellen hatten sie abermals hinter sich gelegt, als das Rieseln von Lehmschutt sich erneuerte. Bis zum Eingange der nächsten Kammer schritten sie vor. Dort entdeckten sie matten Lichtschein, der allmählich zunahm. Schärfer hinüberspähend, wurden sie inne, daß man eine Öffnung in der morschen Decke erweiterte. Wohl waren bequeme Zugänge vorhanden, allein sie lagen ungeschützt, so daß sie von Zepeda und seinen Leuten mit ihren Kugeln bestrichen werden konnten; wogegen gerade hier ein noch zwei Stockwerk hoher, bis zum Einstürzen verwitterter Mauerrest ausgiebige Deckung gegen Angriffe von der Landstraße her gewährte.

Regungslos überwachten die drei Gefährten das Treiben der hinterlistigen Feinde. Nur Mateo keuchte in dem Trachten, seine zügellose Erregung zu beherrschen. Starr hingen seine Blicke an der Stelle, wo neue Trümmerstücke und Holzreste hinabgesendet wurden.

Endlich war die Öffnung hinlänglich erweitert, um einem Manne das Hindurchsteigen zu ermöglichen. Dann dauerte es nicht lange, bis das hereinfallende Tageslicht wieder vermindert wurde. Ein Apache hatte sich, die Füße nach unten, auf den Rand des Durchbruches niedergelassen, worauf er langsam abwärts glitt und den letzten Höhenunterschied gleichsam fallend überwand. Sobald er festen Boden unter sich fühlte, traf er Anstalt, den ihm zunächst Folgenden zu unterstützen. Gleichzeitig erneuerten sich Juanitas Wehklagen.

„Hinunter!" befahl Bartolome mit einem Ausdruck, der die ihn verzehrende Wut verriet, „hinunter, sage ich dir, wenn ich dich nicht durch einen Stoß hinabsenden soll!"

„Ich kann nicht, Bartolome — Barmherzigkeit — ich kann nicht!" flehte das Mädchen verzweiflungsvoll.

„Vorwärts, vorwärts," hieß es weiter, „der Apache nimmt dich in Empfang."

„Barmherzigkeit — Gnade, um der heiligen Jungfrau willen!" hob Juanita wieder an.

„Schweige mit deinem Gewinsel, oder du lockst uns noch die Feinde auf den Hals!" herrschte Bartolome ihr zu. „Noch einen Laut gieb von dir, und ich stoße dir das Messer ins Herz! Verdammt! Entweder wir entkommen beide oder verbluten nebeneinander hier."

„Bartolome —" keuchte Juanita auf dem Gipfel ihrer Todesangst. Kurzes Ringen folgte, und abermals verdunkelte sich die Öffnung bis auf eine breite Fuge, von der aus ein Lichtbalken bis zu der von Urbano und den beiden Gefährten besetzten Thür hinüberreichte. Juanita war unterdessen so weit hindurchgeschoben worden, daß sie auf den Rand zu sitzen kam. Stumm, jedoch mit aller Macht sträubte sie sich gegen die erbarmungslosen Griffe ihres Entführers. Wie ein Abgrund von unermeßlicher Tiefe gähnte die unten herrschende Finsternis sie an; wie aus dem Inneren der Erde streckten die braunen Arme des ihr unsichtbaren Wilden sich ihr entgegen. Mit tödlicher Spannung harrten ihre Freunde darauf, daß sie in gleiche Höhe mit ihnen kommen sollte. Scharf überwachten sie den Indianer und seine Bewegungen, um im entscheidenden Augenblick sich des unglückseligen Opfers zu bemächtigen; und so unwiderstehlich hatte diese Aufgabe ihre Sinne gefesselt, daß sie des sie treffenden Lichtbalkens nicht achteten. Als der Apache aber die Arme um Juanitas Knie legen wollte, ließ er sie plötzlich wie-

der sinken. Seine Blicke waren auf Urbanos bleiches, im Halbdunkel förmlich leuchtendes Gesicht gefallen, auf seine Augen, welche die Glühkraft nachtliebender Tiere angenommen zu haben schienen. Wie zu Stein umgewandelt stand er da.

„Packe sie," rief Bartolome mit gepreßter Stimme zu ihm nieder, als er immer noch zögerte, „packe sie, in der Hölle Namen, und zieh sie nach dir, bevor der Teufel uns alle holt!"

„Jshuve!" stieß der Apache von Grauen erfüllt hervor, „Jshuve —"

Auf den ersten Ruf war Juanita von Bartolome, der die Bedeutung des Wortes kannte, zurückgezogen worden. Damit schienen alle bisher errungenen Vorteile für die drei Gefährten verloren gegangen zu sein. Indem aber der Apache, keine andere Rettung mehr vor sich sehend, die Blicke von dem geisterhaft fahlen Gesicht mit den unheimlichen Augen gewaltsam losriß und die Hände hob, um sich nach oben zu schwingen, entging ihm, daß Mateo, einem Raubtier ähnlich sich krümmend, auf ihn zuglitt und blitzschnell mit dem geschwungenen Messer nach ihm stieß. Lautlos brach er zusammen. Mateo dagegen erreichte, unter Zurücklassung der Büchse, die Öffnung im Sprunge mit den Händen. Ebenso schnell schwang er sich nach der Bedachung hinauf, wo Juanita, von Bartolome fortgeschleppt, bei seinem Anblick laut um Hilfe schrie und sich vergeblich von den sie umschlingenden Armen zu befreien suchte. Wie ein beutegieriger Panther stürzte Mateo auf sie ein. Doch auch Bartolome hatte das Messer gezogen, die einzige Waffe, die ihm zugänglich geblieben, und die breite Klinge in der Schwebe haltend, schwur er wutschäumend, beim ersten Schritt seines Gegners sie in des Mädchens Brust zu vergraben.

Mateo prallte zurück. Lauter schrie Juanita, dadurch die Aufmerksamkeit ihres Vaters und der zu ihm Gehörenden auf die ihnen unsichtbare Stätte des Kampfes hinlenkend und sie in ihren Bewegungen bestimmend. Ihre Hoffnung wuchs, als hinter Mateo Urbanos Haupt in der Öffnung auftauchte und die beiden Apaches, die Bartolome unter wilden Verwünschungen zum Einschreiten aufforderte, beim ersten Anblick des sich der Tiefe entwindenden gefürchteten Antlitzes die Flucht über die zerbröckelnden, mit Trümmern bedeckten Plattformen hin ergriffen. Bevor sie den ersten Eingang zu den unteren Räumen erreichten, krachten aus verschiedenen Richtungen Schüsse herüber. Dem vorderen gelang es noch, in das finstere Erdgeschoß zu entkommen, wogegen der andere, schwer getroffen, kopfüber durch dieselbe Öffnung verschwand.

Dies alles hatte sich in dem Zeitraum weniger Sekunden abgesponnen; denn noch schwebte das letzte Drohwort auf Bartolomes Lippen, als Juanita mit durch Todesangst verdoppelter Kraft sich seiner Gewalt zu entwinden suchte und ihn zwang, den Arm fester um sie zu legen. Hegte er wirklich die Absicht, durch ihr Leben das eigene zu erkaufen, so scheiterte sie an der finsteren Entschlossenheit Mateos. Den Augenblick erspähend, in welchem des Gegners Griff sich flüchtig lockerte, sprang er unter Aufbietung seiner äußersten Gewandtheit auf ihn ein, und bevor die sich senkende bewehrte Faust das Mädchen berührte, hatte er sie oberhalb des Gelenkes aufgefangen und fest umschlossen.

Jetzt erst gab Bartolome Juanita frei. Gleichzeitig packte er ähnlich den ihn bedrohenden rechten Arm Mateos. Lauter aber noch erschallten Juanitas Hilferufe, als sie gewahrte, daß zwischen den beiden erbitterten Feinden sich ein Kampf entwickelte, der nur mit dem Tode des einen endigen konnte. Und zwei ebenbürtige Gegner waren es in der That, die Auge in Auge einander gegenüberstanden und lautlos nach der Gelegenheit zu einem entscheidenden Angriff spähten. Erwies Bartolomes Körperkraft sich als überwiegend, so besaß Mateo größere Gewandtheit; und so rangen beide in einer Weise, daß es Urbano sowohl wie Domingo versagt blieb, sie voneinander zu trennen, wollten sie nicht die Gefahr heraufbeschwören, daß, durch die kleinste Unvorsichtigkeit bedingt, Mateo seinen Halt verlor und ebenso schnell Bartolomes Klinge ihn durchbohrte. Nur überwachen konnten sie die schwer Keuchenden, die fortgesetzt ihre Stellungen unvorhergesehen änderten, um sich den Zeitpunkt zum Einschreiten nicht entgehen zu lassen.

* * *

Der furchtbare Kampf hatte beinah zwei Minuten gedauert, und die bis zur äußersten Grenze aufgebotenen Kräfte beider begannen zu erlahmen, als es Bartolome gelang, den leichteren Mateo herumzuschwingen und ihm dadurch den Halt der Füße zu rauben. Urbano gewahrte es, und nähertretend schickte er sich an, das Äußerste zu verhüten. Doch bevor es ihm glückte, Bartolomes Arm aufzufangen, wodurch Mateo ein verderbliches Übergewicht gewonnen hätte, prallten beide mit der vollen Wucht ihrer vereinigten Körper gegen den hochragenden vermorschten Mauerrest. Durch den heftigen Stoß in seinem nur noch scheinbaren Gleichgewicht gestört, wich der untere Teil der lose geschichteten verwitterten Lehmziegel nach außen, wogegen der obere Teil sich nach innen neigte und die Kämpfenden zu verschütten drohte. Selbst das konnte die Todfeinde nicht bewegen, voneinander abzulassen. Sie hielten sich noch gepackt, als das Gemäuer bereits stürzte und sie mit in die Tiefe hinabriß. Andere Trümmer, durch die Erschütterung gelockert, folgten nach. Staub wirbelte auf und verschleierte die verhängnisvolle Stätte. Juanita, die, wie die ganze Welt von sich ausschließend, mit verhülltem Haupte leise wehklagend und die Hände ringend auf der Plattform kauerte, sprang auf das Poltern entsetzt empor. Schaudernd blickte sie hinab, wo die erbitterten Gegner von Schutt überdeckt worden waren. Vollständig kopflos wollte sie zu ihnen hinunterspringen, als Urbano ihr wehrte. Ermutigend wies er auf die Männer, die vollen Laufs herbeieilten und sich zur Rettung anschickten. Dann starrte sie, wie geistesabwesend, zu ihnen nieder, angstvoll ihre Hände überwachend, als sie ans Werk gingen, die Verschütteten aus der schrecklichen Lage zu befreien.

Mateo, der oben zu liegen gekommen, war der erste, den sie halb zerschlagen unter den Trümmern hervorzogen; aber er lebte wenigstens. Laut aufweinend sah Juanita in seine offenen Augen, in sein matt lächelndes Gesicht. Dann flog sie gleichsam über die verworrenen Ruinen hinweg, um sich ihm zuzugesellen. Als sie bei ihm eintraf und sich schluchzend und seine Verzeihung erflehend über ihn hinwarf, war man eben im Begriff, auch Bartolome ans Tageslicht zu fördern. Sie achtete dessen nicht, nicht daß er regungslos blieb, mit verglasten Augen gen Himmel stierte. Leicht überzeugte man sich, daß er im Sturz das Genick gebrochen hatte. Eine gewisse Befriedigung gewährte es allen, daß das Geschick selber es übernommen hatte, den Genossen verruchter indianischer Mordbrenner zu richten.

Auf Urbanos Anraten schaffte man Mateo nach dem Lager Zepedas hinüber. Dort, wo ein klarer Quellbach dem Pecos zu vorüberrieselte, prüfte er den Zustand des Verunglückten. Den linken Arm hatte er zwar gebrochen, im übrigen aber erwies sich, daß der Sturz keine ernsteren Folgen bei ihm zurücklassen würde. Nachdem er ihm einen Notverband angelegt hatte, beauftragte er Domingo, das in der Nähe grasende Maultier zu satteln und sich zu einem Ritt nach der gegen vier Stunden entfernten Stadt Santa Fé zu rüsten. Einen Zettel gab er ihm mit, auf welchem die erforderlichen Heilmittel verzeichnet standen, und einen zweiten, der als Ausweis auf der Post dienen sollte, im Falle Briefe an ihn dort lagern sollten. Zepeda und sein jüngerer Sohn begaben sich ohne Zeitverlust auf den Heimweg, um Juanitas Rettung zu verkünden, wogegen sie selbst nicht von Mateos Seite wich. Des fürchterlichen Zerwürfnisses und dessen Ursachen gedachten beide mit einer gewissen Beschämung.

Damit war der größte Teil der Nacht hingegangen. Den Rest verbrachte Mateo unter der sorgsamen Pflege verhältnismäßig ruhig. Es ließ sich sogar voraussetzen, daß er binnen kürzester Frist den Weg nach dem Thale von Cuesta auf dem Rücken des Maultieres würde zurücklegen können.

Der Tag brach an, aber bis zum späten Nachmittage dauerte es noch, bis Domingo auf dem ermüdeten Tier herbeitrabte. Bevor er die zu einem kunstgerechten Verband erforderlichen Gegenstände vom Sattel löste, überreichte er Urbano einen Brief. Seit Monaten hatte er auf der Post gelegen, wo er auf seine Anordnung zurückbehalten worden war. Flüchtig betrachtete er die Aufschrift. Wie Hohn glitt es über sein Antlitz. Wann er geschrieben wurde, nahm er sich nicht die Zeit zu prüfen. Er schien überhaupt keinen

Wert auf die ihm von Ort zu Ort nachgesendeten Mitteilungen zu legen. Erst nachdem er ausgiebig für Mateo gesorgt und ihm jede mögliche Erleichterung verschafft hatte, öffnete er das viel gereiste Schreiben. Abseits auf dem Ufer des Baches saß er. Teilnahmlos senkte er die Blicke auf den mehrere Seiten ausfüllenden Inhalt. Langsam las er ihn durch, manche Stellen, wie um Zweifel zu beseitigen, zum zweiten- und drittenmal. Zugleich vollzog sich in seinen Zügen eine seltsame Wandlung. Weicher wurde deren Ausdruck, milder blickten seine Augen, lauter Merkmale einer tiefen wehmütigen Erregung. Nachdem er sich endlich mit den ihm übermittelten Nachrichten vertraut gemacht hatte, schob er den Brief in den Umschlag zurück. Zögernd entnahm er einem Taschenbuch mehrere andere, augenscheinlich sehr alte Briefe. Sie waren von derselben Hand geschrieben, die den jüngst empfangenen verfaßte. Wie so oft im Laufe einer längeren Reihe von Jahren auf seinen einsamen Irrfahrten, die der Bereicherung seiner Kenntnisse galten, las er sie abermals einen nach dem anderen bedachtsam durch. Die Wirkung davon war indessen eine andere, als in früheren Tagen, wenn er sie zur Hand nahm, um immer wieder erwachende Zweifel zu verscheuchen, martender Reue den Boden zu rauben. Es erbitterten ihn nicht länger die Anklagen, die ihm zugeschleudert wurden, nicht der Vorwurf, durch den Schein irre geleitet, Mißtrauen die Herrschaft über sich eingeräumt, seine Empfindungen entweder verleugnet oder gefälscht und sich dadurch einer hingebenden Liebe unwürdig gezeigt zu haben. Mit einem schmerzlichen Seufzer legte er die Briefe endlich wieder in das Buch. Tiefer beugte er den Nacken. Die Gefährten beachtete er nicht, noch weniger die beinah ängstliche Teilnahme, die sich in deren scheuen Blicken ausprägte. Erst nach einer längeren Weile erhob er sich. Sinnend betrachtete er Juanita, die mit rührender Sorgfalt der Pflege Mateos sich hingab. Ein mattes Lächeln glitt über seine ernsten Züge. Das zwischen ihnen ausgebrochene Zerwürfnis hatten sie offenbar vergessen. Ihr Anblick schien neue Betrachtungen in ihm anzuregen, denn sich plötzlich umkehrend, schritt er wie traumverloren nach den Ruinen hinüber. Seine Haltung war wieder die gewohnte ruhige, zuversichtliche. Zwischen dem Gemäuer verschwindend, tauchte er nach kurzer Frist auf dessen höchster Bedachung auf. Dort stand er, vor dem durch die scheidende Sonne geröteten Himmel wie eine schwarze Silhouette sich auszeichnend. Er wollte allein sein mit seinen Gedanken. Wer ihn aus der Nähe beobachtete, hätte vielleicht jene Trauer entdeckt, wie sie erzeugt wird, wenn man von liebgewonnenen Stätten mit dem Bewußtsein des Nimmerwiedersehens scheidet. Dann belebten seine Züge sich wieder, als ob er süßem Trost sein Ohr geliehen habe.

Schwermütig ließ er die Blicke im Kreise schweifen. Länger hafteten sie auf den westlichen blauen Höhenzügen, um, wie Kontraste suchend, auf den das Thal gegen Osten abschließenden Plateaus zu ruhen, deren schroffe Abhänge durch die tiefgrüne Vegetation einen lieblichen Schmuck erhielten. Sinnend kehrte er sich dann wieder dem ihn umringenden Trümmerfelde zu. Es mochte ihn anregen, aus den zerfallenen Mauern Schlüsse auf deren dunkle Geschichte zu ziehen, Vergleiche anzustellen zwischen den Überresten der Bauwerke eines untergegangenen Volksstammes und der noch in vollem, wenn auch verwittertem Umfange sich erhebenden christlichen Kirche. Er mochte sich vergegenwärtigen, daß hier von den spanischen Mönchen Messen gelesen wurden, während man dort in den noch erkennbaren runden Estufa zu derselben Stunde vielleicht heimlich das ewige Feuer schürte. Jetzt war beides versunken und verschollen. Wie auf einem Friedhofe herrschte Stille und Regungslosigkeit überall: auf den zerfallenen Dächern und Vorhöfen wie in den dumpfigen Gängen und Zellen, auf den von Mauerresten eingefriedigten Plätzen wie auf den Schuttwällen, aus denen hier und da Balken von unverwüstlichem Cedernholz gespenstisch hervorragten und ausdruckslos gen Himmel stierten. Nur die Krähen und Dohlen, die auf Gesimsen, Mauerrändern und in den leeren Fensteröffnungen der Kirche sich reihenweise zur Nacht einrichteten, erhoben hin und wieder häßliches Geschrei, wenn sie, auf Grund des Haderns einzelner Mitglieder um den besten Platz, in Scharen sich flatternd erhoben und

erst nach einer Weile wieder zur Ruhe gelangten. Trüber schaute Urbano. Zu sehr im Einklange stand mit seinen Empfindungen, was ihm vor Augen lag. Zahlreiche Menschen hatten dort über viele Generationen hinaus gelebt und gehaust. Sie hatten gehofft und geliebt, Freude und Leid kennen gelernt, und jetzt lag, gewissermaßen unter den Trümmern begraben, ein ganzes Geschlecht und seine Geschichte. Der Erdboden hatte dagegen seine alte unerschöpfliche Zeugungskraft bewahrt. Immer wieder sproßten Kraut und Gras zwischen Schutt und vermorschten Mauerresten hervor dem warmen Licht entgegen, schönes grünes Gras, die zeitweise dort weidenden Ziegen bis in die abgelegensten Winkel lockend. Ein frischer Grabhügel bezeichnete die Stelle, wo man den hinterlistigen Verräter eingescharrt hatte. Die gefallenen Indianer waren im Laufe der Nacht von ihren Raubgenossen abgeholt worden.

Die Sonne war untergegangen. In glühendem Purpur flammte der Westen, und Urbano stand noch immer oben. Der Lärm der geräuschvollen Vögel verstummte, nachdem der letzte seine Schlafstätte gefunden hatte. Statt deren belebten Fledermäuse, große und kleine, die stille laue Atmosphäre.

Die nächtlichen Schatten verdichteten sich, als Urbano endlich seinen hohen Standpunkt verließ und sich nach dem Lager hinüberbegab. Ein kleines Feuer brannte. Juanita, nunmehr wieder ein Bild heiterer südlicher Anmut, war eben mit dem Herrichten des äußerst einfachen Mahles fertig geworden. Schweigend beteiligte Urbano sich an demselben. Auch die anderen Mitglieder verhielten sich still. Früher als sonst suchte man die nächtliche Ruhe. Die aufgehende Sonne sollte sie auf dem Wege nach Cuesta finden.

Und abermals war der Abend hereingebrochen. Vor ihrem Zelt, angesichts der schwarzen Brandstätte saßen Urbano und sein brauner Begleiter. Der Alcalde war der letzte gewesen, der sie verließ. Er hatte die Nachricht überbracht, daß es Mateo, der zur Pflege in seinem Hause aufgenommen worden war, verhältnismäßig gut ergehe. Nach vollständiger Heilung des Armes sollte die Hochzeit stattfinden, die der Alcalde selbst auszurichten beabsichtigte. Die Ausdrücke seiner Dankbarkeit gipfelten darin, daß er Urbano aufforderte, ebenfalls nach der Stadt überzusiedeln und sein Gast zu sein. Urbano lehnte das Anerbieten nicht ab, sagte aber auch nicht zu. Als man sich folgenden Morgens nach ihm umsah, war er samt dem Domingo nebst Zelt und Maultieren verschwunden. Nur noch ein Aschenhäufchen fand man neben dem erloschenen Kochfeuer, welches als verbrannte Briefe unverkennbar.

Durch seinen Begleiter erfuhr man erst nach Jahren, daß sie wohlbehalten in der Terrassenstadt San Domingo eingetroffen seien, wo Urbano sich ungesäumt zu dem alten Gobernador begab. Als er in dessen Wohnung eintrat, war eine schwarzgekleidete Señora von hoher, wenn auch etwas verblühter Schönheit ihm zu Füßen gesunken und hatte laut weinend seine Knie umklammert. Nur abgebrochene Worte vermochte sie hervorzubringen. Urbano aber hatte sie emporgezogen und in seine Arme geschlossen.

Was sie zueinander sprachen, war ihren braunen Freunden unverständlich geblieben. Sie wußten nur noch darüber zu berichten, daß sie während der beiden Tage ihrer Anwesenheit in San Domingo kaum einer von des anderen Seite wichen. Dann waren sie ohne Angabe eines Zieles südlich gezogen.

Das Andenken an den rätselhaften Señor Demonio lebte indessen noch viele Jahre hinaus fort, und je weiter die Tage seines Verweilens in dem Thale von Cuesta zurücktraten, um so toller gestalteten sich die Sagen, die sich um seine ganze Erscheinung woben. Zeitungen fanden ihren Weg nicht dorthin, oder man hätte zuweilen von dem berühmten Professor Recado gelesen, der in der Hauptstadt Mexiko als Direktor der Sternwarte an der Seite einer in ihren Kreisen segensreich wirkenden Gattin sich der allgemeinen Achtung erfreute.



Klosterhof in der Abtei Trinità di Cava.

# An tyrrhenischen Gestaden.

Von

**Cecil Mariano Pilar.**

III.

Der erste September hat uns endlich ein Gewitter gebracht. Leider währte der ersehnte Regen aber nur eine halbe Stunde, und die Hitze ist um nichts vermindert.

Cicco Paolo ist einige Tage krank gewesen. Der arme Alte saß heute matt und elend auf seiner Terrasse. Dennoch unternimmt er seine üblichen Rundgänge nach Vietri und Salerno. „Ich muß es thun," sagte er. „Es ruht ja doch alles nur auf meinen Schultern." Er meint den Unterhalt seiner Kirche. Sie ist ihm alles und er fühlt sich als der Atlas dieser seiner Welt. Wir ermahnten ihn, sich zu schonen. Aber wie kann er das? Er hat zu viel zu thun. Bis in die Nacht hinein steht er auf der Lauer und schießt Eichhörnchen. Ein menschenfreundliches Werk, denn die Eichhörnchen fressen den Bauern die Feigen auf. Cicco Paolo rupft sie, wie man Vögel rupft, und bratet sie samt der Haut.

„Meint Ihr, daß es in der Nacht noch regnen wird?" fragten wir ihn. „Was Gott will, wird geschehen." Diese Antwort erhält man immer und von allen. Der Mais ist mißraten. „Wie schade!" sagen wir. „Was Gott thut, ist wohlgethan," erwidert der gottergebene Maisbesitzer. Die Dürre ist groß, die Ernten verdorren, die Brunnen versiegen, Menschen und Vieh leiden unter Wassermangel. Dennoch haben wir in der ganzen Zeit nie eine Klage vernommen, und wenn wir die Hitze unerträglich fanden, stets die Bemerkung gehört: „Es geschieht wie Gott will." „Wie lange pflegt hier die Hitze anzuhalten?" „So lange Gott will." Es ist schön, aber auch langweilig. Diese passive thatenscheue Gottergebenheit streift an den Fatalismus der Muselmänner.

Jetzt stelle ich meine Fragen anders. „Wie lange glaubt Ihr, daß es Gott gefallen

wird, die Hitze anhalten zu lassen?" oder: „Meint Ihr, daß es Gottes Wille ist, heute nacht regnen zu lassen?" Ja, das meinte Cicco Paolo, denn der Westwind weht, und der bringt Regen.

— — — — — — — — — — — — —

Und so geschah es wirklich. Wir hatten gestern mehrere Gewitter und anhaltenden Regen. Die Luft ist gründlich abgekühlt. Wir leben auf und unternehmen heute nach langer Zeit wieder eine weite Wanderung.

Wir besuchten in Vietri eine der vielen Thonwarenfabriken, aus denen unter anderem auch die auf Kacheln gebrannten Heiligenbilder hervorgehen, die hier allenthalben in Mauernischen angebracht sind. Die Terracotta-Industrie ist in Vietri uralt, geht vielleicht bis auf die Griechenzeit zurück. Jedenfalls haben die Wasserkrüge, mit denen die Mädchen abends zum Brunnen gehen, klassische griechische Formen, und Psyches Öllämpchen leuchtet in jedem Bauerhause.

Die Fabrik Tajani, die wir besichtigen, besteht seit dreihundert Jahren, und zwar ununterbrochen unter Leitung und im Besitz derselben Familie. Der jetzige Direktor, ein Bruder des einstigen Justizministers Tajani, machte uns in liebenswürdigster Weise gli onori della casa. Wir sahen Proben von allen Mustern, die auf Kacheln gebrannt, für Fußböden ausgeführt werden. Herr Tajani, der viel künstlerisches Verständnis besitzt, hat die meisten selbst erfunden und gezeichnet. Vor einigen Jahren hat er, im Auftrag des Barons Ricasoli, für eine Galerie des Schlosses Broglio einen Fußboden anfertigen lassen, der, nach den Zeichnungen zu urteilen, ein Kunstwerk ist. Die vierundzwanzig Embleme des Ricasolischen Wappens bilden ebensoviele vortrefflich dem Raum angepaßte und von geschmackvollen Randverzierungen umgebene Felder.

Leider wird der Fabrik nur selten ein so schöner Auftrag zu teil. „Unsere Industrie geht zurück," sagte uns der Direktor, „infolge der Konkurrenz des Auslandes und des schlechten Geschmackes der Gegenwart. Künstlerisch ausgeführte Gegenstände werden nicht mehr gekauft."

Dasselbe gilt von den Krügen, Lampentellern und Ölgefäßen. Nur die billigste Ware findet Absatz. Wir sahen, wie die Teller auf der Drehscheibe mit einem Muster bemalt wurden, das sich in seinen braunen Tönen sehr gut ausnahm. Leider verwandeln sich diese beim Brennen in schreiendes Rot und Gelb. „Das entspricht dem lokalen Geschmack," meinte der Direktor. Mir scheint, daß durch das Angebot edlerer Ware der Schönheitssinn geweckt werden könnte. Weniger schreiende, harmonischere Farbenzusammenstellungen würden die Herstellungskosten dieser in der Form sehr gelungenen Thongefäße nicht vermehren. Die Teller, deren Bemalung einem Arbeiter immerhin fünf Minuten Zeit nimmt, werden für den unglaublich billigen Preis von vier Centesimi verkauft. Es wurden uns Krüge gezeigt, die den Stempel Tajani 1710 trugen. Sie entsprechen in Form und Größe den modernen englischen Waschkannen, und die Muster sind in Zeichnung und Farbe unvergleichlich feiner und origineller wie die jetzigen. Daraus ließe sich auf einen Rückgang des Geschmacks schließen.

Sehr zu beklagen ist es, daß die Italiener, zumal hier im Süden, in ihrem häuslichen und täglichen Leben aller ästhetischen Bedürfnisse ermangeln. Die Leistungen der italienischen Keramik sind, wie jede Ausstellung bewiesen hat, überraschend und großartig. Das Land hat auf diesem Gebiet der Industrie so alte und gute Traditionen wie kein zweites in Europa. Wie aber kann das Kunstgewerbe gedeihen, wenn der wohlhabende Mittelstand keinen Sinn für den Schmuck des Hauses und der Tafel hat, wenn er sich mit weißglasierten Fayencetellern und dem primitivsten Waschgerät begnügt? Und doch haben die Italiener so viel Freude an der Schönheit und an Schmuck jeder Art. Nur ist die ungenügende Definition des Schönen als „schöner S c h e i n" für die italienische Auffassung eine den Begriff genau deckende. Was nicht erscheint, was nicht auf der Straße und in Gesellschaft gezeigt wird, braucht nicht schön zu sein. Das Haus ist die Stätte, wo man sich in jeder Beziehung vernachlässigen darf, wo die Frau, die sich auf der Straße in Sammet und Seide sehen läßt, in einem abgetragenen zerrissenen Kleide oft ungewaschen und ungekämmt einhergehen darf, wo die Kinder schmutzige Röckchen tragen, wo das Geschirr ohne Symmetrie

und Ordnung auf den Tisch geworfen wird und das einzige gut möblierte Zimmer stets verschlossen und verdunkelt und nur für Gäste da ist.

Damit hängt es zusammen, daß das gediegene festgefügte Familienleben der Italiener an einer seltsamen Öde und Poesielosigkeit krankt. Eltern und Kinder lieben sich zärtlich; aber sie verstehen es nicht, sich gegenseitig zu erfreuen und das Leben schön zu gestalten. Kein Weihnachtsabend, kein Familienfest, kein Geburtstag mit gemütlicher Feier und liebevoll ersonnenen Überraschungen unterbricht die Eintönigkeit des häuslichen Alltags.

> Wirf alle Poesie zusammen
> Als Brennstoff für des Herdes Flammen.

Dies Ideal der deutschen Frau ist der Italienerin unbekannt. Sie ist arbeitsam, pflichttreu, opferfähig: wer das leugnet, spricht nur aus Unkenntnis. Es fehlt ihr aber der ideale Sinn, der das Alltägliche zu erheben und das Haus zum beglückenden Heim zu machen weiß.

Zur Entschuldigung und Erklärung dieses Mangels wird oft das Klima angeführt. Man lebt hier so leicht und viel im Freien, daß die Häuslichkeit zurücktritt. Das ist eine Redensart. Haus und Familienleben sind hier, im Gegenteil, viel abgeschlossener als im Norden.

Die deutsche Bürgersfrau nimmt ihre Handarbeit und ihre häusliche Gemütlichkeit mit in den öffentlichen Garten, wo sie im Hauskleide und unbekümmert um ihre Umgebung den Abend verbringt, als wäre sie daheim. Für die Italienerin dagegen ist das Hinaustreten über die Schwelle ein Akt, wodurch sie selbst, ihr Sein und ihre Erscheinung in eine andere Welt versetzt wird. Sie vollzieht ihn nie ohne Vorbereitung, ohne sich vorher von Kopf bis zu Fuß umzukleiden. Hausleben und Öffentlichkeit sind für sie zwei entgegengesetzte Pole der Existenz. Es giebt Häuser, wo die Töchter nie ausgehen, weil sie keine begleitende Ehrenwache haben. Ohne eine solche läßt kein italienisches Mädchen, lassen nicht einmal zwei Schwestern zusammen sich sehen. Die Mädchen in Süditalien, auch die jungen



Trapezförmiger Klosterhof in der Abtei Trinità di Cava.

Frauen, sind gefangen wie im Orient, und ertragen die uns unaushaltbar dünkende Sklaverei ohne Murren. Einen Widerspruch dagegen, eine Unzufriedenheit über das lächerliche Vorurteil, ist mir noch nie vorgekommen. Im Gegenteil! Die Töchter, auch des kleinen Bürgerstandes, erachten die Voraussetzung, sie könnten allein einen Besuch oder einen Einkauf machen, für eine schimpfliche Zumutung. Und das gilt nicht nur für große Städte. Auch hier in San Cesario, hier auf dem Lande, wo man nur gutmütigen Bauern und harmlosen Ziegen begegnet, verlassen die Töchter der Honoratioren, der sogenannten „Signori", nie das Haus, es sei denn unter Schutz einer Bewachung.



Klosterhof in der Abtei Trinità di Cava.

Thatsächlich ist also für die Italienerin das Haus noch viel mehr und ausschließlich die Welt als für die Deutsche und die freie Engländerin. Das Haus ist nicht ihre Burg, sondern ihr Gefängnis. Um so mehr darf es wunder nehmen, daß sie nicht das Bedürfnis fühlt, das Gefängnis, das ihre Welt sein muß, wohnlich und hübsch zu machen.

Dazu kommt, daß die Italiener für Naturgenuß nur wenig Sinn haben und es ihnen nie einfällt, den Aufenthalt in der Stube mit dem im Freien, sei es auch nur im Garten, zu vertauschen. Cava ist jetzt voll Neapolitaner, die dem Herkommen gemäß den September und Oktober auf dem Lande verbringen. Nie aber sehe ich die Frauen und Mädchen mit einer Handarbeit oder einem Buch im Freien sitzen. Nur abends bei Laternenschein genießen sie das Landleben in den Straßen der Stadt Cava. Die Freude, sich auf den Rasen unter Bäumen niederzulassen, ist ihnen unbekannt. Sogar die von Weinlauben beschatteten flachen Dächer lassen sie unbenutzt. Die Frauen sitzen Sommer und Winter im Zimmer und verlassen das Haus nur, um im höchsten Staat und, wenn sie jung sind, wohlbewacht spazieren zu gehen.

* * *

Heute, Mariä Geburt, ist großer Jubel „alla piazza" in der Stadt Cava. Das Fest heißt hier „La Madonna dell' Olmo" und gilt zugleich der Gründung und dem Bestehen des jetzigen Hauptorts.

In dem grünen, einsamen Thalgrunde fanden Hirten einst ein wunderthätiges Madonnenbild in einem hohlen Ulmenbaume. Es wurde in die Kirche von San Cesario gebracht; allein schon in der nächsten Nacht kehrte das Bild von selbst in den Ulmenbaum zurück. Da erkannte und verstand man den Wunsch der Madonna. Neben dem Ulmenbaum wurde eine Kirche gebaut, und an diese schloß sich die neue Stadt Cava. Denn die Bewohner des alten hochgelegenen Cava

— Corpo di Cava — verließen sofort ihren Wohnsitz, um sich an der Wunderstätte anzusiedeln. So erzählte mir heute früh unser Hauswirt, der Maler Cardoni.

Ganz so haben sich die Dinge zwar nicht verhalten. Die Sage von der Entdeckung des Bildes reicht in die eigentliche Wunderzeit, die Zeit des großen Abts Pietro Pappacarbone zurück, und erst vierhundert Jahre später (1481) legte der als Gast in der Abtei weilende Franz von Paola den Grundstein zu der Kirche „La Madonna dell' Olmo“. Doch was liegt an der geschichtlichen Richtigkeit! Die Kirche ist da und der alte Ulmenbaum auch noch, und das Volk preist die städtegründende Madonna und strömt heute von allen Ortschaften in hellen Haufen zur festbewegten „Piazza“.

Uns lockt es nicht in die Stadt. Wir unternehmen den lange geplanten großen Spaziergang zur Abtei und von dort in den Grund der Schlucht. Ein steiler Fußpfad führt an der Felswand zu dem über Gestein rieselnden Selano hinab. Hier strömt eine eiskalte Quelle aus dem epheubewachsenen Felsen. Bach- und Quellengemurmel, Waldesrauschen und dichtes Grün. Zwischen den Wipfeln der Buchen sucht der Blick die hoch oben auf schroffer Bergwand wie eine Festung hingelagerte Abtei, und über ihr amphitheatralisch aufsteigend die Mauern und alten Türme von Corpo di Cava.

Diese stimmungsvolle, klösterlich abgeschlossene Landschaft hat am Anfang unseres Jahrhunderts auf einen Dichter, der als Gast in der Abtei weilte, einen tiefen Eindruck gemacht. In den beiden Romanen „The Monastery“ und „The Abbot“ schildert Walther Scott die Schlucht des Selano und das felsenüberhangene Kloster. Daß er beides nach Schottland versetzt, ändert an der Treue der Darstellung nichts. Das schottische Monastery ist die Trinità di Cava.

Wir rasteten an der Quelle und sprachen mit einem Laienbruder, der in flaschenförmigen kupfernen Gefäßen, „Tromboni“ genannt, Wasser für die Benediktiner schöpfte. Dann folgten wir dem bequemen Fußpfade, der sich im Buchen- und Kastanienwald an der Schlucht hinanzieht und, kleine Seitenschluchten umgehend, in weiten Windungen bis Dragoneo führt.

O, wenn man doch in ganz Italien die Wälder geschont hätte! „Wer den Wald abhaut, gräbt des Landes Grab.“ Man spreche nicht von materiellem Fortschritt, ehe man nicht an Waldschutz und Waldkultur gedacht hat. Cava ist ein Paradies, weil es Wälder und alte Bäume hat, und oft ertappe ich mich bei der Frage, ob die sanften Sitten, der milde Sinn der Bevölkerung nicht vielleicht mit dem Walde zusammenhängen. Sollte Waldesschatten und Kräuterduft nicht auch der Seele Duft und Frische bewahren? Sollte unter dem Sonnenbrand der laublosen Öde nicht mit den Quellen und Blumen auch das Herz verdorren und Schwung und Spannkraft verlieren? Pflanzt Bäume und laßt eure Kinder im Waldesschatten aufwachsen! möchte ich den Italienern zurufen. Damit zieht ihr Regen und Begeisterungsfähigkeit ins Land. Ihr mäßigt den Sonnenbrand und das heiße Blut eurer Söhne. Ihr fördert das Gleichgewicht im Klima wie im Leben. Pflanzt Wälder und schafft die Ziegen ab, die alle jungen Triebe vernichten.

Der Weg zieht sich durch ein Grundstück des Signor Della Porta. Ein schmaler Pfad führt an steiler Bergwand über einen tiefen Abgrund dahin. Im Laufe der letzten Jahre sind sieben Personen, darunter der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, hier gestürzt und haben in der gräßlichen Tiefe ihren Tod gefunden. Durch eine Holzbrüstung könnte weiteren Unfällen vorgebeugt werden. Allein der Millionär Della Porta läßt lieber noch hundert Menschen verunglücken, als daß er fünfzig Lire für einen Zweck ausgiebt, der ihm selbst nichts nützt. Dabei ist er aber sehr fromm. Er betet jeden Abend bei der Avvocatella und läßt Sonntags auf seine Kosten in Cesinola eine Messe lesen. So macht er sich die Heiligen geneigt und sichert sich den Himmel. Und all die anderen Bewohner von San Cesario, auch der Kaufmann, der sein Kind im Abgrund verloren hat, verkehren freundschaftlich mit Della Porta, und keinem fällt es ein, die Brüstung auf eigene Kosten herstellen zu lassen und den Geizhals dadurch zu beschämen. Nichts vermag sie aus ihrer trägen Gleichgültigkeit aufzurütteln. Es geschieht ja doch alles wie Gott will. Wozu also sich anstrengen? Wozu die umherschweifenden Kinder vor der furcht-

barsten Gefahr schützen? Dazu ist die Madonna da, die auch wirklich ein anderes Kind, das vor wenigen Jahren, gerade am Madonnenfest, bei der Avvocatella in den Abgrund gefallen war, gerettet hat. Der Vater erzählte uns, wie das Wunder geschehen, und führte uns zu der Stelle, wo das Kind gestürzt war. Es war unversehrt unten angekommen, fiel aber auch auf Gras und Sträucher und nicht wie die anderen auf nackten Fels und Steingeröll.

* *
*

Die Benediktinerabtei mit ihren reichen geschichtlichen Erinnerungen giebt unserer Sommeridylle einen ernsten, gedankenreichen Hintergrund. Fortwährend wird die Betrachtung aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückgeführt.

Heute haben wir den ganzen Vormittag in dem wunderbaren alten Bau verbracht.

Wir ließen uns beim Abt melden und warteten in dem großen Androne, der langen schmalen Eingangshalle mit den Bogenfenstern auf die Schlucht. Bauern, die große Körbe mit Gemüse und Früchten auf dem Kopfe trugen, bewegten sich durch die Gänge und ließen mich an die alten Zeiten denken, wo alle Dörfer des Thales dem Kloster ihren Tribut an Nüssen, Obst, Wein u. s. w. zu liefern hatten. Jetzt sind es einfach Verkäufer.

Don Michele Morcaldi kam uns mit herzlicher Liebenswürdigkeit in dem Klostergang entgegen. Er ginge eben ins Archiv und wolle uns selbst alles Sehenswerte zeigen.

Zunächst führte er uns in die Pinakothek: vier kleine Zimmer, in denen er alte Gemälde vereinigt hat, die bis dahin in verschiedenen Räumen des Klosters zerstreut waren. Es sind Perlen der neapolitanischen Schule, vor allem Andrea Sabatinos, genannt Andrea di Salerno, Raphaels Schüler. Man könnte die Bilder für Raphaels, aus des Meisters erster peruginischer Zeit halten. Eine Madonna mit dem Kinde in Wolken schwebend, gleicht im Ausdruck und Bewegung Raphaels Madonna von Foligno. Auch die alten Rahmen sind ungewöhnlich schön.

Dann sehen wir das meisterhaft geordnete Archiv, an dessen Ordnung und Klassifizierung viele Generationen gelehrter und fleißiger Klosterarchivare gearbeitet haben. Die wichtigsten und interessantesten Pergamente, wie die Bulle Urbans II., die Schenkungsurkunde Guaiamars und Rogers I. sind in den Schubladen eines Tisches unter Glas in der Art der Münzsammlungen geordnet. Jedes Schubfach ist nur einige Linien tief, und wenn man es herauszieht, hat man das oder die Dokumente unter Glas vor sich liegen. Der Abt machte uns auf ein sehr merkwürdiges Diplom aufmerksam: eine in griechischen Buchstaben geschriebene und von König Roger II. eigenhändig griechisch unterschriebene, mit goldenen Siegeln versehene Schenkungsurkunde.

In den zahlreichen Diplomen aus dem zwöften und dreizehnten Jahrhundert walten germanische Namen vor: Altrada, Gaitelgrimma, Alfan, Umfried, Pandulf, Alberada, Alda. Das Cavenser Archiv ist eine Fundgrube klangvoller und leider zum großen Teil verklungener deutscher Namen.

Der größte Schatz des Archivs ist der berühmte Codex Legum Longobardorum, geschrieben im Jahre 1005, eine Sammlung der Longobardischen Gesetze und eines der ältesten Papierbücher Europas. Kunstvolle Randverzierungen illustrieren Sitten und Trachten der Longobarden. Fortwährend kommen Gelehrte aller Länder nach Cava, um diesen Codex zu studieren. Das Fremdenbuch weist die Namen der bekanntesten Geschichtschreiber auf.

In der Bibliothek bewunderten wir alte Folianten mit herrlichen Miniaturen. Die Regel St. Benedikts weist den Mönchen bestimmte Stunden zur Übung in der Kunst des Schönschreibens und der Miniaturmalerei an, und was die Benediktiner in dieser Beziehung geleistet haben, ist staunenswert. Wir sehen eine merkwürdige Bibel aus dem vierzehnten Jahrhundert. Der kunstliebende Abt Philipp von Haya, bekannt als Freund und Ratgeber König Roberts von Anjou und als Erbauer der das Thal bei La Molina überspannenden Wasserleitung, hatte vom Mönche Guido die ganze heilige Schrift abschreiben lassen. Gotische Buchstaben, zahlreiche Miniaturen, auf allen Seiten Randverzierungen, in denen sich das Hayasche Wappen häufig wiederholt. Der Kopist war

ein Genie und hat seine ganze im Kloster begonnene und beschlossene Künstlerlaufbahn an das eine Werk gewandt. Auf dem ersten Blatte hat er sich selbst in einer Initiale als jungen Mönch dargestellt, auf dem letzten als uralten, weißhaarigen Benediktiner. Darunter liest man die Worte:

Finito libro sit laus et gloria Christo
Qui me scribebat hic Guido nomen habebat.

Zwischen Anfang und Ende der Abschrift liegt ein Menschenleben.

Unter Hayas Nachfolger Maynerius bestand in Trinità di Cava eine Schule von Miniaturisten, die die vorhandenen Manuskripte mit Miniaturen verzierten. Die Lehrer wurden aus Toskana berufen.

In jener Zeit ist in Cava die berühmte Abschrift der Imitatio Christi entstanden, die heute in Paris in der Bibliothèque universelle aufbewahrt wird, und zwar soll es eine Abschrift nach dem ältesten Manuskript aus dem dreizehnten Jahrhundert sein. Auf dem Titelblatt des Cavenser Manuskripts zieht sich um das Miniatur eines knienden Benediktiners die Inschrift: Ioannes Gerson di Canabaco Abbas S. Steph. Vercelli, Ordinis S. Benedicti Claruit. An. 1220. Daraus scheint hervorzugehen, daß das beste und viel gelesenste Erbauungsbuch der Christenheit einen Italiener und einen Benediktiner, den Abt von Vercelli, zum Verfasser hat. Das bestärkt mich in meiner Überzeugung, daß die im allgemeinen dem Äußeren zugewandten Italiener, wenn sie einmal innerlich angelegt sind, auch der größtmöglichen religiösen Vertiefung fähig sind. Und es bestärkt mich auch in meiner alten Vorliebe für die frommen und fleißigen Söhne Sankt Benedikts. Sie stellen ohne Zweifel die ansprechendste und segensreichste Form des Mönchtums dar. Ihrem Fleiß und ihrer Treue verdankt die Wissenschaft die Erhaltung zahlloser litterarischer Schätze, und einem frommen Benediktiner verdankt die ganze christliche Welt das Buch, von dem Fontenelle einst gesagt hat: C'est le plus beau livre, qui soit sorti de la main des hommes, puisque l'évangile n'en vient pas.



Klosterhof in der Abtei Trinità di Cava.

Jetzt führte uns der Abt mehrere Treppen hinunter, durch öde, halb zerfallene Kreuzgewölbe in einen kleinen, überraschend schönen Klosterhof. Zierliche Marmorsäulen stützen die maurischen Bogen. In dem Umgang schöne mit Reliefs verzierte Marmorsarkophage aus longobardischer und normannischer Zeit. Dieser ganze Teil der Abtei, die Gewölbe samt dem trapezförmigen Klosterhof, waren verschüttet und in Vergessenheit geraten. Wie das geschehen konnte, ist unbegreiflich. Vielleicht durch den Bergsturz in der Weihnachtsnacht 1796, wo ein Teil des über die Klostergebäude hinüberhängenden Felsens herabstürzte und unter anderen einen Bibliothekraum mit wertvollen Folianten zerstörte. Vielleicht auch reicht die Verschüt-

tung noch weiter zurück. Das weiß niemand zu sagen. Abt Morcaldi hat das versunkene Stück Mittelalter an der Hand der Dokumente entdeckt und ausgraben lassen. „Da die Gegenwart uns jetzt verschlossen ist," sagte er, „versenken wir uns in die Vergangenheit, und unbeschreiblich war meine Freude, als wir nach einigem Suchen und Graben diese verlorene Welt wieder ans Licht zogen."

Es ist eine Welt der Toten, denn unter dem kleinen Klosterhof und den anstoßenden Räumen liegt das uralte Cömeterium der Trinità. Wir stiegen eine dunkle Treppe in die feuchten Gewölbe hinab, wo oft zwischen den Mauern der nackte Fels zum Vorschein kommt. Jeder von uns trug eine brennende Kerze. Tausend und aber tausend Schädel sind hier an den Wänden aufgestapelt. Urban II. hatte dem Kloster in einer Bulle das Recht erteilt, daß alle, die es wünschten, vorausgesetzt, daß sie Christen und Katholiken wären, hier begraben werden durften. Darauf beziehen sich unzählige Schenkungsurkunden jener Zeit, die mit der einzigen Bedingung ausgestellt wurden, daß die Donatoren, die oft ihr ganzes Vermögen dem Kloster verehrten, in den geweihten Räumen der Trinità, in einem der einfachen gemauerten Gräber — loculi genannt — ihre letzte Ruhestätte finden durften. Das Ansehen der Abtei als Begräbnisstätte wuchs noch dadurch, daß das in den Chroniken oft erwähnte Klosterschiff, das der Abt Pietro Pappacarbone bauen ließ, um Mönche und Pilger von Vietri nach Palästina zu bringen, einmal eine Ladung Erde des heiligen Landes für Cavas Cömeterium mitbrachte. Auch Rogers II. Gemahlin, die Königin Sibylla, wünschte hier begraben zu werden. Ihr Marmorsarkophag, der jetzt in der Vorhalle der Kirche steht, trägt die Inschrift:

Rex huic dat rupi Rogerius
Dat conjux cineres mœsta Sibylla suas.

Vierzigtausend Skelette hat man hier unten gefunden. Viele waren wunderlicherweise an den Wänden und über der Treppe an Nägeln aufgehängt und jetzt nach Jahrhunderten noch nicht zerfallen. Der Abt hat sie, weil alle Besucher der Abtei bei dem Anblick erschraken, abnehmen und die Knochen aufstapeln lassen.

„Welch ein Symbol der Eitelkeit der Welt!" sagte der Abt, indem er auf das Totengebein wies. „Welch eine Bewegung wird es hier am Auferstehungstage geben!"

Der schöne alte Mönch hatte sich die Kapuze über den Kopf gezogen und sah bei dem spärlichen Licht der Kerze auf dem Hintergrunde der dunklen Gewölbe und der vielen tausend Totenschädel selbst wie eine Vision, eine Erscheinung aus dem Mittelalter aus. Es stimmte alles so wunderbar zusammen, daß man kein Grauen, nur ästhetische Befriedigung empfinden konnte.



Krypta in der Abtei Trinità di Cava.

Alljährlich in der Nacht des 2. November — Allerseelentag — um Mitternacht hält der Abt hier in der unterirdischen Kapelle eine Seelenmesse. Es muß ein phantastischer und ergreifender Eindruck sein: die nächtliche Messe, die Mönche mit Fackeln in den

Händen, der Gesang, die ganze düstere Feier inmitten dieser Welt der Toten.

In den Nischen der Kapelle sind noch einige Spuren alter Fresken in Giottos Weise erhalten, und über dem Altar eine leider von der Feuchtigkeit fast ganz zerstörte Freske, das jüngste Gericht, von Andrea di Salerno. Das Wenige, was noch erhalten ist, die Gestalten eines verdammten Ritters und eines Engels, der das Kreuz umfaßt, sind von wunderbarer Schönheit. Auch einige Inschriften finden sich an den Wänden; so die an Dantes Tonart anklingenden Verse:

> Negar non posso che l'affanno
> Che viene a te al morir non doglie;
> Ma più la tema dell' eterno danno.

Diese im tiefsten Grunde der berühmten Höhle gelegene Kapelle ist die Geburtsstätte der Trinità. Hier hat St. Alferius gelebt, und hier ist ihm die heilige Dreieinigkeit in Gestalt einer dreifach geteilten Flamme erschienen. Es hatte einen eigenen Reiz, nicht von einem gewöhnlichen Führer durch die klösterliche Unterwelt geführt zu werden, sondern von dem Magnus Abbas Cavensis, dessen Vorgänger seit fast einem Jahrtausend unter diesem Gewölbe gewandelt sind, an diesem unterirdischen Altar celebriert haben.

„E quindi usciamo a riveder le stelle," sagte der Abt und geleitete uns wieder in den kleinen Klosterhof hinauf und durch weitläufige Gänge und zahllose Treppen in den neuesten Teil des Klosters zurück.

Wir bewunderten die herrlichen Chorstühle und Täfelungen des Kapitelsaales, Arbeiten des siebzehnten Jahrhunderts und toskanischer Künstler. An der Decke eine gute moderne Freske, St. Benedikt darstellend, vom Maler Guerra, der jedes Jahr einige Monate in der Abtei verlebt und die meist noch öden, weißgetünchten Wände der Klosterkirche mit Fresken schmückt.

Hier in der Kirche trafen wir den liebenswürdigen Künstler auf hoher Leiter mit dem Ausmalen einer Lünette beschäftigt. Ich mußte dabei an die alten toskanischen Künstler, die in Klöstern malten, an Filippo Lippi, denken. Aber die reizende Novize ist in Cava nicht zu haben. Guerra muß seine Madonna ohne Modell malen. Er stieg vom Gerüst herunter und begrüßte uns. Ich überredete ihn, doch gewiß das Porträt des Abtes zu malen. Guerra hat schon oft daran gedacht und um die Erlaubnis gebeten, der Abt aber will nicht. „Im Kloster muß das Individuum verschwinden," sagte er uns.

Und doch bewahrt man im Kloster die Spuren der Individuen. Noch eben hatte uns der Abt in der Kapelle der „heiligen Väter" den großen wundervoll geschnitzten Reliquienschrein gezeigt, der unter anderem auch die Schädel der vier ersten Äbte, der sogenannten „heiligen Väter", enthält. Was sind Schädel? Statt dieses Moders wäre es doch schöner, die Bildnisse verstorbener Äbte und damit den Eindruck ihrer Persönlichkeit, ihres geistigen Seins zu bewahren.

Die Abtei ist so herrlich, daß sogar die rücksichtslose, aller geschichtlichen Pietät ermangelnde italienische Regierung ein Einsehen gehabt und sie nicht dem Schicksale so vieler an Kunstwerken und Erinnerungen reichen Klöster, d. h. der Verödung und dem Verfalle preisgegeben hat. Das Gesetz von 1866 hebt alle Klöster auf. Nur Monte Vergine, Monte Cassino, Trinità di Cava und einige andere werden, obwohl der Staat sie als Klöster nicht anerkennt, als nationale Monumente erhalten. Don Michele Morcaldi, damals einfacher Mönch, wurde vom Staate zum Superintendente del monumento di Cava dei Tirreni ernannt, und eine kleine Anzahl von Mönchen wurde ihm als Wächter, Archivare und Bibliothekare beigeordnet. De Ruggiero, der alte Abt, den wir einmal bei der Pietra Santa trafen, blieb vorerst der Kirche gegenüber der mit allen bischöflichen Rechten bekleidete Abt der Santa Trinità di Cava, bis bei der Neuwahl der Papst den Superintendenten auch zum Abt ernannte.

Wohlthuend und bewunderungswürdig ist die Frische und Heiterkeit Don Michele Morcaldis. Keine Klage um die geschwundene Macht und Herrlichkeit, keine Erbitterung. „Da uns die Gegenwart und die Realität genommen ist, versenken wir uns in die Vergangenheit und in unsere geistigen Schätze," sagte er uns. Er strebt mutig vorwärts, läßt Verschönerungen und Verbesserungen ausführen und arbeitet im Verein mit Don Silvano de Stefano und Don Mauro Schiani mit Bienenfleiß im Archiv. Die wichtigsten Dokumente werden abgeschrieben und zum

Teil faksimiliert. Die Idee, den Codex diplomaticus Cavensis zu veröffentlichen, ist von Morcaldi ausgegangen. Viele gekrönte Häupter und hervorragende Privatpersonen aller Länder interessieren sich für das Unternehmen und haben als Aktionäre daran teilgenommen. Es soll eine für die Geschichtsforscher sehr wertvolle Publikation sein, denn das Cavenser Archiv wetteifert an historischer Bedeutung mit den Archiven von Monte Cassino und von St. Blasien im Schwarzwalde. Acht Bände sind bereits erschienen. Jeder Band umfaßt vierhundert Quartseiten mit chromolithographierten Faksimiles. Dem ersten Bande hat Morcaldi einen Riassunto storico des Klosters und des Archivs vorausgeschickt. Noch andere Ergebnisse seines archivalischen Fleißes hat er veröffentlicht, so u. a. Una Bolla di Urbano II ed i suoi detrattori, die interessante, auf die lokale Geschichte bezügliche Notizen enthält.

In den verödeten Räumen des Noviziates ist, außer dem Seminar, das schon früher bestand, eine Laienschule — il convitto — angelegt worden, die staatlich anerkannt wird und sich aller Rechte eines Gymnasiums erfreut. Der Unterricht erfordert die Anwesenheit vieler Lehrer, und so sind trotz der Verminderung der Benediktiner immer noch an vierhundert Personen im großen Refektorium der Trinità versammelt.

Kanzel in der Klosterkirche zu Cava.

Tief befriedigt von allem Erlebten und Gesehenen traten wir den Heimweg an. Ich mußte an Goethes Ausspruch denken: „Ein Hagestolz allein hat selten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zusammen hingegen die allergrößten Werke, wie Kirchen und Klöster zeigen, doch wirkten die geistlichen Gesellschaften wohl nur deswegen so viel, weil sie mehr als irgend ein Familienvater einer unbegrenzten Nachkommenschaft gewiß waren."

Jetzt sind sie dies nicht mehr, und die Trinità di Cava erregt neben der Bewunderung vorwiegend den wehmütigen Eindruck vergangener Größe und Herrlichkeit. Doch war es zum großen Teil eine geistige und sittliche Größe und darum auch eine bleibende. Ihr geistiger Erwerb, ihr idealer Gehalt ist der Nachwelt zu gute gekommen und wird in anderer Form weiterleben. In diesem Bewußtsein liegt ein Trost. Auch vom Klosterleben und seinen idealen Zielen gilt das Dichterwort:

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Sein erhalte dich beglückt.

* * *

Wir haben uns aus der Bibliothek der Trinità verschiedene auf die Geschichte Cavas bezügliche Werke geholt, unter anderen einen Essai historique sur l'Abbaye de Cava par Guillaume. Der Verfasser, ein französischer Geistlicher, hat in seinem umfangreichen Buche alles zusammengetragen, was er in den zahlreichen Chroniken an geschichtlichen

Thatsachen ermitteln konnte. Sichtung und Kritik überläßt er dem Leser. Er selbst glaubt alles und bewundert alles: verbürgte Begebenheiten und Legenden, Reliquienmärchen jeder Art, edle Thaten und entsetzliche Ungerechtigkeiten. Dennoch wird der Leser ihm für seinen Sammelfleiß Dank wissen. Er bietet eine Fülle von Thatsachen, aus denen sich ein farbenreiches Bild ergiebt. Die Wellen aller geschichtlichen Ereignisse, die Süditalien bewegt haben, schlagen auch an das stille Kloster; und die Geschichte dieser einst so mächtigen Abtei ist ein Miniaturbildnis der Geschichte des Papsttums.

In alle Wechselfälle des schicksalvollen Königreichs Neapel wissen die Äbte der Trinità di Cava sich zu finden, aus allen für sich und die Erweiterung ihrer Macht Vorteil zu ziehen. In hoher Gunst stehen sie bei den longobardischen Herzögen und in noch höherer bei deren Überwindern, den Tancreds, Roberts, Rogers des normannischen Fürstenhauses. Nichtsdestoweniger leben sie auch mit den Hohenstaufen auf gutem Fuß. Der Abt Balsamus ist Kaiser Friedrichs II. Freund und Ratgeber. Ebenso sein Nachfolger Leonardus, der vom Kaiser sogar in Begleitung des Abts von Monte Cassino als Gesandter zu Papst Innocenz IV. nach Lyon geschickt wurde. Die Gesandtschaft war erfolglos. Der Papst erklärte den gebannten Kaiser für abgesetzt. Die „Viperubrut der Hohenstaufen“ wollte der Statthalter Christi nie und nimmermehr auf dem Throne dulden. Friedrich ließ alle Parteigänger des Papstes verfolgen, u. a. die päpstliche Stadt Benevent zerstören. Nur Cava blieb verschont und war ein sicheres Asyl, in dem die Beneventer ihre kostbarsten Reliquien bargen. So gut verstanden es die Äbte, sich ohne Schaden für sich selbst mit dem Papste und dem Kaiser gut zu stellen.

Nur Gutes hatte das Kloster sich von den Hohenstaufen zu versehen gehabt. Doch Karl von Anjous Stern ist im Steigen, und die Trinità hält es stets mit der aufgehenden Sonne. Sie ist angioinisch gesinnt. Wir hören auch nicht, daß der Abt Leonardus sich bei Karl von Anjou für die Enkel Friedrichs II., des einst so mächtigen und wohlwollenden Gönners der Trinità, für Konradin und die unglückseligen Kinder



Gesamtansicht der Abtei Trinità di Cava.

Manfreds verwandt hätte, ebensowenig wie seine Vorgänger dies bei Heinrich VI. für Tancreds Kinder thaten. Um gefallene Größen kümmert sich das Kloster nicht. Die Äbte der Trinità begaben sich nach Nocera bei Pagani, wo Karl von Anjou zeitweise Hof hielt, wo Helene, Manfreds Witwe, im Kerker schmachtete, aber sie sind nur



Das Thal von Cava; Blick vom Schloßberg.

darauf bedacht, verlorenes Klostergut zurück zu erlangen.

„Die Trinità war stets franzosenfreundlich," sagt Guillaume. Er hebt dies häufig und mit sichtlicher Genugthuung hervor. Als indessen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Aragoner mächtig wurden, „da schwiegen," wie Guillaume sich naiv ausdrückt, „die französischen Sympathien der Abtei, obschon sie in den Herzen fortlebten", und die Trinità erfreute sich nunmehr auch der Gunst Ferdinands des Katholischen.

Jedenfalls hat diese echt päpstliche Accommodationspolitik das Gute gehabt, die Trinità di Cava vor Stürmen sicher zu stellen und sie zu einem ruhigen Hafen zu machen, in dem Kunst und Wissenschaft gepflegt wurden und wertvolle Urkunden wohlgeborgen waren und bis auf unsere Tage zur Freude der Forscher aufbewahrt blieben.

Dieselbe Anpassungsfähigkeit macht es auch dem jetzigen Abt möglich, sich in die Wandlung der Zeiten und in seine staatliche Stellung als Superintendent des nationalen Monuments zu finden. Wer darf ihm das zum Vorwurf machen? Er arbeitet und forscht, während sein bourbonisch gesinnter Vorgänger sich in Bitterkeit verzehrt. Wie freilich Don Michele Morcaldi seine kirchliche Würde als Quasi Episcopus, sein Verhältnis zum Papste mit seinen staatlichen Befugnissen in seinem Gemüte innerlich zur Einheit bringt, wäre ein interessantes psychologisches Studium. Jedenfalls giebt er als persönliche Darstellung der Versöhnung zwischen der Kirche und dem modernen Italien einen höchst wohlthuenden Eindruck.

* * *

Seit vier Tagen regnet es rastlos. Die dem Golf von Neapel zuströmende Cavajola ist in der vorigen Nacht über ihre sieben Fuß hohen Ufermauern herausgetreten und hat die Landstraße überschwemmt. Wir sahen die Spuren des Wassers, als wir heute den regenfreien Nachmittag zu einem Ausfluge nach Nocera benutzten. Jetzt war das Bett des vor wenigen Stunden reißenden Stromes schon wieder wasserleer. Italien wäre landschaftlich vollkommen, wenn es stetigen Wasserreichtum besäße. Diese Flüsse, die ihr leeres Bett nur ab und zu und auf

einige Stunden besuchen, die nie da sind, nie erquicken und befruchten, sondern nur zuweilen als gefürchtete Zerstörer erscheinen, sind ein Unglück für das Land. Und sie sind ein Bild des Volkscharakters, der auch nur ab und zu eines begeisterten Aufschwunges, einer energischen Zusammenfassung des Willens fähig ist und dann das Zerstörenswerte kraftvoll zerstört. Aber ihm fehlt die Stetigkeit. Rasch ist der Strom der Begeisterung von 1859 vorübergebraust, hat das Alte, zum Teil Abgelebte vernichtet und ist verschwunden. Die stetige Arbeit des Aufbauens, der inneren Erneuerung fließt trübe und langsam über das Steingeröll träger Gleichgültigkeit.

In solchen Betrachtungen fuhren wir längs des leeren Bettes der Cavajola und näherten uns Nocera, während die wohlbekannte Silhouette des Vesuvs mit seiner Rauchsäule plötzlich vor unseren entzückten Blicken auftauchte.

Wir fuhren nach San Clemente, einer Fraktion von Nocera, und besahen die leider jetzt dachlos allen Wettern ausgesetzte herrliche Rundkirche Santa Maria Maggiore. Sie stammt aus dem vierten Jahrhundert und ist eine altchristliche Taufkirche. Acht mächtige antike Säulen umgeben das marmorbekleidete Taufbecken. Hart neben diesem wundervollen Baptisterium haben die Bourbonen eine neue Zopfkirche bauen lassen. Warum sie nicht lieber die alte wieder herstellen ließen, ist unbegreiflich.

Italien ist zu reich an Kunstwerken, als daß der Staat für die Erhaltung aller in Trümmer sinkenden Denkmäler Sorge tragen könnte. Allein daß dieser herrliche altchristliche Bau zerfällt, daß die Gemeinde von Nocera, die doch sicher viel Geld für Feuerwerk und Heiligenfeste verschwendet, für die Erhaltung einer Kirche nichts thut, die ihrer Stadt zu unvergleichlicher Zierde gereicht, ist ein Jammer und wieder ein Beweis der seltsamen Indolenz dieses geistig schlafumfangenen Volkes.

So ist Nocera die Stadt klassischer und an Erinnerungen reicher Trümmer. Unten im Thal die verfallende Rundkirche, oben auf dem Berge die Ruine des Schlosses, in dem einst Manfreds Witwe Helena, von ihren Kindern getrennt, in der Gefangenschaft schmachtete und starb.

Bei Nocera erweitert sich das Thal. Die Linien der Berge sind weicher, anmutiger, toskanischer. In Cava sind die Formen großartig, und der Gesamteindruck der Südseite mit den mächtigen Bergmassen des Monte Finestra und Monte Sant Angelo erinnert an das Rhonethal bei Aigle und Bex.

Auf der Heimfahrt dachten wir daran, daß auch Goethe einst, „mit Kniep auf zweirädigerem, leichtem Fuhrwerk sitzend und wechselweise die Zügel führend“, auf derselben Landstraße dahinrollte. Aber seltsam, der trotz südlicher Pflanzenfülle nordische deutsche Charakter der Landschaft und ihr Kontrast zu dem entschiedenen Süden der nahen Küste scheint ihm nicht aufgefallen zu sein, und das einzige, was Goethe in der italienischen Reise von Cava sagt, ist: „daß Kniep sich nicht enthalten konnte, einen prächtigen Berg, welcher sich gerade scharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten wie den Fuß dieser Höhe, reinlich und charakteristisch aufs Papier zu befestigen.“ Beide freuten sich daran, „als an dem Einstand ihrer Verbindung“. Es muß der Schloßberg gewesen sein, dessen kegelförmigen, feingegliederten Umriß auch wir nie müde werden, zu bewundern.

Wir halten in der Stadt Cava und besuchen das Waisenhaus, das französische Schwestern des Ordens St. Vincent de Paul in den leer gewordenen Räumen des Klosters San Francesco angelegt haben. Ein Pensionat für Töchter höherer Stände ist damit verbunden. Wieder derselbe in Kost und Wohnung durchgeführte Unterschied zwischen le orfanelle (Waisenkindern) und le Signorine, der mir auf der Trinità zwischen den Seminaristen und Convittori auffiel. Eine französische Schwester führte uns durch alle Säle. Die Ordnung und Sauberkeit machten den besten Eindruck. Nicht so der Geist der Anstalt und das Regiment der Nonnen. Die Mädchen müssen täglich viele Stunden in der Kirche verbringen, d. h. soviel wie gedankenlos hinbrüten und auswendig gelernte Gebete hersagen. Sie dürfen die Anstalt nie verlassen. Auch die Signorine, d. h. die Pensionärinnen, verbringen die Ferien im Kloster. Nur sehr selten auf einige Stunden in Begleitung und unter

steter Aufsicht einer Nonne dürfen sie das Elternhaus besuchen. Die Schwester erzählte uns das mit großer Befriedigung. „So werden die Zöglinge von keinem fremden Einfluß berührt und wir haben sie ganz in unserer Hand.“ Eine tiefe Unterschätzung, ja Verachtung des Familienlebens und des Einflusses der Mutter ging aus allen Reden der beschränkten hochmütigen Nonne hervor. Leider läßt sich die Anschuldigung der Schwester durch die allgemeinen Zustände von Haus und Familie in Süditalien einigermaßen rechtfertigen. Nur zu oft zerstört das Haus, was die Schule aufbaut. In instinktivem Bewußtsein dessen glauben viele Eltern ihre Pflicht am besten zu erfüllen, wenn sie ihre Kinder für eine Reihe von Jahren im Kloster oder in einer Erziehungsanstalt nach landesüblichem Ausdruck „einsperren“. Wie dem auch sei, jedenfalls ist die Klostererziehung, die ein junges Wesen gerade in den Jahren, wo Geist und Gemüt sich entwickeln, völlig von der Welt und von jeder Fühlung mit der Familie abschließt, eine ganz verkehrte Vorbereitung fürs Leben.

Sehr zu beklagen ist es, daß man sich in den Klöstern nicht das Ziel steckt, den Mädchen eine praktische Ausbildung zu geben, die Waisenkinder zu brauchbaren Dienstboten und alle Zöglinge zu verständigen Hausfrauen zu erziehen. Was frommt die an gestickte Pantoffeln und Hosenträger gewendete Zeit und statt der geistigen und gemütlichen Bildung der ewige gedankenlos abgeleierte Rosenkranz!

* * *

Reges Leben und allgemeiner Jubel erfüllt jetzt das Thal. Der Oktober ist die Glanzzeit Cavas, die Zeit der Waldtaubenjagd. Aus der ganzen Umgegend, auch aus Neapel, strömen dazu Gäste herbei. Die malerischen alten Türme auf den Höhen, die durch ihre Anklänge an Burgruinen viel zum deutschen Charakter der Landschaft beitragen, sind eigens zum Zweck der „caccia dei palombi“ erbaut worden. Zwar sind sie nicht, wie Adolf Stahr in seinem reizenden Buch „Ein Jahr in Italien“ irrtümlich berichtet, „Taubenschläge für die wilden Bergtauben, welche in denselben mittels Netzen gefangen werden, mit denen der Vogelsteller die Eingangslöcher umstrickt, sobald eine Anzahl Tauben sich dort eingenistet hat“. Die wilden Tauben nisten hier überhaupt nicht. Sie ziehen nur einmal im Jahr im Oktober in großen Schwärmen und stets in derselben Richtung durch das Thal. Dann ertönt in allen Dörfern der Jubelruf: Die Tauben kommen! Auf den Taubentürmen nehmen Steinschleuderer Platz und werfen weißgetünchte Steine in die Luft. Dies veranlaßt die Tauben, den Flug zu senken, wobei sie sich in große auf hohen Pfählen ausgespannte Netze verwickeln und zu Hunderten gefangen werden.

Die „giuochi dei palombi“ sind uralt. Sie waren schon im zehnten Jahrhundert ein Lieblingsvergnügen der Longobarden. Der zufällige Steinwurf eines Maurers beim Dorfe San Pietro, infolgedessen ein Taubenschwarm sich senkte, hat der Sage nach die erste Anregung zu dieser seit einem Jahrtausend eifrig betriebenen Oktoberlust gegeben. Es giebt kein größeres Vergnügen als die Taubenjagd, versichern uns alle Cavenser. Männer, Frauen und Kinder ziehen in Scharen hinaus. Sie nehmen ihre Eßvorräte mit, lagern auf freiem Felde und erwarten den Durchzug der Tauben. Es ist ein allgemeines Picknick, ein fröhliches Volksfest und als solches sicher vergnüglich. Worin aber der Reiz einer Jagd bestehen soll, bei der jede Anstrengung oder Überwindung von Hindernissen wegfällt, wo alle müßige Zuschauer sind und die wehrlosen Tauben massenhaft lebendig gefangen werden, ist nicht zu verstehen. Das Vergnügen verdient nicht den edlen Namen Jagd, es ist ein geistloser, grausamer Vogelfang.

---

Der Oktober ist der schönste Monat unserer Villeggiatur. Täglich freuen wir uns des klaren, sonnigen Herbstwetters und benutzen es heute zu einer Wanderung auf den Schloßberg.

Der Weg führt durch einen anmutigen Jagdpark des Marchese Adinolfi. Üppiger Rasen, alte Eichen, ein niedliches Jägerhaus und im Rahmen der knorrigen Stämme die freieste Aussicht bis zum Vesuv. Eine thüringische Gegend mit südlichem Horizont.

Oben auf dem steinigen, sturmumwehten

Gipfel wächst weder Baum noch Strauch. Das hohe Holzkreuz auf der Terrasse des in eine Einsiedelei verwandelten Kastells ist vor einigen Tagen vom Blitz zerschmettert worden. Die Aussicht ist großartig. Cava mit seinen unzähligen Dörfern, das ganze Thal, vom Meer bis zum Vesuv, lag wie eine Landkarte zu unseren Füßen. Die Seite der Trinità ist die ungleich schönste und waldreichste des Thales.



Karren.

Wir zählten acht bewaldete Schluchten an dem Bergrücken, auf dem die verschiedenen Fraktionen von San Cesario und Corpo di Cava liegen.

Auffallend und charakteristisch ist in der baumreichen Gegend der Mangel an Nadelholz, besonders an Cypressen, die der in den Linien so anmutigen und lieblichen Landschaft Toskanas überall einen ernsten Grundstrich geben. Nur selten werden hier die runden Formen und lichtgrünen Massen der Laubkronen und Rebengehänge von der dunklen, scharf geschnittenen Silhouette einer Pinie unterbrochen.

Alljährlich am Fronleichnamstage klimmt die große Prozession des Corpus Domini den Schloßberg hinan, und von der landbeherrschenden Höhe aus erteilt das Santissimo der ganzen Terra di Cava den Segen. Eine poetische Sitte! Dann läuten die Glokken aller Dörfer, und auf allen Höhen steigen Freudenfeuer zum Himmel empor.

* * *

Unsere Sommeridylle geht zu Ende. Das Scheiden wird uns schwer. Heute waren wir auf der Abtei, um Abschied zu nehmen und die geliehenen Bücher zurückzugeben. Wer die Bibliothek der Trinità um ein Buch bringt, verfällt kraft einer Bulle Klemens' VII. vom Jahre 1595 dem kirchlichen Banne. Jeder Büchersammlung wäre eine solche schützende Bannbulle zu wünschen.

Es ist Sonntag. Orgelklänge locken uns in die Kirche. Die Orgel auf der Trinità ist eine der schönsten Italiens. Der Benediktiner Don Silvano de Stefano spielt in künstlerischer Vollendung, aber für die wundervolle altitalienische Kirchenmusik hat er offenbar keinen Sinn, und auch während des Hochamts erklangen die üblichen Opernmelodien. Die süßen einschmeichelnden Weisen stimmten nicht zum würdigen Ernst der alten Abtei und verstimmten uns. So eilten wir hinaus, um zum letztenmal den Zauber dieser südlichen Waldnatur zu genießen.

Wie an unserem ersten Sonntagmorgen in Cava wandelten wir auch heute in dem großen Androne und schauten aus den hohen Bogenfenstern in die enge Schlucht hinab und in die von der blauen Meereslinie begrenzte Ferne hinaus. Das Entzücken, das wir damals empfanden, hat sich durch innigeres Vertiefen in den eigenartigen Charakter dieses anheimelnden Erdenfleckes, in dies wunderbare Zusammenklingen von Natur und Geist, von Waldeszauber und Klosterleben, von süßem, träumerischem Reiz und ernsten geschichtlichen Erinnerungen nur immer gesteigert.

Nobil porto del mondo e di fortuna,
Di sacri e dolci studi alta quiete,
Silenzi amici e vaghe chiostre e liete
Là dove ha l'ora e l'ombra occulta e bruna.

Diese Verse Tassos an allen Benediktinerhäusern Italiens passen gewiß auf keines so gut wie auf die Trinità. Auch ist die An-

nahme erlaubt, daß Tasso selbst dabei zunächst an Cava dachte.

Hier in der stillen grünen Schlucht des Selano, in den lauschigen Kastanienwäldern und den ehrwürdigen Klosterhallen hatte einst der Knabe Torquato Tasso frohe Kindheitstage verlebt. Sein Vater, damals Sekretär des Fürsten von Salerno, brachte ihn häufig auf die Trinità, wo der alte Abt Don Pellegrino dell' Erra große Freude an dem aufgeweckten Kinde fand. In der traurigen Zeit der Gefangenschaft gedenkt Tasso oft mit Wehmut jener fernen Jugendtage. Er erwähnt dessen in einem Brief an den Benediktiner Angelo Grillo: „Zu allen Vätern Eures Ordens fühle ich eine große Zuneigung infolge meiner einstigen vertrauten Beziehungen zu vielen Benediktinern im Kloster Cava, wo der Abt Don Pellegrino dell' Erra mich als Kind oft zu streicheln pflegte."

Mächtig mag dieser Aufenthalt auf seine Phantasie gewirkt haben. Die Gräber der Normannenfürsten und die Erzählungen der Benediktiner vom Einzuge Urbans II. in der Trinità und vom Kreuzzuge, den dieser große Papst predigte, haben vielleicht den ersten Keim des befreiten Jerusalems in seine empfängliche Seele gesenkt. Er sagt selbst, daß er aus Liebe für die Benediktiner Urbans II. und Cavas in seiner Dichtung erwähnt habe. In der Schilderung der Bilder, die das Zelt Gottfrieds von Bouillon schmücken, beschreibt Tasso die Trinità di Cava und Urban II. im Mönchsgewande.

„An den gesegneten Küsten Sorrents hatte Tasso die poetische Kraft empfangen, doch in der Stille des Benediktiner-Klosters vernahm er den ersten Hauch dichterischer Eingebung," sagt Padre Tosti, der gelehrte Mönch von Monte Cassino, in seinem lesenswerten Büchlein Torquato Tasso ed i Benedettini Cassinensi.

Der Abschied vom nobil porto del mondo e di fortuna lenkt unwillkürlich unsere Gedanken zu denen, die vor uns die Eindrücke dieser grünen Weltverlorenheit aufgenommen und aufgezeichnet haben. Seltsam, die Trinità erschien in ihrer Abgeschiedenheit der mittelalterlichen Welt als ein Ort des Grauens. Der Abt von Tarsa drohte seinen kaiserlich gesinnten Mönchen, sie zur Strafe nach Cava zu verschicken. Die römische Kurie benutzte die Trinità als Verbannungsort für kirchliche Verbrecher. Zwei einstige Päpste haben hier ihr Gelüst nach der dreifachen Krone durch lange Gefangenschaft büßen müssen: Theodor von Rufina und Burdinus, Gregor VIII. Ein englischer Chronist sagt bei dieser Gelegenheit: „Das Kloster, wo die Mönche Fülle der Nahrung haben, liegt an einem unzugänglichen Orte. Es heißt bedeutungsvoll Cava, denn wie man wilde Tiere in Gruben wirft, um Menschen und Vieh vor ihrer Bosheit zu schützen, so müssen auch stolze zügellose Geister in Cava unter dem Joche Gottes leben." Unter dem in der Hand der Päpste entsetzlichen Joch Gottes haben hier unzähliche Ketzer geschmachtet, unter anderen diejenigen Patariner, die Gregor IX. nicht als unverbesserlich verbannen ließ.



Karren mit landesüblichem Dreigespann.

Ihre Klagen sind verklungen und vergessen, und was die einstigen Päpste in diesen Klostermauern gedacht und geduldet haben, meldet kein Chronist. Nur ein Grabstein ist erhalten mit den Worten: Theodoricus in Pace 1102. Und in Frieden sind sie jetzt alle, die mächtigen Äbte und die gefangenen Päpste, die Ketzer und die rechtgläubigen

Benediktiner. Ihre Denk- und Empfindungsweise ist uns eine unverstandene Welt. Alles zerfällt und vergeht, aber dieselbe köstliche Waldnatur, die zauberische Stille, die vor tausend Jahren St. Alferius in die „Wüste la Cava" lockte, die sich dem Gedächtnis des Knaben Tasso unauslöschlich eingeprägt hat, umgiebt noch heute den Wanderer.

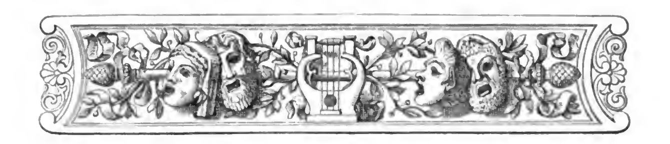
Und ewig jung und unzerstörbar wie die Natur bleibt auch das höchste Sehnen, das tiefste Bedürfen des Menschenherzens. „Ihr seid glücklich, daß Ihr in diesem herrlichen Waldthal leben dürft," sagten wir einmal zu einem alten Benediktiner. „Jawohl," erwiderte er, „aber die schöne Natur thut es nicht allein. Bisogna avere lo spirito della preghiera. Wo nicht, ist das Kloster eine Hölle." Das ist es, das ist die einzig bleibende Bedeutung des Klosterideals, lo spirito della preghiera, der Geist des Gebets. „Erkenntnis Gottes ist Gebet." Die Klosterzelle in den Herzen, die innere Freiheit und Abgeschiedenheit von der Welt inmitten ihres bunten Treibens, wird, wenn diese alten Mauern längst zerfallen sind und das geschichtliche Mönchtum vielleicht zur halbverklungenen Sage geworden ist, stets das unerreichte, doch sehnlich ersehnte Ideal aller gottsuchenden Seelen bleiben.

* *
*

Letzter Tag in Cava. Wir gehen nach Castagneto, um aus der unvergleichlich schön gelegenen Villa der Herzogin von Cardinali einen Abschiedsblick auf Land und Meer zu werfen. Haus und Garten, die ganze wundervolle Anlage ist die Schöpfung eines Engländers, von dem die Herzogin sie gekauft hat. Donato, der alte Gärtner, der uns alles zeigte, sprach über Gartenkunst mit dem feinen Verständnis eines Ästhetikers. Er war der Hausverwalter des Engländers gewesen und hatte während der langjährigen Abwesenheit seines Herrn Haus und Garten in musterhafter Ordnung gehalten. Erst als der Verkauf eingeleitet wurde, erfuhr der Besitzer, daß Donato alle notwendigen Reparaturen auf eigene Kosten hatte machen lassen, bezahlte alles und schenkte dem treuen Diener eine ansehnliche Summe. Wir hatten den guten Donato schon oft auf Cicco Paolos Terrasse getroffen. Er ist mit dem Einsiedler innig befreundet. Die beiden alten Männer sind aus demselben Holz geschnitten. Ohne Schulbildung, aber so grundgescheit, so feinsinnig und feinfühlend, so edeldenkend und selbstlos, daß sie von jedem Kreise gebildeter Männer zu geselliger Gleichberechtigung herangezogen werden könnten, ohne daß der Abstand sich in störender Weise geltend zu machen brauchte. Die Italiener sind das Volk vereinzelter großer Persönlichkeiten, die um so bewunderungswürdiger dastehen, als sie sich nicht unter Mitwirkung, sondern im Gegensatz zu der sie umgebenden geistigen und sittlichen Atmosphäre entwickelt haben.

Ist der Italiener ernst und ideal gerichtet, dann ist er auch des höchsten sittlichen Schwunges, der größten Vertiefung fähig. Man darf, glaube ich, behaupten, daß die sittlich größten Persönlichkeiten, die die Welt gesehen hat, die persönlichen Darstellungen der annähernd vollkommensten Harmonie zwischen dem Intellektuellen und Ethischen, Italiener gewesen sind. Il bel paese dove il si suona, bleibt immer das Vaterland Dantes, Fra Angelicos, Michelangelos, Savonarolas. Und so individuell ausgeprägt diese weltbekannten Heroen oder bescheiden in der Masse verschwindenden, sittlich großen Menschen sein mögen, einen gemeinsamen Zug haben sie alle, eine beispiellose Unabhängigkeit von irdischem Besitz. Wer das Volk liebt, und wen die tägliche Beobachtung seiner geistigen Trägheit verzagt macht, der mag sich an der großen Zahl der Ausnahmen erquicken und mit der Überzeugung trösten, daß ein Stamm, der solche Blüten treibt, auch die Kraft zu völliger innerer Erneuerung besitzen muß.

Zum letztenmal erfreuen wir uns an dem wundervollen Blick auf das vom schroffen Bergkegel San Liberatore und den bewaldeten Höhen Dragones umrahmte blaue Meer, auf das grüne Thal, auf Vietri in der Tiefe, zum letztenmal sehen wir das herrliche Bild im strahlenden Licht des sonnigsten Oktobertages und sagen: Auf Wiedersehen!



# Das Moderne in der Musik.

Von

**Oskar Bie.**

Es ist in einem Volksgarten. Die Militärkapelle spielt einen kräftigen, feurigen Marsch, der mit dem grandiosen Rhythmus seines einfachen Pulsschlages die Glieder in seinen herrischen Takt zwingt. Tausend Füße wippen in diesem unaufhörlichen Takt, tausend Finger klopfen ihn auf den Tischen, tausend Köpfe wiegen sich in seinem Hin und Her — es geht ein großes, gleichmäßiges Zucken durch die Menschenmassen. Und vorn stehen eine Anzahl Kinder auf Stühlen, die die Bewegungen des Dirigenten automatisch nachahmen, die einen willkürlicher, die anderen taktmäßiger. Die Mütter haben ihre Freude, sie glauben das unabweisbare musikalische Talent ihrer Kinder entdeckt zu haben.

Was sie entdeckt haben, ist aber in Wirklichkeit noch keine Musik, es ist nur Rhythmus. Die Zigeuner machen eine Musik auch ohne Takt, und die Wilden tanzen eine Kriegspolonaise auch ohne Musik. Takt und Musik sind Geschwister, die sich gern die Hand reichen, die sie sich aber nicht reichen müssen. Die Rhythmik ist das ältere, das ursprünglichere der Geschwister. Sie weiß auch Menschen zu packen, deren künstlerische Intelligenz sonst wenig entwickelt ist. Aber diese wenig entwickelten Menschen verwechseln sie leider oft mit der höheren Kunst, der sie sich verbindet. Wenn sie das intensive Gefühl für den Rhythmus eines Musikstückes haben, glauben sie auch dessen Musik erfaßt zu haben. Wenn sie das rhythmische Klingen des Verses fühlen, wie es sich schmeichelnd und betäubend ins Ohr legt, glauben sie die wahre Poesie des Werkes bis auf den Grund zu empfinden. Aber es ist der Takt, der fast alle Menschen doch zuerst zur Musik führt, durch den sie zuerst ein Interesse für diese so undefinierbare Kunst gewinnen. Die einen bleiben, da ihnen die Organe zur weiteren musikalischen Ausbildung versagt sind, beim Fußwippen und Kopfnicken stehen — die anderen dringen weiter ein, in die Sache selbst.

Für die Rhythmischen ist der Ton gleichsam nur ein Material des Taktes, der sich gleichwertig auch anderer Materialien bedienen könnte. Für die Fortgeschrittenen gewinnt die Melodie als solche schon Interesse. Ich sage, die Melodie, und nicht die Harmonie. Denn die Melodie, welche auf der schimmernden Oberfläche des wogenden Tonstückes schwimmt, enthüllt ihre Reize früher als die in die Tiefe gehende Harmonie. Das Nebeneinander der Töne ist bequemer, schmiegsamer, sinnlicher als ihre Gleichzeitigkeit. Die Melodien der Volkslieder sind verhältnismäßig bewegter als ihre Harmonien, ihre Begleitaccorde, die meist nur in dem typischen Wechsel der beiden Haupttonarten bestehen. Wenn das Kind die Periode des Taktschlagens hinter sich hat, kommt die Periode der Melodiennachahmung. Dann sagt die Mutter: das Kind hat Gehör. Was wir so „Gehör“ nennen, ist nicht viel mehr als musikalisches Gedächtnis. Wer Gehör hat, hat jenes innere Organ zur Aufnahme melodiöser Abläufe, welches ihn befähigt, die gehörte Melodie — wie in einem unwillkürlichen Wachsabdruck — festzuhalten und jederzeit zu reproduzieren. Und es ist

ja richtig, wer musikalisches Gedächtnis hat, besitzt schon ein gewisses dumpfes künstlerisches Bewußtsein, welches nur zur Produktion noch nicht entwickelt ist. Das Gehör bezieht sich anfänglich gewöhnlich nur auf Melodien. Diese Melodien richtig zu begleiten, erfordert schon einen fortgeschrittenen musikalischen Sinn. Aber wenn auch diese Aufgabe gelöst ist, so ist es nicht mehr weit zur unklaren, nicht auf bewußte Vorbilder zurückgehenden Reminiscenz. Und mit der Reminiscenz fängt in der Regel die jugendliche schöpferische Thätigkeit an, ihre Überwindung bedeutet den ersten Schritt des Genius, der berufen ist, neue Worte zu künden.

Das musikalische Durchschnittsorgan gelangt kaum vor die Schwelle dieser Reminiscenz, es beschränkt sich auf die möglichst durchgearbeitete Aufnahme des bestimmten vorliegenden Kunstwerkes. Aber es kann sich auch zu diesem ihm gegebenen Kunstwerk verschieden verhalten. Auf zwei Arten, wenn man kurz rubrizieren will. Es kann das Musikstück als ein Bauwerk und es kann es als einen seelischen Ausdruckgehalt auffassen.

Zuerst als ein Bauwerk — ein Gebäude aus lauter formalen Elementen, aus Takt, aus Melodienfluß, aus Harmonieneinfachheit, aus jener latenten Mathematik, die auf dem Untergrunde jeder Musik ruht. Denn, so wenig wir's nachrechnen können und so wenig wir's klar empfinden, schon Leibnitz sprach es aus, daß da beim Anhören eines Musikstückes ein unbewußtes Rechenexempel in uns seinen Verlauf nimmt. Eine Arithmetik, die nicht weiß, daß sie rechnet, wickelt sich in jenen untersten, dunklen Tiefen unserer Seele ab, welche der scharfe Verstand mit seinem nüchternen Tageslicht niemals festhalten kann, weil eben das Unbewußtsein die Natur dieses Prozesses ist. Wer weiß es nicht, daß zwei Saiten, die im Verhältnis der „Oktave“ zueinander stehen, sich in ihrer äußeren Länge wie 1:2 zueinander verhalten? daß die „Quinte“ dem Verhältnis 2:3 entspricht, die „Quarte“ 3:4, die „große Terz“ 4:5, die „kleine Terz“ 5:6, die „große Sexte“ 3:5 u. s. w.? Es ist kein Zufall, daß uns diejenigen Intervalle am konsonantesten klingen, deren mathematisches Saitenverhältnis das einfachste ist. Was uns die Symmetrie im Raume, ist uns die Oktave im Ton, und was uns die Regelmäßigkeit eines abgezirkelten Ornamentes, ist uns die Einfachheit eines mathematisch durchsichtigen Musikstückes. Aber da uns hier die Mathematik nicht sinnfällig entgegentritt, wie in der Spirale und dem Mäander, so bleibt ihre Wirkung unbewußt und indirekt — die großen Harmonien, die durch die Einfachheit ihrer Verhältnisse wirken, nehmen sich ja nur das Material der schwingenden Klaviersaite oder der schwingenden Flöten-Luftsäule, um durch dessen akustische Phänomene ihre Reizungen auszuüben. Daher antworten wir diesen latenten mathematischen Wirkungen auch nur latent. Wir haben, wenn die Oktave ertönt, nicht das klare Gefühl, daß die Wellenlänge der einen Schwingung die Hälfte von derjenigen der anderen beträgt, aber wir haben ein unwillkürliches Wohlbehagen, ein gewisses Beruhigungsempfinden, wie vor der Geschlossenheit einer symmetrischen Gruppe. Wenn wir die Dreiklangs-Harmonie hören, so können unsere Ohren nicht erkennen, daß ihr ein bestimmtes mathematisches Verhältnis der Schwingungszahlen 1, 2, 3, 4, 5 zu Grunde liegt, aber wir fühlen im Innersten deutlich die Einfachheit und Abgerundetheit dieser Tonvereinigung. Wie der Oktave, wie dem Dreiklang — so liegt schließlich natürlich allen Tonwerken ein mathematischer Fundus zu Grunde, aber er wird mit der Entwickelung des künstlerischen Vermögens so kompliziert und dabei für die letzte künstlerische Wirkung so unwichtig, daß eine gewisse Roheit und die nüchternste Philistrosität dazu gehören würde, jene unbewußte Arithmetik in ein mathematisch fixiertes Rechenexempel umsetzen zu wollen. Man hat dies eigentlich auch nie gethan, man hat aber wohl jene einfachen Grundlagen der latenten Musik-Mathematik einseitig studiert und zu unumstößlichen Gesetzen des musikalischen Schaffens ausgepolstert. Man nennt die Lehre von den mathematischen Musikgesetzen „Kontrapunktik“. Die Kontrapunktik stellt die Regeln auf, welche eine geschickte Führung der gleichzeitig fortlaufenden Stimmen bei Vermeidung traditionswidriger Dissonanzen zu befolgen hat. Sie weist im Quartett dem Sopran, Alt, Tenor und Baß ihre logisch-mathematisch bestimmten Wege an, welche sie im Gewirr der Polyphonie zu gehen haben,

ohne mit dem Nachbar oder mit ihrer eigenen Melodielinie in Konflikte zu geraten. Die Kontrapunktik umfaßt also all jene baulichen Elemente der Musik, die, aus der latenten Mathematik entwickelt, für den praktischen Gebrauch Wert haben könnten. Aber wie alle logischen Lehrmeister hat sie in ihrem Archiv eine Menge Überflüssigkeiten und Übertreibungen, eine Schuttmasse altgewordener Regeln und knöcherner Einseitigkeiten angesammelt, die sich bei frisch empfindenden Menschen wenig beliebt machen konnten. Die große Zeit ihrer Praxis war das sechzehnte Jahrhundert, wo man besonders in den Niederlanden den Ausbau der kontrapunktischen Musik mit einer Finesse und einem Bienenfleiß betrieb, die uns heute fast unverständlich geworden sind. Da baute man wirklich, baute die Tonmassen in gewaltigen Stockwerken übereinander, ineinander, nebeneinander, daß keine Fuge klaffte, daß jedes Tüpfelchen im architektonischen Zusammenhang des Ganzen stand, nach wohlweislichen Regeln der Schule. Man erreichte damit eine Musik von riesenelementarer Wirkung — wie ein Stück unbezwinglicher Natur selbst, die in die Kirche herabsank. Aber die kleine Menschenseele drunten konnte nicht ihre ganze Befriedigung darin finden, und mit der Macht einer Revolution brach im nächsten Jahrhundert der Ansturm gegen die Riesendome der niederländischen Kontrapunktik los. Nicht mit Unrecht nannte man diesen Stil „gotisch“ — in unseren Augen besteht eine große Ähnlichkeit zwischen gotischen Münstern und altniederländischen Messen. Aber „gotisch“ hatte damals den Nebensinn „barbarisch“.

Gegen das „Gotische“ wandte sich damals das „Antikische“ — in der bildenden Kunst die Renaissance, in der Musik die vermeintliche Wiederaufnahme der klassischen Tragödie durch die ersten „Opern“ des anregungsreichen Florenz. Man löste die Melodie aus den Polypenarmen der kontrapunktischen Vielstimmigkeit, man isolierte sie in ihrem zarten Dufte, ihrer seelischen Ausdruckswahrheit, und man setzte als Postament darunter die Accordbegleitung, die Harmonie, die sie zu tragen hatte. Da ward die *moderne* Musik geboren. Die moderne Musik ist nicht Architektur, ist Ausdruck und Seelenleben: das ist der zweite, der historisch und individuell entwickeltere Standpunkt, den unser musikalisches Organ seinem Stoff gegenüber einzunehmen vermag.

Von diesem Standpunkt aus ist uns Takt und Gliederung, ist uns Aufbau und Kontrapunktik nicht mehr Kunst an sich, sondern ist uns alles nur Ausdruckszweck, nur Darstellungsmittel für innere seelische Vorgänge. Auf diesem Punkt beginnt der große Weg, den die moderne Musik als Ausdruckskunst ging und den sie noch lange nicht bis zu seinem Ende gegangen ist. Es war doch eine Renaissance, diese pseudoantike florentinische Oper von 1600, die der Welt die ersten Melodien schenkte, die nicht Volkslieder waren! Denn sie ging zurück auf das seelische Moment, welches von Anfang an in der Musik gewesen war, in dieser höheren Kunst des Lautausdrucks, welches aber, namentlich durch die Abtrennung der Poesie von der Musik, gar zu bald keinen rechten Boden für fruchtbare Entwickelung mehr finden konnte. Die seelische Musik war verkümmert, und die architektonische — dem primitiven Kunstsinn näher liegend — hatte die Herrschaft an sich gerissen. Das ist die That der modernen Musik, daß sie die Seele im Tone wiederfand und ihr die verdienten Triumphe bereitete. Es ist hier nicht der Ort, den tieferen psychologischen Zusammenhang jenes mathematischen und jenes seelischen Elementes, die so nebeneinander in der Musik ruhen, aber erst nacheinander zur Blüte kamen, zu untersuchen. Aber es verdient hervorgehoben zu werden, daß es noch heute Ästhetiker giebt, denen eine dreihundertjährige Entwickelung der modernen Musik nicht beweisen konnte, daß uns noch eine andere Tonkunst beschert ist als die bloß „tönende Arabeske“. Der Führer dieser reaktionären Partei ist der bekannte Wiener Jurist Hanslick, der Führer der entgegengesetzten Auffassung einer „Musik als Ausdruck“ der feinsinnige Grazer Jurist Friedrich von Hausegger. Um die Berechtigung dieses Standpunktes voll zu erkennen, war es nötig, den großen principiellen Gegensatz der modernen Musik, wie er sich historisch herausbildete, zu den Idealen einer vergangenen kontrapunktischen Epoche aufzudecken.

Nachdem in der Melodie das Herz ent-

deckt war, ging die Entwickelung der modernen Musik rasch vorwärts. Zunächst vertiefte sich der Ausdrucksgehalt des Tones an der Hand des Wortes — im Oratorium mit seinen Gipfeln Bach und Händel und in der Oper bis zur That Glucks. Dann nahm der Ton auch allein die Führung in das sich unendlich ausbreitende Reich der musikalischen Stimmungen. Haydn war es, der die alte Tanzform — die einzige „absolute“ Musik, die es bis dahin gegeben — zu größeren symphonischen Aufgaben führte. Aus dem Tanze und der Suite ward die Symphonie. Was die Symphonie zu sagen hatte, war zunächst wesentlich formaler Natur. Sie arbeitete die rhythmisch streng gebauten Tänze zu großen Formen aus, in denen aber die Leidenschaften noch nicht nackt einhergehen durften, sondern sich mit dem uniformen Gewand einer gewissen verklärenden Harmonie zu decken und zu verdecken hatten. Hier und da, wie im Vorspiel der „Schöpfung“, brach es durch — wie ein erster Lichtstrahl, welchen die große Periode der charakteristischen Musik voraussandte. Die Formen wuchsen grandioser, elementarer, fortreißender. Es kam Mozarts Jupitersymphonie, es kamen die ersten Offenbarungen Beethovens. Die musikalische „Form“ hatte sich zu einer Riesengestalt auseinandergedehnt, zu einem gigantesken Ornament, dessen gewaltige Linienspiele alle zitternden Seelenregungen in ihren Bann zogen, in ihre geraden und abgewogenen Formen zwängten. Die Riesengestalt konnte nicht weiter auseinandergehen — sie stand in ihrer stummen Größe da und fragte nach der Erlösung.

Die Erlösung war die That und das Leben Beethovens. Das, was immer stärker sich auf dem Untergrunde der wogenden Instrumentalmusik bemerkbar gemacht hatte, die aufwärts ringende Seele im bloßen Ton, auch ohne Hinleitung des textlichen Wortes — das holte dieser Genius mit der Kraft eines Weltenschöpfers endlich heraus. Und nachdem er die größten seiner Thaten vollbracht, die Neunte und die letzten Quartette, lag es da vor den Augen der Welt in seiner ungeahnten Herrlichkeit — die Musik hatte ihre Seele wiedergefunden.

Die Niederländer hatten einst gottesdienstliche lateinische Texte genommen und sie den polyphonen Tonmassen wie ein Futter hingeworfen, das sie beliebig zerraufen und zerstückeln durften, da sie nicht der Ausdruckswahrheit dienten, sondern nur gewaltigen Tonwirkungen zuliebe ihr kontrapunktisches Räderwerk spielen ließen. Beethoven ließ die Worte möglichst beiseite und redete in den absoluten Tönen eine Herzenssprache von solcher Gewalt und solcher Wahrheit, wie sie die leicht verklingenden Worte noch niemals hatten erreichen können. Das waren die Extreme der alten und der modernen Musik.

In seiner Neunten greift Beethoven wieder zum Gesang: was ihm die Instrumente nicht mehr bieten konnten, so sagt man, vertraute er der menschlichen Stimme, dem seelenvollsten aller Tonwerkzeuge, an. Aber wie er diese Stimme behandelt, ist interessant. Er behandelt sie wirklich wie ein Instrument, er kümmert sich wenig um die Nuancen der möglichen Tonhöhen, er verlangt Unverlangtes von den Chören. Die Stimme ist ihm wirklich nur ein erstes Instrument mit seinen eigenen Klangfarben, seinen eigenen Ausdrucksfähigkeiten. Ja, er greift als letzte Zuflucht zur Stimme, aber er greift nur zu ihr als zu dem ausdrucksvollsten aller Instrumente. Nur *wie* sie ausdrückt, beobachtet und benutzt er — nicht *was* sie ausdrückt. Der ganzen Stimmung wird er gerecht, aber nur in großmusikalischem Sinn; dem einzelnen Wort, der Besonder-Charakteristik tritt er im wesentlichen nicht nahe. Und aus diesem letzten Extrem der Beethovenschen absoluten Musik entwickelt sich der Keim der neuesten, der modernsten Wendung der Kunst: das Wort will nicht mehr Material eines höchsten Instrumentes sein, es will als gesungene Poesie seine eigenen Rechte haben.

In diese Lücke tritt Richard Wagner ein. Er stellt sich auf den Boden der großen Einheit aller Tonwerkzeuge, auch der Stimme, zum Zweck des höchst erreichbaren Ausdrucks; aber er sucht innerhalb dieser Einheit dem Texteswort seine stiefmütterliche Behandlung zu nehmen und sein großes Recht wiederzugeben. Da ihm das Schicksal ein so warmes Theaterblut mit auf den Weg gab, konnte er diese Aufgabe wunderbar lösen dort, wo sie ihre beste Lösung findet: auf der Bühne. Die Personen seiner Handlungen singen mit

dem Orchester wie ein wichtiges, aber doch untrennbar zugehöriges Glied dieses ganzen aufklingenden Tonkörpers — aber wenn man ihren Gesang von den Orchesterpartien loslöst, so bleibt dennoch eine selbständige Sprache, eine Art gehobener Deklamation übrig, welche den Anforderungen an Einzelcharakteristik des Textes nichts übrig läßt und formalen Gesichtspunkten nur im Ausnahmefall sich unterordnet. So hatte Wagner wieder die Entwickelung der ganzen modernen Musik, der instrumentalen und vokalen, auf ein gleiches, ebenes Niveau gebracht. Das Wort hatte dem Orchester und dieses dem Wort nichts mehr vorzuwerfen. Beide standen in gleicher Linie im Vordertreffen. Die Musik war auf ihrem Wege nach Ausdruckswahrheit nicht mehr im instrumentalen Teil unheimlich fortgeschritten, im vokalen verhältnismäßig zurückgeblieben, sondern alles hatte sich wieder einmal in einem der großen Sammeltempel, die auf den Wegen der Kunstgeschichte von Zeit zu Zeit ihre Pforten öffnen, ein Stelldichein gegeben, wo Dichter, Musiker, Mimiker und andere zugezogenen Künstler sich freundschaftlich die Hand reichten und der einen, der Allkunst ihre Huldigungen ohne jede Eifersucht darbrachten.

Auf diesem Punkte lohnt es sich Rast zu machen und Umschau zu halten, Umschau über die Entwickelung des Musikalischen, sofern sich überhaupt in diesem schwierigen und wenig popularisierten Gebiet eine schnelle Verständigung erzielen läßt. Greifen wir einmal ins alte Hellenentum zurück, dessen geringe musikalische Hinterlassenschaft ja soeben durch die Funde der Prozessionslieder aus Delphi eine ungeheuer schätzenswerte Bereicherung an Notenmaterial erfahren hat. Auch da war es dieselbe Erfahrung, die sich wiederholen wird, solange der Welt eine fortschreitende Kunst beschieden ist: ein Neuerer tritt auf, er bereichert die musikalische Ausdrucksfähigkeit, indem er immer mehr vom Allgemeinen, vom Formalen ins Einzelne, ins Charakteristische geht, er erfährt starken, auch giftigen Widerspruch, aber er siegt schließlich durch die Notwendigkeit des Fortschrittes — eine Bestimmung der eisern gesetzlichen Geschichte, deren Interpret er gleichsam nur war. Timotheos von Milet, Zeitgenosse des Euripides, findet für die neue leidenschaftliche Dithyrambendichtung die langsamen und starren Mittel der überlieferten Musik ungenügend. Er führt neue Kitharsaiten ein, braucht neue Tonarten, spaltet die Töne immer subtiler in Halb- und Vierteltöne, gießt den ganzen Schmelz des chromatisch zerfließenden Tonmaterials in das Feuer dithyrambischer Leidenschaft. Seine Musik wogt in stürmischem Atemholen, er giebt in wildem Übermut der Wahrheit des Ausdrucks, der Sprache des Tones ein Recht, das die Vergangenheit nicht kannte. Alles natürlich im Verhältnis des zahmen Griechentums. Aber seine Revolution behagt den Konservativen nicht, und dem Freudengeschrei seiner Anhänger antworten die weisen Ephoren Spartas mit dem Verbot seiner Musik, die Witzlinge Athens mit den leichten Spottversen über den natürlichen Kontrast der reellen Wahrheit und der sprudelnden Programmmusik. Pherekrates, der Lustspieldichter, legt der Musika die Worte in den Mund:

> ... Timotheos — er ist ein Rotkopf aus Milet,
> Ärgeres that er mir, als alle die vor ihm,
> Ein unerhört Gewimmel von Ameisen war sein Sang,
> Und traf er wo allein mich wandelnd an,
> So löste er mich in zwölf Töne auf ...

Die Chromatik war das Charakteristikum der Neuerung in der alten Musik, sie ist es ebenso heute. Die Chromatik ist das Princip, bei der Tongestaltung mit Vorliebe statt der einfachen größeren Tonschritte (wie z. B. die Dur- und Molltonleiter bietet) die durchgehenden und überführenden Halbtöne zu benutzen. Aber nicht bloß in der Melodie, sondern noch mehr in den begleitenden Harmonien, deren Stimmen nun, wo es irgend geht, durch das zarte Gewebe auf- und abführender Chromatik miteinander in Verbindung stehen. Das Profil der fortschreitenden Stimmen wird dadurch weniger eckig, wird weicher und vermittelter. Farbe ist es vor allem, was die Chromatik verleiht — sie duldet nichts Schroffes und nichts Schulmäßiges; wie der menschliche Laut selbst, hat sie feinste Nuancen für die Auf- und Abschwingungen seelischer Erregungen, und darum bringt sie die Musik der vibrierenden Zartheit dieses menschlichen Lautes so nahe, in den müden Seufzern der Entsagung wie in den Gluten der rauschenden Leidenschaft, in

den wilden Ausbrüchen des Lachens wie im schmerzlichen Sehnen der leisen Thräne. Sie vermittelt die strenge Bestimmtheit der musikalisch-technischen Intervalle mit der entzückenden Unbestimmtheit des natürlichen Tonfalls, und sie vermeidet die allzu starre Stilisierung menschlicher Emotionen.

Ein klassisches Beispiel für die chromatische Brechung und für ihre Ausdrucksfähigkeit ist „Tristans" Sehnsuchtsmotiv, dessen süß schmelzende Harmonien gleich die ersten Vorspieltakte füllen und so recht die musikalische Essenz geben dieses in den Lüsten der Chromatik wühlenden Werkes. In diesem vierstimmigen Motiv entwickelt sich fast aller Stimmenfortschritt in chromatischer Folge, und nicht nur wie die Melodie sich leise sehnend hinaufringt in vier chromatischen Tönen, sondern wie diese Töne auf Harmonien gesetzt sind, die sie nur leicht und zitternd tragen, um sich selbst wieder unter ihnen in sanften chromatischen Fluß zu wandeln — das war für die neue musikalische Technik eine Offenbarung.

Die Chromatik ist die extremste Form jener gesamten modernen musikalischen Technik, welche, statt Accorde in gesetzmäßig-zünftiger Berechnung nebeneinander zu setzen, die durchgehenden, die überführenden Töne gern benutzt, durch die sich auch weniger verwandte Harmonien in einen schnellen Zusammenschluß bringen lassen. Die modernen harmonischen Folgen werden, ebenso wie die modernen Melodien, nicht mehr von außen gebaut, sondern von innen gefühlt. Sie werden hingesetzt nicht anders wie eine direkt der Empfindung entströmende Melodie. Sie bedeuten einen Sieg des melodischen Princips über das harmonische. Sie sind gleichsam die letzte Konsequenz, welche die beginnende Oberherrschaft der Melodie in der modernen Musik seit 1600 gezogen hat. Als Palestrina in seinem Stabat mater die drei Durdreiklänge von a, g und f ohne Vermittelung, nur so im Gefühl des gewaltigen darin ruhenden Ausdrucks, hinsetzte, war es ein geniales Vorgreifen des modernen harmonischen Princips, ein selbstbewußtes Hinausgehen über die Harmonien des Mittelalters, die sich nur aus zufällig kreuzenden Melodien bildeten. Heute ist die Harmonie, welche sich baut, im Aussterben — die, welche empfunden wird, im Blühen. Wenn ich so eine harmonische Folge ganz als Darstellung eines Seelenlebens, einer innen gefühlten Entwickelung hinsetze, so ist es natürlich, daß ich durch innere Beziehungen, durch chromatische und andere Durchgangstöne das zu vermitteln suche, was äußerlich, architektonisch keinen festen Halt mehr hat. So bildet sich nun alles heraus, was den Charakter der modernen Harmonie macht: innerer Zusammenhang, chromatische Fäden, leicht verschwebende Durchgangsaccorde — überhaupt eine Gestaltung der Harmonie auf melodischer Basis.

Ich denke, der Satz wird nun auch dem weniger Musikalischen keine Schwierigkeit machen: die moderne Harmonienfolge steht nicht so sehr auf den Säulen eines formal geregelten Baukörpers, als daß sie im Fluß einer von innen sich ergebenden melodischen Linie ihre Konturen und ihre Stimmen fortrückt.

Es ist ein Sieg der Melodie auf der ganzen Linie. Der moderne Musiker fühlt die zartesten melodischen Fäden durch das farbenreiche Gewebe der Harmonie. Er zieht deren Maschen ineinander durch das warme Gefühl lebendig sich entwickelnder Melodie. Seine Harmonie singt und sagt, sie redet eine vernehmliche Herzenssprache wie die Melodie selbst. Ihre Fluten, wie sie steigen und fallen, aufspritzen und sich ablösen, wallen aus der Empfindung innerster Lebenswahrheit hervor. Die Melodie, das Symbol der modernen Musik als lebendiges Wahrzeichen sprechender Tonkunst, hat der Harmonie ihre Natur, ihr Überzeugungsbedürfnis aufgedrängt. Die moderne Polyphonie hat sich frei gemacht von den starren Sätzen einer baulichen Kontrapunktik, sie webt sich zusammen aus singenden und duftenden, leichtgeflügelten Übergängen und Durchläufern zwischen festeren Etappen der melodischen Entwickelung. Sie leistet darum an Kühnheit schier Unglaubliches. Sie achtet oft nicht einmal streng die Grenzen der Tonalität, der Einheit zu Grunde gelegter Harmonien. Sie wiegt sich in der verführerischen Überraschung der Enharmonik. Enharmonik ist gar ein wunderbar Ding, das uns die seit Joh. Seb. Bach immer populärer werdende und heute fast ganz all-

gemeine „temperierte Stimmung" brachte. As und gis ist so wenig derselbe Ton, wie derselbe Name. Aber in unserer temperierten Musik sind sie sich gleichgesetzt — der Bequemlichkeit wegen, die die minimale Differenz der Töne gern unterdrückt. Und das Ohr gewöhnt sich durch Jahrhunderte daran. Aber der fühlende Musiker zieht aus diesem Kompromiß nur neue Ausdrucksmittel. Er nimmt das as als Quinte von des-dur und nimmt das gleiche gis als Terz von e-dur, und so schließt er des-dur und e-dur durch diese Vermittelung — die man eben „enharmonisch" nennt — aneinander zu wundersam weicher Berührung zweier so heterogener Accordsphären, die in der Verschmelzung durch das vibrierende as-gis dem Musiker sind wie traumhafte, goldene, sehnsüchtig ineinander zitternde Wesen . . .

Die Melodie legte von ihrem Geist in die Harmonie und legte nicht minder von ihrem Geist in die Texteswotte. Wir sehen, welch eigentümlich neue Schöpfung aus der alten traulichen Harmonie entstand, die sich der Melodie ausdrucksbedürftig anschmiegte. Wir sehen ebenso, welch wunderbares Darstellungsmittel aus der Poesie ward, die im Wesen der Melodie aufging. Die ältere Musik nahm einen Text nur als Ornament einer Arie, die sich in streng architektonischen Formen entwickelte. Der Einzelausdruck ging unter in der Gesamtstimmung, die sich mit pedantischer Regelmäßigkeit wiederholte. Seitdem das „Durchkomponieren" erfunden ward, konnte erst der Charakteristik wahrhaft ihr Recht werden. Nun komponierte man Poesie. Aber seit den ersten Durchbrüchen modernen Lied-Bewußtseins in den Schubertschen Werken hat sich die Poesie noch gewaltig inniger mit der Melodie vermählt. Zeigt eine so moderne Schöpfung wie der „Erlkönig" doch noch eine leise Rücksichtnahme auf die Rhythmik der Komposition, so ist in den Liedern der neudeutschen Schule, voran eines Hans Sommer und Hugo Wolff, die poetische Entwickelung Alleinherrscherin. Lag doch Wagners Wirken dazwischen, das für die Entdeckung einer melodischen Sprache oder singenden Poesie von epochaler Bedeutung war. Wagner hob die poetische Sprache empor in das Reich der Musik, er ließ sie singender und singender werden, bis sie sich als festgewordene Melodie auswies. Er ging also vom Worte aus, nicht vom Ton, wie die Alten. Er fand die feine Mitte zwischen der formalen Arie und der sprechenden Dichtung. Geschlossene Formen verwendet er nur in den Momenten höchster Lyrik, wo der Empfindungsgehalt gleichsam nach monumentalerer Gestaltung verlangt, stolz über sich hinauswachsend. Aber wo die Handlung ihren Weg geht, da gleiten die langen Fäden singender Dichtung vorüber, die der Musik und der Poesie zu gleichem Recht ihre Lebenswahrheit lassen — das ist die „unendliche Melodie" des modernen Musikdramas.

Alles durchtränkt sich mit dem melodischen Gefühl, mit dem Gefühl für sprechende Musik — das wollte ich durchführen. Aber ich will es auch an einem Beispiel aufzeigen. Und ich wähle mir keines der extremsten — ein Stückchen Musik, das auch vor den Forderungen der alten Liedform standhält: Walters „Fanget an" aus den „Meistersingern". Wer es so schnell hinhört, meint wohl ein gut und frisch gearbeitetes Sturm- und Dranglied zu vernehmen. Aber welch wunderbare tiefere Anlage enthüllt sich erst beim näheren Zusehen. Was unbewußt wirkt, erhellt der kritische Blick zu deutlicher Durchsichtigkeit.

Fanget an! So rief der Lenz in den Wald,
Daß laut es ihn durchschallt —:
Und wie in fernren Wellen
Der Hall von dannen flieht,
Von weither naht ein Schwellen,
Das mächtig näher zieht.
Es schwillt und schallt, es tönt der Wald
Von holder Stimmen Gemenge,
Und laut und hell, schon nah zur Stell,
Wie wächst der Schwall, wie Glockenhall
Ertost des Jubels Gedränge!
Der Wald — wie bald
Antwortet er dem Ruf,
Der neu ihm Leben schuf —
Stimmte an das süße Lenzeslied.

Wie in seiner Seele Beckmessers widerwärtiges „Fanget an!" nachklingt, fortflieht, im Echo wiederkehrt, anwächst, aufbraust, zum Liede wird: das singt hier Herr Walter aus seinem Herzen in die Natur hinein, und die Melodie folgt den zartesten Nuancen des Wortes, den Echoruf aufnehmend, seine f-dur-Atmosphäre leise überführend in stürmischere Bewegungen, kühnere Intervalle, reichere Figuration, höher und

höher bis zum lauten Jubel des höchsten a. Und darunter die tragenden Harmonien — wie schmiegen sie sich gefügig, drängend nach Ausdruck, der melodischen Linie an! Sie nehmen dem „Fanget an!" das reine f-dur ab, das helle durchdringende, sie senken es hinunter in langen wallenden Accorden, sie lassen es nicht los, taktelang, durch alle Lagen dehnen sie dies atmende f-dur, bis es drunten im Grunde Wurzel gefaßt. Und nun sprießen seine Zweige. Zuerst in langsamen Zügen die verwandten Harmonien, die auf der Quinte c ruhen, schon leichter wechselnd und vorübereilend, dann die bunteren Accorde auf den benachbarten Grundtönen, schneller und schneller sich wiegend, weiter ausholend, kühner ausgreifend, bis sie sich jagen um das grundliegende Quinten-c, fast ohne es zu berühren, und an ihren schwingenden Fäden das leichte Füllwerk durcheinanderschieben, welches, zuerst sachte hervorschleichend, im Ansturm des Liedes verwickelter und üppiger wird, sich kreuzt und überschlägt, alle festen Konturen überwuchernd, alle Linien durchzitternd sich selbst nachmacht, mit der Stimme und der Harmonie kichernd seine Scherze treibt, bis all dies blühende und wogende Naturdrängen in der großen Geburt des Lenzesliedes seine Erlösung, seine Ruhe findet.

Das musikalische Organ, welches mit dem vollsten Verständnis diesen Leistungen der modernen Musik gegenüberzutreten wünscht, wird sich von jenen Anfängen musikalischen Sinnes, die wir in der Empfindung für Rhythmus, für Takt fanden, gar sehr weit schon entfernt haben. Mit dem Kinde, das den Takt schlägt, aber auch mit dem Salonlöwen, der sein musikalisches „Gehör" überallhin als Gottes Gabe ausposaunt und damit jenen Kindern noch zu imponieren sucht, hat dieser Hörer nichts mehr gemein. Der Takt ist für ihn nur zu Ausdruckszwecken da, das Gehör oder Gedächtnis nicht minder. Es hilft ihm zum intimen Verständnis der eigentümlichen Ästhetik des Motiv-Wiederholens, die die moderne Musik zu Zwecken der feineren Charakteristik so fruchtbar ausgebaut hat. Für ihn ist der erschütternd-straffe Rhythmus der Trauermusik Siegfrieds eine Offenbarung der immensen Ausdrucksfähigkeit des Taktes, für ihn sind die Erinnerungen an das Liebesleben des Helden, die in Leitmotiven durch diese Tondichtung leise schimmernd sich weben, ein zwangloses Wiederdurchleben vergangener musikalischer Stimmungen, die nicht flatterhaft über seine Seele zogen. Er bedarf nicht mehr der unfruchtbaren Klarheit streng baulicher Gesetze, nicht mehr der flachen Liebenswürdigkeit formaler Reize, er ist ganz melodisch mitschwingende Seele, dem die Musik eine sofort vernehmliche Sprache spricht, eine Sprache, die er nicht in Worte umsetzen kann, da sie mehr als Worte ist. Er unterhält sich in tiefstem Mitfühlen mit dem herüberklingenden Tonkörper. Der Ton ist ihm nichts als Ausdruck, und die Kraft dieses allgewaltigen Ausdrucks erkennt er im Geist der Melodie, der Mutter der modernen Musik.

Im Wagnerschen Kunstwerk hatte sich also die Melodie, die von 1600 an ihren großen Siegeszug begonnen hatte, die ganze Musik erobert; harmonische Folge, rhythmische Form, gesanglicher Ausdruck — alles diente der realistischen Wahrheit einer ungebundenen Melodie. Was konnte nun noch kommen? Man weiß es längst, daß die Geschichte in Wellen geht, die zwar vorwärts rollen, aber dabei doch niemals das gesetzmäßige Auf und Nieder, das stets wiederholte Abwechseln von Berg und Thal vergessen. Es ist ein gleiches Spiel in der kontinuierlichen Vorwärtsbewegung. Das Hoch und Nieder der Wellen bedingt das Vorwärts, und dessen Ruck bedingt wieder das Hoch und Nieder. Wer aber von oben auf die Wogen schaut, der sieht, daß der Vorwärtstrieb nur ein scheinbarer ist; was da auf dem Wasser schwimmt, bleibt ruhig an seiner Stelle liegen, und drunten, die Geister auf dem Grunde, wissen nichts von Fortschritt und Vervollkommnung, sie leben in zeitloser Ewigkeit.

Das Wellenthal nennt man kulturgeschichtlich Reaktion. Reaktion ist aber ein häßliches Wort. Aber es ist nur ein Wort. Einen definitiven Rückschritt kann es nicht geben, weil sich ja die Basis, auf der sich das gesetzmäßige Wellenspiel vollzieht, weiterschieben muß. Es giebt nur Parallelen. Die „Reaktion" gegen Wagner mußte versuchen, der Form wieder ihr Recht zu geben gegenüber der Sprache der Melodie, aber sie konnte

dabei die Errungenschaften dieser Melodieperiode nicht verleugnen. Diese Reaktion war der Neu-Italianismus.

Als die Cavalleria rusticana sich im Sturmschritt die Welt eroberte, wußten selbst weitsichtige Kritiker im ersten Moment nicht, wie sie sich zu der so überschwenglichen Begeisterung des großen Publikums für dieses doch offenbar recht rohe Werk verhalten sollten. Die Nachfolge der Cavalleria, sowohl was uns aus Italien direkt kam, besonders Leoncavallos Bajazzi, als was nach diesem Rezept hier gearbeitet wurde, zeigte deutlich, welche Stelle im großen Kunstnerv der Nation hier getroffen war. Der Erfolg der Cavalleria beruhte wesentlich auf dem dramatischen Musterbau der knappen Handlung, welcher nicht hinderte, im einzelnen abgeschlossenere musikalische Formen, voran das triviale Intermezzo, zur Geltung zu bringen. Vergas Originaldrama ist in der That wert, als Paradigma eines dramatischen Baues in allen Dramaturgenzimmern zu prangen. Selbst Mascagnis Oper konnte von dieser Wirkung nur wenig nehmen. Die Librettisten bestrebten sich nun, aus dem erschütternden Stoff noch die dankbarsten musikalischen Effekte herauszuziehen. Alles, was ins Publikum knallt, Trinklieder, Kirchenscenen, Walzer, Kutschermusik, Liebesschwüre, mußte heran: die Oper wurde ein Mosaik von Effekten. Man hörte wieder einmal etwas Knappes und etwas Geschlossenes. Die Leidenschaft that sich einen strammen formalen Zwang an, um auch der Galerie sich ordentlich in die Ohren legen zu können. Rhythmisch-liedförmige Gestaltung leidenschaftlicher Stoffe ist wie das Präsent einer blinkenden Schachtel, in der man Melodien mit nach Hause nehmen kann. Sie lassen sich dann vierhändig spielen und für Kinder bearbeiten. Die Cavalleria hatte die Prädestination, wieder einmal Hausmusik werden zu können. Das war ihr Erfolg.

Der Erfolg formaler Reize, der wie immer auch hier plötzlich war, aber nicht nachhaltig bleiben wird, giebt dem Neu-Italianismus seinen rückschrittlichen Charakter. Was Wagner einst überwunden hatte, die Zerreißung des Musikdramas in einzelne Musikstücke, war nun wieder lebendig geworden, freilich immer unter Hinübernahme eines gewissen modernen, charakteristischen Sinnes für Ausdrucksmusik, dem Wagner bis nach allen Ecken der Welt zum Siege verholfen hatte. Die alte italienische Formengrazie hatte sich in Wagnersche Empfindungstiefe getaucht. Was die Mailänder Schule, was Puccini, Giordano, Tasca, Mascagni, Leoncavallo und der greise Verdi arbeiteten, war „Verismus" gegen die nackte Formalität der alten Rossini-Periode; aber es blieb doch „Formalismus" gegen die Thaten Wagners selbst. Und auch da sind Stufen zu unterscheiden. Ein Leoncavallo entpuppt sich immer mehr als fader Epigone, als Glätter und Verwässerer Wagnerscher Elemente, die er mit dem Zucker und dem Sprit abgestandener Kunstideale zu einem scheinlebendigen Gemisch zusammenzurühren sucht. Mascagni entwickelt sich seit der Cavalleria in seiner musikalischen Gestaltungskraft immer individueller und selbständiger, und es wäre nur zu wünschen, daß er zu solchen Feinheiten, wie sie die „Rantzau"-Musik stellenweise aufweist, endlich auch wieder Texte und Stoffe finde, die zu seiner leidenschaftlichen Eigenart passen. Verdi schließlich, der älteste, aber fortschrittlichste, ein Wunder an Künstlergenese, hat uns im „Falstaff" ein Werk beschert, das nur ganz wenig und ganz selten vom südländischen Formenstil etwas durchblicken läßt und sonst mit beiden Füßen auf dem Boden echt moderner, tief-charakteristischer Musik steht, auch in der Technik der Arbeit eine Meisterleistung.

Während die italienischen Einflüsse mit ihrer formalen Zurechtstutzung der modernen Ausdrucksmusik noch zu uns hinüberfluten, hat sich aber auch auf heimischem Boden die moderne Tonkunst in den von Wagner gezeichneten Bahnen fortentwickelt. Zunächst kam auch hier das große Heer der Epigonen, die mit stärkerer oder schwächerer Anlehnung an das unerreichbare Original Stoffe wie Armin, Gudrun, Merlin, Urvasi, Sakuntala, Malavika, Herrat, Waldur, Wieland, Kunihild, Melusine, Loreley u. s. w. als Musikdramen ausgestalteten. Von originelleren Werken ist in der letzten Zeit besonders Humperdincks Märchenspiel „Hänsel und Gretel" und Richard Strauß' „Guntram" genannt worden. Während Strauß musikalisch Wagners Tonbildung noch fortsetzt zu

einer überschwenglich leidenschaftlichen, gewaltig aufwühlenden Polyphonie, geht Humperdinck, durch das Volkslied geleitet, den Weg zu einfacheren melodischen Linien zurück. Aber der Deutsche, der schwere und biderbe, steckt zu sehr in ihm, als daß er die reine Grazie der noch immer zu erwartenden komischen Volksoper von anspruchsloserem Apparat, als die „Meistersinger" ihn verlangen, träfe. Er türmt in polyphoner Unersättlichkeit Volksweisen so übereinander, daß zuletzt nicht die Schlichtheit, sondern die Größe des Aufbaues die tiefsten Wirkungen erreicht.

Wenn man auch den leisesten Schimmer von Epigonentum für kunstgeschichtlich inferior erklärt, so wird man überhaupt kaum auf dem Gebiete der Oper frühlingsverkündende neue Reiser entdecken. Weder Guntram noch Hänsel und Gretel hätten ohne Wagners direkte Vorbilder (Tristan, Parsifal, Meistersinger) das Licht der Welt erblickt, mögen sie sich noch so sehr emancipiert haben. Eher scheint auf dem Gebiete der absoluten, der Instrumentalmusik ein neuer, frischer Lenz sich anzukündigen. Es wäre nur dem erprobten Gang der Geschichte entsprechend, wenn das Orchester alles, was es in der Schule der neuen deutschen Oper gelernt, nun auf eigene Faust, ohne den Dolmetsch der Worte versuchen wollte. Hier und da taucht schon die Frage auf: Kann uns die Oper überhaupt befriedigen mit ihrem Anti-Realismus, ihrer zerstreuenden Vielseitigkeit? Es streicht wieder eine Welle jener Logik über die Kunst, die nach den Zeiten der großen Knotenpunkte die Zeiten der puritanischen Isolierung herbeisehnt: jede Kunst möge ganz durch sich selbst und für sich selbst reden. Die Musik soll nichts als Tonsprache sein, ohne das Hilfsmittel des Wortes, der Bühne. Tieferes, Eigeneres könne sie so künden, als jemals im Banne einer Allkunst. Will eine solche Periode wieder heraufkommen? Was ein Berlioz überströmend begann, ein Liszt in Form und Gesetz brachte, das nimmt heute ein Richard Strauß in seinen, auf diesem Boden erwachsenen „symphonischen Dichtungen" mit der ganzen Macht seiner grandiosen Tonphantasie wieder auf. Sein „Don Juan", sein „Macbeth", namentlich aber sein „Tod und Verklärung" sind in der That mit das Selbständigste und Originalreifste, was unsere neueste Musik hervorgebracht. Aufwühlend und blendend durch ihre erschütternde Wahrheit ist diese Riesensprache des nach Ausdruck schreienden Orchesters. Wenn man sich dann hinüberdenkt ins stille Bereich der delikaten, innigen Kammermusik und sich der wundersamen Tiefe eines Brahmsschen Klarinettenquintetts erinnert — eines Werkes, wie man es seit Beethovens letzten Quartetten nicht wieder erlebte —, dann will es wahrlich so scheinen, als ob allerorten das Organ für die reinen Wirkungen der absoluten Musik zu einem neuen, vielversprechenden Leben erwachte. Vielversprechend, denn dann mag es sein, daß auch über die Tonkunst eine große Epoche des Naturalismus hereinbricht, die uns Ungeahntes, Revolutionäres zeigte: eine Musik, die alle Reste der formalen Zeit, alles Bauliche, Taktliche, Motivische, alle Schlußrücksichten hinter sich ließe und mit der Kühnheit eines berauschten Pfadfinders die letzten Fasern unseres Empfindens, die geheimsten Regungen unseres Unterbewußtseins, das ganze schiebende Gewebe der Stimmungswelt klar und wahr an den Tag brächte und dem ehrlichsten aller Mitempfinder, dem Tone, unverkürzt anvertraute! Man nehme von Berlioz, Schumann, Liszt die tausenderlei kleinen Konzessionen an die Gesetze der musikalischen Form, die ihre Werke noch auf die Füße stellen: was bleibt, das ist es, was dann kommen mag. Es ist eine Phantasie noch, diese Epoche des großen musikalischen, wirklichen „Verismus" — sie ist ein Traum, den nur die verstehen, die ihn auch träumen. Aber die Zeit wird lehren, ob ich mich irrte, wenn ich ihre Morgendämmerung aus dem Modernsten der modernen Musik, dem wieder erstarkenden Sinn für die Sprache reiner Instrumente herauslese.



# Die Bedeutung des Sauerstoffes
## im Leben der Natur und Kultur.

Von

**Julius Thilo.**

Während im Leben der Natur die Regelung und die Deckung der Bedürfnisse eines jeden Individuums, des pflanzlichen oder tierischen, genau nach denselben ewigen Gesetzen zu allen Zeiten vorgeht — von der Lehre der Anpassung abgesehen, deren Wirkung im Naturleben jedenfalls eine äußerst langsame ist —, ändern und wälzen sich im Kulturleben der Menschheit die Bedürfnisse, das Wollen und Begehren und die Lebensbedingungen in rapider Weise um, und zwar um so rapider, je mehr wir uns bei einem Überblick über die menschliche Kulturgeschichte der heutigen Zeit nähern. Was vor Jahrhunderten in Wohnung, Kleidung und Nahrung ein hervorragendes Los schien, erscheint heute unter Umständen auch dem Armen ganz unannehmbar. Die Bedürfnisse der Benachrichtigung von Mensch zu Mensch, der schnellen Beförderung von einem Landstrich in einen anderen sind geschaffen worden, indem die Möglichkeit ihrer Erfüllung geschaffen worden ist. Es wäre ein vergebliches und unmögliches Beginnen, eine Erfindung, die Anklang und Verwendung gefunden hat, irgendwie gewaltsam abschaffen zu wollen, so unmöglich, daß es selbst noch nicht versucht worden ist, auch von denen nicht, die aus diesen oder jenen Gründen die Feinde der Weiterentwickelung der Kultur sind.

Das Telephon erscheint jedem großstädtischen Kaufmann heute unentbehrlich, sein Vater kannte es noch nicht, und so geht es vom Kleinsten bis zum Größten, vom Wichtigsten bis zum Unwichtigsten. Ein Zweig der Industrie, dessen theoretische Grundlagen schon seit längerer Zeit bekannt sind, ist seit etwa zehn bis fünfzehn Jahren daran, sich ebenfalls eine solche Stelle im Konsum zu verschaffen und hat sie im gegenwärtigen Augenblick ungefähr erreicht; dieser Zweig der Industrie ist die Anwendung der Gase zu industriellen und gesundheitlichen Zwecken in komprimierter Form.

Es unterliegt von vornherein gar keinem Zweifel, daß, so gut wie feste und flüssige Körper der chemischen Industrie die ausgedehnteste und verschiedenartigste Verwendung finden, wie die Schwefelsäure, die Salzsäure, die Salicylsäure, die Karbolsäure, das Naphthalin und hundert andere, dies auch von den Gasen ihren verschiedenartigen Eigenschaften angemessen möglich sein muß; die zu überwindende Schwierigkeit ist nur die Transportabilität. Ein Gas kann man nicht ohne weiteres in eine Glasflasche oder in ein Faß thun und versenden; wenn man es selbst in ein luftdichtes Gefäß sperrt, z. B. in einen Gummisack von sagen wir zehn Litern, so hat man damit höchstens eine Menge von ein paar Gramm, die also gar nicht ernsthaft in Betracht kommen kann. Beim Leuchtgas hat man einen anderen Ausweg gewählt, nämlich die direkte Verbindung der Erzeugungsstelle mit den Konsumenten durch ein viel verzweigtes Röhrensystem. Diese Art des Transports ist aber nur bei Gasen von so allgemeinem Gebrauch wie das Leuchtgas möglich. Die einzige Form, die für den

Transport eines Gases übrig bleibt, ist die flüssige oder die komprimierte. Die größte Menge auf den kleinsten Raum gedrängt und damit die günstigsten Bedingungen für den Transport geschaffen hat man natürlich dann, wenn man das Gas in flüssigen Zustand übergeführt hat, wie dies bei der Kohlensäure geschieht. Dieses Gas hat sich infolge seiner gut ausführbaren Verflüssigung eine unverdrängbare Stelle im Konsum erworben, es wird bekanntlich jetzt fast ganz allgemein beim Bierausschank benutzt und täglich in Tausenden von Flaschen verbraucht.

Seit dem Jahre 1878 weiß man nun allerdings durch die experimentellen Arbeiten von Pictet und Cailletet, daß alle Gase flüssig zu machen sind; trotzdem verbietet sich die Ausnutzung dieser Thatsache für die Praxis bei einer Anzahl von Gasen, die nunmehr ebenfalls zur Verwendung gelangen. Diese Gase, darunter besonders der Sauerstoff, der Stickstoff und der Wasserstoff, lassen sich nur bei einer Temperatur verflüssigen, die weit unter der normalen liegt, bei mehr als 100 Grad Kälte, und sind sie bei dieser tiefen Temperatur flüssig geworden, so werden sie sofort wieder gasförmig, sobald die Temperatur diese Grenze übersteigt; sie sind also bei der Temperatur, die unter normalen Verhältnissen herrscht, durchaus nicht im flüssigen Zustande haltbar. Man muß sich also damit begnügen, diese Gase in Gasform zu lassen und zu komprimieren, das heißt, auf einen Raum von etwa zehn Litern eine vielmal so große Menge des Gases zu vereinigen.

Das Maß der Kompression ist die Atmosphäre, das heißt der Druck, den ein Kilogramm auf einen Quadratcentimeter ausübt. Haben wir eine Flasche von zehn Litern Inhalt, in der ein Gas unter hundert Atmosphären Druck steht, so haben wir auf diese Weise eine etwa hundertmal so große Menge eingeschlossen, als der Größe des Gefäßes entspricht, also bei einer Flasche von zehn Litern hätten wir tausend Liter Gas. Das ist schon eine Menge, die in Betracht kommt, bei Sauerstoff ist es ungefähr anderthalb Kilo.

Natürlich müssen die Flaschen, in denen das Gas sich befindet, dem Druck gewachsen sein, sie müssen aus bestem Stahl oder Eisen gefertigt und für hohen Druck geprüft sein. Diese Flaschen wurden früher aus England bezogen, werden aber jetzt in Deutschland meist nach dem Mannesmann-Verfahren in vorzüglicher Weise hergestellt. Die Flaschen sind natürlich, obwohl relativ leicht, doch bedeutend schwerer und auch höher im Wert als die innen befindliche Gasmenge.

So wie die Kohlensäure in flüssiger Form bereits unentbehrlich geworden ist, so ist der Sauerstoff als komprimiertes Gas eben jetzt daran, sich eine ähnliche Stelle zu erobern, nur ist seine Verwendbarkeit eine mannigfaltigere und auf den verschiedensten Gebieten liegende.

Um die Möglichkeiten zu verstehen und im voraus kombinieren zu können, in denen der Sauerstoff mit Vorteil Verwendung finden kann, muß man sich ein wenig die Funktionen ins Gedächtnis zurückrufen, deren Träger der Sauerstoff im Leben der Natur ist.

Der Sauerstoff bildet bekanntlich einen großen Teil des uns umgebenden Luftmeeres, er bildet etwa zwanzig Prozent der Luft.

Er ist der eigentliche Lebenserhalter in der Luft; der andere Hauptbestandteil derselben, der Stickstoff, ist nur eine Verdünnung für den Sauerstoff; würden wir reinen Sauerstoff atmen, so wären die Lebensfunktionen zu lebhaft und das Leben kürzer. Das können wir schon gleichsam im Bilde sehen, wenn wir ein Streichholz anzünden, verlöschen und den glimmenden Stumpf in einen Sauerstoffstrom halten; sofort entzündet sich das glimmende Holz wieder und brennt mit heller glänzender Flamme schnell ab. Diese Beispiele der Wirkung des Sauerstoffes sind zu bekannt, als daß deren noch mehr aufgezählt werden müßten; genau entsprechend ist aber seine Wirkung im menschlichen und im tierischen Organismus. Er verbrennt einen Teil der eingenommenen Nahrung, verbindet sich dabei mit dem in letzterer enthaltenen Kohlenstoff und wird vereint mit dem Kohlenstoff als Kohlensäure ausgeatmet. Die Kohlensäure wird von den Pflanzen aufgenommen, für die sie ein Bedürfnis ist; hier wird sie wieder gespalten, der Kohlenstoff wird zum Aufbau komplizierterer Verbindungen benutzt, die Eiweiß-

stoffe und Kohlehydrate dienen nachher wieder Mensch und Tier zur Nahrung, und der Sauerstoff wird von der Pflanze ausgeatmet.

So ergänzt sich die animalische und vegetabilische Welt gegenseitig; was bei der einen Abscheidungsstoff ist, ist für die andere Bedürfnis, und umgekehrt. Wären nur Menschen und Tiere auf der Welt, so würde alles — abgesehen von der Existenz-Unmöglichkeit, die schon durch den Mangel an Nahrung gegeben ist — bald im eigenen Atem ersticken; gäbe es nur Pflanzen, so würde der Mangel an Kohlensäure diese ebenfalls zu Grunde richten.

Bei allen diesen Umsetzungen spielt der Sauerstoff die Rolle des belebenden Faktors; man hat ihn daher auch Lebensluft genannt. Übt der Sauerstoff schon in seiner fünffachen Verdünnung als Luft diese Wirkung aus, so kann man sich vorstellen, daß er in reinem Zustande, wie er sich künstlich z. B. durch Schmelzen von chlorsaurem Kali herstellen läßt, eine noch viel stärkere und lebhaftere Wirkung ausüben wird. Der oben erwähnte Versuch mit dem glimmenden Span ist ein Beispiel dafür.

Nach dieser Charakterisierung des Sauerstoffs kann man sich ungefähr vorstellen, zu welchen Zwecken er in der Industrie und in der Praxis überhaupt Anwendung finden kann.

Überall dort nämlich, wo die Wirkung der Luft notwendig, aber eine zu träge ist, wird man sich mit Vorteil des Sauerstoffes bedienen.

Bevor wir aber auf diese praktische Verwendung des Sauerstoffes eingehen, müssen wir sehen, wie man ihn fabrikmäßig herstellt.

Da der Sauerstoff eigentlich nur als Surrogatmittel für Luft, d. h. als eine fünfmal höherwertige Luft (da Luft $^1/_5$ Sauerstoff enthält), Anwendung finden kann, so läßt sich denken, daß sein Preis kein hoher sein darf, wenn er praktisch zur Verwendung kommen soll. Wir haben schon erwähnt, daß man ihn durch Schmelzen von chlorsaurem Kali erzeugen kann, und so stellt man ihn auch gewöhnlich dar, wenn man ihn zu wissenschaftlichen Versuchen verwenden will; aber auf diese Weise entzieht man den Sauerstoff immer erst einem chemischen Produkt, das Geld kostet, und hat also ein Rohmaterial, das man bezahlen muß. Bei den ungeheuren Mengen von Sauerstoff, die im Luftmeer sind, sann man aber ganz natürlich auf Methoden, die Luft, die gar nichts kostet, als Ausgangsmaterial zu benutzen und ihren Sauerstoff zu entziehen.

Das Baryumoxyd, ein Körper, der schon Sauerstoff enthält und aus einem Mineral, dem Witherit, gewonnen wird, hat die folgende Eigenschaft, die es für die Fabrikation von Sauerstoff außerordentlich anwendbar macht. Erhitzt man es in einem Luftstrom, so entzieht es der Luft ihren Sauerstoff, vereinigt sich mit demselben und bildet das Baryumdioxyd oder Baryumsuperoxyd, welches nunmehr doppelt so viel Sauerstoff enthält als vorher Baryumoxyd; den Stickstoff läßt es ruhig vorbeipassieren. Nun hat man einem Teile Luft seinen Sauerstoff entzogen und hätte somit sein Ziel erreicht, wenn man Stickstoff darstellen wollte. Das will man aber nicht, denn dieses Gas ist ganz wertlos; der Sauerstoff, den man haben will, steckt aber noch im Baryumsuperoxyd. Nun ist diese Verbindung des Baryumoxyds, des Ausgangsproduktes mit dem neu hinzugekommenen Sauerstoff, aber keine sehr feste; wenn man das Baryumdioxyd auf eine Temperatur erhitzt, die noch über derjenigen liegt, bei welcher es Sauerstoff aufgenommen hat, so giebt es die aufgenommene Menge Sauerstoff wieder ab, also die Hälfte seines Besitztums an diesem Gas, und wird wieder, was es war, nämlich Baryumoxyd.

Wenn man sich diese chemische Reaktion deutlich veranschaulicht, so ist es klar, daß man sie beliebig oft mit derselben Menge Baryumoxyd wiederholen kann, da ja das Ausgangsprodukt mit der Abspaltung des aufgenommenen Sauerstoffs immer von neuem gebildet wird. Die thatsächlichen Verhältnisse sind nun häufig etwas komplizierter als die Theorie, und Thatsache ist, daß man mit derselben Menge Baryumoxyd sehr viele Male Sauerstoff darstellen kann, aber allerdings nicht unbegrenzt oft.

Dieses Verfahren ist unter den vielen Methoden, die für den Zweck der Sauerstofffabrikation erprobt und patentiert wur-

den, augenblicklich das einzige, das zur Ausführung gelangt ist. Die Gebrüder Brin, zwei in England lebende Franzosen, nahmen damit die schon 1850 ausgesprochene und erprobte Idee des französischen Gelehrten Boussingault wieder auf, durch das Baryumoxyd der Luft ihren Sauerstoff zu entziehen.

Im ganzen ist die Brinsche Methode eine sehr ökonomische und bis jetzt die beste.

Es läßt sich denken, daß man, auf die obigen Thatsachen gegründet, durch geeignete Anbringung von Pumpen, Öfen mit Retorten, Reinigern u. s. w. eine rationelle Fabrikation von Sauerstoff einrichten kann. Natürlich sind auch noch viele Verbesserungen maschineller Art an dem Verfahren vorgenommen worden, die alle von den Gebrüdern Brin herrühren. Dasselbe ist jetzt ganz regelmäßig durchgeführt. Eine Pumpe saugt die Luft aus dem Freien und schickt sie durch Reinigungsapparate direkt in die Retorten, die mit Baryumoxyd beschickt sind und sich in einem Ofen befinden. Dann bläst dieselbe Pumpe, nachdem der Sauerstoff vom Baryumoxyd verschluckt ist, den übrig gebliebenen Stickstoff in die Luft zurück, zieht den absorbierten Sauerstoff aus dem nunmehr gebildeten Baryumsuperoxyd heraus und schickt ihn in einen Gasometer. Wenn er zum Transport in Stahlflaschen gefüllt werden soll, so zieht ihn eine Dampfdruckpumpe aus dem Gasometer heraus und stößt ihn in die mit der Druckpumpe verschraubbare Stahlflasche. Ist der Druck von 100 Atmosphären erreicht, was von einem Manometer angezeigt wird, so wird die Flasche verschlossen, abgeschraubt, und eine andere kommt an die Reihe.

Von den Verwendungen des künstlich dargestellten Sauerstoffes ist die nächstliegende die zum Atmen an Stelle von Luft. Indessen ist diese noch keine sehr ausgebreitete. Sie wird bei Lungenkranken versuchsweise benutzt, dann aber auch von Luftschiffern, die in beträchtliche Höhe steigen, wo die dort schon sehr verdünnte Luft zum Atmen nicht mehr genügt und gesteigerten Druck in den Blutgefäßen veranlaßt.

So nahmen, als im Februar 1893 eine große Reihe wissenschaftlicher Ballonfahrten, von Professor Aßmann veranstaltet, von Berlin aus stattfanden, die Luftschiffer kleine Eisenflaschen voll mit hundertatmosphärigem Sauerstoff mit, die durch Aspirationsvorrichtungen mit dem Munde verbunden waren; sie erzählten viel von der erfrischenden und belebenden Wirkung, die der Sauerstoff in diesen Höhen auf sie ausgeübt habe.

Für das Atmen von Sauerstoff wie für die meisten anderen Verwendungsarten desselben ist es allerdings nicht geeignet, den Sauerstoff direkt aus der Flasche zu beziehen, in der er sich unter so hohem Drucke befindet. Wenn man das Verschlußventil auch nur ein klein wenig zu weit öffnet, so pfeift das Gas unter dem vollen Druck von hundert Atmosphären mit großer Gewalt heraus, so daß sich das Abziehen des Sauerstoffes sehr schwer regulieren läßt. Dem hat man in sehr geeigneter Weise abgeholfen durch Einschaltung von sogenannten Druckreduzierventilen, die an die Flasche angeschraubt werden. Es sind das kleine mit einem Manometer versehene und aus einem sehr komplizierten Mechanismus bestehende Apparate, die den Gasdruck, auch wenn das Ventil der Flasche ganz offen ist, immer nur unter einem bestimmten kleinen Drucke herauslassen, beispielsweise unter 1/4 Atmosphäre. Der geringe Druck, unter dem das Gas herausgelassen wird, läßt sich durch Verstellen einer kleinen Schraube außerdem noch ändern.

Eine weite Verwendung findet der Sauerstoff jetzt schon dort, wo man große Hitze zum Schmelzen der Metalle braucht, also bei Lötvorrichtungen und Gasgebläsen. Wenn man in eine Flamme einen Luftstrom durch einen Blasebalg hineinbläst, so erhält man eine sehr heiße Flamme, mit der man z. B. Glas, Zink und Zinn sehr gut schmelzen kann; die Luft, die hierbei eine intensive Verbrennung des Leuchtgases und somit eine größere Hitze herbeiführt, führt nun aber neben dem Sauerstoff, der allein wirkt, einen großen Ballast von dem unnützen Stickstoff mit, der außerdem noch die Flamme abkühlt; es ist also klar, daß man eine viel größere Flamme bekommt, wenn man statt Luft Sauerstoff durch das Gas bläst. Mit einer solchen Gebläseflamme kann man Stahl, Gold und Platin sehr leicht schmelzen; sogar unsere Herren Diebe machen von diesem

Sauerstoffgebläse schon erfolgreichen Gebrauch, indem sie dasselbe zum Durchschmelzen der Geldschränke benutzen. Wenn man nun aber gar statt des Leuchtgases das Wasserstoffgas nimmt, welches jetzt ebenfalls komprimiert in den Handel kommt, so erhält man eine Gebläseflamme von solcher Hitze, daß kaum irgend etwas widerstehen kann. In dieser sogenannten Knallgasflamme schmilzt selbst das Metall Iridium, dessen Schmelzpunkt noch weit über dem des schon sehr schwer schmelzbaren Platins liegt.

Eine Verwendung, die auf den ersten Augenblick auffallend und unwahrscheinlich klingt, findet die Wasserstoff-Sauerstoffflamme noch zum Aneinanderlöten von Glasplatten. In englischen Fabriken nämlich, wo für elektrische und chemische Zwecke große gläserne Tröge gebildet werden, die sich nicht gut aus Glas blasen lassen, werden die einzelnen Platten, die den Trog bilden sollen, auf eine eiserne Form gelegt, die der Größe des zu formenden Troges entspricht. Die Form mit den Platten wird nun im Ofen allmählich auf eine Temperatur gebracht, bei der die letzteren noch nicht schmelzen, aber schon die Berührung mit einer sehr heißen Flamme vertragen, ohne zu springen. Man fährt nun mit dem Knallgasbrenner an den Kanten der Platten entlang, und wo die Flamme anrührt, da schmelzen die Platten leicht in ein Stück zusammen. Auf diese Weise stellt man den ganzen Trog her.

Die Hitze des Knallgasgebläses kann nun auch zur Beleuchtung verwendet werden, natürlich nicht direkt, denn die Flamme hat bei ihrer furchtbaren Hitze keine sehr hohe Leuchtkraft, aber indem ein Körper, der ein hohes Lichtausstrahlungsvermögen besitzt, durch sie in Glut gesetzt wird. Ein solches Licht ist z. B. das Drummondsche Kalklicht, bei dem ein kleiner Kalkcylinder mit dem Knallgasbrenner verbunden ist und von der Flamme ins Glühen gebracht wird. Der Kalk strahlt dann ein prachtvoll weißes Licht aus; da man aber fand, daß durch das Erhitzen an einer Stelle der Kalk sein Emissionsvermögen für Licht immer mehr verlor, so konstruierte man sich langsam drehende Glühkörper aus Kalk, bei denen also jede Stelle Zeit zum Erkalten hatte, bevor sie wieder der Flamme ausgesetzt wurde. Indessen wurde diese Komplikation überflüssig, als an Stelle des Kalkes das weiße Iridiumoxyd eingeführt wurde, das sich sehr gut bewährt.

In England werden die meisten Theater, auch Säle, öffentliche Plätze u. s. w. mit diesem Sauerstofflicht erhellt; in Deutschland hat es sich weniger eingeführt; hier hat das elektrische und in neuester Zeit auch das Gasglühlicht den Sieg davongetragen.

Auch in der Photographie findet das Knallgaslicht in Verbindung mit Calciumoxyd Anwendung. In England, wo die Sauerstoff-Industrie überhaupt am weitesten entwickelt ist, besitzen einige Gaswerke eigene Sauerstoff-Fabrikationsanlagen und benutzen den dort erzeugten Sauerstoff nur für sich selbst und zwar zur Reinigung des Gases. Das Leuchtgas enthält in rohem Zustande nämlich unter anderen Verunreinigungen auch Schwefelwasserstoff, der beim Verbrennen die unangenehm stechend riechende schweflige Säure geben würde. Dieser Schwefelwasserstoff muß also vorher aus dem Gase entfernt werden, und zu diesem Zwecke muß dasselbe einige Kalk enthaltende Reinigungsapparate passieren.

Man hat nun dort die Erfahrung gemacht, daß diese Reinigung viel glatter und leichter und mit weniger Kosten von statten geht, wenn man dem Rohgas einen kleinen Prozentsatz Sauerstoff zusetzt. Namentlich soll an Raum und Arbeitslöhnen dadurch gespart werden, und außerdem soll sich die Leuchtkraft der Flamme dadurch erhöhen. In Deutschland verhält man sich dieser Anwendung gegenüber jedoch noch skeptisch.

Eine Hauptanwendung findet der Sauerstoff in der Bleicherei; man benutzt ihn neben Chlorkalk, indem man einen Strom von Sauerstoff in die zu bleichende Masse leitet. Allein angewendet übt der Sauerstoff keine bleichende Wirkung aus, wohl aber gemischt mit Chlor und im ozonisierten Zustande.

Selbst zur Reinigung der Spirituosen und zum Altern der Weine wird der Sauerstoff bereits gebraucht. Durch die Behandlung mit Sauerstoff soll der Gehalt an Fuselölen bedeutend verringert werden. Für die natürliche Alterung der Weine ist von Pasteur und anderen nachgewiesen worden, daß bei

diesem Prozeß die fortwährende Berührung des Weines mit der Luft, also mit dem Sauerstoff der Luft von wesentlichem Einfluß ist; es lag also nahe, künstlich reinen Sauerstoff auf die Weine und Cognaks einwirken zu lassen und so den Alterungsprozeß zu beschleunigen.

Über die Resultate dieser Industrie hört man nicht viel, da aus naheliegenden Gründen die betreffenden Industriellen ihren Weinen und Cognaks wohl nicht das Etikett „Durch Sauerstoff gealtert“ geben werden.

Der Sauerstoff hat die Eigentümlichkeit, unter gewissen Verhältnissen in eine Form überzugehen, in der seine Materie sich in nichts geändert hat, seine Erscheinungsform jedoch eine durchaus andere wird. Diese Form ist der Ozon, der riechende Sauerstoff. In diesem Zustande hat der Sauerstoff seine aktive, aggressive Form angenommen, er besitzt die Eigenschaften des Sauerstoffes in multiplizierter Form und wirkt schon unter denselben Verhältnissen bei normaler Temperatur, wo der Sauerstoff erst bei erhöhter Wärme in Aktion tritt.

Wenn man den elektrischen Funken durch Luft oder durch Sauerstoff schlagen läßt, so bildet sich Ozon, welches sich in größerer Menge sofort durch seinen chlorähnlichen erstickenden Geruch kenntlich macht. Bei verschiedenen chemischen Prozessen entsteht ferner Ozon, dann aber auch, wenn Wasser an seiner Oberfläche verdampft. Daher ist denn auch die Seeluft besonders reich an Ozon.

Da ein Unterschied zwischen der Materie des Sauerstoffes und des Ozons nicht besteht und doch entschiedene äußere Unterschiede vorhanden sind, so muß die innere Ungleichheit in der verschiedenen Anordnung der Atome in beiden Gasen begründet sein. Man denkt sich bekanntlich alle Körper aus Molekülen und jedes Molekül aus Atomen bestehend. Wenn nun der Sauerstoff in einem Molekül zwei Atome enthält, so unterscheidet sich das Ozon von ihm dadurch, daß es drei Atome desselben Stoffes im Molekül enthält.

Diese Erklärung schwebt nicht etwa in der Luft, sondern sie läßt sich veranschaulichen, wenn man etwa drei Liter Sauerstoff in einem abgeschlossenen Raum ozonisiert. Wenn der ganze Sauerstoff ozonisiert ist, so vermindert sich sein Volum auf zwei Drittel des ursprünglichen. Man kann den Ozongehalt der Luft als Maßstab ihrer Reinheit und Güte ansehen; die Landluft ist bedeutend reicher an Ozon als die Luft der Städte, namentlich der großen, und in den Zimmern befindet sich meist gar kein Ozon.

Man erklärt sich das so, daß, da das Ozon tötende Eigenschaften gegenüber den in der Luft schwebenden Bakterien und Keimen hat und es den feinen organischen Staub oxydiert, es sich hierbei selbst vernichtet, und daß das Ozon daher in einer Luft, die an Lebewesen und Staub reich ist, sich bald aufzehrt und nicht mehr gefunden wird.

Man hat auf diese Thatsache ein Desinfektionsverfahren durch Ozon begründen wollen, aber da man doch nicht unendliche Mengen von Ozon zur Verbesserung der Atmosphäre in die freie Luft jagen kann, und da man durch genaue Versuche nachgewiesen hat, daß die bacillen-vernichtende Kraft des Ozons keine sehr große ist, so hat diese Methode keine Aussicht auf Erfolg.

Eine der Bedingungen für die Anstellung derartiger Versuche ist natürlich die, daß man sich Ozon selbst herstellen kann und nicht etwa darauf angewiesen ist, es aus dem Luftmeer zu sammeln, was ja die reine Unmöglichkeit wäre. Nun, es giebt thatsächlich schon eine Ozonindustrie, und hier ist es Deutschland, welches die Führung hat. Der verstorbene Werner von Siemens hat eine Ozonröhre konstruiert, mittels der man in zweckmäßiger Weise Ozon aus Luft oder Sauerstoff durch die elektrische Entladung herstellen kann, und diese Methode wurde durch Dr. Frölich in der Fabrik von Siemens u. Halske in Berlin in industriellem Maßstab verbessert und eingerichtet. Die Ströme, die zur Erzeugung von Ozon verwendet werden, sind von so ungeheurer Spannung, daß eine Berührung mit den Leitungen den sicheren Tod bedeutet. Tritt man in ein Zimmer, in welchem die Luft stark ozonisiert ist, so hat man ein beklemmendes Gefühl, als ob man Chlor einatmete, und spürt einen erheblichen Hustenreiz. Schon dieser Umstand würde die Desinfektion von Krankenzimmern damit kaum zulassen. Dagegen versprechen die Versuche, das Wasser

mit Ozon zu desinfizieren, den besten und vollsten Erfolg. Bei allen Versuchen, die hierüber gemacht worden sind, tötete das Ozon die schädlichen Keime im Wasser und hat außerdem die gute Eigenschaft, sich nur äußerst wenig im Wasser zu lösen, wodurch es erstens den Geschmack des Wassers nicht beeinflußt und wodurch zweitens die Billigkeit des Verfahrens infolge der Vermeidung von Verlusten gesichert ist. Das Ozon geht ins Wasser, thut seine Arbeit und verläßt dasselbe wieder. Nach der Meinung des Dr. Frölich würde es auch viel Aussicht auf Erfolg haben, wenn man die Tötung der Reblaus durch Ozon versuchte. Man kann bekanntlich schon jetzt die Reblaus durch Anwendung von Chemikalien töten, nur geht dabei der Weinstock ebenfalls zu Grunde. Nach Versuchen, die Dr. Frölich angestellt hat, kann man durch Einleiten von Ozon in die Erde eines Blumentopfes darin befindliche Regenwürmer töten, ohne der Pflanze zu schaden, die Wirksamkeit in der Erde ist also damit erwiesen.

Ein solcher Versuch zur Tötung der Phylloxera würde aber erst dann in großem Maßstabe ausführbar sein, wenn es gelingt, das Ozon transportabel zu machen, d. h. auf etwa hundert Atmosphären zu komprimieren und in eisernen Flaschen zu versenden, wie man es mit Sauerstoff thut. So weit ist man nun aber bis jetzt noch nicht. Das Ozon setzt der Kompression große Hindernisse technischer Natur entgegen; bis jetzt ist es bei Siemens u. Halske gelungen, das Ozon auf neun Atmosphären zu komprimieren, also in einem Raum von zehn Litern neunzig Liter unterzubringen. Das ist noch zu wenig, und so ist es vor der Hand noch notwendig, daß jeder Unternehmer, der Ozon benutzen will, eine eigene Fabrikanlage hat. Eine solche technische Verwendung findet bereits statt, und zwar in der Bleicherei. Das Ozon soll sehr gute Erfolge haben im Bleichen von Wolle, Baumwolle, Leinwand, Papier, Öl, Rohr, Elfenbein.

Schließlich kommt ozonisierter Sauerstoff bereits bei der künstlichen Verbesserung und Alterung der Branntweine zur praktischen Anwendung und soll dieses Verfahren der Behandlung mit gewöhnlichem Sauerstoff noch vorzuziehen sein.





# Dame d'honneur.

Stimmungsbild
von
**A. Bindermann.**

Wenn ich sicher wäre, Kinder, daß es euch nicht allzusehr schmerzte, möchte ich jetzt wohl auf ein halbes Stündchen euch meine Gegenwart entziehen," wendet sich die voranschreitende junge Dame an das hinter ihr gehende Brautpaar; „die Beleuchtung ist brillant augenblicklich, ich will da oben ein bißchen zeichnen."

Ein blaues und ein braunes Augenpaar blicken mit schlecht verhohlener Befriedigung auf die Sprechende. Man ist sicher, daß sie sich die wirklich selten schönen Lichteffekte, die Wolkenschatten und zerstreuten, intensiven Sonnenstrahlen nicht entgehen lassen wird; der freundschaftliche Versuch, sie zurückzuhalten, ist also ganz ungefährlich.

Die drei jungen Menschenkinder sind aus dem Walde getreten, ein weites, hügeliges Heideland liegt vor ihren Blicken.

„Ach was, Berte, bleib doch hier, wir lagern uns unter den Bäumen; du verdirbst dir ja nur den Teint da oben in der Sonnenglut!"

Das Mädchen lächelt ein wenig. „Da ist nichts zu verderben, meine Nubierhaut spottet aller Sonnenstrahlen."

„Gieb dir keine Mühe, Hans," lacht die junge, bildschöne Braut; „wenn Berte ihre geliebten Heidberge sieht, deren Schönheit uns gewöhnlichen Sterblichen allerdings noch nicht aufgegangen ist, dann halten sie keine zehn Pferde —"

„Geschweige denn ein Brautpaar, das Hand in Hand unter blauem Himmel und grünen Bäumen sitzt und sich Gedichte vorliest!" vollendet Berte trocken. „Wetten wir, daß er in irgend einer Rocktasche schon einen Band Geibel zur Attacke bereit hält?"

Forschend hat sie bei diesen Worten den jungen Mann betrachtet und tippt nun triumphierend mit der Spitze ihres Sonnenschirmes auf einen harten viereckigen Gegenstand, der sich deutlich in seiner linken Rocktasche abzeichnet. „Bitte, hier!"

Hans ist rot geworden. Um seine ärgerliche Verlegenheit zu verbergen, wirft er sich lang auf den von Kiefernnadeln glatten Waldboden und legt seinen Hut über das Gesicht. „Sieh, Berte, das verstehst du eben nicht besser," tönt es ein wenig pikiert darunter hervor.

Berte setzt gelassen ihren großen, mit

rotem Mohn garnierten Strohhut auf das blauschwarze Haar. „Hast ganz recht, Hansi," nickt sie freundlich. „Na, ich mache mich davon, nehmt mir's nicht übel, eure Liebe ist ein bißchen sehr ‚alte Schule', das ist für einen durch und durch modernen Menschen wie ich —"

„Berte, du bist — du bist ein ganz fin de si—ekliges Mädchen!" entrüstet sich Hans.

„Allmächtiger!" In ehrlichem Entsetzen hat sich Berte auf einen Meilenstein gesetzt. „Hans, Hans, der Kalauer war fürchterlich, mir sträubt sich jedes Haar dabei! Wo ist dein vielgerühmter Geist geblieben?"

Hans hält es für unter seiner Würde, auf die boshaften Bemerkungen seiner Schwägerin zu antworten. „Dir wünschte ich von Herzen, daß du dich mal so recht nach der ‚alten Schule' verliebtest," brummt er ärgerlich.

„Ja, weißt du, da wäre ich selbst neugierig," nickt Berte interessiert; „für gewöhnlich bringe ich es nämlich knapp bis zu einem ‚Schwarm'!"

„Natürlich, weil du immer nur auf Schönheit fahndest," meint jetzt Hertha, die inzwischen noch etwas grünes Laubwerk als Umrahmung für ihr Riesenbouquet gepflückt hat. „Du begeisterst dich für ein schönes Profil, einen klassischen Haaransatz, einen Bronzeteint, gleichviel ob's ein junger Schiffer, ein alter Oberst oder ein lang aufgeschossener Primaner ist."

Hans hat sich ein wenig aus seiner bequemen Stellung erhoben. „Und von welcher dieser drei Kategorien ist denn der neueste Schwarm, wenn man fragen darf?"

„Du mußt anders fragen, Schatz," lacht Hertha, „es sind ihrer nämlich immer sieben, die Bertes schönheitsdurstiges Herz zur Zeit umschließt."

„Also gleich im großen? O du tiefes, stilles Wasser, wer hätte das gedacht!" Hans ist sehr froh, daß die Reihe des Neckens auch einmal an ihn gekommen ist; schade nur, Berte ärgert sich nicht. Aber auch gar nicht. Sie ist einer von den Menschen, die von jeder Empfindlichkeit frei sind; lächelnd läßt sie die Scherze der beiden über sich ergehen.

„O, das ist lange nicht alles!" Hertha macht ein Gesicht wie jemand, der noch etwas besonders Interessantes in petto hat; „unter den Sieben befindet oder befand sich auch einmal —"

„Hertha!" Ein leiser kurzer Ausruf.

Aber diese hat bereits zuviel gesagt und durch ihr Mienenspiel zuviel verraten, um noch zurückzukönnen. Außerdem — es prickelt sie ein unabweisbares Verlangen, die Gesichter der beiden zu sehen, wenn sie es sagt — — „Ach was, warum nicht? Zu den Sieben gehörte auch mal ein gewisser Dr. jur. Hans Wetter. Mein Gott, Berte, mach doch nicht solch ein steinernes Gesicht, es sind ja tempi passati!"

Einen Herzschlag lang ist es ganz still. Berte hat ihr Skizzenbuch fallen lassen; auch der Bleistift ist daneben gerollt, man sieht ihn kaum auf dem Waldboden. Endlich hat sie ihn. Ihr Gesicht ist nichts weniger als steinern, im Gegenteil, ein Ausdruck drolliger Verlegenheit liegt darauf.

Hertha wird sich geirrt haben. Sie sagt sich das selbst. Aber warum muß sie in diesem Augenblick an Cethegus denken, an den stolzen, intriganten römischen Präfekten, in dessen Kopf ein ganzer Kriegsplan entstand, während er sich bückte, einen Stift aufzuheben? Komischer Gedankensprung!

Einige dünne Grashälmchen und Kiefernnadeln hängen noch an dem Buchdeckel. Mit dem langen dänischen Handschuh, den sie in der Hand hält, klopft Berte dieselben ab. „So behandelt man meine Herzensgeheimnisse, es ist empörend." Berte giebt sich Mühe, einen pathetischen Ton festzuhalten. „Na, nun muß ich wohl oder übel Farbe bekennen, damit ich den armen Jungen von seiner Verblüfftheit erlöse!"

Es läßt sich nicht leugnen, der sonst so gewandte junge Mann ist nach der unerwarteten Erklärung rot geworden wie ein Sekundaner. Hilflos blickt er von einer zur anderen und ergreift schließlich, einem Impulse folgend, den aufgespannten Sonnenschirm seiner Braut. „Ihr erlaubt, Kinder, daß ich unter diesem Requisit meine Fassung wiederzufinden suche! Teufel auch, ich armer Kerl in Libertas Schönheitsgalerie! Das muß ich erst klein kriegen!"

Hertha ist entzückt. Wie eine Bombe hatte der Spaß gewirkt. Und Berte ist gar nicht böse, trotzdem sie jetzt nolens volens beichten

muß. Mein Gott, die Geschichte ist ja auch so unendlich harmlos!

Berte bindet inzwischen ihr Buch auf und blättert suchend darin. Da — zwei Seiten sind zusammengeklebt, nicht zufällig, an vier bis fünf Stellen sieht man deutlich die Spuren des Gummi arabikums, als sie die Blätter voneinander trennt. Eine kleine Bleistiftzeichnung kommt zum Vorschein. Das Bild eines jungen Mannes, fast von der Rückseite aufgenommen. Der ein wenig seitwärts gewendete Kopf zeigt eine Schläfen- und Wangenlinie von tadelloser Schönheit. Die lockige Spitze des Schnurrbartes, der hohe weiße Stehkragen, das elegante helle Sommerjackett — Hans Wetter unverkennbar, ein bißchen schmaler vielleicht als heute.

„Bitte hier, ein kleines Überbleibsel aus den tempi passati!" Ruhig reicht das Mädchen das Buch unter den Sonnenschirm. Still bleibt es dahinter.

Aber auch Hertha ist neugierig geworden. Sie hat sich's inzwischen auf dem weichen Boden bequem gemacht; auf den Knien und Händen kriecht sie nun hinüber und neigt ihr helles Köpfchen interessiert über das Blatt. „Was ist denn das? davon weiß ich ja nicht mal etwas! Entzückend, das muß ich haben! Wie konntest du es nur übers Herz bringen, mir das bis heute vorzuenthalten, Berte!" Hertha ruft es mit dem souveränen Recht einer Braut, jedes existierende Bild des Geliebten unfraglich zu besitzen.

Berte bleibt die Antwort schuldig. Sie sitzt auf ihrem Stein, schlingt die Hände ums Knie und wartet gelassen, bis man sich satt gesehen hat.

„Soll ich das denn wirklich sein?" fragt Hansis Stimme, und sein kurzgeschorener blonder Kopf taucht für einen Moment über den Rand des Schirmes.

„Beruhige dich, Kindchen," nickt ihm das Mädchen boshaft lächelnd zu, „das warst du vor ungefähr einem Jahr. So saßest du vor mir im Tivoli während eines Gartenkonzertes. Ich langweilte mich. Die weißen ‚Sonntagshüte' und gebrannten Locken der Damen fingen an, mir zur Tortur zu werden. Meine Augen sehnten sich nach etwas Schönem, oder wenigstens nach einem nicht durch Geschmacklosigkeit verunstalteten Etwas. Da fiel mein Blick auf dich. Es steht dir frei, an dieser Stelle rot zu werden, aber höre lieber erst weiter. Du bist ein guter Junge, Hänschen, doch ich denke, die Last deiner Schönheit kannst du auf deinen kräftigen Schultern wohl tragen. Daß dir nun Mutter Natur da irgend eine Linie in deinen Zügen mit besonderer Sorgfalt modelliert hat, das weißt du nicht, das verstehst du nicht, und es geht dich unkünstlerischen Menschen im Grunde auch gar nichts an. Genug, eine halbe Stunde später hatte ich dich glücklich zu Papier gebracht. Wie meinst du, Hertha? Ob er still hielt? Ach, lieber Gott, nein! Er brachte mich bald zur Verzweiflung durch sein ewiges Hin- und Herzappeln, blieb kaum einen Augenblick unverändert und — wollt ihr noch Einzelheiten hören?"

„Aber selbstverständlich!"

„— trank in den fünfundzwanzig Minuten vier große Kulmbacher, zwei Cognaks —"

„Hör auf, Berte, ich danke verbindlichst, brenne gar nicht darauf!" Hans ist aufgesprungen und marschiert, die Hände in den Jackettaschen, mit großen Schritten hin und her. „O, ich ahnungsloser Engel! Ist man denn vor euch zeichnenden Menschen nirgends sicher? Alle Schauder der schrecklichen Situation fühle ich noch nachträglich! Von Fräulein Liberta Königs unerbittlich scharfen Augen beobachtet, kritisiert, eine halbe Stunde lang — mein Bier gezählt — Gott sei Dank, Berte, daß du wenigstens in einer halben Stunde fertig warst. Das heißt, ich meine, nachher habe ich wahrscheinlich nichts mehr getrunken —"

„Höchst wahrscheinlich!" sagt das Mädchen mit tiefem Ernst, aber eine Welt von Neckerei funkelt in ihren grauen Augen.

„Wenn du etwa noch ein paar solche Überraschungen für mich hast, dann sag's, bitte, nur gleich, es ist ein Abmachen." Er ist stehen geblieben und mustert seine Schwägerin von dem dunkel beschatteten Kopf bis zu den modernen gelben Schuhen. „Weißt du, Berte, du bist mir eigentlich etwas unheimlich geworden."

„Leider kann ich dir nicht mit einem ähnlichen Kompliment antworten," lacht die junge Dame, „du mir gar nicht, lieber Junge! Aber nun sei hübsch brav — ich gehe nämlich jetzt — und sag mal: ich danke

dir, liebe Berte, daß du es über dich gewinnst, auf unsere geistvolle Gesellschaft zu verzichten." Sie reicht ihm die Hand, aber eilig, flüchtig; ihre Augen gleiten über ihn hinweg und umfassen voll Entzücken das eigenartige, goldbeleuchtete Landschaftsbild. Sie ist schon nicht mehr bei der Sache; die Ungeduld, da oben auf eigene Faust herumzuklettern, zu zeichnen und zu pflücken, ist unverkennbar.

„Adieu, viel Vergnügen denn, Berte!"

„Geh nicht zu weit so allein!"

„Wenn ihr Sehnsucht nach mir bekommt — und ich bitte mir aus, daß dieser Zustand in spätestens einer Stunde eintritt —, so pfeift!" ruft Berte schon im Fortgehen. Sie sieht sich dabei um und bleibt frappiert stehen. „Wahrhaftig, Kinder, ihr bildet ein reizendes Bild auf dem dunklen Waldhintergrund. Aber nichts für den Bleistift, die Hauptwirkung liegt im Kolorit." Sie drückt ein Auge zu, um den Eindruck zu präcisieren, und zuckt die Achseln. „Blaues Batistkleid, weißer Strohhut, blonde Locken — wieder alte Schule, kann mir nicht helfen! Addio!"

Eilig schreitet sie nun davon, geradeswegs in die Heide hinein. Kleiner und kleiner wird ihre Gestalt.

Jetzt klimmt sie den Hügel hinauf. Nichts einzelnes ist noch zu unterscheiden, nur wie eine große Geraniumblüte hebt sich das rote Kreppkleid von der dunklen, braun-grünen Fläche.

* *
*

„Nun ist sie selig," meint Hertha, die ihr lächelnd nachgesehen hat. „Wenn sie so in ihrem Element ist, vergißt sie alles. Hast du nicht gemerkt, daß wir schließlich Luft für sie waren? Nicht gerade schmeichelhaft für dich und mich!"

Hans sieht nachdenklich aus. „Ist Berte wohl oberflächlich? Es kommt mir manchmal so vor!"

Hertha schüttelt energisch den Kopf. „Nicht im entferntesten. Wie kommst du darauf?"

„Verzeih, Herzchen, ich weiß ja, wie ihr aneinander hängt, aber glaub mir, eben deshalb kannst du auch nicht ganz unbefangen urteilen. Sie ist ja ein liebes, kluges Mädchen, du weißt, wie ich sie schätze, aber das Weiche, das echt weibliche Gefühl geht ihr ab. Sie ist kühl angelegt, ohne Frage."

„Du irrst dich, Hans," beharrt das junge Mädchen, „es ist nicht so mit einem Wort abzuthun, wie Berte ist. Aber kühl, nein, das trifft am wenigsten zu. Bedenk doch nur, was wir ihr alles zu danken haben. Was wußte sie nicht in Scene zu setzen, um uns hin und wieder ein Sehen zu ermöglichen! Sogar gelogen hat sie Tantchen gegenüber, uns zuliebe."

Sie ist unbeschreiblich lieblich in ihrem Eifer. Seine Blicke hängen an ihr, glückstrahlend.

Die Kornblume, die in seinem Knopfloch steckte, hat er herausgezogen, hält sie prüfend an ihre Schläfe und schaut ihr tief in die Augen. „Fast eine Farbe, Liebling, aber die Kornblume muß sich verstecken. Alles muß sich verstecken neben dir. Und, denk nur, blaue Reflexe wirft der Himmel auf dein Haar und —"

„Willst du erst mal antworten auf das, was ich gesagt habe, du!" wehrt Hertha energisch ab.

Hans faßt sich nachdenklich an die Stirn. „Ja richtig, wovon sprachen wir? Hilf mir doch, Schatz! Ach, von Berte. Natürlich, natürlich, ich unterschreibe alles, was du gesagt hast. Was streiten wir überhaupt? Du bist ganz anders, Liebling, das ist für mich genug."

Sie will die roten Lippen zu einer Antwort öffnen, aber Hans findet, daß dieser Augenblick und diese Lippen zum Reden viel zu schade sind.

Einzelne verirrte Sonnenstrahlen zittern um die kahlen Stämme der Kiefern, und leise knackend neigen sich ihre Kronen gegeneinander.

* *
*

Berte ist auf der Spitze des Hügels angelangt. Sie sieht bleich aus und müde, todmüde. Sie, die Bergesteigen sportmäßig betreibt, mit geschlossenem Munde stetig steigend, ohne auszuruhen, deren blaßbrünettes Gesicht nach den größten Strapazen kaum eine Veränderung zeigt, zum Neid aller Blondinen, die bei jeder Anstrengung hochrote Köpfe davonzutragen pflegen — sie hat die mäßige Höhe erklommen und macht den Ein-

druck eines Menschen, der am Rande seiner Kräfte angekommen ist. Mit einem tiefen Atemzug läßt sie sich fallen und schließt die Augen.

Das Heidekraut ist hart, so sammetartig die Fläche auch im ganzen aussieht, es sticht sie und zerrt an den Haaren. Sie beachtet es nicht. Lang ausgestreckt ruht die ganze Gestalt, schlaff ist jeder Muskel — ein völliges Sichfallenlassen. „Gott sei Dank, endlich!“ Diesen Augenblick hat sie ersehnt seit Wochen.

Was das heißen will! Jede Woche hat sieben Tage und jeder Tag vierundzwanzig Stunden. Und jede Stunde hat Minuten, die durchlebt sein wollen, jede einzelne, alle sechzig!

Nicht denken jetzt! Ausruhen! Wer weiß, wann solch eine Stunde wiederkommt.

Lautlos still ist es hier oben. Fast soweit das Auge reicht, Heide, leicht gewellt, kleine Hügel und Thäler bildend.

Es ist August, die Feierzeit der Heide; die Erika blüht und die zartstengelige Glockenblume. Ein herbsüßer Duft von Thymian schwebt in der Luft. Nach Süden zu zieht sich der Wald weit, weit ins Land hinein, eine tiefgrüne, glatte Fläche, immer bläulicher, je näher dem Horizont.

Kein menschliches Wesen weit und breit zu sehen. Auch keine Spur eines solchen, kein Haus, kein Feld — nichts. Nicht einmal — was doch viel sagen will — nicht einmal eine Landpartie!

Die Heidberge sind durchaus nicht das, was man eine schöne Gegend nennt, wohin man mit eingewickelten Butterbröten, Plaids und Tüchern wallfahrtet, sich den Schweiß von der Stirn wischt, das Echo anschreit und nach ehrlicher Vertilgung des Eingewickelten wieder herunterklettert. Selbstverständlich mit Hinterlassung eines Stilllebens von zerknülltem fettigem Papier und gekrümmten Apfelsinenschalen.

Nein, dazu waren den guten Westheimern die Heidberge nicht „schön“ genug. Gott erhalte sie dabei! Berte, die immer weite Wege machte, hatte dieses eigenartige Fleckchen Erde eines Tages entdeckt und mit leidenschaftlicher Wonne davon so zu sagen Besitz ergriffen.

Langsam sinkt die Sonne, die Schatten des Waldes werden länger und länger; es liegt eine Plastik in der einförmigen Landschaft, wie selten.

Traumhafte Stille, kaum daß einmal ein Bienchen summt. Berte liegt regungslos. Gott sei Dank, daß sie hier ist! Und allein. Ganz mutterseelenallein, noch dreiviertel Stunden lang; ungestört.

Das junge Mädchen richtet sich langsam auf, ihre Finger greifen in das Heidekraut, sie reißt und zerrt — einen großen blühenden Büschel haben ihre Hände aus der Erde gerissen. Mit irgend etwas mußte sie sich Luft machen. Sie liegt auf den Knien und schaut um sich; wie ein kleiner König ist sie in diesem kleinen Reich. Sie kann thun und lassen, was sie will, kann lachen, weinen, reden oder schweigen, wenn sie will. Niemand sieht und hört es, niemand kann sagen: „Berte, warum? Was ist dir?“

Das ist ja ein herrliches Freiheitsgefühl! Sie kann Worte sprechen, laut und deutlich in die Luft hinein, wenn sie will; tolle, närrische Worte, die weder Sinn noch Verstand haben. Niemand kann den Kopf dazu schütteln oder sagen: „Berte, bist du wahnsinnig geworden?“

Sie hat ihr Buch geöffnet und hastig darin geblättert, bis sie an das Porträt des jungen Mannes gelangt ist. Ihre Augen ruhen darauf, lange, lange, als könnten sie sich nicht losreißen. Dann greift ihre Hand nach dem Stift. „Hans Wetter, mein Liebling.“ Mit ihren steifen festen Buchstaben hat sie es darunter geschrieben.

„Und nun — niemand soll es besitzen!“ preßt sie zwischen den weißen Zähnen hervor. Der Tropfen italienischen Blutes in ihren Adern — die Mutter ist eine Mailänderin gewesen — macht sich geltend, mit Heftigkeit trennt das Mädchen das Blatt aus dem Buch und reißt es in Atome. Es dauert eine ganze Weile, bis nichts mehr übrig ist, das zum Verräter hätte werden können; wie ein kleines Flockengestöber wirbelt es herunter auf die violetten Blüten.

Berte atmet schwer, zu jedem neuen Riß durch das Papier muß sie ausholen mit einem erneuten Aufwand von Energie.

„O Gott, wie schrecklich, wie entsetzlich, nun habe ich nichts mehr!“

Leise und doch wie ein Aufschluchzen tönt

es in die zitternde Sommerluft. Das Mädchen hat die Hände vor das Gesicht geschlagen, ihr Herz pocht heftig. Wenn es jemand gesehen und gehört hätte, es wäre fürchterlich! Sie wagt kaum, sich umzusehen.

Nein, kein menschliches Wesen weit und breit, niemand hat es gehört. Aber mit dem Aussprechen der wenigen Worte hat sich das Bewußtsein ihres schweren Kummers auf des Mädchens starke Seele gelegt.

Ein armes, gequältes Menschenherz, das seiner sonst so tapfer getragenen Last erliegt.

O, jetzt weinen dürfen lange, lange, bis sie keine Thränen mehr hat! Berte beißt die Zähne zusammen. Um Gottes willen, nur das nicht! Sie weint sehr selten, aber wenn es einmal kommt, ist's wie eine Flut, die keine Grenzen kennt. „Nein, nein, nein!" Sie spricht es laut, es klingt fast wie ein Hilfeschrei.

Die Stunde ist gleich vorüber, es darf, darf nicht sein. Nicht eine Thräne. Hertha würde sofort die Spuren sehen, und was dann? „O Gott, hilf!" Sie ist aufgesprungen, wie ein heißer Strom fühlt sie es schon unter den Lidern.

Ihr Atem geht heftig, sie schreitet ein paarmal hin und her, preßt die Hände gegen die Schläfen und schickt die heißen, trockenen Augen suchend in die Runde. Nur ein Eindruck von außen, was es auch sei, um die nächsten Minuten zu überstehen. Nachher will sie sich schon wiederfinden, sie kennt die eigene zähe Willenskraft.

Die letzten Sonnenstrahlen fallen fast wagerecht. Zusehends sinkt der goldene Ball unter den flachen Horizont. Jetzt ist er ganz verschwunden. In herrlichster Abtönung spannt sich der weite Abendhimmel über die Heide, die jetzt sonnenlos, in bläulichem Dämmer — ein Bild totenhafter Resignation — daliegt.

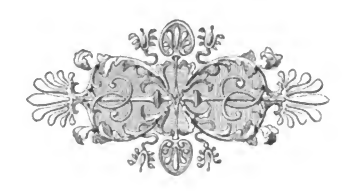
Berte ist wieder einigermaßen Herr ihrer selbst geworden. Mit ihren stolzen, finsteren Augen blickt sie starr in den goldigen Himmel. Die Hände sind leicht gefaltet. „Lieber Gott, du schaffst so viel Herrliches, Gewaltiges — hilf mir doch, hilf mir doch!" Leise murmeln es ihre Lippen.

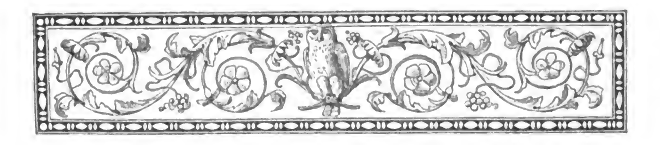
Man hört einen Pfiff. Die ersten fünf Töne eines Schubertliedes. Das „Wetter-Motiv", wie Hans dies ein für allemal verabredete Zeichen nennt. Er hat sich pünktlich gemeldet. Berte kann sich darin auf ihn verlassen. Ein Winken mit dem Taschentuch zum Zeichen, daß sie gehört hat.

Sie wendet sich ab. Ihre Augen wollen das herrliche Bild nur ungern loslassen; grüne und rote Kringeln tanzen ihr vor den Blicken, als sie sich endlich zum Gehen anschickt.

Langsam, langsam steigt sie hinab, ihre Züge sind ruhig, gleichmütig, wie immer.

— — — — — — — — — — — — —





# Litterarische Mitteilungen.

## Neuere Afrika-Litteratur.

Die Afrika-Litteratur nimmt in den Bücherbesprechungen des letzten Jahrzehnts einen breiten Raum ein. Seit deutsche Interessen in Ost- und Westafrika geschaffen sind, wurde eine Fülle von Werken veröffentlicht, deren Wert und Charakter himmelweit voneinander verschieden ist. Während anfänglich die Propagandaschriften voranstanden, traten an ihre Stelle später die Reiseberichte, in denen das Abenteuerliche vorherrscht und in denen der Verfasser rein subjektive Eindrücke unter dem Reiz der Neuheit aufzeichnet; der deutsch-ostafrikanische Aufstand zeitigte seinerseits Werke militärischen und historischen Inhalts. Verhältnismäßig sehr rasch ist auf diese Litteratur, welche bei allen Vorzügen der einzelnen Werke doch immerhin von ephemerer Bedeutung war und in ihrer Subjektivität die Tiefe wissenschaftlicher Forschung vermissen ließ, eine Anzahl von Werken gefolgt, welche für die Kenntnis afrikanischer Länderteile von dauernder und grundlegender Bedeutung sich erweist.

Die Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer (Hoefer u. Vohsen) hat es sich zur Aufgabe gestellt, in Reisewerken wissenschaftlichen Charakters und im Anschluß daran in einer Reihe von Monographien erster Autoritäten zunächst ein vollkommen umfassendes Bild Deutsch-Ostafrikas zu geben. Die bis jetzt erschienenen Werke aus der gedachten Verlagsreihe entsprechen durchaus den hohen Zielen, welche die Verfasser und die Verlagshandlung verfolgen. Kaum wenige Monate sind verflossen, seit das ausgezeichnete Werk Stuhlmanns („Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika") die Presse verlassen hat, und schon reiht sich an jenes Werk ein anderes, welches nach Form und Inhalt von gleicher Bedeutung ist. **Durch Massailand zur Nilquelle.** Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des deutschen Antisklaverei-Komitees in den Jahren 1891 bis 1893. Von Dr. Oskar Baumann. (Berlin, Dietrich Reimer [Hoefer u. Vohsen].) Der Verfasser ist allen Freunden afrikanischer Litteratur wohlbekannt. Im Dienste des Kongo-Staates hat Baumann in den Jahren 1885 und 1886 den Kongo bis zu den Stanley-Fällen befahren und hat dann jahrelang in Ostafrika der Erforschung Usambaras und der Länder bis zum Kilimandjaro sich gewidmet. Sein Werk über Usambara, ebenfalls im Verlag von Dietrich Reimer im Jahre 1891 erschienen, ist das erschöpfendste, welches bisher veröffentlicht wurde. Oskar Baumann genießt aber außerdem den wohlbegründeten Ruf, nicht nur einer der erfolgreichsten, sondern auch der schnellste Afrika-Reisende zu sein. Die Expedition, deren Ergebnisse in dem vorliegenden Werke veröffentlicht sind, wurde vom deutschen Antisklaverei-Komitee ausgerüstet, unter namhafter Beteiligung der Eisenbahn-Gesellschaft für Deutsch-Ostafrika und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welch letztere die Anregung zu dem Unternehmen gab. Die Hauptaufgabe Baumanns lag in der geographischen und wirtschaftlichen Erforschung der weiten unbekannten Striche, welche sich im Norden der deutschen Interessensphäre zwischen Kilimandjaro und Viktoria Nyanza ausdehnen, in der Ausfindigmachung des kürzesten gangbaren Weges nach dem Viktoria Nyanza, eines Weges, welchem späterhin die Schienen der Bahn folgen sollen. Ein großer Teil der Gebiete, welche Baumann durchreist hat, ist vorher von keinem Europäer betreten worden.

In seiner Art zu reisen unterscheidet sich Baumann von anderen Afrikaforschern. Zunächst pflegt er keinen europäischen Begleiter mit auf seine Reisen zu nehmen, weil er nicht mit Unrecht in der geringen Widerstandsfähigkeit der Europäer gegen das Klima eher eine Behinderung als einen Vorteil von solchen Reisegefährten erwartet. Mit einem durch die bisherigen Erfolge wohl begründeten Selbstbewußtsein vereinigt sich bei Baumann eine fast peinliche Genauigkeit in der Anlage und Vorbereitung seiner Expedition. Er selbst erblickt — und man kann ihm darin nur beipflichten — die sicherste Gewähr für das Gelingen einer Forschungsreise in einer Ausrüstung, welche bis in die letzten Kleinigkeiten hinein durch den Führer selbst ausgesucht und unter seiner Leitung verpackt ist. Infolgedessen pflegt Baumann sich auch nicht darauf zu ver-

lassen, daß man in Afrika selbst „alles für eine Expedition Notwendige haben könne", sondern er pflegt selbst die für seinen persönlichen Gebrauch bestimmten Provisionen, Arzeneimittel und dergleichen aus Deutschland beziehungsweise Europa mitzunehmen. Die Art der Verpackung geschieht so, daß jede einzelne Trägerlast annähernd dieselben Utensilien und Vorräte enthält, so daß der Verlust einer oder mehrerer Lasten niemals einen gänzlichen Mangel einzelner Gegenstände bedingen kann. Auch in der Auswahl des Trägermaterials pflegt Baumann sich nur auf sich selbst zu verlassen. Die meisten Afrikareisenden pflegen bei der Verpflegung der Träger das sogenannte Mikono-System anzuwenden, das heißt die Träger erhalten täglich eine bestimmte Anzahl von Tauschartikeln, für welche sie ihre Nahrung in den durchzogenen Gebieten selbst anzuschaffen haben. Das System ist für den Führer der Expedition allerdings bequem, aber mit sehr wesentlichen Unzuträglichkeiten verbunden. Vergeudung der Tauschwaren, mangelhafte Ernährung der Träger und infolgedessen massenhafte Desertion oder aber Konflikte der Träger mit den Eingeborenen sind die unausbleibliche, sich stets wiederholende Folge des Mikono-Systems. Baumann, welcher (nebenbei gesagt) über bedeutende Kenntnisse in den Eingeborenensprachen verfügt und ein besonderes Talent hat, mit seinen Leuten zu verkehren, befolgt bei der Verproviantierung seiner Leute ein anderes, nämlich das sogenannte Kibaba-System. Die gesamte Verproviantierung der Expedition liegt danach in der Hand des europäischen Leiters oder des von ihm damit beauftragten Vertrauensmannes, gewöhnlich des ersten Trägerführers. Bei der überaus großen Wichtigkeit, welche die Verpflegungsfrage auf Afrikareisen besitzt, erscheint in der Hand eines geschickten und erfahreneren Afrikareisenden das von Baumann befolgte System zweifellos als das vorzuziehende. Endlich mag hier erwähnt werden, daß zu den Reiseerfolgen Baumanns auch noch der Umstand beiträgt, daß er die Karawane in sehr schnellen Märschen vorwärts führt, niemals aber überanstrengt. Für gewöhnlich ist um elf Uhr vormittags der Marsch bereits beendet; der Rest des Tages bleibt für den Führer für wissenschaftliche Arbeiten, für die Träger und Soldaten der Lagerbeschäftigung und der Ruhe. Es sei gestattet, an dieser Stelle Baumann selbst über seine Marscheinteilung sprechen zu lassen. Er beschreibt einen Reisetag wie folgt:

„Schon lange vor Tagesanbruch kam in die schlummernde Karawane Leben. Es waren die Eseljungen, die vom diensthabenden Unteroffizier geweckt wurden, um das mühsame und langwierige Geschäft der Bepackung der widerhaarigen Tiere zu besorgen. Unter dem wahnsinnigen Geschrei ihres Aufsehers Mabruki Wadudu, eines alten Bekannten von der Meyerschen Expedition, fingen sie die Tiere ein, legten ihnen die mit Bananenlaub gefüllten Polster und die nach Massaiart genähten ledernen Tragsättel mit den Lasten auf. Sobald ein zartroter Streif sich am östlichen Himmel zeigte, schlug der Trommler die Tagwache, und Mzimba (der erste Trägerführer) begann die Lasten zu verteilen. Während ich eine Tasse Kakao und einen kleinen Imbiß zu mir nahm, wurde mein Zelt abgebrochen, dann gab ich durch einen schrillen Pfiff das Zeichen zum Abmarsch.

Den Vortrab bildete Mkamba (der zweite Trägerführer) mit zwölf Askari, stets denselben Leuten. Bei ihm befand sich der eingeborene Wegweiser, der manchmal freiwillig, öfter gezwungen und nicht selten an der Kette marschierte. Denn ich konnte, besonders in weglosen, wasserarmen Gegenden, das Wohl und Wehe meiner Karawane nicht von den Launen eines Wilden abhängig machen, der, wenn er schließlich nach einigen Tagen beschenkt wurde, vergnügt nach Hause zurückkehrte. Mkamba wurde stets von mir über die einzuschlagende Richtung aufgeklärt, die Details des Weges überließ ich seinem Ermessen. Er hatte ferner auf etwaige Feindseligkeiten der Eingeborenen zu achten und war für Beseitigung von Marschhindernissen, wie Dorngestrüpp u. s. w. verantwortlich. Seine Leute waren mit Beilen und Waldmessern ausgerüstet. Etwa hundert Schritt hinter dem Vortrab folgte die Karawane, deren Spitze der Fahnenträger Askari Kipishi bildete, ein vielgereister Mann aus Mtangata, der sein keineswegs leichtes Amt mit besonderem Geschick versah. Von ihm hing es nämlich ab, ob die Karawane geschlossen oder lose marschierte: lief er zu sehr, so kamen die Leute hinten nicht nach, ging er zu langsam, so trat ein schleppendes Tempo ein, welches für Träger sehr ermüdend ist. Diese folgten, so ziemlich stets in derselben Reihenfolge, in langer Linie dem Fahnenträger, zwischen ihnen einzelne Askari, welche für die Marschdisciplin sorgten. Ich hielt nämlich strenge darauf, daß die Karawane immer geschlossen marschierte; niemand durfte in der Einteilung stehen bleiben oder sich gar zur Rast niederlassen; dazu waren zwei Ruhepausen da, die während jedes Marsches gehalten wurden. Der Marschdisciplin war alles, Männlein und Weiblein, deren es meist gar nicht wenige in der Karawane gab, unterworfen, und Zuwiderhandelnde erhielten unfehlbar Hiebe.

Am Ende der Karawane folgte ich mit meinem ‚Stabe', das ist den Leuten, welche die wissenschaftlichen Instrumente trugen, den Boys, Köchen und dem Eseljungen meines Reitesels. Selbstverständlich war ich ununterbrochen mit topographischen Aufnahmen beschäftigt, die ich nach langjähriger Übung halb unbewußt ausführe. Hinter mir schwankte das eine Kamel, das mir noch geblieben — zwei waren in Tanga gestorben —, und tönte das wilde Geschrei der Eseltreiber und das noch tollere Wiehern der Grautiere. Den Schluß bildete Mzimba mit fünfzehn Askari, ebenfalls stets denselben Leuten. Er war verantwortlich, daß niemand, der zur Karawane gehörte, zurückblieb. Auch er mußte die Augen tüchtig offen halten, denn vielfach und besonders

später, als wir Rindvieh mit trieben, waren die Angriffe der Eingeborenen gegen das Ende der Karawane gerichtet. Das war auch mit ein Grund, warum ich selbst mich näher an demselben aufhielt.

Sobald die Sonne nahe am Zenith war, begann Mkamba sich nach einem Lagerplatz umzusehen. In Steppen und unbewohnten Gegenden handelt es sich vor allem um genügendes Wasser und Brennholz; waren diese gefunden, so konnte ein Platz leicht bestimmt werden. In bewohnten Ländern lagerten wir meist in Dörfern. Der Fahnenträger stieß seine Flagge an der Stelle in die Erde, wo das Lagerzelt errichtet werden sollte. Trommler und Hornist ließen ihre Klänge ertönen, und alles atmete erleichtert auf: für heute war's wieder überstanden. Ein Teil der übrigen Askari schlug rasch ein Zelt auf oder erbaute, falls keine Negerhütte Schatten bot, in aller Eile eine Zweighütte mit Grasdach, die einen weit angenehmeren Aufenthalt während des Tages bot als das Zelt. Die übrigen Askari schichteten die Lasten, Munitionskisten, Blechbüchsen mit Pulver, Tauschwaren und Provisionskisten sorgfältig auf und schlugen das Lastenzelt. Die Jungen hatten inzwischen das Zelt in Ordnung gebracht und in der Hütte den Tisch gedeckt, der Koch den Mittagsimbiß fertig gestellt. Bei dieser, wie bei allen Mahlzeiten hielt ich darauf, daß die Hilfsquellen, welche das Land bot, möglichst vollständig ausgenutzt und auch möglichst gut gekocht wurde, da ich der Ansicht huldige, daß eine gute Mahlzeit sicherer vor Fieber schützt als eine Dosis Chinin oder Arsenik. Dafür, daß Reinlichkeit und Ordnung in der Küche herrschte, sorgte die brave Kibibi, die dortselbst als Alleinherrscherin regierte.

Die Träger hatten sich inzwischen ebenfalls Laubhütten gebaut und begannen ihre Lebensmittel abzukochen. Dies geschah nach Lagergenossenschaften (Kambis), deren jede einen Ältesten, den Mkubwa ya Kambi, hatte. Die verschiedenen Landsleute, die Manyema, Wadigo, Wabondei, Wasegua, Wassegeju, Wasaramo und Wanyamwesi, die Leute von Tanga, Mtangata, Pangani, Bweni und Bagamoyo, die Sansibariten und Sudanesen sondern sich da voneinander ab und bilden kleine geschlossene Kreise.

Während ich nachmittags damit beschäftigt war, meine Aufnahmen zu ordnen und zu ergänzen, sowie ethnographische, linguistische und andere Studien zu machen, waren die Askari darauf bedacht, das Lager gegen einen nächtlichen Angriff zu befestigen. In einem Dorf war das verhältnismäßig einfach, da mittelafrikanische Siedelungen sehr häufig ohnehin mit Dornverhauen und anderen Schutzwehren umgeben sind. Im Busch mußte jedoch stets die ‚Boma‘, der Stachelzaun, errichtet werden. Alle Mann hackten dann Zweige von dornigen Akazien und türmten dieselben im Kreise um das Lager so hoch auf, daß ein Darüberspringen unmöglich war. Solche Maßregeln mögen übertrieben und unnütz erscheinen, aber Sorglosigkeit hat in Deutsch-Ostafrika, wie ich glaube, gerade genug schwere Niederlagen bereitet, so daß ein wenig zu viel Vorsicht nichts schaden kann.

Gegen fünf Uhr nachmittags versammeln sich die Kambi-Ältesten bei Mzimba und erhalten ‚Poscho‘, Proviant. Die mitgebrachten oder von den Eingeborenen erworbenen Nahrungsmittel hat dieser vor sich aufgehäuft und gießt jedem Ältesten mit der ‚Kibaba‘, einer Holzschüssel, soviel Portionen, als er Leute vertritt, in ein ausgebreitetes Tuch. Zur Poschozeit werden auch die Kranken von dem dazu bestimmten Askari vorgeführt und so gut als möglich von mir behandelt. Vor Sonnenuntergang, kurz bevor ich mein Nachtmahl einnehme, treten die Askari an und machen etwa eine halbe Stunde Gewehrgriffe. Dann wird die Wache für die Nacht abgeteilt. Während der ganzen Reise stellte ich allnächtlich vier Wachtposten auf, die unter kriegerischen Verhältnissen auf sechs und acht verstärkt wurden. Ununterbrochen riefen dieselben die arabischen Zahlen, das beste Mittel, um sich wach zu erhalten. Wenn das Wasser entfernt liegt, so ziehen schon während der Wachabteilung kleine Trupps von Leuten mit Gefäßen aus, um für die Nacht und den nächsten Morgen Wasser zu schöpfen. Denn sowie es dunkel geworden, schlägt der Trommler den Zapfenstreich und ruft die Befehle für den nächsten Tag, vor allem ob marschiert wird oder nicht, aus. Dann darf niemand mehr hinaus, und das Lager verstummt allmählich. Eine Weile noch flüstern einzelne Gruppen bei den glühenden Lagerfeuern, doch bald sinkt alles in tiefen Schlaf. Eintönig erschallen die Rufe der Wachtposten um das Lager, draußen jedoch werden die Stimmen der Wildnis laut. Die Hyänen heulen und lachen in widerlicher Weise, manchmal ertönt ein mächtiger Ruf: das Gebrüll des Löwen. Doch trotz allem Lärm schläft man schließlich ein, bis das Rasseln der Trommeln am nächsten Morgen zu neuer Thätigkeit ruft.“

Auf den im vorstehenden skizzierten Faktoren, auf der geschilderten Handhabung der Expedition beruht auch der diesmalige Erfolg, welcher in der Zeit von vierzehn Monaten die ungeheure Strecke von viertausend Kilometern zurücklegen ließ, eine in der Erforschung Afrikas fast beispiellose Leistung, deren Wert um so höher zu veranschlagen ist, wenn man bedenkt, daß der Führer auf dem Marsche alle fünf Minuten den Kompaß und den Schrittmesser zu beobachten hat, daß eine Unmenge topographischer Aufnahmen gemacht wurden, und daß zwei Drittel des Weges durch gänzlich unerforschtes Gebiet führten. Mit Recht darf Baumann von dem Erfolg seiner Expedition sagen: „Die riesigen weißen Flecken, welche die Karte des nördlichen Deutsch-Ostafrika aufwies, waren ausgefüllt, weite Landstriche, die noch keines Weißen Fuß betreten, erforscht und Völker, die bis auf den Namen unbekannt waren, besucht worden. Zwei große Seen, der Manyara und Eyassi, und eine tiefe Bucht des Viktoria Nyanza waren entdeckt und die letzten Rätsel

des alten Nilquellproblems gelöst worden. Zahlreiche Kämpfe hatten wir zu bestehen gehabt, konnten jedoch mit Stolz behaupten, daß durch unsere Expedition das deutsche Ansehen in Afrika keinen Schaden gelitten hatte."

Das Werk selbst zerfällt in zwei Abschnitte. Der erste derselben enthält in kurzer, aber durchaus fesselnder Darstellung den Gang der Expedition selbst. Von Tanga aufbrechend, zog Baumann durch Nord-Usambara nach Sogonoi (Aruscha Ischini), von dort durch die östliche Massaisteppe, deren Bewohner infolge der großen Viehseuchen vom Jahre 1890/91 dezimiert erschienen, nach Umbugwe, dann am Westufer des Manyara-Sees, dessen Lage festgestellt wurde, nach Norden (Mutyek-Plateau) und von hier nach Nordnordwesten durch das westliche Massaigebiet an den Viktoria Nyanza. Auf dem Marsche dorthin entdeckte Baumann den Eyassi-See (Mangora). Eine an sich sehr bedeutende Expedition in die südöstlich vom Viktoria Nyanza gelegenen Gebiete der Schaschi-Länder, von Ututwa, Ntussu und Meatu schließt sich an die Entdeckung des Baumann-Golfes, eines tiefen Einschnittes des Viktoria Nyanza nördlich der Halbinsel Ukerewe.

Von Mwansa, der deutschen Militärstation am Ukumbi-Golf, durchquert Baumann dann in westlicher Richtung das Gebiet zwischen Viktoria und Tanganyika und entdeckt hier — eines der wesentlichsten geographischen Resultate — am 19. September 1893 an der Grenze von Ruanda die Quelle des Kagera-Nils, das heißt die eigentliche Nilquelle. Überaus interessant stellt sich der Aufenthalt im Gebiet der Warundi dar, welche in Baumann ihren verschollenen früheren Herrscher Mwesi Makisavo (das Bleichgesicht) wieder zu erkennen glaubten. Baumann bringt den Umstand, daß die Warundi die Herkunft ihres Königsgeschlechtes vom Monde ableiten, und den Umstand, daß die von ihm entdeckte Nilquelle in einem Gebirgszuge liegt, welcher von den Warundi „Missosi ya Mwesi" (Mondberge) genannt wird, mit der Auffassung altägyptischer Geographen in Zusammenhang, nach denen der Nil von den Mondbergen herkommt.

Von der Nordspitze des Tanganyika bewegt sich der Rückmarsch abermals durch unbekannte Gebiete hindurch über Tabora und Irangi mit einem großen Seitenmarsch nach Norden (Usiomi) zur Küste nach Pangani zurück.

Bietet schon die erste Hälfte des Buches eine ungemeine Fülle scharfsinniger Beobachtungen geographischen und ethnographischen Inhalts, so erscheinen die während des Marsches flüchtig gesammelten Notizen in der zweiten Buchhälfte vertieft und geben eine thatsächlich wissenschaftliche Darstellung der erforschten Gebiete, obwohl der Verfasser in seiner Bescheidenheit den „fragmentarischen Charakter" dieses zweiten Teiles besonders betont. Die Kapitel: Zur physischen Erdkunde der erforschten Gebiete, Die Völker des abflußlosen Gebietes, Die Völker der Nilquell-Gebiete, endlich Der wirtschaftliche Wert des Landes, werden in der Geschichte der Afrika-Litteratur für sich selbst einen dauernden Wert behaupten. Ein Anhang umfaßt wissenschaftliche Bearbeitungen der von Baumann mitgebrachten Sammlungen, nämlich: Gesteine Deutsch-Ostafrikas von Dr. Hans Lenk (Leipzig); Kulturpflanzen, bearbeitet von Dr. F. Körnicke (Bonn); Die Molluskenfauna Central-Afrikas von Dr. Rudolf Sturany (Wien); Insekten aus Deutsch-Ostafrika, bearbeitet von verschiedenen ersten Autoritäten; Schädeluntersuchungen von Professor Dr. Zuckerkandl (Wien); Das Watussi-Rind von Dr. Leopold Adametz; endlich Sprachproben von Dr. O. Baumann selbst. Die Ausstattung des Werkes ist musterhaft, die zahlreichen beigegebenen Illustrationen suchen in der Afrika-Litteratur ihresgleichen.

**Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden.** Von K. Hermann Graf von Schweinitz. (Berlin, Hermann Walther.) — Unter den zahlreichen Expeditionen, welche das deutsche Antisklaverei-Komitee von seinem Millionenfonds ausgerüstet hat, sind bekanntlich als erfolgreich nur die Expedition des Majors von Wißmann (der Dampfertransport nach dem Nyassa) und die im vorstehenden geschilderte Baumannsche Expedition zu bezeichnen. Alle anderen Expeditionen, welche auf den Transport des Peters-Dampfers nach dem Viktoria Nyanza abzielten, haben keine oder doch keine nennenswerten Resultate gezeitigt. Wenn man auch schwierige Verhältnisse und unglückliche Auswahl einzelner Personen, beziehungsweise Erkrankung der Führer mit in Rechnung zieht, so läßt sich doch an der Thatsache des Mißerfolges nichts ändern.

Unter dem etwas kühnen Titel „Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden" schildert das kleine, nur 235 Seiten starke Büchelchen des Grafen Schweinitz seine im Jahre 1891/92 im Auftrage des Antisklaverei-Komités unternommene Expedition zum Viktoriasee. Ein ganz besonderer Unstern hat von vornherein gerade über dieser Expedition geschwebt. Als Führer derselben war Oskar Borchert ausersehen. Seinem früheren Mißerfolge bei der Petersschen Emin-Pascha-Expedition reihte sich hier ein zweiter an: Oskar Borchert kehrte schon von Mpuapua krank zur Küste und nach Europa zurück. Als Geschäftsführer war für die Expedition Kurt Töppen engagiert, der durch seine außerordentlichen Sprachkenntnisse und durch seinen langjährigen vertrauten Verkehr mit den Eingeborenen besonders dafür geeignet erschien; aber Kurt Töppen erkrankte bereits in Sansibar lebensgefährlich und mußte von der Expedition zurücktreten. So fiel das Kommando dem Grafen Schweinitz zu, welcher ursprünglich als erster Offizier unter Borchert den Zug mitmachen sollte. Graf Schweinitz verfügte über keine praktischen afrikanischen Erfahrungen, hatte aber jahrelang in der Abteilung Hannover der deutschen Kolonialgesellschaft sich mit kolonialen und afrikanischen Dingen theoretisch beschäftigt. Aufgabe der Expedition sollte die Anlage einer Werft am Viktoriasee für die Zusammensetzung des später zu transportierenden

Peters-Dampfers sein. Einen praktischen Erfolg hat auch diese Expedition nicht gehabt. Der Peters-Dampfer liegt bekanntlich immer noch an der Küste Deutsch-Ostafrikas, und was unter der „Peterswerft“ eigentlich zu verstehen ist, geht aus keinem der bisher veröffentlichten Reisewerke hervor. Wie es scheint, ist die sogenannte „Peterswerft“ nichts weiter als ein Platz, der diesen Namen erhalten hat.

Die Schweinitzsche Expedition hat einen Erfolg auf anderem Gebiete zu verzeichnen gehabt. Sie kam in Tabora zu einer Zeit an, als der Wanyamwesi-Häuptling Sikke die Station hart bedrängte. Die Schwäche der dort stationierten Truppenmacht war nicht im stande, einen Offensivstoß gegen Sikke allein zu unternehmen, und die Gefahr lag nahe, daß Tabora überhaupt verloren gehen könne. Das Eingreifen von Schweinitz mit seinen Expeditionssoldaten hat damals die drohende Gefahr mit abwenden helfen, obwohl ein entscheidender Schlag gegen Sikke auch nicht geführt werden konnte. Immerhin aber liegt in diesem Eingreifen in die politischen Verhältnisse ein gewisser, nicht zu unterschätzender Erfolg der Schweinitzschen Expedition.

Das Buch selbst schildert in ziemlich flottem Stil den Gang der Expedition, wobei sich allerdings viel Nebensächliches, für den Laien Interessantes, für den Eingeweihten Überflüssiges eingestreut findet. Graf Schweinitz hat aber außerdem in einer ganzen Reihe von Kapiteln Kritik an allen möglichen afrikanischen Verhältnissen zu üben versucht. Einigen seiner Urteile wird man beistimmen können, andere sind teils falsch, teils beruhen sie auf einer mangelhaften Auffassung. In der Araberfrage steht das Urteil von Schweinitz demjenigen eines so gewiegten Kenners wie Baumann gegenüber. In der Sklavenfrage, diesem so überaus schwierigen Thema, sind einige vernünftige Urteile gefällt, ohne daß dieselben jedoch zur Lösung der Frage beizutragen vermögen. Die Beurteilung der Missionen, insbesondere der englischen Missionen, kann nicht als richtig bezeichnet werden. Wenn der Verfasser hier behauptet, man müsse das Prestige, welches die englischen Missionen im Inneren sich erworben haben, unverändert fortbestehen lassen, ja sogar noch stützen, und der betreffende Stationschef müsse den Einfluß der englischen Missionare benutzen, um seine eigene Stellung zu kräftigen, so widerspricht dies Urteil den ungünstigen Erfahrungen, welche die deutsche Kolonialpolitik in Ostafrika gerade mit den englischen Missionen gemacht hat. Mit einigen wenigen Ausnahmen haben die englischen Missionare sich fast durchweg gleichzeitig als politische Agenten Englands erwiesen. Der Umstand gerade, daß die englischen Missionen eine viel zu große faktische Autorität in ihren Gebieten sich erworben haben und diese Autorität ausüben, spricht gegen dieselben. Ganz und gar verfehlt erscheinen uns die Ausführungen des Grafen Schweinitz über Karawanenstraßen. Wenn der Verfasser annimmt, daß die Verkehrswege Deutsch-Ostafrikas in ihrem gegenwärtigen Zustande ausreichen, um auch nur den bestehenden Verkehr zu vermitteln, so spricht dagegen seine eigene Ausführung im Anfang des Buches, seine Reise in der Regenzeit. Man kann im Handelsverkehr nicht darauf warten, die vorhandenen Wege nur zu einer Zeit zu benutzen, wo sie passierbar sind. Es würde zu weit führen, hier auf Einzelheiten noch weiter einzugehen. Das Interesse des Schweinitzschen Buches liegt gerade in diesem Versuch einer Kritik an den bestehenden Verhältnissen. Für viele Kolonialfreunde wird in den Urteilen des Verfassers eine gewisse Anregung enthalten sein.

**Über Vorkommen und Gewinnung der nutzbaren Mineralien in der südafrikanischen Republik (Transvaal) unter besonderer Berücksichtigung des Goldbergbaues.** Bericht über eine im Auftrage des Königlich Preußischen Herrn Ministers für Handel und Gewerbe nach Südafrika unternommenen Reise von Schmeißer. (Berlin, Dietrich Reimer [Hoefer u. Vohsen].) — Bei dem großen Interesse, welches in der Gegenwart den deutschen Besitzungen in Südwest-Afrika entgegengebracht wird, dürfte das vorliegende Buch von besonderem Interesse sein. Die innere Verwandtschaft der Transvaal-Republik und ihres Bergbaues mit Deutsch-Südwestafrika und die Hoffnungen, die von kolonialfreundlicher Seite an den Bergbau in Deutsch-Südwestafrika geknüpft werden, lassen die streng wissenschaftliche und erschöpfende Darstellung des Verfassers über Vorkommen und Gewinnung der nutzbaren Mineralien in der südwestafrikanischen Republik besonders zeitgemäß erscheinen. Die in den jüngsten Jahren von Gelehrten und Wirtschaftspolitikern wiederholt aufgestellte Behauptung, daß nicht hinreichend Gold vorhanden sei, um den Goldbedarf in Münze und Industrie auf längere Zeit hinaus zu decken, und daß in Bälde ein Rückgang in der Goldgewinnung und damit eine bedenkliche Gefährdung der Finanzlage der Goldwährungsländer eintreten werde, gab der preußischen Staatsregierung zur Vorbereitung des Materials, welches der von der Reichsregierung einzuberufenden Kommission behufs Erörterung von Maßregeln zur Hebung und Befestigung des Silberwertes vorgelegt werden sollte, Veranlassung, in die Untersuchung der Frage, wie viel Gold nachweislich auf der Erde etwa vorhanden, und auf welche Zeit voraussichtlich eine ausgiebige Befriedigung des Goldbedürfnisses zu erwarten sei, einzutreten. Da nun gerade die Golderzeugung der südafrikanischen Republik (Transvaal) seit der Entdeckung ganz eigenartiger Lagerstätten am Witwatersrand einen so ungewöhnlichen Aufschwung genommen hatte, daß die Republik im Jahre 1892 schon an dritter Stelle unter allen golderzeugenden Ländern der Erde stand, über diese Lagerstätten aber die verschiedenartigsten, widersprechendsten Nachrichten verbreitet wurden, so wurde der Verfasser vom preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe beauftragt, an Ort und Stelle eine eingehende Untersuchung der Goldlagerstätten, sowie der bergbaulichen und

wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes vorzunehmen. — Das Buch ist auch für weitere als für die Fachkreise wertvoll. Die Ausstattung ist wie immer bei der Verlagshandlung von Reimer tadellos, neunzehn Karten und Tafeln geben ein überaus anschauliches Bild der Transvaal-Minen und der geologischen Formationen.

**Deutsche Männer in Afrika.** Lexikon der hervorragenden deutschen Afrikaforscher, Missionare u. s. w. Von Konrad Weidmann. (Lübeck, Bernhard Möhring.) — Der Verfasser hat sich bemüht, in dem vorliegenden kleinen Werkchen den kurzen Lebensabriß und die litterarische Thätigkeit aller deutschen in Afrika thätig gewesenen oder noch thätigen Forscher, Militärs, Beamten und Missionäre zu skizzieren. Bei dem großen Interesse, welches der Afrikaforschung entgegengebracht wird, und bei der überaus großen Fülle von Namen, welche die Afrika-Litteratur aufweist, gewährt eine lexikalische Arbeit wie die vorliegende eine wesentliche Erleichterung und vereinfacht die Orientierung ungemein. Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, füllt das Buch Weidmanns eine bisher vorhandene Lücke glücklich aus. Der überaus große Fleiß des Verfassers, welcher selbst über ein Jahr lang in Afrika thätig war, hat nicht vermieden, daß hier und da einige Lücken geblieben sind, während an anderen Stellen eine etwas stärkere Kritik wohl am Platze gewesen wäre. Diese Mängel treten hinter den Vorzügen des Buches jedoch zurück und werden zweifellos bei einer Neuauflage verschwunden sein. Vierundsechzig recht gute Lichtdruckbilder einzelner Afrikaforscher sind dem Werke beigegeben.

N.

---

# Briefe von F. Gregorovius an den Staatssekretär H. v. Thile.

Friedrich Althaus erzählt in der Vorrede zu Gregorovius' Römischen Tagebüchern, daß sein Freund in den letzten Jahren bemüht gewesen sei, die zu seiner Biographie vorhandenen Materialien zu vernichten, indem er seine eigenen Papiere den Flammen überlieferte und auch von den Freunden, mit denen er korrespondiert hatte, die Vernichtung seiner Briefe forderte. Diesem Autodafé sind Gregorovius' Briefe an Hermann von Thile glücklich entgangen, die soeben von Hermann von Petersdorff mit einem über Thiles Lebensgang orientierenden Vorwort von Walter Schwarz im Verlag der Gebrüder Paetel herausgegeben wurden.

Wenn auch diese von 1857 bis 1889 laufende Korrespondenz inhaltlich nicht das Interesse erweckt wie die Römischen Tagebücher, so werden die Gregorovius-Verehrer die mit einem trefflichen Bilde des Geschichtschreibers geschmückte neue Gabe doch mit Dank empfangen, da sie eine erwünschte Ergänzung der im Jahre 1874 abbrechenden Tagebücher giebt. Lebhaft muß man es bedauern, daß Thiles Briefe an den Freund nicht erhalten sind, und daß seine Ricordi, auf die Gregorovius mehrfach anspielt, voraussichtlich nicht veröffentlicht worden; sie würden ebenso sehr als Geschichtsquelle von Wert sein wie als Selbstporträt „eines Mannes von ganz ungewöhnlicher geistiger Bildung", um Graf Schacks Worte über den Freund zu gebrauchen.

Thile gehörte zu den jetzt leider so seltenen Diplomaten, die ihre Erholung von den Staatsgeschäften im Verkehr mit den Musen und ihren Jüngern suchen. In Rom, Wien, London, Frankfurt a. M., wo er das „tolle Jahr" erlebte, dann in Athen und wieder in Rom als Gesandter am päpstlichen Hof, später als Staatssekretär im auswärtigen Amt und persönlicher Freund des Kaisers Wilhelm I. hörte er den Puls der Weltgeschichte aus nächster Nähe schlagen, und er benutzte die vielfache Gelegenheit, mit ebenbürtigen Geistern in Verkehr zu treten. Gregorovius' Briefe zeigen uns, wie innig vertraut Thile mit der Geschichte und Litteratur aller Kulturvölker war, er las Cervantes und Shakespeare, Dante und Platon im Urtext, übersetzte seine spanischen Lieblingsdichter metrisch, war ein eifriger Germanist, und die modernen nordischen Sprachen waren ihm so wenig fremd wie das Neugriechische. Kein Wunder, daß ein solcher Geist, gepaart mit feinster weltmännischer Bildung und vornehmer Erscheinung, Geistesaristokraten wie Schack und Gregorovius nicht nur anzuziehen, sondern auch festzuhalten Kraft hatte.

So war denn der Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter ein häufiger Gast im Palazzo Caffarelli, dem Gesandtschaftshotel, in dem sich um Thile und seine Gattin, Albrecht von Gräfes ebenbürtige Schwester, ein Kreis bedeutender Menschen sammelte. Thile förderte den Freund vielfach bei seinem Hauptwerk durch Empfehlungen an die Archive und durch die Erwirkung einer jährlichen Unterstützung seitens der preußischen Regierung, aber auch durch eingehende Kritik seiner Schriften, und Gregorovius wußte das historisch-politische Verständnis des Staatsmannes wohl zu schätzen. Wir verfolgen in den Briefen den Werdegang eines jeden Buches von der ersten Conception bis zur letzten Zeile, wir geleiten den Forscher auf seinen Reisen von Archiv zu Archiv, wir treiben mit ihm in dem munteren Strom der römischen Gesellschaft. Besonders interessant ist es zu beobachten, wie das mittelalterliche, päpstliche Rom allmählich die Züge einer modernen Großstadt anzunehmen beginnt. Gregorovius war von jeher ein begeisterter Anhänger der Einigkeit Italiens und ein Gegner des verrotteten Kirchenstaates; aber so freudig er den Umschwung der Verhältnisse begrüßt, er kann doch ein schmerzliches Bedauern nicht unterdrücken, daß so viel von dem alten romantischen Zauber der ewigen Stadt im Strudel des modernen Lebens versank. Als er die Aufgabe seines Lebens, die Geschichte der Stadt

Rom im Mittelalter, vollendet hatte, verließ er seine zweite Heimat, „weil ich dort nicht mehr auf den Spuren der Vergangenheit einhergehen wollte, als ein Mensch, der da nichts mehr zu thun hat. Auch ist die Stadt so sehr verändert, daß ich mir selbst dort wie ein Fremder vorkomme und Mühe habe, altgewohnte Stätten wieder zu erkennen." Doch zog es ihn immer wieder mächtig an den Tiber zurück, und mancher Brief ist noch aus Rom datiert, er konnte „nicht mehr den geistigen Zusammenhang mit der lateinischen Welt entbehren; denn diese ergänzt ja unsere eigene, die germanische." München, wo er sich 1874 mit seinen Geschwistern zusammen niederließ, blieb ihm ein „monotoner Ort", „man wird doch zuletzt in diesem bajuvarischen Isar-Athen gewissermaßen in Barbarei eingekapselt," die exotische Treibhauskultur, die ein geschickter Gärtner geschaffen, mußte dem civis **Romanus** etwa die Empfindungen erwecken, mit denen der Abkömmling eines uralten ritterlichen Hauses die Prunkräume eines neugebackenen Börsenbarons betritt.

Je weniger er sich dort auf die Dauer wohl fühlte, um so genußreicher waren die Reisen, die ihn nach Paris und Kopenhagen, Athen und Jerusalem führten. Es ist rührend zu lesen, welche Gefühle ihn beim Anblick der Akropolis und Marathons ergriffen; in Kephissia gedachte er des Freundes, der als Gesandter an König Ottos Hofe dort im Sommer gewohnt hatte. Er knüpfte Verbindungen mit Griechen an, um sie anzutreiben, eine Geschichte Athens im Mittelalter zu schreiben, eine Aufgabe, welcher er sich selbst bekanntlich mit glänzendem Erfolge unterzogen hat.

Besonders rege ist der Briefwechsel in den achtziger Jahren, die Freunde waren alt geworden und hatten schon so manchen Genossen durch den Tod verloren; sie begannen sich vereinsamt zu fühlen und schlossen sich um so inniger aneinander an, sich versenkend in „jene wundervolle Zeit im alten Rom mit seiner geschichtlichen Götterdämmerung und jener zauberhaften Stille der Versunkenheit in Nirwana". Im Frühling 1889, dem ersten seit siebenunddreißig Jahren, den er im Vaterlande zubrachte, schreibt Gregorovius: „Die Luft ist milde geworden, die Wiesen grünen und die Sträucher treiben Blätter, könnte sich doch auch der Mensch so erneuern; allein wir leben in dem Alter senza speranza di fior del verde; so bleibt nichts übrig als Resignation, die triste Kunst, sich mit Anstand zu entlauben, bis auch das letzte Blatt abgefallen ist." Für Thile sollte es der letzte Frühling sein, seine Gattin sandte selbst von dem Totenbette die Trauerkunde an den Freund nach Rom. Tief erschüttert antwortet Gregorovius und schickt Lorbeer, Palm- und Ölzweige vom Kapitol zu der frischen Gruft, „Sinnbilder einer schönen Vergangenheit. Rom grüßt mit diesen Zweigen den herrlichen Mann." — Eine Reihe von Briefen an Frau von Thile schildert uns Gregorovius' letztes Jahr, im Dezember 1890 sendet er ihr seine Abhandlung „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" und beabsichtigt im kommenden Herbst wieder nach Rom zu pilgern, denn ein Jahr ohne Rom würde ihm als ödes Unglücksjahr erscheinen. An der Reise hinderte ihn der Tod, er starb am 1. Mai 1891.

Ob die Gregorovius-Briefe unter der großen Menge in der Leserwelt eine weite Verbreitung finden werden, ist wohl zu bezweifeln; ihr Verfasser wie ihr Adressat haben nie breite Bettelsuppen gekocht, um ein groß Publikum anzulocken, aber sie waren Männer, die nicht im ausgetretenen Geleise eines „Berufes" verkümmerten, sondern danach trachteten, ein Mensch zu werden, dem nichts Menschliches fremd ist. Dies Streben wird ihnen vielleicht weniger Bekannte, aber mehr Freunde gewinnen, als so manche populäre Tagesgröße aufweisen kann.

Ein Mann wie Graf Schack war stolz darauf, sie beide zu seinen Freunden zu zählen, und wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der wird auch, und sei es im kleinen Kreise, nicht vergessen werden.

H. Schr.

# Litterarische Notizen.

Zu den in Deutschland noch weniger bekannten Autoren gehört R. Kipling, obwohl er sich in seinem Heimatlande eines großen Rufes erfreut wegen seiner an Dickens und Bret Harte gemahnenden Erzählerkunst, in welcher der echt englische Charakter unverfälscht zu Tage tritt. Recht eigenartig ist sein neuer Roman, in der Übersetzung eines Ungenannten erschienen: **Erloschenes Licht.** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Ein kurzes Eingangskapitel führt uns die Jugend von Dick und Maisie vor; sodann sehen wir den Helden als Zeichner und Berichterstatter im Sudan während des englischen Feldzuges; nach der Rückkehr nach England wird Dick Maler, seine Angebetete pflegt gleichfalls diese Kunst, unermüdlich, ohne es jedoch zu einer bedeutenden Leistung zu bringen. Noch mancherlei Intriguen spielen sich ab — die eigentliche Handlung im künstlerischen Sinne ist nur eine dürftige zu nennen —, da wird unser Held blind; als Blinder begiebt er sich noch einmal nach Afrika, der Stätte seiner ersten Wirksamkeit, wo er durch eine Kugel seinen Tod findet. Zu diesem ärmlichen äußeren Apparat ist die Behandlung des Landschaftlichen und der Charaktere eine wahrhaft virtuose zu nennen. Dabei atmet alles höchste Naturtreue; selbst die Scenen, wo uns der Verfasser seinen sympathischen Helden als Trinker vorführt, wir-

ken nicht abstoßend, sie werden gemildert durch die Art, wie gleichzeitig das Verhältnis des Herrn zu seinem treuen Hunde geschildert wird. Dabei bewegt sich alles in prägnanter Kürze, ohne daß irgendwie die Anschaulichkeit vermißt wird. Wir können nur wünschen, daß Kiplings Talent auch in Deutschland die verdiente Anerkennung finden möge.

In schon vergangene und doch uns noch naheliegende Zeiten führt uns Graf E. A. Salias mit seinem Roman aus der Leibeigenschaft **Fürstin Pauline**, autorisierte Übersetzung von Dr. Alfred Ruhe. (Dresden, Heinrich Minden.) Der Roman, der eine fast dramatisch wirkende Handlung besitzt, variiert ein ähnliches Thema, wie es seiner Zeit, nur in aristophanisch karikierender Übertreibung, der verstorbene Graf von Schack in seinem Versromane „Ebenbürtig" behandelt hat: das alte, unvergängliche Thema, daß es vor der Allmacht der Liebe keine Standesunterschiede giebt. Fürstin Pauline, die im eigenen Vaterhause mancherlei Widriges erlebt, heiratet einen Leibeigenen, der Anlagen zum Bildhauer besitzt. Sie würde, durch allerlei echt russische Intriguen erniedrigt, Bäuerin werden und bleiben müssen, wenn sich der junge Bildhauer nicht hoher und allerhöchster Protektion zu erfreuen hätte, durch die er infolge eines ausgestellten Marmorengels zum Edelmann erhoben wird und damit seiner Gemahlin ebenbürtig: also im gewissen Sinne ein poetischer Halbbruder des bekannten Werner Kirchhofer, des „Trompeters von Säkkingen". Auch das episodische Beiwerk trägt zur Spannung wesentlich bei. Die Übersetzung, ebenso wie die des Kiplingschen Romanes, ist in einem fließenden Deutsch gehalten. Wenigstens sind uns keine undeutschen Wendungen aufgefallen, denen man ihre fremdländische Herkunft anmerken könnte.

Ein Lebensbild voll Naturtreue, wie es aber gottlob in diesem Stande in Deutschland zu den Seltenheiten gehören, ja kaum möglich sein dürfte, entrollt uns Gabriel Finne in seinem Romane **Die Kinder des Doktor Wang**. (Berlin, S. Fischer.) Charakter und Haushalt dieses würdigen, immer sich im Rechte wähnenden Familientyrannen erinnern ein wenig an den unerquicklichen Stoff, welchen G. Hauptmann in seinem „Friedensfest" behandelt hat. Man empfindet schließlich kein Mitleid mit dem allmählichen Herunterkommen und gönnt es der armen Petra, wenn sie, gleich so vielen Heldinnen in anderen modernen nordischen Geschichten, die verrohende Dumpfheit und Gemeinheit dieser Heimstätte bei Nacht und Nebel verläßt, um frei zu werden und sich ihr Lebensschicksal selber zu bereiten. Für deutsche Leser besitzt das Buch mit seiner ungeschminkten, wenn auch nicht abstoßend wirkenden Darstellung jedenfalls mehr ein kulturhistorisches Interesse. Es gewinnt den Anschein, als seien unseren Stammesbrüdern im Norden die Ergebnisse der neuesten Wissenschaften gleichsam betäubend wie Haschisch zu Kopfe gestiegen. Probleme werden erörtert, welche für den Deutschen längst nicht mehr neu sind: was daran neu ist, ist nur die Kühnheit der Behandlung und das Interesse, welches die Allgemeinheit an ihm nimmt.

Zum Schlusse sei noch der bekannten Skizzen und Kriegsbilder gedacht, welche Graf Leo N. Tolstoi geschrieben hat unter dem Titel **Sebastopol** und die in einer neuen, autorisierten Übersetzung von L. A. Hauff erschienen sind. (Berlin, Otto Janke.) Als der berühmte Dichter und Moralphilosoph die Bilder, eine der grausenhaftesten Episoden aus dem Kriegsleben, veröffentlichte, lag ihm noch jede tendenziöse Absicht fern. Mit echt russischem Quietismus betrachtete er eben auch die Kriegsfurie als ein notwendiges Übel. Trotzdem werden Leser der Gegenwart nach Lektüre dieser Belagerung von Sebastopol sich jedenfalls zu keinem Lobhymnus auf den Krieg als Heilmittel mehr versteigen. Aus diesem Grunde scheint auch die vorliegende Neuübersetzung zeitgemäß und empfehlenswert.

* * *

**Hans von Bülow.** Gedenkblätter von Eugen Zabel. (Hamburg, L. Gräfe u. Sillem.) — Zu dem Besten und Geistvollsten, was über Hans von Bülow, den genialen Dirigenten und Klaviervirtuosen, seit dessen Tode geschrieben ist, gehören wohl diese sechsundfünfzig Seiten. Eine Reihe oft neuer, packender Anekdoten ist beigefügt. Das Porträt ist ein wohlgelungenes. Und wenn der Verfasser berichtet, daß sich Bülow zu Stettenheim und Glasbrenner wegen ihres schlagfertigen Verstandeswitzes hingezogen gefühlt habe, so ist damit auch die Schwäche des Bülowschen Genius angedeutet worden: das Unvermögen, selbständig zu produzieren. Ob nicht gerade das Empfinden dieser Schranke bei Bülow seine Verstandesschärfe noch stärker entwickelt hat? Jedenfalls werden viele Absonderlichkeiten, ja Ungehörigkeiten, die man eben nur Männern wie Bülow verzeiht, allein aus seiner durch Überarbeitung hervorgerufenen Nervosität erklärbar und entschuldbar, wie dies auch Zabel nachdrücklich hervorhebt. Daß der Verfasser nicht auf seiten Wilhelm Jordans, des Nibelungendichters, steht, welcher in der bisher unübertroffenen Dirigierkunst Bülows nur ein „Satyr-Monodrämchen" erblickt, wird jeder einsichtige Musikfreund begreiflich finden und Zabel beipflichten, wenn er geistvoll bemerkt: Jordan hätte, anstatt seine Tenzone zu schreiben — betitelt „Im Konzertsaal" —, nur nötig gehabt, entweder die Augen zu schließen oder den Blick auf die Erde zu richten. Eine wertvolle Beigabe erhält das Büchlein durch den im Faksimile abgedruckten Brief Bülows vom 10. Februar 1892 an den Pariser „Figaro" wegen der Herausgabe von Elsaß-Lothringen; ebenso ist der authentische Text der bekannten Bismarckrede gelegentlich eines philharmonischen Konzertes in Berlin angeführt, die nach Zabels wohlbegründeter Meinung kein Stegreifprodukt war, sondern das Erzeugnis reiflicher Überlegung. Sicherlich gehört die im vornehmsten Sinne geistreiche Schrift nicht

zu den üblichen Gelegenheitsschriften, die schon acht Tage nach ihrem Erscheinen verblaßt sind, sondern sie dürfte einem späteren Biographen Bülows die materiellste Grundlage bieten, um den Charakter des Künstlers, diesen scheinbar so widerspruchsvollen, doch als einen in sich abgeschlossenen, harmonischen begreifen zu lernen.

**Die moderne Oper.** Von Ferdinand Pfohl. (Leipzig, C. Reißner.) — Der Verfasser hat sich durch kleinere Schriften über Wagner einen Namen gemacht; zugleich ist er als Komponist hervorgetreten mit einigen freilich unbeachtet gebliebenen Versuchen; und da er besonders über eine scharfe Feder verfügt, den echten, modernen, schlagfertigen Feuilleton-Esprit besitzt in Verbindung mit einem gediegenen Wissen, so erscheint er sehr wohl zu einer Aufgabe wie der vorliegenden berufen. Das Buch umfaßt sieben Abschnitte, von denen besonderes Lob verdienen die Studien über den Verismus, über Peter Cornelius, den noch immer nicht genug gewürdigten Komponisten des „Barbiers von Bagdad", über die komische Oper und über die volkstümliche Richtung. Die Urteile des Verfassers sind immer klar und scharf; er sucht Lob und Tadel auch sachlich zu begründen, und man wird ihm fast immer beipflichten müssen, da man stets das Gefühl hat, daß er nur um der Sache willen sein Für oder Wider abgiebt. Ebenso muß mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß der Verfasser ein untadeliges, ja glänzendes Deutsch schreibt — ein Vorzug, den bekanntlich nur wenige Musikkritiker besitzen. Nicht umsonst hat er die Meister deutscher Stilistik studiert, ehe er seinen eigenen, oft durch schlagende Metaphern oder Gleichnisse reichlich illustrierten Stil gefunden hat. Wir müssen gestehen, daß uns die Lektüre dieses von jugendfrischem Kampfeseifer erfüllten Buches, einer Kritik des modernen, internationalen, nachwagnerischen Opernwesens, einen wirklichen Genuß bereitet hat, um so mehr, als Pfohl sich durchaus nicht geneigt zeigt, gegen den Strom der allgemeinen Kunstkritik zu schwimmen und sich selber so in besonderer Beleuchtung hinzustellen, nach bekannten Mustern. Verlangt der Verfasser in dem etwas nach Spaniermode überstolz gehaltenen Vorwort, daß sein „Buch die sämtlichen deutschen Nichtmusiker lesen mögen", so ist das zwar ein unmögliches Verlangen — einem Landarbeiter oder selbst unmusikalischen Baron oder Geschäftsmanne dürfte es doch kaum zu Gesicht kommen —, aber zu wünschen wäre trotzdem, daß alle Musikfreunde sich dieses Buch nicht entgehen ließen, das sie über die moderne Oper, über die wenigen guten, sowie über die zahlreichen verfehlten Schöpfungen dieser Musikgattung am besten orientiert. Da — dieses sei zum Schlusse noch erwähnt — in der heutigen Oper der Text, das Libretto der Alten, eine besonders wichtige, für die Lebensfähigkeit der musikalischen Ausführung entscheidende Bedeutung besitzt, so hat Pfohl sehr gut gethan, daß er auch die Texte nach ihrer Brauchbarkeit prüft und oft Analysen entwirft, um deren anschauliche Klarheit ihn mancher Theaterkritiker von Fach beneiden könnte.

**Vademecum für Wagnerfreunde.** Führer durch Richard Wagners Musikdramen. Von Max Chop (M. Charles). Mit über vierhundert Notenbeispielen. (Leipzig, Roßbergsche Hofbuchhandlung.) — Schon wiederholt ist der musiktheoretischen Schriften des Verfassers an dieser Stelle gedacht worden. Auch das neue, umfangreiche Buch verdient uneingeschränktes Lob. So viele Vorgänger auf diesem Gebiete Chop gehabt hat, so hat den Erzeugnissen oft fragwürdiger Art solcher Vorgänger gegenüber dieser neue Führer den Vorzug, daß er sich stets der äußersten Klarheit befleißt und nie Geheimnisse zu entdecken sucht, wo keine zu finden sind. Die Jugendopern und den „Rienzi", diese Nachahmung der sogenannten großen Oper, hat der Verfasser mit Recht aus dem Kreis seiner Betrachtungen geschlossen. Da Wagner indessen nicht bloß als der — bisher! — letzte der großen deutschen Opernkomponisten gelten will, sondern als Dichter und Denker gleichfalls einen hervorragenden Platz in der deutschen Geistesgeschichte beansprucht, so hätte der Verfasser auch Form und Gedankengehalt dieser Musikdramen einer schärferen kritischen Beleuchtung unterziehen können; wir erinnern hierbei an das vortreffliche Werk Bulthaupts „Die Dramaturgie der Oper", deren zweiter Band sich fast ganz mit Wagners Werken beschäftigt. Hier hätte sich unserem Verfasser Gelegenheit geboten, zu zeigen, ob er den Standpunkt Bulthaupts teilt oder nicht. Die Notenbeispiele sind eine sehr schätzenswerte, ja notwendige Zugabe, deren Bedeutung dem Leser gerade bei den großen, leitmotivisch behandelten Tondramen von Nutzen sein wird. Auch that er recht daran, gegenüber der Praxis mancher Vorgänger auf diesem Gebiete, „daß er dem erklärenden Texte die Motivbeispiele nicht in jener üblichen, aber darum keineswegs empfehlenswerten, einstimmigen Dürftigkeit beifügte, sondern mit den notwendigen Begleitharmonien, so daß auch ein nur einigermaßen gewandter Klavierspieler den richtigen Eindruck des Motivs erhält und seinen Zusammenhang mit dem Ganzen nicht aus dem Auge verliert". Wir können nur wünschen, daß das verdienstvolle Werk, klar und verständlich geschrieben, nicht allein bei den sogenannten Wagnerianern freundliche Beachtung finden möge. L.

* * *

**Was uns die Kunstgeschichte lehrt.** Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei von Karl Wörmann. (Dresden, L. Ehlermann.) — Ausgehend von der Thatsache, daß wir heutzutage sehr unsicher in der Beurteilung von Kunstwerken sind, versucht Wörmann in den Lehren der Kunstgeschichte Haltpunkte für das ästhetische Urteil zu finden. Unschwer ergeben sich dabei folgende Sätze: jeder Künstler muß technisch leistungsfähig sein; die Nachwelt richtet unbefangener als die Mitwelt; der große Künst-

ler ist stets Sohn der eigenen Zeit und des eigenen Volkes, womit natürlich internationale und intertemporale Beziehungen nicht geleugnet werden sollen; er ist aber endlich auch ein selbständiges Individuum, das mit Augen sieht, wie sie der großen Mehrheit der Sterblichen nicht beschieden sind. Diese Hauptsätze sind umrankt von anmutigen Betrachtungen über die volkstümliche Malerei verschiedener Epochen und über die gegenwärtigen Strömungen in dieser Kunst. Was gesagt wird, ist meist richtig, obschon selten neu, und die Form, in der es gesagt wird, ist stets geschmackvoll. Trotzdem vermissen wir die durchgreifenden Gesichtspunkte, die im stande wären, Ordnung in die Anarchie unserer Kunstanschauungen zu bringen. Daß ästhetische Normen allgemeingültiger und notwendiger Art bestehen, läßt sich nicht vom historischen Standort aus begreifen, sondern nur durch das Verständnis der unveränderlichen inneren Natur des Menschen; in den sich gleich bleibenden physiologischen und psychologischen Merkmalen des Seelenlebens ruhen die Bedingungen, an die künstlerisches Schaffen und Genießen geknüpft sind. Ebenso unabhängig vom Wandel des Geschmackes sind gewisse trennende Eigenschaften der einzelnen Künste, da sie in einem anderen konstanten Faktor wurzeln, nämlich in dem besonderen Ausdrucksmittel (Farbe, Wort, Klang u. s. w.) mit seinem beständigen und begrenzten Wesen. Nur über einen dritten Bestandteil des gesamten Kunstwerkes entscheidet das wechselnde Weltverständnis der Zeit und des Volkes: diesen letzten Bestandteil scharf zu bestimmen, hätte die vornehmste Aufgabe eines Buches sein sollen, das den genannten Titel trägt. Vielleicht giebt Wörmann in späteren Auflagen einer solchen Auffassung die nähere Begründung; den Raum dazu kann er leicht gewinnen, indem er die unbedeutenden Partien seiner Schrift mit festem Griffe ausschaltet.

* * *

**Beiträge zum Verständnis der tragischen Schuld.** Von H. F. Müller. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) — Der erste Aufsatz dieses Büchleins, an den die anderen drei sich als Ausführungen und Erweiterungen anschließen, behandelt das Wesen des Tragischen. Sehr richtig hebt der Verfasser hervor, daß die herkömmlichen Redensarten von der „poetischen Gerechtigkeit" und dem „adäquaten Verhältnis zwischen Schuld und Strafe" die Aufgabe der Poesie mit derjenigen der Gerichtshöfe verwirren. Menschen will der Dichter darstellen, Menschen, die größer sind als wir und die doch mehr leiden müssen, als sie verdienen. Müller hätte noch weiter gehen und sagen dürfen: eben der Umstand, daß trotz allen Bemühungen, trotz allen Sühnversuchen, ja trotz dem freiwilligen Tode gewisse Dissonanzen in der Welt bestehen bleiben, macht den Kern der Empfindung des Tragischen aus; und er hätte wohl besser gethan, seine Beispiele aus der neueren Zeit zu wählen, denn die griechischen Dichter, ja selbst Goethe, Schiller und Racine bewegen uns nicht mit der gleichen Kraft wie ihre Zeitgenossen. Indessen, hier waren philologische Rücksichten maßgebend.

* * *

**Die Bauchrednerkunst.** Geschichtliche und experimentelle Untersuchungen von Dr. Theodor S. Flatau und Dr. Herm. Gutzmann. (Leipzig, Ambr. Abel.) — Die beiden Verfasser haben über einen interessanten Gegenstand ein interessantes Buch geschrieben. Der geschichtliche Abschnitt führt uns von sagenumwobener Vorzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart und erzählt einerseits die vergnüglichsten Bauchrednerscherze, andererseits von den vielfachen Erklärungsversuchen der Ventriloquenz. In dem experimentellen Teile wird auf Grund laryngoskopischer und laryngophotographischer Beobachtungen für die Phonation nachgewiesen, daß beim Bauchreden die Stimmbandstellung einen Übergang bildet von der Stellung für die Fistelstimme zu den Verschlußstellungen beim Husten; für die Artikulation und Atmung werden alsdann mit allen Hilfsmitteln der modernen Wissenschaft die besonderen Bedingungen des sogenannten Bauchredens ermittelt. Die Verfasser haben schließlich noch die praktischen Folgerungen aus ihren neuen und wertvollen Untersuchungen gezogen: sie geben Winke über Erlernung, Zweck und Verwertung der Bauchrednersprache. Da sie keinerlei Fachbildung voraussetzen, so ist das Buch jedem leicht verständlich. Wir empfehlen es angelegentlich.

* * *

**Nach Lourdes und Monte Carlo und Vom Spieltische zur Wahlurne.** Von Siegfried Samosch. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) — Nicht jeder, der eine Reise thut, kann so hübsch und interessant erzählen wie Siegfried Samosch. Seine Schilderungen sind plastisch und geben anschauliche Bilder von Land und Leuten, der Ton hält sich geschickt zwischen lehrhafter Beschreibung und leichter Plauderei. So wird das Buch sowohl denen, die mit eigenen Augen die Schönheiten Südfrankreichs schauen dürfen, als auch den weniger Begünstigten, die nur ihre Phantasie auf Reisen schicken können, ein nützlicher und angenehmer Begleiter sein. Am anziehendsten sind wohl die Kapitel über die Hauptpunkte der Reise: Lourdes und Monte Carlo. — Besonderen Dank verdient der Verfasser auch dafür, daß er durch eingehendere Besprechungen die Namen des provençalischen Dichters Frédéric Mistral und der lombardischen Dichterin Ada Negri in weitere Kreise trägt.

* * *

**Über geistige Arbeit.** Von Emil Kräpelin. (Jena, Gustav Fischer.) — Wenn es gilt, die Höhe unserer geistigen Kraftleistungen abzuschätzen, so ist das sicherste Mittel, daß man die Arbeits-

kraft des Einzelnen bei ganz einfachen geistigen Leistungen bestimmt, z. B. beim Addieren einstelliger Zahlen. Geschwindigkeit, Übungsfähigkeit, Ermüdbarkeit, Ablenkbarkeit des Individuums können hierbei verhältnismäßig leicht festgestellt werden. Das Bild, das wir uns auf Grund solcher experimentellen Erfahrungen von dem Zustande der Schulkinder während des Unterrichtes entwerfen müssen, ist erschreckend; die Anspannung der Aufmerksamkeit dauert viel zu lange, die Erholungszeiten sind viel zu kurz. Auch ist es grundfalsch, körperliche Anstrengung (z. B. Turnunterricht) irgendwie als zweckmäßige Vorbereitung für geistige Arbeit anzusehen. Deshalb sollte die Stunde nur dreißig bis vierzig Minuten dauern, die gesamte Arbeitszeit auf zwei Hauptabschnitte verteilt werden und eine Trennung der Schüler nach ihrer Arbeitsfähigkeit eintreten. — Diese Grundgedanken des vorliegenden Schriftchens verdienen ernste Beachtung, obwohl der Verfasser naheliegende Einwendungen übersehen hat, z. B. daß die Ermüdung durch größere Langsamkeit in der Thätigkeit einigermaßen ausgeglichen werden kann und die Aufmerksamkeit beim Beginne des Unterrichtes erst allmählich auf den Gegenstand gesammelt werden muß.

* * *

**Das Berufsgeheimnis des Arztes.** Von Dr. S. Placzek. (Leipzig, Georg Thieme.) — **Ärztliche Kunst und medizinische Wissenschaft.** Von Dr. Martin Mendelssohn. Zweite Auflage. (Wiesbaden, J. F. Bergmann.) — Diese beiden Flugschriften bilden ein erfreuliches Zeichen dafür, daß das Interesse der Ärzte an den sittlichen Grundlagen und höchsten Zielen ihres Berufes in den letzten Jahren zugenommen hat. Placzek giebt einen recht hübschen Überblick über die rechtlichen Bestimmungen in den verschiedenen Ländern, die das ärztliche Berufsgeheimnis betreffen, und stellt in dem medizinischen Teil mehrere wichtige Einzelfragen zur Diskussion. Mendelssohn sucht den Nachweis zu liefern, daß der von vielen Ärzten eingenommene kaufmännische Standpunkt die Grundursache der gegenwärtigen ärztlichen Misere ist, und daß die jetzt übliche Erziehung der Mediziner zu Männern der exakten Wissenschaft die „Kunst“ und Wirksamkeit des helfenden Arztes über die Maßen zurückgedrängt hat. Obwohl infolge der aphoristischen und pointierten Darstellung manches übertrieben zugespitzt ist, enthält das Büchlein doch manche sehr richtige und beachtenswerte Gedanken.

* * *

**Weltschöpfung, Sintflut und Gott.** Die Urüberlieferungen auf Grund der Naturwissenschaft erklärt von Arthur Stentzel. (Braunschweig, Rauert u. Rocco Nachf.) — Diese Schrift lohnt es wohl zu lesen, obwohl sie höchst ungeschickt disponiert und in ihren naturwissenschaftlich-philosophischen Abschnitten völlig unzulänglich ist, was zum Teil daher rührt, daß der Verfasser aus minderwertigen Quellen geschöpft hat. Die Grundgedanken nämlich sind bemerkenswert. Der Anfang der Bibel soll sich nicht auf die Erschaffung, sondern auf eine Neuschöpfung oder Erneuerung der bereits vorhandenen Welt beziehen; die sogenannten Schöpfungstage könnten demnach als wirkliche Tage gelten. Gemäß der Gesamtheit der uns bekannten Kosmogonien war das Erstvorhandene in der neugeschaffenen Welt ein brausender Ocean und darüber ein Wolkendickicht, aus dem Sonne und Mond erst später wieder hervorkamen. Diese Neuschöpfung war notwendig geworden durch die Sintflut. Während ihrer Dauer schwebte in der Ferne ein doppelgestaltiges geisterhaftes Gestirn, das Stentzel mit Elohim gleichsetzt und für einen Kometen mit zwei Schweifen hält! Das Datum der großen, von Norden gekommenen Überschwemmung werde danach das Jahr 3332 v. Chr. sein, und die nächste Sintflut hätten wir im Jahre 7132 unserer Zeitrechnung zu erwarten. D.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



# Anselmo Carrucci.

Novelle

von

**Ernst Eckstein.**

Das Festmahl hatte mit einem köstlichen Chianti und einem Trinkspruch auf Anselmo Carrucci begonnen. Jetzt, da man den vierten Gang hinter sich hatte und schweren Cyprier aus schlanken venetianischen Kelchen schlürfte, erhob sich Odoardo de' Franchi und brachte in warmherzigen Worten die Gesundheit Madonna Ersilias aus.

Man feierte nämlich den Geburtstag des Hausherrn, des vielgerühmten italienischen Dichters Giulio Anselmo Carrucci, der heute sein vierzigstes Jahr vollendete. Madonna Ersilia, die siebzehnjährige Gattin des Dichters, hatte ihn mit der glänzenden Festtafel, an der seine besten Freunde mit ihren Schwestern, Frauen und Töchtern teilnahmen, ganz und gar überrascht. Von seinem Ausgang in den uralten Pinienhain vor der Porta Camullia heimgekehrt, fand er das ganze Obergeschoß mit Blumen geschmückt, die Gesellschaftsräume weithin geöffnet und die Schar der Geladenen vollzählig bis auf den guten Prälaten Orsogno, der seit Jahrzehnten das Vorrecht der Unpünktlichkeit besaß. Anselmo hatte noch gerade Zeit, ein besseres Gewand überzuwerfen und sich dem ersten Anprall der Glückwünsche zu stellen, die in allen Tonarten auf ihn hereinströmten. Dann ging's zu Tische.

Odoardo de' Franchi rühmte in seinem Trinkspruch auf Madonna Ersilia das Feinsinnige und Liebenswürdige dieser lang vorbereiteten Überraschung. Es hatte Mühe gekostet, den täglichen Ausgang des Eheherrn diesmal durchzusetzen. Als er dann glücklich für die zwei Stunden Abschied genommen, mußte die Frist mit äußerster Schnelligkeit ausgenutzt werden.

„Wahrlich," rief Odoardo, das Kelchglas schwingend, „die älteste und erfahrenste Hausfrau hätte das nicht so prächtig zu stande gebracht wie Madonna Ersilia, die Siebzehnjährige! Im Handumdrehen hat sie die Räume hier in den blühendsten Garten verwandelt. Kostbare Vasen mit hochquellenden Prunkrosen, Guirlanden, breit wie persische Teppiche, silbergetriebene Schalen mit kostbaren Früchten — alles das leuchtet und funkelt uns hier entgegen wie uransässig und festgewurzelt, nicht wie die Schöpfung eines glücklichen Augenblicks! Freunde und Freundinnen! Seit kaum einem

Vierteljahr atme ich jetzt die Luft Sienas und fühle mich hier schon daheim, als hätte ich niemals Florenz geschaut und Venedig und meine herrliche Vaterstadt Rom! Wem verdanke ich das? Ein wenig dem ganzen sienesischen Volke, dessen Liebenswürdigkeit und Anmut das Leben auf euren gesegneten Hügeln so leicht und so lockend macht. In höherem Grade den Mitgliedern dieser geist- und schönheitstrahlenden Tafelrunde. Vor allem jedoch dem gastlichen Hause Carrucci, das mir die Thore weit aufgethan und mir gesagt hat: Raste an meinem Herde, so oft du Verlangen hast! — Wer aber ist der gute Geist dieses Hauses? Wer hat uns auch heute in das Morgenrot einer Feststimmung getaucht, die sich nur da einstellt, wo man hinter den äußeren Zeichen der Freude auch das warm pochende Herz spürt ...? Teure Freunde und liebreizende Freundinnen! Ich erhebe mein Glas — Heil dem Palazzo Carrucci, in dessen Räumen eine so huldvolle Gebieterin waltet! Es lebe Madonna Ersilia!"

„Evviva! Evviva!" scholl es brausend die blumengeschmückte Tafel entlang. Es war der ungekünstelte Ausbruch einer echten Empfindung, so warmherzig und lebendig, daß Ersilia tief errötend auf ihren Teller blickte.

Nachdem der Sturm sich gelegt hatte, sprach Anselmo freudestrahlend ein paar Worte des Dankes. Er gab dem Vetter vollständig recht. Ersilia war in der That der gute Genius, der in die hohen, frostigen Räume dieses Palazzos Leben und Licht getragen. Daß sie den alten und neuen Freunden des Hauses willkommen und lieb sei, flöße ihm eine stolze Genugthuung ein, obschon ja das Gegenteil wohl kaum denkbar gewesen. Er beantworte den Spruch Odoardos mit einem dreifachen Hoch auf die Gesamtheit der Gäste.

Die Kelche klirrten, und dann hub wieder an allen Ecken und Enden das frohe, ungebundene Geplauder an, die drolligen Späße des weltklugen Prälaten Orsogno, die Kunstschwärmereien Ghismondos, die reizvollen Stadtgeschichten der Gräfin Marcella.

Inzwischen lehnte der Hausherr traumverloren im Sessel und wandte kein Auge von der anmutig süßen Gestalt seiner jungen Gemahlin. Wunderbar in der That, wie sich diese Ersilia im Lauf eines einzigen kurzen Jahres entwickelt hatte! Damals im Dome war sie ein stilles, zaghaftes Kind gewesen: und jetzt, nach einer Ehe von fünfzehn Monaten, schien jeder Zug an ihr frauenhaft, trotz der schlichten Bescheidenheit, die ihr noch heute, selbst im Verkehr mit den Unbedeutendsten, eigen war! Und wie rasch hatte das junge Geschöpf sich eingelebt in die fremde Gedankenwelt ihres Gemahls! Wie vollständig ging sie auf in dem, was ihn lockte und fesselte! Es war doch eine glückselige Fügung, daß er an jenem unvergeßlichen Freitag die Mahnung des frommen Prälaten Orsogno nicht von der Hand gewiesen und endlich einmal die Schwelle des lange gemiedenen Heiligtums überschritten hatte! Dort sah er, wie zur Belohnung für seine frisch erwachende Kirchlichkeit, den Stern seines Lebens, das blondblühende Edelfräulein, das andachtsvoll auf den Knien lag und durch die schneeweißen Finger den Rosenkranz perlte. Von jeher leicht entflammbaren Herzens, hatte Anselmo Carrucci sich augenblicklich in Ersilia de' Prati verliebt — und tags darauf schon durch Vermittelung eines vieljährigen Freundes ihre Bekanntschaft gemacht. Diesmal war es mit der so plötzlich auflodernden Leidenschaft Ernst. Lange genug hatte Anselmo planlos herumgeschweift; die Damen aus dem glänzenden Kreise der Gräfin Marcella nannten ihn la farfalla, den Schmetterling, obschon er in dieser Beziehung nicht lockerer war als Tausende seiner Standesgenossen. Jetzt aber gab es für den Sänger der Nuvole kein Entrinnen mehr. Sein Entschluß war gefaßt: Ersilia de' Prati mußte sein Weib werden. Der Altersunterschied flößte ihm zwar zu Anfang Bedenken ein; bald aber lachte er dieser thörichten Ängstlichkeit. Er fühlte sich jung und frisch, sah kaum aus wie ein Dreißiger und war von den Frauen Sienas derart verwöhnt worden, daß er berechtigt war, in die Macht seiner Persönlichkeit ein gewisses Vertrauen zu setzen. Dazu kam seine bevorzugte Stellung als reicher Patricier und vielgelesener Poet. Wer immer sich auf der italischen Halbinsel mit schönem Schrifttum befaßte, der kannte

die köstlichen Reim-Novellen Carruccis, die vor zehn oder zwölf Jahren unter dem Titel „Amori“ erschienen waren und jetzt einige dreißig Auflagen erlebt hatten. Noch für wertvoller galt der Sonetten-Cyklus „Teresa“, der gleichfalls in ganz Italien von der bewundernden Mitwelt verschlungen wurde. Und das ernste Poem von den „Sieben Todsünden“; und das komische Epos „Der Weinkrug“; und die „Ägyptische Reise“, ein Prosawerk, dessen grandiose Schlichtheit an den Stil des Altvaters Herodot gemahnte!

Ehe Anselmo Carrucci das entscheidende Wort sprach, hatte er insgeheim als ein verständiger Mann, der selbst im Sturm seiner Leidenschaft nicht die Besonnenheit einbüßt, über das Leben und den Charakter Ersilias umfassende Nachforschungen angestellt und nur das Allergünstigste in Erfahrung gebracht.

Ersilia, während der letzten drei Jahre im Kloster erzogen, lebte seit wenigen Monaten wieder im Hause ihrer verwitweten Mutter, die alles aufbot, um das gedeihliche Werk der Schwestern von Santa Barbara auch außerhalb der geheiligten Mauern fortzusetzen. Und das fiel ihr nicht schwer. Ersilia de' Prati war ein frommes Geschöpf, klug und harmlos zugleich, ein Mädchen von tiefster Veranlagung, das von dem Ernst der Verpflichtungen, die eine Frau auf sich nimmt, wenn sie einem Gatten die Hand fürs Leben reicht, die reinste und würdigste Vorstellung hegen würde. Im Gegensatz zu den meisten Altersgenossinnen hatte sie niemals auch nur das geringste Interesse für einen der Kavaliere empfunden, die seit der Heimkehr aus dem Kloster von Santa Barbara ihr den Weg gekreuzt hatten. So ward die zärtliche Leidenschaft Anselmo Carruccis mehr und mehr zu einer starken, echten, tiefgründigen Liebe. Dieses unschuldige Kind mit aller Sorgfalt für sich heranzubilden, ihre Seele ganz zu durchtränken mit seiner eigenen Persönlichkeit und alles ihr fernzuhalten, was ihr den holden unsagbaren Duft lieblichster Herzensreinheit abstreifen konnte, das schwebte ihm nun als höchstes und letztes Glück seines Lebens vor.

Und so ward sie sein Weib. —

Nochmals schweifte sein Blick voll unendlicher Zärtlichkeit nach der holden Gestalt hinüber, die erst jetzt ihre jungfräuliche Verwirrung über das Loblied Odoardos bemeistert hatte. Eine entzückende Frau! Während der fünfzehn Monate dieses Beisammenlebens hatte sie ihrem Gemahl noch keine Sekunde des Mißbehagens, geschweige denn der Enttäuschung bereitet. Unablässig war sie bemüht, ihm jeden Wunsch von den Augen zu lesen. Sie wußte, daß er ein Freund glanzvoller Zurüstungen, fröhlichen Tafelns, heiterer Geselligkeit war, während ihr eigener Sinn mehr auf stille Beschaulichkeit stand. Und wie er nun ihren Geburtstag fern von Siena in der Verborgenheit seines certaldischen Landhauses verbracht und sie am Abend auf die einsame Höhe von Poggibonso geführt hatte, wo sie beim Anblick der glorreich emporsteigenden Mondscheibe Thränen vergoß, so war sie nun heute seine Wege gewandelt und hatte ihm hier die reizendste Überraschung bereitet, die er sich denken konnte. Ja, sein Vetter Odoardo de' Franchi hatte nur einfach die Wahrheit gesprochen! Der gute Genius des Hauses, das war sie in jeder Beziehung! Ein süßer, ein wonniger Engel! Was hätte Anselmo in diesem Augenblicke darum gegeben, wenn er sie an sich pressen und ihr den frisch blühenden Mund hätte küssen dürfen!

Nach einer Weile erscholl Musik von der Piazza herauf. Die Zünfte Sienas brachten dem Dichter der „Sieben Todsünden“ ein Ständchen. Harfner, Geiger und Hornbläser spielten die lustige Weise vom Ponte Ambrogio, und gleich darauf das wundervolle Salve, benigne! Dann, wie die Tonstücke verklungen waren, brausten weithallende Hochrufe durch die bewegten Massen und schwollen zur Sturmflut, als der Poet auf der Loggia erschien und sich dankend gegen die menschenwimmelnde Piazza verneigte.

Ersilia hatte inzwischen die Tafel aufgehoben. Ghismondo de' Vasculis, der zu Anselmos treuesten Verehrern zählte, begab sich ins Erdgeschoß und winkte den Vorstand der Zünfte artig heran. Im Auftrag Ersilias bat er die wackeren Signori, nach Schluß dieser Huldigungen heraufzukommen, um an der heiteren Geselligkeit, die sich jetzt in den Prunkgemächern rechts von dem

Speisesaal weiterspann, zwanglos teilzunehmen.

Mit großer Lebhaftigkeit ward dieser Einladung Folge geleistet.

Nach kurzer Frist waren die stolzen Gesellschaftsräume des Palastes Carrucci der Schauplatz der beweglichsten Gruppen. Anselmo drückte den ehrsamen Zünftlern, die sich hier ganz wie daheim fühlten, herzlich die Hand und gab ihnen zu, daß er die Sieben Todsünden eigens „fürs Volk" gedichtet. Bei den Handwerksmeistern — das habe schon Dante Alighieri gewußt — walte oft mehr Verständnis für den Hochflug der dichterischen Einbildungskraft, als bei den feingeschulten Patriciern, die von dem Autor in erster Linie anmutreiche Ergötzlichkeit heischten. Er sei stolz darauf, daß sein tiefstes und reifstes Werk gerade den kernigsten Teil der Nation beschäftige, während die geistreichen Köpfe der sogenannten Gesellschaft mehr die „Amori" und die Sonette bevorzuge. Der Obermeister der städtischen Goldschmiede gab ihm eine verständige Antwort und beugte dann ritterlich sein bärtiges Haupt vor Ersilia, die jetzt glückstrahlend herantrat.

Nach fünf Minuten begab sich die junge Frau wieder ins Speisegemach, während ihr Gatte sich zu der Gräfin Marcella und dem Prälaten Orsogno wandte. Erfrischungen wurden herumgereicht, Wasser und Fruchteis. Von der oberen Galerie tönte gedämpftes Flötenspiel. Aus dem Nebengemach, wo die lebenslustige Gattin des Ratsherrn Ricchetti einen Kreis feuriger Anbeter um sich versammelt hatte, quoll ein wachsendes Stimmengewirre, von Zeit zu Zeit übertönt von dem reizenden Lachen der jungen Kokette, die sich heute mit ganz besonderem Eifer um Ghismondo de' Vasculis mühte. Das war nun seit den drei Jahren ihrer Verheiratung der siebente Kavalier, den sie auf ihre Art auszeichnete.

„Sor Ghismondo," schmeichelte sie über den Fächer hinweg, „bitte, die schöne Romanze, die Ihr uns neulich bei dem Prälaten vortrugt! Das Lied vom Edelfräulein! Ich finde das himmlisch! Sor Giunio, holt ihm die Mandoline! Dort zwischen den Armleuchtern! So kann er nicht Nein sagen, oder er wirft Euch den Handschuh hin."

Ghismondo, dem es Vergnügen machte, sich der stürmischen Frau gegenüber möglichst halsstarrig zu zeigen, widerstrebte so lange, bis sie mit königlicher Gebärde ihn bei der Hand ergriff und ihm die braungoldige Mandoline zwischen die Finger legte. Ein wenig verblüfft fing er aus den tiefdunklen Augen der schönen Ghita einen verheißenden Blick auf, den ihr Gemahl, der Ratsherr, glücklicherweise nicht wahrnahm. Nun endlich willfahrte Ghismondo, strich sich die lang wallenden Locken aus dem Gesicht und warf sich mit etwas gekünstelter Nachlässigkeit in den Sessel. Würdevoll um sich blickend, schlug er das linke Bein über das rechte und drehte dann klimpernd an den goldroten Schrauben.

Alsbald entstand eine allgemeine Stille. Die Gäste, die in den anderen Zimmern verweilt hatten, strömten bis auf ein halbes Dutzend herüber. Ghismondo griff ein paar leidenschaftlich wilde Accorde. Hiernach begann er:

„Ein Edelfräulein nenn ich mein —
Blond ist ihr Haar wie goldner Weizen;
Ihr Lächeln grüßt wie Sonnenschein,
Ihr Auge strahlt von tausend Reizen.
Der Apfelblüte gleicht ihr Mund,
Der rote, süße, liebesholde,
Und in der Brust so voll und rund
Trägt sie ein Herz von lautrem Golde.

Von Kavalieren, stolz und kühn,
Ist ihre Huldgestalt umworben;
Sie schaun der Augen sanftes Glühn,
Und stehn vor Liebesqual erstorben.
Ein Gott bedünkt sich, wer die Hand
Ihr leise streift im Königsreigen;
Rings flammt der Sehnsucht Opferbrand —
Mich aber hüllt ein sel'ges Schweigen."

Die junge Hausfrau indes hatte sich in das Eckzimmer begeben, das sich auf der entgegengesetzten Seite an den Speisesaal anschloß. Dort wechselte sie ein paar flüchtige Worte mit ihrer Kammerzofe Laurella und traf Anordnungen wegen des Feuerwerks, das mit sinkender Dunkelheit vor dem Brunnen der Piazza abgebrannt werden sollte.

Das Mädchen entfernte sich, um die Befehle weiterzugeben. Ersilia, die von dem lang ausgedehnten und sehr geräuschvollen Festmahl doch etwas abgespannt war, trat in die Fensternische, öffnete mühsam den schweren Flügel und schaute hinab auf den

Platz, wo der schöne Triton des Meisters Giovanni da Porta seinen armdicken Strahl hoch in die Lüfte spie. Die Zünfte hatten inzwischen den Heimweg angetreten; auch sonst hatte die Menschenflut sich verlaufen. Drüben am Dachfirst des Palazzos Madrigno blinkte die Abendsonne, rötlich bereits und von ganz eigentümlicher Klarheit und Wehmütigkeit.

Ein kühler, beinahe frostiger Hauch strömte der jungen Frau um das Angesicht. Sie atmete tief und zog die erbebenden Schultern hoch. Und nun, wie sie ein wenig zurücktrat, klang ihr, halb verschwimmend, die süße Romanze vom Edelfräulein ans Ohr und zwang sie unwiderstehlich zum Lauschen. Ghismondo de' Vasculis sang jetzt die dritte Strophe:

„O wonnetrunkner Vollgenuß!
Wie schmachtet ihr und seufzt vergebens!
Ihr ließt um einen einz'gen Kuß
Wie gern die Hälfte eures Lebens!
Ihr grüßt und schmeichelt, hofft und klagt,
Und kühl wie Marmor bleibt ihr Busen:
Doch was den Fürsten sie versagt,
Das giebt sie mir, dem Sohn der Musen!"

Und dann, mit starkem Aufschwellen seiner machtvollen Stimme, die letzte:

„Geliebt von ihr, o goldner Traum,
Geliebt von ihr, der Einzig-Einen!
Nun ist die Welt mir Tand und Schaum,
Nur jubeln kann ich noch und weinen.
Gesegnet sei, du stille Flur,
Du Schloß im Glanz der Maiensonne,
Wo ich zum erstenmal erfuhr,
Was Jugend heißt und Himmelswonne!"

Noch eine sanft perlende Tonfolge; dann eine Reihe wildjauchzender Dreiklänge ... das Lied war zu Ende.

Ersilia rührte sich nicht. Über ihr banges Gemüt hatte sich jählings der Schleier einer unendlichen Trauer gesenkt. Diese Töne, süß wie das Schluchzen der Nachtigall in mondlicht-umfluteter Sommernacht, diese Worte, in denen das Glück wie trunken zum Himmel schrie — warum wirkte das alles auf ihre Seele wie ein heimlicher, unverstandener Schmerz? Ihr ganzes Wesen schien aufgewühlt und verwandelt ...

„Wo ich zum erstenmal erfuhr,
Was Jugend heißt und Himmelswonne!"

murmelte sie wie geistesabwesend.

Sie schloß die Augen.

Im Hintergrunde der rötlichen Dämmerung, die ihr unruhig und flimmernd durch die zuckenden Wimpern drang, sah sie plötzlich eine Gestalt, vor der sie zusammenschauerte: Odoardo de' Franchi!

Entsetzt fuhr sie zurück und faßte mit beiden Händen, wie um Halt zu gewinnen, die Steinbrüstung. So weit also war es mit ihr gekommen, trotz aller guten und tüchtigen Vorsätze, trotz der innigen Zuneigung, die sie ihrem Gemahl entgegenbrachte, und trotz der heißen Entrüstung, die Odoardos verwegene Worte ihr damals hervorgerufen! Wenn da drüben die volltönige Stimme Ghismondos von Liebe sang und von schmelzender Sehnsucht, dann drängte sich gegen ihr Wollen Odoardo de' Franchi in ihre Einbildungskraft und schreckte sie mit dem Schein seiner Gegenwart!

War sie denn völlig von Sinnen? Aber sie hatte ihm doch die schmachvolle Ungebühr mit so ehrlichem Zorn und so strafendem Frauenstolze verwiesen! Ja, mehr noch: sie dachte seit jener verfänglichen Stunde gering von ihm; denn ihr Gemahl, der blindlings vertrauende Freund und Berater des jungen Mannes, hatte ihm Dienste erwiesen, die an Wohlthaten grenzten, und doch trat dieser Unhold die Pflichten der Dankbarkeit und die Pflichten der Ehrerbietung mit gleicher Rücksichtslosigkeit unter die Füße!

Damals hatte Ersilia geglaubt, ihn zu hassen; dann war sie ruhiger geworden, zumal er sie demütig um Verzeihung bat. Nach und nach schien alles wieder ins rechte Geleise zu kommen. Sie hoffte schon, den Mißgriff des Jünglings vergessen, ihn ruhigen Herzens im Hause ein- und ausgehen lassen zu können.

Und nun gab die schwärmerische Romanze Ghismondo de' Vasculis der ganzen Angelegenheit eine so unerwartete Wendung! Die süß lockenden Strophen hatten ihr einen Blick in die eigene Seele erschlossen, bei dem ihr Gewissen sich aufbäumte und ihr Blut stockte wie das einer ertappten Verbrecherin. Ein Hauch aus dem Herzen eines liebebeglückten Dichters, ein paar schmelzende Klänge der Mandoline hatten genügt, um ihr den Übelthäter mit voller Lebendigkeit vor die wach-träumende Phantasie zu zaubern und sein Angesicht in den Glanz einer seltsamen, bis dahin niemals gekannten Gloriole zu

hüllen! Schmach über Schmach! Jetzt war sie selber der Sünde teilhaftig, und vor Gott und der heiligen Jungfrau schuldiger als Odoardo selbst, der seit jenem unglückseligen Nachmittage doch Wort gehalten und niemals wieder gewagt hatte, auch nur einen einzigen verfänglichen Blick ihr zuzuwerfen.

Ersilia preßte die Stirn wider den Wandpfeiler. Ein Gefühl überkam sie, schwerer und trüber als alles, was sie jemals in ihrem Leben empfunden hatte. Scham, Reue und Sehnsucht mischten sich in den Wunsch, lautlos hinabzusinken ins uranfängliche Nichts.

Da hörte sie ihren Namen flüstern. Eine bebende Hand legte sich ihr auf die Schulter.

„Madonna Ersilia, wollt Ihr mich sterben lassen?“

Sie wandte sich um.

„Odoardo!“

„Und wär's mein Tod, Madonna Ersilia: ich kann's und kann's nicht länger zurückdämmen! Ich liebe Euch bis zum Wahnsinn!“

„O, o, o!“ stöhnte Ersilia, das Antlitz mit beiden Händen bedeckend. „Hier sogar, in meinem glücklichen Heim! Und an seinem Geburtstag!“ Dann, wie von plötzlicher Angst ergriffen: „Geht! Ich beschwöre Euch! Eh man Euch drüben vermißt ...“

„Seid unbesorgt! Ghismondo de' Vasculis singt noch den ‚Traum der Albanerin‘. Da — hört Ihr ...? Alles lauscht wie verzückt: wer hätte da acht auf mich und mein kurzes Verschwinden! Madonna Ersilia, ich mußte Euch sagen ...“

„Nein, nein!“ raunte sie unsicher. „Allgütiger Gott, ich mache mich eines Verbrechens schuldig! Geht, Odoardo! Ich darf Euch nicht anhören!“

„Aber so nehmt doch Vernunft an!“ raunte er inbrünstig. „Könnt Ihr's verantworten, daß ich vor Sehnsucht verrückt werde? Gießt mir doch einen einzigen Tropfen Balsam in diese Wunden! Sagt mir, was Ihr ja doch nicht verhehlen könnt: daß Euer Herz mein ist ...“

Das tollkühne Wort traf wie ein Blitzstrahl. Madonna Ersilia fand nun mit einemmal ihre Kraft und Entschlossenheit wieder.

„Sor Odoardo,“ sagte sie hochaufgerichtet, „Ihr häuft Beleidigung auf Beleidigung! Hört nun mein letztes Wort! Ich schwöre Euch beim Blute des Heilandes, daß ich den Schutz meines Gemahls anrufen werde, falls Ihr je wieder vergessen solltet, was Ihr der Ehre Eurer Verwandten schuldig seid! Undankbarkeit und Verrat sind mir verächtlicher als Diebstahl und Meuchelmord. Gehabt Euch wohl!“

Den Kopf in den Nacken gelegt, schritt sie an Odoardo vorüber nach dem Gesellschaftsraum, wo Ghismondo de' Vasculis eben die Schluß-Verse vom ‚Traum der Albanerin‘ sang:

„Mag nun die eilige
Stunde zerfließen:
Liebe, die heilige,
Lehrt uns genießen.
Sie, die belebende
Quelle des Lichts,
Hält das Entschwebende,
Adelt das Nichts.“

Stürmischer Beifall ertönte von allen Seiten, als Ghismondo geendet hatte. Ersilia, wie sie nun artig zu ihm herantrat und ihm ein herzliches „Mille grazie“ zulächelte, hatte sich vollständig in der Gewalt. Niemand konnte ihr ansehen, wie es im Grund ihres Herzens pochte und krampfte, wie sie zerspellt und zerrissen war. Das Auge Anselmos weilte auch jetzt mit dem Ausdruck überschwenglicher Wonne auf ihrer blondrosigen, schlanken Erscheinung, und durch sein jubelerfülltes Gemüt ging es in dankbarer Seligkeit: „Eine entzückende Frau! Sie ist der Stern meines Lebens!“

* * *

Vier Tage später mußte Anselmo Carrucci in einer wichtigen städtischen Angelegenheit nach Florenz reisen. Zärtlich, beinahe kummervoll nahm er von seiner Ersilia Abschied. Eine Woche vielleicht würde seine Abwesenheit dauern. Er bat sie, ihm täglich mit ein paar Zeilen wenigstens Nachricht zu geben, und empfahl ihr in üblicher Weise Vorsicht und Ängstlichkeit. Nicht als ob er an ihrem weiblichen Takte gezweifelt hätte. Aber das war doch das erste Mal, daß er die Unerfahrene auf so lange allein ließ; — und er kannte die bösen Zungen von Siena, die sich an nichts dreister heranwagten als an junge schutzlose Frauen. Wenn Ersilia irgendwie eines Rates oder Beistandes bedürfe, möge sie sich an den wackeren Prälaten

Orsogno wenden, der auch in weltlichen Dingen die reichste Erfahrung und das verständigste Urteil habe.

Der erste und zweite Tag des Alleinseins verstrich für Madonna Ersilia ziemlich ereignislos. Früh ging sie, von ihrem alten Hausverwalter begleitet, zur Messe, schaute nicht rechts noch links und kehrte in leidlich erbauter Stimmung zurück. Hierauf genoß sie in Gemeinschaft mit ihrer Zofe Laurella den Morgenimbiß und verbrachte dann einige Zeit im Garten, wo jetzt der Krokus und die flammroten Anemonen gar herrlich in Blüte standen. Der Rest des Tages war mit allerlei häuslichen Obliegenheiten und mit der Lesung eines der heiligen Bücher ausgefüllt, die sie noch aus der unvergeßlichen Zeit ihres Klosteraufenthaltes besaß. Und sehr zeitig suchte sie abends ihr Lager auf.

Am dritten Tag wurde die Gleichmäßigkeit ihres Lebens gestört. Aus dem Garten heraufkommend, fand sie auf ihrem Stickrahmen einen versiegelten Brief mit der Aufschrift: An Madonna Carrucci.

„Laurella!“ rief sie ins Nebengemach.

Laurella jedoch war merkwürdigerweise spurlos verschwunden.

Ersilia nahm den Brief unschlüssig in die Hand. Die steifen, beinah gemalten Buchstaben der Aufschrift waren ihr ebenso fremd wie das Wappen.

„Seltsam!“ raunte sie vor sich hin. Dann erbrach sie das Siegel. Und gleich bei den ersten Worten erkannte sie, wer dies unerwartete Schreiben an sie gerichtet hatte. Von der wild-leidenschaftlichen Anrede erschreckt, wollte sie erst den Brief ungelesen ins Feuer werfen: aber ein unwiderstehlicher Trieb angstvoller Neugier behielt die Oberhand. Sie mußte doch wissen, wie weit dieser tollkühne Odoardo in seinem Frevelmut ging, was er ihr zutraute und wie tief er sich in das Gewebe seines schmachvollen Irrwahns verstrickt hatte.

Der Brief enthielt zunächst eine demütig-glühende Bitte um Huld und Verzeihung, auch für Laurella, die treu sei wie Gold und keinen anderen Gedanken im Herzen trage als das Glück ihrer Gebieterin. Odoardo habe sie eingeweiht, da er sonst keinen Weg finde, um der heiß geliebten Ersilia unter gebührender Schonung ihres Rufes und ihrer Ehre das alles auseinanderzusetzen, was er ihr auseinandersetzen müsse, wenn er nicht trostlos vergehen solle. Ersilia sei noch so jung und so ganz befangen im Vorurteil ihrer vermeintlichen Pflicht, daß es ihr schwer falle, die Thorheit gewisser menschlicher Einrichtungen ruhig ins Auge zu fassen und sich klar zu werden über das unvergängliche Recht der Neigung.

Und nun folgte, unter dem Sprühregen unausgesetzter leidenschaftsvoller Beteuerungen, gleichsam in kurzem Auszug die ganze frivole Lebens- und Liebes-Philosophie der damaligen Zeit, die Truglehre, deren bequeme Weisheit in dem heuchlerischen Satze gipfelte: „Alles ist in der Liebe erlaubt, solange man's nur vor den Menschen geheim hält“ — und in dem anderen: „Kein Gatte wird in der Ehre geschädigt, wenn ihm die Schädigung nicht zum Bewußtsein kommt.“ Es war dies die nämliche höchst sophistische und verlogene These, die schon der alte Boccaccio so unzählige Male seinen verliebten Helden und Heldinnen in den Mund gelegt hatte.

Odoardo de' Franchi verschwendete auf die Entwickelung seiner moralwidrigen Lehre so viel Beredsamkeit, daß Madonna Ersilia bei aller Entrüstung doch einen Augenblick stutzte, zumal auch die wonnigen Schmeichelworte, die Odoardo in diese Begründungen einflocht, nicht ganz ihre Wirkung verfehlten. Und Beispiele führte er an, Beispiele ...! War's denn möglich? Die Gräfin Marcella ...? Und Bianca de' Monti ...? Und Bertalda, die frommblickende Gattin des Capitano? Das alles war stadtbekannt ...? Und niemand kehrte sich deshalb von den Verworfenen ab, und selbst Carrucci, ihr eigener Gemahl, begrüßte die Frevlerinnen mit Achtung und Ehrerbietung ...?

O, und wie wahnsinnig mußte dieser erschütterte, flehende, klagende Odoardo sie lieben! Ganz anders noch, als sie dies neulich vorausgesetzt! Jedes Wort ja in diesem sündhaften Brief war ein glutatmender Seufzer, ein Fluch wider das feindliche Schicksal, ein flammensprühender, weltvergessender Kuß!

Ihr Atem stockte; es durchrieselte sie heiß und schaurig bis ins Mark hinein.

Dann aber schämte sie sich dieses unwürdigen Eindrucks über die Maßen. Sie schleuderte den Brief des Verführers weit von sich, warf sich in ihren Sessel und brach stürmisch in Thränen aus. Ihr war so verworren zu Mute, so widerspruchsvoll und bedrückt, daß sie laut hätte schreien mögen. Kein Gedanke wollte sich mehr in ruhiger Folgerichtigkeit abspinnen, so sehr auch das arme, geängstigte Hirn sich mühte und abquälte. Nach kurzer Frist versank sie in einen Zustand seltsamer Starrheit. Die Hände im Schoß, lehnte sie bleich und regungslos wider dem Stuhlpolster und schaute hinauf nach dem Goldrahmen des großen Ölbildes, das ihren Eheherrn in der Tracht eines provençalischen Troubadours darstellte. Links oben am Rand flimmerte ein mattglänzendes Licht, der Widerschein der steigenden Sonne, die sich im Nebengemach durch die schwarzblauen Gardinen stahl. Diesen unruhigen Glanz schlürfte sie ein, bis ihr der ganze Raum in leuchtendem Grau zerfloß. Schränke und Truhen, Sessel und Hochsitze, Thüren und Teppiche — alles löste sich auf in ein farblos wogendes Meer, aus dem ab und zu ein verschwimmendes Bruchstück der Einzeldinge emportauchte, nicht wie die Sache selbst, sondern wie ihr Gespenst. Das Bewußtsein der Zeit und des Ortes schwand der halbwachen Träumerin völlig dahin. Es war eine Wohlthat nach der Beklemmung der letzten Augenblicke.

Und nun wogte und qualmte das wilder und lebhafter. Die Massen zerteilten sich; im Hintergrunde, bleich und rätselhaft, stieg eine sonderbare Vision auf. Ersilia wußte nicht, ob sie das wirklich sah oder nur mit äußerster Lebhaftigkeit dachte. Die ehrwürdig graue Wölbung des Domes malte sich ihrem geistigen Auge — und sie schaute sich selbst, wie sie damals, den Rosenkranz zwischen den Fingern, andachtsvoll auf den Knien gelegen. Dort an dem Pfeiler hatte Anselmo Carrucci das betende Mädchen erblickt und sich gleich in der ersten Minute so unwiderruflich in sie verliebt. „Unwiderruflich!“ klang es in ihrer Seele. Und dann raunte ihr eine seltsame Stimme ein boshaftes Warum? zu. Weshalb konnte der Mann da, dessen Blick unter der heiligen Handlung so stumm verlangend nach ihr herüberschweifte, nicht Odoardo de' Franchi sein? O, dann wäre alles so klar, so still und so gut geworden! Kein Kampf, keine Qual, keine Sünde vor Gott und den Menschen!

Nun fuhr sie empor wie von allen Dämonen gehetzt. Es war also Thatsache: sie liebte diesen treulosen Freund ihres Gatten! Sie empfand heimliche Sehnsucht nach dem Verabscheuungswürdigen, der sie mit Teufelsgewalt in den Pfuhl des Verrats lockte! Im Herzen war sie bereits dem Mann ihrer Wahl untreu geworden! Sie war eine Ausgestoßene, vor der die gnadenreiche Mutter des Heilands ihr Antlitz verhüllen würde, wenn sie nicht Buße that mit glühenden Thränen, mit Fasten und Geißelhieben!

Links von der Mittelthür, die nach dem Ankleideraum führte, hing unter purpurfaltiger Überdachung ein schönes Marienbild, die Schöpfung eines florentinischen Meisters. Davor brannte in kunstvoll getriebener Goldkapsel eine ewige Lampe. Ersilia, vom Widerstreit ihrer Gefühle mit Grausen erfüllt, warf sich verzweiflungsvoll auf den gepolsterten Schemel, sah zu der Heiligen auf und rang stöhnend die Hände.

„Allbarmherzige Mutter Gottes,“ schluchzte sie aus zerquälter Brust, „rette, o rette mich! Du weißt ja, in meinem Herzen wohnt keine Falschheit und kein verwerflicher Wille. Ich trachte nach einem nur: meine Pflicht zu thun vor dir und den Menschen, und treu und makellos meinen Schwur zu halten! Wenn ich gefrevelt habe, o so vergieb mir, um deines göttlichen Sohnes willen! Ich liebe ja meinen Gemahl von ganzer Seele und von ganzem Gemüt! Ich liebe ihn, wenn auch anders! Heilige Mutter Gottes, nimm doch die Wirrnis und die verzehrende Angst mir hinweg, und die bösen Gedanken, die immer wieder hinüberschweifen! Rette mich, allbarmherzige Mutter des Heilands, und ich will deine Gnade preisen und loben in Ewigkeit, Amen!“

Sie beugte ihr todbleiches Angesicht fast auf den Boden. Das blonde Haar wallte ihr über die Stirn und netzte sich an den Thränen, die unaufhörlich unter den zuckenden Wimpern hervorquollen. Halb im Gebet, halb zu sich selber sprechend, suchte sie sich mit aller Gewalt ihre Einbildungskraft

ins Gedächtnis zu rufen, wie ihr Gemahl sie von Anbeginn auf den Händen getragen, wie er sie gütig und freundlich und ehrerbietig behandelt in jeder Minute, wie er eigentlich seit dem Tag der Vermählung nur noch für sie gelebt und geträumt und gedichtet habe. Ja gewißlich, in seine Seele kam niemals ein anderer Gedanke als Ersilia de' Prati, der Stern seines Lebens. Hatte er nicht bei Ehre und Seligkeit ihr beteuert, daß sie trotz allem, was scheinbar dagegen spreche, doch seine erste und einzige Liebe sei? Und sie glaubte ihm das, o so freudig und stolz, wie sie dem Priester glaubte, der ihr die Gnade ihres Heilands verkündigte! Anselmo Carrucci hatte zwar in der großen Welt gelebt und, wie er dies frei bekannte, mehr als einer lockenden Schönheit gehuldigt: aber sein Herz war niemals bei diesen flüchtigen Schwärmereien im Spiel gewesen! Sie erst hatte dies stumme, selbstgenügsame Herz aus dem Schlafe geweckt; Ersilia de' Prati erst hatte den Sänger der Sieben Todsünden lieben gelehrt.

Von neuem hob sie die Hände zur Mutter Gottes empor und betete inbrünstig. Der Gedanke an ihren Gemahl und die Rolle, die sie in seinem Leben spielte, schien ihr Kraft zu verleihen. Sie ward ruhiger und klarer. Nach einer Weile erhob sie sich. In dem breiten Kamin glomm noch ein halb ersterbendes Feuer; der Märzmorgen war kühl gewesen; man hatte zur Frühe geheizt. Hier zwischen den sinkenden Bränden sollte der schändliche Brief und alles, was mit ihm zusammenhing, ein ruhmloses Ende finden. Sie nahm das Schreiben vom Teppich auf, zerknitterte es mit trotzigen Fingern und warf es bedächtig zwischen die schwelenden Scheiter. Das hochgelbe Papier krümmte sich, als empfinde es Schmerz; dann schlug mit leisem Knall eine blendende Flamme auf.

„So!" hauchte Ersilia wie traumverloren. Dann setzte sie sich, tief Atem holend, an ihre Stickarbeit.

Wäre doch diese unselige Trennung vorüber! Ihr Herz klammerte sich mit krampfhafter Ungeduld an den Augenblick, da sie ihren Gemahl wiedersehen und ihm alles erzählen wollte! Odoardo hatte ihr strenges Verbot mißachtet: was blieb ihr da anderes übrig, als sich um Hilfe an den zu wenden, der ihr natürlicher Freund und Beschützer war? Zuvor aber wollte sie ihrem leicht erregbaren Gatten den Schwur abnehmen, daß er die Sache geheim halten und auch dem Schuldigen gegenüber nichts unternehmen werde. Nur das freundschaftliche Verhältnis zu dem Verräter sollte er unter dem Vorwand irgend eines kleinen Zerwürfnisses aufgeben. Sie wünschte dem jungen Manne, der sie so schwer beleidigt hatte, nicht mehr in ihrem Palast zu begegnen.

Je mehr sie in diesen Entschluß sich einwühlte, um so lebendiger ward ihre Zuversicht, daß ihre Neigung zu Odoardo allmählich erlöschen würde. Ihr jungfräulich reines Gemüt schämte sich ja dieser Empfindungen wie einer Missethat. Was auf so unhaltbarem Grunde entsprossen war, konnte nicht allzu tief Wurzel schlagen. Wenn Anselmo ihr beistand; wenn er sie einhüllte in den treu beschützenden Mantel seiner Liebe und Zärtlichkeit; wenn er dem höllischen Feind jede Gelegenheit nahm, sich ihr zu nahen — dann mußte sie über die Anwandlungen dieser verwerflichen Leidenschaft obsiegen.

Nun fiel ihr ein, daß ihr Gemahl drunten im Süden, auf der Insel Sicilien, liebe Verwandte besaß, die längst schon den Wunsch geäußert, die junge Frau ihres Stammesgenossen Anselmo kennen zu lernen. Die förmliche Einladung nach Palermo war vor drei Monaten wiederholt worden; eine Reise dahin lag schon halbwegs im Plane, allerdings erst für November oder Dezember. Weshalb aber mußte man diese Fahrt so hinausschieben? Konnte Anselmo nicht gleich nach seiner Zurückkunft mit ihr aufbrechen? Nichts hielt ihn jetzt hier in Siena, und Palermo war selbst im Hochsommer ein erträglicher Aufenthalt. Neue Eindrücke und eine längere Trennung von dem Schauplatz ihrer letzten Erlebnisse: kein Zweifel, nach dieser Richtung hin lag das Heil! Sie brauchte ihm unter diesen Verhältnissen gar nicht erst zu berichten, was sich ereignet hatte. Er that ihr ja alles, alles zuliebe, auch ohne daß sie für ihren Wunsch einen Grund angab. Ja, ja, so war es am besten! Aus einer Mitteilung der Geschehnisse hätte er doch vielleicht ihre Schwäche herausgelesen.

Wehmütig lächelnd beugte sie ihr Antlitz über den Stickrahmen. Nun sie mit sich und ihrem Verhalten vollständig im klaren war, überkam sie ein Hauch jener entsagungsvollen Befriedigung, wie sie das Weltkind ergreift, wenn es nach langen stürmischen Kämpfen im Hafen des Klosters landet. Die schimmernde Purpurseide spann sich mit ruhiger Gleichmäßigkeit über das angestraffte lichtgraue Wollgewebe. Dann fädelte sie ein gesättigtes Blau in die Nadel und begann, immer sicherer und immer gesammelter, den Flügel einer großen Libelle, die zwischen blaßgrünen Halmen schwebte. Das herrliche Blau gemahnte sie an das Meer und das Meer an die Südlandsfahrt. Ihr geistiges Auge sah die beglänzte Goldmuschel, den ragenden Palmenhain, das köstliche Landhaus an den Olivenhängen des Monte Pellegrino, wo sie demnächst rasten würde an der Seite des Mannes, dem sie zu eigen war von Gottes und Rechts wegen.

Ein Geräusch im Nebenzimmer unterbrach diese heilsamen Träumereien. Aufschauend, gewahrte Ersilia die Kammerzofe, die sich da mit erheucheltem Eifer über den Rand einer Truhe beugte. Offenbar lauerte sie auf die Gelegenheit, mit Ersilia über das große Geheimnis der letzten Stunden ein paar Worte zu wechseln, und — vielleicht einen Auftrag an Signor Odoardo in Empfang zu nehmen.

Der jungen Frau schoß das Blut in die Stirn. Doch war sie jetzt hinlänglich gefaßt, der dreisten Vermittlerin gegenüber ganz und gar ihre Würde zu wahren.

„Laurella!“ rief sie mit fester Stimme.

Geschmeidig wie eine Katze glitt das Mädchen herein. Ihre tiefbraunen Augen funkelten vor Genugthuung. Etwas verlegen führte sie ihre Fingerspitzen an den rotschwellenden Mund.

„Laurella,“ fuhr die junge Frau stirnrunzelnd fort, „ich wollte dir sagen, daß ich dich bei dem geringsten Versuch, diese Ungebühr mit Signor Odoardo zu wiederholen, unwiderruflich entlasse. Ein anständiges Mädchen sollte sich lieber Gift in den Wein gießen, als sich zu solchen Ehrlosigkeiten gebrauchen lassen. Nur um die Sache nicht zwecklos aufzubauschen, will ich sie totschweigen. Aber merk dir das ein für allemal: ich breche dies Schweigen und überantworte dich dem Zorn meines Gemahls, wenn du mit diesem unverschämten Signor Odoardo auch nur noch ein einziges flüchtiges Wort wechselst!“

Laurella senkte voll Demut den Blick und stammelte, an ihrem Täschchen nestelnd, ein paar Worte bangster Entschuldigung. Sor Odoardo habe ihr tagelang keine Ruhe gelassen und so unglücklich dreingeschaut! Und sie wisse ja gar nicht, was Sor Odoardo geschrieben, und habe sich weiter nichts Böses dabei gedacht. O Gott, o Gott, wie nur Madonna Ersilia gleich so erbarmungslos mit ihr reden möge, da sie doch immer darauf bedacht gewesen, der Herrin zu Wunsch zu sein und treu ihre Pflicht zu thun.

„Geh nur!“ winkte Ersilia. „Du weißt nun, was dir bevorsteht, wenn du dich je wieder vergessen solltest. Alles hat seine Grenzen!“

Laurella that furchtbar zerknirscht. Sie machte sogar den Versuch, ein wenig zu schluchzen. Wie sie dann aber hinaus in die Halle trat, warf sie den Mund auf und zuckte geringschätzig die Achseln. Sie kannte das längst! Ehe sie hier in das Haus des Poeten kam, war sie die Zofe der jungen Gräfin Lascagni gewesen. Da wurde sie auch zu Anfang heruntergezankt, daß ihr Hören und Sehen verging. Dann aber — ach, du lieber Gott! Wie bald hieß es: Laurella hier und Laurella dort! Man schmeichelte ihr und nannte sie Engel und liebes Herz. O, sie hätte Geschichten erzählen können, Geschichten ...! Das war doch nun mal der Lauf der Welt, besonders hier in dem leichtlebigen Siena...

Und Sor Odoardo war ein so liebenswürdiger, netter Mann und freigebig wie ein Fürst...

Ach was! Mochte die Herrin jetzt auch erbost sein: Laurella konnte nicht Nein sagen, wenn der jugendstrahlende Kavalier sie mit den großen glutsprühenden Augen so flehentlich ansah und ihre Hand ergriff und ihr zum Andenken gleich eine ganze Goldrolle hineindrückte.

* * *

Am folgenden Tag blieb Ersilia trotz des verlockenden Wetters daheim. Zum erstenmal seit ihrem Weggang vom Kloster ver-

säumte sie ohne zwingende Gründe die Messe. Auch die übliche Morgenwanderung durch den Garten wies sie kurz von der Hand, obgleich Laurella daran erinnerte. Sie hatte das dunkle Gefühl, als ob der Palazzo mit seinen quadergetürmten Mauern ihr Schutz böte gegen die Angriffe unbekannter feindseliger Mächte.

Nachdem Ersilia vor dem Bildnis der Gottesmutter in ihrem traulichen Wohnzimmer Andacht gehalten, setzte sie sich wie gestern zu ihrer kunstvollen Stickerei und förderte eifrig die blau-glänzenden Flügel der Wasserjungfer. Das Frühstück nahm sie allein. Sie war noch nicht in der Stimmung, die sonst so willkommene Gesellschaft ihrer Zofe zu dulden. Als sich jedoch die Stunde der Hauptmahlzeit näherte und das Mädchen mit verweintem Gesicht auf der Schwelle erschien, unterwürfig und trostlos wie eine büßende Magdalene, da empfand Madonna Ersilia ein ernstliches Mitleid, hieß die Verstörte herantreten, gab ihr großmütig die Rechte und sagte freundlich, die unliebe Angelegenheit solle vergessen sein. Laurella bedeckte die Hand ihrer Herrin mit feurigen Küssen, beteuerte nochmals, daß sie bei ihrer unklugen That nichts Böses gedacht habe, und pries sich glücklich, daß sie nach diesen Stunden des Herzeleids nun wieder frei aufatmen könne.

„Armes Ding!" dachte Ersilia. „Vielleicht war ich trotz allem ein wenig zu hart! Wer weiß denn, was dieser listige Sor Odoardo ihr vorgeredet? Bis jetzt war sie doch wirklich die Artigkeit und Ehrlichkeit selbst! Und so still und bescheiden!"

Nach einigem Zögern sprach sie mit sanfter Stimme: „Du kannst dir im Eßzimmer ein Gedeck auftragen lassen."

Die Zofe dankte und ging. Ersilia, des Stickens müde, warf ein Tuch über den Rahmen und griff nach dem kleinen Erbauungsbuch, das zwischen den zwei altrömischen Bronzefiguren auf dem goldfüßigen Putztisch lag.

Die Verzeihung, die sich Laurella erweint hatte, schien die gesunkene Stimmung des Mädchens rasch wieder zu heben. Während der Mahlzeit ward sie mit jeder Minute frischer und aufgeräumter. Sobald der Bediente, der mit schweigsamer Flinkheit die Speisen auftrug, sich wieder entfernt hatte, hub sie lebendig und harmlos zu plaudern an — von drolligen Stadtneuigkeiten, die sie beim Hausverwalter gehört, von kleinen Ereignissen aus der nächsten Umgebung, zuletzt sogar von ihrer eigenen Vergangenheit. Sie hatte ein gutes Stück Welt gesehen, war in Venedig und Rom gewesen und kannte die sonderbarsten Geschichten von staatlichen und geistlichen Würdenträgern. Sogar die letzte Papstwahl hatte sie miterlebt, und wie ganz Rom in fiebernder Aufregung war, weil man besorgte, das hohe Konklave möchte einen Franzosen auf den päpstlichen Stuhl berufen.

Ersilia hörte ihr freundlich zu. Alles, was ihre Gedanken von Siena hinwegführte, war ihr willkommen nach diesen letzten Erfahrungen.

Mit einemmal hatte Laurella die Rede auf einen Verwandten des Papstes, den Fürsten Giovanni Scarpini, gebracht. Ganz beiläufig warf sie die kurze Bemerkung hin, Fürst Giovanni habe so wenig zu seiner jungen Gemahlin, der Fürstin Astalfa, gepaßt: er sechsundvierzig und sie erst im siebenundzwanzigsten! Der heilige Vater selbst habe den Fürsten gewarnt: wer sich mutwillig in Gefahr begebe . . .

„Und," fügte Laurella hinzu, „es liegt ja doch klar auf der Hand: so etwas kann auf die Dauer nicht gut thun."

Ersilia schwankte, ob sie das unverbesserliche Geschöpf nicht wieder hart anlassen sollte. Dann unterdrückte sie diese Anwandlung. Vielleicht sagte Laurella das alles nur in taktlosem Unbedacht, ganz ohne Beziehung. Sonderbar: der Altersunterschied, den hier der heilige Vater bedenklich fand, war noch geringer als der zwischen ihr und Anselmo. Weshalb fiel ihr das nur bei aller Entrüstung mit so peinlicher Schwere aufs Herz? Bis dahin hatte sie nie drüber nachgedacht.

Sie blickte mißmutig auf den Teller, wo die Orange, die Laurella für sie geschält hatte, noch unberührt zwischen den Feigen lag.

„Ich bin müde!" sagte sie plötzlich und erhob sich mit unwirscher Hast. Sie war zornig über sich selbst, daß die Gedanken ihr wieder haltlos dahinschweiften.

„So schlaft, Madonna!“ riet ihr die Zofe, ohne sich durch den schroffen Ton ihrer Gebieterin aus der Fassung bringen zu lassen. „Das lange Sitzen über dem Stickrahmen hat Euch abgespannt.“

Ersilia begab sich ins Wohnzimmer. Von neuem ergriff sie das kleine Erbauungsbuch. Sie las da weiter, wo sie vorhin stehen geblieben war: in der Abhandlung des Paters Ambrosius über die geistliche Hoffart. Mit Gewalt zwang sie ihr geängstigtes Herz zur Aufmerksamkeit. Aber es half nichts. Die Unruhe, die sich seit der Bemerkung Laurellas ihrer bemächtigt hatte, nahm sonderbar überhand. Sie konnte den eindringlichen Worten des Predigers kaum noch folgen. Zwischen den Zeilen des Buches schienen sich andere Zeilen mit aufdringlicher Frechheit breit zu machen, Zeilen des Briefes, der gestern im Kamin da verflackert war.

Zuletzt hielt sie es nicht mehr aus. Der Wohnraum, der ihr bis heute so lieb und vertraut gewesen, drückte ihr auf die Nerven wie eine dumpfige Bleikammer. Sie legte das Buch weg und trat eine planlose Wanderung von Gemach zu Gemach an. Sie betrog sich dabei mit dem Vorwand, als habe sie allerlei nachzusehen und zu ordnen. In Wahrheit floh sie nur vor sich selbst.

Durch den vierfenstrigen Speisesaal, wo am Geburtstag Anselmos das große Festmahl in Scene gegangen, erreichte sie den ersten der drei Gesellschaftsräume. Sie schaute sich um, wie eine, die das Gedächtnis verloren hat. War das wirklich vor kaum einer Woche gewesen? Dort, auf einer der weich schwellenden Ottomanen lag die goldbraune Mandoline, zu der Ghismondo de' Vasculis die zauberhafte Romanze vom Edelfräulein gesungen. Die roten Metallschrauben blinkten magisch im ebbenden Tageslicht. Wie ein fernhin verhallendes Echo tönte es durch die Seele der jungen Frau, süß und schmeichlerisch:

> Gesegnet sei, du stille Flur,
> Du Schloß im Glanz der Maiensonne,
> Wo ich zum erstenmal erfuhr,
> Was Jugend heißt und Himmelswonne!

Und wieder quoll jene seltsame Stimmung auf, die ihr damals so unwiderstehlich über das Herz gerieselt, und deutlich sah sie im Hintergrunde des halbhellen Gemachs die unheimlich lockende Glutgestalt Odoardo de' Franchis. Ein Grausen ergriff sie, eine unsagbare Furcht. Der glänzend ausgestattete Raum in all seiner Fülle und Herrlichkeit kam ihr vor wie der Aufenthalt unsichtbarer Dämonen. Wäre Anselmo jetzt dagewesen! Wie hätte sie ihn mit zitternden Armen umklammert und lautlos, nur ihr selber vernehmbar, die Worte geflüstert: Du Teurer, beschütze mich! So aber war sie allein, ach, so gräßlich allein! Vor ihrem Hausverwalter schämte sie sich. Der würde doch seltsam gestutzt haben, wenn sie ihn plötzlich gerufen hätte. Gegen Laurella jedoch, deren Gesellschaft ihr sonst so erwünscht war, fühlte sie jetzt einen unüberwindlichen Abscheu. Laurella war ja im Grund ihres Herzens die Mitverschworene all dieser öden Gespenster, ja, der Böse vielleicht in eigener Person, der sich die Maske der Dienstwilligkeit und Freundschaft borgte, um ein geängstigtes Weib desto zuverlässiger in den Abgrund zu stoßen.

Da sie so völlig verwaist und verlassen war, wollte sie wenigstens doch im Geiste zu dem flüchten, der es vor allen Sterblichen wohl mit ihr meinte, zu ihrem fernen Gemahl. Angstvoll umschauend eilte sie in sein Arbeitsgemach. Gott sei Dank! Hier in diesen geheiligten Räumen lebte und webte die ganze starke Persönlichkeit Anselmo Carruccis und flößte ihr neuen Mut und neue Kraft in die Seele.

Ersilia rückte den Sessel vom Schreibtisch und warf sich tief Atem holend in das rotlederne Polster. Mit einer Aufmerksamkeit, als sähe sie das alles zum erstenmal, bewunderte sie die kunstvoll getriebenen Metallständer mit den zahlreichen Briefschaften; das mächtige Schreibzeug mit seinen köstlichen Reliefschilderungen, ein Meisterwerk Benvenuto Cellinis; die silberne Wanduhr mit dem rubinengeschmückten Pendel; die Manuskriptkästen aus Olivenholz. Hier vor dieser gedunkelten Cedernplatte waren die „Sieben Todsünden“ entstanden und all die übrigen herzergreifenden Schöpfungen, mit denen der große Poet sein dankbares Volk beschenkt hatte. Welch ein stolzes Gefühl, im Angesicht dieser Triumphe sich sagen zu

dürfen: Er, den alle für sich in Anspruch nehmen, den jeder einzelne kennt und bewundert — er gehört doch im tiefsten Grund seines Wesens dir, nur dir. Keine andere liebt und begehrt er; alles, die ganze lockende Welt da draußen, der Reiz der Schönsten und Klügsten, ja, sein Lorbeer sogar wiegt ihm federleicht gegen ein einziges Lächeln, mit dem du kleine, unbedeutende Frau ihm frühmorgens den Tag vergoldest!

Langsam erhob sie sich. Mit wachsendem Selbstvertrauen schaute sie rings in dem freundlichen Raume sich um. Das Fühlen und Denken ihres Gemahls hatte sich hier fast jedem einzelnen Gegenstand aufgeprägt. Die glühenden Ölgemälde, die wertvollen Waffen, die dort gekreuzt an der Schmalwand hingen, das Marmorbild der Pallas Athene, die kostbaren Vasen mit den blaßgelben Schildereien auf rotbraunem Grunde: all diese Dinge trugen die unverkennbare Spur seines Geistes.

Die Thür links von dem Schreibtisch, die nach Anselmos Bibliothek führte, stand offen. Durch das gotische Fenster da drüben sah die Spätsonne herein. Alles verschwamm hier wie in leuchtendem Goldstaub. Ersilia hatte die Bibliothek mit den wandhohen Schränken und den breiten Regalen bis jetzt nur zwei oder dreimal ganz flüchtig betreten. Bei gewöhnlicher Stimmung war ihr diese erdrückende Fülle von Denkmalen des Wissens, Könnens und Forschens nicht eben sympathisch. Dazu kam die eigentümliche Schmucklosigkeit dieses Raumes, die fast an die Amtsstube eines norditalienischen Richters gemahnte. Jetzt aber, da sich Ersilia an allem, was mit Anselmo zusammenhing, gleichsam berauscht hatte, schritt sie verlangend hinein. Die Bibliothek dünkte ihr nur die Fortsetzung seines Arbeitsgemaches, noch dazu in dieser warmen goldroten Abendbeleuchtung.

Planlos trat sie zum ersten Regal. Dann zum zweiten, zum dritten, zum vierten. Welche Unmasse von Büchern und Namen! Bekanntes und Fremdes, Weltberühmtes und Längstvergessenes! Hier die fünf Reihen mit den schwarzgrünen Einbänden, das waren die Werke der provençalischen Troubadoure — Bernart von Ventadorn, Raimon Vidal, Peire de Corbiac, Richard von Poitiers und zwanzig andere. Dort das ganze Gestell war mit lateinischen und französischen Büchern gelehrter Art, mit philosophischen, staatswissenschaftlichen und theologischen Abhandlungen besetzt. Hier links prangten in Purpur etliche dreißig Ausgaben von Dantes Divina Commedia; die Schriften Petrarcas, Ciullo d'Alcamos, Brunetto Latinis; dort Rabelais und der tief-ernste Montaigne, dessen Ruhm jetzt eben auch in die Städte Toscanas gedrungen war.

Ersilia schritt weiter. Am neunten Regal machte sie leuchtenden Blickes Halt. Hier standen in prunklos kernigen Lederbänden sämtliche Schriften und Dichtungen ihres Gemahls. Mit froher Genugthuung las sie die handschriftlich aufgetragenen Titel: Die Sieben Todsünden; Der Weinkrug; Die Wolken; Teresa; Die kleine Concetta; San Marco; Die ägyptische Reise. Drei Bände enthielten die Lyrik, fünf die Studien über Neapel. Ersilia, wie sie dies alles so beieinander sah, staunte über die stattliche Reihe. Vieles davon kannte sie. Die „Sieben Todsünden“ zum Beispiel. Auch die „Ägyptische Reise“ hatte sie mit wachsender Teilnahme gelesen, obgleich sie den philosophischen Kern des Werkes augenscheinlich nur halb verstand. Etliches andere, wie den Sonetten-Cyklus „Teresa“, hatte sie auf Rat ihres Mannes vorläufig noch vernachlässigt. Sie sei für „Teresa“ noch bei weitem zu jung, hatte Anselmo gesagt, zu jung und zu unerfahren. Gewohnt, seinen Ratschlägen blindlings Folge zu leisten, hatte sie niemals auch nur im Traume daran gedacht, diesem Buch sich zu nähern. Wozu auch? Sie hätte es jedenfalls noch in weit höherem Grade mißverstanden wie jene schweren Erörterungen in der „Ägyptischen Reise“.

Ach, und hier! Der breitrückige Band, der so oft wiederkehrte, in sechster, in zehnter, in zwanzigster Auflage. Richtig, das waren ja die berühmten „Amori“, vor denen Anselmo sie gleichfalls gewarnt hatte. Nur die Gründe waren hier andere als bei dem Cyklus „Teresa“. „Das Buch ist zu übermütig,“ hatte Anselmo gesagt, „zu sehr im Ton eines Zeitgeschmackes, den ich bei Leibe nicht zum Geschmack meiner süßen, reizenden Frau machen möchte!“

Übermütig? Was konnte das schaden?

Sie war doch im zweiten Jahr schon verheiratet, und wahrhaftig kein Kind mehr. Ein paar unsanfte Ausdrücke oder ein Spaß, wie er im Frauengemach allerdings nicht am Platz war, konnte ihr doch den Spiegel der Seelenreinheit nimmermehr trüben! Vielleicht war das im Gegenteil eine Fügung des Himmels, daß sie dies launige Buch gerade jetzt hier entdeckte. Frohsinn und Heiterkeit — waren das nicht die besten Verbündeten im Kampfe mit ihren unseligen Anwandlungen? Übrigens, einiges aus den „Amori“ hatte man ja in ihrer Gegenwart vorgelesen, damals im Garten der Villa Carlotta, als der sicilische Kaufherr beim Grafen Lucchetti zu Gast war. Die Geschichte zum Beispiel von dem verliebten Schreiber, den die hartherzige Tochter des Turmwächters im Korbe heraufzog und vor der Wandluke zwischen Himmel und Erde festhielt, bis ihr Bräutigam den Verzweifelten gründlich zerbläut hatte. Der drollige Schwank, in schönreimenden Versen erzählt, hatte ihr herzliches Lachen erregt: weshalb sollte sie nicht auch die übrigen Scherze und Ausgelassenheiten des Buches kennen lernen, zumal jetzt, wo ihr wirklich daran lag, den kleinen Rest ihrer Beklommenheit ein für allemal zu verscheuchen? Der funkelnde Witz ihres Gemahls, der jugendfrische, unwiderstehlich flotte Humor — ja, das war der richtige Balsam für eine Seele, die von dem Anprall der jüngsten Ereignisse immer noch nicht völlig genesen war.

Sie nahm die „Amori“ heraus, schob einen Lehnsessel in die Nähe des Fensters und setzte sich. Noch einmal warf sie durch die geöffnete Thür einen Blick in das Arbeitsgemach. Dann hub sie, tief atmend, zu lesen an.

Wie bald aber verkehrte sich ihre halb schon behagliche Stimmung in wühlende Unrast, als ihr die zufällig aufgeschlagene Novelle — die vierte des ersten Buches — Dinge und Verhältnisse vorführte, deren Ähnlichkeit mit ihren eigenen Erlebnissen nicht zu verkennen war! Ein abwesender Ehegemahl, ein tollkühner Liebhaber und nur — statt der dreisten Laurella — eine Freundin der jungen Frau, eine schändliche Gauklerin, die aus Rachgier und Eifersucht die gleiche erbärmliche Rolle spielte!

Die leichte, beinah tändelnde Art, mit der das alles auseinandergesetzt war, hatte für Ersilia etwas besonders Verletzendes. Sie ließ das Buch wie betäubt in den Schoß sinken.

Nach einer Weile verwand sie das. Sie suchte nun den Verfasser vor ihrer klar empfindenden Seele zu rechtfertigen.

„Wer weiß, wie das alles noch kommt. Dieser graziöse, spaßhafte Ton ist vielleicht nur ein poetischer Kunstgriff. Erst wird die Sache so im fröhlichsten Allegretto behandelt, damit man denken soll, der schnöde Verrat spielt sich hier glatt und ohne jede Schwierigkeit ab; hinterher aber kommt dann die Nemesis und mit ihr die echte Moral. So war's ja doch eigentlich auch in der Geschichte vom Schreiber. Der Mensch wußte, daß Carminella verlobt war, und hat sie trotzdem belästigt. Dafür hat ihn der beleidigte Bräutigam durchgewalkt. Hier geht es wohl ähnlich; nur, dem Thema gemäß, in minder handgreiflicher Derbheit. Nur weiter!“

Die Nemesis aber, auf die sie wartete, blieb vollständig aus. Im Gegenteil! Der Poet nahm augenscheinlich für das frevelnde Paar lebhaft Partei, freute sich der mannigfaltigen Streiche, die dem betrogenen Ehegatten mit Hilfe der heimtückischen Freundin gespielt wurden, und malte den fortgesetzten Genuß dieses strafbaren Liebesglückes mit so leuchtenden Farben aus, daß die Verwerflichkeit unter der Flammenpracht dieser Schilderung kaum noch erkennbar blieb.

Das Antlitz Ersilias glühte wie Feuer. Ein Hauch herbster Erbitterung ging ihr durch die aufschauernde Seele. Unerhört! Geradezu fürchterlich! Wie um Himmels willen konnte Anselmo, ihr Gatte, zu dem sie bis dahin aufgeblickt hatte wie zu dem Urquell aller Weisheit und Ehrbarkeit, so etwas Frevelhaftes gestalten und mit dem Zauberklang seiner melodischen Verse umkleiden?

Nun, vielleicht war das nur eine Ausnahme. Unter den dreißig Novellen durfte ja wohl eine verfehlt sein. Wie hatte doch neulich der venetianische Mönch in dem gelehrten Vortrag über Dantes Inferno gesagt? „Zuweilen schläft auch der gute Homer.“

So las sie denn weiter. Mit jedem Blatt aber, das sie umkehrte, ward der Aufruhr ihres Gemüts wilder und stürmischer. In den fünf oder sechs Novellen, die sie mit zitternder Hast durchflog, fand sie nicht nur die schnödesten und verfänglichsten Situationen, sondern, was schlimmer war, ganz die nämliche Lebens- und Liebesphilosophie, die ihr der Brief Odoardos mit so unheimlicher Beredsamkeit dargelegt und gepriesen hatte. Überall verbotene Verhältnisse und die altitalienische Freude am derbsten Betrug! Überall die gleisnerische Sophistik: ein Verbrechen, das da geheim bleibe, sei kein Verbrechen! Überall die kecke Mißachtung der bürgerlichen Ehemoral, die der Allüberwinder Amor als etwas rein Konventionelles nicht in Betracht zu ziehen verpflichtet sei! Und so verführerisch und mit so einschmeichelndem Zauber der Rhythmik war diese Lehre vorgetragen, daß man sich unwillkürlich gefangen gab und von der Täuschung umgarnt wurde, die bevorzugten Lieblinge Aphrodites seien wirklich im Punkt ihrer Neigungen dem prosaischen Alltagsgesetz der Verantwortlichkeit nicht unterworfen.

Mancherlei Anzeichen deuteten überdem darauf hin, daß der Verfasser dieser reizvollen Abenteuer nicht nur die leichtblütigen Anschauungen seiner verliebten Helden und Heldinnen teilte, sondern in mehr als einer Novelle Selbsterlebtes mit aller Glut eines dankerfüllten Erinnerns nachgestaltete.

Ersilia war außer sich. Sie kam sich vor, als habe Anselmo Carrucci den ungeheuerlichsten Betrug gegen sie ausgeübt. Nach seiner oft wiederholten Versicherung hatte erst sie ihn wahrhaft lieben gelehrt... Aber hier stand es ja schwarz auf weiß, in welche Schule der Sehnsucht und Leidenschaft er gegangen! Elende Lüge! Wann jemals hatte er halb so glutsprühend zu ihr geredet, wie dieser Cardenio zu seiner Giovanna, wie Ercole zur Amalasunta, wie Pietro zu Flordespina? O, o, o! Wie mochte er in der schwülen Zeit seiner Jugend, da diese „Amori“ entstanden, getollt und geschwelgt haben! Rückhaltslos und ohne Gewissensqual, wo immer das Glück sich darbot! Denn nirgends in all den flammenden Blättern, die sie bis jetzt gelesen, fand sich ein Wort der Mißbilligung. Und nun weilte er in Florenz, wo die Frauen so schön und so treulos waren, wo seine „Amori“ vor allen übrigen Städten Italiens bewundernde Leser gefunden, wo er auf der Piazza der Signoria unter dem Jubel der ganzen Bevölkerung zum Dichter gekrönt worden war!

Ersilia war aufgesprungen. Das Buch weit von sich wegschleudernd, taumelte sie wider das nächste Regal.

In diesem entscheidenden Augenblick trat eine hohe Gestalt mit unhörbaren Schritten über die Schwelle des Arbeitsgemaches. Ersilia bebte. Vor ihr stand Odoardo de' Franchi, den die verräterische Laurella, trotz aller Verbote, heimtückisch eingelassen.

Wie erstarrt schaute sie in sein bleiches, schönes, von maßloser Leidenschaft durchwühltes Gesicht. Sie war unfähig, nur einen Finger zu regen. Ehe sie noch recht zur Besinnung kam, riß Odoardo sie im Überschwang seiner Verliebtheit an sich. Sie schloß die Augen. Willenlos sank sie in seine Arme.

* *
*

Ein herrlicher Morgen stieg über Siena herauf. Die taublinkenden Gärten dufteten wie nach starkem Gewitterregen. Im hellen Azur schwamm ein goldrosiges Federgewölk. Die Stadt mit ihren blau-dämmernden Gassen wachte jetzt eben vom Schlummer auf.

Ersilia Carrucci, ein weißes Gewand über die Schultern geworfen, stand regungslos am Fenster des Schlafgemachs. Ihr Gesicht war wie Marmor. Beide Hände wider die Steinrampe gestützt, sah sie hinaus nach dem frühlichtbestrahlten Dom, dessen Dachfirst über die Pinienwipfel des Parks schimmerte. Dort unter den gotischen Wölbungen, vor dem Altar des Allwissenden, hatte sie ihrem Anselmo Treue gelobt. Der schwarz und weiß getäfelte Bau mit dem zierlichen Turm bannte sie jetzt, wie der Vogel die Schlange. Sie war nicht im stande, sich loszureißen. Immer von neuem malte sie sich im Geist jenen Augenblick, da der ehrwürdige Priester unter den Klängen der Orgel ihr Bündnis mit Anselmo Carrucci gesegnet hatte.

Sie litt über alle Beschreibung. Wie matt und farblos dünkten ihr jetzt die leidenschaftlich gestammelten Liebesbeteuerungen

Odoardo de' Franchis! Wie blaß und traumhaft verschwammen ihr die verderblichen Glutscenen der „Amori", die ihr das Herz und die Sinne mit so widerspruchsvollen Empfindungen aufgewühlt hatten! War es denn möglich ...? Sie, Ersilia, die Reine, die Fromme, die Unantastbare ...?

Endlich, nach langer, qualvoller Unbeweglichkeit, trat sie vom Fenster zurück. Tödlich erschöpft sank sie auf einen Stuhl und ächzte wie eine Sterbende. Was ihr bis dahin das Leben lockend gemacht, schien ihr für ewig zertrümmert, die Erde verwandelt, der Himmel von allen Engeln entvölkert. Ihr ganzes zukünftiges Dasein würde nur eine ununterbrochene Kette von Selbstanklagen und Lügen sein! Unseliges Schicksal!

Stunde um Stunde verstrich. Es lag auf ihr wie Blei. Sie rührte sich nicht. Sie schien kaum noch zu atmen.

Da pochte es vorsichtig an die Thür. „Madonna," klang die Stimme Laurellas, „kann ich Euch helfen?"

Schaudernd preßte Ersilia die Hände vors Angesicht. „Nein!" stöhnte sie angstvoll. „Geh nur! Ich werde auch so fertig!"

„Wie Ihr befehlt!"

Ersilia raffte sich auf. Sie streifte ihr Morgengewand von den Schultern und löste sich das geknotete Haar. Jede Bewegung war ihr zur Last, auch das Notwendigste peinvoll. Wie sie ihr Haar strählte, gab es ihr einen brennenden Stich ins Herz. Die Verse fielen ihr bei, in denen Anselmo dies wallende Blond so überschwenglich gepriesen hatte. Und nun schreckte sie auf, wie von heller Verzweiflung gepackt. Anselmo! Er kommt! Morgen schon erwartet sie ihn! Wie soll sie dem Mann gegenübertreten, den sie so schmachvoll entehrt hat! Unerträgliche Folter!

Da pochte es abermals. „Verzeihung," raunte Laurella. „Ein Brief!"

„Ein Brief?" wiederholte die junge Frau angsterfüllt. Sie war fest überzeugt, es handle sich um einen glückstrunkenen Gruß Odoardos.

„Aus Florenz," bemerkte die Zofe.

Also von ihrem Gemahl! Ersilia Carrucci bebte am ganzen Leibe. „Gieb her!"

Sie öffnete nur einen ganz schmalen Spalt. Mit scheuem Finger ergriff sie das Schreiben, das ihr Laurella hereinhielt, und nahm es voll Hast an sich. Dann schob sie wieder den Riegel vor.

Es währte geraume Zeit, bis sie den Mut fand, das Siegel zu brechen. Endlich las sie mit brennenden Augen, was folgt:

Meine heißgeliebte Ersilia!

Wenn diese Zeilen in deine Hände gelangen, wird es, so Gott will, nur noch wenige Stunden dauern, bis ich mein holdes, angebetetes Frauchen wieder ans Herz nehme. Kurz vor Mittag hoffe ich in Siena einzutreffen. Meine Geschäfte hier in Florenz hab ich beschleunigt, soviel es anging; Monsignor Casalunghi warf mir sogar einmal unhöfliche Hast vor. Natürlich im Scherz: aber der Mann hat gleichwohl das Rechte getroffen. Ich sehne mich gar zu unwiderstehlich heim! Goldene, süße, blonde Ersilia! Es ist doch ein wundersames Gefühl ... Gestern, als ich hier auf dem Prunktisch der Herzogin meine „Amori" fand, trat mir der Unterschied zwischen dem, was die große galante Welt unter Liebe versteht, und dem, was ich jetzt darunter verstehe, so recht klar vor die Seele. Meine „Amori"! Meine berühmt gewordene Jugendsünde! Offen gesagt: ich begreife noch nicht, wie dieses Buch sogar bei ehrbaren Frauen Eingang gefunden hat! Es predigt doch eine gar ungebärdige Lebensauffassung, — freilich in dem Gewand einer launigen Epik, die sich von jeher weitgehender Vorrechte erfreut hat. Für junge Männer mag die Geschichte ja taugen. Sie werden nicht schlechter dadurch. Eine Frau aber — nein! Es wäre mir doch im höchsten Grade peinvoll, wenn ich mir dächte, eine Schwester von mir könnte an diesen Späßen Vergnügen finden; von der Einen und Einzigen, die ich anbete, ganz zu geschweigen. Wir Poeten schwimmen eben gar oft mit dem Strom unseres Zeitalters. Übrigens gilt auch von mir das alte Wort des römischen Epigrammatikers: „Mein Leben ist ehrbar, obschon meine Muse zuweilen Allotria treibt." Warum ich dir das gerade jetzt zu Gehör bringe? Ich glaube, die Herzogin trägt Schuld daran. Sie drohte mir gestern schalkhaft mit dem Zeigefinger und stellte die kühne Behauptung auf, wer die „Amori"

geschrieben, der hätte eigentlich gar nicht heiraten dürfen. Ich habe der liebenswürdigen Dame natürlich entsprechend geantwortet. Sie weiß ja noch nicht, welch eine Perle ich in Gestalt meiner Ersilia gefischt habe. Ich aber weiß es und danke der Vorsehung stündlich für dies holde, unermeßliche Glück.

Meine Sendung war von dem schönsten Erfolg begleitet. Der Herzog, die Herzogin und alle Mitglieder der erlauchten Familie möchten mich halten; ich soll um jeden Preis die Festlichkeit mitmachen, die kommenden Mittwoch als am Geburtstag der Herzogin-Mutter in Scene geht. Aber selbst auf die Gefahr hin, etwas unartig zu erscheinen, habe ich dringende Obliegenheiten vorgeschützt, die mich zurückrufen. Ich will und mag nicht länger von dir getrennt sein. Also auf glückliches Wiedersehen! Ich küsse dich tausendmal und bitte die heilige Jungfrau, daß sie dich gnädig in ihren Schutz nimmt.

Anselmo.

Ersilia hatte mühsam zu Ende gelesen. Jetzt sank ihr die rechte Hand mit dem Brief schwer in den Schoß. Sie wußte, ihr Schicksal war nun besiegelt. Eine unheimliche Stille überkam ihr Gemüt nach all der wilden, fürchterlichen Verzweiflung: die eiserne Grabesruhe des Unabänderlichen.

Es war jetzt noch eine Stunde bis Mittag: gerade noch Zeit genug, um das Nötige vorzubereiten.

Sie trat in ihr Zimmer, setzte sich und verfaßte ein langes Schreiben an ihren Gemahl. Mit unerbittlicher Strenge gegen sich selbst erzählte und beichtete sie. Demütig erbat sie Verzeihung für ihr Verbrechen, das sie nun in den Tod trieb. Nachdem sie das Schreiben gesiegelt hatte, begab sie sich in das Arbeitsgemach Anselmos, nahm ein Stilett von der Wand und ging langsam zurück nach dem Wohnraum. Dort warf sie sich vor dem Bildnis der Mutter Gottes zu Boden, sprach ein kurzes Gebet und bohrte sich dann die haarscharfe Klinge bis ans Heft in die Brust.

Schritte ertönten im Vorsaal und der lebendige Klang einer Männerstimme. Es war Anselmo, der von der Reise zurückkam. Strahlend riß er die Thür auf, ein wenig erstaunt vielleicht, daß Ersilia, die ihn gehört haben mußte, ihm nicht froh an das Herz flatterte wie ein lustiges Vöglein.

Wie gelähmt blieb er stehen.

Mit letzter Kraft streckte die Unglückliche ihm die wachsbleiche Hand entgegen. „Dort — der Brief," hauchte sie qualdurchschauert. „Vergieb mir ... Ich sterbe ... Ich habe nur dich geliebt ..."

Wie er hinzusprang, um sie emporzuziehen, ging ein letzter, entsetzlicher Krampf über ihr holdes Antlitz. Ein Stöhnen folgte, ein kurzes Röcheln. So hauchte sie ihren Geist aus.

Anselmo Carrucci war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Als er sich überzeugt hatte, daß hier alle Hilfe vergeblich sei, riß er mit zuckenden Fingern den Brief auf. Vorquellenden Auges verschlang er die eng aneinander gereihten Zeilen, ohne erst zu verstehen. Endlich klang ihm ein markerschütternder Aufschrei von den verzerrten Lippen.

„Mein eigenes Gift hat sie getötet! Das unselige Gift meiner Amori!"

Wie ein Irrsinniger schwang er den Dolch, der von dem Blut der Entseelten noch dampfte, und brachte sich unter lauten Verwünschungen drei, vier klaffende Wunden bei. Laurella stürzte kreischend herein. Sie rang die Hände.

„Niederträchtige Schlange!" rief Anselmo sich aufrichtend. Er griff mit der Hand in die Luft, als ob er der Unheilstifterin an die Gurgel wollte. Dann sank er zurück. Er war tot.

* *
*

Odoardo de' Franchi begab sich noch in der nämlichen Woche nach Ponte Corsini. Dort nahm er die Kutte. Er starb als vierundachtzigjähriger Greis, ohne die Mauern des Klosters je wieder verlassen zu haben.



Reede von Olehleh.

# Erinnerungen aus Niederländisch-Indien.

Von
**Victor Lehmann.**

In unserer Zeit gehören Reisen in die entferntesten Länder nicht mehr zu den Seltenheiten, immer mehr schwindet die Poesie der Ferne, und näher, unheimlich nahe rücken uns allmählich jene Erdstriche, die wohl uns allen die kindliche Sehnsucht in den schillerndsten Farben zu malen pflegte. Da war es besonders ein Name, der dem Kinde stets phantastisch und geheimnisvoll klang: Indien! Dunkle Vorstellungen von immergrünen Palmenwäldern, blauem Himmel und braunen Menschen tauchten da vor uns auf.

In den achtziger Jahren führte mich ein günstiges Geschick in jenes Land, und da sah ich, daß die Vorstellungen meiner Phantasie kaum übertrieben hatten. Ja, es übt Indien einen wunderbaren Zauber aus, es hat so viel Märchenhaftes für uns nüchterne Europäer, daß mir jetzt, nachdem ich einige Jahre in der Heimat geweilt, alles „dort drüben" wie ein glänzendes Ausstattungsstück erscheint und ich mir nur noch schwer vorstellen kann, daß ich selbst mit auf der Bühne gestanden habe.

Aber hin und wieder taucht dann die eine oder andere Scene oder Dekoration vor meinem Geiste auf, und ehe mir alles ganz im grauen Märchennebel entschwindet, möchte ich versuchen, einiges festzuhalten, für mich und für andere.

Ich habe Niederländisch-Indien zunächst gleichsam provisorisch kennen gelernt auf vier Reisen, die ich als Schiffsarzt einer holländischen Dampfergesellschaft unternommen

habe. Später aber ward mir Gelegenheit zu genauerer Kenntnisnahme geboten, da ich als Militärarzt im Dienste der holländischen Regierung jahrelang in dem Lande selbst verweilte.

Diese Zeit habe ich zunächst auf Java zugebracht, in der Stadt Samarang an der Nordküste, wo ich dreiviertel Jahre in Garnison war. Dann wurde ich nach Sumatras Nordküste, nach der Provinz Atjeh, versetzt, in der ich, teils in der Hauptstadt Kotta-Radja, teils auf den kleinen Militärposten Analabu und Pulu Bras, fast zwei Jahre blieb. Ich kam dann wieder nach Java, und nach einem mehrwöchigen Erholungsurlaub wurde ich nach Batu Djadjar im westjavanischen Hochlande versetzt, wo ich die letzten vierzehn Monate meines indischen Militärlebens verbrachte.

Die Reise nach Indien ist jetzt, im Vergleich zu früher, recht einfach.

Wenn man ältere Europäer auf Java fragt, wie sie denn vor dreißig oder vierzig Jahren „ins Land" gekommen seien, dann kann man interessante Reisebeschreibungen, oft mit allerlei Abenteuern, zu hören bekommen. Da war noch die gute alte Zeit der Segelschiffe, die so sehr von der Laune des Äolus abhängig waren, da mußte man den alten Seeweg Vasco de Gamas um Afrika herum nehmen und war glücklich, wenn man das gefährliche Kap der guten Hoffnung ohne Gefahren umschifft hatte, und eine schnelle Fahrt dauerte kaum weniger als drei Monate. Da waren oft die Nahrungsmittel zum größten Teil ausgegangen, und wochenlang bestand das Diner aus Schiffszwieback und gesalzenem Fleisch.

Heute ist das alles längst anders. Es giebt jetzt einen Suezkanal und es giebt Dampfschiffe; in jeder beliebigen Hauptstadt Europas kaufen wir uns ein Billet nach Batavia, der Hauptstadt des indischen Inselreiches, in Genua oder Marseille gehen wir an Bord des Dampfers, und durch Mittelmeer, Suezkanal und Rotes Meer gelangen wir in den Indischen Ocean.

Wenn uns dann unser Schiff schon wochenlang durch die stillen Fluten getragen hat, zieht plötzlich in einer jener kostbaren lauen Tropennächte, die wir mit Behagen auf Deck verbringen, etwas unbeschreiblich Fremdartiges durch die Luft, ein ungekannter Duft wird uns von sanften Winden zugefächelt. Das heißt, man muß mit einem nicht zu schlechten Geruchsorgan ausgestattet sein, um dies wahrzunehmen, und es ist mir manchmal passiert, daß ich von Passagieren ausgelacht wurde, wenn ich behauptete, wir müßten in ein paar Stunden Land in Sicht bekommen: es kann eben nicht jeder „Land riechen".

Nun erhebt sich die Sonne und zeigt uns deutlich die Küsten einer anderen Welt. Mag es nun Sumatras Westküste mit ihren vielen vorgelagerten idyllisch wilden Inselchen sein, die wir zuerst beim Eintritt in das Reich Insulinde erblicken, mag es die gebirgige Nordküste des westlichen Javas sein, deren blaue Linien sich vor uns aufrollen: für jeden, der gegen derartige Eindrücke noch nicht abgestumpft ist, liegt ein unnennbarer Reiz, eine Fülle von Poesie in dem ersten Anblick Indiens.

Und wenn wir, am Ziel unserer Reise angelangt, das Land selbst betreten, stürmen die mannigfaltigsten fremden Eindrücke auf uns ein: die seltsame Pflanzenwelt, die verschiedenartig gefärbte und gekleidete Menschenmenge, ein Wirrwarr von Sprachen. Inmitten der bunten Märchenwelt aber hat sich europäische Kultur ihren Weg gebahnt: es ächzen die Krane, es pfeift die Lokomotive, und braune Hoteldiener drücken uns Empfehlungskarten in die Hand.

Noch etwas anderes hat mich gleich beim Betreten indischen Bodens immer seltsam berührt — ich bitte um Verzeihung, wenn ich hier wieder von meiner guten Nase sprechen muß! Jedesmal, wenn ich nach längerer Abwesenheit wieder nach Indien kam, fiel es mir auf, daß alles hier einen eigentümlichen parfumartigen Geruch an sich trug. Selbstverständlich meine ich nicht den Duft von Blumen und Bäumen, nein, dieser indische Geruch ist überall verbreitet, im Freien wie in bewohnten Räumen; ja, auch die Menschen riechen anders als in Europa.

Das Auge hat im Beginne so viel zu sehen, daß uns erst nach längerem Verweilen ein negatives Kennzeichen des Landes zum Bewußtsein kommt: die vielerlei Blütenfarben, die eine deutsche Wiese beleben, die bunten Blumen, die im Getreidefelde

blühen, sie fehlen uns in Indien. Grün ist fast alles, ewig grün, und die Blumen, wenn auch natürlich in Fülle vorhanden, treten vor der Blättermasse zurück. Viele finden dies Grün langweilig und behaupten, daß es die Natur eintönig mache, aber davon habe ich nie etwas empfunden. Wohl giebt dies Vorwalten einer Farbe dem ganzen Gemälde einen ruhigeren, ernsteren Charakter, aber Eintönigkeit wird schon durch die vielen Nüancen vermieden.

Ein holländischer Schriftsteller nennt das Reich Insulinde einen Kranz von Smaragden, der sich um den Äquator schlingt!

An einem schönen Apriltage kam ich in Batavia an, und wenige Tage später wurde ich nach Samarang zum dortigen Militärhospital kommandiert.

Java oder Java kurzweg, und Ost-Java. Der eine Teil wird von den Sundanesen, der zweite von den Javanen, der dritte größtenteils von Maduresen bewohnt, alles Unterabteilungen des großen malayischen Volksstammes.

Wie alle größeren indischen Städte, setzt sich auch Samarang eigentlich aus verschiedenen, lose aneinander gefügten kleineren Ansiedelungen zusammen, und so kommt es, daß die verschiedenen Stadtviertel nicht so direkt ineinander übergehen wie in europäischen Städten. Ein solche Stadt nimmt daher einen im Verhältnis zur Einwohnerzahl enormen Flächenraum ein, auf dem die ursprünglichen Gebüsche und Grasplätze zum Teil stehen geblieben sind, zum Teil den Untergrund für große Gärten abgegeben haben.



Javanische Große Regentenfamilie.

Samarang ist eine größere Stadt an der Nordküste Javas und gehört zum Gebiete von „Mitten-Java“ oder dem eigentlichen Java. Die ganze Insel zerfällt nämlich in West-Java oder die Sundalande, Mitten-

Gewisse Stadtviertel sind von der europäischen Bevölkerung eingenommen, andere von den Javanen, andere wieder von Malayen und Arabern, und ein großes Viertel mit engen schmutzigen Straßen und bizarr aus-

sehenden Häusern haben die Chinesen inne.

Den Mittelpunkt des europäischen Lebens bildet die „Societeit", was etwa unserer Ressource entspricht; hier wird geplaudert, getrunken, Billard und Karten gespielt, und hier werden Bälle und andere Feste gegeben.



Chinesisch-malayisches Ehepaar.

Einige Male in der Woche, nachmittags oder abends, finden Konzerte statt, die von der Militärmusik und von der Kapelle der „Schuttery" — Bürgerwehr — ausgeführt werden. Auch auf der Alon-alon, dem großen öffentlichen Platze, giebt man solche Konzerte. Dieselben dienen besonders zum Rendezvous der „Gesellschaft" von Samarang, die hier in der Equipage oder zu Fuß erscheint. Da genießen die Damen, im Wagen sitzend, teils die Musikstücke, teils die ihnen manchmal interessantere Konversation der jungen Leute ihrer Bekanntschaft, da wandeln Offiziere aller Waffengattungen und junge Damen in allen Hautschattierungen und in anmutig hellen Trachten auf und nieder, da wird erzählt, gelacht, kritisiert und bespöttelt wie in einer deutschen Kleinstadt. Aber trotz des Stimmengewirres der auf- und abwogenden Menschenmenge herrscht bei solchem Vergnügen, mit einem Konzert im Berliner Zoologischen Garten verglichen, eine ziemliche Stille, eine große Ruhe und Gemütlichkeit.

Das Hospital von Samarang ist sehr hübsch; es besteht aus einigen Steingebäuden, die in einem großen Garten liegen und helle freundliche Zimmer und Säle haben. Der Dienst war nicht allzu anstrengend und der Verkehr mit den Kollegen ein angenehmer. Hier im Hospital lernte ich zuerst die asiatische Cholera bei Gelegenheit einer unbedeutenden Epidemie kennen.

Die Abende wurden zum großen Teil von den offiziellen Besuchen ausgefüllt, und deren gab es nicht wenige. Da mußte man dem Residenten, dem Abteilungskommandanten, dem Platzkommandanten, den verschiedenen ärztlichen Chefs und Kollegen seine Aufwartung machen und Gegenbesuche empfangen.

Die meisten Familien haben einen jour fixe, zwischen sieben und acht Uhr abends. Bei dergleichen Besuchen wird gewöhnlich

Eiswasser, Jenever mit Bitter, häufig auch noch Sherry, Portwein, Madeira präsentiert, denn die angegebene Zeit ist allgemein das „Bitterstündchen“, wo man sich zum Genuß des Nationalgetränkes (nämlich des Jenevers) um die „Klatschtafel“ versammelt. Die lieben Nächsten bieten immer genügenden Unterhaltungsstoff, um so mehr, als in indischen Städten ein beständiges Kommen und Gehen von Menschen herrscht, besonders von Offizieren, die oft versetzt werden, oft Urlaub nach Europa erhalten, oft wegen Krankheit nach einem anderen Klima geschickt werden. So ist nach ungefähr einem Jahre die Zusammensetzung der militärischen Gesellschaft eine fast ganz neue geworden. Von den vielen Offizieren und Kollegen, die ich hier und später kennen lernte, sind mir auf meiner indischen Laufbahn nur sehr wenige wieder zu Gesicht gekommen.

Kaum hatte ich mich in die neue Garnison eingewöhnt, als ich in die Gelegenheit versetzt wurde, einen größeren Teil Mittenjavas kennen zu lernen, und zwar auf recht angenehme Weise.

Alljährlich im „Ostmusson“, der trockenen Jahreszeit, werden an einigen bestimmten Orten die großen Artillerieschießübungen abgehalten. Für Mittenjava ist das dazu angewiesene Terrain an der Südküste der Insel gelegen und hat seinen Namen von dem kleinen Kampong (Dorf) „Babakan“. Die erste Artillerieabteilung, die sich dorthin zur Übung begeben sollte, war eine Feldbatterie, die in Banjubiru (Blauwasser), einem ganz landeinwärts gelegenen Plätzchen, stationiert war. Da ich dazu angewiesen war, den ganzen Schießübungen beizuwohnen, so mußte ich mich zugleich mit der ersten Abteilung auf Marsch begeben.

So fuhr ich denn zunächst per Eisenbahn von Samarang nach Ambarawa, einem schon höher im Gebirge gelegenen Orte, von dem Banjubiru nur noch etwa eine halbe Meile entfernt ist. Von hier begann der Marsch, der im ganzen zehn Tage in Anspruch nahm.

Früh an einem schönen Morgen (eigentlich eine überflüssige Bezeichnung, denn alle Tropenmorgen sind schön) setzte sich dann die Kolonne in Bewegung. Voran der Batteriekommandant mit dem Lieutenant du jour, dem Arzt und dem Roßarzt, die übrigen Offiziere folgten bei ihren Sektionen. Einige Stunden früher schon war die Vorhut abmarschiert, bei der sich das Gepäck befand. Das Offiziersgepäck war nicht ganz gering. Abgesehen von Anzug und Toilettegegenständen machten die Getränke keinen kleinen Teil der Last aus.

Die Offiziere fanden gastliche Aufnahme bei den holländischen oder javanischen Regierungsbeamten des Ortes.

Die holländisch-indische Regierung verwaltet nämlich die Kolonien in einer ganz eigenartigen, wohl einzig dastehenden Weise, die am vollständigsten auf Java durchgeführt ist. Die Insel ist in Residentien (etwa = Provinzen) eingeteilt, an deren Spitze die Residenten stehen. Die Unterabteilungen der Residentien werden von den Assistent-Residenten, wieder kleinere Distrikte von Kontrolleurs verwaltet. Alle diese Beamte sind Holländer. Neben dem Assistent-Residenten steht aber immer ein inländischer Beamter, meist ein Regent, unter welchem wieder der Wedono und der Assistent-Wedono steht. Diese inländischen Beamten sind thatsächlich den holländischen untergeordnet (nur der Regent nicht dem Kontrolleur), es wird aber so viel wie möglich dafür gesorgt, daß dies der inländischen Bevölkerung nicht recht zum Bewußtsein kommt. Diese war von alters her gewöhnt, ihren Fürsten zu gehorchen und ihnen Abgaben zu entrichten, und die vorerwähnten Beamten, besonders die Regenten, werden aus dem hohen Adel, meist aus Fürstengeschlechtern gewählt. Sie erhalten reichlich die Mittel zu fürstlicher Hofhaltung, sind aber in Wirklichkeit immer nur bezahlte Beamte, durch die das Volk leichter zu regieren ist.

Diese hohen Beamtenfamilien haben sich natürlich weit über das Durchschnittsniveau des Javanen erhoben. Viele von ihnen sprechen und schreiben holländisch, einige sogar französisch und englisch, sie spielen Whist und Billard und trinken Wein, Bier und Jenever. Es sind also Menschen, mit denen man ganz gut umgehen kann, und so waren wir bei ihnen im Quartier recht gut aufgehoben.

Wir trafen meist des Mittags ein und hatten den Nachmittag zum Ausruhen. Am anderen Morgen noch beim Mondenschimmer

wurde zum Aufsitzen geblasen, und mit dem ersten Sonnenstrahl ging es weiter. Überall wo wir durchzogen, in den Dörfern und auf den Reisfeldern, von den Theeplantagen, aus Kaffeepflanzungen und Zuckerrohrfeldern strömte das Volk am Wege zusammen, immer beim Herannahen des Zuges ehrerbietig niederkniend. Der größte Teil dieser braunen Dorfbewohner hatte ja noch gar keine Soldaten, überhaupt noch nicht so viele orang blanda (Weiße, Europäer) zusammen gesehen!

In jedem Distrikte und jedem Dorfe, das wir passierten, machten die Distriktsvorsteher und die Dorfoberhäupter die Honneurs und ritten eine Strecke mit dem Zuge, so daß wir nie ohne Begleitung waren.

Aber nicht nur solche mehr ideelle Ehrenbezeigungen ließ man uns angedeihen — auch für unser körperliches Wohl wurde auf dem Marsche in ausgiebiger Weise gesorgt: auf jedem der vielen Halteplätze stand Essen und Trinken bereit. Hier gab es ein großartiges Frühstück mit europäischen und javanischen Gerichten, dazu Wein, Bier, Cognak, Selterwasser und den unvermeidlichen Jenever, sowie Kokosnußmilch; dort wieder Thee und allerlei Kuchen.

Der Marsch führte uns quer durch Java, durch verschiedene Höhenregionen. Schon in den ersten Tagen ging es in Schlangenwindungen steil bergauf und dann über den sogenannten Sattel, eine kleine Einsenkung zwischen den beiden jetzt unthätigen großen Vulkanen Sumbing und Sindoro. Dabei boten sich unserem Blicke die verschiedenartigsten Vegetationen dar. Neben den allgegenwärtigen Kokospalmen und Bambusgebüschen erschien bald die Zuckerpalme und der Limonenbaum, in etwas bedeutenderer Höhe zeigten sich prächtige hohe Baumfarne. Und nun wurde die Gegend bald ganz tirolerisch oder harzähnlich: Gebirgsbäche rieselten über großen Felsblöcken an uns vorüber, Kühe und Ziegen trieben sich auf der Weide umher, und ganz oben, wo einige zu frieren behaupteten, wurde nicht nur Thee, sondern auch Kohl und Kartoffeln angebaut.

Allmählich führte der Marsch dann wieder in die Ebene zurück, auf engen Pfaden ging es durch dichtbevölkerte Dörfer und grünende Reisfelder stundenlang dahin, bis wir schließlich das Lager zu Babakan erreichten.

Auf dem Marsche hatten wir zweimal Gelegenheit, einer Festlichkeit beizuwohnen, in Parakan und in Banjumas.

Parakan ist ein Gebirgsort, ein Handelsplatz für Thee, der zum allergrößten Teile von Chinesen bewohnt ist.

Es ist bekannt, daß Chinesen auch außerhalb Chinas in der Welt sehr verbreitet sind. Weniger wohl weiß man, daß Niederländisch-Indien, und speziell Java, schon seit längerer Zeit einen beträchtlichen Bruchteil dieser Nation beherbergt. Ohne den Chinesen könnte man sich Java kaum vorstellen. Er ist Großgrundbesitzer, Barbier, Handwerker und vor allem Kaufmann, teils seßhafter, teils hausierender. Ja, in der Volkssprache ist orang tjina (Chinese) fast ganz gleichbedeutend mit Kaufmann.

Die Chinesen wohnen meist in eigenen Quartieren zusammen und sind unter Aufsicht von sogenannten „Lieutenant-Chinesen", „Kapitän-Chinesen" oder „Major-Chinesen" gestellt.

In Parakan kam ich zuerst mit einer solchen Spitze der Bevölkerung in nähere Berührung. Ich war nämlich mit anderen Offizieren beim Lieutenant-Chinesen zum Diner geladen.

Bei Sonnenuntergang gingen wir durch schweigende Straßen zum Hause unseres Gastgebers. Es war aus Holz und Bambus im gebräuchlichen chinesischen Stil erbaut: einstöckig, ganz zu ebener Erde gelegen, mit bunten spitzen Giebeln geziert. Von der kleinen Vorgalerie aus traten wir in den Hauptraum, der als Empfangszimmer diente. Im Hintergrunde befand sich eine Nische mit dem Hausaltar, auf und neben dem bunt bemalte Holzfiguren standen. An den Wänden hingen rote Papierstreifen mit schwarzen chinesischen Schriftzeichen. Mattengeflechte bedeckten den Fußboden. Im übrigen war das Zimmer europäisch möbliert, wenn auch, wie dies in Indien häufig, in wenig harmonischer Weise.

Der Hausherr, sowie dessen Vater, empfingen uns mit der süß lächelnden Miene, die den Chinesen bei Gelegenheiten eigentümlich ist. Es wurde die obligate Cigarre und das obligate Glas Bitter präsentiert. Wir wur-



Tandakmädchen.

den dann in das Speisezimmer, einen sehr einfach ausgestatteten Raum, geführt, wo sich der inzwischen erschienene Regent der Abteilung mit seinem Vater einfand.

Zu essen gab es unzählige Dinge, von denen mehrere nur auf der Tafel standen und unberührt wieder abgenommen wurden; darunter figurierte auch ein großer gebratener Frosch. Die Reihenfolge, in der die Gerichte gereicht wurden, war äußerst merkwürdig, denn völlig systemlos wechselten verschiedene Suppen, Braten, frische und eingemachte Früchte, Ragouts, Reis mit Curry, Mehlspeisen u. s. w. miteinander ab. Ich sah hier zum erstenmal mit den bekannten chinesischen Holzstäbchen essen.

Die Tischunterhaltung, vorwiegend von den Offizieren geführt, bewegte sich im Reiche der Anekdoten und Witze, und da viel Wein getrunken wurde, war die Stimmung sehr aufgeräumt. Auch die ernsten Javanen können sich, wie ich an dem alten Vater des Regenten bemerkte, gelegentlich einen Spitz antrinken.

Es war später Abend geworden, als wir uns unter Fackelbegleitung nach unserem Quartiere beim Wedono des Ortes zurückbegaben. Hier war Gamelanmusik und Tandakvorstellung.

Diejenigen Leser, welche die Pariser oder Chicagoer Weltausstellung besucht haben, werden sich wohl noch an die javanischen Tänzerinnen erinnern. Ein derartiges Tanzen, wenn auch nicht immer mit so viel Mimik und so graziös ausgeführt, nennt man „Tandak“. Eine andere Art zu tanzen kennt der Javane nicht. Ich sage ausdrücklich: der Javane, denn die Javanin tanzt eben nur dann, wenn sie Tänzerin von Beruf ist und Geld dafür erhält.

Ebenso, wie an dies eigentümliche Tanzen, muß man sich auch an die Töne des Gamelan, des indischen Orchesters, erst gewöhnen. Diese Musik klingt dem europäischen Ohre erst ganz seltsam und zusammenhangslos, und man sucht vergebens nach einer Melodie. Und doch lernt man im Laufe der Zeit das Gamelan würdigen, es gehört so ganz zu dem Gesamtbilde, zu der stillen eigenartigen Natur, zu dem bald

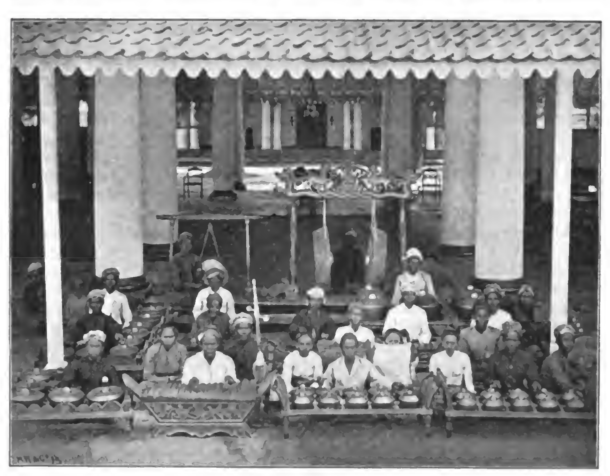
phlegmatischen, bald äußerst leidenschaftlichen Wesen des braunen Volkes.

Für Musik — oder wenigstens etwas dem Ähnliches — sorgt auch die Tänzerin, das „Tandakmädchen" selbst. Den langen, über den Nacken liegenden Shawl, slendang, dessen Enden vorn von den Fingerspitzen gehalten werden, benutzt sie nicht nur zu allerlei Posen und Drapierungen, sondern sie bedeckt sich öfters die untere Gesichtshälfte damit und stößt hinter diesem Schleier schrille, langgezogene Töne aus. Es macht den Eindruck, als ob sie sich dieses Gesanges selber schämte.

War uns in Parakan Tanz nach javanischer Art vorgeführt, so durften wir uns in Banjumas, einer anderen Station des Marsches, an einem Balle in optima forma beteiligen. Denn unseretwegen war das ganze Fest veranstaltet, und meilenweit aus dem Umkreis waren die europäischen Familien dazu erschienen. Ein Ball ist in diesen gesellschaftlich nicht sehr bewegten Gegenden an und für sich schon ein Ereignis, und nun gar mit Uniformen!

Es wird in Indien sehr viel getanzt, und zwar mit einer Lust und Liebe zur Sache, die in unseren besseren europäischen Gesellschaftskreisen schon mythenhaft geworden ist. Die indischen Europäerinnen, besonders die Kreolinnen und noch mehr die Mischlinge, leisten Erstaunliches sowohl in Ausdauer wie in Grazie; ich habe nie bessere Tänzerinnen gesehen als die bräunlich angehauchten Schönheiten. Und auch den Herren ist es dort viel mehr heiliger Ernst um den Tanz als bei uns.

Von Hitze hat man in solchem indischen Ballsaal bedeutend weniger zu leiden als bei unseren Bällen im Winter, denn der Raum, in dem getanzt wird, ist eine meist nach drei Seiten offene Säulengalerie und gestattet der kühleren erfrischenden Nachtluft ungehinderten Zutritt. Auch ist der Raum für die Anzahl der Anwesenden gewöhnlich mehr als ausreichend, was ja in Berliner Gesellschaften nicht immer behauptet werden kann.



Gamelan-Orchester.

Im übrigen verläuft ein solcher Ball so ziemlich wie bei uns — nur ist die Art der

Konversation wohl etwas verschieden. Darauf komme ich später zurück.

Schon am Tage nach diesem Balle erreichten wir das Lager, und da that sich vor meinen Blicken ein neues Landschaftsbild auf.

Steil und wild ist der größte Teil der javanischen Südküste. Mit starker Brandung schlagen die Wellen an das klippenreiche Ufer. Hier und da weicht die Gebirgsformation etwas zurück und läßt am Gestade größere Flächen frei, die mit niedrigem Gebüsch und hohem Grase (alang-alang) bestanden und mit Sümpfen bedeckt sind, die in der trockenen Jahreszeit schnell verschwinden, sonst aber mit prachtvollen rosafarbenen Lotosblumen und anderen Nymphäen prangen. Da duftet und blüht es, da wiegen sich buntschillernde, zartbeschwingte Libellen auf Gras und Strauch. Auf den angrenzenden bewaldeten Hügeln treiben in den Bäumen die Affen ihr munteres Spiel, und vielfältiges Vogelgeschrei erschallt aus dem Dickicht.

So sieht der Strand auch bei Babakan aus. Die sich weithin erstreckende Ebene wird als Schießplatz benutzt. Einige Tausend Schritte weiter landeinwärts liegt das Lager. Es gleicht den vielen kleinen indischen Militärposten, das heißt, es stellt ein großes Viereck vor, in welchem sich die zum größten Teil aus Bambusgeflecht hergestellten Gebäude befinden: Offizierswohnungen, Offiziersspeisesaal, Kasernen, Hospital, Ställe u. s. w. Daß die Zimmerwände aus Bambus bestehen, hat den Nachteil — oder, wenn man will, Vorteil —, daß alles, was gesprochen wird, durch mehrere Stuben hindurch zu hören ist.

Im Lager verläuft ein Tag wie der andere.

Um sechs Uhr morgens, wenn sich die Sonne mit gewohnter Pünktlichkeit erhoben hat, erklingt das Trompetengeschmetter der Reveille. Mein Bedienter klopft an die Thür und ruft: Tuan, pukul anam! (Herr, es ist sechs Uhr!) Das heißt, wenn er es nicht verschläft.

Die Mannschaften erheben sich und eilen alle zum Badeplatze. Denn ohne Sturzbad des Morgens geht es in Indien nicht ab. Bald ordnet sich dann die Batterie und zieht hinaus zu den Übungen, die meist bis zum Mittag dauern, aber durch eine Frühstückspause unterbrochen werden.

Für das leibliche Wohl der Offiziere hat ein aus ihrer Mitte gewählter Menagemeister zu sorgen. Gewöhnlich traut man dem Doktor die meisten Fachkenntnisse zu, und so hatte auch ich mehrere Monate lang das etwas zweifelhafte Vergnügen, die Einkäufe der alten Köchin zu überwachen (ich bin allerdings fest überzeugt, daß sie immer etwas betrog), aus der Vorratskammer die Konserven und andere schöne Dinge herauszugeben, für abwechselndes Menu zu sorgen, Rechnungen auszuschreiben u. s. w.

Zur bestimmten Zeit erschallt ein Signal, das uns zum Mittagessen ruft, welches aber als Lunch betrachtet wird. Das Hauptgericht bildet hierbei immer der gedämpfte Reis, der mit verschiedenen Saucen, in denen die Paprikaarten und andere Gewürze eine große Rolle spielen, vermengt wird und zu dem man tausenderlei andere Dinge ißt. Da giebt es beispielsweise Hühnerstückchen, auf drei oder vier Arten zubereitet, Fischstücke, gekocht oder gebraten oder eingesalzen oder getrocknet, Sooleier, Gebäck aus getrockneten Krabben, getrocknete und gewürzte Fleischstücke, Stückchen Omelette, Frikandellen von Fleisch, von Fisch, von Krabben. Und dann vor allem die sogenannten Sambals: Gemüse, die mit Paprika zubereitet sind, sauer eingemachte Bambusstückchen und Maiskolben, sardellenartig schmeckende rote Fischchen, Chutney aus der Mangafrucht und vieles andere. Ich kann auch nicht den hundertsten Teil aller dieser Beigerichte aufzählen; die Erfindungsgabe der indischen Hausfrau hat hier einen ungeheuren Spielraum.

Nach diesem Hauptgericht, der „Reistafel“, giebt es dann gewöhnlich noch Beefsteak mit Bratkartoffeln und Salat und hierauf Früchte, wie sie die Gegend und Jahreszeit gerade bietet.

Des Nachmittags ist gewöhnlich nicht viel zu thun. Da werden, nach dem Schlafe und abermaligen Bade, Spaziergänge auf der schattigen Dorfstraße unternommen oder Spazierritte gemacht.

Öfters auch kletterten wir auf den Bergen im Urwalde umher — ein nicht immer ganz einfaches Unternehmen, bei dem man sich

über Klüfte hinweg einzig an dicken Lianen herabläßt, wo durch unentwirrbare Knäuel von Gebüsch, Schlingpflanzen und Wurzeln der Weg mit dem Säbel gebahnt werden muß. Die höhere Tierwelt war dort spärlich vertreten; nur Wildschweinen, Affen, Schlangen und Eidechsen konnte man häufig begegnen.

Wenn der Dienst beendet, gegen Abend, versammeln sich die Soldaten, besonders die europäischen, in der Kantine und spielen, rauchen, plaudern und trinken. Auch wird oft gesungen, teils mit, teils ohne Harmonikabegleitung. In bunter Abwechselung hört man da holländische, deutsche und französische Lieder, lustige und ernste. Ganz eigentümlich berührte es mich, als ich eines Abends von einer kräftigen Stimme die Verse hörte: „Am schönsten ist das Vaterhaus am grünen Strand der Spree.“

Ich ging des Abends gewöhnlich zum Strande hinaus und sah die Sonne in die Flut sinken. Dann sandte drüben von der Insel Kembangan der Leuchtturm seine Strahlen herüber, grün leuchtende Feuerfliegen durchschwirrten die Luft, und seltsam geheimnisvoll hob sich im Abenddunkel die Felsengruppe vom nächtlichen Himmel ab. Da fielen mir dann die Reisebeschreibungen der Jugendjahre wieder ein: mit welchen Ideen erfüllte mich damals das Wort „Südsee“! Und nun stand ich selber da, Meilen und Meilen von der nordischen Stadt entfernt, wo so viele Knaben den Robinson Crusoe mit Begierde verschlingen!

Auch in das Lagerleben kam hin und wieder erfreuliche Abwechselung. Dahin gehörte ein Ausflug nach dem nahe gelegenen Tjilatjap.

Der Hafenplatz und Garnisonsort Tjilatjap liegt etwa drei Meilen von Babakan entfernt, an einer kleinen Bucht, gegenüber der Insel Kembangan. Es ist der entzückendste indische Ort, den ich kenne. Die Aussicht auf das Meer und die bewaldete Insel, die sauberen weißen Häuschen, die prachtvollen schattigen Alleen und hübsch angelegte Gärten ergeben zusammen einen malerischen und friedlichen Eindruck. Und wenn man noch bis in den spätesten Vormittag hinein die Herren vor der Societät bei ihrem Bitterchen sitzen sieht, so ist man fast geneigt, die Bewohner für die glücklichsten Menschen zu halten. Aber der Schein trügt. An der heiteren Tafelrunde wird jemand unwohl und geht nach Haus, und wenn er nach einigen Tagen begraben wird, dann wundern sich die Stammgäste nicht weiter: das ist einmal so die schlimme Malaria von Tjilatjap, der unsichtbare Feind, der jährlich viele Hunderte hinwegrafft, besonders die neuen Ankömmlinge. Wer einmal glücklich durchgekommen und nun alter Einwohner ist, der braucht keine große Furcht mehr zu haben, daß ihn die tückische Krankheit packt.

Nach Tjilatjap war eine neue Eisenbahnlinie gebaut worden, und dieselbe sollte in Anwesenheit Seiner Excellenz des Generalgouverneurs von Niederländisch-Indien eröffnet werden. Seine Excellenz war nämlich auf einer Reise durch Java begriffen. Er war erst auf einem Kriegsschiffe von Batavia nach Samarang gefahren, um von da nach Djokdjakarta, der Hauptstadt des gleichnamigen Sultanates, zu reisen. Von dort begann die neue Linie.

Ich war mit einigen Offizieren zu der feierlichen Gelegenheit nach Tjilatjap gekommen.

Der Ort hatte sich natürlich besonders geschmückt. Die Straße vom Bahnhofe an bis zum Hause des Assistentresidenten, wo Seine Excellenz wohnen sollte, war mit Ehrenpforten, bunten Fahnen, niederländischen Bannern und Guirlanden verziert. Die Guirlanden werden aus fein zerteilten Palmenblättern mit Einfügung von Blumen hergestellt; in dieser Dekorationsart besitzen die Javanen großes Geschick.

Um zwölf Uhr mittags ertönte ein Schuß zum Zeichen der Ankunft, dann folgten die Salutschüsse der Festungsbatterie und des auf der Reede liegenden Kriegsschiffes, die Musik spielte das Volkslied Wilhelmus van Nassauwen, und da kam der Zug herangesaust. Voran in fliegendem Galopp etwa fünfzig inländische Beamte auf den kleinen javanischen Pferden. Dann folgte die Kutsche Seiner Excellenz, die mit javanischen, ganz himmelblau gekleideten Jockeys besetzt war, welche in dieser Tracht unwillkürlich an ein Affentheater erinnerten. Es folgten dann Wagen mit Offizieren des Gefolges und mit Prinzen der — sogenannt — unabhängigen

Reiche Solo und Djokdja, von denen einige in ihr nationales Kostüm, aus Sammet, Seide, Gold und Brillanten, andere in ihre holländisch-indische Offiziersuniform gekleidet waren.

In der Vorgalerie des Assistentresidenten waren alle Beamten zum Empfange versammelt, ferner die anwesenden Offiziere und der Lieutenant-Chinese von Tjilatjap in seinem originellen Galakostüm, hellblau mit großer goldener Sonne.

Zum Ehrendienst bei Seiner Excellenz war ein Sekondelieutenant kommandiert, ein Graf von T. Dieser Offizier war eine jener Romanfiguren, wie sie sich nicht selten in der niederländisch-indischen Armee finden. Er hatte eine hohe Stellung an einem deutschen Königshofe bekleidet, mußte dann, aus nicht näher angegebenen Gründen, das Land verlassen und ließ sich in Holland als gemeiner Soldat für Indien anwerben. Hier gelang es ihm dann, sich wieder bis zum Offizier heraufzuarbeiten. Ein alter Sekondelieutenant! Sein Haar war ergraut, seine Brust mit dem Orden pour le mérite, dem Eisernen Kreuze und vielen anderen Orden geschmückt. Bald, nachdem ich ihn in Tjilatjap gesehen, starb er.

Am Abend des Festtages war in der Societät Thé dansant. Vor dem Hause, in dem der Generalgouverneur logierte, wurde ein kostbares Feuerwerk, worin die Chinesen ja Meister sind, abgebrannt und hielt die bunte Volksmenge noch lange in freudiger Erregung.

Bei einer anderen Gelegenheit bekam ich eine javanische Hochzeit zu sehen, und zwar keine gewöhnliche, denn Braut und Bräutigam gehörten zu den upper ten thousand: er war Regent, sie seine Cousine.

Das Fest fand in Purwokerto statt, wo der Bräutigam seinen Sitz hatte. Aus der ganzen Umgegend waren nicht nur die Verwandten und die javanischen Würdenträger geladen, sondern auch alle Europäer, die einigen Anspruch auf Amt und Stellung hatten. Auch mir war die Ehre einer Einladung zu teil geworden.

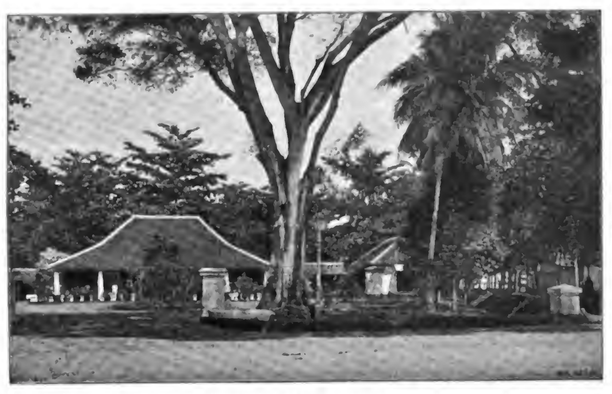
Ich langte am Vormittage in Purwokerto beim Regentenpalaste an, noch zeitig genug, um der offiziellen Ceremonie beiwohnen zu können.

Um die Mittagstunde fuhr der Regent vierspännig vor der prächtig geschmückten Vorgalerie des Palastes vor. Er kam aus der Moschee. Ihm voran marschierte eine Abteilung indischer Miliz mit Musik. Das Gamelanorchester ließ bei seiner Ankunft



Altstadt von Batavia.

Freudentöne erklingen. Der Bräutigam begab sich in eine Art Nische der Galerie, wo unter dem Beisein einiger Priester und einiger Verwandten der Braut ein für die nicht



Offizierswohnung in Batavia.

Eingeweihten unverständliches Vermählungsceremoniell vor sich ging. Dann brachte der Assistentresident einen Toast auf den Regenten aus, und damit war die Sache vorläufig beendet — ohne daß die Braut sichtbar geworden wäre. Diese befand sich in den inneren Räumen des Palastes, wo sie seit dem Morgen den Händen der dienenden Geister überliefert war, welche für ihre Toilette zu sorgen hatten.

Nach dem Genusse eines oder mehrerer Bitterchen begaben sich die Gäste in ihre ihnen angewiesenen Wohnungen, die eigens für die Festzeit in der Umgebung des Palastes aufgebaut waren, natürlich ganz einfach aus Bambus.

Die meisten Wohnungen der höheren Beamten, besonders der Regenten, enthalten sonst sehr ausgedehnte Logierräume, wo oft bequem dreißig bis vierzig Menschen Unterkunft finden können.

Des Nachmittags um sechs Uhr versammelte man sich wieder im Palaste: der Bräutigam erschien wieder, und aus den inneren Gemächern kam ihm nun die Braut entgegen. Sie war, wie es javanische Hofsitte ist, bis zur Taille fast völlig dekolletiert und am ganzen Körper mit Boreh, einer ockerfarbigen Substanz, geschminkt, so daß die Haut dunkel citronengelb aussah. Darüber lag auf dem Gesicht eine Schicht des unvermeidlichen Bedák (Reispuder); die Augenbrauen waren schwarz gemalt. Der Anzug, aus grüner Seide, funkelte überall von aufgenähten Brillanten. Der Bräutigam trug sein Haar lang herunterhängend, die Scheide des Kris (Dolch) war von Gold und mit Melattis (einer jasminartigen Blume) umwunden.

Die Ceremonie der Begegnung begann damit, daß die beiden sich gegenseitig mit Sirihblättern bewarfen. (Der Sirih ist eine pfefferartige Schlingpflanze, deren Blätter gekaut werden und die Lippen sehr rot, die Zähne aber schwarz färben.)

Dann trat der Bräutigam mit dem Fuße auf ein Ei, das in einem Topfe mit gekochtem Reis lag, die Braut setzte ihren Fuß auf den seinen, und mit vereinten Kräften zertraten sie das Ei. Bis dahin waren die beiden durch eine aufgespannte Schnur voneinander getrennt gewesen, jetzt fiel dieselbe, und sie durften sich die Hände reichen. Die ganze Ceremonie schien den Brautleuten selbst

sehr komisch zu sein, denn sie konnten den für einen Javanen nötigen Ernst kaum bewahren. Es folgte nun, tout comme chez nous, ein Defilieren der Gratulanten.

Während der Ceremonie spielte die javanische Musik erst den Mendelssohnschen Hochzeitsmarsch und dann — das rührende Lied von der alten Tante!

Nun kam auf den Vorhof des Palastes ein großer Aufzug: Erst die Miliz, dann Knaben auf Steckenpferden, ein riesiger hölzerner Elefant und ein hölzernes Pferd, beide auf Rollen, dann ein Elefant, dessen vier Beine aus Menschen bestanden, so wie er im Cirkus manchmal von Clowns vorgeführt wird. Hierauf folgten verschiedene Abteilungen phantastisch bunt gekleideter Knaben und riesige hölzerne Vögel, die mich durch ihre Gestalt an den früheren Weihnachtsmarkt („vorn pickt er, hinten nickt er") erinnerten.

Des Abends begann der Ball. Der Resident von Banjumas eröffnete mit der Neuvermählten die Polonaise. Die ganze Scenerie, die sich in der bunt geschmückten, lichtstrahlenden Vorhalle darbot, machte durch die Mischung von europäischen und indischen Figuren, Kostümen und Sitten einen ganz märchenhaften Eindruck.

Da draußen rauschen Palmenwipfel, hier drinnen erklingt die „schöne blaue Donau", hier erblickt man den blonden Lockenkopf und die Vergißmeinnichtaugen einer jungen Holländerin, daneben zeigt sich das braune Gesicht eines javanischen Beamten, mit dem pechschwarzen Haar und den, ein klein wenig schief liegenden, dunkelglühenden Augen. Und der Geruch von Eau de Cologne und Jockeyklub mischt sich mit dem Dufte der Melattis und Tjampakkas und des Benzoeharzes, der aus Haar und Kleidern der Javanen uns entgegenweht. Ganz rein europäisch sind nur die dargebotenen Erfrischungen, die im Überflusse bereit stehen.

Der Platz vor dem Palaste ist von einer dichten braunen Menschenmenge erfüllt, die mit unartikulierten Freudenrufen die aufsteigenden Raketen bewundern und neugierig die hellen Ballkostüme der europäischen Damen mustern (die nicht ganz nach der letzten Mode sind) und die goldfunkelnden Uniformen anstarren. Die Leute finden es aber unbegreiflich, wie die orang blanda sich mit einem Eifer, der einer besseren Sache würdig wäre, wie toll im Kreise durch den Saal drehen können, und noch dazu mit Damen zusammen.

Fast vier Monate war ich in Babakan geblieben. Fünfmal hatte ich Truppen kommen und gehen sehen: zwei Feldbatterien, zwei Bergbatterien, die statt der Pferde Maultiere haben, welche die zusammengelegten kleinen Geschütze auf dem Rücken tragen, und eine Festungsabteilung.

Der Ostmusson näherte sich seinem Ende, der Übergang zur Regenzeit stand bevor, und so war es mir nicht unangenehm, im Oktober nach Samarang zurückkehren zu dürfen, das mir nun gegen Babakan fast wie eine Weltstadt vorkam.

Bald erschien der Westmusson mit seinen fast tagtäglichen Regengüssen, die sich meist am Nachmittage einstellen. Da werden die in langer Hitze ausgedörrten Blätter wieder frisch, der Staub verschwindet von den Wegen, wofür allerdings unzählige Pfützen erscheinen. Natürlich erscheint kein Mensch, der sich auf die Straße wagt, ohne Regenschirm — sogar Offiziere in Uniform sieht man öfters damit gehen. Viel gebraucht wird der sogenannte chinesische Schirm, aus Ölpapier mit einem Bambusgestell, der einfach und praktisch ist.

Der Schirm — pajong — spielt in dem Lande der Sonnengluten und Regengüsse überhaupt eine sehr große Rolle; er ist von alters her bei den Javanen das Rangabzeichen der Fürsten und Beamten. Die holländische Regierung hat sich dieser Tradition anbequemt, und auch unter ihrer Herrschaft zeigt der Pajong durch seine verschiedenen Farben und Streifen die Würde seines Besitzers an.

Weihnachten nahte heran. Der Holländer, und folglich auch der indische Holländer, kennt unser Weihnachtsfest nicht, und er vermißt also auf Java auch nicht den Tannenduft, die Lichter und die Äpfel und Nüsse. Er feiert am sechsten Dezember das Fest des heiligen Nikolaus, Sint Niklas, das eigentlich nur den Kindern gehört. Und dies Fest wird überall in Indien, wo Europäer in einiger Anzahl zusammenwohnen, feierlich begangen.

So war auch in Samarang in der Societät großes Kinderfest. Es war eine Tombola arrangiert, zu der es gratis Lose gab und bei der jedes Los gewann. Die Kinder tanzten und spielten, auch ein Kasperletheater produzierte sich, dessen handelnde Personen mit Rücksicht auf die kleineren Kinder alle malayisch sprachen. Denn gewöhnlich ist das Malayische die erste Sprache, welche die in Indien geborenen Kinder sprechen und verstehen lernen. Ja, oft sprechen noch ganz große Kinder mit Vorliebe unter sich ihr geliebtes Malayisch.

Vor einigen größeren Verkaufslokalen waren ebenfalls Tombolas arrangiert, und in der duftigen Abendluft saßen unter den Waringins und Tamarindenbäumen die Menschen vergnüglich beieinander und labten sich an Bier, Limonade und Eiswasser.

Auf einem meiner Säle im Hospital lag ein schon seit Wochen schwer kranker Unteroffizier, ein Deutscher. Als ich am ersten Weihnachtsfeiertage meine Visite machte, erzählte er, wie er von zu Hause geträumt habe. „Ich bin ja schon so lange weg und ich wußte gar nicht mehr, wie so ein Tannenbaum aussieht, und wie Weihnachten zu Hause ist, aber nun, heute nacht, habe ich's gesehen — es war schön.“ Am Abend gab der Mann seinen Geist auf.

Ich hatte mich wieder recht gemütlich in Samarang eingelebt, ich war auf Bällen und Kostümbällen und anderen Vergnügungen gewesen und hatte neue Bekanntschaften gemacht — kurz, es wäre mir ganz angenehm gewesen, ein so wenig aufregendes Leben noch eine Weile weiter zu führen.

Da saß ich eines Abends im Januar im Hospital — ich hatte gerade du jour — und las nichts ahnend die Zeitung, als mein Blick auf meinen Namen fiel: ich war nach Atjeh versetzt. Ich blieb noch einige Wochen, in denen ich die nötigen Abschiedsbesuche machte, meine Reiseeffekten vervollständigte, und dann ging es eines Morgens hinaus zum Hafen. Mit mir schifften sich noch Offiziere und Mannschaften ein, und Trommelwirbel und lustige Blasmusik begleitete den Dampfer, als er im Angesicht einer Menge von Freunden und Bekannten die Anker lichtete und Kurs nach Batavia nahm.

Nach kurzer Seereise konnte ich wieder die „Königin des Ostens“, Batavia, begrüßen, beiläufig zum zehntenmal in meinem Leben. Es traf sich gut, daß der Dampfer, der uns von hier nach Atjeh bringen sollte, erst in einigen Tagen abfuhr, wodurch ich mich wieder ein wenig in der Residenz aufhalten konnte.

Ich war immer nur kurze Zeit in Batavia geblieben, und doch war mir der Ort so vertraut, als wäre er meine zweite Heimat. Unsichtbare Fäden spinnen sich zwischen hier und Holland, Fäden, die der europäische Dampfer herüber- und hinüberzieht. Wenn man einige Male Passagiere von Amsterdam nach Batavia gebracht hat, dann fühlt man sich bald in Batavia zu Hause, denn man hat eine Fülle von Bekannten, von denen sich die meisten freuen, wenn man sie wieder aufsucht.

So brachte ich die wenigen Tage angenehm zu, besah mir die Stadt noch einmal, so gut es ging — wer nach Atjeh geht, kann nie wissen, ob und wie er wiederkommt.

Aber der Tag der Abfahrt kam, das Schiff der indischen Dampfergesellschaft lag am Quai und nahm uns auf.

Ein Dampfschiff, das von Batavia nach Holland geht, bietet am Morgen natürlich ein buntes, unruhiges Bild, aber man gewahrt an Bord überall die holländische Ordnung und Reinlichkeit. Und wenn das Schiff gar erst in See ist, erinnert nur noch wenig an die fremde indische Welt, aus der es kommt. Man hat vielmehr den Eindruck, als befände man sich nun schon im europäischen Mutterlande.

Sehen wir uns dagegen einen indischen Dampfer und seine Insassen an! Äußerlich und in der Einrichtung unterscheidet er sich wenig von seinen holländischen Kollegen. Aber die Bemannung und die Passagiergesellschaft sind zum größeren Teil indisch. Von dem allmorgendlichen Deckscheuern ist recht selten die Rede; Kabinen und Salon erfreuen sich, oberflächlich betrachtet, wohl einiger Reinlichkeit, aber nur nicht zu genau hinsehen! Die Bedienung läßt an Accuratesse ziemlich zu wünschen übrig und erscheint nur ausnahmsweise in sauberen Anzügen. Das größere Gepäck, auf einem europäischen Dampfer in besonderen Räumen wohl verwahrt, steht oft regellos auf dem Deck umher, und am Hinter-



Auf Sektorpatrouille. Umgegend von Kotta-Radja.

steven befinden sich fast stets Bambuskörbe mit Gemüsen und Früchten oder Vögeln und wohl verwahrte blühende Pflanzen.

Das Bunteste und Verworrenste ist aber die Gesellschaft.

Auf dem Vorderdeck sind die Soldaten, europäische wie javanische, mit Frauen und Kindern untergebracht, dazwischen chinesische Kulis, eingeborene Gefangene, malayische und arabische Händler. Das liegt mit Päckchen und Bündelchen bunt durcheinander und erzählt, raucht, trinkt und spielt, und die Soldaten helfen Kartoffeln schälen. Über dem Ganzen aber schwebt ein gemischtes Aroma von Fischen, Melattiblumen, Zwiebeln und ranzigem Öl.

Im Mittelteil des Schiffes befinden sich die Kabinen für die Unteroffiziere und sonstige Passagiere zweiter Klasse. Hier und bei den Passagieren erster Klasse sehen wir nun dasjenige Element, das der indischen Gesellschaft ihr charakteristisches Gepräge giebt: die Mischlinge.

Man bezeichnet in Holländisch-Indien das weibliche Halbblut als nonna, das männliche als sinjo. Viel allgemeiner aber nennt man beide liplap, ein Wort, das allerdings einen etwas verächtlichen Beigeschmack hat. Der pur sang Holländer kommt sich nämlich oft ungeheuer erhaben neben seinen indischen Stiefbrüdern und Stiefschwestern vor, und doch ganz mit Unrecht.

Ja, mit Unrecht; das wird wohl jeder zugeben bei der Erinnerung an die hilfsbereiten, edelmütigen, liebenswürdigen Sinjos, und besonders bei der Erinnerung an die Nonnas!

Ich gebe gern zu, daß es auch häßliche giebt, aber die meisten sind schön. Könnte ich nur das Bild jener Nonna malen, die, eben vom morgendlichen Bade gekommen, nachlässig im Bambussessel auf dem Hinterdeck ruht! Der ganze Zauber, die ganze Glut des Ostens spiegelt sich in ihren dunklen Augen wieder, berückend ist die unnachahmliche Grazie, mit der sie die geschmeidigen Glieder bewegt, entzückend das Rot, das durch die zarte bräunliche Haut hindurchschimmert. Das üppige, meist tiefschwarze Haar ist in einfachem Knoten aufgenommen oder rieselt noch ganz fessellos über die weiße Kabaya herab. Die Kabaya gehört zum

Negligé, das den größten Teil des Tages getragen wird. Sie gleicht in der Form etwa einer Nachtjacke, ist aber in der Ausführung höchst elegant und wird vorn mit Nadeln, oft mit sehr kostbaren, geschlossen. Der übrige Körper wird bis zu den Knöcheln vom Sarong umhüllt. Der Sarong ist ein großes Viereck, meist von Kattun, das glatt um den Leib gelegt und dessen Enden vorn ineinander gesteckt werden. Er ist gewöhnlich bunt gemustert. Festgehalten wird er noch durch die Udit, eine um die Taille geschlungene Schärpe. Die Füße stecken ohne weitere Bekleidung in kleinen Pantoffeln.

Wenn es bei dem Gros der Nonnas mit der höheren Töchterschulbildung etwas hapert, so darf man das nicht so hoch aufnehmen. Bildung und Überbildung sind in Indien noch nicht so weit verbreitet. Und den Sinjos und Nonnas macht auch das Holländische noch Schwierigkeiten. Wenn sie es selbst grammatikalisch richtig sprechen, so bleibt doch immer ein eigentümlicher indischer Accent zurück, oft auch malayische Redewendungen. Auch bereitet ihnen, ebenso wie den Javanen, die Unterscheidung des holländischen g und h in der Aussprache oft unüberwindliche Schwierigkeiten, woraus sich manchmal komische Mißverständnisse ergeben.

So liegt der Reiz, den die Unterhaltung mit einer Nonna gewährt, weniger in dem Geiste, den sie dabei entwickelt, als in dem Fremdartigen, das sich in der Sprache und in den Anschauungen kundgiebt. Nonnas sprechen oft ruhig über Dinge, bei denen eine Pensionatsvorsteherin zusammenschaudern würde — andere Länder, andere Sitten. Man darf eben die indische Gesellschaft nicht nach dem Maße herkömmlicher europäischer Moral messen.

Die Luft ist warm, der Atem geht leichter, es blüht und grünt überall wie ein ewiger Frühling — was soll da die engherzige nordische Moral?



Landschaft an der Eisenbahnlinie Batavia-Tjandjur.

In der Mitte des Februars langte ich in Atjeh an.

Die folgenden beiden Jahre waren wohl die inhaltreichsten meines indischen Aufenthaltes, und wenn ich an sie denke, an die ferne fremde Welt dort an der Nordküste Sumatras und an das eigenartige Leben, das wir da führten, dann freue ich mich, daß ich das alles gesehen und erlebt habe — und mit heiler Haut davongekommen bin.

Am Horizonte tauchen blaue Bergeshäupter auf, ein niedriger Strand erhebt sich allmählich aus der Meeresflut, je mehr der Dampfer sich nähert, und etwa eine Woche, nachdem wir Batavia verlassen haben, betreten wir den Steiger und wir sind in Olehleh, dem Hafenorte Kotta-Radjas.

Kotta-Radja (Königsstadt), an der Nordwestecke der Insel gelegen, ist die Hauptstadt des Gouvernements Atjeh oder, wie die englische Schreibweise lautet, Atchin.

Früher, vor einigen Jahrhunderten, war Atjeh ein mächtiges, kultiviertes Reich mit prächtigen Bauten und Monumenten und stand unter der Herrschaft eines Sultans, bezw. einer Sultanin. Später zerfiel es in kleinere Staaten, obwohl dem Namen nach immer noch ein Sultan von Atjeh existiert.

Seit 1873 schon wird auf diesem Gebiete Krieg geführt, und die Holländer haben auf Atjeh vor mehreren Jahren bereits eine bedeutendere Herrschaft ausgeübt als jetzt. Durch Abberufung von Generälen, durch Abwechselung von Systemen, durch Inkonsequenz und durch Sparsamkeit am unrechten Orte haben sie es so weit gebracht, daß es nun Millionen über Millionen Gulden und viele Tausende von Menschenleben gekostet und daß sie noch weniger zu sagen haben als vor zwanzig Jahren.

Die Geschichte des Atjehkrieges ist reich an kühnen Unternehmungen und sogenannten Heldenthaten, und vor einem europäischen Kriege hat dieser kleine Krieg ein gutes Stück Romantik voraus.

Augenblicklich erstreckt sich das holländische Gebiet zunächst über die von einem Drahtgitter eingeschlossene Hauptstadt Kotta-Radja mit der Postenlinie, welche die Stadt in weitem Umkreise umgiebt.

Mit Ausnahme des Hafenplatzes Olehleh sind die Posten sogenannte Bentings. Ein Benting ist eine Verschanzung: die Kasernenräume, Offizierswohnungen und sonstige Räumlichkeiten sind mit einem Palissadenwall umgeben. Außen um diese Palissaden sind „Versperrungen" angebracht. Diese bestehen aus ineinander geflochtenen Gittern von starkem Eisendraht, die eine Annäherung sehr verlangsamen. Meist ist auch noch zwischen den Versperrungen Aloe gepflanzt, was noch viel wirksamer ist. Der Raum, den die ganze Benting einnimmt, ist kleiner als die meisten größeren Plätze unserer Hauptstädte.

Außer der Hauptstadt und den Linienposten halten die Holländer noch die Seeposten besetzt, nämlich Segli an der Nordküste, Edi an der Ostküste, Analabu an der Westküste und Pulu Bras, eine Insel im Nordwesten.

Andere Menschen als Offiziere und Soldaten sieht man in Kotta-Radja kaum und auf den Posten so gut wie gar nicht.

So trägt die Hauptstadt einen ganz besonderen Charakter. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend erschallen die Horn- und Trompetensignale, dazwischen die Musik der zum Exerzieren oder zu Patrouillen ausziehenden Truppenabteilungen, und den ganzen Tag über sieht und hört man nichts anderes als militärisches Leben.

Dabei stehen Geselligkeit und Gemütlichkeit in hoher Blüte. Bälle und Spielabende, musikalische Soireen, Theateraufführungen, Militärkonzerte und ähnliche schöne Dinge sind an der Tagesordnung.

Nicht nur der Zustand der steten Kriegsbereitschaft drückt der Hauptstadt einen eigentümlichen Stempel auf: auch die endemisch hier herrschende Krankheit, die Beriberi, die in Atjeh ihren Hauptsitz hat, trägt dazu bei. Fast die Hälfte aller Patienten des großen Hospitals, deren Anzahl durchschnittlich fünfhundert betragen mag, leidet an Beriberi. Diese Patienten stellen auch das Hauptkontingent zu den großen Krankentransporten, die alle vierzehn Tage per Dampfer nach Padang und Batavia geschickt werden, um die Kranken dem Einflusse des verseuchten Bodens zu entziehen und sie zur Genesung in gesundes Gebirgsklima zu senden. Freilich erleben viele den Abgang des Dampfers nicht mehr, und so mancher stirbt während der Überfahrt. Aber der größere Teil der Transportierten gesundet.

Von den größeren und kleineren Kriegsepisoden, die sich während meines Aufenthaltes auf Kotta-Radja ereigneten, berührte mich nur eine unmittelbar.

Seit einiger Zeit hatten die Atjeher begonnen, die Benting Kotta-Pohama in ganz ungewöhnlich heftiger Weise zu beschießen, nicht nur mit Gewehren, sondern auch aus vielen kleinen Feldgeschützen. Doch nahm man die Sache in Kotta-Radja ziemlich leicht.

Eines Abends bekam ich plötzlich den Befehl, mich nachts in Feldausrüstung im Hospital einzufinden. Dort erfuhr ich, daß ich mit der mir zugefügten Ambulanz zum 14. Bataillon kommandiert sei, welches über Pakan Krung Tjut gehen würde, während zwei Compagnien des 12. Bataillons direkt am Strande entlang nach Kotta-Pohama gingen.

Der Marsch begann. Die Nacht war dunkel, die Temperatur angenehm kühl, und ringsum war nichts zu hören als der Schritt der Mannschaften. So marschierten wir etwa zwei Stunden, bis wir die Benting Pakan Krung Tjut erreicht hatten. Hier wurde kurze Zeit Halt gemacht, Rücksprache mit dem Kommandanten der Benting genommen, und dann ging es weiter. Bisher waren wir innerhalb der Postenlinie marschiert, jetzt befanden wir uns außerhalb derselben.

Es wurde Morgen. Ringsum freies Grasfeld, auf beiden Seiten von Dickicht eingefaßt, durch das der Blick nicht dringen konnte. Keine Menschenseele zu sehen. Ein Kampong (Dorf), an dem wir vorüberzogen, war ganz verlassen, nur einige Ziegen und Hühner trieben sich noch herum.

Endlich, an einem mehr bewaldeten Orte, wurde Halt gemacht. Wir mußten dicht bei der Benting Kotta-Pohama sein, obgleich wir sie nicht zu Gesicht bekamen. Vorausgeschoben, vor einer der feindlichen Bentings, lag die erste Compagnie. Durch das Gebüsch sahen wir ein Stück der Lagune, an der Kotta-Pohama liegt.



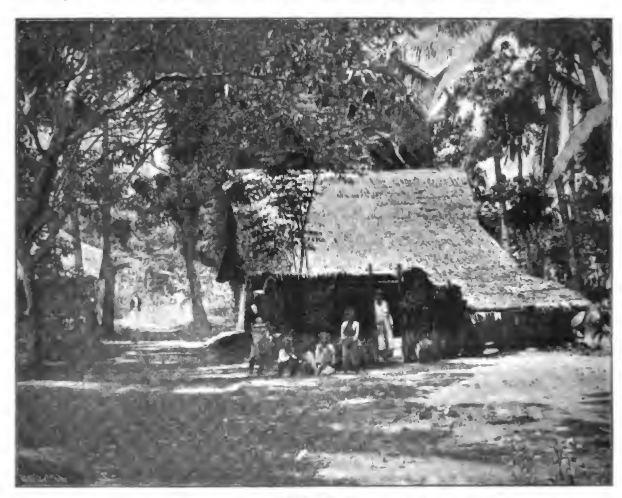
Sundanesische Frau im Gebirgsdorfe.

Plötzlich Feuer von drüben, es wird von uns erwidert. Das feindliche Feuer wird immer stärker. Von vorn werden die ersten Verwundeten gebracht, dazu ein toter javanischer Füsilier. Mit den Verwundeten müssen wir noch verschiedene Male unsere Stellung ändern, um einigermaßen gedeckt zu sein.

Sehr bald läßt der Major retirieren. Anfangs geht das langsam und sehr ordentlich. Vom Waldesrande her, von beiden Seiten fliegen die Kugeln, immer schneller, immer schneller geht der Rückzug. Immer mehr Verwundete fallen.

Es war gegen zehn Uhr, als wir wieder Pakan Krung Tjut erreichten, wo inzwischen der General eingetroffen war. Der Kommandant von Pakan Krung Tjut, Lieutenant V., unter dem Namen „der fröhliche Franz“ allgemein bekannt und beliebt, lag nun schon tot in seiner eigenen Benting. Er war des Morgens ebenfalls ausgezogen und beim ersten Ansturm in den Kopf getroffen.

Beinahe zugleich mit seinem Zuge war eine Pionierabteilung von Kotta-Radja gegen die feindliche Benting vorgerückt unter Lieutenant H. Von dieser Truppe kamen nur raten und zurückgeschlagen waren. Niemand hatte den Lieutenant fallen sehen, niemand ihn gefangen nehmen sehen. Später teilte der feindliche Priesterfürst dem Generale brieflich mit, der Lieutenant und die anderen vermißten Soldaten wären gefallen und von den Atjehern begraben. Dies wurde denn auch als offizielle Wahrheit angenommen und der jungen Frau des Lieutenants mitgeteilt. Später aber wurde der Sachverhalt sehr zweifelhaft, denn mehrere Monate danach hat man die Überreste einiger vermißter Pioniere auf freiem Felde gefunden und ihre Identität feststellen können, und befreundete Atjeher versichern, Lieutenant H. in atjehscher Tracht bei den Feinden gesehen zu haben. Und wen das unbekannte Innere des atjehschen Reiches erst aufgenommen, der entkommt nicht so leicht wieder.



Im Kampong.

sehr wenige Leute zurück, und diese konnten weder über ihren Lieutenant noch über ihre Kameraden Auskunft geben. Sie wußten nur, daß sie gleich auf eine große Anzahl Feinde gestoßen, mit diesen in Kampf ge-

Das 14. Bataillon mußte noch mehrere Male in glühender Mittagshitze und bei bedecktem Himmel hinaus zum Sturme gegen die feindliche Benting, im Verein mit frischen, von Kotta-Radja nachgesandten Trup-

pen. Der Major hatte sich inzwischen krank gemeldet und war vom Schauplatze und nach wenigen Tagen auch von Atjeh verschwunden und pensioniert.



Palast des Regenten in Bandung.

Gegen sechs Uhr abends kehrten die Truppen wieder: sie hatten endlich, aber mit großen Verlusten eine der feindlichen Bentings genommen.

Nun konnte man sich nur schwierig in dem engen Raume von Pakan Krung Tjut bewegen. Überall auf der Erde lagen die Bahren mit Verwundeten, Sterbenden und Toten. Es waren nun vier Ärzte anwesend, aber wir wußten kaum, wo zuerst Hand anzulegen.

Endlich waren die letzten Verbände fertig, die Verwundeten in die bereitstehenden Eisenbahnzüge geschafft, und wir fuhren nach Kotta-Radja.

Noch halb zerschlagen lag ich am folgenden Nachmittage in meiner Vorgalerie, da klang die Bataillonsmusik vom Kirchhof herüber: der Chopinsche Trauermarsch. Wie eigentümlich mich die Töne berührten, das läßt sich nicht beschreiben.

So ging es abwechselungsreich genug in Kotta-Radja zu. Personen und Ereignisse wechselten ungeheuer schnell.

Auch ich blieb nicht immer in der Hauptstadt. Abgesehen davon, daß ich einige Male den Krankentransport nach Padang zu begleiten hatte, bin ich noch auf zwei Seeposten stationiert gewesen, auf Analabu und Pulu Bras, auf ersterem Posten fast im Beginn, auf letzterem am Schlusse meines Atjehaufenthaltes.

Ich habe Sumatras Küste, was landschaftlichen Reiz betrifft, stets der Javaküste vorgezogen. Kommt man von der See her, so macht die Nordküste Javas einen mehr friedlichen, fast möchte ich sagen, civilisierteren Eindruck. Sumatras Westküste aber zeigt die ganze Pracht und Romantik des Wilden, Undurchdringlichen, Unberührten: die Gebirge sind gewaltiger, die Wälder dichter, der Mensch erscheint unbedeutender.

An Sumatras Westküste, auf Korallengestein, liegt im Winkel einer kleinen Bucht der atjehsche Kampong Melabu oder Analabu, und daneben ist die holländische Benting gleichen Namens aufgebaut. Gegenwärtig ist es ein schmucker Komplex von nett eingerichteten Häusern, der von Palissaden umschlossen ist. Zu meiner Zeit waren es schlechte Bambuswohnungen mit wenig Luft und Licht, in denen Ratten an der Tagesordnung waren.

Das Leben auf einem solchen abgelegenen Posten wie Analabu, der nur alle vierzehn Tage durch den Dampfer einige Stunden

lang Verkehr mit der übrigen Welt hat, ist ganz eigenartig. Mit dem engen Raum von einigen Morgen, auf den man beschränkt ist, verengt sich allmählich auch der Gesichtskreis. Der Wille des Kommandanten ist die höchste Autorität, was im Dienst und im Soldatenleben vorfällt, die kleinen Geschichten und Intriguen der Kaserne sind die Weltereignisse, die täglichen Hornsignale bestimmen die Zeit. Die wirkliche Welt da draußen erscheint uns bald unwirklich, wesenlos, abgeblaßt.

Es war ein ruhiges Leben in unserem Erdenwinkel. Mehr als ein paar Hundert Schritte durften wir uns aus der Verschanzung nicht herauswagen, denn die Umgebung war unruhig. Selbst ein Begräbnis auf dem ganz nahe am Strande gelegenen Kirchhofe durfte nicht ohne Begleitung von geladenen Gewehren vor sich gehen. Des Nachts hatten wir abwechselnd zu wachen und von Zeit zu Zeit die ausgestellten Posten zu revidieren.

Während meines Aufenthaltes wurde die Benting zweimal von feindlichen Banden bedroht.

Über den einen Überfall waren wir bis auf Tag und Stunde von Spionen vorher unterrichtet. Nachts um elf Uhr (ich hatte gerade Wache) hörte ich denn auch ziemlich dicht bei der Benting schießen, ohne in der stockfinsteren Nacht etwas sehen zu können. Ich befahl, die Alarmglocke zu läuten. Aber sobald dies geschehen, hörten die Schüsse auf und ließen sich nicht wieder hören.

Etwas ernsthafter war ein Anfall, der an einem Vormittage unternommen wurde und der durch Gewehr- und Geschützfeuer von unserer Seite zurückgewiesen wurde. Die Angreifer waren bis auf wenige Hundert Schritte an die Benting herangekommen, ihnen weit voran mit religiös begeisterten Sprüngen in weißem Gewande ein Hadji (Mekkapilger). Er war einer der ersten, welche fielen, und das veranlaßte die Schar zum Rückzuge.

Ich fühlte mich in den ersten Wochen in Analabu ganz ungewöhnlich wohl und merkte nur an meinem großen Krankenmaterial (fast ausnahmslos schwere Malariakranke) die berüchtigte Gefährlichkeit des Ortes. Alle vierzehn Tage wurde mit dem Dampfer etwa der fünfte bis vierte Teil der Besatzung fortgeschickt und durch neue Mannschaften ersetzt. Und doch gab es Leute, die schon jahrelang dort waren und sich gar keinen anderen Aufenthaltsort wünschten, immun gewordene Menschen. Ich aber wurde bald ebenfalls vom Fieber ergriffen, und wochenlang schleppte ich mich damit, bis ich nach Verlauf von drei Monaten abgelöst wurde.

Mein späterer Seeposten auf der Insel Bras, die im Nordwesten gelegen und etwa in vier Stunden mit dem Dampfer von Olehleh zu erreichen ist, war früher auch ein bekanntes Malarianest gewesen. Damals lag die Benting noch im Thale unten am Strande. Zu meiner Zeit war schon die neue Benting bezogen, welche ebenfalls dicht am Meere, aber auf einem Hügel gebaut ist. Es ist ein schmuckloses zweistöckiges Gebäude, in dessen unterer Etage die Kasernenräume und in dessen oberer Offizierswohnungen und Hospital liegen.

Meine Fenster gingen direkt auf das Meer hinaus und gewährten eine herrliche Aussicht, besonders bei Sonnen-Auf- und Untergang. Im blauen Nebel dämmerte uns gegenüber die Insel Waay, und am Horizont tauchten hin und wieder die Dampfer auf, die fern von uns ihre Straße zogen. In nächster Umgebung aber, rechts und links ins Land hinein, waren wir vom Waldgebirge eingeschlossen. Unten im Thale ragten noch Ruinen der alten Benting, zwischen denen üppiges Pflanzenleben emporgewuchert war.

Dem Hügel gegenüber führte den Berg hinauf ein Weg in etwa einer Stunde zum Leuchtturme, neben dem sich eine Kaserne mit einem Detachement zur Bewachung befand. Wie wundervoll war dort hinauf der Weg durch den Wald! Die Pflanzenwelt übertraf an Vielfältigkeit und Üppigkeit alles, was ich bis dahin gesehen hatte. Hoch oben auf den Bäumen wucherten die prachtvollsten Orchideen und Farne, und am Wegrande wurde das Auge durch die riesigen Exemplare der Aroideen mit ihren seltsam geformten, großen, duftenden weißen Blüten gebannt. Die buntesten Schmetterlinge gaukelten umher, von Ast zu Ast sprangen die Affen und Wildkatzen.

Noch schöner, d. h. viel wilder, war der schmale Weg, der von der Benting zu dem Sammelbassin der Wasserleitung führte, wel-

ches im Laufe eines Gebirgsbaches angelegt war.

Streifereien im Urwald gehörten zu meinen Hauptbeschäftigungen, wenn es auch eigentlich verboten war, gewisse Grenzen im Umkreise der Benting zu überschreiten.

Von Zeit zu Zeit erhielten wir Besuch von Bekannten aus Kotta-Radja und Olehleh, für die eine Fahrt nach Pulu Bras ein beliebter Ausflug war.

Einmal kam auch ein großes Ruderboot mit einer ganzen Gesellschaft von befreundeten Atjehern, mit irgend einem Fürsten an der Spitze, die vom Gouverneur Erlaubnis erhalten hatten, Pulu Bras und den Leuchtturm zu besichtigen. Die Spitzen dieser Gesellschaft mit einem Dolmetscher, der das Atjehsche ins Malayische und umgekehrt übertragen mußte, wurden oben bei uns empfangen und als rechtgläubige Muselmänner nicht mit Wein, sondern mit Rosenlimonade bewirtet, wozu sie Manillacigarren erhielten; beiden Genüssen gaben sie sich immer abwechselnd hin. Der Dolmetscher wollte auch von mir ein Mittel gegen den Sétan (Teufel) haben: in ihrem Dorfe hätten sie eine Wöchnerin, und von der wollten sie den Sétan (er meinte das Wochenbettfieber) fernhalten. Mit einer Karbollösung zum Auswischen und Reinmachen war er sehr zufrieden. Er bewunderte auch meine kleine Apotheke sehr, am meisten imponierend und unheimlich erschien ihm aber ein Kochscher Dampfkochtopf!

In Pulu Bras machten sich allmählich die Nachwehen der Fieberzeit bemerkbar, so daß ich schließlich um Ablösung ersuchte. Der Dampfer brachte mich wieder nach Kotta-Radja, und einige Tage später wurde ich nach Batavia geschickt, wo mir ein einmonatlicher Urlaub ins Hochgebirge, nach Sindanglaja in den Sundalanden, gegeben wurde.

Der Eisenbahnzug führt uns in etwa fünf Stunden von Batavia nach Tjandjur, immer weiter hinauf ins Gebirge. Im letzten Teil dieser Reise können wir an der Temperatur schon merken, daß wir beträchtlich gestiegen sind; wir haben denn auch schon eine Höhe von über zweitausend Fuß erreicht. Von Tjandjur geht die Landstraße weiter steil ins Gebirge hinein. Rechts und links blicken wir in Schluchten und Abgründe. Die Natur um uns hat sich allmählich verändert. Kaum eine Kokosnußpalme ist mehr zu erblicken, dafür treten die in der Niederung weniger häufigen Betelpalmen und Zuckerpalmen massenhafter auf. Ein Baum mit großen seltsamen Blättern erregt unsere Aufmerksamkeit: der Brotbaum. Die Reisfelder verschwinden fast völlig. Mehr und mehr werden ringsum kahle Felshäupter sichtbar, hinter und über denen wieder andere Bergesreihen erscheinen. Es ist überall vulkanisches Gebiet, das wir vor unseren Blicken haben. Da ist links der Gedéh, um dessen Riesengipfel friedlich weiße Rauchwolken schweben, neben ihm der Pangerango. Rechts erscheint der langgestreckte Rücken des Megamendúng, und mehr in der Ferne strecken Tángkuban Práhu und Buránggrang ihre Häupter empor.

Nach etwa zwei Stunden haben wir das Plateau erreicht. Wir fahren an Tji Panas (Heißwasser), der Sommerfrische des Generalgouverneurs, vorbei, die ihren Namen von den in der Nähe befindlichen heißen Quellen hat, und nun noch eine Viertelstunde, und der Wagen hält vor dem Kurhause zu Sindanglaja.

Inmitten eines großen, beinahe europäisch aussehenden Parkes liegt das zweistöckige Hotel, das einigermaßen im Schweizerhausstil gebaut ist. Es beherbergt immer Patienten, die sich in der frischen Bergluft erholen sollen, außerdem wird es aber auch, besonders auf der Höhe des Ostmussons, von reichen bataviaschen Familien als Sommerfrische benutzt. Dann wird auf den Rasenflächen Croquet gespielt, im Lesesaal nimmt das Singen und Klavierspielen kein Ende, es werden Partien und Picknicks arrangiert, Koketterie und Flirt sind in vollem Gange wie in einem europäischen Badeort.

Etwas abseits vom Hotel liegt das Hospital für die erholungsbedürftigen Soldaten, und im Parke versteckt die Häuser des Hotelbesitzers und des Regierungsarztes.

Es durchschauert uns angenehm heimatlich, wenn wir aus der Hitze des Javastrandes nach Sindanglaja gelangt sind. Es ist eine fremde Gebirgswelt, die uns doch wieder so bekannt anmutet, denn das Ganze erinnert uns unbeschreiblich an Tiroler und ähnliche Gebirgslandschaften.

Von Sindanglaja aus kann man teils zu Pferd, teils zu Fuß den Gedeh beklimmen. Ich bin nur auf der ersten Station dieses Weges, auf Tjibodas, gewesen. Tjibodas ist weiter nichts als eine Filiale des großen botanischen Gartens zu Buitenzorg. Es werden hier die Gewächse der kälteren Zone kultiviert, und fast mit Rührung begrüßen wir die Beete mit Radieschen und Grünkohl, die Apfelbäume, Himbeersträucher und Erdbeerbeete. Koniferen aller Arten bilden hier schattige Alleen, die verschiedensten Eukalyptussorten sind angepflanzt, und die weißen Blüten der Chinabäume und Kaffeesträucher erfreuen mit ihrem Dufte.

Von Tjibodas aus führt der Weg höher hinauf durch dichten Wald, der noch eine Fundgrube für botanische Forschungen bietet. Die Palmen sind völlig verschwunden. Neben anderen Laubbäumen sehen wir die javanische Eiche, deren Frucht etwa viermal so groß ist als die europäische Eichel. Hier und da gelbe duftende Orchideen, Bärlappe und Selaginellen. Es ist feucht und kalt hier im Hochwalde. Neben uns in tiefer Schlucht stürzt der Tjibodas (Weißer Fluß) über Felsengeröll.

Wenn wir noch weiter marschieren würden, könnten wir bald die zweite Station des Abhanges erreicht haben. Wir begnügen uns aber mit den siebentausend Fuß, auf denen wir nun schon angelangt sind, und suchen wieder das kleine Häuschen von Tjibodas auf, wo wir uns schaudernd des Abends nach Genuß eines warmen Grogs in die weichen wollenen Bettdecken hüllen. Wollene Decken in Indien!

Daß hier oben ein ganz anderes Klima herrscht, das merken wir auch an dem blühenden Aussehen der Menschen. Da ist nichts von der bleichen indischen Hautfarbe, die sonst die Europäer nur allzu schnell annehmen, das sind blühend rote europäische Backen. Ja selbst bei unseren braunen Brüdern schimmert das Rot durch die dunkle Haut hindurch, und den jungen Sundanesinnen steht das gar nicht schlecht.

Bequemer als auf den Gedeh gelangt man von Sindanglaja aus auf den Bergpaß des Megamendung, von wo es hinuntergeht nach Buitenzorg. Diese Tour kann man im Wagen machen, bis zur Höhe hinauf vierspännig. Dort oben ist bei klarem Wetter eine prachtvolle Aussicht zu genießen, über alle die Gebirgsketten sieht man bis zur Javasee.

Nicht weit unterhalb der Höhe liegt Telaga Warna, ein stiller Waldsee, nur spärlich von der Sonne beleuchtet, in majestätischer Einsamkeit, nicht unähnlich dem Herthasee auf Rügen, nur noch düsterer und wilder.

Dann geht der Weg schnell bergab und führt uns bald wieder in lachende Auen, an blühenden Reisfeldern vorbei, bis wir nach Buitenzorg, der zweiten Residenz des Generalgouverneurs, gelangen, die vor allem durch ihren großen botanischen Garten weltbekannt ist.

Nach einem sechswöchigen Aufenthalte in Sindanglaja wurde mir Batu Djadjar, ebenfalls in den Sundalanden, als Garnison zugewiesen.

Das Kampement von Batu Djadjar liegt in der Hochebene, die Plateau von Bandung genannt wird, rings von einer friedlichen und fruchtbaren Landschaft umgeben. Mit den Reisfeldern und Kaffeewäldchen wechseln die vielen im Schatten grünender Bambusgewölbe und dunkler Zuckerpalmen fast versteckten Dörfchen anmutig ab. Im Umkreise erheben die Gebirgsketten ihre blauen Wellenlinien. Am nächsten liegt der Tangkuban Prahu, dessen Rippen und Schluchten, Zacken und Abgründe deutlich hervortreten, am meisten in der durchsichtigen Luft des Westmussons.

Nicht weit von Batu Djadjar hat sich der von den südlichen Bergen herkommende Tji Tarum sein Bett gegraben, ein echter Gebirgsstrom, veränderlich und launenhaft. In seinem Laufe bildet er einen prachtvollen, oft besuchten Wasserfall. An kleineren Bodenerhebungen und Thalschluchten, an Hügeln und Abgründen hat die Gegend keinen Mangel, und vielfach finden sich Teiche und Quellen. Überall aber herrscht und wuchert das Grün und bietet von der hellen Nuance des knospenden Bananenblattes bis zum Schwarzgrün der Zuckerpalme dem Auge alle Abstufungen dar. Nur die großen feuerroten Blüten des Dadap, der als Schattenspender in den Kaffeeplantagen angepflanzt wird, die roten oder violetten Blütenrispen des Manggobaumes und vor allem die herrlichen



Wajang-Orang des Regenten.

weißen Blumen des Kaffeestrauches, die ihn zur Blütezeit wie Haufen von Schneeflocken überdecken, heben sich von der Grundfarbe ab.

Mitten zwischen kleinen Kampongs liegt das militärische Gebiet. Batu Djadjar ist Sitz der Artilleriekommission und hat ein weit ausgedehnteres Schießterrain als Babakan. Es geht hier sehr gelehrt zu: neue Geschütze werden hier geprüft, Flugweiten verschiedener Geschosse berechnet und dergleichen mehr.

Nur für einige Monate des Ostmussons muß die Kommission das Feld räumen, dann kommen die Batterien von Batavia und halten ihre Schießübungen ab. Dann ist das Leben etwas bewegter, es sind mehr Offiziere und Soldaten, mehr Pferde und Kanonen da.

Ich war in Batu Djadjar nicht nur Arzt und, wie immer auf kleinen Posten, Apotheker. Vielmehr erfuhr ich hier, daß man in Indien alles können und verstehen muß. Da nämlich außer mir nur drei Artillerieoffiziere vorhanden waren, die schon genug zu thun hatten, so wurde ich zum Ingenieuroffizier vom Platz ernannt. Ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, und das Spiel war, als ich mich erst etwas in das neue Fach hineingefunden hatte, gar nicht einmal so böse. Ich mußte nur die Journale in Ordnung halten, die Korrespondenz führen und ähnliches; für das Technische hatte ich einen Pionierfeldwebel zur Seite. So habe ich denn alles mögliche geleistet, was ich mir nie vorher hätte träumen lassen: Kasernen umgebaut, Brunnen gegraben, Wege ausgebessert. Mein Hauptinteresse aber wandte ich dem Parke zu, der vor den Offizierswohnungen angelegt war und dessen Unterhaltung nach stillschweigendem Übereinkommen ebenfalls dem Ingenieur zufiel. Der Park hat meiner Thätigkeit einige Verbesserungen zu verdanken, wie den Bau eines Pavillons, die Anlage einer kleinen Grotte und anderes.

Ich erlebte auch eine Zeit, in der ich nicht nur Arzt, Apotheker und Ingenieuroffizier war, sondern noch außerdem Platzkomman-

dant, Zahlmeister und Werbeoffizier, kurz die wichtigste Person auf einige Meilen im Umkreise. Diese großartige Stellung fiel mir aus dem einfachen Grunde zu, weil während der betreffenden Zeit, etwa drei Wochen, gar kein anderer Offizier vorhanden war: die letzte Batterie war abgezogen und die Mitglieder der Artilleriekommission waren noch nicht eingetroffen.

Die Funktionen des Werbeoffiziers, die ich eben erwähnt, fielen sonst einem Lieutenant von der Artillerie zu. Batu Djadjar war einer der Plätze, an denen Eingeborene zum Eintritt in die Armee aufgenommen wurden. Sie wurden von einem eigens dazu angestellten javanischen Unteroffizier aus der ganzen Umgegend zusammengebracht und zunächst ärztlich untersucht. Der Werbeoffizier hatte dann ihre Personalien zu prüfen, den Kontrakt abzuschließen, das Handgeld auszuzahlen und ihre weitere Beförderung zu veranlassen. Das Handgeld hatten die Herren Rekruten allerdings meist schon in wenigen Tagen in Batu Djadjar durchgebracht bei solennen Abschiedsfesten mit Gamelan und Tänzerinnen, durch Ankauf eines feinen, etwas europäisch aussehenden Civils und vor allem im Hazardspiel, der Hauptleidenschaft des Eingeborenen. Auf dem Transporte nach der Bahn versuchten sie dann hin und wieder zu entkommen, was auch manchen gelang, die womöglich unter anderem Namen sich ruhig noch einmal anwerben ließen.

Meine ursprüngliche kleine Wohnung, im Hospitalgebäude gelegen, vertauschte ich bald mit einem Häuschen im Kampong, das ich von einem Artilleriesergeanten mietete. Ein sehr großes Stück Land stand mir zur freien Verfügung, und da wurde ein Gemüsegarten angelegt. Denn der Boden in dieser Gegend trägt neben den indischen Gewächsen auch schon die meisten europäischen Gemüse, und deren Kultur erfordert viel geringere Mühe als bei uns zu Hause.

So mitten im Dorfe hatte ich noch nie gelebt. Es gefiel mir aber sehr gut.

Am Morgen, wenn noch schwere Nebel die Umgegend verschleiert hielten, begann mein wenig anstrengender, meist bald wieder beendeter Dienst. Dann konnte ich nach Herzenslust Spaziergänge weit ins Land hinein unternehmen oder größere Ausflüge bergauf, bergab auf einem hübschen einheimischen Pferdchen machen.

Des Abends ist es am herrlichsten im Kampong. Neben dem Konzerte der Grillen und anderer Insekten lassen sich hier und da die Töne der Suling (einheimischen Flöte) vernehmen, oder die langgezogenen, melancholischen Weisen eines Pantuns (Liedes) klingen durch die Stille. Gardenien und Tuberosen strömen ihren Duft aus. Und wenn der Mond am Himmel steht, werfen die dunklen Palmengruppen geheimnisvolle Schatten, und die breiten Bananenblätter strahlen in silbernem Glanze.

Für größere Zerstreuungen sorgte die wenige Stunden entfernte Stadt Bandung, die Hauptstadt der Residentie „Preanger Regentschaften“.

Die Stadt, noch etwas höher als Batu Djadjar gelegen, ist wunderschön, vor allem besitzt sie vorzügliche Hotels, die besten in ganz Indien. Das war für uns von einiger Bedeutung, denn wir mußten meist die Nacht über in Bandung bleiben, wenn wir zu irgend einer Gelegenheit dorthin gefahren waren. Und das kam, bei mir wenigstens, nicht ganz selten vor. Bald war es ein Besuch bei dem städtischen Kollegen, bald eine Theateraufführung des Bandunger Dilettantenvereins, bald Reunions oder Konzerte in der Societät. Jährlich einmal fanden auch große Rennen in Bandung statt, zu denen die Leute von weit her herbeiströmten. Das waren dann großartige Festtage, wo alles auf den Beinen war.

Am interessantesten aber war das Neujahrsfest beim Regenten, das ich zweimal mitgemacht habe.

Das javanische (mohammedanische) Neujahr, in den Frühling oder Sommeranfang fallend, wird auch von den holländischen Behörden offiziell anerkannt, und so war an dem betreffenden Vormittage große Gratulationscour im Palaste des Regenten. Europäische und eingeborene Beamte, Kaufleute und Pflanzer, dazu wir als alleinige Repräsentanten des Militärs, versammelten sich in der großen, prächtig ausgestatteten Vorgalerie. In einem Seitengebäude war das große Gamelan des Regenten postiert und begrüßte jeden heranrollenden Wagen

mit seinen Freudentönen. Endlich kam der Regent von der Moschee her in vierspännigem Wagen. Der alte Herr war äußerst elegant und kostbar gekleidet, seine Mittel erlaubten ihm das. Schon allein der goldene, mit Edelsteinen besetzte Kris war ein ganzes Vermögen für sich.

Bei dem Vorfahren des Wagens spielte das Gamelan dröhnender denn je, und die Musik der einheimischen Miliz blies etwas, was Eingeweihte mit gutem Willen für das holländische Volkslied halten konnten.

Der Regent wurde vom Residenten mit einer längeren malayischen Gratulationsrede begrüßt und antwortete tief gerührt und feierlich darauf. Und dann kam das gegenseitige Gratulieren und Champagnertrinken und allgemeiner Jubel. Für die tausendköpfige bunte Volksmenge, die sich draußen auf der Alon-alon versammelt hatte, waren Spiele arrangiert. Am originellsten waren die Zweikämpfe eigens dazu abgerichteter Schafböcke, die mit ihren Hörnern gegeneinander losgingen.

Am Abend war großer Ball im Palaste, und die eigene Truppe des Regenten gab eine Vorstellung, einen sogenannten Wajang-Orang (Menschenspiel).

Das javanische Theater ist gewöhnlich ein Puppenspiel, entweder mit wirklich sichtbaren Puppen ausgeführt, die in einen ausgehöhlten Bananenstamm gesteckt werden, oder noch häufiger ein Schattenspiel. Bei beiden wird der fortlaufende Text und die Unterredung der handelnden Personen von nur einem Menschen vorgetragen, der beim Schattenspiel ebenfalls hinter dem Schirme sitzt. Zwischen seinen Reden werden kurze Gamelanstücke gespielt. Der Wajang-Orang nun, der ungeheuer selten vorgeführt wird, ist genau ebenso eingerichtet, nur treten statt der Puppen Menschen auf, die mit den kostbarsten Kostümen und den merkwürdigsten Masken ausstaffiert sind. Die Kunst der Leute besteht also völlig in der Pantomime. Die Pantomime liegt natürlich nicht im Gesichtsausdruck, denn das Gesicht ist ja nicht sichtbar, sondern vielmehr in den charakteristischen Tanzbewegungen von Beinen und Armen, die je nach dem Charakter der Rollen völlig verschieden sind. Den Sinn der javanisch vorgetragenen Theaterstücke habe ich natürlich nie begriffen, doch handelt es sich beim Wajang-Orang immer um Hof- und Staatsaktionen.

Das javanische Neujahrsfest gehörte zu den letzten Vergnügungen, an denen ich teilnahm. Nach vierzehnmonatigem Aufenthalte mußte ich dem angenehmen Leben in Batu Djadjar lebewohl sagen. Ich blieb noch einige Wochen in Batavia, um mich dann nach Europa einzuschiffen. Unbeschreiblich waren die Gefühle, mit denen ich Abschied nahm von dem Lande, das mir eine zweite Heimat geworden und mir nun bald so fern liegen sollte, von allen den Menschen, die ich kennen gelernt und die ich wohl kaum wiedersehen werde.





# Helmholtz als Philosoph.

Von

**Hans Schmidkunz.**

Dem großen Toten, der vor kurzem von uns gegangen ist, hat sich wohl keine öffentliche Stimme verschlossen, als es galt zu zeigen, was er, einer der glänzendsten Namen deutscher Wissenschaft, Hermann von Helmholtz, der Mitwelt und Nachwelt gewesen. Naturgemäß handelt es sich dabei vornehmlich um die Bemühung, der Vielseitigkeit des Gefeierten in mehreren Zweigen menschlichen Denkens auf allgemein verständliche Weise gerecht zu werden; innerhalb dieses Rahmens tritt dann von selbst die Bedeutung des Mannes auf seinen Hauptgebieten, der Physik und Physiologie, überwiegend hervor und sein Anteil an den verwandten Gebieten allzu sehr zurück. Ist es nun schon überhaupt schwer, der weiteren Öffentlichkeit ein verständliches Bild von der Wirksamkeit eines solchen nichts weniger als belletristischen Fachmannes zu entwerfen, schwindet Helmholtz' Anteil an seinen Nebengebieten bei einer derart summarischen Darstellung erst recht ins undurchschauliche Dunkel der gelehrten Einzelheiten. Am meisten gilt dies wohl von jener Richtung, deren Probleme uns doch so häufig, ob wir es bekennen oder nicht, in höherem Maß als andere am Herzen liegen: von der Philosophie. Den unflüchtigen Spuren nachzuwandern, die Helmholtz auch hier zurückgelassen, ist der Zweck unserer Zeilen.

Ein Philosoph vom engeren Fach war Helmholtz nicht, und was er darin geleistet, hat reichlich Widerspruch und zum Teil Widerlegung gefunden; doch kaum giebt es einen Namen, der bei einer ganzen Reihe philosophischer Fragen öfter und achtungsvoller genannt wird als der des Begründers der physiologischen Optik. Die Gebiete der Philosophie, in denen seine Forschungskraft sich getummelt hat, sind hauptsächlich zwei: einerseits die Psychologie, und zwar weniger der Teil von ihr, welcher die Thatsachen unseres seelischen Lebens beschreiben, als der, welcher sie erklären will, und hier wieder vorwiegend das Feld unserer Sinnesempfindungen; andererseits die Gegenden der erklärenden Psychologie und der Metaphysik, die unser kritisches Verhältnis zur Gesamtheit dessen, was uns als die sogenannte Außenwelt gegenübersteht, ausmachen, und die meist unter der Bezeichnung „Erkenntnistheorie“ zusammengefaßt werden. Die übrigen Gebiete der Philosophie traten dagegen für Helmholtz zurück: die sonstige Metaphysik, ferner die Ethik — wenngleich Helmholtz in allgemeiner Würdigung das Handeln dem Wissen keineswegs nachsetzte — und von der Logik jedenfalls die elementare Hälfte; ob ihr anderer Teil, die allgemeine Methodenlehre, nicht doch manche gewichtige Förderung von ihm gewonnen hat, läßt sich im Augenblick kaum absehen und wohl erst aus einer übersichtlichen Durchmusterung seines gesamten Werkes entscheiden. Wertvoll und ganz eigenartig sind hinwider seine Verdienste um die Ästhetik: erstens durch seine Forschungen über unsere Gesichts- und Gehörsempfindungen, und zweitens durch specielle Beiträge zu ästhetischen Einzelfragen, wie namentlich denen nach der Übersetzung der Wirklichkeit in die Ausdruckssprache des

Malers. Wir müssen die Verfolgung dieses Punktes einer anderen Gelegenheit überlassen. Hier nur die Andeutung des Grundgedankens: der Künstler kann Wahres gleich uns erschauen, und es ergreift uns wieder mit der Überzeugung der Wahrheit, wenn er es uns an einem von den Störungen des Zufalls gereinigten Beispiel vorträgt; überlegen ist er aber unserem unkünstlerischen Erfassen des Wahren darin, daß er es aus allem Zufall und aller Verwirrung des Treibens der Welt herauszulesen wußte.

Die Werke, in denen Helmholtz seine Beiträge zur Philosophie niedergelegt hat, sind zunächst die beiden klassischen Bücher über unsere Sinnesempfindungen: das „Handbuch der physiologischen Optik" und die „Lehre von den Tonempfindungen"; dann aber mehrere Stücke aus dem populären Sammelbuch „Vorträge und Reden", insbesondere seine Rede zur Stiftungsfeier der Berliner Universität von 1878, die unter dem Titel „Die Thatsachen in der Wahrnehmung" weit über die gewöhnliche Höhe solcher Gelegenheitsreden hinausragt. Die Auffassung, die Helmholtz von der Philosophie überhaupt hat, ist nicht die eines zufällig zusammengeratenen Bündels von Erkenntnissen noch auch bloß einer besonderen Betrachtungsweise der anderwärts bereits erforschten Dinge, sondern vielmehr die Zuteilung einer bestimmten Partie und einer bestimmten Seite der Welt an die Philosophie als an eine selbständige Wissenschaft. Am deutlichsten dürfte dies durch seine Zurechtlegung eines gemeinsamen Grundproblems von Philosophie und Naturwissenschaft werden, das da lautet: „Was ist Wahrheit in unserem Anschauen und Denken? in welchem Sinne entsprechen unsere Vorstellungen der Wirklichkeit?" Die Philosophie betrachtet daran die geistige Seite, die Naturwissenschaft d i e Seite, welche die sogenannte Wirklichkeit ist, also die materielle; jede von ihnen ist für einen anderen dieser beiden Teile interessiert, aber doch suchen beide dieselbe Scheidung zu vollziehen. Die Philosophie sucht aus unserem Wissen und Vorstellen auszuscheiden, was aus den Einwirkungen der Körperwelt herrührt, um rein hinzustellen, was der eigenen Thätigkeit des Geistes angehört; die Naturwissenschaft dagegen sucht abzuscheiden, was Definition, Bezeichnung, Vorstellungsform, Hypothese ist, um rein übrig zu behalten, was der Welt der Wirklichkeit angehört, deren Gesetze sie sucht. Dieser einheitliche Grundzug der Philosophie hat jedoch bei Helmholtz wie bei mehreren anderen Interessenten eine besondere Färbung: die, welche ihm Kant und seine engsten Nachfolger gaben. Es ist die Betrachtung der Welt speciell als eines Gegenstandes für unseren Geist und die Prüfung seiner Fähigkeiten diesem Gegenstand gegenüber: also das, was bei Kant als Vernunftkritik, bei Fichte als Wissenschaftslehre, bei Neueren als Erkenntnistheorie und als „Kriticismus", in welche die eigentliche Philosophie so gut wie ganz aufzugehen habe, erscheint. Das oben erwähnte Grundproblem wurde, wie Helmholtz ausführt, gerade von der Zeit der Berliner Universitätsgründung an den Anfang aller Wissenschaft gestellt. Helmholtz nennt es ausdrücklich erkenntnistheoretisch; und schon viel früher, in der akademischen Festrede von 1862: „Über das Verhältnis der Naturwissenschaften zur Gesamtheit der Wissenschaften", sah er die „berechtigten Ansprüche der Philosophie" darin, „die Kritik der Erkenntnisquellen auszuüben und den Maßstab der geistigen Kraft festzustellen".

Demnach war Kants Eingreifen in die geschichtliche Entwickelung der Philosophie unzweifelhaft ein Ausgang für Helmholtz' Anteil an philosophischen Untersuchungen; und anscheinend, zumal nach den gewöhnlich gegebenen Bildern, hätten wir in ihm einen Hauptvertreter Kantscher Denkweise zu sehen. Dem ist aber weitaus nicht ganz so. Ungefähr ebensoviel, als Kant sich bemühte, die sogenannte Erfahrung für eine unvollständige Erkenntnisquelle zu erklären und den Boden darzustellen, auf dem allein sie sich bewegen, die Voraussetzungen zu bestimmen, unter denen allein sie irgend etwas leisten könne — dies aber heißt das „Transcendentale" als das, was vor aller Erfahrung liegt, im Gegensatz zum „Transcendenten", das jenseit aller Erfahrung liegt: ebensoviel bemühte sich umgekehrt Helmholtz, möglichst viele unserer Fähigkeiten und geistigen Schätze, die andere der Erfahrung vorausgehen lassen, erst dieser selbst zuzuteilen und so als allmählich Erworbenes hinzustellen.

Mit dieser Denkweise ist Helmholtz „Empirist“ und als solcher unter ihren größten Vorkämpfern gerühmt, ganz abgesehen natürlich davon, daß Helmholtz, als Naturforscher, den auf Erfahrung gestützten Forschungsmethoden ihre Herrschaft im exakten Denken zu wahren strebt und insofern „Empiriker“ ist. In beiderlei Sinn war das, was ihn immer wieder in ganz besonderer Weise zum Widerspruch und zu eigenen besseren Lösungsversuchen herausforderte, das angeblich von vornherein Selbstverständliche. Am deutlichsten dürfte dies in seinen Erörterungen auf dem mathematisch-philosophischen Grenzgebiet, zumal über die Axiome der Geometrie, hervortreten. Wir stehen hier so sehr im Bann unserer gewohnten Anschauung, daß wir kaum darauf geraten, es könnte etwas von den scheinbaren Selbstverständlichkeiten doch nicht selbstverständlich sein, ja sich vielleicht auch einmal ganz anders verhalten. Müssen zwei parallele gerade Linien unter allen Umständen, nur weil sie solche Linien sind, in die Unendlichkeit nebeneinander herlaufen, oder verhalten sie sich nur thatsächlich so, weil diesmal, in dem Fall, den unsere Welt darstellt, die Umstände es so machen? Auf den ersten Blick scheint doch jenes zweifellos der Fall zu sein; aber nur deswegen, weil nach Helmholtz die größte Schwierigkeit in diesen Untersuchungen darin besteht und bestand, daß sich mit den logischen Begriffsentwickelungen gar zu leicht Ergebnisse der alltäglichen Erfahrung als scheinbare Denknotwendigkeiten vermischten. Wir sind eben körperliche Wesen in einem Raum von ganz bestimmten Eigenschaften; flächenhafte Wesen hätten wieder ihre eigentümlichen Raumanschauungen u. s. w. Jene besonderen Bestimmungen, die unseren Raum als ebenen Raum charakterisieren, also kurz die geometrischen Axiome, erweisen sich für Helmholtz nicht als Denknotwendigkeiten; die andere Annahme über ihren Ursprung, die eines „empirischen“ Ursprunges, die eben ergab ihm eine seiner berühmtesten Untersuchungen. Der philosophische Sinn der Sache war ihm dabei die kantische Frage, die gleichsam den Kernpunkt aller Gegensätze der philosophischen Systeme bilde: ob wir zu Erkenntnissen mit einem realen Inhalt gelangen können ohne entsprechende Grundlage aus der Erfahrung, oder ob eine solche immer nötig sein wird. Das Bestehen und die Leistungen der Geometrie seien immer wieder als ein imponierendes Beispiel für die erstere Entscheidung benutzt; Helmholtz aber versucht sich gleich einigen Vorgängern daran, jenes Beispiel zunichte zu machen.

In diesem Kampf gegen ewig unveränderliche Selbstverständlichkeiten und für die Ergebnisse jeweiliger Umstände nimmt Helmholtz zur Philosophie eine analoge Stellung ein wie der Engländer John Stuart Mill; nur daß dieser an der Philosophie von der Seite der Geisteswissenschaften, zumal der Volkswirtschaftslehre her, mitbaute, Helmholtz aber von naturwissenschaftlicher Seite; daß ferner Mill eine größere Menge gesicherter Gewinne für die Philosophie erwarb, als es dem doch etwas ferner stehenden Helmholtz gelang; und endlich, daß Mill im Gegensatz zu diesem auch praktische Folgerungen des Empirismus zog.

Daran schließen sich die elementaren Beiträge zur Erkenntnistheorie. Man könnte sie in populärer Kürze etwa so zusammenfassen: Helmholtz lehnt es ab, in unseren Empfindungen mit einer älteren und bereits bestrittenen Philosophie Abbilder der Außenwelt, sei es auch nur in irgend einem Grad der Ähnlichkeit, zu erkennen; sie seien vielmehr gar nichts als lediglich Zeichen, Symbole der äußeren Objekte, die mit diesen einzeln gar nichts gemein haben müssen. Ganz anders aber die Verbindung zwischen unseren Empfindungen; d i e sei nicht bloß ein Zeichen, sondern geradezu ein Abbild der Verbindung, die dort draußen zwischen den Objekten besteht, und die Gesetzmäßigkeit dort kehre hier wieder. Jene Kluft zwischen außen und innen mußte sich aber gerade dem besonders aufdrängen, der als Vertreter der physiologischen Optik und Akustik fort und fort mit den subjektiven Teilursachen unserer sinnlichen Wahrnehmungen zu thun hatte. Diese subjektiven Teilursachen sind wieder einerseits physiologische, d. i. Vorgänge in den Nervenapparaten, andererseits psychologische, also eigentümliche Thätigkeiten der Seele. Die Verteilung der einzelnen Bestandteile, Eigenschaften, Seiten und dergleichen unserer Wahrnehmungen auf diese zwei Teilursachen ergiebt für die For-

schung eine der wichtigsten Arten ihrer Aufgaben.

Nun tritt hier eine Merkwürdigkeit ein, die für den ganzen modernen Betrieb der zugehörigen Partien von Physiologie und Psychologie und insbesondere für den Anteil, den einerseits Helmholtz und seine Anhänger, andererseits die Gegner daran haben, außerordentlich charakteristisch ist. Man möchte nämlich meinen, daß bei jener Verteilung die Naturforscher wie Helmholtz den Löwenanteil dem physiologischen Gebiet zuwenden, die Philosophen dagegen dem psychologischen. Soll irgend eine Besonderheit unseres Bewußtseins erklärt werden, so wird wohl der Physiolog möglichst viel davon auf besondere Vorgänge im Nervensystem und möglichst wenig auf seelische Eigentümlichkeiten zurückführen; der Psycholog wieder umgekehrt möglichst viel auf diese und möglichst wenig auf jene. Beispielsweise mag irgend eine Sinnestäuschung entweder als die Wirkung eigenartiger Nervenvorgänge oder aber als die Wirkung eines irrtümlichen Denkens hingestellt werden; wer letzteres versucht, scheint dadurch sich als Psycholog zu verraten und dem Spott seiner „exakteren" und materialistischen Kollegen preisgegeben zu sein, während, wer nach ersterem greift, dadurch als Physiolog den vielgepriesenen Standpunkt moderner Naturwissenschaftlichkeit zu bekennen scheint. Und wer gar in solchen Fragen, die noch dazu grundlegend für späteren Überbau sein dürften, nicht nur mit Urteilstäuschungen und dergleichen, sondern mit dem Begriff des Unbewußten, z. B. mit unbewußten Schlüssen operierte, der würde anscheinend von Naturforschern wie Helmholtz als ein kaum ernst zu nehmender Lustikus betrachtet werden.

In der That ist es jedoch fast gerade umgekehrt. Kein anderer als Helmholtz war es, der eine mannigfaltige Gruppe von Thatsachen unserer subjektiven Gesichtswelt, die anders sind, als nach den äußeren Anlässen zu erwarten wäre, als Ergebnisse eines rein geistigen Irrtums, als Urteilstäuschungen hinstellte; und vornehmlich Philosophen sind es, die, seinem hierin gewichtigsten Gegner Ewald Hering folgend, in diesen Erscheinungen Produkte einer veränderten Thätigkeit des zugehörigen Nervenapparates sehen. Daß uns ein mittelgroßer Mensch neben einem Riesen klein, neben einem Zwerge groß erscheint, das allerdings ist wohl unbestritten Sache eines Irrtums in unserer Beurteilung; das Bild, das die Netzhaut des Auges von jenem mittelgroßen Menschen empfängt, bleibt als solches, als physiologische Thatsache, unverändert. Nun findet aber Helmholtz das Gleiche wie in diesem Fall wieder bei der Thatsache, daß uns z. B. ein Streifen von mittelgrauer Farbe auf oder neben weißem Grund viel dunkler vorkommt, als wenn er sich von einem schwarzen Grund abhebt; es sei dies eine Urteilstäuschung. Der Streit dagegen und die Verteidigung dieses Standpunktes, sowie das Hin und Wider in einer großen Menge verwandter Fragen füllen einige der anziehendsten Blätter modernen Geisteskampfes, und es macht den Eindruck, als hätten sich die Gegner des großen Physiologen in ihrer Verengerung der Grenzen des psychischen Lebens durch mehrere Kreuzexperimente, die auf eine möglichst scharfe Weise angestellt sind, aussichtsreiche Vorteile verschafft. Die Hoffnung, daß Helmholtz nun noch genauer auf die Positionen der Gegner eingehen werde, ist mit seinem Tode dahin — zu nicht geringerem Leid seiner sachlichen Bekämpfer als zu dem seiner Mitstreiter.

Ähnlich wie in der physiologischen Optik erging es Helmholtz in der physiologischen Akustik. Auch hier kann man sagen: er war der erste, der in bisheriges Dunkel ein strahlendes Licht gebracht hat, der tragfeste Grundlagen gelegt und das Ganze in wohlthuender und aussichtsreicher Übersichtlichkeit zusammengefaßt hat. Es wäre verwunderlich, wenn die Weiterführung seiner Arbeiten nicht über ihn hinausginge; und in der That dürfte manche seiner Aufstellungen, wie die Klärung des Begriffes Klangfarbe, die Begründung des Wohlgefallens an Harmonie und des Mißfallens an Disharmonie u. a. im Fortschritt der Tonpsychologie, wie sie zunächst auf den eigenen Schultern von Helmholtz vorzüglich von Karl Stumpf begonnen worden ist, in andere Problemlösungen aufgehen. Wie wenig hier mit einem kurzen Ja und Nein zu erreichen ist, zeigt der Umstand, daß trotz des annähernden Menschenalters, das seit der Eröffnung der physiologischen Akustik

durch ihren nun toten Hauptvertreter verschlossen ist, die Akten gerade über jene grundsätzlichen Fragen noch lange nicht geschlossen sind, weshalb auch wir von ihnen absehen müssen.

Noch eine reiche Fülle der dankenswertesten Beiträge zur Pilosophie entzieht sich ebenfalls beinahe unserer bloßen Andeutung. Unvergessen muß es dem großen Forscher bleiben, daß er — zumal in jener Rede über die Wahrnehmungsthatsachen — die Begriffe der Wirklichkeit und der Ursache über die gewöhnlicheren Auffassungen hinausgehoben und als Meister der Naturforschung auf den Gedanken des „Gesetzlichen" zurückgeführt hat. Dieses eben, das wir als ein unabhängig von unserem Vorstellen bestehendes, als das hinter dem Wechsel ursprünglich Bleibende und Bestehende anerkennen, nennen wir „Ursache" und, sofern es auf uns einwirkt, das „Wirkliche", mit seinen Unterschieden gegenüber ähnlichen Begriffen wie Substanz u. s. w. Diese Dinge sind nun in Helmholtz' Hand keine bloßen Specialerörterungen, sondern führen uns in wenigen Schritten zu den großen Fragen, an denen wir allgemein interessiert sind. Er wendet seinen so wohlgeformten Kausalbegriff auch auf das an, was man Eigenschaft oder Qualität eines Dinges nennt, und was schließlich nichts anderes sei als seine Fähigkeit, auf andere Dinge gewisse Wirkungen auszuüben. Unter diesen anderen Dingen, von deren Natur jede Wirkung mit abhängt, treten namentlich unsere Sinnesorgane hervor. Dadurch verbietet es sich, diese Wirkungen, wie z. B. die Farben, das Licht, bloß als „leeren Schein" zu betrachten (im Gegensatz zu dem „täuschenden Schein" durch Vertauschung der normalen Ansicht eines Objektes mit der eines anderen); aber auch, nach Eigenschaften z. B. des Lichtes zu fragen, die ihm an und für sich zukämen, und die in der Empfindung des Auges wieder dargestellt werden sollten. Solche Eigenschaften wären ein Widerspruch, die Übereinstimmung der Empfindungen mit der äußeren Wirklichkeit eine falsche Problemstellung. Wohl aber dürfe die Frage nach etwaiger vollkommener Übereinstimmung der Gesetzlichkeit unserer subjektiven Welt mit der Gesetzlichkeit der Naturordnung gestellt und bejaht werden. Und dann hindert uns nichts, von einer Einwirkung der Außenwelt auf uns, im Sinn der sogenannten realistischen Hypothese, von einem Wachen, das uns Schritt für Schritt von der gesetzmäßigen Naturordnung abhängig hält, ganz abzusehen und alles, was wir erleben, als ein in sich beschlossenes Träumen, im Sinn der sogenannten idealistischen Hypothese aufzufassen. Helmholtz behauptet ausdrücklich, trotz der Einfachheit jenes Realismus, und wie außerordentlich brauchbar und fruchtbar als Grundlage für das Handeln er auch sei, nicht zu sehen, „wie man ein System selbst des extremsten subjektiven Idealismus widerlegen könnte, welches das Leben als Traum betrachten wollte. Man könnte es für so unwahrscheinlich, so unbefriedigend wie möglich erklären ... aber konsequent durchführbar wäre es; und es scheint mir sehr wichtig, dies im Auge zu behalten."

So weit Helmholtz. Allein noch weiter gehen die Folgerungen daraus und zugleich aus seiner so weit und tief durchgreifenden Entdeckung des Gesetzes von der Krafterhaltung. Kann denn überhaupt nach diesem Gesetz, so fragt man, aus der vom Naturforscher als gesetzlich betrachteten Körperwelt irgend eine Wirkung herübergreifen in unsere zweite, die seelische Welt? Wenn das möglich wäre, dann müßte ja dort eine vorhandene Kraft verschwinden oder, wenn sie drüben erhalten bleiben soll, außerdem noch ein Plus aus Nichts bekommen, um hier etwas auszurichten. Ebenso umgekehrt: von hier könne nichts hinüberwirken, weil dadurch dort entweder die vorhandene Kraftsumme vermehrt würde, oder, wenn sie gleichbliebe, diese Einwirkung in nichts zerrinnen, gar keine mehr sein würde. Also sei überhaupt nicht an Kausalität zwischen Materiellem und Geistigem zu denken; die beiden Welten, mit denen sich der alte philosophische Dualismus von Leib und Seele so viele Vermittelungsmühe gegeben, laufen wie zwei trostlose Parallelen nebeneinander her — draußen die Wirklichkeit, die dann nach Helmholtz selbst gar keine wäre, drinnen der Traum, aus dem es kein Erwachen giebt. Und da eine solche Doppelwelt erst recht unwahrscheinlich wäre, sei es besser, sie gleich gar nicht als

eine Doppelwelt, sondern von vornherein als eine einzige zu fassen, die nur, je nachdem man sie betrachtet, als Geistes- oder als Körperwelt erscheint, immer jedoch nur eine und dieselbe dem Wesen nach. Diese Deutung ist der auch nicht mehr neue, aber häufig auf Helmholtz gestützte und neu verfochtene Monismus, viel gefeiert als die dem modernen naturforschlichen Denken eigentümliche Weltanschauung, und in gewichtiger Weise gerade an dem Punkt bekämpft, wo er sich auf das Krafterhaltungsgesetz stützt, das nach gegnerischer Meinung hier gar nicht richtig benutzt worden sei. Wie Helmholtz selbst über diesen Streit dachte, mag uns sagen, wer all seinen Äußerungen gefolgt ist; was wir im vorigen von seinen philosophischen Gedankengängen, insonderheit von seiner Ansicht der Empfindungen als letzter Ergebnisse der Eigenschaften äußerer Dinge angeführt, könnte allein schon als eine Gegnerschaft gegen diese Folgerungen betrachtet werden.

Wir kehren zum Anfang zurück. Als der erfolgreiche und darin so bescheidene Naturforscher war Helmholtz immer darauf bedacht, sein Reich der materiellen, mechanisch zu erklärenden Welt scharf abgegrenzt zu halten. Er schob vieles daraus hinweg, was andere lieber drinnen ließen. Aber das war nur wiederum eine neue Betonung der Grenzen. Für eine Fusion mit dem Nachbarreich oder für eine Identifizierung der beiden Reiche war er zu sehr gewohnt, seine Heimat mit heimischen Augen zu schauen. Und die Art dieses Schauens war die wohlbewährte Erfahrung, d. i. eine Erwerbung dessen, was man noch nicht hat, aus einem Vorrat her, auf den sich der eine Erfahrung Suchende verlassen kann. Nichts wollte Helmholtz von Haus aus haben, nichts geschenkt bekommen, alles erarbeiten. Daraus erklärt sich auch seine uns erst wunderlich dünkende Verlassung der Physiologie zu gunsten des Psychologischen. Denn zu einem fertigen Besitz genügt Körperliches, zu einem selbständig festgehaltenen und verarbeiteten Erwerb, d. i. zu Erfahrung, gehört Geistiges. Nur die Seele vermag uns erfahren zu machen; und darum wurde der große Empiriker, wie wir gesehen, erst ein Empirist und dann als solcher ein Psycholog, der wie nicht bald ein zweiter so tausendfältige Keime auf einen fremden, unangetasteten Boden ausgesäet hat. Ehre seinem Gedenken auch hier!





# Frau Helena.

Erzählung
von
**Emil Ubl.**

Wenn ihr wüßtet, was ich weiß, ihr würdet wenig lachen und viel weinen.
Mohammed.

Ein praktischer Arzt in einer großen Stadt ist immer ein bedauernswertes Geschöpf. Hat er nichts zu thun, so kann er nach allen Regeln der Kunst hungern; hat er viel zu thun, so ist er ein Sklave seiner Patienten, und dann geht es ihm manchmal schlimmer als einem Haushund, den man mindestens bei schlechtem Wetter, wie das Sprichwort sagt, nicht aus dem Hause jagt.

Mehr als die Hälfte der Ärzte unserer Residenz an der blauen Donau gehört zu einer dieser beiden Kategorien, natürlich die Mehrzahl zu den ungünstig Bedachten. Ich selbst gehöre, obwohl noch nicht lange in die Praxis getreten, zu den besser Situierten.

So viel von mir, um mich dem Leser vorzustellen.

* * *

Es war ein sehr unangenehmer Dezember-Abend des Jahres 188*. Es hatte stark gefroren, daher gab's trotz der Hausmeister viel Glatteis auf den Trottoirs unserer Residenz; soeben begann es auch zu schneien, und zu allem Überflusse blies der Kahlenberger Wind aus vollen Backen von oben herunter und warf einem die Flocken ins Gesicht.

Die Gasflammen waren angezündet, als ich aus einem Hause der Lederergasse trat, in dem ich einen Krankenbesuch absolviert hatte. Ich versuchte unter dem Hausthor meinen Regenschirm zu öffnen, was mir trotz des Windes schließlich gelang, und warf mich dann, den Regenschirm gegen den Wind vor mich hinhaltend, dem Sturm und Regen entgegen, um meine unweit gelegene Wohnung in der Laudongasse zu erreichen. Ich war heute zufällig früher mit meinen Besuchen fertig geworden und sehnte mich nach Ruhe und einem warmen Zimmer.

Plötzlich prallte ich an eine Person an, und zwar so heftig, daß ich sie beinahe umstieß und ihr ein in der Hand getragenes Paket auf den Boden warf.

Ich beeilte mich, es aufzuheben und unter vielen Entschuldigungen der im Dunklen stehenden Person zurückzustellen. Jetzt be-

merkte ich erst, daß ich eine kleine Dame vor mir hatte. Sie wendete ihr bisher im Schatten gebliebenes Gesicht mir zu, und beim Scheine eines aus den gegenüberliegenden Fenstern herüberstrahlenden Lichtes sah ich ein wunderhübsches blasses Antlitz vor mir, mit sehr dunklen Augen, die mich etwas erstaunt anblickten.

Ohne mir eine Antwort zu geben, nahm die Dame mit halbem Lächeln das Paket samt meinen Entschuldigungen in Empfang und war im Begriffe, weiter zu gehen.

Ich wollte ein Gleiches thun, als ich bemerkte, daß sie, obwohl recht elegant gekleidet, keinen Regenschirm hatte. Ich kehrte sofort wieder um und frug die Weiterschreitende, ob es mir erlaubt sei, ihr meinen Schirm und meine Begleitung anzubieten, sie nach Hause zu begleiten.

Darauf wurde mir die Antwort im reinsten Lichtenthaler Dialekt: „No ja, warum denn nöt!"

Sehr unangenehm überrascht, aus so hübschem Munde eine so gemeine Sprache zu hören, bedauerte ich, meine Liebenswürdigkeit so weit getrieben zu haben. Halb als Reminiscenz schlechter Junggesellen-Gewohnheiten eines Wiener Kindes, halb aus Gutmütigkeit wollte ich jedoch meinen Antrag nicht zurückziehen, obwohl mir sofort der Gedanke aufstieg, daß ich eine jener vielen Unglücklichen vor mir haben könne, wie sie die Straßen jeder Großstadt zur Abendzeit bevölkern. Allein die Dame, oder sagen wir das Mädchen (für ein solches hielt ich sie), schien so nett, ihr Gesichtchen so reizend, daß ich meinen Skrupel vergaß, ihr meinen Arm bot und, ohne ein Wort zu sprechen, weiterschritt, indem ich ihr die Führung überließ. Der Sturm hatte übrigens zugenommen, so daß beim Pfeifen des Windes, dem Klappern der Laternen und dem Rasseln der Wagen von einer Konversation während des Gehens nicht die Rede sein konnte. Wir waren so nun einige Gassen weiter gekommen, als meine Begleiterin bei einem Hausthore stehen blieb, sich mir zuwendete und sich mit den Worten: „Bin schon zu Hause, danke für die Begleitung!" unter der unbeleuchteten Thorhalle von mir verabschieden wollte. Das klang alles trotz der ordinären Sprache so ganz anständig und natürlich, daß ich — ungeachtet der mit der Sprechweise in argem Mißverhältnisse stehenden eleganten Kleidung — meinen häßlichen Verdacht wieder schwinden fühlte.

„Sie sind natürlich eine Wienerin?" frug ich, um doch irgend etwas zu sagen, die noch vor mir Stehende.

„Ich eine Wienerin?" lachte sie plötzlich auf, „nein!"

„Woher sind Sie denn?" frug ich weiter.

„Die deutsche Sprach hab ich in Pest erlernt," sagte sie, „ich bin eine Türkin!"

„So! guten Abend!" erwiderte ich und kehrte beleidigt der kleinen Person den Rücken. Sie hatte mich nach hiesiger Art offenbar foppen (der Wiener sagt frozzeln) wollen. Dieser an sich vielleicht harmlose Scherz klang mir aber so gemein und roh, daß ich mich tief empört fühlte und über meine schlecht angebrachte Galanterie nicht wenig ärgerte.

Sogleich reagierte auch die bisher latent gebliebene Moral in mir. Wie konnte ich, ein Ehemann von kaum zehn Monaten, mich so vergessen, einer unbekannten Weibsperson (nicht mehr Dame!) in der Dunkelheit des Abends den Arm zu bieten, um so mehr, als besagte Weibsperson allem Anschein nach für einen Mann meiner Erfahrung von etwas zweifelhaftem Charakter sein mußte. Ein wahres Glück, daß meine Marie gegenwärtig in Brünn bei ihrer Mutter weilte; ich hätte ihr nicht ruhig ins Gesicht sehen können.

Ich ging rasch weiter. Als ich nach Hause kam, fand ich anstatt eines warmen Winkels neben dem Ofen wieder eine Aufforderung zu einem Krankenbesuche vor. Der Fall war diesmal ernst und ich kam erst nach Mitternacht müde und abgespannt nach Hause. Dieser Umstand und die Gefahr, in welcher der mir persönlich befreundete Kranke schwebte und die meine ganze Aufmerksamkeit für längere Zeit in Anspruch nahm, waren Ursache, daß ich mein Abenteuer, wenn man eine solche Begegnung überhaupt ein Abenteuer nennen darf, vollkommen aus dem Gedächtnisse verlor.

Einige Wochen später, am Schlusse meiner Ordinationsstunde, ließ sich eine Frau bei mir melden. Ich bat sie, einzutreten. Eine dicht verschleierte, elegant gekleidete

Dame trat zu mir ins Ordinationszimmer. Ich ersuchte sie Platz zu nehmen, worauf sie sich auf einen Stuhl niederließ und den Schleier zurückschlug.

Siehe da! Das schöne Gesichtchen meines in Vergessenheit geratenen Abenteuers von letzthin lächelte mir freundlichst entgegen. Die kleine Person war bei hellem Tageslicht womöglich noch reizender, als sie mir damals beim Scheine der Gasflammen erschienen war. Nichtsdestoweniger frug ich sie ziemlich kühl: „Sie wünschen?“ worauf die Kleine mir im nämlichen Tonfall eine ziemlich lange Geschichte zu erzählen begann, der ich anfangs entschieden keinen Glauben schenkte. Meine moralische Situation als Ehemann einer jungen und auch hübschen Frau (obgleich meine Marie mit der vor mir Sitzenden keinen Vergleich aushalten konnte) panzerte mich gegen die Verführungen dieser neuen Circe, welche offenbar mit der gefährlichen Absicht, mich in meiner eigenen Wohnung zu verzaubern, zu mir gekommen war.

Die Kleine merkte zum Glück von alledem nichts; weder von meiner sittlichen Entrüstung, noch von meiner Kühle, noch von meiner prononcierten Zurückhaltung. Sie plauderte ruhig darauf los, wobei sich trotz ihres schauderhaften Dialektes doch unverkennbar ein fremdartiger, undeutscher Accent bemerkbar machte.

Sie erzählte mir ungefähr folgendes: Sie sei die Frau eines türkischen Militärarztes, der sich zur Auffrischung und Ergänzung seiner medizinischen Kenntnisse in Wien befände. Sie lebe schon über ein Jahr da, allein sehr zurückgezogen, da ihr Mann tagsüber im Spitale beschäftigt sei, es auch nicht liebe, wenn sie allein das Haus verlasse.

Seit einiger Zeit fühle sie sich unwohl, habe aber zu den medizinischen Kenntnissen ihres Mannes kein Vertrauen. Ich sei ihr seit dem ersten Zusammentreffen öfters begegnet, meine Erscheinung habe ihr Vertrauen gewonnen; sie habe in Erfahrung gebracht, daß ich ein viel beschäftigter Arzt sei, meine Adresse erforscht, und nun bitte sie um meinen ärztlichen Beistand. Ich müsse ihr jedoch gestatten, behufs ihrer Behandlung zu mir zu kommen, da sie nicht wünsche, daß ihr Mann von ihrem Unwohlsein etwas erfahre.

Diese Geschichte schien mir ganz hübsch ersonnen. Die kleine Abenteurerin hatte es entschieden auf mich und meinen Geldbeutel abgesehen. Das war doch sonnenklar und schändlich zugleich. Wenn ich aber wieder in ihre guten und merkwürdig melancholisch blickenden Augen sah, wozu mir ihre langatmig vorgetragene Geschichte mit allerhand nicht zur Sache gehörigen Abschweifungen genügend Zeit ließ, so wollte mir ihr feines und decentes Exterieur mit einer solchen moralischen Verworfenheit gar nicht zusammenstimmen.

Ihr Äußeres machte einen durchaus anständigen Eindruck, wozu eine peinliche Nettigkeit, die sich bis auf Handschuhe und Schuhwerk erstreckte, auch das Ihrige beitrug.

Aber ihre Sprache, ihre gemeine Ausdrucksweise? Wie reimt sich das zusammen?

Ihr meine ärztliche Hilfe zu verweigern, lag eigentlich kein Grund vor, obwohl mir der Gedanke, mit dieser trotz alledem zweideutigen Person vielleicht in längeren Verkehr treten zu müssen, unangenehm war.

Indessen erwartete sie ruhig meine Antwort, ließ dabei neugierig ihre Blicke im Zimmer herumspazieren. Ein arabischer Waffenständer mit alten Gewehren, Säbeln und Pistolen dekoriert, worunter sehr viele türkischen Ursprungs — eine Erinnerung an meine Teilnahme an der bosnischen Occupation —, schien ihr besonders ins Auge zu fallen, denn immer kehrten ihre Blicke dahin zurück.

Mein Stillschweigen schien ihr endlich etwas zu lange zu dauern, obgleich sie von meinem ihr nicht schmeichelhaften Gedankengange sicherlich keine Ahnung haben mochte. Endlich öffnete sie ihre Lippen und sagte: „No?“

Diese echt wienerische Art zu fragen, brachte mich wieder zur Besinnung. Ich bin am Ende doch zuerst Arzt und dann erst Ehemann, redete ich mir heuchlerischerweise ein, und frug sie kurzweg: „Was fehlt Ihnen eigentlich?“

Die etwas konfuse Erklärung ihres Unwohlseins ließ mich auf eine jener unzähligen Krankheiten schließen, mit denen unsere arme Frauenwelt geplagt wird; um über ihren Zustand jedoch ins klare zu kommen, mußte selbstverständlich eine Untersuchung voraus-

geben, die ich ihr vorschlug und die sie annahm. Das Resultat derselben bestätigte meine Vermutung, gab mir aber auch gleichzeitig die Überzeugung, daß meine kleine Patientin das schönste Modell einer jungen Eva war, wie es auch die reiche Mutter Natur nur in Augenblicken sehr guter Laune hervorzubringen im stande ist.

Da ihr Leiden noch wenig fortgeschritten und bei entsprechender Sorgfalt leicht und in nicht zu ferner Zeit zu beheben war, versprach ich der kleinen Frau, sie sofort in Behandlung zu nehmen. Ich gab ihr die nötigen Ordinationen mit der Weisung, mich nach einigen Tagen wieder zu besuchen.

Sie sah sich nochmals im Zimmer um, wobei ihr Blick wieder am Waffenständer haften blieb, dann legte sie ein Couvert auf meinen Schreibtisch, nickte mir freundlich zu und ging.

Neugierig, was die kleine Frau mir hingelegt, öffnete ich das Couvert sofort und fand ein Zwanzigfrankenstück in Gold. Oho, dachte ich mir, so generös! Das sind wir von unseren Landsmänninnen gar nicht gewöhnt. Daß ich eine halbe Stunde früher für meinen Beutel gefürchtet, war mir mittlerweile vollständig entfallen. Es sei hier nebenbei bemerkt, daß ich trotz meines Protestes auch für jeden weiteren Besuch meinen Napoleonsd'or erhielt. In Konstantinopel müsse man auch so viel zahlen, meinte sie kurz.

Von nun an kam sie zuerst meiner Weisung gemäß immer in Zwischenräumen von wenigen Tagen, später täglich, jedoch immer erst gegen Ende der Ordinationsstunde, wo sie jeden vorließ — also immer die Letzte bei mir eintrat. Sie wurde von Tag zu Tag gesprächiger, mitteilsamer, auch, wie mir schien, zusehends heiterer. Da mir ihr Jargon zu antipathisch war — ich mußte immer an Goethes Walpurgisnacht denken: „Ach, mitten im Gesange sprang ein rotes Mäuschen ihr aus dem Munde!" — so konversierten wir nach beiderseitigem Übereinkommen nur französisch, welche Sprache sie viel besser zur Verfügung hatte als ihr sonderbares Deutsch. Ob ihre französische Ausdrucksweise für elegant gelten konnte, dies zu beurteilen, genügte das mir zugemessene Maß dieser Sprache, trotz eines zweijährigen Pariser Aufenthaltes, nicht.

Wir wurden sehr bald gute Freunde. Schon bei einem der nächsten Besuche wollte sie wissen, woher ich meinen türkischen Handschar hätte? Ich erzählte von meiner Anteilnahme an der bosnischen Occupation, meiner Dienstleistung im Spitale zu Sarajevo u. s. w. Sie hörte mir aufmerksam zu, dann trat sie zum Waffenständer, nahm den Handschar herab und zog die Klinge heraus; die türkische Inschrift darauf: „Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet," die mir in Foca ein Waffenschmied hineingeätzt hatte, entzifferte sie sofort. Plötzlich wendete sie sich gegen mich: „Können Sie mit dem Handschar auch fechten?" Ich erwiderte mit Nein. Da stellte sie sich in Positur, und mit blitzenden Augen begann die kleine Person mit dem schweren Handschar Schwingungen, Hiebe und Kreise zu schlagen, mit solcher Kraft, Sicherheit und Gewandtheit, daß ich mein Staunen nicht unterdrücken konnte.

„Es wäre ein Wagnis, sich mit Ihnen in einen Handscharkampf einzulassen," meinte ich, als sie endlich, ganz erhitzt, den Handschar wieder in seine Scheide steckte und an seinen Platz hing.

„Gewiß," sagte sie, indem ihr sonst freundliches Gesicht einen so wilden Ausdruck annahm, wie es kaum möglich schien, „gewiß, die Moskols haben es gespürt, daß ich die Waffen zu führen verstehe."

Mein Erstaunen über diese Worte, deren Sinn ich nicht sofort auffaßte, wuchs, wie sich der Leser denken kann. War diese kleine zarte Person eine Amazone, die Schlachtendonner nicht nur gehört, sondern auch aktiv an Kämpfen teilgenommen hatte?

Die Mitteilungen, welche mir die junge Frau noch an diesem und an späteren Tagen während ihrer oft Stunden dauernden Besuche über ihren Lebensgang, ihre Erfahrungen und Schicksale machte, erschienen um so bemerkenswerter, als es sich hier nicht um eine ältere abenteuernde Person, sondern um ein junges, kaum den Kinderschuhen entwachsenes Geschöpf von kaum zwanzig Jahren handelte.

Zwanzig Jahre! Was bedeutet dies Alter für ein Mädchen aus unseren Kreisen? Ein paar Bälle, ein paar Liebesbriefe, vielleicht ein abgebrochenes Liebesverhältnis. Mit

zwanzig Jahren hatte diese junge Frau mehr erduldet, erlebt, erlitten und ertragen, mehr erfahren, gehandelt und gethan als Tausende und Abertausende ihrer Schwestern in ihrer ganzen Lebenszeit.

Wie bei einer Ephemeride hatte sich in dieser kurzen Spanne Zeit die ganze Existenz dieses prächtigen und begabten Geschöpfes abgewickelt.

Das Schicksal dieser jungen Frau erschien mir wert, erzählt zu werden. — In den folgenden Abschnitten habe ich es versucht, aus ihren aphoristischen, des unmittelbaren Zusammenhanges entbehrenden Mitteilungen ein Lebensbild dieser merkwürdigen Person zu zeichnen, und wünsche nur, der Leser möge den vollen Eindruck dieser originellen Natur mit jener Stärke und Lebhaftigkeit mitempfinden und in sich aufnehmen, wie ihn der Schreiber dieser Zeilen noch heute in seinem Herzen trägt.

* * *

In einer der engsten und schmutzigsten Gassen des Griechen-Viertels Phanar in Konstantinopel betrieb ein griechischer Kaufmann ein Handelsgeschäft, welches dem äußeren Anscheine nach zwischen Trödelbude und Kaufladen die Mitte hielt. Dieser Kaufmann nannte sich in der angeborenen Bescheidenheit des alten Heldenvolkes, von welchem er abzustammen behauptete, Themistokles Tryphoxilos.

Den ganzen Tag saß dieser edle Grieche in seiner schmutzigen Fustanella, einen vor Schmutz farblosen Fes auf dem haarlosen Haupte, auf einem niederen Schemel, faul und bewegungslos, mit dem unvermeidlichen Tschibuk im Munde, im Vorderraum seines Hauses, dessen Aussehen als Reflexwirkung des Besitzers den Eindruck der größten Verwahrlosung und des gründlichen Verfalles machte.

Wenn ein Kunde ins Geschäft trat, pflegte sich Herr Tryphoxilos nicht zu rühren; den Verkauf seiner Waren besorgte ein alter, ebenso schäbig und schmutzig wie sein Herr aussehender Armenier. Man konnte übrigens nicht behaupten, daß die Ruhe des Herrn Tryphoxilos oft gestört wurde, das Geschäft einen übergroßen Zuspruch hatte; selten nur verirrte sich ein Käufer in diese Schmutzhöhle. Alle Räume des Hauses, soweit sie sichtbar und den Kunden zugänglich waren, dienten zur Unterbringung der heterogensten Gegenstände, deren Zweck und Gebrauch oft kaum zu erraten war. Alles schien vollgestopft mit Trödelkram. Tryphoxilos war jedoch nicht nur Trödler, sondern auch Kaufmann: dies bewiesen verschiedene Muster von Kaufmannswaren, vom Zucker und Kaffee bis zum Baumwollenstoff-Ballen und Kamelhaar-Teppiche, welche friedlich nebeneinander, allerdings nicht sehr malerisch arrangiert, die beiden Auslagefenster schmückten.

In die Hinterräume des ziemlich großen Hauses kam niemand; sie dienten ausschließlich nur der Familie des Herrn Tryphoxilos. Die Fenster dieser Räume sahen auf einen großen ungepflegten Obstgarten, der durch eine riesig hohe Mauer rückwärts abgeschlossen war. Eine kleine eiserne Thür in dieser Mauer stellte die Verbindung mit der daran stoßenden engen und schmutzigen Gasse her, welche unweit in eine kleine Einbuchtung des goldenen Horns ausmündete. Ein Stall, der eigentlich besser aussah als das Wohnhaus selbst, schloß sich an die Vorderfront des Hauses.

Ungeachtet des ersichtlich sehr mangelhaften Zuspruches von Kunden erfreute sich aber Herr Tryphoxilos unter seinen Landsleuten im Phanar des Rufes, ein sehr reicher Mann zu sein. Man erzählte sich in den Cafés und Schenken dieses ziemlich verrufenen Viertels von Konstantinopel, daß der schlaue Grieche eigentlich mit viel schönerer Ware gehandelt hatte und noch handle, als er in seinem Kaufladen auszustellen für gut fand. Sein eigentlicher Erwerbszweig sei der Frauen- beziehungsweise Mädchenhandel, und selbst in den Harem des Großherrn sollten schon einzelne besonders wertvolle Stücke dieser lebenden Handelsware gewandert sein.

Da diese Geschäfte in Konstantinopel zu den erlaubten gehören, war es eigentlich sehr auffallend, warum gerade Tryphoxilos sich dabei einer besonderen Heimlichkeit befleißigte. Der auch im Orient blühende Klatsch hatte sich zwar seiner Zeit dieses Gegenstandes bemächtigt, da aber nichts herauskam und

gegenwärtig dieser Geschäftszweig aufgegeben schien, so war dieser Klatsch wie jeder andere in Vergessenheit geraten. Tryphoxilos hatte sich übrigens dadurch nie anfechten lassen, ruhig tagsüber seine zahllosen Tschibuks geraucht und redelustigen Kunden immer nur spärliche Erwiderung gegönnt; Anspielungen auf seinen geheimen Menschenhandel ließ er immer unbeantwortet.

Herr Tryphoxilos besaß, wie wir früher bemerkten, nicht bloß ein Handelsgeschäft, sondern auch eine Familie. Über die Herkunft seiner Frau kursierten ebenfalls die verschiedensten Gerüchte. Die einen erzählten, sie sei eine georgische Sklavin von ungewöhnlicher Schönheit gewesen, die der Grieche als Handelsware übernommen und dann für sich behalten habe; andere erzählten, sie sei eine Odaliske aus dem Harem des Sultans selbst gewesen, die dem Griechen zum strafweisen Verkauf übergeben worden sei, dieser aber dann für sich behalten habe. Waren die Leute darüber nicht einig, so waren sie es aber in dem Punkte desto mehr, daß Frau Tryphoxilos eine ganz abnorme Schönheit gewesen sein sollte. Was darin Wahres lag, wußte niemand, da Herr Tryphoxilos selbst niemals über seine Familie sprach, seine Frau nie ausgehen ließ und niemand in seinem Hause sah.

Bekannt war sie also eigentlich niemandem; zur Zeit aber, wo diese Erzählung anhebt, war Frau Tryphoxilos schon viele Jahre unter der Erde.

Herr Tryphoxilos hatte seine Frau bis zu ihrem Lebensende hinter Schloß und Riegel gehalten, er hatte hierzu wahrscheinlich seine guten Gründe; gegen seine Kinder — Töchter — war er desto nachsichtiger und ebenfalls aus guten Gründen, wie wir es bei diesem Biedermann annehmen müssen.

Er hatte deren drei: die älteste, Anastasia, war eben achtzehn Jahr; die zweite, Euphemia, siebzehn Jahr alt; beide schlank und hoch gewachsen und, eine Seltenheit für ihren Stamm, dunkelblond und blauäugig; die jüngste, Helena, war erst vierzehn Jahr alt, ein kleines zartes Geschöpf, dunkelhaarig und dunkeläugig, das Ebenbild ihrer georgischen Mutter, wie es hieß. Trotz ihrer zarten Formen neigte die kleine Helena zu einer gewissen Fülle, auch ein Erbteil ihrer Mutter, was ihre Gestalt noch kleiner erscheinen ließ, als sie wirklich war.

Um für die Erziehung der mutterlosen Kinder etwas zu thun, nahm Herr Tryphoxilos etliche Jahre nach dem Tode seiner Frau eine Gouvernante ins Haus, Mademoiselle Martin, eine ehemalige Cirkusreiterin aus dem Pariser Hippodrom, welche als Freundin eines Gesandtschafts-Attachés ihr altes Handwerk aufgegeben und vor Jahren mit ihrem Freunde nach Konstantinopel übersiedelt war.

Die drei schönen Schwestern lernten von ihr nicht viel mehr als ein mit vielen Cirkusausdrücken gespicktes Französisch und ein bißchen Klavierklimpern, vornehmlich Operettenmusik, dafür aber — Reiten. Letztere Kunst übertrug Mademoiselle Martin im Einverständnis mit ihrem Gebieter mit ebensoviel Eifer als Erfolg auf ihre Pflegebefohlenen, so daß zur Zeit, als unsere Erzählung beginnt, die zwei älteren Schwestern — die jüngste Helena wurde noch nicht mitgenommen — in ganz Konstantinopel als vorzügliche Reiterinnen und berühmte Promenade-Erscheinungen bekannt waren, wo sie nach der neuesten Mode gekleidet, sehr gut beritten, häufig in Begleitung ihrer Duenna erschienen. Es liegt nahe, daß so schöne Mädchen bald die Augen aller fränkischen Elegants und orientalischer Effendis auf sich ziehen mußten; der Ruf des außerordentlichen Reichtums, in dem sich Tryphoxilos befand, half den Bewerbern über etwaige Bedenken hinweg, sich einen so schmierig aussehenden, trotz seines Geldes allenthalben im zweifelhaftesten Geruche stehenden Schwiegervater anzuschaffen. Als jedoch die kühnen Versuche einiger Gesandtschafts-Attachés, an die zwei Schönheiten heranzukommen, ebenso erfolglos scheiterten wie die Unterhandlungen griechischer und türkischer Heiratsvermittler, versuchte es nur selten jemand, natürlich immer ohne Erfolg, der Schwiegersohn des reichen Griechen zu werden.

Zur Ehre von Mademoiselle Martin muß man übrigens erwähnen, daß keine spanische Duenna ihre Pflegebefohlenen schärfer und zugleich auch vernünftiger überwachen konnte, als sie es mit den drei Schwestern that. Die eigene schmerzliche Erfahrung mit der Wankelmütigkeit der Männerwelt, eine ge-

wisse daraus abdestillierte Rancune gegen die Männer, als Geschlecht betrachtet, veranlaßten Mademoiselle, ihren Schützlingen den möglichst schlechten Begriff, eine Art Abschen vor den Männern beizubringen, so daß die Mädchen sich vorläufig — die Natur hatte eben noch nicht gesprochen — leicht der strengen, im Orient übrigens gewohnheitsmäßigen Abschließung fügten. Da Herr Tryphoxilos zudem alle sonstigen Wünsche seiner Kinder, sie mochten noch so kostspielig sein, besonders in Toilettefragen, ohne Widerspruch erfüllte, so war vorläufig alles in Ordnung, und Friede und Einigkeit herrschte im Hause des Griechen.

Auf den Diwans ihrer reich, aber überladen ausgestatteten Wohnräume an der Hinterseite des Hauses herumliegen, dabei Cigaretten rauchen, Kaffee trinken, türkisches Zuckerwerk naschen, hier und da einen alten zerlesenen französischen Roman durchblättern — das Lesen gehörte nicht zur Geschmacksrichtung der Schwestern — bildete die Tagesbeschäftigung der jungen Damen, nur unterbrochen von den gemeinschaftlichen Stallbesuchen unter Führung der Gouvernante und Promenaderitten in der reizenden Umgebung von Konstantinopel, wo sie stets von zwei schwarzen Reitknechten begleitet und bewacht wurden.

Was der alte Grieche bei dieser merkwürdigen Erziehungsmethode, die den griechisch-nationalen Anschauungen und Gewohnheiten so ganz entgegen war, für Zukunftspläne im Auge hatte, blieb vorläufig eine offene Frage.

So lagen die Dinge, als plötzlich ein Mann, noch dazu ein fremder, in diesem so streng abgeschlossenen Hause Zutritt erhielt, zum allgemeinen Erstaunen der ganzen Nachbarschaft, die sich in Konstantinopel gerade so wie anderwärts mit den Angelegenheiten ihres lieben Nächsten mit Vorliebe beschäftigt.

Wie der Fremde ins Haus gekommen, woher seine Bekanntschaft mit Herrn Tryphoxilos stamme, waren ebensoviele unbeantwortete Fragen, die sich die freundlichen Nachbarn stellten, ohne eine Antwort dafür zu finden. Plötzlich war er auf der Bildfläche erschienen, saß ganze Stunden neben Herrn Tryphoxilos, rauchte ebenso zahlreiche Tschibuks und trank ebenso zahlreiche Tassen des unvermeidlichen Kaffees wie dieser, ohne sich je nach der dritten „Hinauswurftasse“ zu entfernen.*

Der alte Grieche blieb bei diesen Kaffeesymposien stets einsilbig und wortkarg; die Kosten der türkisch geführten Konversation trug allein der Fremde, der übrigens diese Sprache ziemlich geläufig zu brauchen wußte. Woher nun diese plötzliche Freundschaft? Oder war es keine Freundschaft, sondern nur eine zufällige Interessengemeinschaft, die beide zusammenführte? Die Blicke, welche Herr Tryphoxilos seinem Besucher zuwarf, wenn er sich unbeachtet glaubte, waren nichts weniger als freundlich. Wenn sich der Fremde aber nach einem solchen Plauderstündchen endlich entfernte, so erlebte man das merkwürdige Schauspiel, wie der alte Tryphoxilos, in seiner Thür stehend, dem sich verabschiedenden Besuch mit wütenden Blicken nachstarrte, die Fäuste ballte und ihm eine Unzahl jener Kernflüche nachschickte, an denen die moderne griechische Sprache so reich sein soll.

Mit diesem interessanten Fremden müssen wir den Leser nun bekannt machen. Sein Äußeres war weder lieblich, noch Vertrauen erweckend. Fränkisch gekleidet, jedoch mit einem schmierigen Fes bedeckt, repräsentierte der Doktor der gesamten Heilkunde Herr Leo Schwarzkopf aus Budapest den Typus eines Israeliten polnischer oder ungarischer Herkunft.

Als Sohn eines armen Pfandleihers in Budapest hatte er eine lange Leidensschule harter Entbehrungen hinter sich. Sein Vater hatte kein Glück! Das Geschäft eines Pfandleihers, welches in der Regel seinen Mann nähren soll, hatte den Vater Leib Schwarzkopf trotz aller Bemühungen auf keinen grünen Zweig gebracht. So mußte sich der junge Schwarzkopf wörtlich genommen durchs Leben hungern. Auch das Familienleben war gar nicht nach den jüdischen Traditionen, wo man die Kinder in der Regel verzärtelt. Der durch unglückliche Spekulationen und sonstige Verluste verbitterte Vater war kein freundliches Familien-

* Die dritte Kaffeetasse, die man im Orient dem Besucher serviert, soll für diesen ein Zeichen sein, daß man die Beendigung des Besuches wünscht.

haupt, für alle Geldverluste mußte der Bub mit seinem Rücken herhalten.

Der junge Leo war sonst ein recht begabtes Kind und zeigte früh schon ein besonderes Sprachentalent, als er, von den Glaubensgenossen seines Vaters unterstützt, in das Stadtgymnasium eintrat, um sich durch dasselbe durchzubetteln. Was die moralische Qualifikation des jungen Menschen anbelangt, so war diese, dank dem guten Beispiel, welches er bei seinem Vater fand, und vielleicht auch auf angeborenen Trieben fußend, die möglichst schlechte. Schon in den Knabenjahren verwechselte Leo sehr gern Mein und Dein, indem er gelegentlich Razzias unter den Pfändern seines Vaters unternahm. Das illegale Taschengeld, welches er sich dadurch verschaffte, vergeudete er dann in schlimmster Weise. Kam sein Vater hinter solch einen Diebstahl, so erhielt der Junge zwar eine tüchtige Tracht Prügel, aber daraus machte er sich wenig; er schüttelte sie ab wie ein nasser Pudel das Wasser.

So finden wir den jungen Schwarzkopf später als Student der Medizin an der Pester Universität, wo er seine vom Gymnasium her gewohnte Hungerkur fortsetzte. Nach vier ohne Prüfung absolvierten Semestern las unser Äskulap zufällig eine Ankündigung am schwarzen Brette der Universität, nach welcher absolvierte Mediziner unter guten Bedingungen in der türkischen Armee Aufnahme finden konnten.

Leo, dessen Selbstbewußtsein stets im umgekehrten Verhältnisse zu seinen Kenntnissen stand, sah es als ganz selbstverständlich an, daß er nach vier durchgeschwindelten Semestern schon eine ganz genügende Qualifikation für einen türkischen Militärarzt besitze, und war sofort mit sich einig, seine Person und sein Wissen dem türkischen Kriegsministerium zur Verfügung zu stellen; was ihm an praktischer Befähigung und Wissen abging, glaubte er reichlich durch angeborene Unverschämtheit und Schlauheit ersetzen zu können. Auf krummen Wegen verschaffte er sich vor allem eine Reihe von nicht auf seinen Namen lautenden Zeugnissen, welchem Mangel durch geschickte Radierung und andere Federkünste abgeholfen wurde; auch ein Doktordiplom wußte sich Leo auf ähnliche Weise zu verschaffen, da ja ohne diesen Behelf kaum auf eine Realisierung seiner Pläne gedacht werden konnte. Unterschiedliche für einen praktischen Arzt notwendige und nützliche ärztliche Instrumente, Bestecke u. s. w., welche geldbedürftige Ärzte bei seinem Vater in Versatz hatten, vollendeten, allerdings ohne Einwilligung der Besitzer und seines Vaters, die Ausrüstung des türkischen Medizinalvolontärs. Nachdem er sich noch mit einigen alten Rezeptiertaschenbüchern versehen hatte, hielt sich unser Leo Schwarzkopf für fertig und zu jeder ärztlichen Konkurrenz, meinetwegen auch mit seinen eigenen Professoren geeignet. Eine Bettelrundreise bei seinen Glaubensgenossen, bei denen er vorgab, als Krankenpfleger in ein Spital der Alliance israélite nach Konstantinopel gehen zu wollen, verschaffte ihm das nötige Reisegeld; das Weitere traute er sich schon selbst zu. So fuhr der junge Leo Schwarzkopf eines Morgens als Passagier letzter Klasse auf einem Dampfboote nach der unteren Donau mit voller Sicherheit und Überzeugung, im großherrlichen Staate seine Zukunft zu finden; einige Wochen später war er wirklich in Konstantinopel.

Wer mit staatlichen Würdenträgern in der Türkei vom Zaptieh (Gendarm) bis zum Mussetarif oder Pascha von drei Roßschweifen je zu thun hatte, wird wissen, daß für jeden, der von diesen Herren etwas haben — nicht geben — will, Geduld und nochmals Geduld ein Haupterfordernis ist, falls die Mittel für entsprechenden Backschisch zur Beschleunigung der Wünsche fehlen.

Es war Leo Schwarzkopf vorbehalten, diese Erfahrung in Konstantinopel zu machen, und er machte sie gründlichst. Mit Hilfe seines Zehrpfennigs ziemlich anständig gekleidet und mit halbwegs reiner und ganzer Wäsche ausgestattet, gelang es ihm, eine Audienz im Seraskierat zu erlangen. Wieviel an Backschisch schon dabei aufging, bis er zum Angesichte dieses hohen Würdenträgers vordrang, wollen wir nicht berechnen. Frech und unverschämt übergab er seine gefälschten Ausweise und Zeugnisse, welche auf einen echt ungarischen Namen lauteten, und erhielt dafür die gnädige Zusicherung, daß seine Bitte demnächst berücksichtigt würde, er möge sich nur ehestens mit der türkischen

Sprache vertraut machen. Für Nichtkenner des ungarischen Staatswesens sei hier bemerkt, daß einem dortigen Gesetze zufolge sich jeder Bewohner dieser Reichshälfte gegen Entrichtung eines Fünfzigkreuzerstempels das Recht erkaufen kann, sich den ehrlichen von seinem Vater ererbten Namen in einen echt magyarischen zu verwandeln. Von diesem Rechte machen merkwürdigerweise weder Rumänen noch Slovaken, wohl aber zahllose Deutsche Gebrauch, für welche Renegaten, weil sie sich mit Vorliebe ausgestorbene Adelsnamen wählen, in Ungarn der Spotttitel „Fünfzig-Kreuzer-Magnaten" aufkam. Was mittels eines solchen Namenswechsels an Schwindel gedeckt werden kann, wird sich jeder Leser selbst vorstellen können. Für unseren Leo Schwarzkopf behalten wir aber seinen Vatersnamen bei und kehren nach dieser kleinen Abschweifung wieder zu ihm zurück.

Mit seinem tröstlichen Bescheid stand er wieder vor der Thür des Serails in Dolmabagtsche, um etliche Piaster ärmer und um eine vage Zusicherung reicher. Als er diesen Weg in den nächsten Monaten noch einige Dutzend Male wiederholt hatte, ohne späterhin weiter als bis zum Vorzimmer des Ministers zu gelangen, war er mit seinen Aussichten zwar ziemlich im klaren, aber auch mit seinem erbettelten Reisegeld glücklich zu Ende. Sein Äußeres hatte an Sauberkeit und Präsentabilität seitdem nicht zugenommen, über welchen Umstand die Türken übrigens leicht hinwegsehen.

Jedenfalls hieß es nun vorläufig etwas verdienen, um überhaupt nur leben und warten zu können. Seine bemittelten Glaubensgenossen in Stambul hatte er bereits abgegrast, ohne viel Gehör und noch weniger Geld zu finden; sie sind zu sehr gewohnt, von westlichen Schnorrern angepumpt zu werden. Mit der Alliance israélite hatte Leo auch kein Glück, somit ging ihm, wie man sagt, das Wasser bis an den Hals.

Ein anderer hätte unter diesen Umständen Arbeit gesucht; Arbeit findet sich schließlich überall, wenn man jung und gesund ist und arbeiten will; das wollte aber Leo nicht. Seine Zeit hatte er bis dahin verwendet, das orientalische, speciell das Levantinerleben in seinen gröbsten Formen kennen und türkisch sprechen zu lernen, wie er sich vor sich selbst entschuldigte. Sein angeborenes Sprachtalent und die aus Budapest mitgebrachte Kenntnis der ungarischen Sprache, die ja eine Cousine der türkischen ist, machten es möglich, daß er in der kurzen Zeit seines bisherigen Aufenthaltes in Konstantinopel ziemlich viel erlernte, allein das fortwährende Nichtsthun, die süße Gewohnheit des Herumlungerns in den Hafenspelunken am Goldenen Horn machten ihn total unfähig zu irgend einer wirklichen ernsten Arbeit. Was war nun zu thun, um zum notwendigen Gelde zu kommen?

Ein Mensch wie Leo, der für den Duft der Rinnsteine und Gossen keine Nase hat, findet leichter wie andere Menschen mit ausgebildeten Geruchsnerven einen Unterschlupf. Auf den guten Rat eines Gassenbekannten meldete sich der ehemalige stud. med. und zukünftige türkische Militärarzt Doktor Leo Schwarzkopf beim — Polizeimeister von Konstantinopel. Diese Audienz kostete keinen Backschisch und hatte einen befriedigenden Erfolg.

Als Doktor trat er beim Polizeichef ein, als Geheimpolizist kam er wieder heraus; ein Drangeld von einem Dutzend Piastern half ihm über die nächste Notdurft hinweg. Mit was für Aufgaben man ihn dort betraut hatte, interessiert uns nicht weiter; Doktor Leo konnte aber nun im Dienste der hohen Pforte seinen Hang für Spelunken und verrufene Häuser nach Herzenslust befriedigen. Er konnte sich förmlich im Schlamme der Großstadt wälzen und lernte da Dinge und Verhältnisse kennen, von denen ein gewöhnliches westeuropäisches Menschenkind keine Ahnung hat. Seine Feigheit gegenüber physischen Gefahren kam bei diesem Spiongeschäft nie in Konflikt mit seiner Stellung; er hatte eben nur den Auftrag, herumzuschnüffeln; die spätere schwere und gefährlichere Arbeit besorgten die Kawassen und Zaptiehs ohne seine Mithilfe.

Es scheint nun, daß er auf seinen Streifzügen in die Lumpen- und Gaunerhöhlen am Goldenen Horn die Bekanntschaft des Herrn Tryphoxilos unter ganz eigentümlichen Umständen gemacht hatte und diese Umstände des Bekanntwerdens es ihm ermöglichten, sich zuerst beim alten Tryphoxilos einzufüh-

ren, sich dann bei diesem successive bequem zu machen und endlich mit dessen Beihilfe seine nicht allzu mäßigen Bedürfnisse zu bestreiten, insoweit sie nicht durch die Zahlungen des Polizeichefs gedeckt wurden.

Die Zoologen erzählen uns von Tieren niederer Gattung, welche sich ihre Existenz dadurch erhalten, daß sie sich und ihre Brut zuerst in Tiere anderer Gattung hineinsetzen, sich dann im fremden Tiere bequem machen und sich successive in selbes hineinfressen, um es mit der Zeit ganz aufzuzehren. Erstere Tiere nennt man wissenschaftlich „Schmarotzertiere" oder Parasiten, letztere die „Nahrungstiere".

Herr Tryphoxilos wurde für Leo zum Nahrungstier par excellence. Wie ein Schmarotzerkrebs in eine fette Auster, so bohrte sich unser Leo in das Haus des alten Griechen; zuerst allerdings nur in die Vorderräume, allein mit der Zeit kam er weiter. Was dem eleganten Vicomte de Mainville, Attaché bei der Gesandtschaft der französischen Republik, und dem biederen deutschen Legationsrat Baron Buchsweiler nicht gelungen war, zu den Töchtern des Herrn Tryphoxilos zu dringen, das erreichte mit Geduld und Frechheit unser schlauer Leo Schwarzkopf im Verlaufe einiger Monate.

Herr Tryphoxilos mochte hinter dem Rücken seines Gastfreundes noch so sehr die Fäuste ballen, sein Schimpf- und Fluchregister noch so sehr verlängern, es half ihm alles nichts; dem Doktor gegenüber schien er wehrlos und mußte nachgeben. Er selbst führte Leo Schwarzkopf in seine Familienwohnung; doch war dort der Empfang, welchen die Damen des Hauses dem Fremden bei seinem ersten Besuche zu teil werden ließen, weder animierend, noch forderte er auf zur weiteren Fortsetzung der Besuche. Leo war für die Gouvernante und ihre drei Pflegebefohlenen einfach Luft!

Doktor Leo hatte eine dicke Haut. Er war jetzt ebenso unempfindlich für jede Äußerung der Verachtung, wie er in seiner Jugend unempfindlich gegen die zahllosen Prügel war, die ihm in Haus und Schule, von Eltern und Kameraden reichlich zu teil wurden. Was ein guter Haken werden will, krümmt sich beizeiten; was ein ordentlicher Schuft werden will, muß früh anfangen. Nun hatte Leo früh angefangen und war zur Stunde, wo er in unserer Erzählung als handelnde Person auftritt, ein so hartgesottener Schuft, wie ihn weder Malta noch Albanien, weder Griechenland noch Kleinasien besser zubereitet und für den Galgen reif nach der alten Residenz der Komnenen hätte liefern können, welche Stadt in dieser Beziehung ja seit altersher etwas vor dem Westen voraus hatte. Vielleicht war ihm zur Vollendung noch etwas abgegangen, denn in Pest, als Bettelstudent hatte er hierzu nicht die passende Gesellschaft; allein als Detektive des Großherrn kam er mit dem nichtsnutzigsten Gesindel, das sich in den Schenken von Pera bis Galata und Iztikule herumtreibt, in stete Berührung; und Umgang bildet ja den Menschen.

Ehrgefühl war somit ein Begriff, mit dem sich unser Leo nicht abgab, weshalb die von den Damen Tryphoxilos' angewendete Taktik, den zudringlichen Menschen baldigst los zu werden, keinen Erfolg hatte.

Trotz der fortgesetzten Nichtbeachtung setzte Doktor Leo seine Besuche bei den drei Töchtern fort. Der alte Grieche kam immer mehr unter seine Gewalt und deckte gewissermaßen mit seiner Gunst die Bewerbungen seines Gastfreundes. Soweit dieser Mann als Vater überhaupt Gefühle haben konnte, so weit schien er für seine Töchter auch wirklich ein freundliches Gefühl zu besitzen. Obwohl er mit ihnen nie einen vertrauten Verkehr pflegte, sie nie liebkoste, so bemerkte man doch ein bestimmtes Wohlgefallen bei ihm, wenn er sie in ihrem Wohnzimmer besuchte, oder wenn er, in seiner Ladenthür stehend, ihnen bei ihren Spazierritten nachblickte. Analysieren ließen sich aber diese väterlichen Gefühle des Herrn Tryphoxilos dennoch nicht. Auch die kindlichen Gefühle der Töchter gegen ihren Vater kamen niemals zum Ausdruck; ihre Wünsche vermittelte die Gouvernante, der Vater erfüllte sie ohne Widerspruch; Zärtlichkeiten wurden gegenseitig weder verlangt noch angeboten. Es war, als ob sich die Psyche dieser drei schönen Mädchen noch in einem Winterschlaf befände.

War es nun Zufall oder Absicht, wenn in den letzten Tagen Herr Tryphoxilos zeitweilig bei Besuchen seines Hausfreundes in

der Familie mit anwesend blieb? Wollte er den Eindruck ergründen, den dieser in seiner Familie hervorgebracht hatte? Jedenfalls war er bloß körperlich anwesend, denn seine Lippen öffnete er ebensowenig, wie eine seiner Töchter, es wäre denn, um den Tabakrauch auszuatmen; im übrigen saß er wie ein steinerner Gast in einer Zimmerecke; nur die von einem zum anderen wandelnden Blicke verrieten, daß in diesem glücklichen Familienvater noch Leben sei.

Zur großen Überraschung seiner Kinder blieb Vater Tryphoxilos eines Tages nach dem Weggange seines Freundes noch eine Weile sitzen, öffnete hier und da den Mund, wie in der Absicht etwas zu sagen, schwieg dann doch, und nachdem diese Redeversuche sich eine Weile wiederholt hatten, stand er auf und ging. Einige Male wiederholte sich dieses sonderbare Schauspiel; dem Alten mußte irgend eine Mitteilung sehr schwer fallen. Gleichzeitig wurden auch die Besuche Leos bei den Damen in dem Maße kürzer und seltener und die Zwiegespräche mit dem Vater im Vorderraum wieder länger. Dabei wurden die Wutanfälle des Griechen, wenn sich der Hausfreund verzog, immer heftiger.

Offenbar bereitete sich für die Familie irgend eine Überraschung vor; ein unangenehmes Ereignis lag in der Luft, wie ein nahendes Gewitter; es fehlte nur der gewisse Blitzschlag, und die Wolke brach nieder. Dieser Blitz schlug endlich ein, und zwar in Form einer Visite eines ältlichen, sehr schäbig aussehenden türkischen Polizeibeamten.

Dieser unerwartete Besuch wirkte auf Herrn Tryphoxilos ungefähr wie ein zum Hiebe bereiter Stock auf einen schuldbewußten Jagdhund. Er duckte sich und wedelte. Wie man sich bei derlei Besuchen in der Türkei zu verhalten hat, war Herrn Tryphoxilos aus langer Praxis bekannt. Der türkische Würdenträger blieb nicht lange; als er seinen Salam machte und ging, erklang aus den Taschen der weiten Beinkleider ein gewisses metallisches Geräusch, welches man beim Kommen noch nicht gehört hatte.

Einen Augenblick später trat Tryphoxilos in das Zimmer seiner Töchter. Diesmal öffnete er wirklich seinen Mund zum Sprechen, und was er sprach, war kein Nachtigallengesang.

„Helena," sagte der würdige Vater zu seinem jüngsten Kinde, „der fränkische Doktor hat dich zur Frau begehrt und ich habe dich ihm zugesagt. Er ist zu unserer heiligen Kirche übergetreten, wird demnächst Bataillonsarzt, in vierzehn Tagen werdet ihr Hochzeit halten!"

„Was, ich das Weib dieses schmutzigen Giaurs?" rief die Kleine und stellte sich mit geballten Fäusten mit dem Ausdrucke des höchsten Zornes vor ihren Vater hin, „ich soll dieses widrige Scheusal heiraten? Nein, das thue ich nicht! Lieber verkaufe mich in den Harem des Großherrn an Stelle meiner Schwester Anastasia! Die zwanzigtausend Zechinen, die dir Teffin Bey für sie geboten hat, und die dir zu wenig waren, genügen für mich; ich bin jünger und daher weniger wert als meine Schwester!"

Während die Kleine sich mit solchem Mute ihrem Vater gegenüber stellte und ihrem Abscheu Worte lieh, lachten ihre Schwestern. „Aber Helena, das ist ja nur ein Scherz vom Vater; du und der kleine Doktor könnt euch doch nicht heiraten!" riefen beide.

Der alte Sklavenhändler, der seine schönen Kinder, wie der Leser hörte, thatsächlich nur als Handelsware aufgezogen hatte, allerdings als eine sehr kostspielige, nur für den Harem irgend eines türkischen Krösus geeignete, wurde durch die Einwendungen seiner Tochter, den Ausbruch ihres Zornes weder verletzt noch irgendwie gerührt. Er erwiderte kurz: „Es bleibt dabei, in vierzehn Tagen feierst du die Hochzeit mit dem Doktor!"

Dann ging er. Die Sache mochte ihm selbst nicht recht gefallen, allein nicht aus väterlichem Schmerz über das Los seiner Tochter, sondern nur in dem Gefühl des Verlustes von so und so viel tausend Dukaten, die er zuverlässig einmal für die Perle seiner Töchter, die kleine Helena, empfangen haben würde.

Die folgenden Tage waren für den alten Tryphoxilos nicht leicht zu überstehen. Zuerst der Ansturm der gutmütigen Gouvernante, die er barsch abwies; dann die Bitten seiner älteren Töchter, die sich mit einemmal eins fühlten mit ihrer jüngsten Schwester. Das bis nun unentwickelt gebliebene Gefühl der Liebe zwischen den Geschwistern wurde mit

einem Schlage fühlbar, war mächtig geworden. Wenn Bitten und Thränen, Vorwürfe und Zornausbrüche auf eine Person, der bisher menschliche Gefühle ein unbekanntes Etwas, dafür aber das Zusammenscharren ungezählter Reichtümer einziger Lebenszweck war, überhaupt einen Eindruck, eine Wirkung hervorrufen konnten, so wäre der armen Helena diese Heirat vielleicht erspart geblieben. Bei diesem Vater, unter den gegebenen Verhältnissen war aber alles umsonst und jedes Wort verloren.

Die einzige Antwort oder die einzige Erklärung, wenn man es so auffassen will, auf alle auf ihn eindringenden Stürme war: „Du mußt den Doktor heiraten; ich könnte es nicht ändern, wenn ich es auch wollte!"

Für diese rätselhafte Äußerung fehlte es den armen Mädchen augenblicklich an Verständnis. Sie hörten aus allem nur das „Nein!" Für sie war es gleichgültig, ob ihr Vater nach eigenem Ermessen handelte oder sich dem stärkeren Willen eines anderen fügte.

Der Doktor war nach der definitiv erhaltenen Zusage bis zu seinem Hochzeitstage nicht mehr in den Wohnräumen und nur ein einziges Mal in der Vorderstube des Herrn Tryphoxilos zu sehen gewesen. Dieser letzte Besuch endete wie die früheren Visiten mit einem unsinnigen Wutausbruch des Alten, nunmehr Schwiegervaters in spe. Nun war es aber nicht besonderes Zartgefühl, was den Doktor abhielt, seine Person von seiner Braut fern zu halten; der Grund war ein anderer.

Bei den damaligen kriegerischen Verhältnissen in der Türkei und dem allgemeinen Ärztemangel war es unserem Doktor endlich doch gelungen, die Stelle eines Bataillonsarztes bei einem Redif-Bataillone in der Herzegowina zu erhalten, mit dem gemessenen Auftrage, sich sofort an seinen Bestimmungsort zu begeben. Um sich für einen dauernden Aufenthalt in jenen Gegenden vorzubereiten, hatte Leo nun ziemlich viel zu thun. Das betreffende Bataillon bildete einen Bestandteil der Truppen Suleiman Paschas, später Muktar Paschas, der sich gerade auf dem Kriegspfade gegen die Montenegriner befand, daher auch auf eine Kriegsausrüstung gedacht werden mußte.

Man bewilligte ihm nur eine kurze Frist zur Beschaffung seiner persönlichen Ausstattung, für welche natürlich auch der freundliche Schwiegervater aufkommen mußte. Dafür konnte dieser seinen Schwiegersohn bewundern, als er am Hochzeitsmorgen neu gekleidet und ausstaffiert im Griechenhause erschien. Die geschmackvolle Uniform türkischer Militärs konnte der unglücklichen Gestalt des Doktors leider keinen Reiz verleihen, wenn auch der lange Rock und die Pumphosen seine Säbelbeine nachsichtig verhüllten; das gelbe sommersprossige Gesicht mit der dicken Nase und den Wulstlippen wurde nicht schöner, und unser Leo blieb auch als Militärarzt eine physische Vogelscheuche, wie er von je eine moralische war.

Wir enthalten uns, auf die ganze Marterprozedur näher einzugehen, wie man die nach griechischem Ritus abgehaltene Hochzeit der schönen Helena Tryphoxilos mit dem ungarischen Staatsbürger und türkischen Militärarzt Doktor Leo Schwarzkopf bezeichnen müßte.

Außer dem halb blödsinnigen Popen, welchen Tryphoxilos irgendwo aufgestöbert hatte und der die Trauungsceremonie verrichten mußte, gab zu dieser Feier niemand seinen Segen. Von einer Hochzeitstafel war natürlich auch keine Rede; die von der Straße hergeholten Trauzeugen wurden nach ihrer Entlohnung dahin geschickt, wo sie herkamen; kurz, diese Trauung war der würdige Ausdruck dessen, was sie vorstellen sollte. Auch der bei uns in Westeuropa bei solchen Zwangsheiraten übliche Heuchelapparat fehlte dort ganz. Es wurde alles natürlich gemacht; man kannte sich gegenseitig und betrug sich danach.

Wir wiederholen auch die ausgesuchten Flüche nicht, die der Vater Tryphoxilos seinem Schwiegersohn nachsandte, als dieser abfuhr, und erzählen bloß, daß Doktor Leo seine schöne junge Frau samt einem wohlgespickten Geldbeutel nach der Trauung in eine schon im voraus bestellte Hotelwohnung brachte.

Hatte sich Doktor Leo mit aller verfügbaren Einbildungskraft und Frechheit ein vergnügliches Leben an der Seite seiner jungen Frau vorgestellt, so befand er sich entschieden im Irrtum und sollte eine bit-

tere Enttäuschung erleben. Die kleine Frau war ein Naturkind in des Wortes verwegenster Bedeutung. Thränen weinte sie schon lange nicht mehr. In dem todblassen reizenden Gesichtchen blitzten die großen Augen wie glühende Kohlen oder, um uns eines lebenden Bildes zu bedienen, wie die Augen einer gereizten Tigerkatze. Doktor Leo erhielt auf alle seine freundlichsten Worte von der jungen Frau keine Antwort. Als er aber trotz dieser Abweisung sie doch umarmen und küssen wollte, fuhr die Kleine mit einem wilden Aufschrei in die Höhe, riß einen kleinen, bisher verborgenen Tscherkessendolch aus ihrem Busen, und indem sie dem entsetzt zurückfahrenden Leo die Spitze der gefährlichen Waffe vor die Nase hielt, rief sie ihm zu: „Den Dolch habe ich von meiner Mutter; die Spitze ist vergiftet und tötet sofort. Mein Vater hat ihn meiner Mutter weggenommen, während sie schlief. Ich habe ihn wieder! Wenn du mich noch einmal anrührst, stoße ich dir den Dolch in den Leib. Sorge nicht, daß ich schlafen werde wie einst meine arme Mutter! Ich werde wachen, und bei der Panagia sei's geschworen, der Dolch liegt ewig zwischen uns!"

Wut und Feigheit kämpften in Doktor Leo einen schweren Kampf, endlich siegte die Feigheit. „Gut," erwiderte er, gefaßt scheinend, aber gelb und grün vor innerer Aufregung, „gut, ich will dich lassen! Mit der Zeit, hoffe ich, wirst du vernünftiger werden und einsehen, daß ich dich liebe und es besser ist, die ehelich angetraute Frau eines Christen zu sein, als irgendwo im Harem eines Türken dein Leben zu verbringen, wie es dein Vater mit dir vorhatte." Helena blieb ihm die Antwort schuldig.

Ein paar Tage später hatte der Doktor seine Angelegenheiten in Konstantinopel geordnet; ein Lloydschiff brachte das glückliche Ehepaar zunächst nach Ragusa, worauf sie ihren Weg in die Herzegowina weiter fanden.

* * *

Wir schreiben hier keine Kriegsgeschichte; dessenungeachtet ist es zur Orientierung unserer Leser notwendig, einiges über die Ereignisse des russisch-türkischen Krieges 1877 hier einzuflechten.

Dieser Krieg wurde bekanntlich mit dem Donau-Übergang der Russen bei Braila am 22. Juni 1877 eröffnet, an den sich der Übergang bei Zemnitza-Sistowo am 26. Juni 1877 anschloß. Die etwas konfusen Operationen der Russen richteten sich zuerst gegen Nikopolis, welches beinahe ohne Kampf eingenommen wurde, dann gegen Plewna, wo der mittlerweile mit einer Armee von cirka 30000 Mann aus Widdin herbeigeeilte Osman Pascha eine Verteidigungsstellung eingenommen hatte.

Dieser an sich offene, in einem Thalkessel gelegene Ort ist militärisch dadurch günstig, daß er von das Vorterrain dominierenden Höhen ringsum eingeschlossen wird. Durch Anlage einer mehrfachen Reihe von Erdschanzen, Schützengräben und Batterien, in deren Erbauung und Verteidigung die Türken von altersher Meister sind, hatte Osman Pascha das unbedeutende Städtchen zu einem zwar nur zeitweiligen, aber darum nicht minder kräftigen Waffenplatz umgeschaffen und verteidigte sich darin mit seiner größtenteils nur aus Redifs (Landwehren) bestehenden kleinen Armee mit einer der Alt-Türken würdigen Tapferkeit und Zähigkeit.

Der Verteidigung der Erdschanzen um Plewna kann nur eine kriegsgeschichtlich berühmte Leistung an die Seite gestellt werden; es ist dies die Verteidigung der Arab-Tabia-Redoute bei Silistria, welche im Feldzuge 1854 durch den längst verstorbenen General Omer Pascha (einen Österreicher) sechzig Tage lang gegen eine dreifache russische Übermacht gehalten wurde. Omer Pascha hatte nur mehr Glück als sein kühner Nachahmer. Seine Verteidigung endete mit dem Rückzug der Russen aus dem Donauthal und Verlegung des Kriegsschauplatzes in die Krim, während die Heldenthaten Osmans nur einen Lichtblick in der türkischen Kriegsgeschichte bilden, ohne Konsequenz für das Schicksal des türkischen Staates.

Nördlich, oder richtiger nordöstlich von Plewna liegt das Dorf Grivica, dessen Name durch die Kämpfe um die gleichnamigen, in der Nähe angelegten Schanzen eine historische Berühmtheit erlangte. Zwischen Weinbergen und kleinen Waldparzellen zieht sich vom Dorfe Grivica ab, in der Richtung von Süden gegen Norden eine schmale Schlucht,

deren Hänge, unbewaldet, nur mit Schutt und Geröll bedeckt, steil abfallen. Bei Regenwetter fließt der aus der Schlucht kommende Niederschlag, nachdem er sich durch eine unbedeutende Murre durchgeschlängelt, in den Grivica-Bach. Sonst ist die Sohle der Schlucht in der Regel trocken und gestattet die Benutzung eines schmalen Fußsteiges, der damals eine gedeckte Verbindung des Dorfes mit den weiter vorn angelegten Schützengräben abgab. Das Dorf Grivica selbst wurde von wenigen, zwar recht malerisch gruppierten, an sich aber armseligen Holzhütten gebildet, die zwischen den Feldern, Weinbergen und Waldflecken zerstreut herumlagen; gewissermaßen das Centrum des Dorfes bildete ein großes, einstöckiges Steinhaus, eine Art Schloß, welches früher der Wohnsitz eines in der Gegend grundbesitzenden Begs gewesen war. Dieses Steinhaus lag einige Hundert Schritte vom Ausgang der vorerwähnten Schlucht entfernt und war somit, wie alle übrigen Häusergruppen des Dorfes, noch innerhalb des Schußbereiches der zwei Haupt-Redonten Nr. 1 und 2 (Grivica-Redouten).

Der Beg sowohl wie seine Bauern hatten die Gegend beim Anrücken der Russen verlassen. Alle Hütten, natürlich das Steinhaus zuerst, wurden von den Türken besetzt. Den Dachboden und das obere Stockwerk des Steinhauses benutzten die mit der Truppe marschierenden Frauen und Kinder der Offiziere. Im Erdgeschosse hatten die Türken so etwas wie einen Verbandplatz etabliert, während man in den geräumigen Kellern Munition und Gewehre in bedeutenden Mengen untergebracht hatte. Die Zahl der Frauen und Kinder im Steinhaus war eine ziemlich bedeutende; es mochten dort so bei fünfzig bis sechzig ältere und jüngere Frauen und zwanzig bis dreißig Kinder beisammen gewesen sein.

So war die Situation Mitte Juli vor Plewna, und nun kehren wir wieder zu unserem Ehepaare, dem Bataillonsarzt Leo Schwarzkopf und seiner schönen Frau zurück.

Das Verhältnis dieser beiden, durch das Band der Ehe zusammengeschmiedeten Personen hatte sich seither nicht geändert. Die kleine Helena war nur etwas schlanker, ihr Gesichtchen eine Nuance bleicher geworden; ihre Augen strahlten immer in einem unheimlichen Feuer; der Dolch verließ sie nie. Um des Nachts gegen Angriffe ihres Gatten geschützt zu sein, schlief sie nur bei Tage, wenn er seinem Dienste nachgehen und die gemeinsame Wohnung verlassen mußte, die sie dann immer fest verschloß und verriegelte. Sonst that sie das Wenige, was türkische Frauen für ihre Männer (die keinen Harem halten können) zu thun gewohnt sind, ohne sich weiter viel Gedanken dabei zu machen.

Doktor Leo war seither nicht schöner geworden. Sein von Natur aus nicht schöner Teint spielte ins Grünliche, um seine Augen zogen sich dunkle Ringe.

Die konsequente Kälte und Zurückweisung seiner Frau, für die er die Leidenschaft eines Tieres fühlte, die verächtliche Behandlung, die sie ihm stets zu teil werden ließ, versetzten ihn in eine fortwährende Aufregung, in eine Art von stiller Wut! Diese moralischen Qualen, dazu noch die nicht geringen physischen Entbehrungen in jenen armen, von jahrelangen Kriegen und Aufständen ausgesogenen Gegenden; dies alles wirkte zusammen, um seine Erscheinung noch abschreckender und widerlicher zu machen. Der armen kleinen Gräco-Türkin war ihr Abscheu daher gewiß nicht zu verargen.

Die Stimmung Leos wechselte ebenso wie die Behandlung, die er seiner Frau angedeihen ließ. Bald bemühte er sich, liebenswürdig und zärtlich zu sein wie ein Täuberich und versuchte durch allerlei Aufmerksamkeiten ihre Kälte und Sprödigkeit zu besiegen. Dann kamen wieder Tage, wo er sie mit Schimpfworten überhäufte und seine gemeine Natur schrankenlos gehen ließ. Helena ertrug übrigens seine Liebenswürdigkeiten viel schwerer als seine Roheiten, die sie zu überhören schien. Sie empfand für ihren Mann nur Ekel und jenen unüberwindlichen Abschen, den viele Menschen vor Schlangen und anderen Kriechtieren empfinden.

Der gut gefüllte Beutel des alten Tryphozilos war nach einigen Monaten bis zum Grunde geleert; weitere Geldrimessen seinem teuren Schwiegersohn zukommen zu lassen, schien er entweder nicht für notwendig zu halten, oder sie waren in den schweren Kriegsläuften verloren gegangen; so war denn das junge Ehepaar bald in bitterer Geldverlegen-

heit. Dazu kam, daß die in der Türkei allgemein übliche Sitte, den Soldaten und Offizieren ihren Lohn monatelang vorzuenthalten, auch bei den in der Herzegowina kämpfenden Truppen üblich war, so daß Doktor Leo seit seiner Einteilung ins türkische Heer noch keinen Piaster an Gehalt bezogen hatte. Da hieß es denn Schulden machen, wenn man irgend jemand fand, der borgte, und seine Bedürfnisse auf das mindeste Maß einschränken.

Mit dem Versiegen der Geldquelle in Konstantinopel begannen aber auch schwerere Zeiten für die arme Helena. Von Zärtlichkeiten war nun keine Rede mehr, dafür nahmen die Brutalitäten ihres Gatten in demselben Maße zu. Ein weiterer Umstand, der ihre Situation noch verschlimmerte, war in letzter Zeit hinzugekommen, indem Doktor Leo, wahrscheinlich zur Linderung seines Liebesschmerzes, sich nach und nach zum stillen Säufer heranzubilden begann, eine Eigenschaft, die ihm bis nun zur Vollkommenheit noch gefehlt hatte. Da die türkische Armee zur Verpflegung ihrer Truppen aber Wein nicht mitführt, so mußte der landesübliche Raki (Schnaps) herhalten, mit dem die Anhänger Mohammeds das Weinverbot umgehen und sich und ihren Propheten gleichzeitig betrügen. Helena war bezüglich ihrer physischen Nahrungsbedürfnisse nur auf die Gutmütigkeit der übrigen Offiziersfrauen angewiesen, die ihr mitleidig aushalfen; von ihrem Gatten erhielt sie nichts. Von einer eleganten Toilette war bei ihr schon lange keine Rede mehr; was sie an Schmuck und verwendbaren Kleidungsstücken besessen hatte, war von ihrem liebenswürdigen Gatten allmählich zu Geld gemacht worden. So vergingen die Monate, und bald war ein Jahr herum, seit Leo und Helena ein Paar geworden.

Die kriegerischen Maßnahmen in und gegen Montenegro wurden nun durch den eben ausgebrochenen Krieg mit den Russen in zweite Linie gedrückt. Ein Teil der Redif-Bataillone Muktar Paschas, der mittlerweile das Kommando in der Herzegowina übernommen hatte, wurde zur Verstärkung der Truppen Osman Paschas verwendet und ins Donauthal nach Plewna dirigiert. Unter diesen Bataillonen befand sich auch jenes, bei welchem Doktor Leo Arztesdienste versah, und so finden wir unser Ehepaar anfangs Juli unter den Truppen bei Plewna, speciell bei Grivica, wo Frau Helena mit anderen Frauen und Kindern zusammen das vorerwähnte Steinhaus bewohnte.

Für Ärzte war hier wohl genug zu thun. Die täglichen Kämpfe, Scharmützel, Ausfälle und, last but not least, die Lagerkrankheiten räumten hübsch auf unter den Türken. Der Mangel an einer ausreichenden Feld-Sanitätsausrüstung, an Medikamenten und Transportmitteln machte sich alsbald fühlbar; bei dieser echt türkischen Sorglosigkeit und Mißwirtschaft hätte wohl auch ein besserer Mann im Eifer erlahmen können im Dienste der Humanität.

Doktor Leo nun, dessen medizinische Bildung als Student von vier Semestern, wie wir wissen, etwa auf der Höhe eines Feldscherers im Dreißigjährigen Kriege stand, that nur so viel, als er thun mußte, um sich keiner Zurechtweisung auszusetzen und sich nicht zu blamieren. Er überließ seine Kranken und Verwundeten soviel als möglich Allah und dem Propheten, was vielleicht für diese das Beste war, und betrank sich, so oft er das Material hierzu sich verschaffen konnte, in Gesellschaft von ein paar verwandten Seelen, die er in Plewna gefunden, ein paar polnischen Offizieren, welche, um gegen ihren Erbfeind, den Russen, fechten zu können, als Volontäre im Heere Osman Paschas Dienst genommen hatten, vorläufig aber mehr ihren Durst nach Schnaps als nach Kriegsruhm zu stillen suchten.

Da die Zahl der verfügbaren Ärzte unbedeutend war, brachte es der ärztliche Dienst auf den verschiedenen Vorpostenlinien mit sich, daß ein jeder Arzt bald auf der einen, bald auf der anderen Linie aushelfen mußte. Solche Abkommandierungen von einigen Tagen waren dann immer Ruhepunkte im Leben unserer geplagten Helena, auf welche aber, wenn der Gatte wiederkehrte, Scenen verdoppelter Roheit folgten. So wechselten, wie draußen vor Plewna, auch im Steinhause Zeiten des Kampfes mit Pausen der Ruhe. Die sanitären Verhältnisse in und um Plewna wurden immer schlechter, je länger die Belagerung dauerte. Einzelne Ärzte, die mit Hingebung und Pflichtgefühl ihren

Dienst erfüllten, erlagen der fortwährenden Aufregung und physischen Anstrengung. Dafür wurden den noch übrig bleibenden vermehrte Leistungen zugemutet, was in Verbindung mit den anderen Strapazen und Entbehrungen weitere Verluste an ärztlichem Personal mit sich brachte. Nur Leos Leben und Gesundheit schienen gefeit, ihm schadete gar nichts. Er rieb sich nicht auf; der Schlaukopf wußte sich zu schonen, wo es nur immer anging.

Gelegentlich eines Ausfalls gegen die russischen Linien war es den Türken geglückt, sich eines russischen Verpflegungs-Convois zu bemächtigen und ihn hinter die Grivica-Schanzen zu bringen, zum großen Entzücken der Besatzungstruppen. Unter diesen Vorräten befanden sich auch einige Schnapsfässer, welche der türkische Truppenkommandant, ein alter braver Muselmann, sofort ausrinnen ließ. Mit Hilfe seiner polnischen Freunde gelang es jedoch Leo, ein Faß dieses kostbaren Nasses zu salvieren; sie verbargen es glücklich in einer halbverfallenen Hütte und benutzten nun die freien Abende und Nächte, um sich daran gütlich zu thun.

Dienst und diese kleinen Abendunterhaltungen in Gesellschaft seiner polnischen Freunde hinderten Leo mehrere Tage am Nachhausekommen, wenn man bei dieser Kriegseinquartierung überhaupt von einem „zu Hause“ sprechen kann. Helena verließ in dieser Zeit selten den Raum, der ihr zur Wohnung zugewiesen war. Ihr Zimmer, kaum einige Meter im Geviert, lag im ersten Stockwerk und enthielt außer einem mit zerrissenen und beschmutzten Polstern belegten Diwan und einem türkischen Wandkasten keine Möbel. Ein paar kleine Feldkoffer, eine alte Konservenkiste, die als Tisch diente, vollendeten die bescheidene Einrichtung dieses Raumes, dessen mit grünen Holzgittern verwahrte Fenster verrieten, daß es ehemals ein Bestandteil des Haremlik* des Eigentümers war.

Es dunkelte schon ziemlich stark; auf der umgestürzten Kiste stand eine rauchende Öllampe, die den kleinen Raum von Helenas Zimmer nur spärlich beleuchtete, während diese im Zustande gänzlicher Geistesabwesenheit völlig angekleidet auf dem Diwan lag; ihre Gedanken mochten wohl bei ihren Schwestern weilen, von denen sie seit ihrer unglücklichen Vermählung nichts mehr gehört hatte. Mit unzähligen Briefen an die Schwestern und an Mademoiselle Martin hatte sie es versucht, sich mit ihnen in Verkehr zu setzen, allein vergebens! Sie erhielt nie eine Antwort. — Die kleine Frau war noch immer reizend, ihre orientalische Kleidung, deren Fadenscheinigkeit durch die Dunkelheit verhüllt wurde, die roten Babuschen an den nackten Füßen, das aufgelöste reiche Haar und die zarte Rundung des Busens verliehen ihrer Person im Zwielichte der matten Lampenbeleuchtung einen eigenen verführerischen Reiz.

Ein Lärm auf dem zu ihrer Wohnung führenden Gang schreckte sie aus ihrer Träumerei empor; instinktmäßig griff sie nach dem neben ihr liegenden Dolche. Der Lärm näherte sich, die Thür wurde aufgestoßen und herein wankte in gänzlich berauschtem Zustande Doktor Leo, der heute wohl etwas gar zu stark seinem Tröster, dem russischen Schnapse, zugesprochen haben mochte.

„Ah, mein Täubchen, ah, meine Seele, was machst du hier so allein?“ lallte der reizende Gatte, indem er sich wankend zwischen den Thürrahmen festhielt.

„Was willst du von mir? Geh weg und schlafe deinen Rausch aus,“ antwortete Helena, die sich nicht von ihrem Sitze erhob und nur den Dolch in Bereitschaft hielt.

„Schon wieder den verfluchten Dolch in deiner Hand! Du Hündin, du Tochter eines Schmugglers, Diebes und Diebshehlers!“ schrie der gereizte Trunkenbold, dem der Schnaps Mut verlieh, und taumelte mit erhobener Faust ins Zimmer.

„Mein Vater ist kein Dieb! Du selbst bist ein Dieb, du hast mich meinem Vater gestohlen,“ erwiderte scheinbar ruhig Helena.

„So, dein Vater kein Dieb!“ hohnlachte der trunkene Gatte, der sich noch immer in vorsichtiger Entfernung außer dem Bereiche ihres Dolches hielt; „deinen Vater kann ich alle Tage hängen lassen, wenn ich will. Woher hat er seinen Reichtum, der alte Gauner, als aus dem Verkaufe gestohlener und geschmuggelter Waren? Ich selbst habe

* Der für Frauen bestimmte Teil eines türkischen Wohnhauses heißt Haremlik.

ihn ertappt, als er eine Barke, vollgeladen mit gestohlenen Sachen, nach Skutari ablaufen lassen wollte. Du weißt recht gut, daß ich die Wahrheit spreche, denn du bist ja der Kaufpreis für mein Schweigen, mein süßes Täubchen! Ich weiß noch viel mehr von ihm, dem edlen Tryphoxilos. Ich habe sein Leben ganz in meinen Händen; der alte Lump, der seine christlichen Töchter für türkische Harems erziehen läßt, soll noch an mich denken!"

„Schweig, Elender! Was ist der Aufenthalt im Harem des Großherrn gegen das Los, dich zum Manne zu haben! Wenn meine Schwestern dahin kommen, so ist dies nur eine Ehre, eine Auszeichnung für sie, während ich Arme an solch ein niedriges, gemeines, ekelhaftes Scheusal gebunden bin!"

„Das sollst du büßen!" schrie der noch mehr gereizte Gatte. Blind vor Wut und Rausch, mit geballten Fäusten stürzte er sich gegen seine Frau. Sie erhob sich rasch und trat furchtlos mit erhobenem Dolche ihrem Gatten entgegen. Dieser fuhr einen Augenblick zurück und stolperte dabei über ein am Boden liegendes Pfeifenrohr. Es war nur ein Moment. Plötzlich faßte er das lange schwere Weichselrohr vom Boden, und mit kräftigem Schwunge ausholend, traf er damit Frau Helenas ausgestreckte Hand; sie mußte den Dolch fallen lassen, und nun stürzte sich Leo auf sie.

Beide fielen zu Boden, im Ringen warfen sie die Öllampe um; man hörte nur noch ein Würgen und Stöhnen, dann einen Aufschrei, endlich war alles still.

— — — — — — — — — — — —

Als die Sonne am nächsten Morgen emporstieg, um ihren gewohnten Dienst — die Beleuchtung und Erwärmung unseres Zwergplaneten — zu erfüllen, fielen ihre ersten Strahlen auch in das Zimmer von Frau Helena Schwarzkopf.

Frau Helena lag noch immer am Boden, ihr blasses Gesicht hatte die Totenfarbe, ihre halb geöffneten Augen blickten starr. Sie war allein.

War sie tot oder lebendig?

Die Sonne schien schon lange nicht mehr in das kleine Fenster, als sich Helena endlich erhob und sich matt und gebrochen zum Diwan schleppte; man konnte meinen, daß dieser hinfälligen, schwankenden Gestalt kaum viel Leben mehr innewohnen konnte. Und doch! Es war nicht nur noch Leben vorhanden, sondern, was mehr ist, sogar noch Thatkraft und Energie in ihr. Die Natur bringt eben verschiedene Kostgänger hervor, und gerade in scheinbar schwächlichen Menschen liegt oft weit mehr Lebenskraft und Willensstärke als in einem Dutzend sogenannter Normalmenschen.

Nach der entsetzlichen Scene war Frau Helena nicht mehr dieselbe. Ihrem Gatten gegenüber war sie nicht länger die kühne Herrin, sondern die willenlose Sklavin. Der Dolch blieb am Boden liegen, wo er damals hingefallen; weder ihr, noch ihm fiel es ein, denselben aufzuheben; ihr kleines Gesicht wurde noch schmaler, die ehemals blitzenden Augen blickten scheu und verschleiert; keine Klage kam von ihren Lippen. Der Doktor konnte sich rühmen, seine reizende Gattin gezähmt zu haben, wie der hörnerne Siegfried die starke Brunhilde, oder Petruccio seine zänkische Katharina, ohne übrigens mit diesen Charakteren auch nur eine Faser Verwandtschaft zu haben.

Im übrigen fühlte unser dunkler Ehrenmann sich über seinen Sieg nicht befriedigt. Im elendesten Menschen, im schändlichsten Verbrecher liegt immer noch ein Punkt, wenn auch noch so verborgen, der, wenn berührt, Resonanz giebt, eine Resonanz, die an sich nichts ist als der Ausdruck wach gewordenen Menschentums, der kategorische Imperativ! Eine den Juristen von Fach längst bekannte Erfahrungssache ist es, daß alle aus sinnlichen Trieben, sinnlicher Neigung hervorgegangenen Gewaltthaten, abgesehen von dem Verbrechen als solchem, dem Verbrecher nie eine, wenn auch nur momentane Befriedigung gewähren, mag dieser Verbrecher auch auf noch so tiefer Stufe menschlicher Kultur stehen.

Nun war unser Doktor Leo nur ein sehr gewöhnlicher raffinierter Spitzbube und lange keine gewaltthätige Verbrechernatur. An dem Gewaltakte, welchen er an seinem Weibe verübt, war weniger er, als der Geist des genossenen Alkohols schuld, der ihn bemeistert hatte. So kam es, daß er, anstatt sich seiner nunmehr unterwürfigen Gattin zu erfreuen, sich mehr als je von ihr fern hielt

und jede Gelegenheit nach einer möglichst entfernten Dienstesverwendung suchte, um nur ja die Abende und Nächte nicht in ihrer Gesellschaft zubringen zu müssen.

Während bei unserem Ehepaar der Ehekonflikt in solch häßlicher Form seinen momentanen Abschluß gefunden hatte, nahmen in und um Plewna die militärischen Operationen ihren Fortgang. Kleine und große Ausfälle, Scharmützel, Vorpostengefechte u. s. w., wie alle die militärischen Rencontres heißen mögen, welche große Unternehmungen vorbereiten, fanden häufig, beinahe täglich statt und hielten die Truppen auf beiden Seiten in fortwährender Aufregung, ohne jedoch den Russen einen thatsächlichen Vorteil zu bringen.

Da entschloß man sich im russischen Hauptquartier, einen großen Schlag gegen die Türken zu thun, und zwar einen allgemeinen Sturm auf die türkische Stellung in Plewna zu unternehmen, um so mit einemmal die Streitkräfte Osman Paschas zu vernichten. Der 30. Juli wurde zum Angriffstage bestimmt. Dieser ebenso übereilt als mangelhaft ausgeführte Angriff der Russen auf eine Stellung, von deren wirklicher Stärke sie keine Ahnung hatten, endete, wie bekannt, mit einem allgemeinen Rückzuge der Russen, der schließlich in eine Panik ausartete. Die Grivica-Redouten, von deren Vorhandensein man im russischen Heere nichts gewußt, kamen hier zuerst zur Geltung und in aller Mund.

Die immerhin bedeutenden Verluste der Türken nach dieser Schlacht veranlaßten die türkische Heeresleitung, eine neue Verteilung des verfügbaren Sanitätspersonales anzuordnen, und damit wurde auch Leos Wunsch, für längere Zeit aus dem Gesichtsbereich seiner Frau zu verschwinden, erfüllt. Man schickte ihn diesmal zu den im Süden gelegenen Radisevo-Schanzen. Frau Helena empfand die Trennung von ihrem Gatten als ein Glück und eine wahre Erlösung.

Das Steinhaus in Grivica gewann seit dem letzten russischen Angriff eine erhöhte Wichtigkeit. Zahlreiche Verwundete wurden darin, so gut es ging, untergebracht und von den dort befindlichen Frauen in Pflege genommen. Der Kellerraum, den man schon ursprünglich als Waffenmagazin verwendet hatte, wurde jetzt in ein förmliches Waffen- und Munitions-Depot umgewandelt. Frau Helena, deren feuriges Temperament an der Krankenpflege wenig Befriedigung fand, und deren ursprüngliches, wildes, ungezähmtes Naturell seit der Entfernung ihres Gatten nach und nach wieder hervorbrach, machte sich zuerst dadurch nützlich, daß sie sich zum Zutragen der Patronen in die Schützengräben verwenden ließ. Oft kam sie bei dieser Beschäftigung ins Feuer feindlicher Patrouillen, allein Furcht empfand sie dabei nicht; das Pfeifen und Sausen der Geschosse erregte in ihr nur ein angenehm prickelndes Gefühl! Die türkischen Soldaten, größtenteils aus den bosnischen und herzegowinischen Landesteilen stammend, bestaunten und bewunderten diese Kaltblütigkeit und nannten sie in ihrer slavischen Mundart „Naša Junaça“ (unsere Heldin). Zeitweilig ging sie allein außer dem Schanzenbereich, um verwundete Türken im Vorterrain zu suchen, die sie dann unter Beihilfe irgend eines herbeigerufenen Soldaten auf den Verbandplatz brachte.

So vergingen die Tage und Wochen bis zum 11. September, an welchem Datum, als dem Namenstag des russischen Kaisers, bekanntlich der denkwürdige zweite Sturm auf Plewna und zwar sub auspiciis imperatoris versucht wurde. Der gekrönte Zuschauer erlebte dabei leider eine furchtbare Enttäuschung; anstatt seine Russen siegen zu sehen, genoß er das traurige Schauspiel, daß sie nach furchtbaren Verlusten in wilder Flucht zurückgingen. Das russische Heer erlitt hier zum zweitenmal eine vollkommene Niederlage.

Beim Hin- und Herwogen des Kampfes drangen auch zahlreiche Russenhaufen bis zum Dorfe Grivica vor. Die Türken hatten in der Nähe des Steinhauses Schützengräben ausgehoben und hielten diese sowohl als das Haus stark besetzt. Ein wohlunterhaltenes Gewehrfeuer der reichlich mit Munition versehenen türkischen Linien empfing nun die vorgedrungenen Russen.

Frau Helena, angeeifert durch den Beifall, der ihrem mutigen Benehmen bisher von allen Seiten gezollt wurde, trat nun auch in die Reihen der Kämpfer. Sie bewaffnete sich mit einem Repetiergewehre, und Schulter an Schulter mit ihren türkischen Landsleuten beschoß sie aus den Fen-

stern des Steinhauses den anrückenden Feind, der, soweit es möglich war, zwar das Feuer zu erwidern suchte, allein endlich den Rückzug antreten mußte.

Ohne eine Deckung zu suchen, stand sie dabei mit ihrem Gewehre am geöffneten Fenster und zuckte mit keiner Wimper, wenn rechts und links von ihr Geschosse in die Wand schlugen, so daß Kalk und Mörtel um sie her spritzte. Sie schien gefeit gegen jeden Schuß, und ein Gefühl von abergläubischer Scheu verbreitete sich seitdem unter ihren Mitkämpfern. Man fing an, sie als eine von Allah gesandte Streiterin zu betrachten, die der Fahne des Propheten zum Siege verhelfen sollte.

Als dieser Sturm endlich glücklich abgeschlagen und die Russen zurückgegangen waren, nahm Frau Helena ihre Beschäftigung des Verwundetensuchens wieder auf; diesmal aber nicht mehr allein. Die Soldaten ordneten sich ihr selbst unter, sogar türkische Offiziere weigerten sich nicht, sie bei diesem Geschäfte zu begleiten und zu unterstützen. Wie vielen Verwundeten hat Frau Helenas Ausdauer damals das Leben gerettet, die ohne sie auf dem Schlachtfelde elend verblutet und zu Grunde gegangen wären!

Mit der Abwesenheit des Gatten schwand auch der moralische Druck, der auf Helenas Seele zu lasten schien. Ihre Augen erhielten wieder den alten Glanz; eine früher nie gekannte Elasticität und Schwungkraft fand sich ein, trotz der namenlosen physischen Entbehrungen. Ein paar Hände voll gekochten Reis, ein Stück schwarzes Soldatenbrot bildeten schon lange die einzige Nahrung der verwöhnten Tochter des reichen Tryphozilos.

So rückte der 10. Dezember heran, der Tag, an welchem Plewna trotz des Heldenmutes und der von ganz Europa angestaunten Tapferkeit der Türken in die Hände der Russen fallen sollte. Mangel an Nahrungsmitteln, große Verluste an Soldaten, sowie der Umstand, daß auf einen Entsatz durch andere türkische Truppen nicht zu rechnen war, veranlaßten Osman Pascha, mit dem Rest seiner Truppen einen Durchbruch durch die russischen Linien zu versuchen. Als Durchbruchspunkt wurde die Krischimschanze gewählt, also gerade ein Punkt in entgegengesetzter Richtung der Grivica-Schanzen. Da das Ansammeln der Truppen zum Durchbruche noch während der Nacht vom 9. auf den 10. Dezember stattfand, die Dispositionen hierzu selbstverständlich nur den Truppen-Kommandanten bekannt gegeben wurden, so fanden sich am Morgen des 10. Dezembers die Bewohner des Steinhauses in Grivica, nämlich Frauen, Kinder und Verwundete, vollkommen verlassen und vereinsamt, ohne zu wissen weshalb und warum. Auch die vorwärts liegenden Schanzen und Schützengräben waren verlassen. Ein paar Dutzend absichtlich oder zufällig zurückgebliebener Soldaten bildeten die einzig wehrhafte Besatzung des Steinhauses, wo man sich in vollster Unwissenheit über alles befand, was an diesem Tage in und um Plewna vorging.

Im Laufe des Vormittags ließ sich am Ausgange der Schlucht plötzlich eine starke russische Patrouille sehen, die aber in vorsichtiger Entfernung vom Hause stehen blieb und, da sich dort alles still verhielt, im Glauben an einen Hinterhalt oder eine Falle nur ein paar Schüsse gegen das Haus abfeuerte und sich dann zurückzog.

Im Steinhause selbst war von dem Augenblicke an, wo sich die Bewohner ihrer Vereinsamung bewußt wurden, alles drunter und drüber. Angst und Schrecken herrschte, die Weiber schrien zu Allah und dem Propheten, die Kinder heulten, alles war ratlos! War es doch felsenfeste Überzeugung im türkischen Heere, daß die Russen jeden türkischen Gefangenen unter schrecklichen Martern umbringen sollten.

Da erschien Frau Helena wie eine moderne Jeanne d'Arc! Mit blitzenden Augen erklärte sie den verdutzt um sie herumstehenden Soldaten und schreienden Weibern, daß es nur einen Weg der Rettung für sie gebe; sie müßten um jeden Preis das Haus gegen die Moskols verteidigen. Das edle Feuer und die Thatkraft, welche in ihren Worten lagen, verfehlten ihre Wirkung nicht. Helena fand Gehorsam. Man schloß und verrammelte das Thor und die Parterrefenster und schleppte Gewehre und Munition ins erste Stockwerk und auf den Dachboden. In kürzester Zeit war das Steinhaus zur Verteidigung hergerichtet; man konnte die Russen erwarten.

Sie ließen auch nicht lange auf sich warten; die Patrouille mußte Succurs geholt haben, denn nach etwa einer Stunde erschienen in der Schlucht größere Truppenmassen, die sich nach allen Seiten in Schwärmen entwickelten und Gewehrsalven gegen das Haus abgaben.

Die tapfere Helena erwiderte das Feuer aufs kräftigste. Der riesige Munitions- und Gewehrvorrat machte es den Türken im Hause möglich, ein Feuer zu organisieren, welches den Gegner vollkommen täuschte und ihm einen ganz falschen Begriff von der Stärke der Besatzung des Hauses beibrachte. Die schlecht oder gar nicht gedeckten Russen erlitten dabei starke Verluste, während die hinter den Fensterrahmen stehenden Türken beinahe ausnahmlos unverletzt blieben.

Da die Terrainverhältnisse derartig waren, daß auf ein Vorführen von Geschützen verzichtet werden mußte, blieb dem russischen Kommandanten nichts übrig, als einen Versuch zur Einschließung des Hauses zu machen und zugleich alle Fenster und Dachöffnungen unter ein scharfes Feuer zu nehmen.

Unter bedeutenden Verlusten, weil unter dem Feuer vom Hause aus, war diese Einschließung bald geschehen. Das Feuer aus den Fenstern wurde dadurch geschwächt, weil nun auch die Rückseite des Hauses, die bisher unbesetzt war, verteidigt werden mußte.

Die Russen gingen nun daran, sich bis an die Hausmauern heranzusetzen, wo sie dann, gedeckt gegen die Schüsse aus den oberen Fenstern, das Thor und die verrammelten Fenster einbrechen konnten.

Frau Helena, die Nutzlosigkeit einer weiteren Verteidigung des Hauses mit so schwachen Kräften einsehend, beschloß nun, sich mit den wenigen unverwundeten Soldaten durchzuschlagen. Zu diesem Zwecke ließ sie das Hausthor plötzlich von innen öffnen und aus den vorbereiteten Gewehren in den dicksten Schwarm der anstürmenden Russen eine Salve abgeben; dann stürmten die Türken, in ihrer Mitte die kleine Helena, mit geschwungenem Handschar den Russen entgegen.

Ein kurzes Handgemenge, dessen Ende nicht zweifelhaft war, entspann sich; die Türken wurden von den erbitterten Russen insgesamt niedergehauen. Ihr Schicksal teilte Frau Helena. Ein Säbelhieb über den Kopf und ein paar Bajonettstiche in die Seite streckten die tapfere kleine Frau unter ihren Kampfgenossen nieder.

Die Russen stürmten nun ins Haus, in der Hoffnung auf Beute und Gefangene; ihr Kommandant, ein russischer Oberst, war aber nicht wenig überrascht, anstatt mindestens einer Compagnie Türken im ganzen Hause nur jammernde Weiber und heulende Kinder und schwer verwundete Soldaten zu finden.

Man hätte nun glauben sollen, daß ein reguläres Militär sich gegen diese wehrlosen Gefangenen der bei civilisierten Völkern üblichen Kriegssitte entsprechend betragen würde. Das geschah aber diesmal nicht.

Der Kommandant, wütend über die großen Verluste, die er behufs Einnahme dieses von einem Weibe verteidigten Hauses erlitten hatte, rächte sich an den armen Gefangenen dadurch, daß er alle Weiber und Kinder einer Kosaken-Patrouille übergab mit dem Befehl, sie sofort nach Nikopolis zu transportieren.

Frau Helena, welche man trotz ihrer Wunden noch lebend unter den Toten hervorgezogen hatte, traf das gleiche Schicksal. Man brachte sie, nachdem ihre Wunden notdürftig verbunden waren, mit einer Anzahl ihrer Schicksalsgenossen nach der an der Donau gelegenen, ungefähr achtzehn bis zwanzig Meilen von Plewna entfernten Stadt Nikopolis.

Der Kosaken-Unteroffizier, welcher die Patrouille führte, trieb seine Leute, sobald es auf der Straße Raum gab, mit Kantschuhieben weiter, nur um seinen Transport rasch los zu werden. Täglich erlagen einige der Unglücklichen ihren Wunden oder den Unbilden der Witterung; kaum die Hälfte der Gefangenen erreichte Nikopolis. Dort wußte man allerdings mit diesen Menschen nichts anderes anzufangen, als sie auf ein Schiff zu packen und mit anderen Gefangenen nach Galatz abzusenden.

Unsere Heldin, Frau Helena, blieb tapfer bis zum Schluß. Hunger und Durst, Schläge und die Unbilden der Witterung hatte sie ausgehalten, nur von dem einen Gedanken beseelt, der sie jetzt Tag und Nacht nicht verließ: Vollkommene Trennung von ihrem Gatten und Heimkehr ins Vaterhaus zu ihren Schwestern. Mit jedem Schritte entfernte

sie sich mehr von ihm, dem Gehaßten! Vielleicht ist er tot, dachte sie, vielleicht sehe ich ihn nicht wieder!

Diese Hoffnung auf endliche Befreiung aus den Händen ihres Marterknechtes ließ Helena alles ertragen, ohne an ihrer eisernen Gesundheit irgendwie Schaden zu nehmen. Trotz des mangelhaften Verbandes ihrer Wunden blieben auch diese ohne ernste Folgen für ihre Gesundheit. Ihr Aussehen war damals entsetzlich. Zerrissene und beschmutzte Kleider, anstatt Schuhe nur Fetzen an den Füßen, das Gesicht und die Hände mit Blut und Schmutz bedeckt. Das schöne Weib war bis zur Unkenntlichkeit entstellt, was aber gewissermaßen ein Schutz für sie gewesen sein mochte, wenn man bedenkt, daß sie tagelang sich nur in Gesellschaft roher Soldaten befand, deren Gewalt sie vollkommen preisgegeben war.

Erst am Transport-Dampfer wurde es Helena möglich, mit Hilfe einiger englischer Damen, die sich zur freiwilligen Krankenpflege auf den Kriegsschauplatz begeben hatten, sich zuerst zu reinigen, dann sich ordentlich verbinden zu lassen und mit reiner Wäsche und Kleidung zu versehen. Der ungewöhnliche Reiz ihrer Erscheinung und ihrer Jugend verfehlte nicht den tiefsten Eindruck auf diese Damen zu machen; man bemühte sich allseits um sie, stellte ihr alles im Schiff Aufbringbare zur Verfügung; sogar die russischen Offiziere an Bord, die von der brutalen Behandlung hörten, welche sie erduldet, brachten ihre Entschuldigungen an und thaten alles, um das Vergangene gut zu machen.

So kam Frau Helena im Februar des Jahres 1878 nach Galatz.

Ein altes Sprichwort sagt: Kein Mensch entgeht seinem Schicksale! Dieses Sprichwort sollte sich bei unserer kleinen Heldin wieder bewahrheiten. Die erste Person, welche ihr in Galatz begegnete, als sie mit ihren Mitgefangenen den Transportdampfer verließ, war — der Doktor Leo Schwarzkopf! Leo war mit den Truppen Osman Paschas gefangen und ebenfalls nach Galatz gebracht worden, um von da ins Innere Rußlands transportiert zu werden.

Was alle Entbehrungen und Anstrengungen, was alle Schmerzen und Wunden nicht hervorbringen konnten, das brachte das unverhoffte Wiedersehen, der unerwartete Anblick ihres Gatten zu stande.

Frau Helena starrte ihren Gatten an, als hätte man ihr ein Medusenhaupt vorgehalten: alles Blut trat ihr zum Herzen, und wie ein Stück Holz fiel sie ohnmächtig zu Boden.

Zur Besinnung kam sie lange nicht; ein heftiger, durch die Wunden noch gefährlicherer Gehirn-Typhus hielt die kleine Frau monatelang im Bette. Nur die aufopfernde Pflege jener barmherzigen Damen, deren Bekanntschaft Helena an Bord des russischen Transportdampfers gemacht hatte, rettete ihr das Leben. Allein noch lange, nachdem sie ihre physische Gesundheit zurück erhalten, blieb ihr Geist umnachtet.

Als sie endlich ihr volles Bewußtsein, ihre Denkkraft wieder erlangt hatte, fand sie sich an Bord eines österreichischen Dampfschiffes, welches sie und ihren Gatten nach Budapest führte. Doktor Leo hatte die Intervention seiner vaterländischen Regierung angerufen, die ihm zur Rückkehr in die Heimat verhalf.

Ohne jede Mittel in seiner Vaterstadt angekommen, würde ihm die Existenz daselbst sehr schwer gefallen sein, hätten ihm die turkophilen Bewohner von Budapest — und damals gab es deren nicht wenige — nicht vorläufig unter die Arme gegriffen. Seine Eltern waren inzwischen gestorben, was für ihn insofern ein Glücksfall war, als er sich dadurch von allen Rücksichten gegen jedermann befreit sah.

Die augenblicklich ganz hübsche Einnahmequelle, welche ihm aus dem Türken-Enthusiasmus seiner Landsleute zufloß, wäre aber auf die Dauer kaum ausreichend gewesen, die immer wachsenden Bedürfnisse unseres Doktors zu befriedigen, wenn nicht eine bedeutende Geldsendung des alten Tryphoxilos, an den sich Helena in ihrer Not gewendet, die prekäre Situation des Ehepaares mit einem Schlage geändert hätte.

Doktor Leo nahm sich sofort eine elegante Wohnung in der Radialstraße und trat nun überall als gefeierter türkischer Militärarzt auf. Die Gloriole, welche ob seiner Teilnahme an der berühmten Verteidigung von Plewna sein Haupt umstrahlte, sicherte ihm in der Gesellschaft, in welcher er sich bewegte, volle Sympathie, Achtung und vornehmlich fortwährende Zuhörerschaft.

Obwohl sich die junge Frau konsequent von allem zurückhielt, was ihrem Manne Vergnügen und Genuß bereitete, ihr die Gesellschaft seiner Freunde und Verehrer ganz besonders widerwärtig war, so ließ es sich doch nicht vermeiden, daß sie sich mit der Zeit das notwendige Verkehrsmittel, die deutsche Sprache, aneignete, leider in einer Form, wie sie nur in den untersten Schichten der Budapester Bevölkerung gesprochen wird.

Da Leos Bekanntschaften sich vornehmlich aus solchen Leuten zusammensetzten, die man in Pest mit dem zweifelhaften Beinamen „Hendelfänger" bezeichnet, so hörte die arme Frau überhaupt nie ein anderes Deutsch als diesen entsetzlichen Dialekt, welcher noch um einige Nuancen ordinärer klingt als das Idiom von Lichtenthal und Thurybrückl, Alt-Wien gesegneten Andenkens.

Etwa ein Jahr nach der Rückkehr Doktor Leos aus der Türkei starb der Schwiegervater Tryphoxilos mit Hinterlassung eines selbst für orientalische Verhältnisse ungewöhnlichen Vermögens.

Leo benutzte seinen Aufenthalt in Konstantinopel, wohin er sich behufs Flüssigmachung der Erbschaft mit seiner Frau begeben hatte, um die Wiederaufnahme in die türkische Armee zu erwirken, was ihm auch merkwürdig leicht gelang.

Der Schlaukopf begriff vollständig, daß ihm durch eine offizielle Stellung im türkischen Heere, als Gatte einer reichen Frau eine sociale Position geschaffen wurde, die er sich sonst schwerlich irgendwie herausgeschwindelt hätte.

Seine Erwartungen wurden noch übertroffen; in Rücksicht auf seine Verdienste bei Plewna (daß er dort war, konnte man nicht in Abrede stellen, und was er dort leistete, wußte außer ihm selbst eben niemand) wurde er als Stabsarzt einem in Kleinasien liegenden Truppenkörper zugewiesen.

Dann befand sich der strebsame Doktor Leo nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Smyrna endlich in Wien, wohin er auf Kosten der türkischen Regierung gesendet wurde, um da Studien über das Wesen der Hygiene im allgemeinen und der Kriegshygiene im besonderen anzustellen.

* * *

Um die Teilnahme der Frau Helena an den Kämpfen bei Plewna hat sich seither in der türkischen Armee ein märchenhafter Mythus gesponnen, der noch heute Gegenstand der Unterhaltung türkischer Soldaten sein soll, was dadurch erklärlich wird, daß von den letzten Kämpfern in Grivica, wie wir wissen, niemand lebend davon kam, man auch Frau Helena fallen gesehen und von den zurückgebliebenen Zeugen niemand ahnte, daß sie dennoch mit dem Leben davon gekommen sei.

Die tiefe Narbe ihrer Kopfwunde, von ihrem weichen Haar vollständig bedeckt, zog sich knapp über der linken Schläfe bis an den Hinterkopf; diese und die noch rötlich erscheinenden Narben der Bajonettstiche zwischen der fünften und sechsten Rippe an der linken Brust waren wohl die beredtesten Zeugen für die Wahrheit der Erzählung der jungen Frau. Ich glaube nicht, daß sie mit anderen je davon gesprochen hat; sie vermied in Wien ängstlich jede Gesellschaft und jeden Verkehr, vornehmlich mit Personen ihres eigenen Geschlechtes, vor welchen sie im Bewußtsein ihrer mangelhaften Bildung eine unüberwindliche Scheu hatte, während ein Gefühl des Stolzes sie hinderte, mit unter ihr stehenden Personen zu verkehren. Ihre Rede war stets frei von jedem Eigendünkel und jeder Prahlerei; sie fand auch kein Verdienst darin, so vielen Menschen das Leben gerettet zu haben.

Der Krankheitszustand Frau Helenas wurde nun nicht so schnell gehoben, als ich es anfangs erwartete. Woche auf Woche verging, und Frau Helena befand sich, wenn auch nicht schlechter, so doch mindestens nicht viel besser als am Anfang der Behandlung. Um aufrichtig zu sein, war mir dieser Umstand nicht unangenehm, da er mir den Verkehr mit ihr verlängern half. Tag für Tag kam sie zu mir, nahm in einem Fauteuil mir gegenüber Platz, brannte sich eine Cigarette an, und dann vergingen manchmal Stunden über ihren Erzählungen und Fragen.

Die junge Frau offenbarte die ganze Naivität eines Naturkindes, dem alles, was uns Westeuropäern natürlich und bekannt erscheint, neu und fremd war. Von einer Bildung in unserem Sinne war bei dieser Frau keine Rede, obwohl ihre Manieren die

einer wohlerzogenen Dame waren. Sie sprach zwar außer dem uns bekannten Deutsch und Französisch noch vollkommen Neugriechisch, Türkisch und Bosnisch, schrieb und las Griechisch, Türkisch und Französisch mit ziemlichem Geschick, doch jede andere geistige Bildung, wie sie bei uns beinahe jede Hausmeisterstochter erhält, ging ihr vollständig ab.

Merkwürdig waren auch ihre religiösen Begriffe. Ihre Mutter war eine Mohammedanerin von hoher Geburt gewesen; Helena und ihre Schwestern wurden jedoch nach der Religion des Vaters getauft. So spukte im Köpfchen der schönen Frau neben dem Christengott auch Allah und sein Prophet; sie hatte von beiden Glaubensformen eigentlich doch keinen klaren Begriff, neigte aber mit ihrer Überzeugung mehr zum Islam, schon wegen der griechischen Popen, die ihr von Kindheit an verhaßt und verächtlich waren. Vornehmlich der Fatalismus war ihr in die Seele gedrungen und beherrschte ihr Denken vollständig, was man in Hinblick auf ihre Erfahrungen begreiflich finden wird. Es war somit kein größerer Gegensatz denkbar, als die äußere Erscheinung Helenas und ihr geistiger Zustand; die kleine reizende Person in der eleganten Pariser Toilette, einen süßen Duft von Rosen ausströmend, mit dem geistigen Horizont und dem Bildungsgrade einer Haremsdame!

War mir der Verkehr mit ihr anfangs nur interessant, ob des überraschenden Lebensganges der jungen Frau, so konnte die reizende Erscheinung mit der Zeit doch nicht ohne Einfluß auf mich bleiben. Wäre ich noch ledig gewesen, so hätten mich wenig Zweifel und Skrupel geplagt. So aber war ich ein junger Ehemann, hatte meine Frau aus Liebe geheiratet, liebte sie innig und sollte demnächst noch das Glück genießen, ein Kind mein nennen zu dürfen.

Und doch!

Es giebt eben im Leben der anständigsten Menschen Augenblicke, wo es ihnen sehr schwer wird, anständig zu bleiben und sich und andere nicht zu betrügen. In einer solch peinlichen Lage befand ich mich. Seit ich zu fühlen begann, daß mir Frau Helena nicht gleichgültig war, nahm ich mir täglich vor, den Verkehr mit ihr abzubrechen, sie gesund zu erklären oder sie unter irgend einem anderen Vorwande fortzuschicken. Wenn aber dann die Stunde sich näherte, in der sie gewöhnlich bei mir erschien, empfand ich immer ein zwischen Sehnsucht und Bangen geteiltes Gefühl; Furcht überkam mich, ob sie nicht etwa plötzlich und für immer wegbleiben würde. Saß sie aber einmal bei mir im Zimmer, ihre kleinen in glänzenden Lackschuhen steckenden Füßchen vor sich auf einem Schemel ausgestreckt, bequem in die Polster ihres Armstuhles gedrückt, so vergaß ich alle meine guten Vorsätze und genoß mit innigem Behagen ihre reizende Gesellschaft und lauschte mit Vergnügen ihrem naiven Geplauder.

Der Aufenthalt meiner Frau in Brünn hatte sich in verhängnisvollster Weise in die Länge gezogen. Zuerst hielt sie die Erkrankung ihrer Mutter zurück, dann ihr eigener hoffnungsvoller Zustand, der mittlerweile so weit vorgerückt war, daß von einer Reise bei der ungünstigen Jahreszeit keine Rede mehr sein konnte. Marie mußte somit ihre Niederkunft bei ihrer Mutter abwarten.

Meine Beschäftigung als Arzt erlaubte mir nicht, lange von Wien wegzubleiben; es waren daher meistens nur kurze Sonntagsbesuche zwischen zwei durchfahrenen Nächten, die ich meiner Frau widmen konnte. Befand ich mich einmal bei ihr und im Kreise ihrer Familie, so übten die Zärtlichkeit meiner Frau, ihre gediegene Bildung und der gute Ton im Hause meiner Schwiegermutter ihren gewohnten Einfluß auf mich aus. Ich vergaß dann meine orientalische Circe vollständig und erinnerte mich ihrer nicht eher, als bis ich wieder im Waggon saß und der Zug mit mir gegen Wien eilte. Dieser Zwiespalt der Gefühle, auf einer Seite die Liebe für meine Frau, auf der anderen der Zug meiner Sinne zur reizenden kleinen Freundin, regte mich mit der Zeit derartig auf, daß ich physisch und moralisch schwer darunter zu leiden begann. Ich fühlte mich angegriffen, wurde verdrießlich, vernachlässigte meine Kranken und zog mich von allen Bekannten zurück. Meine Freunde schoben dies auf Überanstrengung bei meiner ärztlichen Thätigkeit und auf die Trennung von meiner Frau, und rieten mir, auf Urlaub zu gehen; ich allein aber wußte,

daß hier ein ganz anderer Grund vorlag. Ich wußte und fühlte, daß mein Verkehr mit Frau Helena ein Unrecht war gegen meine Familie sowohl, als ein Unrecht gegen diese selbst; dennoch fehlte mir die moralische Kraft, mich loszureißen, diesem gefährlichen Spiele mit dem Feuer ein Ende zu machen.

Es war daher ein wahres Glück für mich, als das ängstlich erwartete Ereignis eher eintraf, wie wir es erhofften, und mich an die Seite meiner Frau rief. Die süßen Gefühle, welche ein Mann empfindet, wenn er aus den Händen einer geliebten Frau das erste Pfand ihrer beiderseitigen Liebe empfängt, sind wohl das Beseligendste, was einem Menschen auf unserer Erde zu teil werden kann. Wie fühlte ich mich nun froh und glücklich im Kreise der Meinen; keine Erinnerung an meine unglückliche Leidenschaft verdunkelte die Stunden und Tage unseres Zusammenseins. Da der Zustand meiner Frau anfangs etwas besorgniserregend war, blieb ich diesmal über vierzehn Tage bei ihr. Als aber dann bald ihre Genesung günstige Fortschritte machte, kehrte ich frohen Mutes und leichten Herzens nach Wien zurück. Die verführerischen Bilder, die meine erst beginnende Leidenschaft für die kleine Gräko-Türkin mir vorgezaubert und die mich sonst auf der Heimfahrt begleitet hatten, blieben diesmal aus, die bösen Geister waren von mir gewichen. Ich wußte nicht nur, was ich zu thun hatte, sondern fühlte mich auch stark genug, das Richtige wirklich zu thun. Eine Fortsetzung des allerdings nur freundschaftlich gebliebenen Verhältnisses mit der schönen Frau Helena hinter dem Rücken meiner Frau war einfach ausgeschlossen. Sie in meine Familie einzuführen und mit meiner Frau bekannt zu machen, würde aber völlig erfolglos gewesen sein. Die rührende Schönheit Helenas, ihr Unglück sicherten ihr allerdings für den Anfang einen guten Eindruck, volle Teilnahme und freundlichen Empfang von seiten meiner Frau, allein die ganz verschiedene Denkweise und der ungeheure Bildungsabstand beider Frauen schloß für die Zukunft eine Intimität, eine Freundschaft aus.

Dann ihr Mann! Konnte ich diesen Menschen in mein Haus lassen? Niemals!

Das Beste war also für alle Fälle, dem bisherigen Verkehr, der ja schließlich doch nur auf der ärztlichen Behandlung beruhte, dadurch ein Ende zu machen, daß ich Frau Helena für genesen erklärte, was ich gegenwärtig mit gutem Gewissen auch thun konnte. In dieser Form konnte ich ihre weiteren Besuche ablehnen, ohne sie zu verletzen. Der Zufall kam mir bei diesem in guter Absicht entworfenen Plane zu Hilfe.

Frau Helena, welche meine Ausflüge nach Brünn meiner ärztlichen Praxis zuschrieb — ich hatte es immer vermieden, mit ihr von meiner Familie zu sprechen —, fand sich am nächsten Tage nach meiner Rückkehr wie gewöhnlich bei mir ein. Um meine Rückkunft sofort zu erfahren, war sie täglich gekommen und hatte ihre Behandlung formell von meinem Stellvertreter fortsetzen lassen.

Sie erschien mir sehr aufgeregt, sah sehr angegriffen aus; ihre Augen waren offenbar vom Weinen gerötet.

„Wie bedauere ich, daß Sie gerade jetzt abwesend waren!“ sagte sie nach den ersten Begrüßungen zu mir. „Sie hätten nun Gelegenheit gehabt, meine beiden Schwestern auf ihrer Durchreise kennen zu lernen. Ich würde sie so gern mit Ihnen bekannt gemacht haben!“

Sie erzählte mir nun umständlich, daß nach dem Tode ihres Vaters die beiden alten Verehrer, der Vicomte von Mainville und der Baron Buchsweiler, sich alle erdenkliche Mühe gegeben hatten, mit ihren Schwestern in Verkehr zu treten. Sie versuchten gemeinsam Mademoiselle Martin dafür zu gewinnen; nach längerem Sträuben gab die ehrliche alte Person nach, und unter ihrem Schutze entwickelte sich dann ein zärtliches Verhältnis beider Paare, welches nach einiger Zeit zu einer Doppel-Verlobung führte. Die Eltern der beiden jungen Männer hatten anfangs Schwierigkeiten erhoben und von diesen exotischen Bräuten nichts wissen wollen. Endlich hatten sie den Bitten ihrer Söhne nachgegeben, und nach rasch vollzogener Vermählung in Konstantinopel waren nun beide Paare auf der Reise in ihre neue Heimat.

„Wie glücklich sind sie — und ich, und ich!“

Thränen erstickten ihre Stimme; ich hatte die kleine Frau noch nie so weich gesehen.

Ich ergriff ihre Hand, redete ihr zu und

versuchte mit den gewissen konventionellen Redensarten ihr Trostgründe zuzusprechen, an die ich selbst nicht glaubte.

Sie hörte mir scheinbar zu und fuhr dann fort: „Meine Schwestern wollten mich mitnehmen; besonders Anastasia wollte durchaus, ich solle sofort mit ihnen nach Paris und von dort aus meine Scheidung einleiten. Gieb ihm dein halbes Vermögen und er läßt dich sicher los, meinten sie und ihr Mann. Allein ich konnte ihr nicht zustimmen; ich kann jetzt nicht fort von hier.“ Dabei sah die Kleine zu Boden und errötete tief wie ein Kind, welches ein Geheimnis verraten fühlt.

Ich klammerte mich sofort an diesen Abreisegedanken; jetzt konnte ich ihr auch meine Situation leichter klarstellen, ohne befürchten zu müssen, mich in Widersprüche zu verwickeln. „Aber gnädige Frau,“ erwiderte ich, „wie konnten Sie nur diesen wahrhaft gut gemeinten Vorschlag Ihrer Schwester und Ihres Schwagers zurückweisen! Sie müssen ihnen nach Paris folgen, und zwar sobald als möglich. Ihr Mann giebt sicher nach, wenn Sie ihm einen entsprechenden Preis für Ihre Freilassung bieten. Ich werde zwar sehr bedauern, eine so angenehme Patientin zu verlieren, allein auch wenn Sie hier blieben, würde dies ja binnen kurzem der Fall sein. Ich bin in der angenehmen Lage, Sie versichern zu können, daß Sie vollkommen genesen sind und meiner Behandlung nicht mehr bedürfen. Mein Vertreter sagte mir dies schon heute morgen und ich mußte ihm beipflichten, so leid es mir thut, Sie, meine Gnädige, in Zukunft nicht mehr bei mir zu sehen. Zudem reise auch ich in den nächsten Tagen wieder fort, und wahrscheinlich für längere Zeit. Ich werde zuerst meine Familie abholen, die mir den ganzen Winter gefehlt hat; dann muß ich auf einige Wochen in ein Bad; ich befinde mich leidend und will einer Verschlimmerung meines Zustandes zuvorkommen.“

Diese kurze Rede ging mir, wie auswendig gelernt, von den Lippen; ich wagte es aber nicht, sie dabei anzusehen, aus Furcht mich zu verraten. Die während dieser Rede immer zunehmende innere Aufregung bewirkte eine merkwürdige Sinnestäuschung bei mir. Ich hörte mich selbst sprechen, es schien mir, als ob ein anderer Mensch neben mir dies alles sage.

Als ich geendet hatte, wartete ich eine Weile vergebens auf eine Antwort. Ich blickte zu ihr hinüber. Sie saß regungslos da und hielt ihr Gesicht mit den Händen verhüllt. Ich wollte noch etwas hinzufügen, allein es schnürte mir die Kehle zusammen, ich brachte kein Wort mehr heraus.

Endlich gab sie ihr Gesicht frei, sie war wachsbleich, ihre Augen blickten mich mit einem ganz eigenen, nicht zu beschreibenden Ausdruck an. Eine Welt voll Jammer und Elend, Unglück und Verzweiflung blickte da heraus.

Plötzlich erhob sie sich. „Sie haben recht, Herr Doktor,“ sprach sie, anfangs bebte ihre Stimme etwas, doch bald beherrschte sie sich. „Sie haben recht! Ich muß abreisen, es ist für mich das Vernünftigste, den Rat meiner Schwester zu befolgen; ich habe mir's jetzt überlegt, jedenfalls werde ich Ihnen sagen lassen, wann ich abreise. Vorläufig meinen besten Dank und adieu!“

Sie reichte mir die Hand, die sich eisig kalt anfühlte; dann ging sie, ohne sich umzusehen.

Ich ließ sie gehen, ohne ein Wort zu erwidern. Was hätte ich der armen Frau auch noch sagen können?

— — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage fand sich auf meinem Frühstückstische ein kleines Paket; ein Billet, eine Photographie Helenas in türkischem Kostüm und ein kleiner Goldreif mit einer großen weißen Perle lagen darin. Das Billet enthielt nur die wenigen nachfolgenden Zeilen:

Cher docteur!

C'était le conseil d'un vrai ami que vous m'avez donné hier. Je partirai aujourd'hui. Puisqu'il n'est pas vraisemblable que nous nous verrons encore une fois avant mon départ, je vous dis adieu et je vous prie d'accepter le petit anneau ci-joint comme souvenir de votre reconnaissante amie.

Hélène Tryphoxilos.

Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß ich nach Durchlesung dieses Billets

zuerst nur ein Gefühl unsäglicher Erleichterung fühlte. „Gott sei Dank! sie reist ab!“ war mein erster Gedanke.

Allein wie das schon so geht, bei diesem Gedanken blieb es nicht; ich konnte mir die Selbstvorwürfe nicht ersparen, daß ich der kleinen Frau doch unrecht gethan, sie getäuscht hatte. Wenn ich auch als Arzt keine Veranlassung hatte, ihr Mitteilungen über meine Familienverhältnisse zu machen, so war es doch naheliegend und natürlich, das mir geschenkte Vertrauen mit gleichem Vertrauen zu erwidern und auch ihr von meinem Leben das Wichtigste mitzuteilen. Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß ich absichtlich über meine Frau geschwiegen, absichtlich verheimlicht hatte, daß ich verheiratet sei. Den ganzen Tag lag es wie ein schwerer Druck auf meiner Seele, von der anfänglichen Erleichterung meines Gemütes war keine Spur mehr vorhanden; je mehr ich über die ganze Angelegenheit nachdachte, desto trüber wurde mir ums Herz, ich ging den ganzen Tag herum wie ein wachender Träumer.

Als ich abends nach der Ordinationsstunde zur Zeit, wo Frau Helena regelmäßig zu mir zu kommen pflegte, allein in meinem Zimmer saß, kam es plötzlich wie ein Gefühl wahnsinniger Angst über mich.

„Ich muß doch nachsehen, ob sie wirklich abgereist ist,“ sagte ich mir, um diesem unleidlichen Zustande ein Ende zu machen.

Bevor ich ging, rief ich nach meinem Diener, um noch irgend etwas zu bestellen. Er trat ein und brachte mir wie gewöhnlich um diese Stunde das Abendblatt.

Ich nahm es ihm aus der Hand, instinktiv fielen meine Blicke auf die erste Seite, und ich las dort folgendes:

„Ein geheimnisvoller Selbstmord.

Im Hause Nr. 3 der Kochgasse fand heute ein wahrhaft erschütterndes Ereignis statt. Der hier lebende türkische Militärarzt Dr. S. kehrte heute mittags wie gewöhnlich zur Speisestunde heim. Er fand die Wohnungsthür versperrt, und trotz allen Läutens und Klopfens wurde ihm nicht geöffnet. Als ein vom Hausmeister rasch herbeigeholter Schlosser die Thür aufgesperrt hatte, zeigte es sich, daß von der Dienerschaft niemand zu Hause sei und alle Zimmerthüren von innen verschlossen waren. Als der Doktor und seine Begleitung endlich bis zum Schlafzimmer vordrangen, bot sich ihnen ein entsetzlicher Anblick dar.

Seine junge schöne Frau lag völlig angekleidet tot auf ihrem Bette, ein kleiner Dolch stak in ihrer Brust. Die junge Frau hatte sich sehr gut getroffen, so daß der Tod sofort eingetreten sein mußte, nur wenige Blutstropfen befleckten ihre Kleidung. Da die beiden Ehegatten in bestem Einvernehmen lebten, bei dem Reichtum der jungen Frau aber von häuslichen Sorgen nicht die Rede sein konnte, kann man für diese rätselhafte That keine Erklärung finden.“

Ich erspare mir, den Zustand zu schildern, in den ich nach Durchlesung dieser Notiz geriet.

Es gehört die ganze Aufopferungsfähigkeit einer liebenden Frau dazu, in einer solchen Lebenslage den Mann noch zu trösten und aufzurichten, der sich eigentlich gegen seine eigene Familie schwer vergangen hat. Wenn ich heute wieder hoffnungsfreudig und ruhigen Gemütes in die Welt schauen kann, so verdanke ich es nur dem liebevollen Zuspruch meines vortrefflichen Weibes.

Nachdem die Wellen der Großstadt schon lange über dieses unglückliche Ereignis, als dessen unfreiwilligen Urheber ich mich ansehen mußte, hinweggegangen waren, lief plötzlich noch eine Nachtragsmitteilung, Frau Helenas Tod betreffend, durch alle Blätter.

Es hieß da: „Wir erinnern unsere Leser an den vor einiger Zeit stattgehabten rätselhaften Selbstmord der Frau eines türkischen Militärarztes Doktor S. — Zur teilweisen Aufklärung dieser entsetzlichen That dürfte folgender Umstand etwas beitragen. Der hiesige Hof- und Gerichtsadvokat Dr. R., welcher vornehmlich türkische und griechische Häuser vertritt, deponierte vor einigen Tagen beim Bezirksgerichte der inneren Stadt ein Testament, welches die verstorbene Frau S. am Tage vor ihrem gewaltsamen Ende bei ihm in Gegenwart von Zeugen errichtet und mit dem Bemerken bei ihm hinterlegt hatte, daß sie nächster Tage nach Paris zu ihrer Schwester zu reisen beabsichtige und vorher ihre Sachen in Ordnung bringen wolle. In diesem Testamente ernannte sie ihre

Schwestern, die Vicomtesse M. in Paris und die Baronin B. in Berlin, zu Universalerbinnen ihres bedeutenden Vermögens. Der durch dieses Testament völlig enterbte Gatte will die Gültigkeit dieses Testamentes anfechten, was wohl kaum Erfolg haben dürfte. Jedenfalls scheint aber das allgemein behauptete gute Einverständnis der beiden Ehegatten nur ein scheinbares gewesen zu sein."

Für mich war an dieser ganzen Notiz nur das eine von unendlicher Bedeutung, daß Frau Helena ihr Testament schon am Vortage ihres Selbstmordes gemacht hatte. Den Entschluß, sich zu töten, mußte die arme Frau somit auch schon vor ihrer letzten Unterredung mit mir gefaßt haben.

— — — — — — — — — — — — — —

Ich sollte noch Gelegenheit finden, zwar wider meinen Willen, Frau Helenas Gatten kennen zu lernen.

Hofrat N., mein ehemaliger Professor und Gönner, pflegte während seines jährlichen Sommerurlaubes immer seine Patienten mir anzuvertrauen. Eine solche Angelegenheit rief mich auch jetzt zu ihm. Ich hatte seine Instruktionen betreffs der Kranken empfangen und wollte mich entfernen, als der Diener den türkischen Stabsarzt Dr. Schwarzkopf meldete.

„Sie, den müssen Sie kennen lernen," sagte mir der alte Herr, „das ist ein ganz interessanter Mensch. Er spricht alle möglichen Sprachen und hat furchtbar viel gesehen. Seine Mitteilungen über Kriegshygiene und Perlustrierung von Schlachtfeldern an der Hand seiner Erlebnisse im letzten türkisch-russischen Kriege sind außerordentlich belehrend."

Aha! dachte ich mir, hat er dich schon bei deinem Steckenpferde. Denn mein guter Hofrat, sonst eine Leuchte der Wissenschaft, war in die sogenannte Hygiene verliebt, wie ein junger Student in seine erste Tänzerin. Jeder Arzt, der für diesen jüngsten Zweig unserer Wissenschaft lebhaftes Interesse zeigte, gewann sofort das Herz unseres menschenfreundlichen Gelehrten.

Währenddem trat der Gemeldete ein.

Sein Äußeres stimmte mit der Schilderung Helenas vollständig überein. Seine geröteten Augen verdeckte jetzt eine dunkelblaue Brille, was den gefleckten, grüngelben Teint seines Gesichtes noch unangenehmer hervorstechen ließ.

Wir wurden einander vorgestellt. Doktor Schwarzkopf hatte keine Ahnung, daß ich ihn kannte. Meine Bekanntschaft schien ihm sehr uninteressant, denn nach einem flüchtigen: „Ah, sehr erfreut!" wandte er sich an den Hofrat, mit dem er sich sofort in ein Gespräch über Hygiene vertiefte.

Ich hörte eine Weile zu und gewann sofort die Überzeugung, daß dieser kolossale medizinische Schwindler ein ungewöhnliches Talent besitze, die ganze Welt zu düpieren. Wie klug er sich wendete und drehte, um dem alten Gelehrten seine Unwissenheit zu verbergen! Wie schmeichelhaft klang es dem alten Hofrat in die Ohren, wenn er von Doktor Schwarzkopf Stellen aus seinem großen Werke citieren hörte, die dieser vielleicht eine halbe Stunde früher zu diesem Zwecke gelesen hatte!

Arme Hygiene, dachte ich mir, du bist da in schöne Hände geraten! Es scheint wirklich, daß diese jüngste Tochter der medizinischen Wissenschaft ein gefundenes Fressen für alle Ignoranten und Schwindler werden soll! Wie viel Nutzen kann sie stiften, in Anwendung gebracht von einem wahrhaft humanen und gebildeten Arzte! Was für famose Geschäfte kann aber auch ein Schwindler damit machen — man denke nur an die Lieferung kostspieliger Desinfektionsmittel —, und erst ein Ignorant! Wie kann der die Finanzen irgend einer Land- oder Stadtgemeinde auf Jahre zu Grunde richten, wenn er unsinnige hygienische Anforderungen an sie stellt? Der Türkei wird er allerdings nicht gefährlich werden, dieser hygienische Schwindler!

Ich konnte ihm nicht weiter zuhören, mir drehte sich der Magen um, ich empfahl mich daher und ging.

Den Doktor der gesamten Heilkunde und türkischen Stabsarzt Doktor Leo Schwarzkopf habe ich seitdem nicht mehr gesehen.



Ill. D. Monatshefte. März 1895. Zu Gurlitt: Britische Tiermalerei.

**Briton Rivière: Aktäon.**
(Mit Erlaubnis von Mssrs. Agnew & Sons.)



John Frederick Herring: Pharaos Pferde.
(Nach dem Stich von C. W. Waß; Verlag von Adler & Schwarz, New-York.)

# Britische Tiermalerei.

Von

**Cornelius Gurlitt.**

Wem daran liegt, Stoff zu „Moralischen Erzählungen für die liebe Jugend" zu suchen, dem empfehle ich die Geschichte der beiden größten englischen Tiermaler als prachtvoll geeignete Unterlage. Beide entsproßten etwa den gleichen Lebensverhältnissen, beiden war von guter Fee eine ungewöhnliche Begabung als Erbteil künstlerischer Vorfahren in die Wiege gelegt worden, aber der eine ging den Weg des Bösen, wurde ein wüster Trinker, lebte nur seinen weltlichen Freuden, brachte über die Seinigen Sorge und Schande und verkam daher jung in Elend, Schuld und Verzweiflung. Und der andere war von Haus aus ein artiger Knabe, der sich wohl auch erlaubte Freuden gestattete, aber die Gesetze der Sittlichkeit nie verletzte; er wurde geehrt, ja sogar geadelt, er wurde alt und reich; und alle vornehmen Leute, selbst die Königin, schätzten ihn und zeichneten ihn aus.

Am 9. April 1807 starb in London George

Morland, nachdem er in grimmer Selbstanklage als Inschrift für seinen Grabstein die Worte vorgeschlagen hatte: „Hier liegt ein trunkener Hund!“ Am 7. März 1802 wurde daselbst Charles Edwin Landseer geboren. Sie lösten sich also zeitlich gewissermaßen ab, der böse und der gute Tiermaler; man könnte Landseer für die unmittelbare Erfüllung dessen halten, was Morland in seinen guten Tagen versprach.

Morlands Vater und Großvater waren Maler, und daß der am 26. Juni 1763 geborene Knabe dem Gewerbe des Vaters folgen solle, stand sofort fest, als sich schon mit dem vierten oder fünften Jahr die Begabung des Kindes glänzend offenbarte. Ehe aus ihm ein sechzehnjähriger Knabe wurde, verdiente er seinem Vater viel Geld, ja, lieferte er Zeichnungen zu Volksliedern für den Stich, die seinen Namen in die weite Welt trugen.

Nicht minder rasch entwickelte sich Landseer. Sein Großvater war Goldschmied, sein Vater Kupferstecher, was auch seine Brüder wurden. Aus diesem künstlerischen Kreise heraus entwickelte er sich so, daß schon 1815 des damals Dreizehnjährigen Bildern die Ehre zu teil wurde, in der königlichen Akademie ausgestellt zu werden. Es waren zwei Tierbildnisse, geradezu genannt: „Bildnis eines Maulesels aus dem Besitz des Herrn W. S. Simpson“ und „Bildnis einer Wachtelhündin mit Jungen“.

Aber bald trennte sich die Richtung der beiden Lebenswege. Landseer blieb bis zu seinem dreiundzwanzigsten Jahre im Hause seines Vaters, ein liebenswürdiger, feinsinniger Jüngling, der die mit seiner Kunst stetig wachsenden Einnahmen kaum beachtete, bis seine Stellung als Maler es geradezu forderte, daß er ein eigenes Haus beziehe, der, sobald er das satzungsgemäß vorgeschriebene vierundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, die hohe Ehre genoß, unter die Unsterblichen der Akademie der Künste als Associate und mit dem achtundzwanzigsten Jahre als ordentliches Mitglied aufgenommen zu werden.

Anders Morland. Auch sein Vater bewachte eifrig sein Talent, freilich mit einem, wie es scheint, nicht ganz selbstlosen Eifer und mit eiserner Strenge. Er drillte den hochbegabten Knaben geradezu auf Kunst, wie dies seiner Zeit die Väter von Raphael Mengs und Wilhelm von Kaulbach thaten. Aber er vermochte nicht im Herzen des jungen Burschen die wild und wilder sich vordrängende Lebenslust einzudämmen. Er vermochte sie auch damit nicht in willfährige Bahnen zu lenken, daß er, plötzlich seine Erziehungsart ändernd, den schon reichlich seinen Unterhalt sich verdienenden Knaben als jungen Herrn behandelte, daß er seinen Tisch reicher besetzen ließ, um ihn ans Haus zu fesseln, daß er ihm einen Gehrock mit sehr langen Schößen und riesigen gelben Knöpfen, Buckskinhosen und Schnabelschuhe mit Sporen kaufte, zu jeder seiner Tollheiten gefällig lächelte — der Wildling riß sich doch von ihm los und zog bald seine gewaltige malerische Kraft durch alle Pfützen von London, bis er in Trunk und Schuldgefängnis verkam und früh gealtert mit einundvierzig Jahren starb.

Hunderte von Geschichtchen über ihn haben die Beschreiber seines Lebens aufbewahrt. Seine Heimat war die Fuhrmannskneipe, dort allein war er zu finden, dort stand seine Staffelei. Er malte, was er von dort aus sah und wie er es sah, mit der Treffsicherheit eines, dem der Pinsel den besten Ausdruck seiner Gedanken bot, der nie zu überlegen brauchte, um den gewünschten Gedanken klar und sicher auf die Leinwand zu bringen. Die Zeit, welche dem von Gläubigern Gehetzten und von Trinkgenossen Abgezogenen zum Malen frei blieb, die Zeit, welche die stets an der Staffelei hängende Schnapsflache ihm ließ, hat er in erstaunlicher Weise auszunutzen gewußt. Er zahlte seine Schulden mit Bildern und er schuf in wenig Stunden ein Bild, für das jetzt auf Versteigerungen die höchsten Preise erzielt werden. Man sagt, er habe in der kurzen Frist, die der Trunk seiner künstlerischen Fruchtbarkeit freie Bahn ließ, gegen viertausend Werke geschaffen. Freilich ließen die Händler die halbfertig ihm fortgerissenen Skizzen von anderen vollenden, die besten Arbeiten dutzendfach nachmalen, drängten sie ihn, die Börse in der einen und die Flasche in der anderen Hand haltend, rasch seine Werke zu vollenden, ehe ein anderer Gläubiger sie ihm fortriß — aber immer geht



Ill. D. Monatshefte. März 1895.

Sir Edwin La

(Nach dem Stich von Th. Landseer;



ndseer: Nacht.
Verlag von Graves & Co., 1865.)

Zu Gurlitt: Britische Tiermalerei.





Sir Edwin La

(Nach dem Stich von Th. Landseer;



Zu Gurlitt: Britische Tiermalerei.

ndseer: Nacht.
Verlag von Graves & Co., 1865.)

durch die Bilder ein Zug von unverwüstlicher Heiterkeit, eines dickblütigen Behagens, einer gemütlichen Leichtlebigkeit, der Grundton des merry England, dem in allen Stürmen des Lebens der ruhige Witz und die sachliche Beobachtung nicht verloren geht.

Man muß sich der Zeit klar sein, um Morlands Stellung als Künstler zu verstehen. In England, das er nie verlassen hat, er, der bis auf ein paar tolle Fahrten in die Nachbarschaft oder auf die Insel Wight kaum je eine Reise über den Bannkreis von London unternahm, in diesem England des endenden achtzehnten Jahrhunderts herrschte eine sehr vornehme und sehr stolze Kunstauffassung. Noch lebte der große Sir Joshua Reynolds, der in seinen berühmten „Akademischen Reden“ dem englischen Kunsturteil in ähnlicher Weise ein festes Rückgrat gegeben hatte, wie es unserem Volke für lange Zeit in Lessings „Laokoon“ geboten wurde. Aber es ist bezeichnend, daß Reynolds in diesen Studien weder Morlands noch der Tiermalerei überhaupt Erwähnung thut, daß er selbst in der Rede auf seinen eben verschiedenen Rivalen Gainsborough beklagt, wie dieser so wenig die großen Meister studiert habe. Morland beging nach Reynolds' Ansicht die schweren Fehler, daß er seine Studien hauptsächlich auf die lebende Welt richtete, nachdem er von den Niederländern die Sprache der Kunst, die Kunst der Nachahmung, entlehnt hatte, und daß er dem „erhabenen“ Stile, welchen die Akademie lehrte, die Folgschaft versagte. Denn Reynolds erkannte der Historienmalerei, welche Typen schaffe, den höchsten Wert zu, die übrige Kunst erschien ihm mehr oder minder als „niedere Fertigkeit“. Mühte sich daher doch selbst sein großer Nachfolger, der Bildnismaler Lawrence, trotz geringen inneren Berufes hierzu, in der „hohen Kunst“ zu glänzen; und erhob sich doch dessen künstlerisch weit tiefer stehender Gegner West in der öffentlichen Schätzung weit über ihn, da er nicht bloß die Zufälligkeiten des Bildnisses, sondern nach der Meinung der Zeitgenossen die ewige Schönheit des Ideals zur Darstellung brachte. Freilich ist das von den Zeitgenossen hoch gefeierte Ideal der Welt bald langweilig geworden, sei es nun von Reynolds, Lawrence oder West gemalt, aber die getreu der Natur folgenden Werke angeblich „niederer“ Kunst halten sie noch heute hoch: sie sind Zeugnisse des stets sich erneuernden Sieges der realistischen Kunstauffassung.

Die englische Kunst jener Zeit wendete sich an die Gebildeten im Lande, sie forderte vom Maler wie vom Beschauer Kenntnis der italienischen Meister, namentlich der Venetianer und Bolognesen, denen sie sich nachempfindend anschloß. Aber Morland schuf nicht für diese vornehme Welt. Er hatte wohl auch durch seinen Vater und durch Studium der in London zahlreichen Sammlungen die Niederländer kennen gelernt. Im Ton ist er ihnen verwandt, ohne ihre derbe Natürlichkeit hätte er die seinige vielleicht nicht zu finden vermocht. Es ging ja damals durch England ein demokratischer Zug, Funken der französischen Revolution schlugen nördlich vom Kanale ein und nährten einen stillen Brand gegen den durch die Kriege gesteigerten Steuerdruck auf Geld und Blut, der in Irland schon in hellen Flammen aufschlug. In der gewaltigen Umwälzung der Vermögenslage, welche dann die Kontinentalsperre vollendete, bei den schweren Krisen, die sich rasch aufeinander folgten, entwickelte sich der Spalt in der Nation, der inzwischen unüberbrückt blieb, jene Kluft, welche durch die Zerbröckelung des alten, in gesunden Verhältnissen behäbig dahin lebenden Mittelstandes zwischen den Reichen und dem von der Hand in den Mund lebenden Handwerker und Arbeiter sich öffnete.

Morland mochte sich wohl selbst als ein Opfer dieses nationalen Zwistes betrachten. Die schnellen Verdienste, welche ihm zufielen, führten ihn eine Zeit lang den „oberen Zehntausend“ zu. Aber er fühlte sich und lebte als Emporkömmling, klammerte sich an die Äußerlichkeiten der großen Welt, hielt sich Pferde und erschien in keckem Übermut auf den Tummelplätzen des Reichtums, auf den Rennen. Seinem ganzen Wesen nach gehörte er aber zum Mittelstande, das kurze Glück seiner Ehe bewegte sich in dessen Bahnen. Aber aus dem festen Rahmen der wohlanständigen Gesellschaft durch den Trunk herausgerissen, blieb ihm nur der Umgang des Arbeiters. Und er verbrüderte sich gründlich mit diesem, er fand tief unten den Nährboden

auch für seine Kunst, den er oben vergeblich gesucht hatte. Mit keckem Hohn wies er jene nur in ihren Mißblüten ihm begreifliche Kultur zurück, die ihm leer und schal erscheinen mochte, wie er von jener Kunst nichts wissen wollte, die auf den Schulen sich breit machte, die nicht gesehen, sondern gelernt sei.

„Zeichnerische Abklatsche des gemeinen Lebens“ nennt der englische Kunsthistoriker Cunningham seine Bilder. Idealistische Absicht ist freilich nicht in ihnen. Ein Stall war ihm ein Stall und ein Pächterhaus eine schmutzige räucherige Bude. Er sah in ihnen nicht malerische Armut, er stellte sie nicht mit der erzieherischen Absicht dar, der Welt zu lehren, daß Reichtum allein nicht glücklich mache. Ihn machte Gold froh, solange es in seiner Tasche klapperte. Er verstand sehr wohl den Wert behäbigen Daseins. Aber er suchte es in möglichster Nähe der Natur. Der „Kaninchenwärter“, der in sein kleines Gehöft heimkehrt, wo Frau, Mutter, Kinder, Hunde, Schweine und Kuh seiner warten, erscheint zwar im „Bierhaus“ im guten Kragenrock wieder, seine Jagdbeute einem Sachverständigen darbietend. Aber es sind in beiden Fällen nicht die Vorgänge, durch die unser Anteil geweckt werden soll, es ist die Stimmung, die im Genuß des Augenblickes lebende Genügsamkeit, welche mit urwüchsigem Behagen aus den Bildern hervorschaut. Und dabei ist Morland ein schalkhafter Beobachter: die am Trog beschäftigte Sau hat einen köstlichen Blick auf die Dinge ringsum! Der losgerissene Kettenhund in seinem Zweifel, ob er zubeißen solle oder nicht, die raufenden Hunde in der Lebendigkeit ihrer Bewegung, die Spürhunde (setters) in ihrem Pflichteifer — all das ist, genauer gesehen, aufmerksamer beobachtet, als es vorher irgend einer gethan, mehr mit der Absicht, das Tier zu verstehen und verständlich zu machen; von einem geschaffen, dem die Tiere Genossen, nicht bloß willkommene malerische Gegenstände waren. Von seiner anfänglich vorwiegenden Liebe zum Pferd war Morland zu jener des Esels und Hundes und endlich auf das Schwein gekommen. Man muß seine Schweinebilder gesehen haben: das grunzende Behagen auf dem fetten Miste — nichts mehr bieten sie als dies, aber dies mit einer Kraft des Humors und der breitschulterigen Derbheit, die geradezu erstaunlich ist. Und dann seine Bilder aus besserer Zeit: Fuhrleute vor



G. Morland: Hund und Katze.





**Briton Rivière: Ein ängstlicher Augenblick.**

(Mit Erlaubnis von Mssrs Agnew & Sons.)

einer Kneipe, Knechte im Pferdestall, Marktwagen in einfacher Landschaft, und was er sonst draußen vor den Thoren von London sah; das alles ist gemalt mit ruhiger Klarheit, einheitlich im Ton, wenn auch wenig weich in der Farbe, so doch von unmittelbarer Empfindung, dazu dargestellt, wie man einem guten Freunde die Erlebnisse des letzten Tages über Tisch erzählt, ohne den Wunsch, aus diesen und aus der Erzählung etwas Besonderes machen zu wollen, harmlos, ehrlich, unbefangen, humoristisch, weil ohne jede Absicht auf Witz, so echt Bilder aus germanischem Wesen heraus.



G. Morland: Kämpfende Hunde.

Es ist ein Glück für England, daß es neben der vornehmen Kunst der Akademie eine solche des Volkes besaß, daß durch diese die niederländische Kunstüberlieferung auf unser Jahrhundert übertragen wurde. Man sah scheel herab auf den volkstümlichen Künstler von den hohen Stühlen der königlichen Kunstanstalt. Man dachte nicht daran, den unsauberen Burschen da unten in die Akademie, in die vornehme Gesellschaft der vierzig Meister zu erheben. Aber immer mehr treten diese in den Hintergrund, immer mehr findet England in ihren Gegnern die eigentliche Grundlage seiner künstlerischen Stellung; erkennt es, daß der hohe Idealismus seiner Akademiker sie ebensosehr in die Dürre geführt hätte, wie deren Geistesgenossen es in Frankreich und Deutschland thaten, hätte nicht der lebensfrohe, wenn auch gelegentlich nicht eben feine Volkston sich kräftig vernehmen lassen. Um so viel höher, als die Akademiker jener Zeit mit ihren Darstellungen aus der Bibel oder der Mythologie, mit ihren Verkörperungen tiefer Gedanken in idealer Form sich über den Maler des Schweinestalles erhaben fühlten, um so viel höher schätzt die Nachwelt dessen echt künstlerischen Realismus über die seichte Schönmalerei jener. Nur Reynolds hat aus dem ganzen Kreis der „Idealisten“, wie sie sich heute nennen würden, der Zeit gegenüber standgehalten, und auch er allein in seinen durchaus real beabsichtigten Bildnissen und soweit als sie real gelangen. Während ein Opie, ein West, ein Barry — die gefeierten Meister der Akademie — heute kaum einen Käufer finden, steht Morland hoch im Preise, giebt es genug Kunstfreunde in Eng-

land, untadelhafte „Gentlemen", die eines jener „Abklatsche des gemeinen Lebens" mit den Mundspitzen des Feinschmeckers betrachten, wie einen Leckerbissen.

Wie es immer geht: echter Realismus erweist sich im Laufe der Zeit allein als echte Kunst; absichtlicher Idealismus als schales Phrasentum, das in wenig Jahrzehnten absteht!

* *
*

Ein im Trunke Verkommener steht, wie Joh. Christ. Günther an der Spitze der Sturm- und Drangperiode in der deutschen Dichtung, so vor dem Stürmen und Drängen, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts in der englischen Malerei große Talente vernichtete und halbe Kräfte emporhob. Schon sein unmittelbarster Nachfolger sollte die Zwiespältigkeit der Zeit an sich kennen lernen.

Es ist dies James Ward (1769 bis 1859), dessen Schwester die früh wieder verlassene Gattin Morlands wurde, abermals ein Mitglied einer weit verzweigten Künstlerfamilie. Er war einige Jahre jünger als sein Schwager (geboren 1770), entwickelte sich auch langsamer, zweifelnd, ob er Maler oder Stecher werden sollte. „Ländlichkeit" war damals in der Zeit des mächtigen Wachstums der Industrie und mit ihr der Großstädte modern geworden. Er malte daher in seines Schwagers Morland Sinne ländliche Bilder, die seine Brüder in Kupfer stachen und eifrig vertrieben. Der Stich, sagte er selbst einmal, nährte die Malerei. Ganz ebenso regelten anfangs die Landseers ihre künstlerischen Geschäfte. Als die französische Revolution den auch vom Auslande kräftig unterstützten Bilderhandel unterbrach, wurde Ward, der inzwischen die Niederländer studiert hatte, „Porträtmaler für landwirtschaftliche Vereine", d. h. er malte nicht etwa die Bildnisse der großen Tierzüchter und -mäster, sondern deren Preisstiere und Musterkühe, schwere Hammel und starke Kampfhähne. Auch später bleibt seinen Darstellungen oft das Wesen eines Tierbildnisses eigen. Er kannte die einzelnen Spielarten des Rindes, der Schafe sehr genau, und es kam ihm darauf an, daß sie der Landwirt auch im Bilde wieder erkenne. Dieser wissenschaftliche Zug unterscheidet ihn zunächst unvorteilhaft von dem harmlosen, rein künstlerisch empfindenden Morland.

Seine malerische Kraft fand Ward selbst erst ganz, als er eines Tages die jetzt in der Nationalgalerie in London hängende Landschaft von Rubens sah. Sir George Beaumont, einer der größten Sammler der Zeit, hatte sie für 31500 Mark erstanden, einen damals noch für außerordentlich geltenden Preis. Mit Staunen sahen die Maler jener Zeit die Wucht und Tiefe dieses Bildes. Man erklärte sich seine Eigenschaften daraus, Rubens habe Farben zur Verfügung gehabt, die man jetzt nicht mehr kenne. Ward verneinte dies und malte zum Beweise hierfür „Die kämpfenden Stiere zu S. Donats Castle". Die Wirkung dieses jetzt auch in der Nationalgalerie hängenden Bildes war gewaltig. Neben ihm erschien den Zeitgenossen Rubens „grob und gemein". Dann entstand „Gordale Scar", eine riesige Felsenlandschaft mit Vieh (1812), 3,3 zu 4,2 Meter; dann im Wettbewerb mit Paul Potter „Stier, Kuh und Kalb" in Lebensgröße für eine öffentliche Viehschau (1820 bis 1822). Ferner einzelne Tiere in lebhafter, heldenhafter, oft stark übertriebener Bewegung. Ein Schimmelhengst, der mit einer Schlange ficht; die Pferde, die Napoleon und Wellington bei Waterloo ritten, ersteres wie in Trauer, bei untergehender Sonne, geistreichelnd; das andere auf englischer umkoppelter Wiese, nüchtern und daher auch künstlerischer; ein Rattenpinscher vor der Drahtfalle; höchst merkwürdige Landschaften; aber auch Historienbilder und endlich eine ganz abscheulich fade und verunglückte Allegorie auf Wellington, 10,7 zu 6,4 Meter messend, ein Repräsentationsstück von der Größe und dem Wert der meisten solcher Werke, von welchen gleich bei der Bestellung Unerhörtes gefordert wurde; und anderes mehr.

Ward verstand es nicht, sich alsbald mit seinen Hauptwerken beim englischen Volk durchzusetzen, obgleich dies seine Stiche eifrig kaufte. Seine Bilder haben zum Teil die traurigsten Schicksale durchgemacht. Gordale Scar war von Sir Beaumont vor dessen Tode bestellt. Sein Sohn und Erbe wies das Bild zurück. Lord Ribblesdale schenkte es 1849 der Nationalgalerie. Diese ließ

es bis 1857 aufgerollt im Keller liegen und gab es dann dem Schenker als unbrauchbar wieder. 1878 kaufte sie es für 30000 Mark zurück: darob große, für Ward sehr ehrenvolle Preßfehde, mit welcher aber dem inzwischen in Verbitterung gestorbenen Künstler auch nicht mehr Genugthuung geschaffen werden konnte. Jetzt hängt es wieder im dunkelsten Raum der großen Londoner Bildersammlung.

Ward erscheint in seinen Bildern als ein stärksten und mächtigsten Geister innerhalb der britischen Kunst, nach meiner Ansicht in England selbst noch lange nicht genug gefeiert. Was später Walker und Lawson den Briten lehrten, jene eigentlich nationale Weise des Stilisierens — hier erscheint es mir zuerst kräftig und sicher erreicht. Vor allem besteht diese Stilform in dem kühnen Einhalten der Stimmung, der er jeden Einzelton mit bestimmtem Farbensinn unterordnet. Seine Bilder sind nicht so ein-



G. Morland: Spürhunde.
(Nach dem Stich von W. Ward.)

Mann von stürmischer Kraft. Er malt über eine fest hingesetzte Zeichnung mit dem feuchten Auftrag eines Canaletto, über etwas gläsern erscheinenden Fernen in klaren, bestimmten Tönen. Seine Farbe ist wuchtig und tief, im Schatten wunderbar leuchtend, im Licht von merkwürdigem Glanz. Eine mächtige Weite, tiefer Raum ist allen seinen Bildern eigen; dazu eine hohe Kraft im Einhalten des Tones und eine geradezu erstaunliche Größe in der Zeichnung der Tiere, namentlich der verschiedenen Bullen. Ward ist durchaus Stilist, hat entschieden viel bei Rubens entlehnt, aber er ist doch eine höchst selbständige Kraft; ja, einer der farbig braun wie die des Meisters, dem er an Kraft zunächst steht, des Old Crome, sie haben jeder für sich ihre besondere Grundfarbe.

Daß Ward nicht genügend geschätzt wurde, hatte wieder seinen Grund in dem allgemeinen Idealismus seiner Zeit. Die Engländer kannten ihr Vieh genau genug und waren viel zu stolz auf ihre Landwirtschaft, um in der lebensgroßen Darstellung der untersetzten Alderney-Rinder nicht eine nationale That zu sehen. Sie verlangten genaue Wiedergabe der Eigentümlichkeiten, der vom Züchter erstrebten und erreichten Muskelbildungen, des besonderen Knochenbaues, der Merk-

male, die für den Käufer des betreffenden Stückes Vieh entscheiden. Ward malte eben für Fachleute. Aber neben ihm war jene Kunst im Flor, die sich nur in höheren Regionen bewegte, die nach Raphael und Tizian ausschaute und deren Farbe mit klassisch antiker Linie den höchsten Inhalt des modernen Lebens zu verbinden strebte. Die Kenner der Kunst lächelten über die Befriedigung, welche die Kenner der Tiere an Wards Werken empfanden: wieder zeichnerische Abschriften der gemeinen Wirklichkeit.

So ragt Ward als Vertreter einer älteren, unbefangeneren Zeit in unser Jahrhundert hinein. Weder in Frankreich, wo damals David die Geister beherrschte, noch in Deutschland, wo Cornelius die Führung an sich zog, war Raum für seine Kunst. Tiere zu malen erschien dort nur dann richtig, wenn sie menschliche Leidenschaften sinnbildlich darstellen, als Träger einer Fabel. Ward hat wiederholt Versuche nach dieser Richtung gemacht. Schon das Pferd Napoleons kann als ein solcher gelten. Sein „Rat der Pferde“, 1848 gemalt, bezieht sich auf eine Fabel des John Gay. Aber diese Tiere, die reden sollen, verlieren den unmittelbaren Wert seiner übrigen Darstellungen, in welchen Gottesgeschöpfe nichts zu thun haben als zu leben, zwar ein gesteigertes idealisiertes Leben, aber ein nur nach der tierischen Seite, nicht nach der menschlichen weiter entwickeltes: die kämpfenden Stiere sind nicht Helden, sie sind besonders kraftvoll gebaute Bullen — nichts mehr, und daher gerade genug!



George Stubbs: Kämpfende Hengste.
(Nach dem Stich von George Townley Stubbs, 1788.)

* * *

Ward hatte einen Vorgänger gehabt in George Stubbs (1724 bis 1806). Es ist lehrreich, beide zu vergleichen. Stubbs hat eine Anzahl vortrefflicher Tierbildnisse geschaffen. So hat er z. B. den Liebling der Jäger, den Spürhund, öfter gemalt. Aber auch er versucht sich darin, dem Tier „erhabene“ Seiten abzugewinnen; er will es in seiner Größe darstellen. Der Zug von Romantik, welcher England im vorigen Jahrhundert beherrschte, geht durch seine Schilderungen. Ein Schimmel erschrickt vor der ihn anzischenden

Schlange: die Mähne sträubt sich, das Auge funkelt, der Körper bekommt eine fast heldenhafte, dabei aber beinahe komische Haltung. Ein Rattenfänger vor der Mausefalle: die Gier verzerrt sein Gesicht. Es ist nicht leicht, menschliche Leidenschaften ins Tier zu verlegen. Stubbs plagt sich redlich, es zu thun, aber mit sehr zweifelhaftem Erfolg. Besser gelingt es mit den kämpfenden Hengsten und Stieren. Hier ist der Vorgang ungesuchter, die Leidenschaftlichkeit minder auffällig, die Wahrheit größer. Sie sind zwar nicht ganz lebendig, sie sind nicht in vollem Schwung der Bewegung erfaßt, aber es sind doch wackere Tierbilder, die noch heute in den Farmen Englands ihre eifrigen Freunde haben.

* * *

Unmittelbar an Ward schließt sich der Mann, der die Tiermalerei auf die höchste Höhe brachte, neben dem Niederländer Snyders überhaupt der gefeiertste Meister dieser Art: Henry Edwin Landseer (1802 bis 1873).

Landseers Leben verlief sehr ruhig. Früh, wie wir sahen, ein fertiger Maler, in den Kreis der Akademiker aufgenommen, weit bekannt durch die rüstige Thätigkeit seiner ihn in den Vordergrund schiebenden Familie, welche fast Bild für Bild in Hunderttausenden von Abdrücken im Kupferstich durch die Welt trug, mit achtundvierzig Jahren geadelt, ein selbst für englische Anschauungen reicher Mann der vornehmsten Gesellschaft, Lehrer der Königin und des Prinzen-Gemahls in der edlen Radierkunst, nach seinem Tode in der Ehrenhalle Englands, in St. Paul, begraben, hat er nie auf lange Zeit die britischen Inseln, ja selbst London fast nur zu seinen schottischen Reisen verlassen. Er ist ganz englisch, ganz national, ganz im Geist seiner Zeit, die ihn sofort verstand, sofort seine Werke hochhielt und sie bis heute aufs höchste schätzt. Das macht sich schon in den Preisen für seine Bilder geltend, welche noch immer steigen. Allein für das Vervielfältigungsrecht von „Krieg“ und „Frieden“ zahlte ein Verleger 60000 Mark, während die Bilder selbst mit 30000



George Stubbs: Kämpfende Stiere.
(Nach dem Stich von George Townley Stubbs, 1788.)

Mark gekauft wurden. Sein Bild „Otterjagd" wurde von 1860 bis 1877 dreimal verauktioniert und zwar zu 49875, 210000 (mit dem Vervielfältigungsrecht) und 118356 Mark. Im Jahre 1890 kamen dreißig seiner Bilder unter den Hammer und brachten zusammen 840000 Mark. „Der Mensch denkt, Gott lenkt" wurde ihm mit 50000 Mark bezahlt, 1881 brachte es ohne Vervielfältigungsrecht 132300 Mark. Solche Zahlen sprechen eine Sprache, für die namentlich in England großes Verständnis herrscht. Man liebt es dort, seine Künstler neben deren Zeitgenossen aus anderen Ländern aufzuführen und an den Preisen der Bilder darzuthun, daß die englische Kunst in diesem Jahrhundert der sich schnell ablösenden Schulen und Richtungen fast allein dauernden Bestand habe. Man versuche es, heute einen Schnorr, einen Hübner, selbst einen Kaulbach und Cornelius zu verkaufen: es hält schwer, überhaupt ein Gebot auf sie zu erlangen! Sie fehlen im Kunsthandel, weil sie eine zu unsichere Geldanlage darstellen; die Landseers fehlen, weil man sie für eine unzweifelhaft sichere hält.

Landseer unterschied sich grundsätzlich von seinen Vorgängern Morland und Ward. Sein Lebensbeschreiber Stephens bezeichnet das Wesen dieses Unterschiedes sehr richtig: „Der Erfolg von Landseers Werken lag in der Vermenschlichung des Ausdruckes der Tiere oder besser noch in der ‚Animalisation' des menschlichen Ausdruckes." In tausendfachen Wandlungen hat die zeitgenössische Kritik dies Verdienst des Malers gepriesen: er habe die volle Treue der Naturnachahmung von den Niederländern aufgenommen, aber diese mit tiefem Verständnis und hohem Geist veredelt: er habe nicht Zoologie gegeben, sondern die Poesie der Zoologie. Seine Tiere sprächen zum Herzen, er erweise sich im Bild als großer Meister der Fabel. Snyders malte seine Hunde bewundernswert, aber sie blieben gemeine Tiere mit tierischer Seele: Landseer ist der erste, der ihnen Gedanken einflößt. Er, der Kenner des Menschenherzens, vertiefte sich in die Tierseele; er gab dem unverständigen Geschöpf, welches bei Rubens und de Vos nur Kraft, Bewegung, ungeregelten Willen hat, Scharfsinn und hohen Verstand. Selbst die gleichzeitigen Franzosen kommen ihm hierin im Urteil der Zeitgenossen nicht gleich, Rosa Bonheur, Brascassat, Troyon, Jadin, Th. Rousseau, Decamps — sie alle fielen auch nach der Ansicht französischer Kritiker auf der Weltausstellung von 1855 neben Landseer ab: denn diese Maler sähen nur die Außenseite der Tiere, sie überträfen ihn wohl an Kraft des Tones, an Schärfe der Zeichnung, an „materialistischer" Wahrheit, aber keiner sehe in die feinsten Regungen des Tiergemütes wie der Londoner Meister.

Und als dieser eine Studienreise für sein Bild von Waterloo nach Belgien machte, staunten ihn die Niederländer nicht minder an: den Virtuosen sowohl, wie den reichen „Lord"; er warf seine Skizzen auf kostbare Pappen in erstaunlicher Geschwindigkeit hin und trank beim Zeichnen Champagner, den er im mächtigen Reisewagen bei sich führte!

Noch jetzt erklärt der moderne französische Kunsthistoriker Chesneau, unter seinen Landsleuten könne er nur den Bildhauer Barye mit Landseer als Darsteller der Tierseele vergleichen, als tiefen Kenner der Arten und Abarten unter allem Getier. Aber bei ihm ist schon dieses Lob nur eine Vorbereitung des Tadels: der Erfolg hefte sich stets an verführerische Fehler, man müsse die Stiche nach Landseer betrachten, aber seine Bilder fliehen, über welche absichtlich eine Staubschicht gelegt zu sein scheine, ein Schleier, der jede Wirkung, alle Tiefe, alles Leben unterdrücke.

Landseers Name ist den Deutschen ihrer Mehrzahl nach nicht geläufig wie etwa der seines Freundes Walter Scott, des Dichters. Ich wüßte nicht, daß je ein Bild des Engländers in Deutschland gesehen worden wäre. Aber es giebt kaum einen Jagdfreund, der nicht einen Stich nach seinen Werken besitzt: der Bernhardinerhund, der einen im Schnee Verschütteten auffindet; The Monarch of the Glen, jener königlich in die Ferne seines Felsenthales schauende Hirsch; „Der Tod des Hirsches", den die Hunde im Strudel eines Baches niederreißen; „Nacht" nennt der Maler das Ringen zweier Hirsche im nebeligen Dunkel des schottischen Herbstes, gewiß ein gewaltiges Bild tierischer Kraft, ausgezeichnet durch die vollkommene Kenntnis jeder Bewegung, jeden Muskels; der

G. Morland: „Der letzte Wurf."
(Nach dem Stich von W. Ward, 1800)



Sir Edwin Landseer: „The Monarch of the Glen."
(Nach dem Stich von Rich. Dudensing.)

„Friede", das Bild einer Schafherde, die um ein auf dem Boden liegendes Kanonenrohr herum weidet — ein Schäfchen schaut verwundert in die Mündung —; der „Krieg", das sterbende Roß zwischen Menschenleichen und Kriegsgerät; die beiden King-Charles-Hündchen, auf einem Tisch liegend neben einem ritterlichen Federhut — und Dutzende von Bildern mehr gehören noch heute zu dem eisernen Bestand jedes Stiche vertreibenden Kunsthändlers. Jeder von uns hat sie gesehen, jeder kennt sie von Jugend auf, wir sind sie so gewohnt, daß sie fast außerhalb der kritischen Betrachtung stehen. Als sie neu waren, wurden sie zwar von den deutschen Kritikern über die Achsel angesehen. Es ist kein Zufall, daß Deutschland unter der Herrschaft seiner idealistischen Schule keinen Tiermaler von Bedeutung hatte, wenigstens keinen, bei welchem das Tier den Mittelpunkt der Darstellung bildet, wie dies bei Rosa Bonheur oder Verboeckhoven der Fall ist. Denn das Tier bot unseren Gedankenmalern keine Handhabe für ihre auf den Inhalt allein bedachte Kunst. Den deutschen Klassikern war Landseer immer noch nicht „geistreich" genug. Bei ihnen galt Kaulbachs „Reineke Fuchs" als höchste Leistung, dieser witzelnde Mißbrauch des Tieres zur Menschenkarikatur, aufgebaut auf wenig Na-

turstudium und viel zeichnerische Gewandtheit, wirkend durch sehr derbe, ja künstlerisch rohe Mittel: da war die „Animalisation“ des Menschen zum verstandeskühlen Princip erhoben, während sie bei Landseer noch bescheidener, künstlerisch gebändigt auftritt.

Die Zeiten haben sich gewandelt, und wir sind zu einer unbefangeneren Betrachtung der Tierwelt gelangt. Menschlicher Ernst und menschlicher Geist im Tier erscheint uns weit unkünstlerischer als tierisches Wesen im Menschen. Jene Hunde, die fromm die Augen aufschlagen, die stolz oder sanft, würdig oder niedrig in die Welt schauen, behalten für uns nur so weit echten Wert, als sie wirklich hündisch sind. Jener mit rührendem Blick um Mitleid flehende Hirsch, jenes Roß mit dem Ausdruck mit Überzeugung leidenden Heldentums — sie alle machen uns eher lächeln, als daß sie uns rühren. Landseer ist aber doch nicht so ganz absichtlich „animalisierend“ wie Kaulbach. Er schafft nicht im Tier lediglich die Kehrseite des Menschentums, er hat nicht die Absicht, auf Kosten des Menschen witzig zu sein. „Weisheit und Unverstand“ nennt er das Bild zweier Hunde, „Vornehmes Dasein“ und „Niederes Dasein“ zwei andere. Man müßte ein theoretischer Sauertopf sein, wollte man den überlegenen Humor des vornehmen Mannes nicht mit Vergnügen aus diesen Hundeaugen herauslesen. Aber es bleibt ein Zug des Absichtlichen, ja der Schauspielerei doch an den Tieren haften. „Wohlerzogene Sitzer, die nie sagen, sie seien müde“, heißen wieder drei Hunde, vor welchen totes Geflügel liegt. Da liegt schon ein Zug von allzu großer Erziehung im Ausdrucke der dem Maler so dienstbereiten Lieblinge, ein feuchter Glanz sinnvollen Verstehens. Es ist die Grenze dessen erreicht, was man mit voller Freude an „Vermenschlichung“ ertragen kann. Aber zweifellos ist auch Landseer dort für uns Nachgeborene geradezu ungenießbar geworden, wo er im Tier menschliche Leidenschaften schildern will. Je weniger dies hervortritt, je echter das Tier Tier bleibt, desto dauerhafter erweist sich seine Kunst. Indem er sich von Snyders entfernte und idealistisch wurde, stieg er nicht, sondern sank im Werte. Daß er noch heute auch im konservativen England volle Beachtung findet, das dankt er nicht seinen sentimental geistreichen Mätzchen, sondern der ganz außerordentlichen Redlichkeit und Kraft seines Naturstudiums.

Freilich ist er „opak“ im Ton, oft gläsern grau, und doch bunt blühend und kraftlos. Es steckt in ihm noch etwas von der holländischen Farbe: ein Stück Teniers und sogar ein Stück Adrian van der Werff. Aber keiner von diesen hat es gewagt, mit seiner Farbenskala eine Leinwand von drei bis vier Meter Höhe zu bezwingen, wie es Landseer mit scheinbar spielender Sicherheit that. Chesneau hat wohl den „Monarch des Glen“ nicht im Bilde gesehen, als er vor Landseers Bildern warnte. Von diesem hätte er lernen können, daß der Brite ein Meister in der Bewältigung farbiger Massen ist. Das Licht ist stets fest zusammengehalten, hebt den Hauptgegenstand kräftig hervor. Straff und sicher ist die Zeichnung. Die Figuren sind zwar in der Regel Menschen oder Tiere nach des Malers Hodgson trefflichem Ausdruck „in ihrem besten Rock“, blank, glatt, oft etwas süßlich in der Behandlung, etwas kokett in der Farbenzusammenstellung herausgeputzt, aber auch stets mit königlicher Sicherheit gemalt. Wenn Künstler ist, wer etwas kann, so war Landseer im höchsten Grade ein solcher. Langsam aber stetig entwickelte er sich aus seiner, miniaturartiger Behandlung zu einer erstaunlichen Breite, die ihn endlich befähigte, in wenig Stunden ein Bild zu vollenden. Und wenn es wahr ist, daß genüge, wer den Besten seiner Zeit genug gethan, so ist Landseer für alle Zeiten in der stürmischen Begeisterung seiner Landsleute durch seine lange Künstlerlaufbahn jenes Genügen reichlich zum Bewußtsein gebracht worden. Vierzig Jahre sind seit seinem Tode hingegangen, und noch hat er eine weite Freundesgemeinde, die aufrichtiges und unbefangenes Entzücken, wirkliche Teilnahme für seine Schilderungen, nicht ästhetisierende oder kunstgeschichtliche Teilnahme zusammenhält. Er lebt noch in seinem Volk und unter Hunderttausenden außerhalb dieses.

Das kann man kaum von einem anderen zeitgenössischen Maler in gleichem Maße sagen.

* *
*



Ill. D. Monatshefte. März 1895. Zu Gurlitt: Britische Tiermalerei.

G. Morland: Das Bierhaus.
(Nach dem Stich von W. Ward, 1797.)

Landseer hat, ebenso wie Ward, oft Tierporträts gemalt. Frauen der vornehmen Gesellschaft fuhren bei ihm vor, um ein sterbendes Hündchen noch rasch durch ihn



Sir Edwin Landseer: „Weisheit und Unverstand."
(Nach dem Stich von Davey. — Verlag von W. Tegg.)

verewigen zu lassen. Von dem Bilde „On Trust" weiß man nicht recht, ob es mehr dem dargestellten Kinde, der Prinzeß Marie, oder ihrem Hunde gilt; es giebt von seiner Hand zahlreiche Werke, die ein bestimmtes rasseechtes Tier für den auf die Zucht stolzen Liebhaber in seiner Eigenart darstellen — und es sind dies mit die besten Arbeiten des Malers. Aber einer Tiergattung blieb er ganz fern, dem Rennpferde. Der Turf hatte seit langher in England seine eigenen Künstler, ja man kann wohl sagen, daß die nationale Kunst mit ihm beginnt. Denn schon 1720 blühte John Wootton als einer

der ältesten echt britischen Maler, zwar ein Schüler des in England 1702 verstorbenen Niederländers Jan Wyck, ein Nachahmer des Claude Lorrain in der Landschaft, aber der erste Darsteller des Sports, der auf die Rennplätze von Newmarket ging und dort die gefeiertsten Pferde im Bilde darstellte. Im Stich kamen seine Bilder in die Hände der ganzen Nation. Als er 1765 starb, war ihm in John Seymour (1702 bis 1752) schon ein jüngerer, noch erfolgreicherer Rivale im Tode vorausgegangen, ein Mann von allgemeiner Anerkennung, gern gesehen in den Ställen, aber auch in den Gasthallen des britischen Adels. In George Stubbs, der außer seinen romantischen Tierkämpfen wohl einmal „Phaeton auf dem Sonnenwagen“ darstellte, sonst aber auf dem Turf und bei den Züchtern fast allein heimisch war, äußerte sich der Zug der Zeit auf wissenschaftliche Ergründung der Kunst. Er schrieb eine Anatomie des Pferdes, deren Tafeln lang in den Künstlerwerkstätten in Gebrauch blieben. Das realistische Tierbildnis, wie er es seinen Studien gemäß ausführte, behielt dauernd seinen Wert, sein Idealismus, sein griechischer Sonnengott, dagegen macht uns heute lächeln. Wie viel künstlerischer als dieser ist die Darstellung eines englischen Wachtelhundes, dies Bild voll Kraft im Ton und voll Wahrheit in der Auffassung! Ähnlich wirken von seinem Sohne George Townley Stubbs (1756 bis 1815) nach des Vaters und nach eigenen Bildern gestochene Tierdarstellungen, die sich bis heute beliebt erhielten. Sawney Gilpin (1733 bis 1807) hielt es zwar auch für nötig, neben seinen Darstellungen von zahmen und wilden Tieren den historischen Liebhabereien der Zeit mit einer Darstellung des Darius zu opfern, aber er wählte den Augenblick, in welchem das Wiehern eines Pferdes ihm die persische Krone sichert; Richard Ramsay Reinagle (1775 bis 1862) und mehr noch sein Vater Philip Reinagle (starb 1834) arbeiteten in diesem Sinne, wenngleich der jüngere auch als Landschafter und Panoramenmaler viel beschäftigt war. Des älteren Buch „The Sportsman's Cabinet“ mit seinen trefflichen Darstellungen der verschiedenen Jagdhunde hat ihm einen lang geschätzten Namen gemacht. Mehrere dieser Maler, welche alle vorzugsweise dem Turf ihre Kräfte widmeten, erlangten doch die höchste künstlerische Ehre, wurden Mitglieder der Londoner Akademie.

Es ist eben eine besondere Welt, die sich in diesem bisher kaum beachteten Kunstzweige äußert. In England waren die Rennen längst eingebürgert, blickten auf eine Tradition von Jahrhunderten, ehe sie über das napoleonische Frankreich nach Europa kamen, während sie bei uns zunächst vorzugsweise als Tierquälerei betrachtet und von den „Gebildeten“ gemieden wurden, welche überhaupt der Ansicht waren, körperliche Kraft sei ein Ausdruck der Roheit, und hohes Mannestum äußere sich am edelsten in der Studierstube. Damals hat England im Sport, im Rennen wie in jeder ritterlichen Übung eine starke Triebkraft zur Volksbildung erkannt. Bei uns bot fast nur das Turnen, wie es seit den Freiheitskriegen in Aufnahme kam, ein Gegengewicht gegen die übertriebene gelehrte und mithin verzopfende Geistesrichtung. So wurde auch das Rennen erst mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, mit den Siegen von 1866 und 1870 bei uns seinem ritterlichen Wesen nach verstanden. Erst bei einer waffengeübten Nation, die in Kraftspielen nicht ungeschlachtes Walten, nicht die allein in geistiger Rüstigkeit wertvolle Lebensäußerung, die vielmehr in der Waffentüchtigkeit und in der Stärke des Heeres den letzten höchsten Schutz des Mannes wie des Vaterlandes erkennt, konnte der Sport feste Wurzel fassen. Wir spotteten früher über den „verrückten Engländer“, der zu Fuß oder zu Roß, auf dem Kahn oder den Wagen lenkend die Welt durchzog, der seine geschulte Kraft erprobte; wir sahen ihn mit lächelndem Staunen uns die schönsten Altertümer wegkaufen, deren Wert er besser verstand als wir; wir sahen ihn sich so kleiden, wie es der Augenblick und seine Absichten erforderten. Er hatte die Welt gesehen und schaute daher mit einer uns unbegreiflichen Blasiertheit zu, wenn der Schützenkönig im Städtchen aufzog; er ertrug mit Geduld und Ruhe die Kleinlichkeit unseres Lebens und bekämpfte sie mit einem uns lächerlich erscheinenden Gleichmut. Dieser Engländer, den unsere Witzblätter und Lustspiele verspotteten, solange wir nicht seine

vernünftige Lebensführung verstanden, hat auch jene Sportskunst geschaffen, vor der unsere Kunstkritik sich bekreuzigte, treffliche realistische Pferdeporträts in der Zeit gemalt, in welcher auf dem Kontinent das Tier nur als Träger einer Fabel des Äsop, Lafontaine, Gellert oder Lessing verstanden wurde — als verkleideter Mensch. Der Natursinn war eben unendlich viel unbefangener bei diesen Briten, die auf den Rennplätzen ihre beliebtesten Volksfeste feierten. Ihm war das Tier eben nicht erst dann beachtenswert, wenn es durch die Kunst zum „moralischen Wesen erhoben" wurde, wie Lessing



Sir Edwin Landseer: „Niederes Dasein."
(Nach dem Stich von A. Lucas. — Verlag von Brall, 1869.)

will, also erst dann, wenn es aufhört, Tier zu sein.

Unter den Malern des Turf in diesem Jahrhundert gab Abraham Cooper (1787 bis 1868) den Ton an. Auch er ist der echte Porträtist der Ställe, der auf den Rennplätzen überall Bescheid wußte und den das einzelne Pferd um seiner sportischen Eigenschaften willen von Wert war. Es ist bezeichnend, daß Henry Menx, einer der größten Turfmänner seiner Zeit, sein Beschützer wurde und daß die Herzöge von Grafton, Bedford, Marlborough und andere ihn dauernd beschäftigten. Das Sporting Magazine war die Zeitschrift, welche Stiche nach seinen Bildern mit Vorliebe brachte. Später malte er auch Schlachten, mit viel Blut und Pulverdampf, aber ohne eigentliche Bewegung, Seitenstücke zu den Arbeiten des Charles Vernet und Peter Heß, Begebnisse aus dem Leben der Araber, den Franzosen nachempfunden mit ausgeprägt romantischem Bemühen. Aber all das ist vergessen und für die Nachwelt unwiderruflich dahin. Es hat nur noch geschichtlichen Wert; allein seine Pferdebildnisse erhielten sich, sind noch heute in den Schlössern auch unseres Adels im Stich zahlreich erhalten. Als Géricault, der große französische Durchbrecher der akademischen Malerei, kurz vor seinem frühen Tode nach England kam, um auf dem Rennplatz zu Epsom Studien zu machen, da war es das Pferd, seine Zucht sowohl wie der englische Realismus seiner Darstellung, welches ihn lockte. In seinen eigenen und seiner Landsleute Bildern freilich spricht das Pferd immer die Sprache der Geschichte. Napoleon reitet auf dem Ritt über die Alpen nach Davids Bild ein begeistert nach oben blickendes, kühn bewegtes Roß, im Bilde Gérards von der Schlacht bei Austerlitz ein solches, welches mit stolz geschwungenem Halse und vornehmer Stellung die Waffen des Gegners mit seinen Hufen stampft, im Bilde des Gros von der Schlacht bei preußisch Eylau ein von den Schrecken des winterlichen Kampfes seelisch ergriffenes, tief erschauderndes Roß, in Charlets „Nach der Schlacht bei Waterloo" ein tiefsinniges, trauriges Tier und so fort. Die Engländer aber malten das Pferd, das über die Bahn fliegt, als Tier, mit arbeitenden, hastenden Beinen, weit vorgestrecktem Hals, offenen Nüstern, den Renngaul, der um den Preis unter der Steuerung seines Jockey ringt. Oder den Sieger, den der Reitknecht vorführt. Und er malt hierbei nicht ein stolzes und vergnügtes oder beschämtes und trauriges Pferd, sondern ein solches mit den und jenen dem Reiter wichtigen, gut entwickelten Knochen, Muskeln und Fesseln, für den Kenner, mit einem Idealismus, der nicht vom Parthenonfries, sondern der aus dem Stall, vom Sattel, von der Jagd, dem Rennen, dem militärischen Dienst kommt, der in einem Idealpferd ein für den besonderen Zweck brauchbares, nicht ein menschenähnlich empfindendes sieht.

Diese Art Malerei hat in England stets ihre Freunde und ihre Vertreter gefunden. Ich ging in die Kunsthandlung von Amsler u. Ruthardt in Berlin, wohl die größte ihrer Art in Deutschland, um mir Sportbilder zeigen zu lassen. Noch heute gehören, so erklärte man mir dort, jene Darstellungen von Wagenfahrten und Vorgängen auf dem Rennen, jene Pferdebildnisse und Jagdschilderungen in bemalten Stichen zu dem beliebtesten Zimmerschmuck unserer Reiter, der Offiziere und Gutsbesitzer, der Pferdeliebhaber und Jäger. Millionen sind mit ihnen verdient worden. Ein Maler wie John Frederick Herring (1795 bis 1865) mit seinen streng sachlichen, wenn auch die Turfeigenschaften von Pferd und Reiter übertreibenden, also in dieser sachlichen Richtung übertreibenden, idealisierenden Darstellungen des Start, des Nehmens der Hürde, des Durchrasens durch das Ziel, wie auch seine Pferdeköpfe und -bildnisse, sind seit einem halben Jahrhundert gut gängige Marktware. Weil sie einmal echt waren, bleiben sie es für die Dauer. H. Alken, der als Künstler tiefer steht, schuf doch schon in den dreißiger Jahren Jagdsceuen, namentlich solche, in welchen das Fuchshetzen eine Rolle spielt, mit so trefflichem Humor, daß sie als die echtesten Vorläufer für die kostbare Zeichenkunst eines R. Caldecott gelten können, des auch in Deutschland so beliebten Karikaturisten. Die Kutschenbilder von Newhouse, von Jakob Polland oder von W. J. Shayer sprechen bei wechselndem künstlerischem Wert doch noch anregend zu ihren Leuten. Die Reihe der ähnlich schaffenden Künstler ist groß:

Richard Barrett Davis (1782 bis 1854) gehört in sie hinein; die Brüder William († 1850) und Henry Barrand genossen in Bilder, meist kolorierte Kupferstiche. Edmund Bristow († 1876), T. N. H. Walch, James Cassie († 1879) gehören hierher.



Sir Edwin Landseer: „Wohlerzogene Sitzer, die nie sagen, sie seien müde."
(Nach dem Stich von W. H. Simmons. — Verlag von Agnew, 1879.)

ihr besondere Anerkennung. Von A. F. de Prades, W. Sextie, C. Hancock, J. Fernley sah ich aus den dreißiger und vierziger Jahren scharf des Pferdes Art erfassende Harry Hall und Charles Hunt waren in den fünfziger Jahren beliebt. Polland gehört zu den belustigendsten der ganzen Reihe; George Tattersal, vielleicht ein Nachkomme

des Trainers Richard Tattersal, der 1777 in London seine berühmte Reitbahn aufthat, gehört hierher.

In neuerer Zeit fehlt es nicht an Künstlern, die dieses Schaffensgebiet weiter bebauen: John Sturgeß, George Earl, Dickinson, A. C. Havell, Cecil Boult, Leonardo Cattermole und namentlich mit ausgesprochenerer künstlerischer Absicht Heywood Hardy und George Beal seien aus der Zahl dieser Maler genannt, ohne daß ihre Reihe hiermit einigermaßen erschöpft ist.

* * *

Auf die getreue, bildnisartige Darstellung nicht einer Tiergattung in ihren allgemeinen Formen, sondern des einzelnen Tieres mit allen seinen Besonderheiten war dieser ganze Zweig des künstlerischen Schaffens aufgebaut. Ihm völlig verwandt ist die Naturauffassung, welche Thomas Bewick (1753 bis 1828) zu einem Mann von tiefgehendem Einfluß auf das Kunstschaffen Europas machte. Er hat anfangs Zeichnungen zu Gays Fabeln geliefert. Sie fanden außerordentlichen Beifall. Aber nicht, weil sie, nach Lessings Wunsch, „eine unter der Allegorie einer Handlung versteckte Lehre“ mit besonderer Schärfe zum Ausdruck brachten, sondern weil sie das Leben der Tiere in schärffter Beobachtung wiedergaben. Der Erfolg war durchaus bezeichnend für den Maler wie für das Volk, aus dem er hervorging. Die Naturforscher bemächtigten sich seiner, der Besitzer eines zoologischen Museums und Gartens, Reisende, Tierzüchter nahmen sich seiner an, so daß er seine „Geschichte der Vierfüßler“ (1790) herausgeben und damit das Tierbild zu wissenschaftlicher Schärfe der Wiedergabe ausbilden konnte. Dann folgten seine „Geschichte der britischen Vögel“ und „Geschichte der britischen Wasservögel“, Werke, in welchen Bewick nicht nur als unbestechlich sicherer Zeichner, sondern auch als Neubeleber des ganz im argen liegenden Holzschnittes glänzt. Wenn man bei uns Ludwig Richter preist, weil er ein halbes Jahrhundert später durch den Schnitt auf die weite Menge des Volkes in kleinen, anmutigen Bildern aus dem Leben wirkte, so sollte man es auch als ein Werk der Gerechtigkeit nicht vergessen, den ihm an Tiefe der Empfindung nicht gewachsenen, doch in der Absicht verwandten Bewick unter seinen Vorkämpfern und Anregern zu nennen.

Nicht die Äußerungen des Tiergemütes, wie sie sich in romantisch gesinnten Menschenherzen wiederspiegeln, sondern die Erscheinung der Tiere selbst hatte auch William Henry Hunt (1790 bis 1864), seiner Zeit einer der beliebtesten Künstler Englands, sich zur Darstellung gewählt: er malt mit gleicher Sorgfalt und Wahrheitsliebe Trauben und einen Blütenzweig, oder einen Fink vor seinem mit Eiern gefüllten Nest, oder einen Buben, der mit gierigem Gesicht seine Pastete zerschneidet. In Paris erweckte auf der 1855er Weltausstellung seine leuchtende, klare, durchsichtige Farbe die höchste Bewunderung, ebenso die sorgfältige Durchführung, denn, so sagte er: vor treuer Kunst habe er mehr Hochachtung wie vor hoher; im Grunde sei es gleich, ob man die Flügel eines Erzengels oder eines Schmetterlings male. Und wenn der große Kritiker Ruskin von ihm erzählt, daß er das Leben in seiner Wahrhaftigkeit und Reinheit, ohne das leichteste Streben nach Idealisierung und ebensowenig mit einem Zug zur Karikatur oder zum Mitleid für seine Schwächen gemalt habe, unbedingt richtig in Farbe, im Licht und Schatten und ohne Nebenbuhler in vergangener und gegenwärtiger Zeit — so sieht man wenigstens, wie stark er auf seine Zeit wirkte, während wir erkennen, daß hier wie immer im echten Realismus doch der stärkste Zug zur Idealisierung liegt. Denn heute sehen wir wohl in seinen Bildern die Absicht auf Wahrheit, aber deutlich genug den Künstler seiner Zeit. Die Wahrheit sieht aber für jedes Volk, für jede Zeit anders aus!

* * *

Die englischen Illustratoren für naturwissenschaftliche Werke und für den Sport haben in diesen Meistern ihre Vorbilder erblickt. Sie boten der Tiermalerei das realistische Rückgrat. Die Tiermaler selbst aber folgten Landseers Wegen.

Auch Richard Ansdell (1815 bis 1885) malte anfangs Sport- und Jagdbilder für die vornehme Welt. Bald aber kam er unter

Landseers Einfluß und schuf bis in die Mitte der fünfziger Jahre eine Reihe trefflicher Werke, welche man fast mit jenen seines großen Vorbildes verwechseln konnte, Geschichten aus Walter Scotts Novellen und selbsterlebte Jagdereignisse, Hirsche im Kampf und Fuchstreiben, kurz, die ganze Welt des englischen Landedelmannes jener Zeit. Im Jahre 1856 zog er mit dem Schotten John Phillip nach Spanien und wurde dort unter seines hervorragenden Freundes Einfluß Kolorist. Es begann sich in ihm der tiefe, farbige Ton der Renaissance geltend zu machen. Ansdell ist in seiner Farbe wohl manchmal kräftiger und feuriger als Landseer. Aber wenn man seiner Kunst und der Anerkennung, welche sie im reichsten Maße fand, genauer auf den Grund geht, so trifft man doch immer wieder auf die großen Führer der englischen Tiermalerei. Er verließ auch bald wieder Spanien und kehrte gegen das Ende seines Schaffens auch mit seinen Bildern in das schottische Hochland, zu dessen Hunden und Hirschen, Hütten und Halden zurück: und dort fand er auch den romantischen Zug wieder, die glatte, weiche Tönung, dort entzog er sich der Renaissance, um wieder ganz Engländer zu sein, freilich in seinen späteren Tagen schon mit einem etwas altmodisch werdenden Zuge.



H. Alken: „Das Hindernis."

Neben ihm ging die große Menge der Tiermaler gleiche Wege. J. S. Noble und der einst in Paris hoch angesehene Frederick Tayler († 1889), der ausgezeichnete Aquarellist und Radierer, folgten Landseers Vorgang in der Darstellung der Hunde, indem sie jedem seiner geliebten Rassetiere eine bestimmte seelische Eigenschaft beilegte. Wie der klassischen französischen Dichtung der innere Reichtum der Charakterentfaltung fehlt, weil der Geizige in ihr nur geizig und der Großmütige nur großmütig ist, so entbehren diese Tiere noch mehr des inneren Lebens, da sie nur eine Eigenschaft haben und dazu eine solche, die erst in sie hineingedichtet wurde. Der Schotte Edwin Douglas (geb. 1848) gehört dieser Richtung an, a lover and painter of animals, wie ihn ein englisches Kunstblatt nannte, der aber sich in seiner Tierliebe freier hält von der Verhimmelung seiner Gegenstände, die mehr das Landleben mit Augen des Gutsbesitzers als des begeistert dahinwandernden Städters betrachtete. Bracil Bradley ist ein ähnlicher Künstler, der sich oft zu hervorragenden Leistungen erhob, doch auch gelegentlich stark auf

die weicheren Stimmungen und sentimentale Rührseligkeit seiner Landsleute rechnet: ein kleines Geschichtchen erzählt er aber in der Regel, wie denn auch seine Kunstgenossen das Tierbild dem „Genre“ zu nähern streben. J. Y. Carrington nennt sein Windspiel auf dem Schlachtfeld „Zu spät“ — ein echter Landseer; John Charlton sein beim gefallenen Soldaten ausharrendes Pferd „Sein treuer Freund“; Thomas Blinks stellt in „Baffled“ das angeschossene Kriegsroß dar, das noch sterbend seinen Reiter vor feindlichem Angriff deckt; H. S. Marks nennt eine Anzahl Papageien ein „Erwähltes Komitee“. Bei Philip E. Stretton streiten sich drei Äffinnen um den Apfel; James Bateman läßt die Gier von vier Hunden nach einem im Kessel siedenden Fisch in übertriebener Komik bestrafen; Arthur Clay, W. B. Baird, Walter Hunt, John Glaß, Bouverie Goddard (1834 bis 1886) haben sich der Landseerschen Überlieferung bemächtigt, um dem Meister mit schwankendem Erfolg nachzuahmen. Eine Schar der mehr oder minder begabten, in England so reichlich erblühenden „Malweibchen“, wie der Werkstättenwitz die malenden Frauen nennt, folgen auf gleichen Bahnen. Die Bilder werden hierbei immer süßlicher, die Schoßtiere werden bevorzugt und ein Zug der altjüngferlichen gegenseitigen Beschleckung geht durch diese Bildchen, in denen die Mutterliebe, die Naschhaftigkeit, das kindliche Ungeschick und andere Lieblingsvorwürfe der Genremalerei an Hündchen und Kätzchen, an Küchlein und Rehkälbchen in mehr oder minder erträglicher, aber stets wohlanständiger Langweiligkeit erörtert werden.

* * *

Der kräftige Sinn der englischen Nation kann natürlich auf die Dauer von solchen Spielereien nicht befriedigt werden. Die beiden Richtungen der Tiermalerei, die einseitig seelische und die rein wissenschaftliche,



H. Alken: „Essex to wit.“



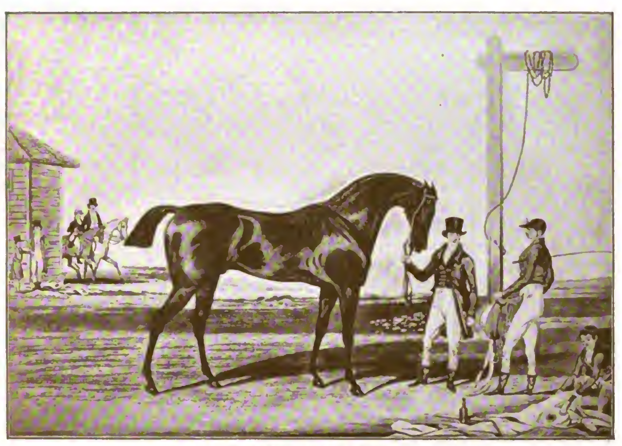
Jll. D. Monatshefte. März 1896

Zu Gurlitt: Britische Tiermalerei.

**G. Morland: Der Kaninchenwärter.**

(Nach dem Stich von W Ward. 1797.)

standen sich immer noch von fern gegenüber. Die Vermittelung zu einer vorzugsweise malerischen Auffassung des Tieres fan-



Jakob Polland: Pferdebildnis.

den die Briten unter dem Einfluß ihrer Landschaftsmalerei.

Schon der große Thomas Gainsborough liebte es, seine Landschaften mit Tiergestalten zu beleben. Sie gehörten ihm in Feld und Wald hinein, sie vollendeten ihm erst die Einheit ländlicher Stimmung. Seine Nachfolger nahmen die Kunstform auf, und bei dem Sinn auf bürgerliche Einfachheit, auf schlichte Freuden, auf eine ein wenig rührselige Bescheidenheit des Weltgenusses kamen sie dazu, in der Landschaftsstaffage kleine Anekdoten zu erzählen, welche die gewünschte Stimmung zu erläutern hätten. Vorhin wurde Ludwig Richter genannt als Nachfolger Bewicks in der Pflege des Holzschnittes. Er folgt auch den Engländern hinsichtlich seines Verhältnisses zur Natur, hinsichtlich der feinen Kindlichkeit des Gemütes. Ein Zeuge dieser Richtung des englischen Schaffens sei hier aufgerufen: Richard Westall (1765 bis 1836). Sein „Weg zur Mühle" wurde schon 1803 gestochen, etwa in der Zeit, in der Ludwig Richter geboren wurde. Und wenn man des Malers Gedicht „Frühlingstag" (A Day in Spring) mit der Richters Lebensbild durchziehenden Stimmung vergleicht, so sieht man, daß hier aus verwandter Weltanschauung Verwandtes geboren wurde. Und diese Kunst ergriff damals jenseit der Nordsee hoch und niedrig. Westall wurde der Zeichenlehrer der jungen Prinzeß Viktoria, der Fürstin, welche nun schon über ein halbes Jahrhundert die Krone Großbritanniens trägt. Die Stimmung aber, die aus seinem Bilde spricht, jene der Zufriedenheit an kleinem Steg und bescheidenem Fluß, der Freude an versteckten Häuschen und schattigem Weg, das Hineinragen des romantischen Turmes in das kleinbehäbige Alltagsleben — diese schuf dem Maler die Anerkennung der Gebildeten.

Der Sohn Abraham Coopers, Thomas Sidney Cooper (geb. 1803), führte diese Richtung weiter. Er machte als junger Mann seine Studien in Brüssel unter Verboeckhoven, unter den namhaften Tiermalern Englands als der erste, welcher sich Rat auf dem Kontinent suchte. Sein berühmter Lehrer war

einer der Feinmaler, grau im Ton, kraftlos in der Farbe, sorgfältig in der Zeichnung. Er malte mit Vorliebe das Schaf, das undramatischste aller Haustiere, und er malte es mit Vorliebe ruhend, in blökender Geduld, in seiner stumpfen Ergebenheit in das Schicksal. Er hatte aus der Seele seines Lieblingtieres nicht Menschentum, sondern nur Schafseigenschaften gelesen, und daher war ihm das Tier nicht der Träger von Gedanken, sondern lediglich ein Stück Natur, wenn auch belebte Natur; aber ein solches, in welchem die Sorgen und Wünsche der Menschen nicht heimisch sind. Näherte Landseer seine Tiergestalten dem denkenden Menschen, so wies Verboeckhoven darauf hin, daß sie der Pflanze nahe stehen. Man warf ihm vor, Stillleben zu malen, welche, namentlich in natürlicher Größe vorgeführt, im Mißverhältnis zu dem geistigen Inhalt des Bildes stehen. Damals waren ja selbst die holländischen Maler der Blütezeit wenig geschätzt, wenn sie nicht inhaltlich Bedeutendes leisteten. Die Künstler, nicht die Kunsthistoriker waren es, welche einen Cuyp, einen Berghem, einen Paul Potter wieder zu verstehen lehrten; durch Künstler kamen die Gemälde wieder zu Ehren, auf welchen das Tier mit der Landschaft aufs engste verbunden und die Naturdarstellung, die Wiedergabe eines künstlerischen Eindruckes allein der Zweck des Gemäldes wird.

Hier setzte Thomas Sidney Cooper ein. Die hoch entwickelte Kunst britischer Landschaft nahm er mit über die See: er kam aus Belgien zurück als einer der frühesten Neubeleber der Tierlandschaft. Für England war sie eigentlich nichts Neues. Tiere gehören ja, wie jeder beobachten kann, der durch eine englische Landschaft wanderte, zum Natureindruck der Insel: weidende Schafe, Rinder, Pferde auf jeder Flur, Wild in Rudeln in jedem Park. Man braucht nur das erste beste Werk über die Anlage solcher englischer Parks aufzuschlagen, um zu sehen, daß die „Staffage“ unbedingt zum vollen Wirklichkeitseindruck gehörte. Sowie die realistische englische Landschaft entstand, war sie auch mit Tieren belebt. Was Gainsborough begonnen hatte, setzten Constable, Wilkie und Calcott fort. Schon Robert Hills (1791 bis 1844) hatte in die klassisch komponierten Aquarelle seines Freundes George Barret (1767 bis 1842) oftmals Tiere hineingemalt; in seinen eigenen Bildern hielt sich das Interesse für Landschaft und Tier schon die Wage. Ähnliches versuchte der in Genf 1778 geborene, aber ganz zum Engländer gewordene John James Chalon (gest. 1854).

Alle diese waren in ihren freilich von den holländischen Vorbildern nachgeahmten Zügen nicht freien Bildern schon in England bekannte Künstler, ehe Theodor Rousseau und Constant Troyon zu Ende der vierziger Jahre mit ihrer Richtung durchdrangen und ehe etwa gleichzeitig J. F Voltz die deutsche Tiermalerei auf ähnliche Grundlage wies. Ihnen entsprechend stellte sich Cooper seine Aufgabe. Durch ein langes, ehrenvolles Künstlerleben ist er ihr treu geblieben. Noch 1892 sah ich auf der Londoner Ausstellung einen „Nachmittag auf der Farm“ von der Hand des nun bald Neunzigjährigen, in einem etwas kalten gläsernen Ton, nicht mehr ganz das Werk seiner ursprünglichen malerischen Kraft, aber ein Bild, in welchem der künstlerische Zweck des Tieres nur in der Erhöhung der malerischen Stimmung lag, ein Bild voll englischer Sachlichkeit und englischen Behagens. Und wenn man sich der vergangenen Akademischen Ausstellungen zurückerinnert, so tauchen Jahr für Jahr ernste, liebevoll durchgeführte Werke auf, echte Zeugnisse einer beschaulichen Naturliebe, mit goldenem Pinsel gemalte Werke, wie man einst sagte, um seinen sonniggelben Ton zu bezeichnen. Nie berührte ihn zwar der Hauch hohen malerischen Geistes, eine bürgerlich nüchterne Weltanschauung hielt ihn fest in dem Gedankenkreis des britischen Farmers, der zwischen seinen Schafen und Rindern ein beschauliches und erbauliches Dasein lebt; aber stets weiß er über das Landleben ein gutes Wort künstlerisch auszusprechen. Eine vielseitig sich gestaltende Malerschule blickt zu ihm als ihrem Führer und Altmeister auf.

So folgte ihm George Cole (1810 bis 1883) auf verwandten Wegen, ein Künstler, der seine Laufbahn als Maler für eine wandernde Tierbude mit einem Riesenbilde „Tigerjagd in den Dschungeln“ begann, das Entzücken der Märkte, der dann als Tier-

porträtmaler Ruhm und Geld gewann, bis er endlich in die Reihe der von der Zunft feierlich anerkannten Tiermaler aufstieg, mehr und mehr in der landschaftlichen Stimmung, statt in der Vorstellung des lebhaft bewegten Tieres um dessen selbst willen seine Aufgabe suchend.



Richard Ansdell und Frith: Der Halt.
(Nach dem Stich von H. T. Ryall.)

Unter den Aquarellisten nimmt Henry Brittan Willis (1814 bis 1884) eine ähnliche Stellung ein. Alle Landschafter haben in mehr oder minder ausgesprochener Weise Tiere in ihren Bildern verwendet. So der treffliche John Linnell, F. R. Lee, der Freund Coopers, T. Creswick, W. Collins und wie sie sonst heißen mögen.

Erst unter französischem Einfluß wandelte sich das Tierbild wieder. Troyons Schule hat sich in ganz Europa und selbst in Nord-

amerika kaum minder deutlich bemerkbar gemacht als in Frankreich selbst. Rosa Bonheur (geb. 1822) fand aber ihre begeistertsten Anhänger nördlich vom Kanal. Seit der Londoner Ausstellung von 1851 mit ihrem tiefgehenden Erfolg der französischen Kunst, besonders seit 1859 ihr berühmter „Pferdemarkt" durch Erbschaft Eigentum der Londoner National-Galerie wurde, hat man sich dort gewöhnt, die berühmte Französin als aus freier Wahl zur Landsmännin geworden zu betrachten. Daß sie in London sich aufgehalten, daß von britischen Freunden ihr die Schönheit der schottischen Berge erschlossen wurde, daß sie, in Landseers Fußstapfen tretend, der Poesie der Hochländer sich hingab, das machte sie in Großbritannien rasch bekannt, rasch beliebt, rasch gefeiert, während man in Paris sich noch ablehnend gegen ihre männliche Kraft verhielt.

* * *

Die Franzosen lehrten die Engländer die farbige Stimmung. Ihr Einfluß traf in London zusammen mit jenem der stets für Tonwerte besonders empfänglichen Schotten. Was die schottischen Landschafter an tiefen, reichen, bunten Farbenwirkungen in ihrer wunderbaren Nordlandnatur fanden, das übertrugen jüngere Künstler auf die Tierlandschaft; die Richtung wiesen Henry William Banks Davis (geb. 1833) und Peter Graham (geb. 1836). Sie malen mit Vorliebe jene fast wild herumstreifenden Rinder, deren böses Auge unter zottigen Stirnbüscheln hervorschaut, während das mächtige Gehörn drohend dem Gegner sich zuwendet; sie malen jene tieftönigen Halden und Sümpfe, den niedrigen Strich der grauen Wolken, die wunderbare Blauheit der nebeligen Fernen und das Braun des düsteren Bodens; dem auf schottischem Boden Fremden muß diese wunderlich gestimmte Harmonie übertrieben erscheinen. Während Graham das Hauptgewicht auf die Landschaft legt, gelegentlich das Meer und die seine Wogen umziehenden Möwen, die Brandung und den düsteren Fels in die Schilderung mit hineinzieht, ist für Davis das Vieh einer der wichtigsten Bestandteile der Landschaft, er schildert es unter dem Eindruck der Stimmung, der großartigen Bergnatur, bald am Rande des seine Ufer überflutenden Bergstromes, bald in der Mittsommernacht des Nordlandes, bald am heißen Nachmittag, bald in kühler Furt, bald als „Familienliebe" mit einem kleinen Zug zu Landseerscher Vermenschlichung oder mit einem Hauch in die Stimmung hineingetragener Poesie, ein Dichtervers als Grundlage der Stimmung

The lowing herd winds slowly o'er the lea.
(Träg zieht die düstre Herde über die Flur.)

Solche Nebendinge sind oft bezeichnender, als man auf den ersten Blick glaubt. Sie lassen den Blick in die Absicht des Meisters frei. Wenn seine Tiere gleich sich redlich tierisch gebärden, nur sehr selten einmal als Halbmenschen erscheinen, nie aber wie bei Landseer verzauberte Prinzen sein wollen, so sieht man doch, daß sie dem Maler zu poetischer Stimmung verhelfen, daß sie in ihrer Natürlichkeit ihn dichterisch anregen. Der idealistische Zug im Menschen ist unzerstörbar: seit die Tiere nicht mehr allegorisch etwas im Bilde zu sagen haben, reden sie in lyrischem Sinne aus ihm zum Beschauer!

Und diese Rinder sprechen ganz vernehmbar in der Sprache des Robert Burns. Wer ihnen naht, der ist durch sie für die Caledonische Welt gefangen. Da ist ein älterer Maler Frederick Goodall (geb. 1822), welcher mancherlei fremde Einflüsse in sich aufgenommen. Wenn er gleich selbst mit Stolz erklärt, nie einen Unterricht genossen zu haben als den, welchen die Natur — zunächst der Londoner zoologische Garten und dann Reisen in der Normandie — ihm geben konnte, so wies ihn doch die Zeit auf romantische Gegenstände, bis er, dem Zug der Kunstbewegung folgend, im Orient neue Anregung fand. Dort malte er ganz im Geist der Franzosen Fromentin und Delaroche, oder unserer Gentz und Müller, in leuchtenden Farben und sorgfältiger Zeichnung mit romantisch geweckten Sinnen. Aber es vollzieht sich an ihm ein Wunder, wenn er malerisch in die schottischen Berge übersiedelt, wenn er die zottigen, großhörnigen Rinder aus den Sümpfen des Glencroethales malt, da ist er plötzlich ganz eingelebt in den Tonreichtum des Nordlandes, da wird er dem Original-Schotten Graham







**Richard Westall: Der Weg zur Mühle.**

(Nach dem Stich von W. Leney, 1803.)



James Bateman: Der Fischkessel.
(Nach dem Stich von C. W. Waß.)

ganz verwandt, vergißt er die fremden Anregungen, um Britte in jedem Zuge zu sein.

Die Schotten selbst sind natürlich lebhaft beteiligt an dieser Kunst. Der farbenreiche John Smart David Farquharson, J. Denovan Adam, Robert Munro, James Archer, Georg Aikman, alle diese, zugleich als stimmungsvolle Landschafter thätig, namentlich aber Gourlay Steell, „Tiermaler Ihrer Majestät für Schottland", und David G. Steell, die gelegentlich auch Tierbildnisse schaffen, W. G. Stevenson, vorzugsweise beliebt in der Darstellung des Hühnerhofes, haben seit Jahren auf den Ausstellungen in Edinburg sich eine dankbare Gemeinde von Verehrern geschaffen.

Auch die jüngeren Maler, welche den neueren französischen Anregungen folgen, seien hier erwähnt: Arthur Lemon, Mark Fisher, der Nordamerikaner Fred Morgan sind die Vertreter dieser Richtung, am ausgeprägtesten jedoch Ernest A. Waterlow (geb. 1850). Aber mehr und mehr entwickelt sich bei ihnen die Landschaft, mehr und mehr tritt die Darstellung des Viehes in der Form einer „Staffage" auf oder als Teil des „Genres".

* * *

Die eigentliche Tiermalerei vertritt jetzt in England am glänzendsten Briton Rivière (geb. 1840). Er gehört wieder einer Künstlerfamilie an, wie in England so oft in ganzen Geschlechtern das malerische oder bildnerische Können sich vererbt. Der von Refugiés abstammende Großvater machte sich schon als Aquarellist einen Namen, dessen Söhne William Rivière (1806 bis 1876) und H. P. Rivière waren bekannte Lehrer dieser Kunst. Williams Sohn Briton genoß den Unterricht des Vaters, machte zugleich aber seinen Baccalaureus und 1873 den Magister an der Universität zu Oxford, obgleich er schon längst als Maler sich einen Namen erworben hatte.

Rivière sagt von sich selbst, daß unter den älteren englischen Tiermalern James Ward

ihn zumeist beeinflußt habe, dann Gainsboroughs Hunde. Stubbs und über seine Landsleute hinaus Rubens und Snyders haben ihm mehr Anregung geboten als Landseer. Er begann mit Tierlandschaften, die an Cooper mahnen, ging dann um 1860 zur Romantik über: „Romeo und Julia" und Wilddiebsgeschichten beschäftigten ihn. Dann fiel er ins weich Empfundene hinüber: „Der lange Schlaf", ein alter im Sorgenstuhl für immer entschlummerter Hirt, dem die Hunde die erkaltende Hand lecken; „Wohlthätigkeit", das 1870 auf der Wiener Weltausstellung Aufsehen machte, ein armes Mädchen, welches im Schnee Hunde füttert — aber all das geht weder in geistiger noch in künstlerischer Beziehung über Landseer hinaus. Seinen rechten Boden fand Rivière erst seit die Neuromantik die Antike nicht bloß formal zu erfassen, sondern von innen heraus zu beleben strebte. Ähnlich wie Alma Tadema, wie Poynter und Leighton widmete er sich der Neugestaltung des Helenismus, namentlich der homerischen Welt im modernen Sinn. Hier tritt der Einfluß der schottischen Akademie Petties und Orchardsons stark hervor. Uns Deutschen erscheint, was er malt, zwar zunächst fast mehr britisch als griechisch, fast mehr modern als antik. Aber mir will scheinen, als sei dies die gute Seite der Bilder. Kräftig dringt aus ihnen die Persönlichkeit des Malers hervor, eines feingesinnten, durchaus modernen Mannes, dem es eine geistige Freude ist, Mensch und Tier aus der geschichtlichen Ferne betrachtend in vergangene Zeiten zu hüllen, und der mit einem Zug feinen Humors die wissenschaftliche Beute seiner Oxforder Studien zum künstlerischen Gemeingut umprägt. Malt er einen Bauernjungen mit seinem Schäferhunde, wie z. B. 1890 in seinem Bilde „Rus in urbe", oder Hund und Katze, die sich durch das Zimmer hetzen, wie 1888 in seiner „Umgeworfenen Milch", so sieht man, daß die malerischen Fortschritte der französischen Romantiker nicht ohne Einfluß auf ihn blieben, aber doch auch, daß er geistig immer noch in Landseers gewaltigem Schatten steht, wenngleich Millais' und Watts' hohe Kunst dessen Dunkel färben. Wenn er uns aber die Circe zeigt, wie sie die Genossen des Odysseus in Schweine verwandelt, das Thor des Magiers, vor dem zwei Panther angekettet wachen, Apollo, der, behäbig unter dem Baume sitzend, die Tiere des Waldes an sich lockt, den Argus, den Hund des Odysseus, der seinen Herrn erkennt, Aktäon, der im wilden Fichtenwalde der Hunde sich zu erwehren sucht, oder den armen Lazarus, den die Hunde belecken — so ist immer in diesen Arbeiten der Ton des historischen Romanes fein getroffen, das heißt: es ist nicht die Wahrheit, welche an diesen Bildern reizt, sondern die Freude, so scharf und eigenartig den Vorgang von einem anderen empfunden und dargestellt zu sehen. Nicht weil der Vorgang sich so abspielte, erweckt er unsere Teilnahme, sondern weil man erkennt, wie er sich in Rivières Geist wiederspiegelte. Er glaubte wohl selbst, Antike zu malen, aber er malte echtestes neunzehntes Jahrhundert, gerade weil er so fleißig gelehrtenhaft, so echt historisch im Geist unserer Zeit alle „Accidentien" richtig, nach Studien in den Museen, wiedergiebt.

Es ist Humor in seinen Bildern: die Bibel erzählt von dem Wunder am See der Gergesener (Matth. 8, 28 bis 32), wie auf Jesus Erlaubnis die Teufel aus zwei Besessenen in die Säue fuhren, so daß diese sich „mit einem Sturm" ins Meer ersäuften. Aber auch ein eigentümlicher Ernst herrscht bei ihm, namentlich in den Löwenbildern: wie sie über die gewaltigen in Steinen liegenden Treppen persischer Königspaläste nächtlich schleichen, wie sie im Dämmerlicht die Giraffen niederreißen, wie der „Mächtige Jäger vor dem Herrn", der assyrische König, sie durchbohrt, der Löwe brüllend über dem erlegten Weibchen steht.

Und dann gab es wieder eine Zeit, in welcher Rivière in Grausen machte, wieder nach französischem Vorgang. Wer ist „Rizpa", die er 1886 malte? Ich glaube, man dürfte selbst in leidlich bibelfester Gesellschaft Umfrage halten, ohne eine zutreffende Antwort zu erhalten. Sie ist eine Zeit modern gewesen, diese alttestamentarische Frau! Turner hat sie einst gemalt, Georges Becker in Paris stellte sie 1875 aus. „Siehe zweites Buch Samuelis, Kapitel einundzwanzig," sagte der Katalog. Zwei Söhne hatte sie von Saul, Armoni und Mephiboset, diese und fünf Enkel hingen die Gibeoniter auf Da-

vids Befehl, um den Zorn des Herrn während einer Hungersnot zu besänftigen, auf dem Berge, „und sie fielen auf einmal. Da nahm Rizpa einen Sack und breitete ihn auf den Fels, bis das Wasser über sie troff, und ließ des Tages die Vögel des



George Cole: Stolz und Demut.
(Nach dem Stich von C. Mottram. — Verlag von Henry Graves, 1864.)

Himmels nicht auf ihnen ruhen, noch des Nachts die Tiere des Felsens." Der Franzose schilderte den Augenblick, in welchem die kämpfende Heldenmutter die Geier mit dem Sacke verjagt, welche auf die Körper der Sterbenden sich niederlassen wollen. Der Engländer ist zahmer, er zeigt uns nicht die Toten, nur die duldende Mutter am Fuß der Martersäulen und die Schakale, die um sie herumstreichen. Die sehr anständige und etwas zopfige Londoner Akademie hätte ihm nie gestattet, dem Franzosen in der Wildheit des Ausdrucks zu folgen — sie hält darauf, daß die zartbesaiteten Damen der guten Gesellschaft unter allen Umständen an der bei ihr ausgestellten Kunst keinen Anstoß finden! Und auch Rivière hat trotz der Wahl des grausigen Gegenstandes nie sich gegen den guten Ton versündigt!

Am liebenswürdigsten ist er als Humorist. „Einigkeit macht stark" nennt er ein Bild mit einer Herde langwolliger Schafe, vor deren Gleichmut einem Hündchen ängstlich wird, so daß es die Flucht ergreift. „Der König und seine Satelliten" ist der auf die Jagd gehende Löwe mit einer Schar junger Schakale hinter ihm; „Ein ängstlicher Augenblick" — Gänse, die vor einem auf

dem Boden liegenden Hut erschrecken. — Dergleichen gelingt Rivière ganz vortrefflich!

Er ist stets ein feiner, malerisch hochgebildeter Künstler, der kein Bild aus seiner Werkstatt entläßt, welches nicht „finished“ ist, das heißt, welches nicht in allen Teilen zu voller Fertigkeit durchgeführt ist. Sehr viel Neues sagt er als Maler dem mit europäischer Kunst Vertrauten freilich nicht. Aber er beherrscht die Kunst der Zeit mit feiner Hand. Neu ist an ihm das Verhältnis zum Tier, das trotz alles geschichtlichen Wissens und alles überlegenen Humors unmittelbarer ist als das Landseers. Die um die Circe versammelten Schweine sind ja wirklich Verwunschene, aber sie benehmen sich doch so kostbar säuisch, wie es darzustellen Landseer schwerlich gelungen wäre; seine Tiere wollen nie mehr sein, als sie eben sind. In dieser Beziehung nützt ihm die moderne Wissenschaftlichkeit. Er hat etwas von Darwins Geist übernommen, von der Beobachtung des Menschen vom Standpunkt des Tieres, er trennt nicht mehr die Seele so scharf vom Leibe, wie es die Philosophie noch zu Landseers Zeit that, er kommt daher mit weniger Seelenmalerei aus, um das Tier aus seinen eigenen Regungen heraus richtig zu schildern.

Um ihn sammelt sich ein Kreis verwandter Künstler: Heywood Hardy ist ein solcher. Man hat aber bei seinen Bildern, so geschickt und geistreich sie gemacht sind, stets ein wenig den Eindruck, als habe er sie mit einer kleinen Verbeugung gegen das liebe Publikum gemalt, das hübsche Bilder und Stiche danach kaufen könnte. Da ist ein nicht nur in England weit und breit beliebtes: „Kriegslist in der Liebe“, eine Reiterin, die sich, während die älteren Genossen der Jagdgesellschaft in die Ferne schauen, die Hand küssen läßt (1890); dann: „Der höfliche Gast“, zwei Reiter und eine Dame; „Der Nachtrab“, Kürassiere, deren letzter ein Mädchen zum Abschied grüßt; „Der erschlagene Feind“, ein alter Brite mit seinem Knaben und zwei Hunden vor einem Kopf des erlegten Wolfes; „Der verliebte Löwe“, dem die Klauen beschnitten werden sollen — da wird immer ein Geschichtchen erzählt für gute Leute, solche, die das Bild nicht als Bild, sondern als Rebus, als Preisaufgabe zum Herauslesen des Hineingeschriebenen ansehen.

Noch um einen Schritt entgegenkommender gegen den Modegeschmack ist dann J. C. Dollman, dessen Bilder des Stiches fast ebenso sicher sind als des lebhaften Absatzes im Stich: „Polo“, spielende Reiter, Hunde an ihrer „Table d'hote“, namentlich aber Scenen aus dem Anfang des Jahrhunderts, biedere Pächter, wie sie Caldecott seinen Landsleuten auffassen lehrte, die Pferde kaufen oder ein bißchen Straßenlagerei treiben, alles mit viel Begabung und Geschick dargestellt, doch mit dem überfreundlichen Lächeln des Schmeichlers, der seinem Herrn, dem Publikum, dadurch gefallen will, daß er ihn glauben macht, er sei den Dargestellten an Erfahrung und Weltklugheit weit überlegen, weil jener einen altmodischen Rock und altmodische Sitten hat — während doch das England von 1810 nicht so sehr sich vor dem von 1890 zu verstecken braucht!

Und dann kommt S. E. Waller, bei dem das Tier zwar auch stets im Bild eine Rolle spielt, der aber in seinen historischen Genrescenen ganz auf die sentimentalen Neigungen der Massen, zwar mit Geschick, aber ohne eigenes Rückgrat eingeht.

* * *

Noch eine weitere Gestaltung bietet die jüngste Malerschule: die mystische Auffassung der Tierwelt.

Schon bei Frederick George Watts beginnt diese. Dieser greise Künstler erhebt jedes Ding, welches er malerisch erfaßt, über sich selbst hinaus. Es wird zum Symbol, zum Denkzeichen seiner selbst. Er ist kein Realist in dem Sinne, daß es ihm vor allem darauf ankomme, die Welt zu malen, wie sie ist; er ist kein Idealist in dem Sinne, daß er die Welt nach der Auffassung irgend eines und sei es des größten seiner Vorgänger zu sehen und im Bilde andere wiederfinden zu lassen trachte: er malt die Natur nach einem allgemeinen Bilde ihrer Formen, das sich in ihm entwickelte. So wird er typisch, so erhalten seine Gestalten eine gewisse Allgemeinheit der Form. Aber der Punkt, in welchem sie sich alle als verwandt



Ill. D. Monatshefte. März 1895.

Briton Rivière: Die Säu
(Mit Erlaubnis von Mess



Zu Gurlitt: Britische Tiermalerei.

:ne am Gergesener See.

·o. Agnew & Sons.)

treffen, ist Watts' eigene starke Person. Wenn Zola als wahre Kunst die durch ein Temperament angeschaute Natur nennt, so erweist sich Watts als ein solches Temperament von besonderer Schärfe. Wenn ein junger deutscher Dichter realistischer Schule die Gleichung aufstellte, Kunst sei gleich der Natur, weniger der Bedingungen der Produktion, wie da sind der Stoff der Darstellung, die Persönlichkeit des Darstellenden, und wenn er dabei glaubte, die Kunst stände am höchsten, wenn jene Bedingungen der Produktion recht niedrig bemessen würden und schließlich ganz verschwänden, so daß Kunst und Natur sich gleich würden, dann widerspricht Watts ihm durchaus. Er will wohl die Natur im Bilde schaffen, aber er selbst ist zu tief, zu thatsächlich, zu mannhaft, um wie ein Glas bis zur Unkörperlichkeit zu verschwinden.



Briton Rivière: Aus dem dreiteiligen Bild „Ein mächtiger Jäger vor dem Herrn".
(Mit Erlaubnis von Mssrs. Agnew & Sons.)

Seine Tierbilder, deren Zahl nicht eben groß ist, sind Werke der Stimmung. Ein verwundeter Kranich, ein „Held", wie er ihn nannte, erschien 1889 in der Neuen Galerie, dem Ausstellungssaal der „Jungen" in London. Es war 1837 gemalt, dieses Bild, in seinem Silberton, seiner gehaltenen Stimmung ein Beweis dafür, daß Watts zu den „frühen Leuten" gehört, daß viele von ihm lernten und daß viele in ihm schon bestätigt finden können, was sie als neu empfanden und erfanden.

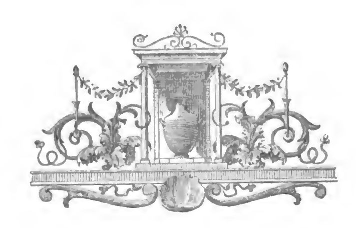
Und diejenigen, welche ihm folgten, haben die dämmernde Toneinheit mit übernommen. Wohl sind die meisten mehr Realisten geworden, sehr wenige sind dem Tiermaler in Watts gefolgt, wie ja auch dies nur ein untergeordneter Teil seines Schaffens ist — jedoch auf manchem Werk aus der Hand „Jüngster" glaube ich seinen Einfluß deutlich herauszufühlen. So bei J. T. Nettleship, welcher in Ton und Gegenstand eine düstere Dramatik liebt. „The abyss" nennt er einen Löwen, welcher, die Pranken in den

Rücken einer Antilope vergrabend, mit dieser in tiefe Schlucht hinabfällt; unten fliegt eine Eule auf; „Blind“ heißt ein anderer, plötzlich des Gesichts beraubter Löwe, der dem Abhang entgegenwandert, in welchen er abzustürzen droht; Hyänen folgen ihm; „Das Trauerlied in der Wüste“ ein dritter Löwe, der, über dem sterbenden Weibchen stehend, in die Weite hinausbrüllt; „Unzähmbar“ ein ruhender Tiger von wildem Blick; „Ein Angler“ ein anderer, der mit den scharfen Klauen seiner mächtigen Tatzen einen großen Fisch aus dem Strom hervorzieht.

Ähnlich ist John M. Swan, dessen durch die Wüste schleichende „Afrikanische Panther“ durch Feinheit im Ton auf der Londoner Ausstellung von 1891 sich auszeichneten oder dessen „Gestürzter Herrscher“, ein mit gebundenen Tatzen auf dem Rücken liegender Löwe, im selben Jahr in Edinburg Aufsehen erregte.

* * *

Auf wenig Seiten sollte die vielgestaltige britische Tiermalerei hier geschildert werden, von der man diesseit der Nordsee so wenig weiß und so schwer etwas erfährt, und von der doch fast jeder unter uns schon etwas sah. Das Bild zu einem erschöpfenden zu machen, war keineswegs die Absicht; ist es doch schon weiter geführt, als man es bisher in England jemals versucht hat. Sein Zweck ist erfüllt, wenn es hinreichend umfassend war, zu zeigen, daß bei unseren Vettern im Nordwesten ein reges Kunsttreiben herrscht und daß wir unrecht thun, es zu unterschätzen. Längst sind sie uns gefährliche Rivalen, längst glauben sie selbst, uns überlegen zu sein — nicht nur im Tierbild, sondern im ganzen künstlerischen Schaffen. Und sie sind es auch thatsächlich, nicht hinsichtlich des Gesamtwertes der Leistung, sondern durch die Stärke der volkstümlichen Eigenart, die unbeirrbare Kraft nationalen Empfindens. Unsere Tiermaler haben es schwer, sich jenen gegenüber zu behaupten, denn bei uns sind ja leider noch ganze Gebiete des „Sportes“ englisch. Ehe nicht unsere Reiter sich die Sprache von Epsom und Derby abgewöhnen, werden unsere Pferdemaler schwerlich die Anlehnung an britisches Wesen aufgeben können. Die Jagd freilich ist unser, und dem deutschen Jägertum entsprießt unsere Tierkunst, in ihm findet sie die sachverständigen Beurteiler ihrer Schöpfungen, jene Kunstfreunde, die das Bild nicht nach Erinnerungen an alte Kunstwerke, sondern nach eigenen Naturerfahrungen messen, die die Wahrheit kennen und im Künstler deren Verwirklicher zu schätzen wissen.





# Herbergen und Hospize im Mittelalter.

Von

**Fr. Guntram Schultheiß.**

Das Jahrhundert steht im Zeichen des Verkehrs — so hat man gesagt, und mit demselben Recht könnte man sagen, es steht im Zeichen des Wirtshauses. Oder wäre das zu viel behauptet? Ist es nicht — wenigstens in den Großstädten — vielen Menschen alles und allen ein unentbehrliches Gebiet der Öffentlichkeit? Ist nicht jeder Mensch zeitweise ein Reisender, sei es zum Geschäft oder zum Vergnügen und wäre es auch nur auf der Hochzeitsreise? Die Geschichte des Wirtshauses ist ganz unverkennbar das Gegenstück zur Entwickelung des Reisens, und nicht das unbedeutendste Kapitel menschlicher Kulturbestrebungen.

Barbarischen Horden ist der Fremde ein rechtloser Feind, dem Beraubung, Sklaverei oder Ermordung bevorsteht. Erst im Fortschreiten der Gesittung erblüht bei edleren Völkern die Gastfreundschaft, in verschiedenen Formen sich ausprägend, von förmlicher Erkaufung des Wohlwollens und Schutzes durch Geschenke bis zur religiösen Weihe, zum Gottesfrieden des Fremden, wie noch bei dem heutigen Beduinen. Bei den Griechen des Altertums genügten die eigenartig entwickelten Formen der Gastfreundschaft selbst den Bedürfnissen eines lebhafteren Verkehrs; erst die Kultur der römischen Kaiserzeit hat die Ansätze eines Wirtshaus- und Gasthofwesens im jetzigen Sinn hervorgebracht, die deversoria, Einkehrhäuser, und stabula, Ausspanne, an den Reichsstraßen, und die tabernæ, bei denen bald der Laden, bald die Schenke und das Wirtshaus die Hauptsache sein mochte, wie noch in unseren Dörfern häufig der Gastwirt zugleich der Krämer ist. Das Wort hat sich bis heute in Oberbayern erhalten, wo die Tafernwirtschaft das Recht zum Beherbergen von Reisenden besitzt im Unterschied von der bloßen Schenkwirtschaft; auch der elsässische Ortsname Zabern und andere in der Schweiz stammen aus den Zeiten römischer Herrschaft an Donau und Rhein.

Aber im ganzen und großen kann man nicht finden, daß das deutsche Wirtshaus auf der Grundlage der römischen Ansätze beruhe; es erfreut sich vielmehr einer ganz selbständigen Vorgeschichte.

Als die Germanen in den römischen Gesichtskreis traten, da galt ihnen die Gastfreundschaft nicht etwa als eine den Fremden gewährte Gunst, sondern geradezu als etwas Selbstverständliches. Irgend einem Menschen Obdach zu versagen, halten sie für Frevel, sagt Tacitus; es ist ein rühmendes Zeugnis für den edlen, echt menschlichen Grundzug im germanischen und deutschen Wesen. Und diese Gastfreundschaft, der sich der wandernde Sänger, der römische Händler, der Gesandte an Fürsten oder Stämme, der in fremden Kriegsdienst sich begebende Recke erfreute, ward auch festgehalten, als die Germanen sich über römische Provinzen ausbreiteten, einem lebhafteren Verkehr gegenüberstanden. Denn die jetzt in lateinischer Sprache aufgezeichneten Volksrechte, die ja nicht gemacht waren, sondern nur bestätigten, was von alters her Brauch und Sitte gewesen, enthalten mancherlei Begünstigungen der Reisenden auf Kosten der Ansässigen, so das Recht,

ihre Tiere unterwegs weiden zu lassen. Das Gesetzbuch der Burgunder aus dem Anfang des sechsten Jahrhunderts drohte eine Geldstrafe dem an, der einem Wanderer Haus und Herd versagte oder ihn, statt ihn selbst aufzunehmen, zu einem Römer wies; Leibeigene sollten mit Prügeln bestraft werden, ebenso die Verwalter der königlichen Güter. Gesandte fremder Völker haben außer der Wohnung noch Anspruch auf ein Schwein oder einen Hammel zur Verpflegung, im Winter auch auf Heu und Gerste für ihre Pferde; diese Last sollte von allen Dorfgenossen gemeinsam getragen werden. Den Schaden, den ein Reisender etwa auf einem königlichen Gute anrichtete, hatte er zu ersetzen.

Für diese Pflicht der Gastfreundschaft berief sich dann die karolingische Gesetzgebung auch auf die christlichen Anschauungen und Forderungen; und noch der Gottesfriede, der unter Kaiser Heinrich IV. auf der Synode zu Köln 1083 und auf der zu Mainz 1085 verkündigt wurde, schärfte ein: „Einem Wanderer soll niemand die Unterkunft verweigern; und wer die Lebensbedürfnisse hat, soll sie ihm zu gerechtem Preise verkaufen, wer aber nicht, der soll sie von den Nachbarn, die sie haben, durch gütliche Übereinkunft besorgen. Wenn einer die Unterkunft verweigern und die weiteren Bedürfnisse zu verkaufen oder zu besorgen versäumen sollte, so mag der Reisende sich an den Ortsvorstand wenden, der die Hausväter berufen und an dem Verweigerer der Bitte um Gastfreundschaft unverzüglich die Strafe um Haut und Haar vollstrecken soll. Wenn aber der Reisende sich unverschämt zeigt und Ungebührlichkeit im Hause verübt, so soll der Wirt die Nachbarn zusammenrufen, die Unbill ihnen vortragen und nach ihrem Spruch Genugthuung fordern und empfangen."

Aber schon im karolingischen Reich hatte der Reiseverkehr bestimmte Abgrenzungen nötig gemacht. Die Beamten weltlichen und geistlichen Standes, also die Sendboten, Grafen, Bischöfe u. s. w., die Gesandtschaften fremder Völker erhielten den Anspruch nicht nur auf Beherbergung, sondern auch auf vollständige Verpflegung, und auch diese mußte je nach dem Stande festgesetzt werden. Es war das eine gemeinsame Leistung der von solcher Einquartierung betroffenen Ortschaft — aber es erwies sich dann weiter nötig, für die würdige Unterkunft besonders der Gesandtschaften, dann endlich des Königs selbst oder auch des Papstes, wenn er über die Alpen kam, besondere Gebäude, Herbergen, lat. mansionatica, zu errichten auf den Hauptstraßen des Reiches und in den Städten.

Andererseits sah sich die christliche Mildthätigkeit vor die Aufgabe gestellt, für die große Masse der Reisenden bessere Vorkehrungen zu treffen, besonders für die zahlreichen Pilger und Wallfahrer. Bonifacius erwähnt in einem Briefe der vielen angelsächsischen Nonnen, die, auf den Reisen nach Rom begriffen, in den Städten Galliens und Italiens keine geeignete Unterkunft fanden und den sittlichen Anfechtungen des Wanderlebens unterlagen. Dem konnte nur dadurch vorgebeugt werden, daß von Station zu Station die geistliche Gastfreundschaft der unbemittelten Reisenden wartete. Ein Xenodochium, eine Anstalt zur Aufnahme Fremder, zu Lyon wird schon im sechsten Jahrhundert erwähnt, als eine Stiftung des merowingischen Königs Chilperich; besonders hat Karl der Große den Klöstern und Bischöfen die Anlage solcher Pilgerhäuser und Herbergen empfohlen. St. Gallen war reich genug, ein hospitale pauperum und ein hospitale nobilium zu unterhalten, also ein Gasthaus für Vornehme, die sich für die Bewirtung dankbar erzeigen konnten, und eines für Arme, die auf die Wohlthätigkeit angewiesen waren. Der wachsende Reichtum der Kirchen durch Schenkungen kam auf diese Weise wieder dem Reiseverkehr zu gute. So berichtet Meister Adam, daß der Bischof Ansgar von Bremen an vielen Orten Hospitäler errichtet und Bischof Adaldag im zehnten Jahrhundert das Xenodochium zu Bremen erweitert habe, um täglich vierundzwanzig Arme speisen zu können. Es handelt sich dabei um nichts anderes als Herbergen zunächst für arme Reisende, nicht um Hospitäler für Kranke; solche scheinen erst im elften Jahrhundert eingerichtet zu sein.

Solche Vorsorge für die Reisenden war aber besonders da nötig, wo die menschlichen Ansiedelungen dünner gesät waren oder ganz aufhörten, und so entstanden die Hospizien an

den begangensten Pilgerstraßen der Alpen, als fromme Stiftungen. Das Hospiz St. Peter auf dem Septimer wird 825 erwähnt; die auf dem großen und kleinen St. Bernhard führen diese Bezeichnung nach ihrem Begründer, dem seligen Bernhard von Menthon (gestorben 1088); das Hospiz St. Valentin auf der Heide, im oberen Vintschgau, entstand 1140 durch die Mildthätigkeit eines Ulrich Primele von Burgeis; 1142 begründete der Bischof Hartmann von Brixen das Kloster Neustift „an einer öden und grauenvollen Stätte im Eisackthal" für die Pilger, die ihren Weg nach Rom über den Brenner suchten. Das Hospiz auf dem Silvaplanapaß in Graubünden ward erst 1233 von einem Priester Johannes begründet, das auf dem Simpeler Paß 1235, das zu Brieg 1304, das auf dem St. Gotthard gleichfalls erst im vierzehnten Jahrhundert, von Azzo Visconti von Mailand. Der Chronist Albert von Stade im dreizehnten Jahrhundert klagt über die Teurung und die schlechten Hospizien im Pusterthal. Die Reise über die Alpen war eben damals noch durchaus kein Vergnügen; erst als die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Italien lebhafter wurden, verbreitete sich im Gefolg der Warenzüge, die von den berittenen Kaufleuten, das Schwert vor sich auf dem Sattel, auf den schlechten steilen Straßen langsam fortbewegt wurden, allmählich ein höherer Wohlstand in den Gebirgsthälern.

Im Flachlande nahm die Entwickelung des Wirtshauswesens einen rascheren Gang, entsprechend dem Anwachsen des Verkehrs. Wie in den früheren Jahrhunderten des deutschen Mittelalters die Klöster überhaupt die Mittelpunkte der Kultur darstellten, so mußten sie auch die Ausübung der Gastfreundschaft in immer weiterem Umfang übernehmen. Es befanden sich nicht nur so ziemlich bei jedem Kloster Räumlichkeiten zur Aufnahme von Gästen, sondern die geistlichen Herren waren auch darauf bedacht, für eigene Reisen und für die ihrer weltlichen Beamten, Vögte u. dergl. durch die oft weit verstreuten Besitzungen hin Absteigequartiere einzurichten. An Unterkunft konnte es also auch anderen Reisenden nicht oft fehlen; freilich mußten sie eben unter Umständen auch ihre Ansprüche herunterstimmen. So hat Walter von der Vogelweide seine schlechte Bewirtung am Tisch des Abtes von Tegernsee in einem Spruch verewigt: „ich nahm da Wasser, also nasser mußt ich von des Mönches Tische scheiden." Man kann sich lebhaft in die getäuschte Erwartung des hungrigen Dichters hineindenken, der die freigebige Gastfreundschaft zum Maßstab nimmt, die er auf mancher Burg seiner ritterlichen Standesgenossen, an manchem glänzenden Fürstenhof genoß. Aber es handelt sich eben doch nur um eine Ausnahme. Manche Klöster haben die gastfreundliche Aufnahme von Reisenden über ihre Mittel hinaus geübt; bei anderen war es eine durch den wachsenden Verkehr gerechtfertigte Maßregel, wenn sie ihre Wohlthätigkeit einschränkten und den Grundsatz des Bezahlens einführten.

So hat das Kloster Chiemsee für seine beiden „Wirtshöfe" bestimmt: „Es soll auch jeglicher wirt wein und kost haben in seinem haus durch das ganz jar in solicher beschaiden, wer durch das land zug, er rit oder gieng, dem sol er geben umb seinen pfenning, ob er sein begert, wein, brot und andre kost und dazu hän und fueder." Die Wirte erscheinen demnach als Verwalter auf eigene Rechnung.

Besonders in den Städten hatte der wachsende Fremdenverkehr zu einer Vermehrung der Herbergen geführt; die Häuser waren von den Grundherren, geistlichen und weltlichen, errichtet und ihr Besitz, aber amtsweise gegen Zins an die Wirte verliehen, die aus den Hörigen der Grundherren hervorgegangen sind. Diese persönliche Abhängigkeit drückt sich z. B. verwunderlich genug in der Bestimmung des ältesten Straßburger Stadtrechtes (aus dem zwölften Jahrhundert) aus, daß die Weinwirte jeden Montag auf Begehren des Bischofs dessen Abtritt (necessarium, deutsch lobelin) und Vorratskammer zu reinigen hätten. Selbstverständlich ist dabei nicht entfernt daran zu denken, daß ihnen etwas besonders Unangenehmes oder Demütigendes auferlegt werden sollte, so fern auch der auf sie treffende Dienst von ihrem Geschäft liegt. Es ist das nicht anders als die vielfach als Beispiel des feudalen Druckes auf die Unterthanen angeführte Verpflichtung

von Bauern, eine Nacht hindurch im Sommer mit Ruten in den Teich zu schlagen und so die Frösche am Quaken zu verhindern, nur in dem Sinne aufzufassen, daß die persönliche Unfreiheit durch irgend eine an sich gleichgültige, meist vielleicht erlassene oder auch abgekaufte Dienstleistung vor dem allmählichen Abkommen und Vergessen bewahrt werden sollte.

Das Emporstreben des Bürgertums in den Städten, das Zurücktreten der herrschaftlichen Gewalt, die Erreichung der Selbstverwaltung hat auch auf dem Gebiet des Wirtshauswesens Umwälzungen gebracht. Vielfach nahmen die städtischen Behörden das Eigentumsrecht an den Gebäuden an sich, so daß fortan der Wirt von ihnen eingesetzt wurde. In Städten mit rasch wachsendem Handelsverkehr sah sich die Gemeinde selbst vor die Notwendigkeit gestellt, für die Unterkunft der vielen Fremden zu sorgen, und erbaute dann ihrerseits Herbergen, ganz so wie die geistlichen Herrschaften. So besaß Bremen im vierzehnten Jahrhundert zwei städtische Herbergen, die unter der Verwaltung von Ratsherren standen. In vielen Städten entstanden besondere Herbergen zur unentgeltlichen Aufnahme der armen Pilger und Wallfahrer, die also vollständig den Hospizien an den Alpenstraßen entsprechen; deutsch hießen sie meist „elende Herbergen“; sie beruhten gleichfalls auf milden Stiftungen und bewahrten auch den geistlichen Zuschnitt.

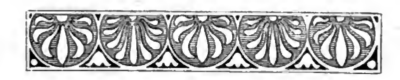
Unverkennbar aber zeigen sich in den größeren Städten, hier früher, dort später, auch schon Herbergen, deren Wirte ohne jede Abhängigkeit dies Geschäft der Beherbergung als Gewerbe betreiben. Wenn in Straßburg schon im zwölften Jahrhundert von offenen Wirten die Rede ist, so ist damit jedenfalls ein Unterschied gegenüber den herrschaftlichen, also bischöflichen Wirtshäusern bezeichnet. Es gab ja schon seit Jahrhunderten unter den Reisenden genug solcher, die auf Mildthätigkeit keinen Anspruch zu machen brauchten, Kaufleute, Ritter u. s. w., die auch höhere Forderungen an Speise und Trank erhoben. Unter Rudolf von Habsburg ließen die Bürger von Bern sich verbriefen, daß der Herrscher des Reiches bei einem Besuche der Stadt sein Gefolge in den Häusern derer einquartieren müsse, die Gäste aufzunehmen pflegten; das sind also offenbar gewerbsmäßig betriebene Wirtshäuser.

Das altrömische Vorurteil gegen die Anständigkeit des Gewerbes der Gastwirte zeigt sich in der Zeit Karls des Großen noch in dem Verbot an die Geistlichen, eine Taverna zu besuchen; es liegen dem Verbot alte Konzilienbeschlüsse zu Grunde, die bei den damaligen Verhältnissen wohl gerechtfertigt gewesen waren. Aber was für Italien oder Gallien damals vielleicht noch am Platz war, das konnte nicht mehr für die völlig geänderten Verhältnisse des späteren Wirtshauswesens nördlich der Alpen gelten. Waren doch die deutschen Wirtshäuser in der Hauptsache aus geistlichen Veranstaltungen auf der Grundlage der germanischen Gastfreundschaft hervorgegangen. In Würdigung der Sachlage gestattete denn auch eine Synode zu Sitten in der Schweiz im Jahre 1219 den Geistlichen den Besuch von Tavernen Essens und Trinkens halber wenigstens auf Reisen ausdrücklich. Vielfach aber übten die Landgeistlichen selbst das Wirtsgewerbe aus, einfach deshalb, weil in den meisten Dörfern keine andere Unterkunft zu finden war; wie noch heute in abgelegenen Thälern Tirols der „Widum“ des Kaplans oder Expositus den Bergsteigern eine hochwillkommene Gastlichkeit erweist. Daß die Geistlichen früherer Jahrhunderte die christliche Pflicht der Gastfreundschaft noch viel weiter auszudehnen geneigt waren, beweist der Vertrag, den der Rat von Straßburg 1314 mit der Geistlichkeit abschloß, in dem unter anderem auch bedungen war, daß kein Domherr oder sonst ein Geistlicher eine Taverne noch Wein in seinem Hause oder Hofe feil haben solle, es wäre denn, daß einer sein Eigengewächs verkaufen wolle. Das bedeutet ganz unverkennbar einen Schutz der bürgerlichen Weinwirte gegen die Konkurrenz der steuerfreien Geistlichen. Es erinnert lebhaft an manche Bestrebungen der Gegenwart, dem redlichen Erwerb seinen Boden zu sichern, die heute so berechtigt sind wie damals, nur daß sie in der Zwischenzeit vielfach in die kleinlichsten Bestimmungen des Zunftzwangs ausgeartet sind zu gunsten der ersessenen Ansprüche auf Kundschaft und „Mannes-

nahrung" selbst für Witwen. Doch waren damals noch die eigentlichen Herbergen für die Reisenden schärfer als heutzutage geschieden von den Weinschenken für die Einheimischen, und das Aufsichtsrecht der Behörden wurde in einschneidender Weise geübt. Der Stadtrat von Nürnberg sah sich im Jahre 1400 veranlaßt zu untersagen „die Frühstuck und die Vorsitzer und daß man niemand nichts zu sieden noch zu braten und auch nichts geben sollte als Käs und Brod nach Mittag". Mit dem Frühstück ist hier doch wohl der „Frühschoppen" gemeint, die „Vorsitzer" aber sind kaum Kellner oder Aufwärter, wie man erklären wollte, sondern nach aller Wahrscheinlichkeit die Präsidenten bei diesen Frühschoppen, und der Kampf gegen diese wäre demnach schon eine alte Geschichte. Möglich ist freilich auch, daß der Rat von Nürnberg sich gegen die Eingriffe der Weinzapfer und Kneipwirte in die Befugnisse der Herbergsväter und Garköche wenden wollte.

Und man hielt nicht nur auf die Unterscheidung der Gerechtsame der Wirte, sondern auch die Gäste waren weit entfernt von einem demokratischen Zusammenfließen. Die Einheimischen sonderten sich von den Fremden, und wieder unter sich nach den Ständen, die Trinkstuben der Geschlechter oder Patricier von den Zunfthäusern der einzelnen Handwerker. Wenn es auch unter den verschiedenen Klassen der Reisenden nicht an Berührungen fehlen konnte, so trennten sie sich doch bei der Ankunft in einer Stadt; der arme Pilger, der wenig oder nichts zahlen wollte, suchte Unterkunft in der „elenden Herberge", der Bessergestellte wandte sich zum offenen Wirtshaus, der reiche Kaufmann hatte vielleicht einen Gastfreund, der Geistliche zog die Bewirtung eines Klosters oder Pfarrhauses vor. In manchen Städten fand auch der Jude seine eigene Herberge, so in Frankfurt a. M. das „Heckhaus der Juden"; oder in Mainz, wo 1492 ein Judenwirt aufgestellt und ihm die Judenherberg zum kalten Bad gegen einen jährlichen Zins verpachtet wurde.

So haben also die Herbergen und Hospize des früheren Mittelalters die Stufe der geistlichen Pflege der Gastfreundschaft überschritten und treten uns im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in verschiedenen Formen je nach den Ansprüchen entgegen. In Basel wird 1340 eine Herberge für fremde Kaufleute genannt, die von dem damaligen Wirt den Namen „zum Schnabel" beibehalten hat. Bald stellen sich auch die eigentlichen, individualisierenden Bezeichnungen der Wirtshäuser ein. 1364 begegnet in Frankfurt a. M. die goldene Wage; noch früher in Basel der Turm ze Rin; das fünfzehnte Jahrhundert kennt diese Namen, die sich in den Wirtshausschildern dem Beschauer einprägen, schon in bunter Fülle: was sich im Himmel und auf Erden abbilden ließ, mußte diesem Zwecke dienstbar werden. In kleineren Orten prangen diese Schilder noch vielfach in alter Ehre, in den Städten aber hat ein neuerungssüchtiges Geschlecht sich fast durchaus von ihnen losgesagt, weil sie ihm nicht mehr vornehm genug erscheinen. Sie sind die unschuldigen Opfer des Fortschrittes, der von den Herbergen des Mittelalters zum heutigen Gasthof und Hotel geführt hat.





# Ägyptische Geistergeschichten.

Von

**Theodor Barten.**

Ein leider sehr arg verstümmeltes, auf Topfscherben erhalten gebliebenes Fragment einer Geistergeschichte, welche um elfhundert vor Christo sehr populär gewesen zu sein scheint, giebt uns einige Reste eines Gespräches zwischen Chonse-em-heb, Oberpriester des Amon, und dem Geist eines hohen Hofbeamten.

Der stolze Kirchenfürst hatte längere Zeit hindurch sorgsam Umschau gehalten nach einer geeigneten Stätte für seinen stattlich geplanten Grabbau, schließlich die Wahl getroffen und die Arbeit beginnen lassen. Es scheint nun, daß seine Leute gelegentlich des Ausschachtens des Erdreiches einem älteren Grabe zu nahe gekommen waren, dessen Bewohner sich die gute Gelegenheit, mit dem zukünftigen Nachbar Bekanntschaft zu machen, natürlich nicht entgehen lassen wollte.

Als daher der Oberpriester eines Tages den Bau inspiziert, stellt sich ihm der umgängliche Gruftbewohner als der weiland Schatzmeister und Infanterie-Lieutenant Seiner Majestät Ra-hotpe vor, in dessen fünfzehntem Regierungsjahre bereits der Verstorbene, ein wenig vorzeitig und mit trauerndem Herzen, die leidvolle Reise nach Westen angetreten hatte. In der Erntezeit — er bemerkt es schwermütig — war der Schnitter Tod ihm genaht, ob er auch in der Blüte des Lebens gestanden und sich der Sichel des Unerbittlichen noch längst nicht versehen hatte! Der Pharao selber hatte für vier stattliche Mumienhüllen, für einen Alabaster-Sarkophag und für die üblichen Totenopfer gesorgt — aber ach, es war keine Entschädigung für das verlorene Erdenleben!

Nun benutzt der Verstorbene diese gemütliche Unterredung mit dem Priester, um sich, in leider sehr dunklen Worten, über ein Mißgeschick zu beklagen, das entweder seiner „ewigen Wohnung“ oder seiner mumisierten Person zugestoßen war. Wie ägyptische Tote über solche Vorfälle dachten, lehrt uns die Inschrift einer Grabstele, wo es heißt: „Jeder Edle, jeder Große, jeder Mensch, welcher einen Stein oder Ziegel von diesem Grabe wegnimmt, mit ihm werde ich durch den großen Gott rechten.“ Ob Chonse-em-hebs Leute etwa das Unglück verschuldet hatten? Vielleicht auch, so vermutet Maspero, welchem die Entzifferung dieses schwierigen und überaus dunklen Textes zu verdanken ist, wünschte der Tote irgend jemand von seinen Lieben um sich zu haben. Immerhin zeigte sich der Oberpriester sehr willig, der Bedrängnis des gespenstischen Schatzmeisters abzuhelfen. „So gieb mir nun einen vortrefflichen Rat,“ sagt er unter anderem, „über das, was am besten in der Sache zu machen ist, und ich will es für dich thun lassen!“ Der Geist, hier Net-be-sochen genannt, wird nun seinerseits von dem Lebenden um einen Dienst ersucht, aber er scheint trotz aller ihm gemachten Versprechungen nicht geneigt, ihn zu leisten, und erwidert dem Bittenden die sicherlich sehr inhaltschweren Worte: „Was hast du gethan? Wird das Holz nicht in der Sonne gelassen, so bleibt es nicht trocken; es ist nicht das alte (wertlose) Gestein, das man kommen läßt . . .“

Hier bricht der Text jäh ab, und man fühlt sich versucht, einen Appell an den Spiritismus unserer Tage zu machen, um den Sinn von Worten zu ergründen, auf denen gleichsam die Schatten des Grabesdunkels lagern, die für gewöhnlich den Schatzmeister umfingen.

Inzwischen läßt sich der Oberpriester von einem anderen Phantom dessen Familienbeziehungen erklären und ruft verwundert aus: „Aber dann kenne ich dich ja; ich selber habe dir dein ewiges Haus herrichten und dich bestatten lassen, wie es deinem hohen Rang zukam! Doch siehe, ich Armer bin nun im Elend; ein böser Winterwind hat den Hunger über das Land geweht, und ich bin nicht mehr glücklich, mein Herz fließt nicht mehr über (vor Freude) gleich dem Nil..." Und Chonsu-em-heb weilte lange dort in Thränen, ohne zu essen, noch zu trinken.

Ob die Geister ihn zu trösten vermochten, sie, die selber Klage führten über ihr Los, und, natürlich genug, mit Eifersucht auf die noch im Sonnenlicht Wandelnden blickten?

Übrigens hatten sie, nach den Anschauungen jener Zeit, kaum Ursache, sich sehr unglücklich im „Reich der Mitternachtssonne" zu fühlen, waren sie doch in ihrer unterirdischen Wohnung so wenig tot, wie es die Sonne selber ist zwischen Abend und Morgen: Den Gedanken des Todes in unserem Sinne wollte man nicht gern aufkommen lassen am Nil, wo die Freude am Leben die Menschen viel mächtiger durchglühte, als ihnen geraume Zeit lang nachträglich von uns zugestanden werden sollte. Und gerade diese Lust am Dasein war es, welche die Ägypter bewog, auf Grund der Religion das Furchtbare des bedeutsamsten Abschnittes in der menschlichen Existenz zu vermindern und die Kluft möglichst zu überbrücken, welche die Gestorbenen von den Lebenden trennte. Um daher die „dunkle Fahrt ans andere Gestade" durch einen freundlichen Lichtstrahl zu erhellen, schloß man ein Kompromiß mit dem Allherrscher Tod und bediente sich dazu vor allem jenes magischen Buches „göttlichen Ursprunges", welches die Ägyptologie das Totenbuch nennt. Einige Abschnitte daraus, deren Inhalt dem in Osiris Eingegangenen zu eigen gegeben wurde, genügten, um ihm, falls sein Herz nicht zu leicht befunden und infolgedessen seine Rechtfertigung vor den Totenrichtern erfolgt war, eine Art von interimistischer Existenz zu schaffen, während welcher die Kräfte seiner Seele zu höherer Entfaltung gelangten und dem großen Zeitpunkt der schließlichen Wiedervereinigung mit der Gottheit entgegenreiften. Inzwischen war es möglich, daß der Verstorbene zugleich im Himmel, auf der Erde und in der Tiefe, dem Reiche der Schatten, weilen konnte, falls er es nicht vorzog, die verschiedenen Erscheinungsformen, welche in ihrer Gemeinsamkeit seine ehemalige Persönlichkeit in vervollkommneter Weise zur Darstellung brachten, in der wohnlich ausgestatteten Gruft zu konzentrieren. Bekanntlich wurde dort alles, was man an Verwandten, Freunden und Untergebenen, an Scenen aus dem öffentlichen oder häuslichen Leben auf den Grabwänden dargestellt hatte, durch Anwendung gewisser magischer Formeln zur vollen Wirklichkeit, so daß der Tote in gewohnter Umgebung säte, erntete, fischte, jagte, oder sich behaglich in seiner schattigen Laube am kühlen Teiche des Gartens erging, ein Vergnügen, welches zu allen Zeiten den Ägyptern als etwas sehr Köstliches galt. Der uralte Wunsch: „Mache dir einen fröhlichen Tag!" wurde daher auch dem Toten zugerufen, denn seine Devise lautete ja: Ich sterbe — und l e b e doch! — An Speise und Trank, im Bild oder in der Wirklichkeit, war ebenfalls kein Mangel, denn das V o l k (von den Priestern muß stets abgesehen werden) blieb fortgesetzt von dem Wahn beherrscht — und in ihm befestigt —, daß die Seele des Bestatteten den Bedürfnissen des lebenden Menschen noch Rechnung zu tragen habe.

Aus diesen Anschauungen erklärt sich die hohe Originalität und die Wichtigkeit des ägyptischen Grabbaues, denn die Gruft, die für uns Moderne nur ein Häuflein Staub birgt, umschloß für die Ägypter eine Welt im kleinen. Auch ist es bedeutungsvoll für die frühe und vielgestaltige Ausbildung des Totenkultes im Nillande, daß dort, wie nirgends sonstwo im Altertum, die Civilisation schon eine hohe Vollendung aufwies, als das Religionssystem des Volkes noch in der Entwickelung begriffen war.

Wohl könnten den flüchtigen Beobachter

die materielle Färbung und manche groteskenaive Einzelheiten dieses Gräberdienstes skandalisieren, wer aber tiefer blickt, wird die Schönheit und die veredelnde Macht der ihm zu Grunde liegenden Ideen leicht erkennen und sich durch diese dauernde Pietät für die Entschlafenen sowie durch das starke Gefühl der Zusammengehörigkeit, welches jene Menschen in ihren Erinnerungen und Zukunftshoffnungen bekunden, angezogen fühlen.

Die alten Ägypter waren keine Materialisten; sie hatten vielmehr ihre herzliche Freude daran, a priori alles Wunderbare zu glauben, und wenn sie vielleicht auch noch nicht, wie der experimentelle Spiritualismus unserer Zeit es thut, durch Medien den Verkehr der diesseits vom Grabe Lebenden mit denen vom Jenseits systematisch zu regeln unternahmen, so ward doch die Möglichkeit des Verkehrs zwischen beiden Parteien nicht in Zweifel gezogen, denn nicht nur lehrten die priesterlichen Dogmen denselben als Thatsache, sondern ein jeder wußte zahlreiche Beweise dafür aus dem Leben anzugeben — zum mindesten vom Hörensagen.

Wie auch immer im Lauf der Jahrhunderte die Ansichten über das den Tod überlebende Element im Menschen, selbst in der theologischen Wissenschaft, sich ändern mochten, zu keiner Zeit hat die menschliche Seele dem alten Kulturvolk einzig nur als das „Resultierende der Kräfte unseres Zellenorganismus“ gegolten, das demnach mit der Zerstörung desselben im Moment des Todes aufhören mußte zu sein: Gleich den Spiritisten von heute, bei denen ja übrigens auch nur der Name neu ist, nahmen die Ägypter an, daß die Verstorbenen unter gewissen Bedingungen auf unsere Erscheinungswelt einwirken, ja unter Umständen sogar die von der Wissenschaft aufgestellten Naturgesetze als irrig erscheinen lassen können. Es stand bei ihnen von vornherein fest, daß der Körper außer dem sichtbaren Zellen-Organismus noch andere, ebenfalls organische Gebilde eines sehr viel feineren, unseren normalen Sinnen nicht erkennbaren Stoffes enthält, die der Tod nicht zerstört, infolgedessen sie sich wieder verdichten und gelegentlich unter bestimmten Voraussetzungen selbständig sichtbar machen können als das zwar schemenhafte, aber doch ganz getreue, kolorierte Abbild (der „Ka“) des ehemaligen Menschen, dessen charakteristisches Wesen, ja dessen gute und schlechte Empfindungen, Gedanken und Gefühle dieses schattenhafte Individuum völlig zur Geltung bringt. Soweit ein Nichtspiritist darüber urteilen kann, kommt vorstehendes der „Materialisation der Geister“ etwa gleich; freilich muß hierzu gleich bemerkt werden, daß nach ägyptischer Vorstellung diese, vom Träger gleichsam abgelöste, vergeistigte Persönlichkeit desselben dem Menschen von seiner Geburt an selbständig zur Seite stand. So sieht man den Nilgott zwei sich völlig gleichende Kinder auf dem Arme haltend: Amenhotep III. und dessen „Ka“.

Dieser an den „Genius“ der Römer erinnernde Doppelgänger des Menschen vertrat den Verstorbenen auch in dessen Grabe, weshalb ihm speciell die Opfergaben der Verwandten und Freunde gewidmet wurden. Das Grab, im Vergleich zu der nur vorübergehend benutzten irdischen Heimstätte „die ewige Wohnung“ genannt, spielte eine hochbedeutsame Rolle im ägyptischen Volksleben sowohl, wie auch im Fortleben der Seele; in ihm wurde ja der starre Leichnam durch Einbalsamierung und Bestattungsceremonien wieder lebendig und trat als Sahu (= transformierte Mumie) mit der Seele von neuem in Verbindung. Unter den unvergänglichen, selbständig existierenden, aber dennoch in ununterbrochener Beziehung zueinander stehenden Teilen, in welche der Mensch bei seinem Tode zerfiel, war der „Ab“ (= die konzentrierte physische Lebenskraft) ebenfalls von größter Wichtigkeit, denn seine Zerstörung (durch Vernichtung der Mumie) hatte die verhängnisvollste Rückwirkung auf die Seele, deren Unsterblichkeit hierdurch gefährdet wurde, falls die dreitausend Jahre noch nicht verstrichen waren, während welcher Seele und Leib ihren geheimnisvollen Verkehr unterhalten mußten.

Wie nun der Körper dem Sahu, dem Ab und dem schon erwähnten Ka zur Grundlage diente, so zerfiel auch die Seele selber in zwei selbständige Wesen, in den Bar nämlich, das geistige Lebensprincip des Menschen — mit der Seele in unserem Sinne nicht ganz identisch —, und in den Chu (= den Leuchtenden), die eigentliche Geistes-

flamme und potenzierte Essenz der menschlichen Persönlichkeit, den göttlichen Lichtstrahl, dessen seelische Umhüllung, so zu sagen, der Baï ist.

Diese verschiedenen Erscheinungsformen waren selbstverständlich sehr schwierig voneinander zu unterscheiden, und wenn auch die theologischen Schriften dies nicht zu thun unterließen, so nahm man es doch im gewöhnlichen Leben um so weniger genau mit den Bezeichnungen. War doch sogar der Baï von einer Art materieller Substanz, wenn auch von ungleich edlerem Stoff und vollkommener Organisation, und weniger noch als der Ka zu den Eiweißgeschöpfen zu zählen, die nach Ansicht der Materialisten allein fähig sind zu denken und zu fühlen. Zwar war dem Baï für gewöhnlich der Aufenthalt in himmlischen Regionen vorbehalten, doch konnte er dieselben verlassen, um den Sahu aufzusuchen, sich der Schönheit seiner „ewigen Wohnung" zu erfreuen, oder den Erdenbewohnern einen Besuch abzustatten und Nilwasser zu trinken.

Nun, ob als Ka oder als Baï — der Verstorbene konnte nach erfolgter Rechtfertigung vor dem Totengericht seine Gruft verlassen und nach Herzenslust von dieser schönen Freiheit Gebrauch machen — das blieb die Hauptsache! Der Name Net-besochen: das Grab hält ihn nicht gefangen, ursprünglich wohl ein Gattungswort zur allgemeinen Bezeichnung solcher Wiederkehrenden, umschloß also eine Idee, die den Ägyptern teuer war und für deren Wahrheit im umfassendsten Sinne des Wortes sie lange Zeit einstehen zu können glaubten.

Daß die Idee vom freien Umherwandeln der Verstorbenen zu zahllosen Gespenstergeschichten Anlaß gab, versteht sich von selbst. Auch heute noch wimmelt es davon in Ägypten, wo man sich zum Beispiel scheut, an bestimmten Tagen den Fuß auf die Thürschwelle zu setzen, weil man dadurch die Geister der ehemaligen Hausbewohner stören würde. — Ist die Erinnerung an Tote besonders lebhaft und liebevoll, so wird an entsprechenden Gedenktagen von den Hinterbliebenen das Lieblingsgericht der Betrauerten aufs sorgsamste zubereitet und eine Schüssel voll davon zur Seite gestellt, damit die wandernde Seele — die ja an diesem Tage ohne Zweifel wiederkehrt! — wenn nicht gar davon esse, so doch zum mindesten sich des treuen Gedenkens erfreue.

Gleichfalls im hohen Altertum schon liebten es manche besonders ruhelos oder boshaft veranlagte „Bewohner des Westens", durch ihre gespenstische Wiederkehr die Lebenden absichtlich zu quälen; trieben sie es allzu arg damit, so war es erlaubt, ihnen eine derbe Lektion zu geben, und solchergestalt ist wohl jedenfalls die Klageschrift eines Witwers zu verstehen, welche sich im Leidener Papyrus I. unter der Überschrift „An den weisen Geist der Dame Anch'ere" findet.

„Was habe ich dir denn Böses zugefügt," ruft der Geängstigte aus, „daß ich mich darüber in solch schlimmer Verfassung befinden muß? Was habe ich dir gethan, daß du hilfst, mich derartig anzugreifen, da doch kein Unrecht gegen dich begangen ist? ... Was soll ich thun, wenn ich einst Rechenschaft geben muß über mein Verhalten gegen dich, und wenn ich mit dir erscheinen werde vor dem Tribunal und die Worte meines Mundes an den Götterkreis des Westens richte? — und wenn man dich richten wird nach dieser Schrift, die meine Beschwerde in sich schließt, was wirst du alsdann thun?"

Eine lange Aufzählung aller Rücksichten und Liebesbeweise, die der musterhafte Gatte einst für seine Lebensgefährtin gehabt hatte, die ihm nun die Aufopferung mit schnödestem Undank lohnte, schließt mit dem Hinweis darauf, daß selbst die Hauptleute des Heeres ihre Huldigungen und Geschenke der Anch'ere, als der Gemahlin ihres Vorgesetzten, zu Füßen zu legen pflegten! Nie war sie von ihrem Gatten „rauh behandelt, oder auch nur leicht gekränkt worden". ... „Und als du dann an deiner Krankheit zu leiden begannst," heißt es am Schluß der Klageschrift, „eilte ich zum Vorsteher der Ärzte, und er ordnete die Heilmittel an und that alles, was du ihm sagtest zu thun. Und als ich mit dem Pharao gen Süden zog, und dich, mit der zu leben ich gewohnt war, verlassen mußte, da aß und trank ich nicht, wie ein Mann zu thun pflegt, in all den acht Monaten! Und bei meiner Rückkehr nach Memphis erbat ich Urlaub von Sr. Maj. und that alles für dich, was sich gehörte, und beweinte dich mit allen meinen Leuten. ...

Und siehe, ich habe drei Jahre der Trauer verlebt, ohne in mein Haus zu gehen, ohne das Nötige darin machen zu lassen. — Und das alles ist um deinetwillen geschehen; siehe, ich weiß nicht mehr das Gute vom Bösen zu unterscheiden, und man wird dich richten mit dieser Schrift!"

Dieses etwa um 1150 v. Chr. verfaßte interessante Schriftstück fand sich auf einem Papyrus geschrieben vor, der an einer kleinen Holzfigur befestigt war, welche im Grabe der Anch'ere stand und diese vorzustellen hatte. Dies galt als ein sicheres Mittel, um den Verstorbenen eine Nachricht zukommen zu lassen; der erzürnte Witwer, dem um schleunigste Abstellung seiner unerträglichen (leider nicht näher bezeichneten) Lage so bange war, wird indessen nicht versäumt haben, die Auklage-Akte der unsichtbar gegenwärtigen Gattin überdies noch laut vorzulesen.

Nur wenn man sich hinsichtlich des Lebens im Grabe auf den speziell ägyptischen Standpunkt stellt, kann man z. B. auch die wahre Natur des sog. Setna-Romans erkennen, jenes zweiteiligen Dramas, das in überraschender Weise mehrere grundlegende Elemente der späteren Faustsage* aufweist und ein starker Beweis dafür ist, daß das Ergreifenwollen des Unfaßbaren dem Menschengeschlecht von jeher innegewohnt hat. Die merkwürdige Geschichte, deren Stoff bis tief in die ältesten Zeiten des historischen Ägyptertums zurückgeht, beginnt und endet im Reich des Todes, wie denn auch drei mumisierte Tote als handelnde Personen in ihr auftreten. Der Held dieser reich mit Mystik durchtränkten Geschichte ist Prinz Setna, Lieblingssohn Ramses' des Großen, Oberpriester des Ptah und Gouverneur von Memphis, in seinen Mußestunden Metaphysiker und Magier, und bis zur Vermessenheit seinem Durst nach dem Übersinnlichen Rechnung tragend. Unsere Geschichte läßt ihn infolgedessen auch nicht vor Grabschändung und Diebstahl zurückweichen:

Ein Prinz der ersten memphitischen Dynastien nämlich, der auch einst an allzu kühnem Erkenntnisdrang gekrankt und darüber den Seelenfrieden eingebüßt hatte, bewahrte in seiner „ewigen Wohnung" die Offenbarungen des Gottes der Weisheit (Thot), ein Buch, dessen Besitz ihm schon diesseit des Todes die letzten Ursachen des Seins nebst gottgleicher Weisheit und Macht hatte zu eigen geben sollen. Aber nicht so bald hatte er es mit frevelnder Hand aus dem Versteck im Flußbett des heiligen Stromes, unweit Koptos, entfernt, als der zündende Rachestrahl der Götter ihm Weib und Kind entriß, denen er, von unsichtbarer Macht getrieben, in den Tod nachfolgte, um, fern von seinen Lieben, in Memphis beigesetzt zu werden. Seine gottlose That war damit gesühnt, daher ließen ihm die Götter in Gnaden den Preis derselben, und das kostbare Buch, unter seinem Haupt verborgen, bildet den Glanzpunkt seines Schattenlebens.

Prinz Setna nun macht die alte Gruft auf dem weiten Totenfelde von Memphis ausfindig, läßt sie öffnen, dringt hinein und streckt die begehrliche Hand keck nach dem Schatze aus. Aber der tote Ptah-nefer-ka, dem das Buch magische Kräfte verleiht, leistet kräftigen Widerstand, und die Schatten seines Weibes Ahura und Merêbs, beider Sohn, eilen aus der fernen Nekropole von Koptos zu seinem Beistand herbei.

Die kluge Prinzessin — besser gesagt, ihr Ka oder Baï — schildert in beweglichen Worten die unüberwundene Familientragödie, welche der unselige Besitz des Götterbuches über die drei Personen heraufbeschworen hatte, und sucht hierdurch den kecken Eindringling von seinem Vorhaben abzuschrecken. Dieser jedoch ist unerbittlich und will mit Gewalt vordringen. Da erhebt sich der Tote von seinem Lager und ruft seinem Peiniger warnend zu, von ihm abzulassen. Umsonst! Nun nimmt der schlaue Ptah-nefer-ka sein Brettspiel zur Hand und schlägt vor, auf diese Weise über das Kleinod, „die Sonne seiner ewigen Wohnung", zu verfügen. Setna willigt ein, verliert aber jede Partie und gerät in die schwerste Bedrängnis durch die magische Kunst des Toten, der ihn bereits bis an den Kopf im Erdboden hat versinken lassen. Das unheimliche Zauberspiel durch einen Schlag auf die Hand Ptah-nefer-kas endend, ruft der Prinz seinen draußen wartenden Bruder herbei und

* Vgl. Versuch einer Parallele zwischen der Setna- und der Faustsage, von Th. Harten (Beilage der „Tägl. Rundschau" 20. Febr. 1892).

schickt ihn in des Vaters Palast zur Beschaffung von Talismanen und Beschwörungsformeln, die eben noch früh genug eintreffen, um Setna zu retten. Kaum aber ist er wieder Herr seiner selbst, so reißt er unversehens das Buch an sich und entflieht damit, trotz der Thränen der armen Ahura, die nun die höchste, allzu teuer erkaufte Freude ihres Schattendaseins entschwinden sieht und nicht recht der Versicherung ihres Gatten traut, daß der kühne Räuber bald genug als ein Büßender wiederkehren und das entwendete Gut zurückbringen werde. Seine Prophezeiung trifft jedoch ein, denn kaum hat Setna, dank der Einwirkung des rachsüchtigen Beraubten, durch schlimme Abenteuer mit einer dämonischen Hetäre seine Reinheit, mit ihr zugleich aber auch — und dieser Zug findet sich in neueren arabischen Geschichten wieder — seine übernatürliche Kraft, sowie die Gewalt über das Götterbuch, verloren, so zwingt ihn sein eigenes, moralisch gebrochenes Ich, der Mahnung des königlichen Vaters, sowie der ihn ständig verfolgenden Kraft des Toten gehorsam zu sein und den gefahrvollen Schatz diesem wieder zuzustellen.

Großer Jubel herrscht in der Gruft Ptah-nefer-kas, als das Licht der höchsten Erkenntnis die inzwischen eingetretene Finsternis wieder verscheucht aus der unterirdischen Behausung; Ahuras Geist und ihr Gatte in eigener, wenn auch mumifierter Person, sagen dem reumütigen Besucher wider Willen allerlei Angenehmes, und vollends groß ist die Freude, als Setna verspricht, eine Reise nach Koptos zu unternehmen, um die einbalsamierten Leichen Ahuras und Merêbs von dort nach Memphis zu überführen.

Die lange Fahrt — eine willkommene Sühne des begangenen Vergehens — ward sogleich angetreten und glücklich vollendet, aber drei Tage und drei Nächte suchten Setna und seine Begleiter vergeblich die uralte Totenstadt ab, lasen alle Inschriften, besichtigten alle Katakomben. ... Da trat der sehnsüchtig harrende Ptah-nefer-ka in der Gestalt eines Greises selber herzu, wurde freilich — weil unerkannt — anfangs zurückgewiesen, doch folgte man schließlich dem Rat des geheimnisvollen Alten, und das Liebeswerk ward vollbracht, indem die endlich gefundenen Leichen nach Memphis überführt und dort mit allen ihrem hohen Range geschuldeten Ehren im „guten Hause“ Ptah-nefer-kas beigesetzt wurden. So war denn die treue Ahura nebst dem kleinen unschuldig hingeopferten Kinde zum zweitenmal, und nun für immer, mit dem Gatten vereint und konnte, nach ägyptischen Begriffen, das einst so jäh unterbrochene Familienleben, der Hauptsache nach in wenig veränderter Weise, fortführen.

Der Setna-Roman, von dem hier nur einige das Leben der Toten betreffende Umrisse gegeben werden sollten, gestattet einen tiefen Einblick in die Denkweise der Ägypter, denn wenn er auch ursprünglich von einem koptitischen Isispriester verfaßt sein mochte, so entsprach er doch ganz und gar den vererbten Ideen und Gewohnheiten des Volkes und war ihm ebenso aus der Seele heraus, wie in das Herz hinein geschrieben! Vom hochinteressanten Charakterbilde des lebenden Setna ganz abgesehen, bietet allein schon die Betrachtung der räumlich voneinander getrennten und seelisch doch so eng vereinten kleinen Familie im düsteren Rahmen des Todesgedankens viel Fesselndes, besonders deshalb, weil uns hier überdies noch die strafende Gerechtigkeit und die versöhnende Gnade der Gottheit gleichsam verkörpert wird durch jenes Buch der Offenbarung, dem das Wissen höherer Sphären wie ein helles Licht entstrahlt, das die Grabwohnung der drei Verurteilten mit himmlischem Trost verklärt.

Als „Geber der Wahrheit“ sah man den Tod an sich freilich auch schon an, weshalb die Friedhöfe „Stätten der Wahrheit“ hießen. Hatte man doch (neben manchen recht kindlichen Vorstellungen über die Menschenseele im Jenseits) längst als Gewißheit erkannt, daß das Erdenleben dem Staubgeborenen nur den Wiederschein des hienieden vielfach gebrochenen Lichtes der reinen Erkenntnis bietet, und daß der Mensch die ganze Fülle der Wahrheit weder zu ertragen noch zu würdigen vermag, ehe ihm nicht durch Absterben des Körpers die hindernden Fesseln vom Geist genommen sind.

Die immerhin recht gemütlichen Bilder, die man sich vom Leben während der langen Zeit zwischen der Loslösung der Seele von ihrer irdischen Hülle bis zu ihrer endlichen

Apotheose im Schoße der Gottheit ausgemalt hatte, erlitten ganz allmählich große Veränderungen, bis die verschiedenen Theorien endlich sogar Gegensätze bildeten, ohne daß sich auch nur eine von ihnen zur Klarheit durchgerungen hätte. In dem stets sehr dringend gefühlten Bedürfnis, das furchtbare Problem des Todes befriedigend gelöst zu finden, konnte sich aus diesen nebeneinander bestehenden Begriffen über die Seele und ihr Leben im Jenseits ein jeder die ihm zusagenden erwählen, doch blieben in der eigentlichen Volksseele die ältesten Ideen haften, wie auch die Gräber von Memphis und Abydos allen nachfolgenden der Hauptsache nach zum Vorbild dienten.

Erst in der späteren Ptolemäerzeit bahnte sich der Zweifel, mehr oder weniger philosophischer Natur, seinen Weg auch in die Herzen des Volkes hinein, und dem entsprechend zeigen die Grabinschriften eine stark pessimistische Färbung. Wie sich zu jener Zeit, infolge fremden Einflusses, auf so manchen Lebensgebieten ganz neue Ideenströmungen zur Geltung brachten, so geschah dies auch hinsichtlich des Reiches der Schatten: Man glaubte nicht recht mehr an das willkürliche Handeln der Abgeschiedenen und an die Behaglichkeit ihres Daseins, und damit war, natürlich genug, dem so lange Zeit kunstvoll hinwegphantasierten Schrecken vor dem Tode die volle Macht über das Menschenherz wiedergegeben.

So heißt es auf der Grabstele einer jungen Ägypterin, Frau eines Oberpriesters, welche zur Zeit der Kleopatra starb:

„... O, Bruder, Gatte, Onkel, höre nicht auf, dir einen frohen Tag zu machen und deinem Herzen zu folgen Tag und Nacht ... denn was sind die Jahre, die man auf Erden verlebt, wären sie auch noch so zahlreich! Der Westen ist ein Land des Schlafes und drückender Finsternis, ein Ort, wo die bleiben, die dort sind! — Schlafend in ihrer Mumienform erwachen sie nicht mehr, um Brüder und Eltern zu begrüßen, ihr Herz vergißt Gatten und Kinder! ... Ich weiß nicht mehr, wo ich bin, seitdem ich in diesem finsteren Thale weile, gebt mir fließendes Wasser zu trinken anstatt des faulenden ... und legt mein Antlitz an den Rand des Wassers, dem Nordwind zu, auf daß seine Kühle mein trauerndes Herz beruhige! ... Es lebt keiner unter Göttern und Menschen, der es wagt, dem ins Auge zu sehen, welches Name lautet: ‚der völlige Tod kommt!‘ Vornehme sind vor ihm wie Geringe — er verschont nicht den, der ihn liebt — er entführt das Kind wie den Greis, wer ihm begegnet, hat Furcht — es richtet niemand Bitten an ihn, denn er hört nicht auf die, welche zu ihm flehen, und er sieht nicht den, der ihm Gaben opfert.“

Man sieht, die gute alte Zeit des festen Glaubens an das behagliche Schattenleben im Grabe war dahin — für viele wenigstens! Die farbenfrohen Bilder der märchenhaften Traditionen verblaßten, das ätzende Gift des Zweifels nagte an ihnen, aber eben dieser Zweifel läßt uns erkennen, daß das ägyptische Volk, bevormundet und absichtlich von den Priestern getäuscht, wie es auch war, aus der Kindheit seiner Anschauungen heraus in ein reiferes Alter zu treten Miene machte. Eine Vertiefung und immer würdigere Gestaltung der Unsterblichkeitslehre wäre also von den nachfolgenden Jahrhunderten wohl zu erwarten gewesen — mit der um 45 n. Ch. bereits in Ägypten auftretenden christlichen Lehre, die schnellen Eingang bei dem erregten Volk, aber freilich nicht die richtige Würdigung fand, trat diese ernste Frage in eine ganz neue Entwickelungsphase ein.





# Die Atmungsgymnastik.

Von

**Henry Hughes.**

Manche Wörter haben ihre eigentümlichen Schicksale; wie wenig haben unsere „Gymnasien“ noch mit der „Gymnastik“ zu thun! Gerade in diesen Begriffswandelungen spiegelt sich der Wechsel der Lebensanschauungen, offenbart sich der Gang der Kulturgeschichte.

Bei Griechen und Römern standen die Leibesübungen in hohen Ehren. Dagegen untergrub das weltfeindliche Christentum die Freude an körperlichen Spielen; es verpönte den Kultus des Nackten (γυμνός) und verfiel in das entgegengesetzte Extrem, in den Abscheu jeglicher Sinneslust. Unter dem Einflusse des Christentums wäre der europäischen Bevölkerung das Wohlgefallen an Behendigkeit und Gewandtheit des Körpers abhanden gekommen, wenn nicht die beständige Unsicherheit des Lebens sie gezwungen hätte, den Leib für Strauß und Streit zu stärken. Als aber mit dem Beginne der neueren Zeit der allgemeine Waffendienst in Wegfall kam, war der Verweichlichung keine Schranke mehr gesetzt. Erst im neuesten Zeitalter erwachte ganz allmählich wieder die Freude an körperlichen Bewegungen. Rousseaus Schwärmerei für Natur gab den ersten Anstoß, daß die überfeinerten Kulturvölker neben der geistigen auch der körperlichen Entwickelung ihre Sorge angedeihen ließen. Der Aufruf Jahns machte in unserem Vaterlande das Turnen zu einer patriotischen Ehrensache. Der Sportsinn der Engländer forderte zur Nachahmung auf. Jetzt werden von unserem Kaiser die Jugendspiele begünstigt, während die Medizin mehr denn je auf dieses hygienische und therapeutische Mittel hinweist.

Mit Fug und Recht wendet das Interesse unserer Kulturwelt sich der Gymnastik zu. Denn unsere ganze Civilisation steuert darauf hin, die körperliche Beschäftigung auf ein Minimum, auf das auslösende Moment, zu beschränken, indessen die geistige Thätigkeit mehr und mehr überwuchert. Aber der menschliche Organismus läßt sich nicht ungestraft einer seiner wichtigsten Funktionen, der Muskelbewegung, berauben. Unser Leib verlangt energisch für den Ausfall körperlicher Lohnarbeit nach einem gleichwertigen Ersatze.

Eine solche Aushilfe gewinnen wir in der Gymnastik; ja, diese Entschädigung ist mehr als vollwertig. Die handarbeitenden Klassen führen nur wenige mechanische Bewegungen aus; bei ihrer Beschäftigung unterliegen nur einzelne Muskelgruppen der Übung; allzu oft leidet sogar der Organismus, zumal die Rumpforgane, unter der übermäßigen, ruckweisen, schlecht verteilten Anstrengung. Ganz anders faßt die Gymnastik ihre Aufgabe an; sie gebietet über eine schier zahllose Reihe von Übungen; sie setzt gleichmäßig alle Körpermuskeln in Thätigkeit; sie wechselt mit ihren Vorschriften je nach der Verschiedenheit des Körperbaues, gemäß der Entwickelung einzelner Leibesteile, mit Rücksicht auf die Gebrechen innerer Organe.

Obwohl sich die Gymnastik bereits allgemeine Anerkennung errungen, wie weit auch die Überzeugung von ihrem Nutzen verbreitet, so hat sich ihr Betrieb noch immer nicht in gewünschtem Maße eingebürgert.

Gar oft bleibt die Liebe zu den Leibesübungen eine platonische. Diese Abneigung kann man einem Kulturmenschen nicht sehr verargen. Wie schwer wird es einem Manne, der sein ganzes Leben der geistigen Thätigkeit gewidmet, sich an eine körperliche Beschäftigung zu gewöhnen! Der aufstrebende Geist läßt sich nicht wieder niederdrücken, während unsere ganze Anlage einmal der mechanischen Handlangerarbeit widerstrebt. Den Lauf der Kulturgeschichte rückgängig zu machen, erweist sich stets als fruchtloses Beginnen.

Da eröffnet sich ein rettender Ausweg, nämlich dieses scheinbar materielle Gebiet zu vergeistigen. Muß denn die Gymnastik so rein mechanisch gehandhabt, muß sie zu einem bloß materiellen Vorgange erniedrigt werden? Nein, unser Fehler beruht gerade in der verhängnisvollen Auffassung, daß die Gymnastik ein bloß somatisches Geschehnis ohne geistige Mitwirkung sei. In der That aber stehen die Körperbewegungen unter der Herrschaft des Nervensystems und somit auch der Psyche. Ja, die Physiologie weist nach, daß der Blutstrom sich gerade jenen Leibesteilen zuwendet, auf die sich unsere Gedanken richten. Da liegt es ungemein nahe, mit der Körperbewegung eine geistige Anspannung zu verbinden. Schon längst haben die Fachleute die Erfahrung gewonnen, daß gedankenlose Bewegungen wenig Wert besitzen, daß bei den Leibesübungen der Geist ebensogut mitarbeiten soll wie der Körper. Gerade dieser seelische Vorgang, welcher sich mit der körperlichen Bewegung verknüpft, leiht der Gymnastik einen eigentümlichen Reiz. Um die Aufmerksamkeit auf jene Übungen hinzulenken, gilt es vor allem Teilnahme zu erwecken.

Arm- und Bruststärker Largiadèr.

Den Lehrern fällt die Aufgabe zu, die Gymnastik auf das geistige Gebiet überzuleiten. Mit nichten genügt es, den Anfängern ein paar Übungen beizubringen. Vielmehr sollte man einen regelrechten monatelangen Lehrkursus der Gymnastik abhalten, in welchem die Schüler nicht bloß eine praktische Unterweisung in der Ausführung, sondern auch eine verständnisvolle Erklärung von der Bedeutung der einzelnen Übungen empfangen. Jeden gebildeten Menschen muß die Kenntnis vom Baue seines Körpers interessieren; gern lernt ein jeder die Fähigkeiten seines eigenen Leibes kennen. Mit Spannung lauscht er, wenn er von der zahllosen Menge der Übungen hört und von der Verschiedenheit ihrer Wirkungen. Je tiefer er in dieses schwierige Gebiet eindringt, desto höhere Begierde erfaßt ihn, immer Neues zu erfahren und auszuüben. So gewinnt der Schüler Freude und Lust an der Gymnastik. Mit Wonne kommt er den Anordnungen nach, sobald ihm ein hohes Ziel vor Augen leuchtet.

Denn vornehmlich sollte man den Zweck der Gymnastik in das richtige Licht stellen.

Es herrschen fast allgemein unklare Meinungen über die Aufgaben der Gymnastik. Gemeiniglich hört man die Ansicht verlauten, daß das Turnen die ganze Körpermuskulatur stärken soll. Diese Auffassung verleitet leichtlich zu allerlei Sport und Athletenkünsten. Anstatt die Leibesorgane gleichmäßig auszubilden, stiftet man durch Gewaltkuren oftmals unheilbaren Schaden; es ist eine traurige Erfahrung, daß viele der Kraftmenschen an Lungenschwindsucht zu Grunde gehen. Die Gymnastik zielt doch sicherlich nicht darauf hin, für Schmiede und Tänzer dicke Arm- und Beinmuskeln zu gewinnen, sondern die körperliche und geistige Entwickelung des Menschen zu fördern. Daher liegt es ihr auch weniger daran, die Gliedermuskeln zu stärken, als die Rumpfmuskulatur zu kräftigen, um auf die inneren Organe einzuwirken.



Armbeugen rechts.

Diesen Hauptzweck, die im Rumpfe verborgenen Eingeweide in Mitleidenschaft zu ziehen, verfolgt der wichtigste Teil der Gymnastik, die Atmungsgymnastik. Unter Atmung versteht man die periodische Vergrößerung und Verkleinerung der Rumpfhöhlen. Auf die mannigfaltigste Weise, durch die verschiedenartigsten Bewegungen der Wirbelsäule, des Schulter- und des Beckengürtels sind wir im stande, die Atmung zu modifizieren. Ferner vermögen wir die Atmung nach Stärke und Dauer ihrer beiden Akte verschieden zu gestalten, wir können mit dem Atem in jedem Momente innehalten oder durch Verschluß des Kehlkopfes ein Scheinatmen mit den größten Druckschwankungen ermöglichen. Kurzum, es lassen sich hunderterlei Variationen herstellen, welche jede nach ihrer Art die Rumpforgane beeinflussen.



Armseitwärtsführen mit Kniebeuge.



Armseitwärtsstrecken rücklings.

Man kann Lunge und Herz, Gedärme und Beckenorgane dehnen oder zusammendrücken, man kann bald die Brusthöhle, bald den Bauchraum, bald die rechte, bald die linke Leibeshälfte mit Blut überfüllen oder sie ihres Blutgehaltes entleeren.

Wegen dieser gewaltigen Einwirkungen auf die edelsten Organe sollte sich die Gymnastik das Ziel stecken, die Rumpfmuskulatur zu stählen. Der Erfolg äußert sich nicht nur in einer kräftigen Ausführung der einzelnen Rumpfbewegungen, zumal der Atmung, sondern vor allem in der Körperhaltung, welche man bekanntlich der Anspannung der Rumpfmuskulatur verdankt. Durch Kräftigung der Brust- und Lendenmuskulatur gewinnt man die Einatmungsstellung, welche

auch von der Sitte als die gute Haltung vorgeschrieben wird.

Demnach erweist sich die Gymnastik als die beste Erhalterin der Gesundheit. Doch auch als Heilmittel leistet sie uns die herrlichsten Dienste. Vor allem sind es die Lungenkrankheiten, bei denen die Atmungsgymnastik ihre größten Triumphe feiert. Bei dem Mangel an Arzneimitteln, welche die inneren Organe beeinflussen, müssen wir uns glücklich preisen, einen so mächtigen Heilfaktor zu besitzen. Bei chronischem Lungenkatarrh, bei Lungenschwindsucht, bei Emphysem, bei Rippenfellverwachsungen, stets erzielt die Atmungsgymnastik Heilung oder doch wenigstens Linderung der Beschwerden. Auch auf die Herzthätigkeit vermag die Atmungsgymnastik einzuwirken; es ist ein ganz falscher Wahn, daß Körperbewegungen einen schnelleren Pulsschlag erzeugen müssen. Eine regelrechte Gymnastik bringt jederzeit eine Verzögerung des Herzschlages hervor, etwa um sechs bis zehn Schläge in der Minute. Daß wir auch den Blutgehalt des Unterleibes durch Atmungsgymnastik regulieren können, sei kurz beigefügt. Schon der Schwede Thure Brandt hat gelehrt, wie man durch Gymnastik nach Belieben das Becken mit Blut erfüllt oder davon befreit. Somit sind bei einer therapeutischen Verwendung der Gymnastik alle Ruck- und Stoßbewegungen zu vermeiden und solche Übungen zu bevorzugen, welche mit der Atmung im Einklang stehen.



Armheben vorlings.

Gewiß erreicht die Gymnastik ihr Ziel durch Freiübungen. Allein es liegt einmal in der Natur des Menschen tief begründet, daß er das Unsichtbare minder achtet und nach dem Greifbaren, Faßlichen verlangt. Nicht die Imponderabilien bloß, wie wir oben sahen, es haben auch die Ponderabilien im Menschenleben ihren Wert.

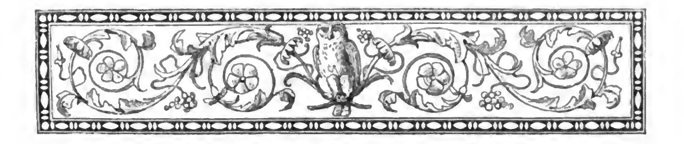
Daher hat man von jeher die Wirkung der Gymnastik durch Instrumente zu steigern gesucht. Vordem unterstützte man die Gymnastik durch Hanteln; aber diesen plumpen Geräten haften zu viele Mißstände an. Den besten Ersatz bietet der Arm- und Bruststärker Largiadèr,* welcher sich einer stets wachsenden Beliebtheit erfreut. Er erfüllt den Hauptzweck der Gymnastik in vollkommener Weise, indem er Brust- und Lendenmuskulatur stärkt und dem Rumpfe die richtige Haltung verleiht. Deshalb sei dieser Apparat vornehmlich der Jugend empfohlen. Heutzutage, wo die Körperpflege neuen Aufschwung genommen, sollte er in keinem Haushalte fehlen.

Aber auch bei seinem Gebrauche ist ein genaueres Studium vonnöten. Die specielle Anweisung, wie das Zahnsche Buch, „Largiadèrs Arm- und Bruststärker und seine Verwendung bei der Haus-, Schul- und Heilgymnastik", sie uns bietet, begrüßen wir mit Freuden. Es macht uns mit den hundert Übungen vertraut, welche sich mittels dieses sinnreichen Gerätes vornehmen lassen. Erst wenn man alle seine Vorzüge kennen gelernt, wird man den Bruststärker lieb gewinnen und zur täglichen Gymnastik verwenden.



Armsenken rücklings.

* Fabrikant Georg Engler in Stuttgart.



# Litterarische Mitteilungen.

## Neue Kunstlitteratur.

Zuerst zwei musikalische, dann einige kunstgeschichtliche Schriften. Einen sehr wertvollen Beitrag zur Musiklitteratur begrüßen wir in einem englischen Werke, in R. Wallascheks **Primitive Music** (London, Longmans Green u. Co.). Aus Einzelaufsätzen entstanden, liegt hier ein umfassendes Buch vor über alle an die Musik der Urvölker und Naturvölker sich knüpfenden Fragen, die bei dem heutigen ethnologischen Verfahren der Wissenschaften von der höchsten Bedeutung sind. Nachdem der Verfasser den Charakter der Musik afrikanischer, asiatischer, polynesischer, australischer, amerikanischer und europäischer Naturvölker auf das genaueste klargelegt und an Notenbeispielen verdeutlicht hat, giebt er uns eine Skizze über Sänger und Komponisten der primitiven Zeiten. Darauf folgt eine ebenso ausführliche Analyse aller primitiven Instrumente, die ja oft des Überraschenden genug bieten. Schwieriger ist das Thema der musikalischen Systeme der Naturvölker, hier lernen wir die Anfänge des harmonischen Bewußtseins, die Einteilung der Tonleitern, die ältesten Noten- und Taktzeichen kennen. Wiederum schiebt sich ein interessanter Essay über die physische und psychische Wirkung der ältesten Musik ein. Im weiteren Verlaufe betrachtet der Verfasser eingehend das Verhältnis der primitiven Musik zum Text, zum Tanz, zum Drama und zur Pantomime. Besonderen Wert aber verleihen seinem Werke die Schlußabschnitte: „Der Ursprung der Musik" und „Vererbung und Entwickelung", welche das ästhetische Facit ziehen aus dieser ethnologischen Betrachtung, die ja allein den letzten Fragen der historischen Ästhetik ein konkretes Material zu geben im stande ist. Wir können diesem Buche nichts Besseres wünschen als eine deutsche Übersetzung, welche dasselbe auch bei uns den weitesten Kreisen zugänglich machen würde.

An einen engeren Kreis specieller Musikinteressenten wenden sich die **Musikgeschichtlichen Aufsätze** von Philipp Spitta (Berlin, Gebrüder Paetel), welche als letztes Werk des vor kurzem verstorbenen Verfassers sein Andenken wachhalten. Auch dies ist eine Sammlung von früher publizierten Einzelaufsätzen, aber die Neubearbeitung bürgt für ihre zeitgemäße Form. Es sind wohl vor allem die Aufsätze über Heinrich Schütz, über Bach, über den deutschen Männergesang, über Schumanns Schriften, die ein allgemeineres Interesse erregen. Die Musikgeschichte gehört ja noch nicht zu den populären Zweigen der Wissenschaft, nicht so sehr, weil sie noch genötigt ist, sehr philologisch zu verfahren, als weil unsere Musik selbst noch viel zu lebendig und entwickelungsfähig ist, daß uns nicht die Gegenwart die Vergangenheit abblenden sollte. Wo aber ein liebevolleres Eingehen auf die im Schoße der Jahrhunderte ruhenden musikalischen Schöpfungen alter Meister zu finden ist, da werden Spittas Arbeiten, als die einer ersten Autorität, gern gelesen sein.

Unter den kunsthistorischen Büchern haben wir zunächst den vierten Halbband von J. Overbecks **Geschichte der griechischen Plastik** (Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhdlg.) anzuzeigen, mit dem dieses öfters erwähnte unentbehrliche Werk schließt. 142 Abbildungen schmücken allein diesen Band, und wieder ist auf die zahlreichen neuen Ausgrabungen und wissenschaftlichen Kombinationen, welche die Archäologie in Fluß halten, mit großer Ausführlichkeit, aber ebenso großer Vorsicht eingegangen worden. Besonders dankenswert sind die Einfügungen über die neuen hellenischen Sarkophage aus Sidon, welche zu den unversehrtesten und reizvollsten Überresten gehören, die uns diese Periode hinterlassen hat. Die Anschaffung des im Verhältnis sehr wohlfeilen Overbeckschen Werkes empfiehlt sich für jeden Kunstfreund von selbst. Es ist dies eines der wenigen Bücher, die man, von jeder Kunstanschauung abgesehen, einfach aus dem Grunde nicht übergehen kann, weil sie eine Art unersetzliches litterarisches Museum bilden für einige der wichtigsten Kunstperioden aller Zeiten.

Eine speciellere Frage der griechischen Kunstgeschichte behandelt das Büchelchen **Troja 1893** (Leipzig, F. A. Brockhaus), ein von Wilhelm Dörpfeld herausgegebener Bericht über die im Jahre 1893 in Troja veranstalteten Ausgrabungen, über welche ja in den Zeitungen schon viel-

fach, wenn auch unvollständig, die Rede war. Alles, was sich um den Namen des verstorbenen Schliemann gruppiert, hat von jeher bei der Eigenart dieses kühnen Mannes im Publikum starkes Interesse erweckt. Aber die Ausgrabungen von 1893, die, wie bekannt, Schliemanns Frau im Andenken ihres unermüdlichen Mannes veranlaßte und ermöglichte, sind auch wissenschaftlich von besonderem Werte. Das Schicksal wollte es, daß ein Jahr nach dem Tode Schliemanns durch diese Arbeiten, die sein Lebenswerk zu Ende führen sollten, eben dieses Lebenswerk in seiner Theorie völlig umgestürzt ward. Schliemann und alle seine Mitforscher waren davon ausgegangen, daß die zweitunterste Schicht Trojas derjenigen Stadt entspreche, die den homerischen Gesängen als Residenz des Priamos untergelegt wäre. Nun wird es plötzlich klar, daß man sich bedeutend geirrt habe und nicht die zweite, sondern die sechste Schicht von unten als homerisches oder, wie man wissenschaftlich sagt, mykenisches Troja anzusehen sei. Das ist von umwälzender Bedeutung für die Trojafrage. Diese und alle früheren Kombinationen und Folgerungen müssen jetzt entsprechend umgearbeitet werden, auch allgemein muß das Interesse für Troja steigen: dieses Städtchen weist uns nun in seinen untersten Schichten ein Alter auf, in dem es diesseit des Ägäischen Meeres, in dem es in Europa überhaupt noch keine Spur einer Ansiedelung giebt. Und aus dieser Zeit haben wir nicht nur Häuser, auch Gefäße und Schmuckgegenstände. In größerer Deutlichkeit aber tritt uns jetzt natürlich das homerische Troja vor Augen. Es sind eigentümliche Ergebnisse, zu denen gerade die Trojafunde geführt haben, und sie werden auch diesem neuesten Schriftchen das weiteste Interesse wahren.

Die kurzen Kunstgeschichten mehren sich. Da liegt wieder ein **Grundriß der Kunstgeschichte** vor, von Göler von Ravensburg (Berlin, Carl Duncker), welcher sich zum so und so vielten Mal die Aufgabe stellt, die Jugend in die Vergangenheit der Kunst einzuführen. Gewiß hat jede dieser Arbeiten ihre eigenen Vorteile. Den Nachteil haben sie (etwa mit Ausnahme von Sybels Weltgeschichte der Kunst im Altertum) alle gemeinsam, daß sie in den Anschauungen über Höhen und Tiefen der Geschichte den vorgeschriebenen akademischen Bahnen nachgehen und von jenem modernen Geiste, der auch die Geschichte anzuwehen beginnt, so gut wie nichts verraten. Ich täusche mich wohl nicht, wenn ich glaube, daß dies die jungen Leute mehr anregen würde, daß es der Kunstgeschichte Herzensfreunde gewinnen würde, wie sie z. B. Muther in seiner wahrhaft modernen Geschichte unserer gegenwärtigen Kunst gewann. Aber das ist kühn, und ich will Revolutionen nicht das Wort reden. Als Vorteil der Ravensburgschen Arbeit wird man gern die starke Zusammendrängung des fast tabellarisch behandelten Stoffes anerkennen, welche ein schnelles Nachschlagen und ein Repetieren der wichtigsten Ereignisse ermöglicht — ohne viel Zeitverlust. Auch die Kunstgeschichte wird praktisch.

Das Sehen wird stets ja dabei die Hauptsache bleiben. Und unserer modernen Technik ist es eine Kleinigkeit, auch die zerstreuten und seltenen Kunstwerke der Welt ins Zimmer hineinzugeleiten. Es ist erfreulich, daß man sich da auch immer mehr der guten deutschen Kunst erinnert, die der Formenreiz des romanischen Wesens so lange vergessen ließ. Es liegt uns, von Prof. Sepp eingeleitet und erklärt, eine schöne und passend ausgestattete Ausgabe der **Geheimen Offenbarung Johannis nach Dürer** (München, Hämbock) vor, welche die fünfzehn Holzschnitte unter Begleitung des Originaltextes nach der Graeffschen Ausgabe so vortrefflich wiedergiebt, daß zu erwarten steht, auch dieses schwierige Jugendwerk Dürers werde so sein Liebhaberpublikum finden. B.

# Litterarische Notizen.

**Der Kasti von Hollerbräu.** Roman aus der Münchener Brauwelt von R. von Seydlitz. (München, Dr. E. Albert u. Co.) — Nach Hunderten, in dem letzten Jahrzehnt erschienenen, meist verunglückten deutschen Nachahmungen des französischen, nordischen und russischen Naturalismus wird uns hier ein nach ähnlichen Principien, aber deutsche Art in deutscher Kunstweise wiederspiegelndes Werk geboten, das bei der Lektüre einen ungetrübten Genuß bereitet. Die Fabel ist einfach: Ein junger Bayer von außerhalb wird in München nach mancherlei Wirrsalen durch eigene Kraft und Ausdauer glücklicher Brauereidirektor; das Glück wird vollständig durch die Eroberung der einzig Geliebten. Sehr amüsant und voll Humor ist das Einleitungskapitel, in welchem, ohne Widerwillen zu erregen, der Verfasser uns in die niedrigsten Schichten Münchens führt. Die Brauwelt ist natürlich so gewissenhaft genau geschildert, daß ein Zola oder Tolstoi über den gleichen Gegenstand auch kein anschaulicheres Bild hätte geben können. Wirkliches Leben atmen die zahlreichen Nebenfiguren. Selbstverständlich läßt der Dichter nur seine Helden im Münchener Dialekt reden; wo er selber das Wort nimmt, schreibt er ein klares, vornehmes Hochdeutsch. Übrigens werden die Schilderungen bei ihm niemals Selbstzweck. Das Ganze macht auch einen künstlerisch vollendeten Eindruck.

Etwas romantisch mutet die neueste Novelle von Bertha von Suttner an: **Im Berghause.** (Berlin, Albert Goldschmidt.) Eine junge

vornehme Witwe, die sich mittels der einschlägigen Kunstmittel zu einer fünfzigjährigen Frau kostümiert, wird bei einem etwas sonderlichen adeligen Herrn Wirtschafterin als Frau Müller. Sie hat es natürlich auf sein Herz abgesehen. Sie führt ihre Rolle ziemlich gut durch. Schließlich folgt die große Erkennungsscene; Alexander von Bolton erkennt in ihr die vor Jahren von ihm heiß Angebetete wieder; eine andere, die ihn gern genommen hätte, muß einsam nach Seebad Trouville gehen, wo sie jedenfalls an einem Herrn Trahlen, mit weniger geistig bedeutenden Eigenschaften belastet, Ersatz finden wird. Trotz der phantastischen, etwas verbrauchten Unwahrscheinlichkeit der Fabel ist die kleine, anspruchslose Erzählung spannend geschrieben.

**Neuland.** Ein Sammelbuch moderner Prosadichtung. Herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) — Es lag wohl nicht am Herausgeber, sondern ist auf rein äußerliche Umstände zurückzuführen, wenn wir unter den dreiundzwanzig Mitarbeitern als Vertretern des neuesten deutschen Schriftwesens einige klangvolle Namen wie die von Sudermann, Hauptmann u. s. w. vermissen. Den Titel Neuland erklärt der Verfasser in einem maßvoll gehaltenen Vorwort in einem Motto mit den Worten: „(Neubruch, Rodeland) aus Umrodung von Wald-, Heide- oder Ackerboden gewonnenes Ackerland.“ Das ist vielleicht ein wenig zu viel gesagt. Schriftsteller von oft diametral gegenüberstehenden Richtungen, idealistische Phantasten, an Hoffmann und unsere Romantiker erinnernd, und Naturalisten nach Ibsenschem Kanon geben sich hier ein brüderliches Rendezvous, nur daß die letzteren, mit weiser Rücksicht auf den Zweck des Buches, meist in ihrer Ausdrucksweise sich wohlangebrachter Zurückhaltung befleißigen. Was zunächst in rein formaler, stilistischer Beziehung auffällt, ist eine gewisse Einheitlichkeit der Schreibweise. Läßt man sich dieses Abgerissene, Zerhackte, das sich dem modernen Sprachton nähern soll, in Erzählungen wie Halbes „Fertig“ gefallen, wo es zur Charakteristik des aus Amerika heimgekehrten Erzählers dienen soll, so wirkt diese selbe Sprachbehandlung bei vielen anderen Verfassern etwas gesucht, manieriert. Einem Deutsch-Philologen des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts dürfte es leicht sein, zu beweisen, daß diese dreiundzwanzig Autoren nur Masken sind, hinter denen sich der Name eines einzigen Autors verbirgt, der freilich in Bezug auf Lebensanschauung noch nicht die sogenannte innere Harmonie gefunden hat. Was den künstlerischen Wert der einzelnen Beiträge anlangt, so steht nicht alles auf gleichmäßiger Höhe. Manchen Autoren merkt man an, daß dieses Feld — kleine Bilder aus dem Leben in subjektiver Färbung wiederzugeben — gar nicht ihre eigentliche Domäne ist, daß sie nur so nebenbei Prosa beigesteuert haben; andere, wie Heinz Tovote, bieten herzlich Unbedeutendes und sind in ihren selbständig erschienenen Werken viel besser erkenntlich. Dem märchenartig Phantastischen, was oft symbolisch wirken soll, ist ein zu großer Raum gegönnt worden: derartige Gaben, wenn sie wirken sollen, müssen in besonders kleiner Dosis verabreicht werden. So sind Arbeiten dieses Genres von Paul Scheerbart oft von überraschender Pointe, ermüden aber, wenn man das leicht auffindbare Geheimnis ihrer Mache gelöst hat. Die Verherrlichung eines schrankenlosen Individualismus, der sich angeblich nur nach seinem Ich richtet, erscheint bedenklich in J. Harts „Das Hünengrab, ein Leben in Träumen“. Familie und Staat bleiben die köstlichsten Errungenschaften der Kultur. Mögen einzelne Ausnahmen, Auflehnungen, geduldet oder übersehen werden, es ist unmöglich, die Menschen auf präadamitische Sittencodexe zurückzuführen, wie sie nicht einmal bei allen Tiergeschlechtern herrschen. Ordnung muß sein! Der Satz gilt auch für den Dichter, der zugleich, wiewohl oft mit verschleierter Tendenz, etwas sagen, Neues lehren will. Von den beiden Skizzenblättern H. Harts, „Kinder des Lichts“, schildert das erste einen westfälischen Pfarrer höchst realistisch und rührend, während im zweiten der Phantasie zu viel eingeräumt wird: ein solcher Sonnenheld, ein Anarchist im idealen Sinne des Wortes, reich, unabhängig ist ja eben nur in höchster Kulturblüte möglich und nur dann, wenn eben die braven, philisterhaften Herren Eltern das gehörige Kleingeld hinterlassen haben. Derartige Lebenssybariten, keine Weltheilsapostel, sind künstlerisch nur in humoristischer Beleuchtung erträglich. Ein paar espritvolle Scherze bietet Hartleben, während Hegelers „Martha“ schon oft Erzähltes in kaum neuen Wendungen wieder berichtet. Einen künstlerisch ungetrübten Eindruck macht Liliencrons schon bekannte Kriegs- und Soldatengeschichte „Eine Sommerschlacht“, auch Flaischlens „Professor Harthmut“ und Mackays lieblich tragisches Kinderidyll „Hans, mein Freund“. Kann das umfangreiche Buch allen Freunden unserer modernen Poesie als interessante, aufklärend belehrende Lektüre empfohlen werden, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Mehrzahl der Mitarbeiter das sie auszeichnend Eigenartige, sofern davon schon bei jedem die Rede sein kann, in eigenen, inhaltlich reicheren Büchern klarer und selbstständiger zur Darstellung gebracht hat. Nach der manchmal schweren Lektüre dieses Buches bedauert man unwillkürlich, daß nicht Gutzkow vor vierzig oder, noch besser, Spielhagen vor dreißig Jahren eine ähnliche Prosa-Anthologie Mitstrebender veranlaßt haben. Jedenfalls ist in dieser Sammlung, so unterhaltend sie ist und für den Zeitbetrachter charakteristisch wertvoll, der schlummernde Leu, die Spur eines deutschen Zola oder Tolstoi, von Daudet und Turgenjew zu schweigen, noch nicht zu merken. Es wäre übrigens zu wünschen, daß der Band als notwendiges Supplement einen Nachfolger erhielte, worin nicht bloß die sogenannten Jüngeren zu Worte kämen, sondern auch andere, die der Richtung angehören und wie Fontane als Meister ihres Faches anerkannt sind. Freilich dürfte bei

der Vereinigung so heterogener Poetenelemente, die nur in Bezug auf Stilgefühl eine zwar merkwürdige, aber leicht erklärbare Einheitlichkeit verraten, gewiß manchem der Schlußvers aus Goethes „Ins Einzelne" einfallen:

> Du segelst her, der andre hin,
> Die Woge zu erproben,
> Und was erst eine Flotte schien,
> Ist ganz und gar zerstoben.

* * *

**Ernst Moritz Arndt.** Sein Leben und Arbeiten für Deutschlands Freiheit, Ehre, Einheit und Größe. Dargestellt von Rud. Thiele. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) — Gerade in der gegenwärtigen Zeit heißen wir das vorliegende Buch willkommen und wünschen ihm in weitesten Kreisen Verbreitung. Von einer Charakteristik der dichterischen Leistungen Arndts hat der Verfasser abgesehen; über den klassisch gewordenen Freiheitssänger gab es auch wenig Neues zu sagen. In der Darstellung der äußeren Lebensschicksale des vielgewanderten Mannes legt sich der Verfasser eine weise Beschränkung auf; den Hauptnachdruck legt er darauf, wie er schon im Nebentitel betont, uns Arndt als Politiker vorzuführen. Das vorhandene Material, wobei in erster Linie Arndts eigene Schriften auf diesem Gebiete zu benutzen waren, die, weil meist veraltet, kaum noch gelesen werden, hat Thiele zweckentsprechend berücksichtigt. So entstand ein Buch, das nicht bloß dem Politiker oder Geschichtsdarsteller populärer Werke treffliche Dienste zu leisten vermag, sondern das um seines Gegenstandes willen jedermann eine fesselnde Lektüre bietet und von neuem die alte Lehre giebt, auch für politische Verhältnisse, immer Maß zu halten und nie von der Heilkraft eines bloßen Schlagwortes im negativen oder positiven Sinne allzuviel zu erwarten. Zugleich wird an Arndts politischen Ideen und ihrer Entwickelung uns wieder einmal recht klar und faßlich die noch immer wirksame Bedeutung des alten Sprichwortes: Der Mensch denkt und Gott lenkt. Auch bei Arndt erscheinen für uns heute viele seiner politischen Ansichten über Neugestaltung deutscher und überhaupt europäischer Verhältnisse wie Hirngespinste eitler Stubenweisheit: es kam doch vieles ganz anders, als sich der große Patriot gedacht hat, und zwar nicht schlechter. Das hindert aber nicht, mancherlei Maßregelungen der damaligen Regierungen, die durchaus nicht klüger waren, sondern nur anders, meist verblendet egoistisch fühlten, gebührend zu brandmarken. Und die Geschichte hat wohl das Schönste über Arndts Thätigkeit auch als Politiker gesprochen, wenn sie uns eben neben dem Dichter den Namen des großen Deutschen und Vaterlandsfreundes bewahrt hat, während die Namen seiner großen und kleinen, von niedrigem Egoismus oder von Schmeichelei und Kurzsichtigkeit bethörten Gegner mit den ihrer Zeit recht klangvollen Namen und Lebensstellungen der gerechten Strafe des ewigen Vergessenseins überantwortet sind. Das Buch, in populär klarer Form geschrieben, ist zwar jedermann zu empfehlen, aber, wie noch erwähnt sei, durchaus nicht für die sogenannte reifere Jugend, welche für die hier behandelten Fragen doch noch kein Verständnis besitzen dürfte, auf die es sogar nur schädlich wirken könnte.

**Fürst Bismarck.** Eine historische Biographie von Charles Lowe. Autorisierte Übersetzung von Dr. Alb. Witte. (Leipzig, Georg Wigand.) — Wie bisher, vor dem Erscheinen von Hermann Grimms Vorlesungen über Goethe, das Buch eines Engländers als das vorzüglichste über Leben und Werke des deutschen Dichterfürsten anerkannt werden mußte, so darf man heute ohne Einschränkung dem vorliegenden Bande ein ähnliches Lob zu teil werden lassen und muß warten, bis sich der deutsche Gelehrte oder Politiker findet, welcher unseren Engländer durch Benutzung neuen Materials und in geistvoller, klar anschaulicher Schreibweise übertrumpft. Lowe hat sich schon früher, als Berliner Berichterstatter der „Times" und aufrichtiger Bewunderer Bismarcks als eines Heroen im Carlyleschen Sinne, bekannt gemacht. Bietet er auch jenen, welche Bismarcks Briefe und politische Reden kennen, eigentlich nichts Neues, so werden doch auch sie erfreut sein durch die Lebendigkeit und Prägnanz der Darstellung. Als Muster wollen wir von den zahlreichen Stellen dieser Art nur die eine aufs Geratewohl herausgreifen, die erste Begegnung mit dem damaligen Minister Jules Favre: „sie war dramatisch genug, diese denkwürdige Unterredung des deutschen Kanzlers mit dem französischen Minister. Der letztere, ein ziemlich großer Mann mit grauem Backenbart, einem etwas jüdischen Gesichtsausdruck und einer hängenden Unterlippe, zu Thränen, Gestikulationen und anderen dramatischen Manieren geneigt, voll Gemüt und dichterischen Gefühls, ein hochmütiger Bittsteller für sein überwältigtes Land; der erstere kalt und gebieterisch in dem Bewußtsein des Sieges und unwiderstehlicher Stärke, höflich aber fest, schrecklich geschäftsmäßig in jedem Wort und gegen den Anruf an seine Barmherzigkeit — in einem Falle, in dem Gerechtigkeit und Klugheit dem Mitgefühl geboten, die Ohren zu schließen — so taub wie Moloch gegen seine Opfer." Sehr überzeugend, auch das meist vernachlässigte psychologische, vielleicht den Ausschlag gebende Moment berücksichtigend, schildert der Verfasser die eigentlichen Gründe für die Entlassung des ehemaligen Reichskanzlers. — Erfreulich ist ferner, daß Lowe, unähnlich so vielen seiner Landesgenossen, niemals den hochmütigen Ton des Besserwissens und der spöttischen Verachtung anschlägt, wo es sich um Charakterisierung deutscher Verhältnisse handelt. Er ist sogar, weil tiefer Kenner, ein warmherziger Verehrer deutschen Denkens und Empfindens. Die herrlichen Schlußworte unseres nichtdeutschen Bismarckbiographen dürfte wohl jeder verständige Einheimische unterschreiben; auch sie mögen an dieser Stelle einen Platz finden: „So endigte die

amtliche Laufbahn Bismarcks, deren herrliche, unvergängliche Ergebnisse immer Gegenstand der Bewunderung bleiben werden, wenn die Erinnerung an unbedeutende, persönliche Schwächen, die immer mit den höchsten Formen menschlicher Größe verbunden sind, verschwunden sein werden, und diese größte Figur der modernen Zeit sich in dem mildernden und verklärenden Licht der Geschichte in ihrem wahren Verhältnis abheben wird." Wie die Übersetzung trefflich genannt werden kann, so ist auch das Porträt wohlgelungen, welches nach dem bekannten Bilde Franz von Lenbachs aus dem Jahre 1893 dem Buche vorangestellt ist. L.

* * *

**Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient.** Von Dr. Paul Keppler. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.) — Der Orient ist in neuerer Zeit vielfach das Ziel von Vergnügungsreisenden geworden, und nicht selten haben wir Berichte von Eindrücken, die der Orient auf den Abendländer macht, erhalten, so daß die Litteratur hierüber schon recht umfangreich geworden ist. Allerdings gewinnt man mitunter den Eindruck, daß die sogenannten Reiseeindrücke zum Teil erst in der Heimat auf Grund anderer Bücher gewonnen wurden, so daß ihnen das Ursprüngliche abgeht. Die Arbeit von Keppler darf zu diesen Büchern nicht gerechnet werden, wenn auch, wie es selbstverständlich ist, dann und wann Ergänzungen, besonders über wissenschaftliche Fragen, erst in der Heimat stattfinden können. Keppler beschreibt ausführlich seine Reise in Ägypten; er ist aber leider nach dem wundervollen Oberägypten mit seinen herrlichen Tempelbauten nicht gekommen. Was man über Kairo hier findet, ist indessen geeignet, ein anschauliches Bild von dieser Stadt zu geben. Der Verfasser schildert uns nicht nur die Stadt, sondern auch gewisse Bräuche der Einwohner, z. B. die bei einer arabischen Hochzeit, der beizuwohnen er Gelegenheit hatte. Von Ägypten führte den Verfasser, entsprechend dem gewöhnlichen Plan der Orientreisen, der Weg nach Palästina, von Jerusalem nach Damaskus und dann zurück über Griechenland nach Konstantinopel. Das Buch ist außerordentlich reizvoll geschrieben. Diejenigen sowohl, welche selbst den Orient kennen, als auch andere werden großes Vergnügen beim Lesen des Buches empfinden, dessen Verfasser offenbar nicht nur ein guter Beobachter ist, sondern auch die Fähigkeit besitzt, seine Reiseeindrücke andere mit genießen zu lassen.

* * *

**Einführung in das Studium der socialen Hygiene.** Geschichtliche Entwickelung und Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege von Dr. Alfred Rossig. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Rossigs Werk gehört zu den fleißigsten Arbeiten, die wir über Socialhygiene besitzen. Von der Socialhygiene der alten orientalischen Völker, der Chinesen und Inder, der Perser und Ägypter, berichtet Rossig viele Einzelheiten. Besonders ausführlich aber geht er auf die Socialhygiene der Juden ein, bei denen er das mosaische, das talmudische und das rabbinische Gesetz unterscheidet. Am Schluß kommt dann eine Zusammenfassung der Socialhygiene der Juden, die entschieden zu deren Gunsten ausfällt. Etwas stiefmütterlich ist anscheinend im Vergleich mit dem jüdischen Volke die Hygiene der Griechen und Römer behandelt; doch hat dies offenbar seinen Grund darin, daß die hygienischen Maßregeln dieser Völker viel weniger ausgebildet waren. Während im ersten Abschnitt die alten Völker besprochen sind, kommt der Verfasser im zweiten auf die modernen Völker zu sprechen. Rossig ist der Ansicht, daß das heutige Budget der Staaten durchaus nicht so viel für die Hygiene ausgiebt, wie notwendig wäre. Es sei erforderlich, daß die Staaten eine vollständig ausgebaute Gesetzgebung verfaßten und einen internationalen Sanitätscodex vereinbarten; der gesamte Verkehr sollte einer Sanitätskommission unterworfen werden. Die Wohnungsverhältnisse und andere Zustände ließen heute noch viel zu wünschen übrig. Es sei aber gerade auf diesen Punkt in Zukunft besonderes Gewicht zu legen. Rossig kommt auch auf die Bestrebungen der Vegetarier und der Naturärzte zu sprechen. Er glaubt, daß das Aufkommen und Umsichgreifen von deren Theorien eine große Bedeutung habe; wenn eine derartige internationale Bewegung entstanden sei, wie sie in der Geschichte noch nicht beobachtet wurde, so bekunde dies, daß der hygienische Gedanke im Schoße der Völker kräftig keime, und daß die Völker nach radikalen Mitteln zur Beseitigung ihrer physischen Leiden suchen. Mag man in einzelnen Punkten dem Verfasser nicht beistimmen — darüber ist wohl heute kein denkender Arzt mehr im Zweifel, daß der Kernpunkt der Gesundheit die Hygiene und die Vorbeugung gegen Krankheit ist, und daß es bei der Bewilligung genügender Geldmittel leichter wäre, die Menschheit vor Krankheit und Leiden zu schützen, als bestehende Krankheiten zu heilen. M.

* * *

## Erklärung.

In Bezug auf ein Referat über das Werk „Bericht über die von dem Verein der deutschen Irrenärzte in der Jahressitzung vom 25. Mai 1893 gefaßten Beschlüsse" (München, J. F. Lehmann), welches sich in der Juni-Nummer 1894 der Monatshefte befindet, ist uns von Herrn Pastor Bodelschwingh in Bielefeld ein umfangreiches Schreiben zugegangen, dem wir eine Stelle entnehmen, welche den Kernpunkt der dadurch beregten Frage betrifft.

„In Bezug auf die hier wiederum abgedruckte Behauptung, daß Herr Direktor Scholz die Bielefelder Schwestern entlassen mußte, hat der Vorstand der Bremer Krankenanstalt bereits im vorigen Herbst folgende Erklärung veröffentlicht.

Wir fügen nur hinzu, daß der Vorstand der Bremer Krankenanstalt damals, als wir gekündigt hatten, in weitgehendster Weise uns gebeten hat, die Schwestern dort zu belassen. — Herr Direktor Scholz hat zehn Jahre lang, bis zu der Stunde, wo wir gezwungen waren, unsere Schwestern wegzunehmen, die Pflege derselben in jeder Weise gerühmt. — Daß eine Geisteskranke ‚gemißhandelt' worden sei, ist nicht erwiesen, noch viel weniger, daß dieses ‚Prügeln' ‚gewohnheitsmäßig' geschehen sei!"

In der Anlage befindet sich eine Erklärung der Inspektion der Bremer Krankenanstalt, durch welche die Bemerkung des Herrn von Bodelschwingh bestätigt wird und welche wir hier gleichfalls abdrucken:

„Es ist in einer größeren Anzahl von Zeitungen die Nachricht verbreitet worden, daß die Bielefelder Diakonissen aus der Irrenabteilung des Bremer Krankenhauses entlassen seien, und daß die Ursache der Entlassung die schwere Mißhandlung einer Kranken gewesen.

Die Inspektion und Administration der städtischen Krankenstalt erklärt diese Nachricht für unwahr. — Die Bielefelder Diakonissen, die in der Irrenabteilung der Krankenanstalt seit einer Reihe von Jahren zu unserer vollen Befriedigung thätig gewesen sind, sind nicht von uns entlassen. Das Verhältnis derselben zu unserer Anstalt ist vielmehr durch ein Schreiben des Vorstandes der Westfälischen Diakonissenanstalt vom 18. Dezember 1889 bezüglich der Schwestern auf den 1. Juli 1890 gekündigt worden. Als Grund der Kündigung wurde lediglich der Umstand geltend gemacht, daß es dem Vorstande wegen der juridischen Verpflichtung, das große westfälische Krankenhaus zu Lengerich mit Schwesterkräften der Bielefelder Anstalt zu besetzen, leider unmöglich sei, seine Arbeit auf diesem Gebiet in Bremen fortzusetzen. Es sei dies um so weniger durchführbar, als sich der Vorstand verpflichtet habe, die damals sehr erweiterte chirurgische Abteilung der Bremer Krankenanstalt mit zwölf weiteren Schwestern zu besetzen.

Die Direktion und Administration der Krankenanstalt hat den Abgang lebhaft bedauert und will auch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit ausdrücklich zu bezeugen, daß die im allgemeinen Krankenhause, sowie im chirurgischen Krankenhause der Anstalt im Dienste gebliebenen Bielefelder Brüder und Schwestern bis in die neueste Zeit ihr Amt zu ihrer vollen Zufriedenheit versehen haben.

Bremen, den 23. Oktober 1893.

Die Inspektion und Administration der Krankenanstalt.

(gez.) H. Gröning. (gez.) F. Karsten.

Vorstehende Erklärung ist, wie wir erfahren, einstimmig abgegeben worden.

Bielefeld, im November 1893.

Der Vorstand der Westfälischen Diakonissenanstalt."

Unser Referent bemerkt hierzu:

„Gegenüber der Erklärung des Herrn Pastor Bodelschwingh muß ich bemerken, daß meine Notiz nur ein Referat über ein Buch war, in dem S. 34 die Behauptung aufgestellt war, die Diakonen und Diakonissinnen seien entlassen worden wegen schwerer Mißhandlung einer Kranken; dies sei der äußere Grund der Entlassung gewesen. Bei dieser Gelegenheit hätte sich herausgestellt, daß Prügel schon längere Zeit gewohnheitsmäßig ausgeteilt worden waren.

Ich habe nur nach dem zu besprechenden Buche referiert und habe am Schluß selbst meine Verwunderung ausgesprochen, daß keine Anzeige erstattet wurde, um die Sache gerichtlich klar zu stellen. M."



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.